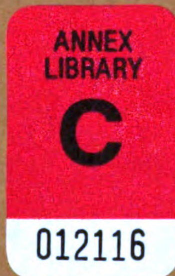

ANNEX
LIBRARY
C
012116




CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 069 328 833

DIE·WOCHE

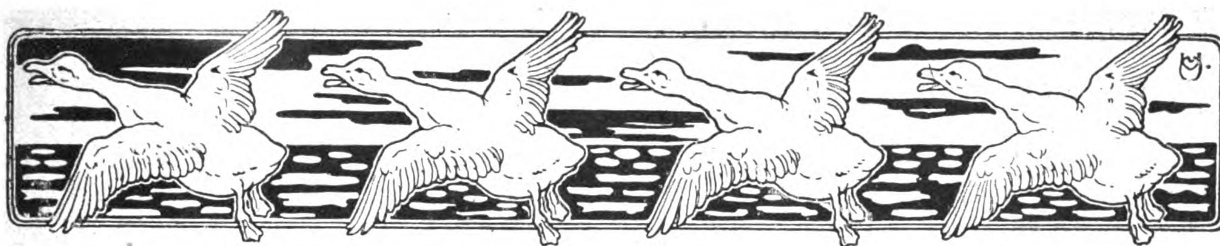
MODERNE ILLUSTRIERTE ZEITSCHRIFT

Band 4 (Heft 40—52)

vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1912.



Druck und Verlag von August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.



Sachregister.

Romane, Erzählungen und Skizzen.

Belehrende Aufsätze.

Unterhaltende Aufsätze.

Gedichte.

Komposition.

Ständige Rubriken.

Alphabetisches Register.

Die mit einem * versehenen Artikel sind illustriert.

A

B

C

D

M

N

O

P

Q

R

S

DIE·WOCHE

Nummer 40. Berlin, den 5. Oktober 1912. 14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 40.



Die sieben Tage der Woche.

26. September.

Die bayrische Kammer der Abgeordneten nimmt den vor kurzem abgelehnten Vertrag mit Preußen über die Preußisch-Süddeutsche Lotterie mit 87 gegen 83 Stimmen an.

Die vor Samos eingetroffenen englischen und französischen Kreuzer landen Truppen, um die Ruhe auf der Insel wiederherzustellen.

27. September.

Aus Spanien kommen Nachrichten über schwere Ausschreitungen streikender Eisenbahner. Ein von Barcelona nach Frankreich fahrender Zug wurde zur Entgleisung gebracht, wobei drei Personen das Leben verloren.

28. September.

Zur Milderung der Fleischnot wird für Preußen vorübergehend die Einfuhr frischen Fleisches aus verschiedenen Ländern, die Einfuhr von Schlachtrindern aus den Niederlanden und die Erhöhung des Kontingents russischer Schlachtschweine für das oberschlesische Industriegebiet gestattet. Außerdem werden Tarifermäßigungen zugestanden und die Rückerstattung eines Teils des Fleischzolls an Gemeinden.

In dem aus Anlaß der Vorgänge beim Ausschluß des Sozialdemokraten Borchardt von der Sitzung des preußischen Abgeordnetenhauses angestrengten Prozeß verurteilt das Berliner Landgericht den Abgeordneten Borchardt wegen Hausfriedensbruches und Widerstandes gegen die Staatsgewalt zu 100 Mark und den Abgeordneten Leinert wegen Widerstandes zu 50 Mark Geldstrafe.

Auf seinem Gut Groß-Peterwitz in Schlesien stirbt, 77 Jahre alt, der frühere Führer der Konservativen im Reichstag und preußischen Abgeordnetenhaus Graf Limburg-Stirum (Portr. S. 1676).

29. September.

Die Großherzogin Alexandra von Mecklenburg-Schwerin wird auf Schloß Ludwigslust von einem Sohn glücklich entbunden.

König Georg von Griechenland bricht seinen Aufenthalt in Kopenhagen plötzlich ab und reist nach Athen zurück (Abb. S. 1673).

In Saloniki werden mehrere Bombenanschläge verübt. Bei einem wird der Dolmetscher des deutschen Konsulats durch Splitter leicht verwundet.

Aus Schanghai wird gemeldet, daß durch eine Explosion im Pulvermagazin von Fautschöng in der Provinz Hupeh über hundert Personen getötet wurden.

30. September.

Aus Deutsch-Südwestafrika wird gemeldet, daß ein Reiter von der 9. Kompagnie der Schutztruppe auf einem Patrouillenritt am Auob, westlich von Hunirob, erschossen worden ist. Ein Gefreiter wird vermißt.

In Bulgarien, Serbien und Griechenland wird die Mobilmachung der Heere verfügt.

1. Oktober.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß Serbien der Türkei ein binnen 48 Stunden zu beantwortendes Ultimatum wegen der Durchfuhr serbischer Waffen gestellt hat.

2. Oktober.

Aus Konstantinopel kommt die Nachricht, daß der türkische Ministerrat beschlossen hat, die Forderung Serbiens auf ungehinderte Durchfuhr des serbischen Kriegsmaterials abzulehnen.



Die Ernährungsfrage keine Parteifrage.

Von Professor Dr. H. Dade,

Generalsekretär des Deutschen Landwirtschaftsrats.

Die deutsche Hausfrau hat zurzeit einen schweren Stand. Wer wollte das leugnen? Sie befindet sich nicht nur dem Fleischer, Gemüsehändler und Bäcker, sondern häufig auch ihrem Manne gegenüber in einer schwierigen Lage. Letzterer ist oft in puncto Wirtschaftsgeld etwas hartgesotten und traut seiner besseren Hälfte das Kunststück zu, mit dem bisherigen Wirtschaftsgeld trotz der gestiegenen Preise auszukommen und wie mit einem Zauberstabe das „Tischlein deck Dich“ in gewohnter Fülle und Güte herzurichten. Wer einseitig, sei es aus politischen oder sei es aus sonstigen Motiven, die Schuld an der Teurung allein dem Produzenten zuschiebt, trägt zur Befreiung aus der schwierigen Lage ebensowenig bei wie der, der die hohen Preise ausschließlich dem Zwischenhandel zuschreiben möchte. Das führt nicht zur Beruhigung, sondern vielmehr zur Erbitterung der Gemüter und peitscht die ohnehin schon erregten Leidenschaften noch mehr auf. Es muß deshalb als eine hohe nationale Aufgabe angesehen werden, durch gemeinsames Handeln aller Glieder vom Produzenten bis zum Konsumenten und durch objektive Stellungnahme und organisatorische Mitarbeit der Staats- und Stadtverwaltungen eine Besserung und Aussöhnung herbeizuführen. Gelingt dies nicht, so gehen wir bitterernsten Zeiten entgegen. Denn darüber sollte kein Zweifel mehr bestehen: das Problem der Lebensmittelversorgung ist für Deutschland mit seinen fast 70 Millionen Einwohnern nicht nur eines von den vielen Problemen, sondern es ist das Problem überhaupt. Ein so gewaltiges Problem, daß neben ihm alle anderen wirtschaftlichen, sozialen und politischen Fragen wie im fernen Nebel verschwinden. Warum?

Deutschland ist das Herz von Europa. Es bildet die Brücke, über die der Verkehr von Osten nach dem Westen,

vom Ural bis zum Atlantik, und von Norden nach dem Süden, vom baltischen Meer bis nach Nordafrika und Kleinasien führt. Es ist in der Geschichte stets die große Heerstraße der Völker und der Tummelplatz ihrer Kriege gewesen. Es hat sich nach allen Seiten wehren müssen und war meistens auf seine eigene Kraft angewiesen. Erst in neuester Zeit ist es ihm unter Wilhelm II. gelungen, seine von Natur überwiegend kontinentale Lage durch eine starke Flotte auszugleichen und damit den Weg zum Weltmeer, dem Ozean, zu bahnen. Aber es wird in seinem Kern ein kontinentaler Staat in der Mitte von Europa bleiben, dessen Selbständigkeit nicht nur auf der Stärke und Schlagfertigkeit seines Landheeres und seiner Flotte, sondern ebenso sehr auch auf der Sicherstellung der Volksernährung durch die einheimische Landwirtschaft gegründet ist. Wir leben seit einem Menschenalter in Frieden und machen uns vielfach nicht genügend klar, daß dieser Friede nicht ein glücklicher Zufall ist, sondern daß wir ihn im tiefsten Grunde nur unserer starken Rüstung zu Lande und zu Wasser verdanken. Zu dieser Rüstung gehören aber nicht nur Soldaten, Gewehre, Kanonen, Pulver und Kriegsschiffe, sondern in erster Linie Lebensmittel. Oder mit andern Worten: wir müssen die Garantie haben und erhalten, daß im Fall eines Krieges sowohl für Heer und Marine als auch für die gesamte übrige Bevölkerung nicht nur genügende Nahrungsmittel, sondern auch zu erschwinglichen Preisen vorhanden sind.

Es ist noch frisch in unserer Erinnerung, zu welchen Katastrophen der Bergarbeiter- und Hafenarbeiterstreik in England selbst zu Friedenzeiten geführt hat. Die Vorstellung, welche Szenen eine solche Gefährdung der Ernährung in dem meerumschlungenen und so stolzen Albion im Kriegsfalle hervorrufen würde, ist nicht nur für uns, sondern noch mehr für die englischen Volkswirte und Staatsmänner grauenerregend. England weiß, warum seine Flotte so groß sein muß. Für Deutschland mit seiner kontinentalen Lage und der politischen Gruppierung der es umgebenden Mächte würde deshalb die Abhängigkeit seiner Volksernährung von der überseeischen Zufuhr die schwächste Stelle schaffen und uns trotz aller blinkenden Waffen bald dem Feind überliefern. Davon ist nicht nur unsere Heeres- und Marineverwaltung überzeugt, sondern auch das Ausland, besonders Frankreich, das infolge seiner stationären Bevölkerung in der Ernährung ganz unabhängig dasteht und deshalb uns gegenüber einen nicht zu unterschätzenden Vorzug besitzt. In diesem Zusammenhange rückt das politische Bündnis zwischen England und Frankreich, dessen Spitze gegen uns gerichtet ist, erst in die richtige Beleuchtung.

Damit erhält aber das Problem der Lebensmittelversorgung eine ganz andere Seite. Es ist nun nicht mehr eine spezielle Frage der agrarischen Interessenpolitik, sondern eine allgemeine nationale Frage in des Wortes höchster Bedeutung, es ist die Lebensfrage des deutschen Volkes und der deutschen Nation. Auch die Erleichterung der Einfuhr von Lebensmitteln, wie insbesondere von lebendem Vieh und von Fleisch in gekühltem oder gefrorenem Zustand, ist jetzt nicht mehr allein vom landwirtschaftlichen Standpunkt zu beantworten. Sie ist lediglich von der Frage abhängig, welche Lebensmittelpreise können der deutschen Bevölkerung unbeschadet ihrer physischen Kraft und Gesundheit mit Rücksicht auf die im militärisch-strategischen Interesse notwendige Unabhängigkeit vom Auslande noch zugemutet werden, und von der weiteren Frage, ob eine Erleichterung der Einfuhr überhaupt zu einer nennenswerten Verbilligung der Ernährung führen würde. Dies sind die beiden Hauptfragen, von deren Beantwortung alles abhängt.

Wenn ich hierbei die Frage der Ernährungsmöglichkeit durch den eigenen Kulturboden nicht in den Vordergrund stelle, so geschieht dies deshalb, weil es außer allem Zweifel steht, daß die einheimische Landwirtschaft nach den technischen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte auch künftig so viel Brotgetreide, Schlachtvieh, Milch und Kartoffeln mehr liefern kann, daß Deutschland in diesen elementaren Nahrungsmitteln vom Auslande relativ so unabhängig bleiben würde wie bisher. Jedenfalls muß die deutsche Agrarpolitik in erster Linie rücksichtslos auf dieses Ziel eingestellt sein. Dabei ist noch angenommen, daß die Bevölkerung sich jährlich in der bisherigen Stärke, also um zirka 800,000 Personen, vermehrt. Sollte die jährliche Vermehrung, wie es leider bevorzustehen scheint, stetig unter diese Zahl sinken, so ist die obige Aufgabe von der eigenen Landwirtschaft noch leichter zu lösen. Es ist auch von militärisch-strategischem Standpunkte nicht unbedingt erforderlich, daß der gesamte Nahrungsbedarf um jeden Preis von der einheimischen Landwirtschaft gedeckt werden muß, es handelt sich vielmehr nur darum, die relative Abhängigkeit des deutschen Volkes in der Ernährung vom Auslande nicht viel größer werden zu lassen als bisher. Wir decken jetzt 88 Prozent des gesamten Bedarfs an Roggen und Weizen und 95 Prozent der Fleischmenge, so daß nur 12 Prozent des Brotbedarfs und 5 Prozent des Fleischverbrauchs einzuführen sind. Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, daß etwa ein Drittel des Weizenkonsums aus dem Auslande bezogen wird, und daß die Schlachtvieh- und Milchproduktion zum Teil von der Einfuhr von Futtermitteln, wie von Kleie, Ölkuchen, Mais, Futtergerste usw., abhängig geworden ist, deren Wert im letzten Jahr zirka 800 Millionen Mark erreicht hat. Demgegenüber muß England gegen 80 Prozent seines Brotkorns und etwa die Hälfte seines Fleischbedarfs einführen.

Hiernach darf die militärisch-strategische Lage Deutschlands zurzeit noch als eine relativ günstige angesehen werden, besonders wenn man bedenkt, daß wir mit der wichtigsten Brotfrucht, dem Roggen, den gesamten Brotbedarf decken könnten, und daß im Kriegsfalle der vorhandene Viehbestand eine starke Reserve bilden und der Fleischbedarf der Armee außerdem noch durch Konservenvorräte gesichert sein würde. Da indes das Brotkorn und das übrige Getreide jährlich neu erzeugt werden müssen und nicht in großen Vorräten für mehrere Jahre aufgespeichert werden können, ist die Sicherung des Getreidebedarfs in militärisch-strategischem und damit nationalem Interesse die wichtigste Aufgabe, noch viel wichtiger als die Deckung des Fleischbedarfs. Damit der Leser sich eine Vorstellung machen kann, welche Mengen Getreide und Furage für die Naturalverpflegung des Heeres im Krieg nötig sind, seien nach dem Etat des Reichsheeres, der alljährlich dem Reichstag vorgelegt wird, folgende Angaben berechnet. Nehmen wir an, daß das Heer im Kriege die dreifache Stärke des stehenden Heeres hat, etwa zwei Millionen Mann, so würde der jährliche Kriegsbedarf sein: 15,000 Tonnen Weizen, 430,000 Tonnen Roggen, 870,000 Tonnen Hafer, 430,000 Tonnen Heu und 550,000 Tonnen Stroh. Wenn man bedenkt, daß die deutsche Landwirtschaft allein jährlich im Durchschnitt 10 Millionen Tonnen Roggen, 4 Millionen Tonnen Weizen, 8 Millionen

Tonnen Hafer und 37 Millionen Tonnen Heu hervorbringt, so wird man für die Verproviantierung unseres Heeres und unserer Marine im Kriege, selbst wenn er im Frühjahr ausbrechen sollte, unbesorgt sein können. Es ist aber schon oben darauf hingewiesen, daß es sich im Kriege nicht nur um die Ernährung der zwei Millionen Krieger, sondern ebenso um die Versorgung der daheimgebliebenen 64 Millionen Menschen handelt. Die Armee und Marine werden auf Kosten des Staates verpflegt; die übrige Bevölkerung muß ihre Ernährung auch zu Kriegszeiten wie im Frieden aus eigener Tasche zahlen. Dies führt uns auf die Preisfrage der Lebensmittel.

Die deutsche Hausfrau, die mir bisher gefolgt ist, wird vielleicht sagen: „Ja, das klingt alles recht schön, aber damit bekomme ich keine billigeren Lebensmittel." Ganz richtig. Ich könnte nun, wenn auch sie die Landwirtschaft als den Sündenbock hinstellen wollte, darauf hinweisen, daß die Fleischpreise in noch viel stärkerem Grad gestiegen sind als die Viehpreise, wenn auch nicht zu leugnen ist, daß die Viehpreise in diesem Sommer und Herbst eine Höhe wie niemals zuvor erreicht haben, eine Folge der Futternot und der Maul- und Klauenseuche im vorigen Erntejahre. Ich könnte weiter hervorheben, daß von dem Preise, den die Hausfrau im Schlächterladen für ein Pfund Fleisch zahlt, der Landwirt nur etwa die Hälfte erhält, die übrige Hälfte muß sie lediglich für die Kosten der Vermittlung zahlen. Das ist kein Vorwurf, nur eine Tatsache. Für den Fall, daß die Hausfrau billigere Lebensmittel aus dem Auslande erwarten sollte, wäre ich versucht, sie darauf aufmerksam zu machen, daß im Auslande die Vieh- und Fleischpreise vielfach noch stärker gestiegen sind als bei uns. So sind in London die Preise für englisches Rindfleisch gegenüber dem Vorjahr um 20 Prozent, für gefrorenes argentinisches und australisches Rindfleisch sogar um 30 Prozent und für gefrorenes argentinisches, australisches und neuseeländisches Hammelfleisch um über 20 Prozent gestiegen. Ähnlich ist es in Frankreich, Dänemark, in den Vereinigten Staaten und anderen Ländern. Doch ist ja hierüber in letzter Zeit schon so viel in den Zeitungen berichtet, daß diese kurze Anmerkung genügen wird. Es sei nur noch ein Land im Osten erwähnt, weil dort nicht Brot, Fleisch und Kartoffeln, sondern der Reis das wichtigste Nahrungsmittel bildet. In Japan ist der Reispreis in diesem Jahre doppelt so hoch wie im Vorjahre. Im Juni d. J. wurden zwölf Reisgroßhändler verhaftet und die Reisbörsen in Tokio, Nagasaki und Osaka geschlossen. Aber auch das hat nichts genutzt, der Preis blieb ebenso hoch, und zu einer Abschaffung des Einfuhrzolles auf Reis hat sich die Regierung nicht entschließen können, nachdem sie damit vor einigen Jahren, ähnlich wie in Frankreich mit der Abschaffung des Weizenzolles, nicht den geringsten Preisrückgang erzielt hatte.

Daraus ergibt sich aber auch, daß das Heilmittel gegen die Teurung verschiedener Lebensmittel nicht in der Erleichterung der Einfuhr, sondern auf die Dauer nur in der weiteren Steigerung der Bodenerträge und der Viehproduktion im eigenen Lande und in einer zweckmäßigeren Organisation der Vermittlung der Erzeugnisse vom Produzenten an die Konsumenten erblickt werden kann. Hierzu sollten alle Kreise sich die Hände reichen, es würde dies nicht nur im Interesse der Landwirtschaft und der Industrie, sondern auch im nationalen und militärisch - strategischen Interesse liegen. Im übrigen sollte man sich aber auch vor einer übertriebenen Schilderung der Teurung hüten, da sie sie nicht lindert, sondern nur noch verschärft. Leider ist die amtliche Statistik der Kleinhandelspreise wenig zuverlässig und reicht selten in frühere Zeiten zurück. Es gibt jedoch eine Statistik der Lebensmittelpreise, in der der Einfluß der Produktion ohne den Aufschlag des Zwischenhandels und der Zwischengewerbe am klarsten zum Ausdruck kommt. Es sind dies die Preise der Kruppschen Konsumanstalt in Essen:

Periode	1 Pfd. Schwarzbrot Pf.	1 Ztr. Kartoffeln M.	1 Pfd. Zucker Pf.	1 Pfd. Weizenmehl Pf.	1 Pfd. Buchweizen Pf.	1 Pfd. Erbsen Pf.
1872—1880	8,1	3,58	52	18	15	14
1881—1890	7,6	3,12	37	15	13	13
1891—1900	7,1	3,05	30	13	13	14
1901—1910	7,7	3,22	27	15	15	15
1911	8,6	3,70	25	16	15	19

Periode	1 Pfd. Speck Pf.	1 Pfd. Rindfleisch Pf.	1 Pfd. Schweinefleisch Pf.	1 Pfd. Kalbfleisch Pf.	1 Pfd. Hammelfleisch Pf.	1 Pfd. Schmalz Pf.
1872—1880	75	58	71	58	67	57
1881—1890	77	58	67	60	59	53
1891—1900	75	62	69	63	56	48
1901—1910	88	66	82	82	63	62
1911	85	75	90	100	65	61

Aus dieser kleinen Übersicht ergibt sich, daß zwei wichtige Nahrungsmittel, Brot und Kartoffeln, dank der enormen Steigerung der Bodenerträge im Durchschnitt während der letzten 40 Jahre im Preise eher gesunken als gestiegen sind. Wenn sie trotzdem anderswo teurer geworden sind, so hat damit die Landwirtschaft nichts zu tun. Zu bemerken ist noch, daß der durchschnittliche Tageslohn bei Krupp von 3.50 M. in den 70er Jahren auf 5.60 M. im Jahre 1911 gestiegen ist!

In Berlin dagegen ist der Ladenpreis für ein Pfund Roggenbrot von 11 Pf. in den 80er Jahren auf 14 Pf. in den letzten Jahren gestiegen, dementsprechend das durchschnittliche Gewicht des 50 - Pfennig - Brotes von 2.40 Kilogramm in den 80er Jahren auf 1.80 Kilogramm gesunken. Der Gewichtsunterschied zwischen den an demselben Tag gekauften 50 - Pfennig-Broten schwankt in den Berliner Bäckereien zwischen 0.76 bis 1.04 Kilogramm und der Preisunterschied zwischen 7 bis 9 Pfennig für ein Pfund. Dies ist amtlich festgestellt. Das soll kein Vorwurf gegen die Bäcker sein; die Erscheinung mag als eine Folge der gestiegenen Mieten und Löhne erklärt werden, aber man lasse dabei die Landwirte gefälligst aus dem Spiele!

Solange die Staats- und Städteverwaltungen nicht an die Organisationsfrage des Verkehrs mit Lebensmitteln herangehen, so lange sollten sie auch Bedenken tragen, die Erleichterung der Einfuhr aus dem Ausland als Heilmittel zu empfehlen. Dies gilt vor allem für die Zulassung des überseeischen Gefrierfleisches unter Preisgabe wichtiger hygienischer Bestimmungen des Fleischbeschaugesetzes. Treten sie trotzdem dafür ein, so kann ihnen der Vorwurf nicht erspart werden, daß sie das Wohl der ihnen anvertrauten Millionen Konsumenten sowie das Lebensinteresse der Landwirtschaft und des Staates dem Geschäftsinteresse einiger tausend Gewerbetreibenden und des auswärtigen Handels geopfert haben. Was soll der deutschen Hausfrau die vermehrte Einfuhr von Lebens-

mitteln nützen, wenn sie nicht die Garantie hat, im nächsten Laden Fleisch von der gleichen Güte billiger als bisher kaufen zu können, oder wenn sie nach einem vorübergehenden Preisrückgang doch wieder den früheren Preis oder gar noch einen höheren zahlen muß? Oder will man der Hausfrau zumuten, daß sie und ihre Familie mit minderwertigem Fleisch zufrieden sein soll?

Betrachtet man hiernach die preußischen Maßnahmen gegen die Teurung, so sind sie, abgesehen von den Eisenbahntarifbestimmungen, nicht ohne schwere Bedenken, da ihr Erfolg infolge der Fleischknappheit und Fleischteurung im Ausland als sehr zweifelhaft angesehen werden muß, sie aber zu einer starken Beunruhigung der Millionen inländischer Viehzüchter und Viehmäster beitragen werden und dadurch die Fleischversorgung erst recht in Frage stellen. Auf den ersten Blick kann man die Vorschrift begrüßen, daß das eingeführte Fleisch zu einem unter behördlicher Mitwirkung festgesetzten niedrigeren Preis an die Verbraucher verkauft werden soll. Doch ist dies der folgenschwerste Punkt der gesamten Maßnahmen. Das Auslandsfleisch erhält also eine behördliche Bescheinigung über seine Preiswürdigkeit, während die 3½ Millionen Tonnen Inlandsfleisch nach wie vor der freien Preisspekulation im Kleinhandel überlassen bleiben. Dann muß auch die behördliche Preiskontrolle für das Inlandsfleisch eingeführt werden. Würde man sie schon eingeführt haben, hätte wohl niemand an Teurungsmaßnahmen zu denken brauchen.

Es ist deshalb dankbar zu begrüßen, daß einige Städteverwaltungen mit fester Hand in die Organisation des Verkehrs mit Lebensmitteln eingegriffen haben. So hat die Stadt Ulm mit einer Schweinezucht-Genossenschaft, die in der Nähe der Stadt von Landwirten gegründet ist, einen Vertrag geschlossen, nach dem die Genossenschaft der Stadt jährlich 2000 Schweine im Gewicht von je 110 Kilogramm, das sind 10 Prozent des jährlichen Schweinefleischkonsums, zum festen Preis von 50 Mark für den Zentner Lebendgewicht, zunächst auf fünf Jahre, liefert. Die Stadt selbst gibt die Schweine an Schlächter ab, die sich verpflichten, das Fleisch zum festen Ladenpreis zu verkaufen, der nach dem obigen Einkaufspreis etwa 75 bis 80 Pf. für das Pfund betragen würde. Vielleicht liegt hierin ein Fingerzeig, in welcher Richtung sich die Organisation weiter zu bewegen hat. Der Landwirtschaft ist jedenfalls mit mittleren, festen Preisen mehr gedient, als in der Ungewißheit über den Preis züchten und mästen zu müssen.

Ob die Verhältnisse künftig einmal zu monopolartigen Einrichtungen mit behördlicher Fixierung der Viehpreise für die Produzenten und der Fleischpreise für die Konsumenten führen werden, ist vorläufig noch nicht zu beurteilen. Jedenfalls muß man den Tatsachen fest ins Antlitz schauen und vor den Konsequenzen nicht zurückschrecken. Ruhiges Blut, eiserne Nerven und festes Rückgrat müssen unsere Staatsmänner haben, wenn sie in dem politischen Wirrwarr unserer Tage das Staatsschiff mit sicherem Blick zum Wohl des Ganzen lenken sollen.

Die deutsche Schule im Ausland.

Von Schulrat Prof. Dr. Jakob Wychgram, Lübeck.

Ein großes Volk, das zum Nationalstaat vereinigt ist, muß es als ein Lebensbedürfnis empfinden, die aus politischen und wirtschaftlichen Gründen abgesplitterten Teile in seiner Sphäre zu erhalten. Es ist mit diesen Teilen nicht wie mit Satelliten, die nach Naturgesetzen das Muttergestirn umkreisen und sich gar nicht aus seinem Einfluß herausbewegen können. Überließe man jene abgesplitterten Stammesgenossen dem Naturlauf, so würden sie in einem Menschenalter für uns verloren sein; und tatsächlich haben wir den Verlust von Millionen Deutscher zu beklagen gehabt, die in Wesen und Sitte fremden Volkstums aufgegangen sind. Weitschauende Patrioten haben schon in den Zeiten unserer nationalen Zersplitterung mit Schmerzen die ideellen und wirtschaftlichen Schäden dieses Prozesses erkannt. Kein Geringerer als der große Seher Friedrich List hat schon 1846 sich mit dem Plan beschäftigt, den Strom der schwäbischen Auswanderer von Amerika abzulenken und sie zur Ansiedlung in den Ländern längs der Donau bis ans Schwarze Meer zu bewegen und so ein kompaktes, mit dem Mutterland in steter Fühlung bleibendes Deutschtum dort zu organisieren.

Groß sind die Schwierigkeiten, die sich der Erhaltung unseres Volkstums im Ausland entgegenstellen. Der Deutsche wird Bürger eines fremden Staats, er hat dessen Gesetze zu befolgen, von seinen Einrichtungen Gebrauch zu machen; wirtschaftliche und persönliche Interessen verknüpfen ihn mit dem neuen Boden und den neuen Mitbürgern; die fremde Sprache ist das unerläßliche Verkehrsmittel. Und wenn auch der erwachsene Auswanderer an den Erinnerungen der Heimat und der Jugend noch einen starken Halt hat, seine Kinder spüren doch den Hauch des Deutschtums nur noch mittelbar, ihre Welt ist schon die Fremde.

So müssen die Bestrebungen auf Erhaltung des Deutschtums da einsetzen, wo alle Zukunftsbestrebungen überhaupt am wirksamsten zu beginnen haben: in der Schule. Es gilt, die Jugend immer aufs neue in der deutschen Atmosphäre heimisch zu halten. Andere Nationen haben für ihre Angehörigen im Ausland das lange geübt, besonders Frankreich, das arme Italien und das kleine Rumänien haben seit Jahrzehnten Millionen über Millionen für ihre Auslandschulen aufgewendet. Aber auch wir dürfen, seit der Reichsgründung, wohl mit Stolz auf das Erreichte sehen, auch wenn noch unendlich viel zu tun ist und immer zu tun bleiben wird. Während vor 1870 die Zahl der Auslandschulen etwa 60 betrug, darunter auch einige bereits aus dem achtzehnten Jahrhundert stammende (Kopenhagen, London, Bukarest), ist sie seit 1870 auf mehr als tausend gestiegen! Die Unterstützungsumme für diese Anstalten im Reichsbudget betrug 1904: 500 000 Mark, 1912: eine Million, und wird sicherlich noch sehr steigen. Dazu kommen zahlreiche Zuwendungen von Privatpersonen, sowohl im Reich als im Ausland selbst, und — als Wertvollstes — die starke moralische Unterstützung durch die Behörden des Reichs und der Einzelstaaten. In letzterer Beziehung sei nur erwähnt, daß mehrere Bundesstaaten, voran Preußen und die Hansastädte, sich bereiterklärt haben, Lehrer und Lehrerinnen auf beliebige Zeit für den Auslanddienst zu beurlauben und sie nach ihrer Rückkehr mit allen früher erworbenen Rechten wieder im heimischen Schuldienst an-

zustellen, eine Maßregel von unschätzbarer Bedeutung für das innere Gedeihen der Auslandschulen. Auch ist es von segensreichstem Einfluß, daß fast überall die deutschen Konsuln als Mitglieder der Schulvorstände tätigen Anteil an der Entwicklung nehmen; hierzu hat seinerzeit der Fürst Bülow die Anregung gegeben.

Jene tausend deutschen Schulen sind über den ganzen Erdball verstreut: in Chile gibt es vierzig, darunter eine besonders wohlgestellte in der südlichsten Stadt der Erde Punta Arenas; in Südafrika ebenso viele, in Australien siebzig, in Argentinien fast in jedem Ort eine; sehr groß, aber nicht genau zu bestimmen ist ihre Zahl in Brasilien; in Kleinasien nehmen sie von Jahr zu Jahr zu, in Syrien und Palästina zählt man ihrer acht, in Ägypten drei; in Japan, China, Persien, Neuseeland, Mexiko, Guatemala, Venezuela, Peru, Uruguay, Paraguay, überall haben sich Deutsche zusammengetan, um ihren Kindern die Sprache der Heimat und damit das hauptsächlichste Band mit dem Deutschtum zu erhalten.

Im europäischen Ausland sind die deutschen Schulen naturgemäß weniger zahlreich als im überseeischen. Gründung und Gedeihen sind sehr abhängig von der Stellung der Landesregierungen. Während z. B. in Holland die Bestimmung, daß jede Unterrichtstätigkeit von der vorherigen Ableistung einer inländischen Lehramtsprüfung abhängt, äußerst hinderlich ist, hat sich das deutsche Schulwesen im benachbarten Belgien ohne alle Hindernisse zur schönsten Blüte entwickeln können. Ebenso in Rumänien, obgleich dort eine regelmäßige, wenn auch sehr rücksichtsvolle Beaufsichtigung durch die Landesschulbehörden stattfindet. Auch in der Türkei blühen die deutschen Schulen. Dagegen bestehen in den großen Kulturstaaten verhältnismäßig wenige, in Großbritannien, alles in allem, kaum zwanzig, in Frankreich nur eine (von der evangelischen Gemeinde in Paris erhaltene). Letzteres hat wohl seine Gründe in politischen Rücksichten, auch spielt das gut organisierte und dabei billige staatliche Unterrichtswesen Frankreichs eine Rolle. In den skandinavischen Ländern hängt die geringe Entwicklung der deutschen Auslandschulen mit dem Umstand zusammen, daß in den öffentlichen Schulen meistens das Deutsche als Unterrichtsfach auftritt, nur in Kopenhagen, wo die Zahl der Deutschen sehr groß ist, hat die deutsche Schule größeren Umfang gewonnen. Dagegen finden sich in Italien zahlreiche Anstalten, besonders in den großen Städten.

Nach ihrer Organisation bieten die Auslandschulen ein sehr buntes Bild. Nichts ist natürlicher, als daß die einzelnen Gemeinden oder Schulvereine die Anstalten so ausbilden, wie es ihren besonderen Bedürfnissen entspricht. In den brasilianischen Urwäldern sind es kleine und kleinste Gebilde, meist nur mit dem Notdürftigsten ausgestattet. In den großen und größeren Städten begegnen wir umfangreichen Schulsystemen, die zum Teil in prächtigen Gebäuden untergebracht sind, so in Teheran, in Madrid, in Rom, in Alexandrien; in Buenos Aires haben die beiden deutschen Schulen einen Gebäudewert von einer Million Mark; in Bukarest besitzt die evangelische Gemeinde einen Gebäudekomplex, in dem eine Volksschule, eine Realschule, eine höhere Mädchenschule, eine Handelsschule, ein Kindergarten, ein Heim und alle erforderlichen Nebenräume untergebracht sind. Die Freude an diesen Erfolgen darf aber unsern Blick nicht ablenken von der großen Hilfsbedürftigkeit anderer Schulen, die oft schwer um ihre Existenz ringen und sich mit trübseliger Unterkunft begnügen müssen. Hier zu helfen, ist eine schöne Aufgabe der begüterten Deutschen, besonders der Tausende, die im Ausland ihr Glück gemacht haben und nun die Früchte ihres Fleißes und vielleicht günstiger Zufälle in der Heimat genießen!

Die zahlreichen Deutschen, die im Ausland wohnen müssen, aber die Reichsangehörigkeit behalten haben, auch ihre Söhne in unserer Armee dienen lassen wollen, haben das größte Interesse daran, daß sie ihren Kindern eine Schulerziehung angedeihen lassen, die sie zu den im Vaterland üblichen Berechtigungen führt. Auch hierfür ist seit geraumer Zeit gesorgt. Im Jahr 1893 hat die erste deutsche Auslandschule, die zu Konstantinopel, das Recht zur Ausstellung von Einjährig-Freiwilligen-Scheinen erhalten. Ihr sind eine erhebliche Zahl anderer gefolgt. Bis 1911: Brüssel, Antwerpen, Bukarest, Mailand, Genua, Buenos Aires, Madrid; viele andere haben die entsprechenden Anträge bereits gestellt. Das Verfahren bei der Verleihung der Berechtigungen ist ähnlich wie im Inland; die Anstalten werden durch einen deutschen Schulverwaltungsbeamten einer Revision unterzogen, und die Abgangsprüfung findet unter seinem Vorsitz statt.

Ihrer inneren schultechnischen Struktur nach sind natürlich die meisten Auslandschulen Volksschulen, je nach dem Bedürfnis ein- oder mehrklassige; jedoch, wie schon aus der Bemerkung über die Berechtigungen hervorgeht, sind auch zahlreiche höhere Lehranstalten vorhanden. Von diesen sind einige in einer Vielseitigkeit und Vollkommenheit entwickelt, daß sie den besten und größten einheimischen Schulen ebenbürtig erscheinen. Wir erwähnen nur als Beispiel die „Allgemeine deutsche Schule" in Antwerpen, die unter der Leitung eines hervorragenden tatkräftigen Direktors eine glänzende Entwicklung genommen hat; sie umfaßt eine vollständige Oberrealschule, eine höhere Mädchenschule mit Frauenschule und Studienanstalt sowie einen Kindergarten; insgesamt werden diese Schulen von 813 Schülern und Schülerinnen besucht, von denen 77 Prozent von deutschen Eltern stammen. Es sei hier bemerkt, daß unsere Auslandschulen nicht ausschließlich von Deutschen besucht werden; vielmehr besteht an manchen Orten auch in weiten Kreisen der nichtdeutschen Familien der Wunsch und die Gepflogenheit, ihre Kinder in die deutsche Schule zu schicken: ein Beweis für die wachsende Notwendigkeit, unsere Sprache zu erlernen, und noch mehr für die Güte des Unterrichts, den unsere Landsleute dort organisiert haben und unsere Lehrer erteilen. Daß solche Schulen, über ihren nächsten Zweck hinauswirkend, ausgezeichnete Mittel zur Hebung des deutschen Ansehens und Einflusses sind, liegt auf der Hand.

In unterrichtlicher Beziehung ist natürlich die mechanische Übertragung einheimischer Einrichtungen auf die Auslandschulen schlechterdings unmöglich. Hier handelt es sich darum, die Lehrpläne und Lehrmethoden den jeweiligen Verhältnissen anzupassen. Schon die Tatsache, daß nicht nur deutsche, sondern auch fremde Schüler mitunterrichtet werden, zwingt zu besonderen methodischen Maßnahmen; ebenso die Rücksicht auf die Unterrichtsgesetze der fremden Länder und auf die Notwendigkeit der gleichzeitigen Einführung in die Landessprache und in die Landesgeschichte und -geographie. So ist es gänzlich ausgeschlossen, für alle Auslandschulen, selbst wenn sie äußerlich, d. h. nach Klassen- und Lehrerzahl, ganz gleich organisiert wären, einen einheitlichen Lehrplan aufzustellen. Trotzdem ist es erfreulich, daß gewisse allgemeine Probleme, die aus dem überall zutreffenden

Umstand erwachsen, daß die Schulen nationale Aufgaben auf internationalem Boden zu erledigen haben, in letzter Zeit zur Erörterung gestellt werden. Es ist z. B. nicht möglich, deutsche Geschichte so zu lehren, wie das in der Heimat geschieht, wo die Personen und Zustände früherer Zeit noch jedem in vielfachen Erinnerungen gewissermaßen vor Augen stehen; daher ist es ein nützliches Unternehmen der Vereine deutscher Lehrer im Ausland, für diesen Unterricht — und ähnlich ist es mit dem geographischen — allgemeine Richtlinien aufzustellen. Auch wird die „staatsbürgerliche Erziehung", für die jetzt bei uns allenthalben ein so lebhaftes Interesse besteht, im Ausland andere Ziele und Wege haben müssen als im Inland. Ferner wird vielfach erwogen, wie man dem Übelstand begegnen könne, daß in den Auslandschulen viele Kinder sitzen, die das Deutsche nicht oder nur sehr mangelhaft beherrschen und wenigstens in den ersten Jahren den Unterrichtsgang verlangsamen; man ist darum in zahlreichen Anstalten dazu übergegangen, für die noch nicht Schulpflichtigen Kindergärten einzurichten. Hier wird die deutsche Sprache auf angenehmstem Wege den in diesem Alter noch besonders empfänglichen Kindern nahegebracht. Daß die Auslandschulen auch besonderer Lehr- und Lernmittel bedürfen, ist klar; der Natur der Sache gemäß müssen viele von diesen aber auf das betreffende Land besondere Rücksicht nehmen, und darin liegt die große Schwierigkeit ihrer Herstellung, denn es können immer nur relativ kleine Auflagen gedruckt werden. Oft greift hier der Verein für das Deutschtum im Ausland helfend ein: so hat seine Hamburger Ortsgruppe eine Schulwandkarte und eine deutsch geschriebene Landeskunde von Brasilien herstellen lassen für die dortigen deutschen Schulen. Eine rühmenswerte Tat!

Wir sagten schon zu Anfang unserer leider nur kurzen Mitteilungen, durch die wir die Aufmerksamkeit weitester Volkskreise auf diese große nationale Sache lenken wollen, daß den deutschen Schulvereinen und den andern Vereinigungen, die die Schulen gründen und halten, der Dank aller Vaterlandsfreunde gebührt, nicht minder den Regierungen des Reiches und mancher Einzelstaaten. Aber wir dürfen nicht vergessen, der schönen Erfolge zu gedenken, die die an den Auslandschulen wirkenden deutschen Lehrer und Lehrerinnen durch ihren Idealismus und ihre aufopfernde Arbeit erreicht haben. Leider sind die Verhältnisse dieser Lehrkräfte, abgesehen von denen, die durch Urlaub des Bundesstaates sichergestellt sind, noch nicht so, wie sie sein sollten. Aber auch hier bereiten sich befriedigende Lösungen vor, nachdem eine Reihe von Auslandlehrern sich zu Vereinen zusammengeschlossen und auf die wunden Punkte hingewiesen haben. Die Sympathie aller vaterländisch Gesinnten wird ihnen nicht fehlen, und der Umstand, daß im Auswärtigen Amt ein sachkundiger und tatkräftiger Beamter mit den Verhältnissen der Auslandschulen bekannt ist, wird von gutem Einfluß sein. Für den gesamten Fortschritt des Deutschtums wird es die größte Bedeutung haben, daß durch Sicherung der wirtschaftlichen und sozialen Stellung der Auslandlehrer an vielen Schulen der starke Lehrerwechsel beseitigt und in die Verhältnisse eine wohltätige Kontinuität gebracht wird. Von einigen Seiten ist zu diesem Zweck die Errichtung eines Reichsschulamtes vorgeschlagen worden, in dem, nach dem Muster der „Amministrazione scolastica centrale" in Italien, alle Auslandschulsachen vereinigt werden sollen. Wir können hier nicht auf die Erörterung dieses Gedankens eingehen, wollen aber nicht unbemerkt lassen, daß ihm auch erhebliche Bedenken entgegenstehen und daß die bisherigen guten Erfolge doch wohl den Wunsch nahelegen, wenigstens zunächst lieber einen Ausbau des bewährten Verfahrens anzustreben.

Die Pflege des deutschen Auslandschulwesens ist eine Angelegenheit von allergrößter nationaler Bedeutung. Vor allen Dingen sollte sich jeder Vaterlandsfreund eine Kenntnis des bisher in stiller, opferreicher Arbeit Erreichten verschaffen. Hierzu sollen diese Zeilen die Anregung geben. Wer weitere Aufschlüsse wünscht, wendet sich am besten zunächst an folgende Schriften: Amrhein, „Die deutsche Schule im Ausland" (Sammlung Goeschen, 1905; enthält freilich nicht die neuesten Zustände, aber eine gute Einleitung in die grundlegenden Fragen), und die Zeitschrift: „Die deutsche Schule im Ausland".

An tausend Punkten der Erde kämpft die Schule den Kampf für den deutschen Namen und Einfluß mit den friedlichen Waffen des Gedankens und der Gesittung. Für uns aber, die wir in der Heimat die Segnungen deutscher Kultur genießen, heißt es auch im Hinblick auf jene tapferen Pioniere: Gedenke, daß du ein Deutscher bist!

Berliner Potpourri.

Hierzu 6 Abbildungen.



Phot. Intern. Illustr.-Verlag.

Ein billiges Nahrungsmittel in teuren Zeiten: Pilzsucherinnen im Grunewald.

Das Berliner Potpourri hebt mit einem Andante, zu deutsch „im Gehschritt", an. Und zwar geht es auf die Pilzjagd. Ein förmlicher Heerhaufen hat sich noch im Morgendämmer aus den Federn und auf die Beine gemacht, in den Grunewald hinaus, wo in diesem Jahr eine Menge von Pilzen aus dem kargen märkischen Land emporgeschossen ist. Das dankt man dem beharrlichen Regen. Apropos! Sie haben gewiß schon die Aehnlichkeit zwischen den ausgereiften Pilzen und den aufgespannten Regenschirmen bemerkt. Hier waltet offenbar ein von der Natur beabsichtigter, aber noch unaufgeklärter Zusammenhang vor. Weiter reicht diese Verwandtschaft allerdings nicht. So z. B. hat noch niemand die



Phot. Boll.

Buddhastatue
auf der Ostasiatischen Ausstellung in der Kgl. Akademie der Künste.

Regenschirme in genießbare und in ungenießbare eingeteilt. Anderseits kennt unsere Sprache keinen Glücksparapluie, aber sehr wohl einen „Glückspilz". Ein solcher Glückspilz scheint mir auch der Jockei Archibald zu sein, der letzten Sonntag auf der Grunewaldbahn mit Royal-Blue das deutsche Saint-Leger gewann. Vierzigtausend Mark hat sich in einer knappen Viertelstunde dieses dreijährige Pferd verdient. Wieviel wird es erst verdienen, wenn es einmal dreißig Jahre alt ist und einen ganzen Tag rennt! Milliarden! Mir schwindelt, wenn ich daran denke.

Und während westlich von Berlin das Saint-Leger gelaufen wurde, nahm im Osten, spreewärts, ein anderes, ausgedehnteres Sportfest seinen Anfang. In Johannisthal begann die Herbstflugwoche, deren interessanteste Programmnummer diesmal der Versuch ist, aus Aeroplanen Bomben auf maskierte Luftschiffe zu werfen. Maskiert hin, maskiert her, die Sache ist ein bißchen ungemütlich. Und wenn Buddha heute, nach 2472 Jahren, Lust bekäme, noch einmal als weißer Elefant vom Himmel zu fallen, müßte er sich immerhin vor den Luftbomben sehr in acht nehmen. Aber damals bestand diese Gefahr noch nicht. Das sieht man den verschiedenen Buddhas, die jetzt in der Sonnabend eröffneten Ostasiatischen Ausstellung der Königlichen Akademie der Künste versammelt sind, deutlich an. Sonst würden sie nicht alle so überaus sorglos dreinschauen und mit einem Bäuchlein prunken, das man nur bei absoluter Ruhe ansetzen kann. Merkwürdig, wie jede Zeit ihre besonderen Heilmittel hat! Wenn heutzutage jemand einen solchen Umfang annimmt, geht er nach Marienbad; damals stiftete er eine Religion und verflüchtigte sich zu Nirwana. Das war eine viel gründlichere Abmagerung. Und man sparte obendrein die Kurtaxe.

Jedenfalls haben die Berliner in dieser Ausstellung eine Gelegenheit mehr, ihren Hunger nach exotischen Kunsteindrücken zu stillen. Die Theater nehmen schon lange auf diesen Geschmack Bedacht. Kein Jahr vergeht, ohne uns ein paar Stücke russischer Herkunft oder wenigstens russischen Inhalts zu bringen. Nach der „Macht der Finsternis", dem „Nachtasyl", dem „Revisor" u. a. mehr stehen jetzt gar gleich zwei Russenstücke auf der Bühne. Im Lessingtheater wird Birinskis „Narrentanz" und im Komödienhaus „Die Zarin" von Lengyel und Biro gespielt. Und das russische Ballett ist auch jeden Winter da! Richard Wagner schimpfte einst über „das Judentum in der Musik". Damit ist es vorbei. Es scheint, daß zum Ersatz das „Juchtentum im Drama" an die Reihe kommen soll. S. F.



Wurfgeschosse zum Abwerfen
aus dem Aeroplan.
Von der Herbstflugwoche in Johannisthal.



Illustr.-Photo-Verlag.

Der Sieger im deutschen Saint-Leger „Royal-Blue" unter Jockei Archibald.
Rennen auf der Grunewaldbahn.

Unsere Bilder

Die Mobilmachung der Balkanstaaten (Abb. S. 1672 u. 1673), die zurzeit, wo diese Zeilen in Druck gehen, soeben angeordnet ist, hat überraschend gewirkt. Allen Mahnungen der Großmächte zum Trotz haben die Könige von Bulgarien und Serbien die Mobilmachung ihrer Armeen beschlossen. Griechen-

land und Montenegro sind ihrem Beispiel gefolgt, und die Türkei hat ihre Rüstungen gleichfalls vervollständigt. Wenn diese Zeilen erscheinen, wird es entschieden sein, ob Krieg, ob Frieden, eine Frage, bei der Oesterreich-Ungarn wohl ein wichtiges Wort mitzusprechen hätte. Minister des Aeußern Graf Berchtold, der Chef des Generalstabs Graf Schemua und der Kriegsminister General von Auffenberg sind die Männer, die zurzeit Oesterreich-Ungarns äußere Politik und Wehrkraft repräsentieren.



Phot. Bender & Maaß.
„Narrentanz" von Leo Birinski im Lessingtheater.
Paula Eberty (Frau Elisaweta) und Herr Stieler (Kosakow).



Phot. Atelier Rembrandt.
„Die Zarin" im Komödienhaus: Adele Hartwig (×) in der Titelrolle.

Die Beisetzung Frhr. Marschall von Biebersteins (Abb. S. 1671 u. 1672) fand, einem Wunsch des Entschlafenen entsprechend, in aller Stille auf seinem Gut Neuershausen bei Freiburg i. Br. statt. Als Vertreter des Deutschen Kaisers war der Reichskanzler von Bethmann Hollweg anwesend, und der König von England hatte Lord Acton entsandt. Der Großherzog von Baden nahm selbst an der Trauerfeierlichkeit teil. Auch in London fand in der deutschen Kirche auf Brompton Road zu Ehren des Verstorbenen ein Trauergottesdienst statt.

Mulay Youssef (Abb. S. 1677), der neue Sultan von Marokko, ist von den meisten Distrikten seines Landes als Herrscher anerkannt worden und hat den Thron seiner Väter bestiegen. Unser Bild zeigt den neuen Herrscher von Marokko nach seiner ersten Audienz zwischen dem französischen Vizekonsul M. Mercier und dem General Gourand.

Großfürstin Stana Nikolajewna (Abb. S. 1675) hat an der Seite ihres Gemahls, des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, an den diesjährigen französischen Manövern an der Ostgrenze teilgenommen. Unser Bild zeigt die Großfürstin in Begleitung eines französischen Offiziers, der ihr in der Ferne die Türme von Metz weist.

Die Beisetzung des Mikado (Abb. S. 1676) hat mit den vorgeschriebenen pomphaften Zeremonien im Mausoleum von Momojama stattgefunden. Drei Tage dauerten die Festlichkeiten für die Beisetzung der sterblichen Hülle des Kaisers Mutsuhito. Unser Bild zeigt den von 6 Ochsen gezogenen Leichenwagen auf dem Weg zum Paradefeld in Tokio; von hier erfolgte dann die weitere Ueberführung der Leiche nach Kioto.

Die Thomasschule in Leipzig (Abb. S. 1676) feierte jüngst das 700jährige Jubiläum ihres Bestehens. Zahlreiche ehemalige Schüler waren aus allen Teilen Deutschlands zu den Festlichkeiten erschienen.

Der Frauenstimmrechts-Kongreß (Abb. S. 1674), der kürzlich in München unter dem Vorsitz von Frau Dr. Anita Augspurg tagte, hatte alle Anhänger des Frauenstimmrechts nach Bayerns Hauptstadt gerufen. U. a. wurde eine Demonstrationsfahrt durch die Straßen Münchens unternommen.

Mlle. de Valentinois (Abb. S. 1674), deren Bild wir bringen, ist vielleicht dereinst berufen, den Thron des Fürstentums Monaco zu besteigen. Da nach Erlöschen des regierenden Hauses in Monaco die Monarchie auf die weibliche Nachkommenschaft übergeht, so kommt Mlle. de Valentinois, falls sich das Gerücht von ihrer Adoptierung bewahrheitet, für die Thronfolge des Fürstentums in Frage.

Personalien (Abb. S. 1676 u. 1678). Zum Staatsminister im Herzogtum Sachsen-Altenburg ist der bisherige Kaiserliche Gesandte in Abessinien Dr. Robert Scheller-Steinwartz ernannt worden. Der verdiente Diplomat, der sich am Hof Meneliks sehr ausgezeichnet hat, steht im 45. Lebensjahr. — Der Landtag von Schwarzburg-Rudolstadt ist plötzlich vertagt worden. Staatsminister Freiherr v. d. Recke verkündete die Vertagung mit der Begründung, daß hinsichtlich des Etats zurzeit keine genügenden Aussichten auf Verständigung vorhanden seien. — Zum Gesandten am deutschen Kaiserhof ist von den Machthabern in Lissabon Sidonio Paes ernannt worden. Der neue Gesandte ist nicht aus den Kreisen der Diplomatie hervorgegangen, sondern Professor der Mathematik. — Einer unserer bekanntesten Pianisten Professor Emil Sauer wird am 8. Oktober 50 Jahre alt. Als Direktor einer Meisterschule für Klavierspiel wurde Sauer im Jahr 1902 nach Wien berufen. — Kommerzienrat Max Elb, Seniorchef der bekannten Glühstoffgesellschaft Max Elb G. m. b. H. in Dresden, feierte vor kurzem sein 40jähriges Berufsjubiläum. — Sir Robert Baden-Powell hat sich vor kurzem mit Miß Olave Soames, einer anmutigen Erscheinung der englischen Gesellschaft, verlobt.

Todesfälle (Abb. S. 1676). Graf Friedrich Wilhelm von Limburg-Stirum ist vor kurzem auf seinem Gut Groß-Peterwitz gestorben. Er war ein Menschenalter hindurch Mitglied des Reichstags und des Abgeordnetenhauses und gehörte in beiden Parlamenten der deutsch-konservativen Partei an. — Der Erfinder der Autotypie, Georg Meisenbach, ist im 72. Lebensjahr in Emmering bei München gestorben. Er unternahm als erster Versuche, auf photochemischem Wege nach Originalbildern Druckplatten herzustellen.

Die Toten der Woche

Geh. Reg.-Rat Prof. Emil Dietrich, ehemaliger Lehrer an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, † in Misdroy am 26. September im Alter von 68 Jahren.

Graf Friedrich Wilhelm von Limburg-Stirum, bekannter Parlamentarier, † in Groß-Peterwitz am 28. September im Alter von 77 Jahren (Portr. S. 1676).

Georg Meisenbach, Erfinder der Autotypie, † in Emmering bei München am 25. September (Portr. S. 1676).

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Hermann Munk, bedeutender Physiologe, † in Berlin am 1. Oktober im 74. Lebensjahr.

Nummer 40. DIE WOCHE Bilder vom Tage Seite 1671.

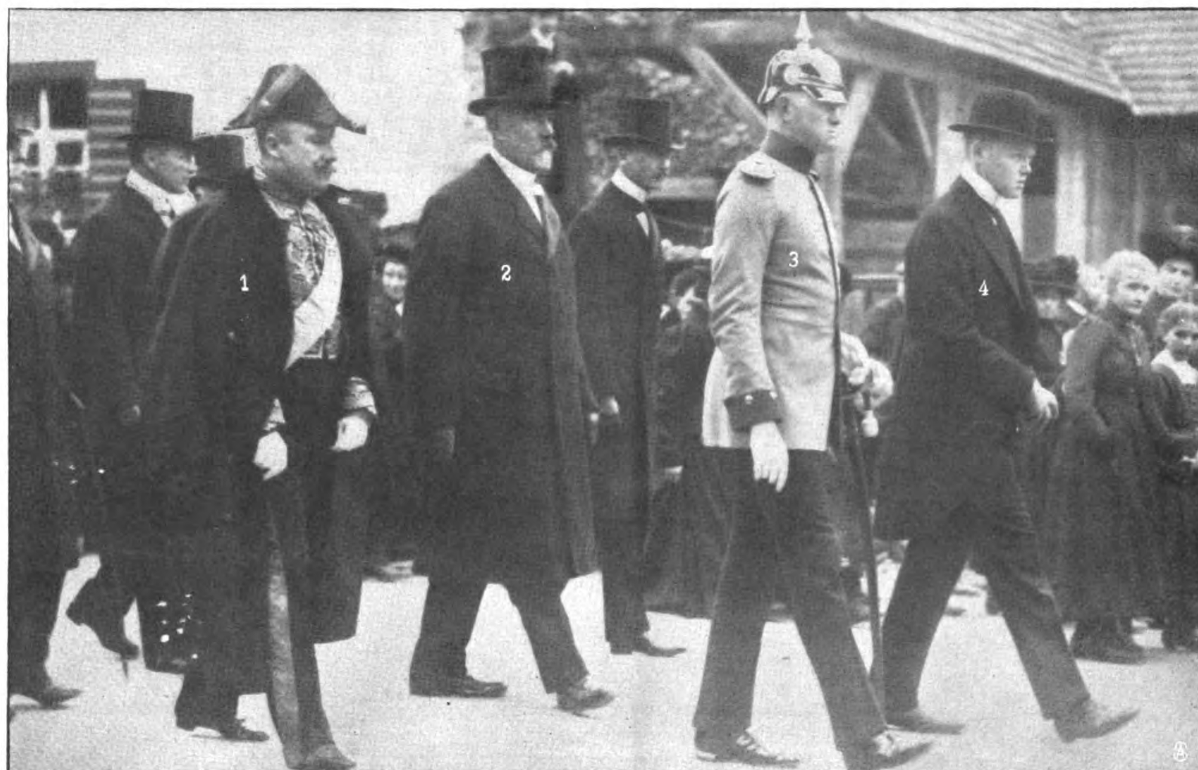


Phot. Warning.

1. Botschaftsrat v. Kühlmann. 2. Der franz. Botschafter M. Cambon. 3. Der amerik. Botschafter Mr. Reid. 4. Der japan. Botschafter Baron Kato.

Diplomatische Würdenträger vor der deutschen Kirche.

Trauerfeier für den Botschafter Freiherrn von Marschall in London.



Phot. Benninghoven.

1. Lord Acton, der Abgesandte des Königs von England. 2. Reichskanzler v. Bethmann Hollweg. 3. u. 4. Söhne des verstorbenen Botschafters.

Beisetzung des Botschafters Freiherrn von Marschall in Neuershausen (Baden): Der Trauerzug.



Hofphot. Schöfer.

Ritter von Auffenberg,
der österreichisch-ungarische Kriegsminister.



Graf Berchtold,
der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern.



Blasius von Schemua,
der österreichisch-ungarische Generalstabschef.



Generalmajor Nikyphorow,
der bulgarische Kriegsminister.



General Putnik,
der serbische Kriegsminister.



Nasim-Pascha,
der türkische Kriegsminister.



Ahmed Muktar-Pascha,
der türkische Großwesir.

Zu den Mobilmachungen der Balkanstaaten.


Nikolaus I., König von Montenegro.


Muhammed V.,
Kaiser der Osmanen.


Peter I., König von Serbien.


Kronprinz Boris von Bulgarien.


Phot. Karastojanow.
Ferdinand,
König der Bulgaren.


Kronprinz Alexander von Serbien.


J. S. Geschow,
bulgarischer Gesandter in Berlin.


König Georg von Griechenland,
auf der Durchreise nach Athen in Berlin.


Nikola Pasitsch,
serbischer Ministerpräsident.


Hofphot. T. H. Voigt
Kronprinz Konstantin
von Griechenland.


E. Venizelos,
griechischer Ministerpräsident.

Zu den Mobilmachungen der Balkanstaaten.



Phot. Georges Detaille, Monte Carlo.

Mlle. de Valentinois, die Tochter des Erbprinzen von Monaco, die für die Thronfolge des Fürstentums in Frage kommt.





Frau Dr. Anita Augspurg (×), Vorsitzende bei der Demonstrationsfahrt.
Unteres Bild: Demonstrationsfahrt durch die Straßen Münchens.
Vom Frauenstimmrechtskongreß in München.
Presse-Foto-Verl.



Phot. Liégeois.

Großfürstin Stana Nikolajewna sucht an der lothring. Grenze mit dem Fernstecher die Türme von Metz.

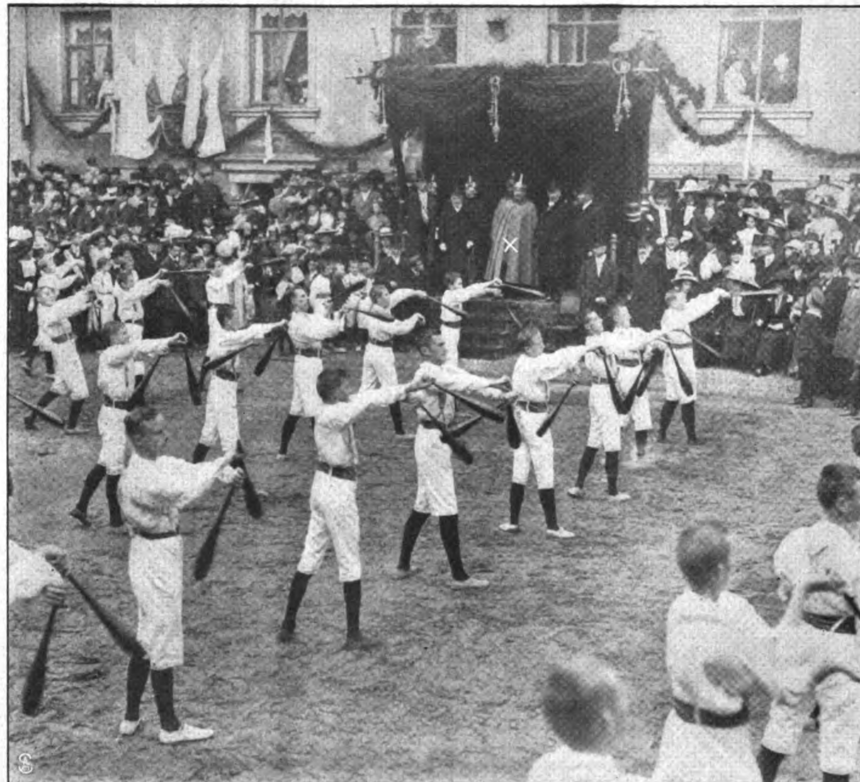
Eine Prinzessin des russischen Kaiserhauses bei den französischen Manövern.



Georg Meisenbach †
Der Erfinder der Autotypie.



Friedr. Graf v. Limburg-Stirum †
Der frühere langjährige konserv. Abgeordnete.



Phot. B. J.-G.

Der König von Sachsen (×) besichtigt die Freiübungen der Schüler.
Vom 700jährigen Jubiläum der Thomasschule in Leipzig.



Der von 6 Ochsen gezogene Leichenwagen auf dem Wege zum Paradefeld bei Tokio.
Die Beisetzung des Mikados: Ueberführung der Leiche von Tokio nach Kioto.

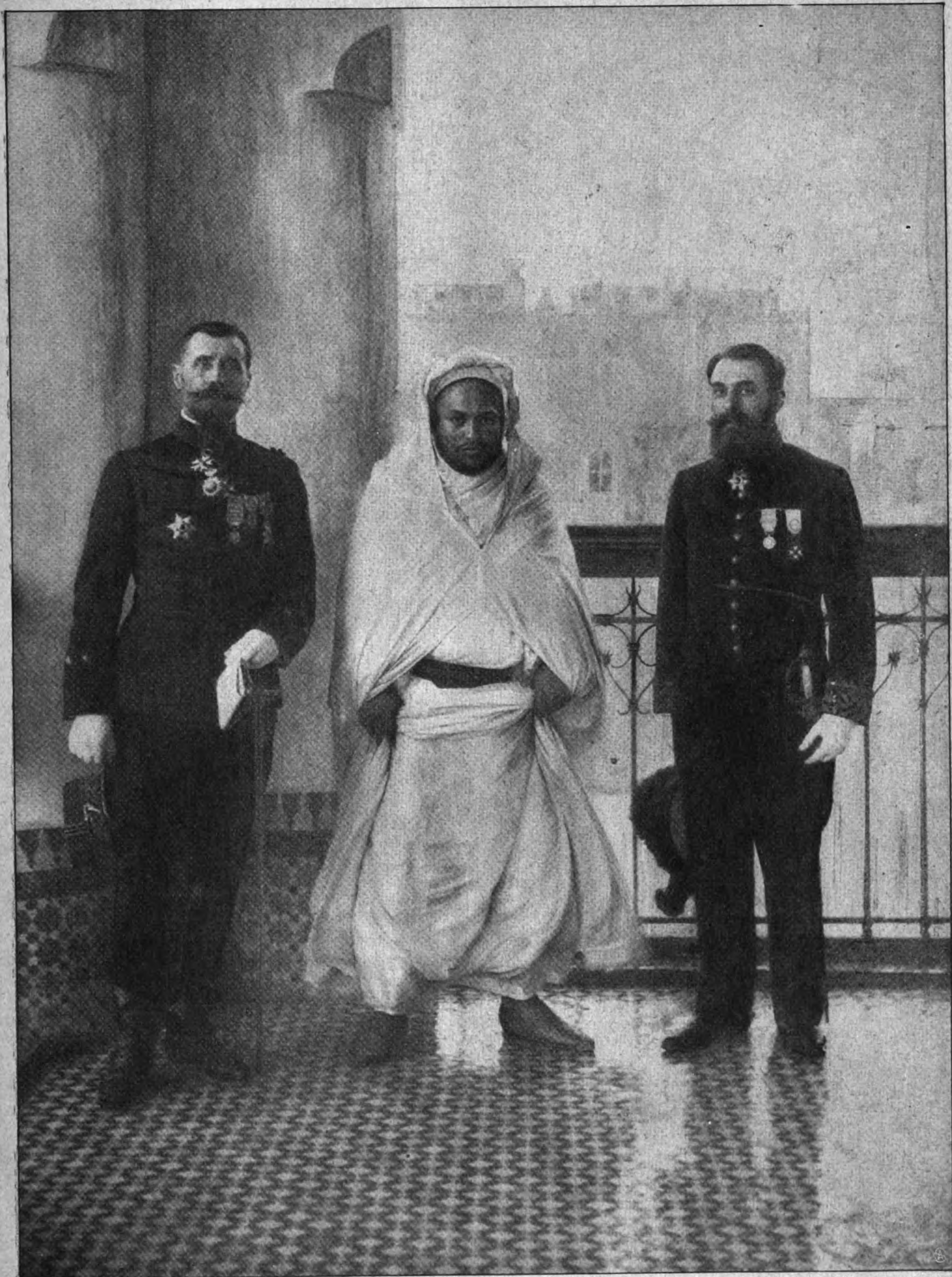


Kommerzienrat M. Elb.
Der bekannte Dresdner Industrielle feierte sein 40jähriges Berufsjubiläum.



Phot. Erfurth.

Emil Sauer.
Der geschätzte Pianist feiert seinen 50. Geburtstag.



Phot. London Electrotype Agency.

General Gourand. Mulay Youssef. M. Mercier, franz. Vizekonsul.

Der neue Herrscher von Marokko: Mulay Youssef nach der ersten Audienz.

Phot. Benninghoven. Phot. Preß Picture Agency.

Lt. Gen. Baden-Powell (×) u. seine Braut besuchen die Jacht der Boy Scouts in Greenwich. Nebenst.: **Miß Olave Soames, die Braut.**

Zur Verlobung Sir Robert Baden-Powells, des Begründers der englischen Jugendwehr.



Professor Sidonio Paes.

Der neue portugiesische Gesandte in Berlin



Hofphot. Gebr. Hirsch.

Dr. Robert Scheller-Steinwartz.

Der neue herzogl. Staatsminister in Sachsen-Altenburg.



Hofphot. [illegible]

Staatsminister Frhr. v. d. Recke.

Zur Vertagung des schwarzburg-rudolstädtischen [illegible]dtages.

Gerold Beckhusen.

Roman von

Wilhelm Schaer.

5. Fortsetzung.

Alles, was Gerold durch den Sinn zog, teilte er Freuke mit. „Wenn mich mein Reichtum neuerdings beglückt, wem verdanke ich's?" frohlockte er schließlich. „Schön, du antwortest mir durch ein Lächeln, durch einen herzhaften Händedruck! Die Gelegenheit muß ich beim Schopf nehmen! Schnell, schnell! Denn sieh" — er griff sich in die Brusttasche der Joppe — „das habe ich als Ersatz für den verlorenen Schmuck geholt!"

Freuke prallte überrascht zurück. In dem Kästchen lag eine Brillantbrosche, die unter dem jäh aufleuchtenden Blitz in allen Farben spielte.

„Nein — nein, Gerold! Solch große Kostbarkeit hab ich noch nie besessen! Es ist ja genau wie — wie eine Sonne oder wie ein Stern!"

Er nickte zu allem und sah dabei das beschenkte Mädchen im verstärkten Dämmer des aufsteigenden Wetters ebenso glücklich wie in höchster Spannung an.

Wenn ich sein Geschenk annehme, dachte Freuke, ohne den Blick von dem Schmuckkasten in ihrer Hand lassen zu können, muß ich die Folgen auf mich nehmen. So viel ist gewiß. Das kann der Geber von mir verlangen!

Der Werber auf der Bank neben ihr war ihr ganz nahegerückt.

Sie wich nicht vor ihm zurück.

Doch Gerold empfand unter einer leichten Enttäuschung, daß Freuke ihren Gedanken einen gewaltsamen Stoß hatte geben müssen, als sie, leicht aufzuckend, fast herb erklärte: „Ich nehme an! Und weißt du — was das heißt? Es bedeutet unsere Verlobung!"

Er hatte den Schluß nicht anders erwartet. Dennoch entfuhr ihm ein dumpfer Aufschrei; halb war es wie ein Seufzer der Erleichterung. Er riß Freuke an sich und küßte sie fest auf den Mund.

Aber sie küßte ihn nicht wieder.

Da schalt er, mühsam scherzend: „Böses Herz, sei doch nicht so! Bräute küssen den Bräutigam wieder!"

„Das werde ich auch tun und mich nicht zieren. Freilich erst, wenn ich mir ein Verlobungsgeschenk selber von dir erbeten habe und du es mir gewährt hast!"

„Gefällt dir das meine denn nicht?"

„O doch, doch — sehr! Nur, ich habe mir fest vorgenommen, mir selber etwas von dir zu erbitten, bevor ich mich dir so ganz — bedenke! — auf Leben und Tod verschreibe. Heute kenne ich meine Wünsche noch gar nicht einmal! Aber es werden sehr viele und große sein! Ach Gott — du bist ein wunderlicher, sehr wunderlicher Mensch trotz all deiner Vorzüge und trotz deines guten Herzens und deiner ewigen Geberlaune!"

Dann nach kurzer Unterbrechung: „Komm, Gerold! Nur auf Abschlag, damit du siehst, wie ehrlich ich's meine, und damit du wieder ein glückliches Gesicht machst! Hm — ja, mir ahnt — kann es zwar hier unter der Linde im Dustern nicht mehr erkennen — daß du eine höchst trübselige Miene aufsteckst! Hast es durch dein großes, reiches, herrliches Geschenk wahrlich um mich verdient: nimm!" Sie gab ihm flink einen Kuß zurück.

Und weil sie seinen Mund, nicht die Wange getroffen hatte, war er es zufrieden.

Sie umfaßten sich vertraulich, traten so unter dem Baum hervor, auf dessen Blätterdach die ersten Regentropfen fielen, und eilten trotz der überall grell aufzuckenden Blitze und trotz des im Scheunen- und Tennentor versammelten Gesindes den kurzen Weg Arm in Arm heim.

Nach aufklärenden Gewitterschauern lächelte der Septembermond. Er hielt, was er den Marschbauern versprochen hatte. Er sorgte für Dauerwetter. Die Bestellung ging ohne Schwierigkeit vonstatten. Das Vieh genoß Sonnenschein und Trockenheit auf den Weiden, und die Hüter freuten sich mit ihm.

Freuke tat alles, um den Hofherrn vor grüblerischen Stimmungen zu bewahren. An den Füßen klobiges Schuhzeug und in der Hand den Sprungstock tragend, damit sie als treuer Kamerad ihres Führers jeden Wassergraben nehmen könne, durchstreifte sie stundenlang Wiesen und Weiden. „Nach den Rindern sehen?" Und noch jedesmal war Freuke auf Gerolds Frage schnell dazu bereitgewesen.

Heute ging ihre Springtour über die eigene und über die Sandstedter Gemarkung hinaus bis an die Rechtenflether Grenze. Dort lag seit letzter Woche das Fettvieh in der Pachtkoppel, da die Weiden in der Nähe des Hofes zufolge der Trockenheit schneller als sonst abgegrast waren.

Als das Paar sein Ziel erreicht hatte und nach dem Dorf hinübersah, winkte ihm ein behäbig dastehender Mann mit seinem breitrandigen Strohhut.

„Der Onkel!" entfuhr es Freuke. „Na — das ist 'ne nette Geschichte. Mir schlägt das Gewissen. Bin damals vielleicht zu empfindlich gewesen! Hab während der ganzen Zeit immer nur die Magd zur Nachfrage hinübergeschickt. Hab mich selber dort nie blicken lassen."

„Schaff dir 'n dickes Fell an! — Hilft nichts — rüber!" befahl ihr Begleiter.

Er nahm den nächsten Graben, und — ihm nach setzte Freuke.

„Seid mir ein sauberes Paar!" begrüßte sie Onkel Allmers. „Na — und du, Springinsfeld? Mädchen, hast uns denn rein vergessen? Wir alten Leute — hm, ja — können mit der Jugend von heute nicht mehr recht Schritt halten! Unser Junge ist auch wieder weg! Mäd-

chen, hast der Tante doch damals die Strafpredigt unterm Weihnachtsbaum nicht übelgenommen? Kannst dich heute auf 'ne viel gesalzenere gefaßt machen! Oder hast so lange auf unsern Gegenbesuch gelauert? Alte Leute, alte Leute! Mutter übrigens liegt heute zu Bett!"

„Dann wollen wir lieber nicht stören!"

„Ei, ei, mein Schelm, so was gibt's nicht. Vertrag dich mit der Tante. Dank es dem Zufall. Denn mündliche Aussprache ist besser. Hättest im andern Fall sicher von ihr noch was Schriftliches bekommen! "

Freuke zögerte noch immer. Aber sie erkannte, daß jede Weigerung nutzlos sein würde, zumal der Onkel darauf bestand, dem Neffen seinen neuen holländischen Zuchtbullen zu zeigen.

So gab sie nach.

Ihr Besuch währte nicht lange. Als Onkel und Neffe nach einem halben Stündchen wirtschaftlichen Geplauders die Wohnstube betraten, saß Freuke dort schon zum Aufbruch bereit.

Der Hofherr gab den Verwandten durch den Garten das Geleit.

Wenige Augenblicke später stand das Paar auf dem Deich allein.

Dem Führer ahnte nichts; er hatte aus Freukes Schweigsamkeit kein Arg. Er schritt munter vorwärts und blickte auf die Weser hinab, die wasserarm, wie seit langem nicht mehr, zwischen ihren Ufern dahinfloß. Außerdem Ebbe! Jeder Sandhügel — jede einzelne Plane dem Auge erkennbar.

„Jämmerlich!" meinte der junge Deichgraf. „Wozu da noch 'ne Herbstschau? Das Herz der guten Weser schläft! Vor zehn Jahren, als sie endlich mal aufmuckte, hockte ich noch auf der Schulbank. Kriegte rein gar nichts davon zu sehen! Prahlerei ist bei uns Marschbauern von jeher an der Tagesordnung gewesen. Hätte der selige Vater nicht selber das Deichamt geführt, so würde ich sämtliche Heldentaten für Schwindel erklären!"

Da hinter ihm alles so eigen stumm blieb, schaute sich der Sprecher schließlich nach seiner Begleiterin um. „Was ist mit dir? Siehst ja verärgert — ganz blaß in die Welt! Den Deubel auch, wer hat dir was getan? Ich pack ihn!"

Sein Verteidigungsmut ihretwegen schmeichelte Freuke doch. So konnte sie lachen.

Ihr Frohsinn währte freilich nur kurz, denn Zorn und Scham über das, was sie über sich hatte ergehen lassen müssen, warfen harte Schatten über ihr Gesicht.

„Hör, Gerold", begann sie tief aufatmend. „Verschweigen kann ich es dir ja am Ende nicht! Lisette, das verlogene Ding, hat mein Vertrauen mißbraucht! Während ihrer Botengänge sind wir von ihr verklatscht worden. Die Tante hat mich nach allem befragt. Sie hat wissen wollen, ob es wahr sei, daß wir heimlich abends unter der Linde säßen und uns küßten! Hinaus mit der Deern — hinaus! Ich selber verachte das Leutegerede. Pfui, welch ein Schmutz! Freilich, solange mein Herz sich rein dabei fühlt, hat es wenig oder nichts zu bedeuten. Das sei mir die Hauptsache vor dir und vor mir! — Aber, Gerold — Gerold Beckhusen, was mich erregt: die Tante wünscht meinen Fortzug aus deinem Haus. Sie bietet mir ihre Gastfreundschaft an" — Freuke lachte bitter — „eine Zufluchtstätte, damit ich mir in Ruhe über meine Zukunft klar werde."

„So — und was hast du ihr darauf geantwortet?" In Gerold Beckhusens Augen loderten die Flammen. Mit beiden Händen stieß er den Stock in die Kappe der harten Dammerde.

Freuke wich erschrocken zurück. Aber sie sah ihn fest an. „Sag, was hast du ihr geantwortet?"

„Ich habe der zarten, leidenden Frau für ihre Fürsorge gedankt und sie um Verzeihung gebeten, daß ich sie so lange auf meinen Besuch habe warten lassen. Und dann, Gerold" — ihre Stimme hob sich — „habe ich ihr geantwortet — geantwortet, daß ich es gewohnt bin, ohne mütterlichen Rat — wie ein Mann — durch das Leben zu gehen, und keinen Schutz vor mir selber nötig habe. . . . Was ich ihr freilich nicht gesagt habe" — Freuke steckte ihren Stab hart neben den ihres Begleiters — „das will ich dir — nicht verschweigen! Ich, Freuke Jessen, kann dich, Gerold Beckhusen, jetzt gerade am allerwenigsten verlassen, weil Freuke Jessen nichts halb tut, was sie begonnen hat! Daß ich dich achte, hoch zu schätzen weiß, beweise ich dir täglich, indem ich dich heiter zu machen trachte. Gottlob mit Erfolg! Gib mir künftig keinen Schmuck mehr aus Gold und Edelstein! Bring mir ein Opfer, das aus dir selbst herauswächst! Das eine Verlobungsgeschenk, wie ich es mir wünsche, und das mich dauernd an dich ketten soll!" Freukes Augen leuchteten warm. „Beweise mir, daß du ein Mann bist, den ich nicht nur bemitleide, wenn er trübe gestimmt ist, und den ich nicht nur schätze, wenn er mich mit seinem Reichtum überschüttet — nein, nein, den ich lieben muß, weil er mir zuliebe sich selbst überwindet! Nur so glaube ich an unser Glück! Nur so kann's von Dauer sein! Bestehe, sobald ich dich auf die Probe stelle!"

„Fordere — prüfe!" stieß Gerold Beckhusen heiser hervor. „Und — sag mir vor allem: bleibst du — bleibst du bei mir im Haus?"

Ihre Blicke leuchteten in seine heißen, schwermütigen Augen. Sie riß ihren Stab aus der Erde, eilte vor ihm einher, wie in Angst getrieben, und spürte mit einem Mal, daß sie nicht mehr frei war, sondern in Liebe ihm untertan.

„Bleibst du? Bleibst du bei mir?"

„Ja! Aber — ich fordere!"

„Und ich — bestehe!"

Freuke wandte sich um. Geschlossenen Auges warf sie sich ihm entgegen.

Gerold Beckhusen fing die wankende Gestalt in seinen Armen auf. „Fordere!"

Sie schlug die Augen wieder auf. „Ja, Gerold — nur: laß mir Zeit! Und — sieh mich nicht — so an!" Dann bat sie fast demütig: „Ach, bleib hinter mir!"

Zögernd willigte er ein.

Und da sie nach eifrigem Ausschreiten über den Bracken ihres Heimatdorfs standen: „Siehst du, Gerold Beckhusen, dort liegt der Prüfstein unseres Glücks! Es wird dir hart ankommen! Heute sag ich dir über das, was ich von dir fordern werde, allein dies: es geschieht — bei Gott — nicht, um dich zu quälen! Aber ich kenne keinen andern Ausweg —"

Wieder trafen sich ihre Blicke.

Freuke deckte ihre Augen plötzlich mit der Hand. Von neuem suchte sie ihm zu entfliehen.

Und Gerold Beckhusen eilte ihr nicht nach. Er stand wie betäubt auf seinem Stock gelehnt und schaute mit düsterer Miene auf das leise säuselnde Rohrfeld ihm zu Füßen.

„Freuke — Freuke, um deinetwillen könnte ich zum Brudermörder werden und meinen Hof dem Feuer und den Fluten übergeben!" Ein Schauder rieselte dem kleinen, stämmigen Mann über den Nacken. Er glaubte, jedes einzelne Haar seines Hauptes sich sträuben zu fühlen. Er konnte — wollte den einmal begonnenen Gedankengang, was er Freuke an Opfern der Selbstüberwindung zu bringen wohl noch alles imstande sei, nicht weiter verfolgen — nein, nein, den Satz nicht vollenden!

Sein Blick suchte die Gestalt des entwichenen Mädchens. Drüben stand die Begehrte im Füllenring. Falada — der Goldfuchs! Und über die Grachtbrücke sprang bellend Hermanns Teckelhündin heran.

In seine Augen drängten sich Tränen. „Freuke — Freuke, nur eins, nur dies eine nicht! Fordere! Fordere alles, nur laß mich nicht elend werden! Aus den Bracken kommt nicht das Glück! Aus den Bracken steigt nichts als Unheil! Vater hat die ‚salze Luft', haben die giftigen Dünste hier draußen um die Herbstzeit verdorben! Es ist ja kein Wahn mit den Leichen da drunten! Man sagt: in klaren Nächten, wenn der Mond auf den Wassern steht — der alte Fährmann im Dorf hat's letzthin noch wahrgenommen — sind sie zu greifen. Da kann man die beiden Schädel wie Phosphorkugeln vom Grund heraufleuchten sehen. Hab oft hier gestanden — hab selbst nie was gesehen! Bin darum nicht voll davon überzeugt! Aber von den Fischen essen — Freuke, das darfst du nicht von mir verlangen! Das ist eben das einzige, was ich nicht kann!"

Gleich am folgenden Tag ließ der Hofherr die Warnung an der Tafel „Hier ist das Fischen verboten!" durch die Worte „bei Geldstrafe" verschärfen.

Freuke las es während ihres gemeinsamen Spaziergangs gegen Abend. Ihr zuckte der Mund. Doch sie schwieg. Ihr war Gerolds neuerdings in sich gekehrtes Wesen gleich aufgefallen. Der Hausherr hatte ihr schon gestern und ebenso heute um Mittag wortkarg gegenübergesessen. Hier fand sie dazu die Erklärung.

Gerold Beckhusen schwieg auch jetzt, als sie beide gleichzeitig vor der Tafel haltgemacht hatten.

Auf dem Deich standen sie einander unschlüssig gegenüber.

Freuke meinte: „Laß uns kehrtmachen! Der Lindenplatz ist uns nun freilich glücklich verboten! Mein Himmel, was kann uns am Ende noch alles durch den Unverstand der Menschen verboten werden!"

Ihr Begleiter gab keine Antwort. Er verharrte in tiefem Sinnen: Gott, Gott — wenn sie es wagen sollte!

Gegen Ende des Monats, an einem der letzten Oktobertage, stand die Herbstschau zu erwarten.

Der Hausherr fühlte durch Vorahnungen, an die eine gewisse Klügere ja nicht glauben wollte, daß es der entscheidungschwere Tag sei, der ihnen — wenn überhaupt — die gedachte Prüfung seiner Selbstüberwindung zu bringen hatte. Des Grüblers Ahnungen waren bereits zur halben Gewißheit geworden: die Fische! Ihm drohte eine Überrumpelung nur durch die Fische!

Tagsüber legte sich der Hofherr in der Nähe der Bracken auf die Lauer und ging dann — höchst unverfänglich — auf Entenjagd. Nachts ruhelos, pflegte er sich — möglichst geräuschlos — zu erheben. Auf Hausschuhen schlich er sich durch den Garten, ein-, zwei-, selbst dreimal!

Freuke, die es dennoch bemerkt hatte, erkannte morgens an Gerolds übernächtigem Aussehen, daß er überhaupt nicht geschlafen hatte. Sie war nahe daran, ihren Plan, den der Hausherr offenbar durchschaute und nun zu durchkreuzen wünschte, aufzugeben, den nämlich, ihn gerade während des Deichschauessens auf die Probe zu stellen, um sich als Hausfrau ihre Genugtuung zu holen. Gewiß tat ihr der Ärmste in seiner Bedrängnis von ganzem Herzen leid.

Aber sie bestand darauf. Nicht, weil ihr darum zu tun gewesen wäre, sich vor den Herren einwandfrei, ohne Beckhusenschen Aberglauben, zu zeigen! Freuke hatte längst klar erkannt, daß in Gerolds unseliger Veranlagung, sich unnötige Grübeleien zu machen, eine Trübung bestand, die ihn wie sie, seine wie ihre Zukunft bedrohte. Was man beim Vater kaum störend, im Gegenteil eher als echten Wesenzug eines tüchtigen Marschbauern vom alten Schlag empfunden hatte, eine kräftige Beigabe frischfrohen Aberglaubens, lief beim Sohn Gefahr, in Schwermut auszuarten. Davor graute dem gesund empfindenden Mädchen. Darum blieb Freuke jetzt scheinbar so hart, setzte sie alles daran, das Übel gleich bei der Wurzel zu fassen, und traf sie ihre Vorbereitungen mit Vorsicht, die ihr des Hausherrn Wachsamkeit aufzwang.

Der Kleinknecht, noch immer der semmelblonde „Junge", hatte ihr dabei als gefügiges Werkzeug zu dienen.

Da Freuke dem Boten ihren Brief an Klas Jan Thedinga übergab, stieg in ihr die Erinnerung an einen Tag auf, der nun schon länger als um Jahresfrist hinter ihr lag, und der ihr dennoch allemal, wenn sie seiner gedachte, frisch, klar und sonnig vor Augen trat — trotz der Kämpfe um sein Vergessen und trotz der bitteren Gedanken gegen jenen, der nicht mehr ihr Seemann war, der ein Verschollener und mehr noch, ihrem Herzen ein halb Fremder sein sollte.

Freuke Jessen überkam ein Gefühl des Unbehagens, beschlich eine Unsicherheit, wie sie solche sonst nicht an sich wahrgenommen hatte, als sie den Zeugen ihres letzten Abschieds von Hermann auch hier gleichsam zum Vertrauten ihrer Herzensgeheimnisse machte. Aber der Brief — das tröstete sie — umschloß wenigstens sichtbar keine Liebesergüsse, enthielt nur die Bitte um Lieferung der Fische zum morgigen Festessen im Hause. Für Überbringer und Empfänger bestimmt nichts Verfängliches! Für Freuke Jessen hingegen — auch das gestand sich das erregte Mädchen — enthielt er den Wunsch, das verstärkte Verlangen, sich durch ihn die seelische Genesung eines Mannes zu erzwingen, dem sie gewillt war, in die

Ehe zu folgen, dem ihr Wort schon gehörte, und dessen Glück und Seelenfriede auch ihr Glück und ihren Seelenfrieden ausmachen mußte.

In der Frühe des andern Tages fand Gerold Beckhusen Fußspuren, die abends zuvor nicht am Ufer seines Niederfeldes zu entdecken gewesen waren.

Also doch! Trotz seiner Wachsamkeit! Den Jagdgänger schüttelte der Zorn. Was nun tun? In die Küche — in seine Küche eilen? Dort, nirgendwo sonst, würden sie ja liegen — die Fische! Losdonnern, wettern, fluchen? Oder nur ein kurzes Wort zu ihr reden: „Freuke, ich, der Herr hier — verbiete!"

Dann — Gerold Beckhusen ächzte laut — durfte alles zwischen ihnen aus sein! Freuke, gewiß, würde ihm ihr Jawort nicht zurückgeben, auch freundlich, nach wie vor freundlich — ah pfui, ja, mitleidig — zu ihm sein! Um ihren Mund der bekannte, streng verächtliche Zug! Eisig würde ihn hinfort ihr Blick streifen und nie wieder warm und weich ihr Auge in aufkeimender Zärtlichkeit ihn suchen wie bislang — Gerold Beckhusen breitete die Arme aus — auf dem Deich, auf dem Deich ... ein einziges Mal!

Langsam schlich der Hofherr durch den Garten zurück. Er sah Freuke in der besten Stube schaffen, schreckte zusammen, vermied es, ihr zu begegnen, und — trat nicht in die Küche ein.

Pünktlich meldete sich der junge Wasserbautechniker, der, weil keine Deicharbeiten von Belang, die man während der Frühjahrschau hätte anordnen müssen, abzunehmen waren, den Inspektor bei der Herbstschau zu vertreten hatte.

An seine deichgräflichen Pflichten gemahnt, sah sich der Hofherr von dem Gegenstand seiner heutigen Hauptsorge mehr oder weniger abgelenkt.

Er geleitete den Techniker an den vereinbarten Treffpunkt, übernahm die Führung der bereits versammelten Deichgeschworenen und ärgerte sich, da Nachbar Wenke ihm, obwohl er sich redlich bemüht hatte, sein quälerisches Grübeln zu unterdrücken, am Schluß des mehrstündigen langsamen Gehens und Überallhinschauens erklärte: „Beckhusen, du gefällst uns nicht! Hast bei der Abstimmung just das Nötigste gesagt: Ja, ja und wieder mal ja! 'n ganzer Kerl — dein seliger Vater tat dabei immer kräftig räsonieren, wenn nicht viel mehr los war als heute!"

Wieder im Hause angelangt, vermißte man nichts an dem liebevoll hergestellten Aufputz der Tafel. Die roten Beeren der Eiben leuchteten saftig aus dem Immergrün ihrer weichnadeligen Blätter. Freuke hatte mit ihnen sämtliche Tischvasen gefüllt und obendrein — Gerold Beckhusen sah es überrascht und zugleich auch gerührt — die leere, verfängliche Stelle dort über dem Schrank immergrün verdeckt. Wenn das, was nun kommen — mit unfehlbarer Sicherheit kommen mußte, nicht bleiern auf ihm gelegen hätte, so wäre der Hausherr trotz seiner Gäste zum Zimmer hinausgeeilt, um Freuke dafür laut schallend auf den Mund, der rot und noch lockender als die Eibenbeeren war, zu küssen.

Zu eigener Verwunderung vermochte der Gastgeber sich plötzlich ruhiger auf seinen Platz zurückzusetzen. Er konnte sogar den Worten des Technikers lauschen, der sich seinen Vorgesetzten, den Wasserbauinspektor, so gründlich zum Muster genommen hatte, daß er mit einer langen Rede zu glänzen begann. Nur ließ er dabei den historischen Hintergrund fehlen, den sein älteres Vorbild hervorzukehren nie versäumte. Der Jüngere hielt sich dafür mehr an die Gegenwart. Er kam auf die Trockenheit des Herbstes zu sprechen. Er bewies zahlenmäßig — als noch nie dagewesen — den unerhörten, ganz unerhörten Tiefstand der guten Weser und schloß triumphierend mit den Worten: „Unser hochverehrter Herr Deichgraf sagt: ‚Die alte, gute Weser da draußen schläft!‘ Und ich sage: lassen wir darum alle Deichsorgen hinter uns — denken wir beizeiten ans Mittagessen!"

Freilich ob solch leichtherziger Auffassung schüttelte Jan Schröter, der Vorsteher, doch etwas bedenklich das weise Haupt. Und Tiark Wenke, der wie die beiden Beckhusen die Bänke der höheren Schule gedrückt hatte, meinte trotz seiner „Benehmigung" ängstlich verweisend: „Junger Herr, niemand soll an unserer Wasserkante den Deubel unnötig an die Wand malen!"

„Lat em doch! Wir sind nich bange!" kam dem bedrohten Techniker Klas Jan Thedinga zu Hilfe, da ihm der Gedanke ans gute Essen und Trinken wie aus der Seele gesprochen war.

Die Hände der meisten Gäste klatschten dazu Beifall, und bald klangen die Gläser aneinander.

„Gerold Beckhusen — hä!" Der alte Thedinga zog den zahnlosen Mund breit.

Der Hausherr schlug mit der Faust auf den Tisch. Wahrhaftig, Klas Jan Thedinga, der wegen des Fischens in seinem Schlingel vielfach bestrafte Sünder, empfing seine Genugtuung! Freuke machte ihre versteckte Drohung wahr! Dort dampften schon die gespickten Hechte auf der festlich bekränzten Schüssel!

„Dat harr ick in min'n Leben nich for minschenmöglich halen! Steihst woll höll'sch unnern Tuffeln van dine Modam? Tjunge, Tjunge, Tjunge, wer is von us beiden nu woll de slimmste Sünner?"

Gerold Beckhusen biß sich auf die Lippe. Als die Schüssel mit den gräßlichen Fischen in den Händen der Magd gerade über ihm schwebte, winkte er heftig ab.

Seine Nachbarn rechts und links und die ihm gegenüber lachten.

„Ick lach nich mit!" rief eine tiefe Stimme.

„Ick ok nich!" eine zweite.

Es waren die beiden Söhne des alten Fährmanns, die ein größeres Anwesen im Dorf geerbt und sich als die jüngsten unter den Deichgeschworenen bislang bescheiden zurückgehalten hatten.

Gerold Beckhusen saß mit geballten Händen über seinen leeren Teller gebeugt. Daß Freuke, die eigenwillige Freuke, ihn so quälen konnte! Warum denn nur? Wozu? . . . .

Die Magd hatte die Schüssel, nachdem die Gäste von ihr genommen hatten, vor den Hausherrn auf die Mitte der Tafel gestellt.

Seine Augen flammten hinüber, sahen schärfer zu und —

Dort vor ihm auf dem Schüsselrand — das war ja

kein dunkles Eibengrün! Das waren Myrten, waren bräutliche, festliche, glückkündende Myrten! Und sie kamen von dem Mädchen, das er — heiß stieg es in Gerold Beckhusen auf — mit aller Leidenschaft seines Herzens liebte! Sie kamen von Freuke Jessen! Sie kamen von ihr!

Unsicher tastete seine Hand hinüber. Keine Täuschung! Die Finger hielten das zarte Grün ....

Nun wußte Gerold Beckhusen plötzlich, daß Freuke Jessen ihm überhaupt nicht weh tun konnte, und daß sie ihn durch das Geschenk ihrer Myrte reich machen wollte, reicher noch als den reichsten Hofbesitzer in der ganzen Osterstader Marsch!

Der sinnende Mann merkte nicht, daß die Magd die Schüssel mit den gräßlichen Fischen behutsam von der Tafel nahm. Er hatte erst Arg daraus, als sie glücklich seinen Augen entschwunden waren.

Da auch fühlte Gerold Beckhusen, keinen Groll mehr gegen Freuke im Herzen zu tragen. Seitdem ihm ihre Myrte im Knopfloch steckte — komme, was wolle! — fühlte er sich gegen alles gefeit.

Nach beendigtem Mahl erschien pünktlich der Kaffee. Diesmal ohne die „Hausfrau"!

Gerold Beckhusen nickte verständnisinnig.

Freuke Jessen tat klug. Mit Rücksicht auf ihn und vielleicht auch auf sich beging sie eine Unterlassungsünde, die er ihr gern verzieh. Um alles in der Welt nur nicht jetzt vor den Gästen mit ihr zusammentreffen!

„Wo is se denn? Wo bliwt se denn? Lat se doch to us rinkamen!" Klas Jan Thedinga, der dem Hausherrn entgegentorkelte, schwamm bereits völlig in Seligkeit.

„Wie meint er das? — Der is ja duhn!"

„Duhn? Nä! Aber Angst hett se for mi!"

„Angst? Angst?" Gerold Beckhusen faßte den Mann, der viel größer war als er, unsanft am Westenknopf.

„Dine Prinzeß, de to stolz is, mit us Kaffee to drinken."

„Klas — Klas Jan —"

„Dine stolze Prinzeß, de mit di unnern Flusterboom sitten deiht, kann ok mit us ehrliche Lüde —"

„Meine Herren!" Der Techniker hatte den Schlag, der die Wange des alten Thedinga voll getroffen hatte, nicht mehr auffangen können.

„Wer Freuke Jessen und mich beleidigt — der fliegt durch die Tür da in'n Garten hinaus!"

„Wir können alle allein aus der Stube finden!" erklärte Jan Schröter scharf, während er auf den Hausherrn zutrat. „Der Alte hat einen sitzen. Das sieht doch jeder!"

Klas Jan Thedinga drängte sich noch einmal vor. „Ick segg, ick heff min'n Verstand noch in'n Kopp! Un ick segg free un lut, wat de Lüde bot tuschelt: ‚Freuke Jessen is de Brut van Beckhusens Hermann! Un wer mit sin'n Broder sine Brut —'"

„Meine Herren!" Diesmal war es dem Techniker noch gelungen, den Schlag des aufgebrachten Hausherrn aufzufangen. „Meine Herren, es wird besser sein, wir bedanken uns bei unserm Wirt und —"

„Thedinga, das ist gemein!" schrie Gerold Beckhusen.

„Wat du dahn hest — dat is Sünne!" kreischte Klas Jan Thedinga.

„Wi seggt usen Dank, Herr Beckhusen. Und wenn Se us nödig hefft, so känt Se alltied up us räken! Us deiht dat allens van Harten leed. Atschö!"

„Atschö!"

Das waren die Fährmannsbrüder.

Nur Tiark Wenke und der Techniker blieben noch zurück. Ersterer verhielt sich schweigsam, und letzterer pflichtete dem Hausherrn bei, daß solch törichtes Gerede infam sei. Sie setzten sich zu dreien vors Fenster an den Kartentisch, denn nach hergebrachter Sitte war man an den länger werdenden Abenden immer noch einige Stunden gesellig beisammengeblieben, und versuchten trotz der vorangegangenen Störung ein Spielchen.

Aber Gerold Beckhusen erwies sich bald als zu erregt und zu zerstreut.

Auch die letzten beiden Gäste brachen daher zeitiger auf.

Tiark Wenke, der sich von der unsichtbar gebliebenen „Hausfrau" noch hatte verabschieden wollen, sah sich mehr oder weniger deutlich mit dem Techniker zugleich aus dem Hause gedrängt.

Über dem Hof lag dichter Nebel. Wetterumschlag!

Als der Hausherr in die beste Stube wieder zurückkehrte, fand er bereits die Lichter auf dem unabgeräumten Tisch brennen.

Aber Freuke fehlte noch. Sollte er zu ihr gehen?

Gerold Beckhusens Brust hob sich. Der Schlag ins Gesicht des Thedinga hatte ihm wohl getan. Wie erleichtert streckte er die Fäuste. Befriedigt sah er sich in der Stube um und entdeckte in einem der dämmerigen Winkel — Freuke!

Schon erhob sie sich von der Ofenbank. Doch ehe sie auf ihn zukam, drehte ihre Hand mit kräftigem, entschlossenem Griff den Schlüssel der Flurtür um.

„So," rief Freuke hell, „nun sind wir miteinander allein! .... Mann — Gerold — Schatz!" Die Arme ausgebreitet, stand sie vor ihm. Noch nie — nie hatte Gerold Beckhusen Freuke Jessen so gesehen. Sie ließ ihre Hände auf seine Schultern fallen und lachte ihn strahlend an, lachte wie ein großes Kind, das sich gesorgt hat und sich plötzlich frei fühlt von aller Schuld und Not. „Gräßlich — fürchterlich waren die letzten Tage! Wie bin ich in Sorge um dich gewesen! Komm, laß dir in die lieben, bösen, gefürchteten Augen sehen! Ja, wenn sie so dreinschauen, brauch ich den Blick nicht mehr vor ihnen zu verschließen! Jetzt will ich ihre Sprache mitreden, sie immer verstehen und — ach, ach — Gerold ... Gräßlich — gräßlich war meine Angst!"

„Angst vor meinen Augen? Hm — du sagtest mir das — schon mal!"

„Ja, Gerold! Glaubst du denn, ich hätte dich aus purem Übermut mit den Fischen gequält?"

Er schüttelte den Kopf. „Nur — verstehe ich dich nicht, Freuke!"

„Das kannst du ja auch gar nicht! Aber nun, da du so frei und froh in die Welt hinausschaust, darf ich's dir schon sagen! Sieh, ich hatte Angst vor deiner Unruhe,

die aus der Tiefe deiner Augen zu mir sprach! Gerold, ich bin so kerngesund in meinen Gedanken! Doch deine Gedanken sind krank — gewesen! Und so was — hm, würde ich auf die Dauer in der Ehe nicht ertragen!" Freuke legte den Kopf zurück und schloß die Augen.

„Freuke — Freuke, um Gottes — willen!. . . ."

„Laß doch! Alles dies darf — muß, ja, muß ich dir jetzt in meinem Glück eingestehen! Denn jetzt —" Gerold Beckhusen fühlte ihre Blicke flammenheiß über sein Gesicht rieseln — „jetzt bist du — ganz gesund! Du hast selbst gesehen, daß man sich in seinen Torheiten — jeder Mensch hat seine Schwächen — überwinden kann. Nicht kann — Gerold Beckhusen: — muß — muß!"

„Freuke," flüsterte er, „nein, sag das nicht! Ich habe — von deinen Fischen — nicht — gegessen!"

„Solltest du ja auch gar nicht! Kommt alles mit der Zeit! Schon daß du still geblieben bist, mir zuliebe alles so tapfer ertragen hast, zeigt, wie sehr wir uns verstehen. Ach, Gerold — Schatz, ich habe um dich gelitten! In jenen Augenblicken der Ungewißheit wäre ich fast zu dir in die Stube gelaufen, um — ja, um die Fische von der Schüssel zu reißen und" — sie legte ihm Hand und Haupt auf die Schulter. Ganz gegen ihre Art bat sie ihn demütig, beinah weich: „Nun übernimm du die Führung! Beherrsche mich! Lehre mich — dienen!"

Hinter den Türschlössern und vor den Fenstern huschten und äugten die Mägde.

Die beiden in enger Umarmung hatten Auge und Ohr nur für sich. Gerold Beckhusen führte Freuke an die Ofenbank zurück. Dort setzten sie sich.

Jetzt war er es, der ihr die Arme um den Nacken schlang und stammelte: „Opfer um Opfer! Ja — plötzlich verstehe ich vieles! Du hast mich durchschaut — zum Teil! Noch nie habe ich mich so glücklich, mich so gefühlt wie in dieser Stunde! Auch ich will dir Myrten bringen! Verlange! Ich opfere dir mich selbst! Weißt doch: will alles für dich tun, was du befiehlst! Ja — und mehr! Ich werde — auch von den Fischen — essen— an unserm Hochzeitstag! Nur laß es bald sein! Schieb es nicht wieder aufs Ungewisse hinaus! Das ist nicht gut! Das ist sogar — ach Gott, Freuke, meine Gedanken sind in vielen Dingen vielleicht gesunder als die deinen! Du magst es bestreiten! Aber es ist so — ist so! Ich sehe Gefahren — Gespenster" — seine Hand wies nach dem Schrank hinüber — „die du nicht siehst und mir zuliebe mit Blumen verdeckst! Du hast wacker an mir herumgedoktert! Ich fühle mich so leicht hier auf der Brust! — Freuke, wenn du bei mir bist, sehe ich nur heitere Gesichter. So werde ich ewig gesund sein. Und darum darfst du in meiner Nähe nie fehlen und nie wieder Angst vor mir haben! Versprich mir das, Schatz!"

Freuke sah ihn an, aber diesmal nicht lächelnd, sehr ernst. „Ja", sagte sie. „Du bist ein arger Dränger! Ich erklärte dir schon: im neuen Jahr mag's sein! Bestimme den Tag!"

Gerold Beckhusen war aufgesprungen. Alles in ihm fieberte. „Dann laß es den ersten Tag des Jahres sein! Ja, ja, den ersten Tag! Aber Freuke, wenn's möglich ist, nicht mit vielen Gästen! — Sag, hast du vorhin den Lärm hier gehört?"

„Es war einmal wieder 'n richtige Stedingerschlacht — allerdings! Doch bei euch Marschbauern kennt man das ja! Es gehört eben stets mit dazu, wenn ihr heiße Köpfe beim Trinken bekommt!"

„Nein," rief der Hausherr von neuem erbost, „diesmal war's mehr!" Darauf erzählte er, was vorgefallen war.

„Dann freilich tun wir besser, nicht mehr lange mit der Hochzeit zu warten!" Freuke stampfte — wie sie es leicht tat — mit dem Fuß auf. „Das Gewäsch soll ein Ende haben! Gut, auch gut — ja, laden wir keine Gäste!"

„Oder doch nur wenige!" schränkte Gerold Beckhusen seine Forderung ein. „Laß uns gleich morgen unsere Verlobungsanzeigen an die Verwandten und die Freunde verschicken!"

Da legte Freuke ihm plötzlich die Hand fest auf den Arm. Sie schüttelte den Kopf — „So nicht!" — und biß die Zähne zusammen.

„Wie denn anders, Schatz?"

Ihre Augen trübten sich.

„Was ist dir? Was hast du? Ach Gott — du denkst —"

„Ich denke an gar nichts mehr!" erwiderte sie hart, wobei sie ihren Bräutigam von neuem scharf ansah. „Nach dem, was gewesen ist, tut man klüger, die Verwandten und Freunde überhaupt nicht um ihre Meinung zu fragen. Genug, wenn wir wissen, was wir wollen. Und wir wollen uns, ich, Freuke Jessen — dich und du, Gerold Beckhusen — mich! Schicken wir, sobald es geschehen ist, unsere Vermählungsanzeige!"

„Ja, ja!" stimmte Gerold Beckhusen eifrig zu. „Dann kannst du auch mit Anstand so lange im Hause bei mir bleiben!"

Freuke nickte. „Ich werde Theda Wenke bitten, zu uns ins Haus zu kommen."

„Gut! Die Wenken sind uns treu und auch die beiden Fährmannsfamilien. Alles übrige ist Pack! Und ich pfeife drauf!"

„Na, laß gut sein! Die Tante in Rechtenfleth hat wenigstens ihr Bestes gewollt!"

„Ist krank! Wird ja doch nicht zu unserer Hochzeit kommen!"

„Nein, Gerold. Aber laden wir meine Schwester in Jever mit ihrem Kaufmann und vielleicht Bruder Gerd, wenn er mich auch nie liebevoll behandelt hat! Da wäre unsere Hochzeitsgesellschaft schon glücklich beisammen!"

Gerold Beckhusen lachte und huschelte sich in seine Ofenecke ein. „Nun laß Nebel und Regen über uns hereinbrechen! Uns soll's nicht stören! Hör nun, wie's gegen die Fensterscheiben gießt! Unsere Weser schöpft Wasser! — Und hör nur, wie unsere lieben Nächsten da vor der Flurtür tuscheln!"

„Ja! Aber warum wohl die Leute immer so häßlich über uns sprechen müssen, Gerold?"

„Weil wir eben anders sind als die meisten! Das können die wenigsten vertragen. Du bist ihnen zu streng und zu stolz. Und ich bin — na, eben nicht — Hermann Beckhusen!"

„Laß ihn! Von nun an keine Bitterkeit mehr! Du bist ja jetzt glücklich!“

„Ueber alle Maßen! Und doch kommt mein Glück aus den Bracken — mit den Fischen! Das, Freuke, will mir dabei freilich — noch nicht ganz — gefallen!“

„Du — du!“

„Ach, ja — ich verstehe! Hast wieder mal recht! Ganz einerlei, woher das Glück kommt, wenn du es mir bringst!“

Sie drückten einander die Hände.

Dann schloß Freuke behutsam die Flurtür auf und öffnete sie plötzlich fest.

Draußen zwei heulende Köpfe.

„Könnt abdecken! — Wie — was fehlt euch?“ Batsch.

Gerold Beckhusen lachte so hell und so sorglos heiter wie noch niemals nach seines Vaters Tode. Er und Freuke Jessen hatten ein locker sitzendes Handgelenk. Das wenigstens mußten die lieben Nächsten ihnen lassen! Sie beide nun völlig aufeinander gestellt! Die Einsamkeit mit Freuke Jessen schien ihm mehr wert als die Freundschaft der ganzen Welt. So hatte er, Gerold Beckhusen, es sich heimlich seit Jahren schon geträumt.

Sein Blick hing wiederum an den Eibenbüscheln über dem Schrank. Den dort auf seinem Schiff hatte er nicht mehr zu fürchten. Gott sei Lob und Dank, er, der jüngere der Brüder, fühlte sich nicht nur von Freuke Jessen freigesprochen, nein, fühlte sich frei auch vor seinem eigenen Gewissen! (Fortsetzung folgt.)

Endlich.

Doch als sie mir geschrieben,
daß sie mich ewig lieben
und nichts als mich auf Erden will,
da mußt ich niederknieen
und alle Menschen fliehen,
so ruhig ward mein Herz und still.

Des weißen Monds Geflimmer
kam leise in mein Zimmer,
da hob ich hoch ins Licht ihr Bild
und sah der großen, guten
Madonnenaugen Gluten,
und ach! ihr Mund war süß und mild!

Da riß ich auf die Scheiben,
um nicht allein zu bleiben
in dieser großen, wilden Zeit...
In diesen stillen Stunden
hab ich zurückgefunden
zu Gott und Welt und Ewigkeit.

Ludwig Winder.

Kontrollapparate.

Technische Betrachtung von Hans Dominik.

In der modernen Technik spielen die kontrollierenden Apparate eine wichtige Rolle. Sowohl die Apparate, die die Menschen kontrollieren, wie auch die, die die Maschinen beaufsichtigen, und endlich die, die über das richtige Zusammenarbeiten von Mensch und Maschine eine Kontrolle ausüben.

Bei jedem dieser Apparate geht man von der Grundidee aus, daß sowohl die Menschen wie auch die Maschinen mit bestimmten bekannten Fehlern behaftet sind. Man rechnet damit, daß sie zu irgendeiner Zeit oder irgend einmal in diesen Fehler verfallen, und baut die Apparate derartig, daß sie den Fehler zum mindesten registrieren und, soweit es sich um Maschinenkontrollen handelt, auch gleich Anstalten zu seiner Beseitigung treffen.

Beginnen wir mit dem Menschen. In den Fabriken und sonstigen großen Betrieben sind bestimmte Arbeitszeiten festgesetzt, auf deren Innehaltung im Interesse der allgemeinen Disziplin gedrungen werden muß. Schon frühzeitig hat man daher in den Fabriken das sogenannte Markenkontrollsystem eingeführt. Jeder Arbeiter besitzt eine Blechmarke mit einer bestimmten Nummer. Alle diese Marken hängen zunächst beim Portier der Fabrik in einem großen, verschließbaren Nummernkasten.

Zehn Minuten vor Beginn der Arbeitzeit öffnet der Portier das Fabriktor und den Nummernkasten. Jeder Arbeiter, der das Tor passiert, nimmt seine Marke ab und hängt sie in seiner besonderen Abteilung in einen kleineren Nummernkasten im oder am Zimmer des Werkführers. Fünf Minuten nach Beginn der Arbeitzeit schließt der Portier das Fabriktor und den Nummernkasten. Ebenso schließt der Werkführer bei sich den Kasten. Dann notiert der Portier die Marken, die noch in seinem Kasten hängen, der Werkführer die, die in seinem Kasten fehlen. Die voneinander unabhängigen Aufnotierungen der beiden Leute müssen genau die gleichen Nummern ergeben, nämlich die Nummern der Arbeiter, die fehlen.

Das Fabriktor bleibt nun eine Stunde gesperrt. Dann werden Nummernkasten und Tor noch einmal für die Zuspätgekommenen geöffnet, für die, die etwa sechs oder sieben oder noch mehr Minuten nach Beginn der Arbeitzeit ankamen. Man will und kann sich eben bei diesem primitiven Markensystem nicht auf Minutenrechnerei einlassen. Man will keine Zänkereien zwischen Portier und Arbeitern, und so gibt es nur zweierlei. Entweder der Mann war rechtzeitig da oder eine Stunde zu spät. Das System ist also grundlos hart. Überdies zeigt die Praxis, daß die derart ausgesperrten Arbeiter sich gewöhnlich in die nächste Kneipe setzen und einen halben oder auch einen ganzen Arbeitstag dazu benutzen, um ihren Ärger hinunterzuspülen.

Heute hat man daher in gutgeleiteten Betrieben bessere mechanische Kontrollapparate, die in der Hauptsache auf der Idee basieren, daß jeder Arbeiter sich durch einfache Manipulationen, die er mit einem ihm übergebenen Schlüssel an dem Kontrollapparat vornimmt, seine Lohnliste gewissermaßen selber schreibt. Es ist egal, wie viele Minuten zu spät er dabei kommt, oder wie viele zu früh er geht. Der Apparat schreibt die Zeiten auf die

Minute genau auf, und danach erfolgt am Wochenschluß die Lohnberechnung. Dabei fehlt dieser Art der Kontrolle jede Spur einer Erniedrigung oder Beschämung. Sie zieht im Gegenteil den Arbeiter als selbständigen Faktor mit zur Anlage der Lohnliste heran.

Neben diesen Zeitkontrollapparaten sind die Geldkontrollapparate, die mannigfachen Registrierkassen, zu nennen. Das Prinzip dieser Kassen, die aus Amerika stammen, aber heute auch in Europa weite Verbreitung gefunden haben, beruht darauf, grundsätzlich alles aufzuschreiben, was mit ihnen geschieht. Das Publikum sieht freilich nur, daß an den Kassen allerlei gekurbelt wird, daß vorn allerlei Zahlen erscheinen, und liest die verheißungsvolle Mitteilung: 5 Mark zahle ich Ihnen, wenn die Kasse Ihren Einkauf nicht richtig anzeigt. Und das Publikum denkt, die Kassenfabrikanten müssen doch ihrer Sache sehr sicher sein. Aber in Wirklichkeit sind diese fünf Mark eine Art Köder oder Prämie dafür, daß das Publikum scharf auf den Verkäufer aufpaßt, daß es durch seine Mitwirkung absichtliche falsche Buchungen verhindert. Die beste Kontrollkasse könnte natürlich nicht helfen, wenn ein Verkäufer etwa drei Mark einnimmt und nur eine Mark auf der Kasse typt. Es ist unbedingt die Mitkontrolle des Publikums notwendig, die durch die bewußten fünf Mark munter gemacht wird. Ist diese vorhanden, so führt die Kontrollkasse ein genaues Buch über die sämtlichen Einnahmen, mit denen der Barbestand nachher stimmen muß. Dadurch ist dann auch jede Unredlichkeit beim Wechseln unterbunden.

In den Vereinigten Staaten sind vielfach derartige Kontrollkassen auch in den Straßenbahnwagen vorhanden. Der Schaffner nimmt dem Fahrgast die üblichen fünf Cents ab, wirft sie in den Kassenkasten und muß dann eine Schnur ziehen, worauf ein Klingelzeichen erfolgt und die Kasse die Einnahme bucht. Mit Argusaugen wachen die Passagiere im freien Amerika darüber, daß der Schaffner auch die Schnur zieht und ja nicht etwa die Kassenbuchung um fünf Cents schädigt.

Der Vorteil dieser Straßenbahnkontrollapparate liegt darin, daß sie eine genaue, saubergetypte Abrechnung über jede Fahrt liefern, aus der nicht nur die Einnahmen selber, sondern auch die Zeiten der einzelnen Einnahme zu ersehen sind. Diese Kassen kontrollieren also nicht nur den Schaffner, sondern auch den Betrieb und den Verkehr. Ihre Aufzeichnungen bilden nicht nur die Unterlagen für die Kassenbuchführung, sondern wandern auch in das Bureau der Verkehrsinspektion, wo danach Beschlüsse über die Mitgabe von Anhängewagen oder die Einlegung besonderer Züge gefaßt werden.

Kehren wir nun in die Fabrik zurück und begleiten die Arbeiter an die Maschinen. Wo im Stundenlohn gearbeitet wird, ist es wichtig, daß der Arbeiter die Maschine auch wirklich ausnutzt, daß er die Drehbank oder Hobelmaschine nicht etwa leer laufen läßt und selber irgendwo im Stehen schläft. Bei dem heute allgemein verbreiteten elektrischen Antrieb ist dafür das registrierende Ampèremeter das gegebene Kontrollinstrument. Aus den Aufzeichnungen dieses Apparates läßt sich genau ersehen, wann und wie lange die Maschine eingeschaltet war. Der Kundige liest aus den Kurven des Instrumentes genau ab, wann die betreffende Maschine einen dicken und wann sie einen dünnen Span abdrehte, wann sie leer lief, und wann sie voll beansprucht wurde. So bietet sich Gelegenheit, das Tun und Treiben an jeder einzelnen Maschine genau zu kontrollieren. Wenn man einige Leitungskosten nicht scheut, können diese Apparate auf dem Tisch des Betriebsingenieurs montiert werden, so daß er von seinem Platz aus die Arbeit in der Fabrik kontrollieren kann.

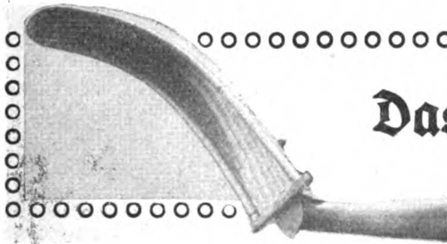
Und nun die Kontrolle der Maschinen selber. Da laufen in den mechanischen Spinnereien Hunderttausende von Maschinenspindeln. Aus den Fasern der Baumwolle oder des Flachses werden hier die Fäden der feinen und feinsten Garne gedreht. Das schnurrt und ruckt in sinnverwirrendem und unübersichtlichem Spiel. Aber eine genaue automatische Kontrolle ist trotzdem vorhanden. Ein einziger Faden unter diesen hunderttausend Fäden mag reißen. Sofort schließt sich ein winziger, elektrischer Kontakt, den der schwache und noch im Entstehen begriffene Faden bisher geöffnet hielt. Ein Relais klappt ein, ein anderer Stromkreis wird geschlossen, und eine Sekunde nach dem Fadenbruch ist der Elektromotor, der die Spindelgruppe antreibt, stillgesetzt, und die Arbeiterin kann den gerissenen Faden wieder zusammenknüpfen.

Wie in der Spinnerei, so ist es auch in der Weberei. Sobald ein einziger Faden von den vielen tausend Fäden, die das Gewebe bilden, reißt, tritt auch der Automat in Tätigkeit und setzt den ganzen Kraftstuhl still. Das Reißen eines Zwirnfadens genügt, um einen zehnpferdigen Elektromotor beinah momentan auszuschalten.

Und endlich ein Gebiet, auf dem die Kontrollapparate zur höchsten Vollkommenheit ausgebildet worden sind, die elektrisch betriebene Fördermaschine der Bergwerke. Da steht der Maschinist vor dem vielhundertpferdigen Elektromotor, und an dem kleinen Hebel, mit dem er den Maschinensatz steuert, hängt buchstäblich das Leben von 50 bis 100 Menschen. Der Maschinist könnte den Förderkorb nicht rechtzeitig stillsetzen, und die Belegschaft im Korbe würde schwere Verletzungen davontragen. Deshalb befindet sich neben dem Steuerhebel der Teufenanzeiger. An zwei langen Schraubenspindeln laufen zwei große Schraubenmuttern auf und ab, und ihre Stellung entspricht in jedem Augenblick genau der Stellung der beiden Förderschalen im Schacht. Der Maschinist sieht am Teufenanzeiger in jedem Augenblick, wo die Schalen sich befinden, und kann danach den Steuerhebel rechtzeitig in die Ruhelage bringen.

Aber der Maschinist könnte ohnmächtig werden. Dann arbeitet der Teufenanzeiger selbständig und holt automatisch zur rechten Zeit den Steuerhebel in die Nullstellung. Noch weiter geht die Kontrolle. Der Maschinist könnte den Hebel zu schnell auf volle Fahrt bringen, könnte ihn zu schnell aus der vollen Fahrt auf die Nullstellung zurückwerfen. Deshalb ist zwischen Teufenanzeiger und Steuerhebel noch ein Retardierungsapparat eingebaut, der den Hebel beim Beginn der Fahrt nur in einem genau vorher bestimmten Tempo freigibt und ihn am Schluß der Fahrt wieder verriegelt. Wir haben hier einen Kontrollapparat, der auf das schärfste das Tun und Treiben des Maschinisten kontrolliert und gegebenenfalls selbständig korrigiert. Der Maschinist kann jederzeit eine Seilfahrt einleiten. Für die richtige Durchführung der Fahrt sorgt dann der Apparat. Die automatische Kontrolle, die in primitivster Form mit Blechmarken begann, oder mit einem einfachen Holzknüppel, den der Wagenführer im Besitz haben muß, der eine bestimmte eingleisige Strecke befahren will, ist hier zur höchsten Vollkommenheit durchgebildet.

———o———



Das Ballspiel der Basken.

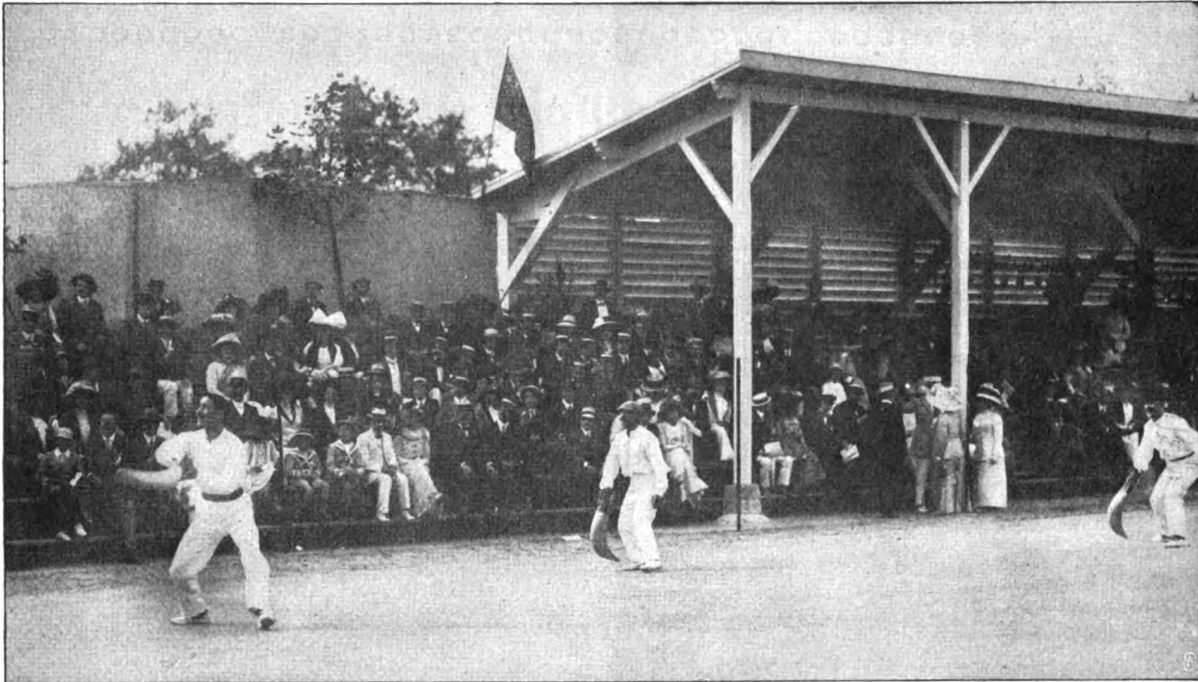
Von Siegmund Feldmann. ◆ Hierzu 6 photograph. Aufnahmen.

Es scheint fast ein Wunder, daß noch kein strebsamer Privatdozent auf den Einfall geriet, eine Geschichte des Ballspiels zu schreiben. Das wäre ein ergiebiger Stoff für Leute, die gern Belesenheit auskramen. Sie könnten einen ganzen Frachtwagen voll Zitaten abladen, die bis ins aschgraue Altertum hinabreichen, wo, wenn man Herodot glauben darf, die Lyder das Ballspiel erfunden haben. Und wenn man ferner Homer glauben darf, so hätten sich, im sechsten und im achten Gesang, die Helden seiner Odyssee auch keinen lieberen Zeitvertreib gewußt. Freilich, Homer und Herodot sind als Zeugen ein bißchen schattenhaft. Aber Martial war gewiß ein Mensch mit Haut und Knochen, ein polizeilich gemeldeter Civis Romanus, und seine Schilderung, wie die Jünglinge in der Arena sich um den Ball balgen und dabei gegenseitig mit Faustbieben traktieren, Beine stellen und gediegene Löcher in den antiken Leib treten, zeigt, daß die modernen Football-Champions auf eine sehr lange Ahnenreihe zurückblicken können. — Es gibt eben nichts Neues unter der Sonne, auch im Ballspiel nicht. Die Engländer, die im 16. Jahrhundert mit ihrem Tennis das Rakett nach dem Kontinent verpflanzten — bis dahin bediente man sich des bloßen Handballens — haben dieser muskelstärkenden Vergnüglichkeit vielleicht die einzige Bereicherung gebracht, die sie im Lauf der Zeiten erfuhr. Von Paris verbreitete sie sich dann rasch über die übrige Christenheit. Denn in sportlichen Dingen gelten Landesgrenzen wenig; sie werden gleich Gemeingut der ganzen Kulturzone. Und so haben, von einigen ganz geringfügigen lokalen Abweichungen abgesehen, die einfachen Formen des Ballspiels kaum irgendwelche nationale Unterschiede aufzuweisen.



Das Ballspiel der Basken: Ferdinand der Troubadour.

Nur das Ballspiel der Basken macht eine Ausnahme. Das ist wirklich ein nationales, mit dem Boden verwachsenes Eigentum. Die Herrichtung, die es erfordert, die Schwierigkeiten, die es darbietet, die Gefahren, mit denen es verbunden ist, die fanatische Begeisterung, die es weckt, und die ungeheure Bedeutung, die das Bewußtsein des ganzen Volkes ihm einräumt, stempeln diesen Wettkampf — „Pelote“ nennen ihn die Basken — zu einer sportlichen Besonderheit ohnegleichen auf der Erde. Die Traum- und Wunschwelt aller bewegt sich von Kindesbeinen an um diese Aufregung. Sie ver-



Pelote im Fronton von Biarritz.

gessen darüber Hunger und Durst. In seinen Memoiren erzählt der Marschall Harispe, wie während des spanischen Befreiungskrieges nach den furchtbaren Kämpfen von Baïgorry und Espeguy seine baskischen Schützen, kaum ins Lager eingerückt, eine „Pelote" improvisierten, obwohl sie einen ganzen Tag ohne Nahrung über die schwierigsten Berggipfel geklettert waren. Und erst als die Partie beendet war, gingen sie befriedigt ans Abkochen. Man kann also ruhig sagen, daß kein Baske ohne „Fronton" leben mag.

Einen Fronton gibt es in jedem Kirchspiel, im geringsten Dorf, und selbst die vereinsamten Weiler von vier bis fünf Feuerstätten, die über das ganze, wie im Sattel auf den Pyrenäen sitzende Land verstreut sind, müssen einen haben. Sie setzen sich mit den nächstgelegenen Weilern in Verbindung und bilden eine Genossenschaft, die auf gemeinsame Kosten einen gemeinsamen Fronton errichtet. Dieser Fronton besteht aus einer soliden, von einem eisernen Fangnetz bekrönten, gut zementierten Mauer von zehn Meter Höhe zu achtzehn Meter Breite, die



Chiquito, der Champion der Welt.

unter freiem Himmel ein oblonger, glatt gestampfter, rechts und links umzäunter, hinten aber offener Platz einschließt. Das ist die einfachste und häufigste Form, wie sie sich auch noch in Sare findet (Abb. S. 1689), das von den eleganten Badebummlern aus dem benachbarten Biarritz so gern besucht wird. In Biarritz selbst (Abb. obensteh.) sowie in Pau (Abb. S. 1690), Cambo und Saint-Jean-de-Luz, wo die Fremden gern die teuren Plätze bezahlen, ist diese Anlage großartiger und gestaltet sich zu einem allseitig geschlossenen Schauplatz mit Logen, Tribünen und Galerien aus.

Die Fremden geben das schöne Geld nicht umsonst aus. Die Pelote gewährt ein sehenswertes und bewegtes Bild, dem man mit ästhetisch erfreuten Sinnen folgt. Zwei Gruppen, die durch die Farbe ihrer Schärpen unterschieden sind: die Roten und die Blauen, stehen einander gegenüber. Allein kein Netz trennt sie wie im Tennis oder in den höfischen Federball-Turnieren der alten Zeit; sie arbeiten auch nicht mit Raketten. Ihre Schleuder ist die „Chistera" (Abb. S. 1687), ein aus star-

ken Weiden geflochtenes, reichlich zwei Drittel Meter langes, tiefes Schiffchen mit hinaufgebogenem, ziemlich zugespitztem Kiel, ein gestutzter Kahn mit rundem Boden etwa, an dessen stumpfem Ende sich ein lederner Sack befindet, in den mittels Bänder und Riemen die Hand der Spieler festgeschnallt wird. Aus dieser Chistera wirft ein Roter mit Macht seinen Ball gegen den Baske oder nicht, mit staunendem Wohlgefallen begleitet. Noch bevor der Ball auf den Fronton aufschlägt, haben die Gegner blitzartig dessen Wurfbahn ermessen und sind in kühnen Sätzen zu dem Punkt geeilt, wo nach ihrer Berechnung das zurückschnellende Geschoß in ihre Chistera hineinsausen soll. In einem gegebenen Augenblick muß diese Berechnung natürlich



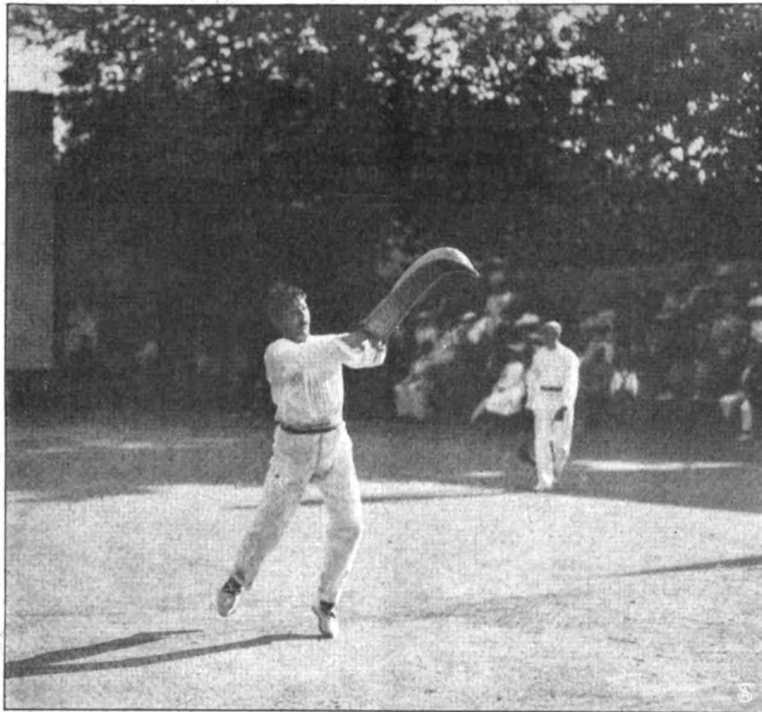
Der Fronton von Sare.

Fronton, und ein Blauer — oder umgekehrt — muß ihn im Rückflug oder nach dem ersten Aufprallen vom Boden auffangen und nun seinerseits gegen die Wand schleudern. Dabei gibt es ein „Out", das sowohl durch eine Markierung im Boden wie durch einen anderthalb Meter von der Erde in den Fronton eingelassenen Metallstreifen bezeichnet wird.

Die Spielregeln sind mithin ebenso einfach wie für den Laien gleichgültig. Allein dieses Spiel ist ein Wettbewerb der Geschicklichkeit, den jeder, sei er nun täuschen. Aber Reihen von 25 oder 30 Points und selbst darüber — die Partien gehen zu 60, 70 oder 80 Points — sind nicht selten und geben dem Zuschauer Gelegenheit, eine Entfaltung und Entfesselung der Kräfte, eine Behendigkeit, Geschmeidigkeit und auch eine Leidenschaftlichkeit zu bewundern, die unwillkürlich mitreißt. Und selbst im heftigsten, durch die Zurufe der „Afficionados" noch angefachten Ungestüm des Kampfes verlieren die schönen jungen Männer die harmonische Linie der Bewegung nicht, in die unbewußt ein künst-

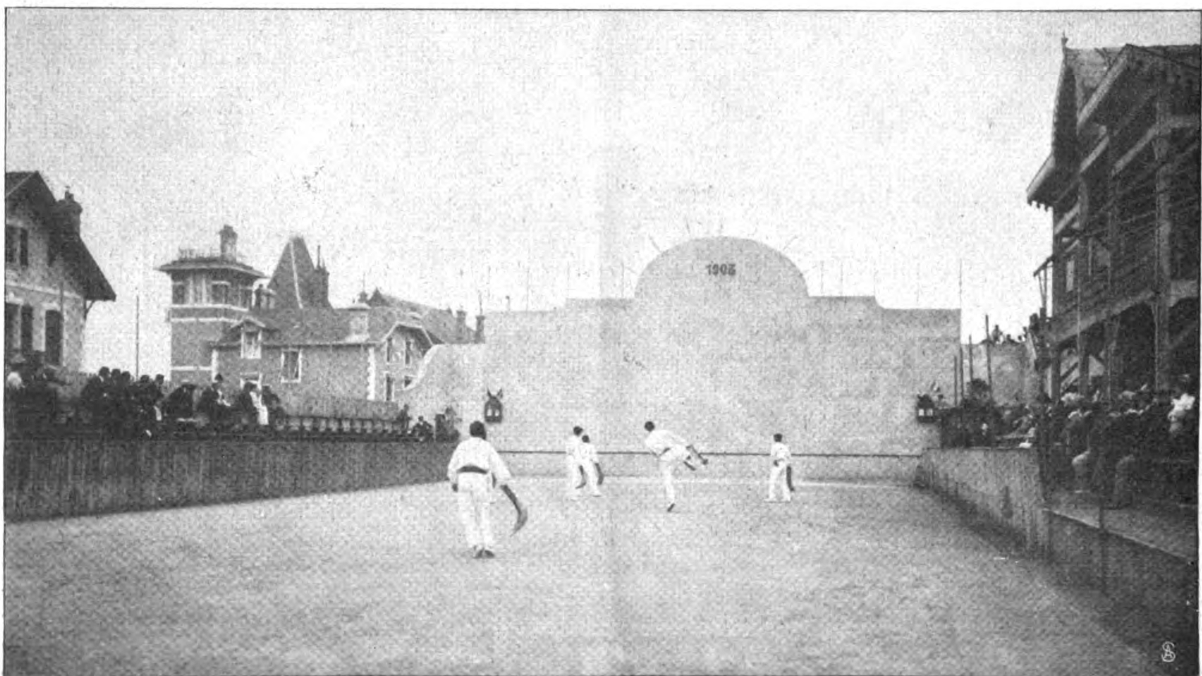
lerischer Zweckgedanke einzufließen scheint. In Griechenland hätte man diesen Athleten Denkmäler geweiht.

Sie fühlen sich übrigens ganz als moderne Diskobolen und bringen gleich zu jeder „Pelote“ ihren Homer mit, damit er sie besinge. Nur blind darf er nicht sein wie sein antiker Ahnherr. Er steht am andern Ende der Bahn, würdigt mit Kennermiene die Streiche, und sowie ein Wechsel der Gruppen eintritt, kündigt er mit einem gequetschten Tenor und einigen liturgisch feststehenden Fiorituren den Stand der Partie an. Er tut dies in einem Rhythmus, der an den Gebetruf der mohammedanischen Muezins auf den Minaretten gemahnt und eine exotische Note in das Getriebe mischt. Dieser Herold muß eine wichtige Person sein, denn er wird auf allen Programmen besonders und zumeist mit Auszeichnung genannt. Auch diese Barden haben ihre Hierarchie, wie die Künstler der Oper. Vor einem Jahrzehnt hieß der berühmteste Rotschild; heute ist es Ferdinand (Abb. S. 1687). Keine Galavorstellung, ohne daß es auf dem Zettel hieße: „Der gefeierte Troubadour Ferdinand wird singen und die Points markieren.“



Chiquito im Wettkampf.

Wenn schon die Nebenperson des Troubadours „gefeiert“ ist, wie müssen es erst inmitten eines Volkes, in dem die Pelote jedermanns Zerstreuung ist, die Meister sein, die diese Zerstreuung zum Beruf und zur Kunst gesteigert haben! In der Tat erfreuen sich einige „Pelotari“ eines Ruhms, der dem der siegreichsten Stiertöter in Kastilien nicht nachsteht. Zur Stunde gilt als der unbestritten größte unter ihnen Chiquito aus Cambo (Abb. S. 1688), der sich mit dem Titel „Champion der Welt“ schmücken darf. Das letztemal sah ich ihn, wie er sich im Fronton von Anglet, das zwischen Bayonne und Biarritz liegt und eine Art Bayreuth der Pelote ist, mit dem „Chilenen“ maß, der bloß der „Champion von Amerika“ ist. Diesen Namen



Partie in Pau.

führt er seit seiner Rückkehr aus Chile, wohin ihn die dort zahlreich ansässigen und sehr wohlhabenden baskischen Auswanderer zu einem Gastspiel berufen hatten, für das sie ihm monatlich 30 000 Frank bezahlten. Das verdunkelt alle Primadonnenkontrakte. Andere vor ihm bekamen drüben zwischen 500 und 1000 Frank für jedes Auftreten, und jene, die es vorziehen, sich in der Heimat redlich zu nähren, haben auch keinen Grund zur Klage. Es geht allen sehr gut. Der Baske weiß, was er seinen großen Männern schuldet.

Die Pelote ist mithin ein äußerst einträglicher Beruf; leider hat er eine schmerzliche Kehrseite: er nutzt ungemein rasch ab. Nach fünf, sechs, in seltenen Ausnahmefällen sieben Jahren ist der Stärkste ein Mann über Bord. Die Sehnen vertrocknen, die Gelenke versagen, die Muskeln versteinern, und der Kämpe tritt, in jungen Jahren noch, als halber, zuweilen als ganzer Invalide in ein müßiges, verdrossenes Dasein zurück. Darum bedauert so mancher von ihnen, nicht auf dem „Felde der Ehre“, mit der Chistera in der Hand, gefallen zu sein. Denn man fällt vor dem Fronton, man zahlt mit seiner Haut. Der Ball der Pelotari ist ein fürchterliches Spielzeug. Er ist aus massivem Rohgummi angefertigt, mit Riemen umflochten, mit Wolle umhüllt und schließlich in nasses Leder eingenäht, das beim Trocknen die Masse zu einer Kugel zusammenpreßt, die hart wie Eisen wird. Sie wiegt 125 Gramm, und von der Chistera geschleudert, deren Elastizität seine Schlagkraft verzehnfacht, wird sie ein vernichtendes Projektil. Wen es nur leise streift, dem hängt das Fleisch von den zersplitterten Knochen, und wen es in die Magengrube, aufs Herz oder auf den Schädel trifft, der ist auf der Stelle eine Leiche — eine Leiche freilich, um die der Mythos seine goldenen Kränze schlingt, und deren Name für ewige Zeiten eingetragen steht im Heldenbuche des Baskenvolks.

Deutsche Ballonaufnahmen: Hamburg und Lübeck.

Von Charlotte Niese. — Hierzu 6 Aufnahmen von Schaul, Hamburg.

Leise gleitet das Luftschiff aus der Halle. Wir merken's kaum, da schweben wir schon hoch über dem Flugplatz, und dann liegt Hamburg unter uns. Aus der Ferne glitzert das Wasser der Alster, und die großen Dampfer auf der Elbe rufen uns ihren Gruß zu. Steil



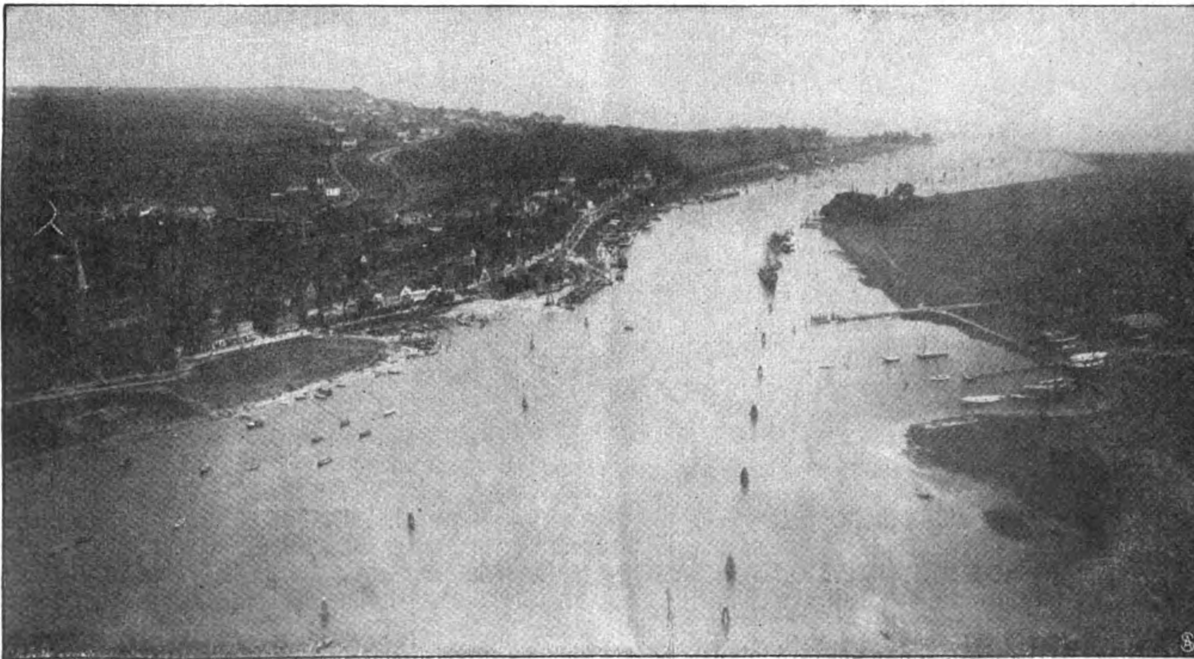
Blick auf Hamburg vom Luftschiff „Hansa“ aus.

ragt der alte Michel in die klare Luft — ach, es ist nicht der alte Michel! Vor sechs Jahren ging er in Flammen auf; aber die Hamburger sagten, wir wollen ihn wieder haben: grade, wie er war! Nun steht er dort wie vor alten Zeiten, und am 17. Oktober wird unser Kaiser herkommen, um das neuerstandene Gotteshaus einzuweihen. Bald sehen wir den Michel nur noch im Nebel, und auch Bismarcks gewaltiges Haupt, das uns grüßte, ist entschwunden. Denn wir gleiten elbabwärts, wo die Maschinen surren und dicker Dampf aus den häßlichen Schornsteinen steigt. Links von uns liegt die Insel Finkenwärder (Abb. S. 1694). Bald wird's heißen: hier lag Finkenwärder! Heute noch gleiten die Finkenwärder Fischerewer auf dem Strom, und wir erkennen ihre rotbraunen Segel. Wenn aber die Regulierung der Elbe beendet sein wird, dann steht ein Petroleumhafen dort, wo heute noch die grüne Insel liegt. Wehmütig betrachten wir von oben das langgestreckte Dorf mit seinen altertümlichen Häusern, die grünen Weiden,

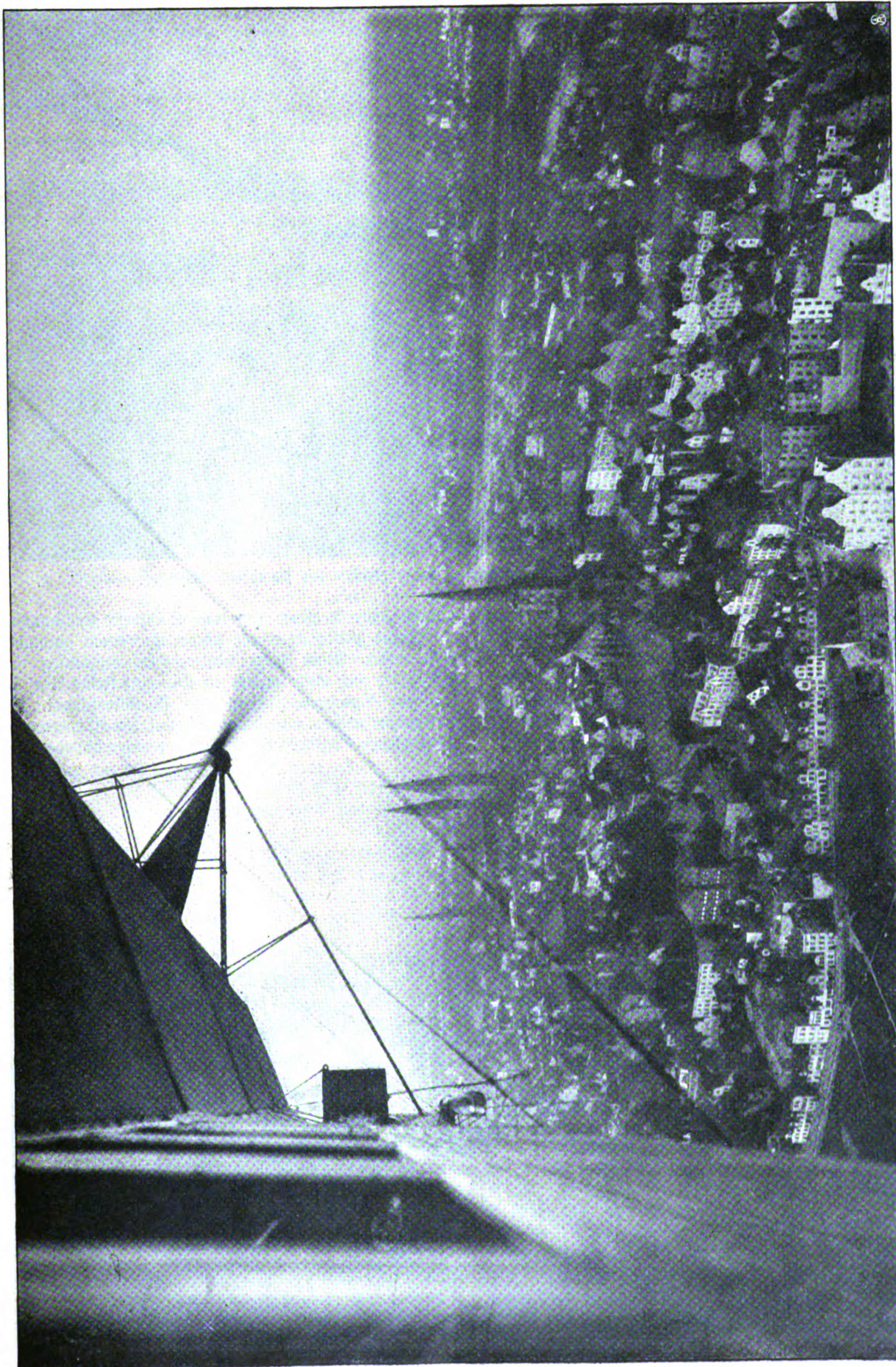


Der Petersenkai und der Woermannhafen in Hamburg.

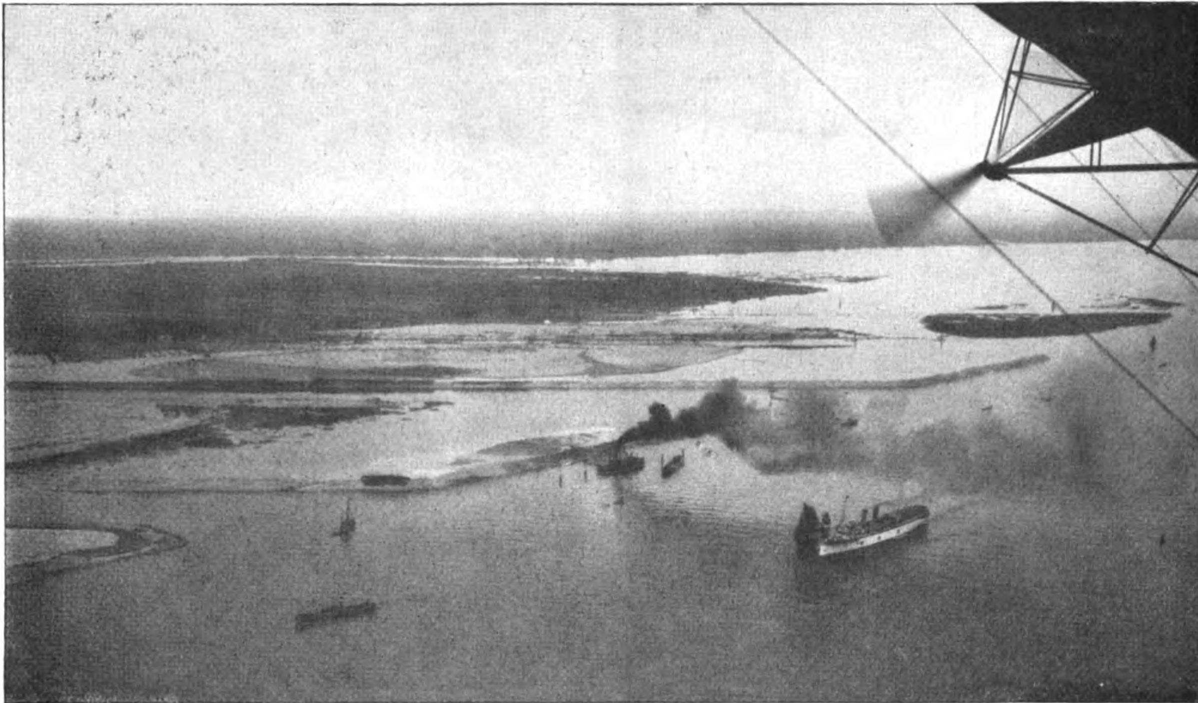
auf denen das Vieh grast. Doch die Zeit fehlt, um über eine strenge Staatsräson zu grübeln: von unten ertönt ein dumpfer Ton, und der „Kaiser" grüßt uns. Er kommt von Helgoland, und seine Verdecke sind voll von Menschen, die Tücher schwenken und uns gewiß gern etwas sagen möchten. Wir können sie aber kaum erblicken, selbst der schneeweiße „Kaiser" erscheint uns wie ein kleiner Punkt auf grünlicher Fläche. Immer mehr weitet sich die Elbe: große Dampfer, Fischerboote sehen wir fast gespensterhaft unter uns liegen, als rührten sie sich nicht von der Stelle. Aus dem hohen Holz des holsteinischen Ufers blicken die weißen Landhäuser heraus, und die Kirche von Nienstedten lugt aus alten Bäumen. Jemand in der Gondel deutet auf das glatte Wasser unter uns: „Hier ging vor zehn Jahren der ‚Primus' unter. Sonnabend war's, und mehr als hundert Menschen ertranken!" Die Elbe aber lächelt friedlich zu uns hinauf, gerade als wollte sie sagen: wer denkt an so alte Geschichten? Jetzt liegt Blankenese unter uns (Abb. S. 1694). Einstmals ein Fischer-



Blick auf Travemünde bei Lübeck.



Gesamtbild von Lübeck.



Die Elbregulierungen an der Finkenwärder Seite. Rechts der Dampfer „Kaiser“.

dorf, ist es heute eine reizende Gartenstadt, deren Häuser sich terrassenartig über dem Strom aufbauen. Ein Dichter-, ein Malerwinkel ist das einstmalige Dorf geworden.

Schon schweben wir wieder über Hamburgs Hafen, über den Kais, wo an langen Ladeschuppen die Ozeanriesen liegen und sich rüsten für weite Fahrt (Abb. S. 1692). Ein grauer Woermanndampfer löst gerade seine Trossen, um nach Südwest zu dampfen, die Musik spielt, aber wir hören nur einen schwachen Ton. Der Wind steht hinter uns, Hamburg verschwindet, und unter uns sehen wir eine kleine Vorstadt wie ein Spielzeug liegen. Es ist Altrahlstedt. In Gedanken grüßen wir das Grab unseres Liliencron — dann gleiten Wälder und Ortschaften unter uns vorüber,



Der Villenort Blankenese bei Hamburg.

und bald ragen stolze Türme aus dem Dunst des Stadtbildes. Wir erkennen Lübeck mit seiner Marienkirche, mit dem Dom, der Katharinenkirche (Abb. S. 1693). Eine alte Hansestadt wie Hamburg, zehrt sie nicht allein vom Ruhm ihrer Vorfahren, sondern beginnt wieder, wie vor alten Zeiten, die Beherrscherin der Ostsee zu werden. Von den Bauten der vorigen Jahrhunderte, von ihren Patrizierhäusern hat sie mehr erhalten als Hamburg, obgleich auch über Lübeck die Kriegsfurie mehr als einmal dahingegangen ist und die Stadt im Jahr 1806 von den Franzosen grausam geplündert wurde. Damals sind große Schätze der Stadt verloren gegangen: den größten Schatz hat aber der Feind Lübeck nicht rauben können: nämlich den Unternehmungsgeist, der sich gerade in den letzten Jahrzehnten mächtig entwickelt hat. Von alten Zeiten her pflegte man von den Lübecker vornehmen Familien zu berichten, daß, wenn dort zum Essen angerichtet wurde, der Diener eintrat und sagte: „Belieben die Damen in die Hälfte zu stricken?“

Das war damals, als Emanuel Geibel noch durch die alten Straßen wanderte. Jetzt ist es anders geworden: die Lübecker stricken nicht mehr in die Hälfte, sie machen ganze Arbeit. Und wenn die schöne Travestadt ein Pensionopolis für viele geworden ist, so zeigt der Hafen von Travemünde genugsam, was Lübeck leistet. Und wenn wir hören, daß in letzter Zeit ein Lübecker „Königlicher Kaufmann“ hunderttausend Kronen nach Schweden schenkte, damit junge Schweden deutsche Art studieren sollen, so freuen wir uns herzlich dieser echt hanseatischen Großzügigkeit.

Draußen funkelt die Ostsee, und Travemünde liegt in hellem Sonnenglanz (Abb. S. 1692). Der Strand scheint voll von Menschen zu sein, denn Travemünde ist nicht allein ein großer Handelshafen, sondern auch ein vielbesuchtes Seebad. Alljährlich wird dort die Kieler Woche mit einer Regatta beendet, an der der Kaiser teilnimmt. Einen Blick noch werfen wir auf die blaue See, auf der gerade die Uebungsflotte erscheint — dann aber heißt es heimwärts schweben. Nach einer Stunde schon ist die Fahrt beendet; nur die Bilder berichten, was wir sahen, und diese wenigen Worte, was wir dachten.

Die hundert blauen Grotten von Capri.

Skizze von Peter Robinson.

Die „Principessa Mafalda“ lag zur Abfahrt nach Capri bereit. „Money in water!“ „Schmeiße Sie Geld!“ schrie der Mann unten im Boot, der sein kleines Fahrzeug nervös um das Dampfschiff herumzappeln ließ. Und der zweite, sein Kompagnon, der splitternackt im Wasser schwamm, mit einem Arm sich am Boot anklammernd, machte einladende Bewegungen hinauf zu der langen Reihe neugieriger Köpfe oben an der Bordwand des Dampfers. Ein paar Silbermünzen flogen ins Wasser; der Schwimmer tauchte, man sah ihn auf dem klaren Grunde des Wassers umherspähen — dann war er wieder oben und hielt triumphierend die Geldstücke empor. Einen Teil davon reichte er den Genossen im Boot, den andern brachte er bei sich selbst unter, und da er nackt war, konnte das eben nur in der ihm von der Natur verliehenen Tasche geschehen, in der Mundhöhle. Aber da war das Geld auch sicher aufgehoben. Und wieder erscholl der Ruf: „Money in water!“ „Schmeiße Sie Geld!“

Der Herr im blauen Anzug und mit dem in der sengenden Hitze sehr merkwürdig anmutenden steifen Filzhut räusperte sich. Halb wandte er sich zu dem jungen Ehepaar an seiner rechten Seite, halb zu mir. „Ein herrliches Land! Und welch liebenswürdiges Volk unter diesem ewigblauen Himmel — stets heiter, immer zufrieden und bescheiden in seinen Ansprüchen.“

Ich nickte und sagte ja, denn das ist das beste, was man in solchem Fall tun kann. Aber so ganz bescheiden in seinen Ansprüchen war der schwimmende Vertreter des liebenswürdigen Volkes dort unten doch nicht, denn schon hatte er den ganzen Mund — und der war nicht klein — voll Geld, und noch immer winkte er krampfhaft nach neuen Spenden.

„Gott, wie furchtbar interessant!“ sagte die junge Frau.

Ihr Gatte machte ein nachdenkliches Gesicht. „Was der Kerl auf diese Weise wohl täglich einnehmen mag?“

„Viel, viel!“ meinte der Herr im blauen Anzug. „Ja, der Fremdenstrom ist ein Segen für dies herrliche Land.“

„Man müßte das doch annähernd ausrechnen können“, fuhr der junge Ehemann fort. „Die Kalkulation wäre doch gar nicht so schwierig: soundso viel Dampfschiffe gehen täglich hier ab, jedes befördert im Durchschnitt soundso viel Passagiere, und von diesen wirft wieder ein gewisser Prozentsatz soundso viel Geld ins Wasser.“

Die junge Frau seufzte. „Aber Emil, nun fange doch nicht wieder mit solchen Sachen an.“

Er schüttelte den Kopf, sanft verweisend, so sanft, wie es ihm wohl der Umstand gebot, sich noch auf der Hochzeitsreise zu befinden. „Man muß auf Reisen immer die Augen offen halten, liebe Olga. Ganz besonders ein Geschäftsmann. Aus irgendeiner scheinbar unbedeutenden Kleinigkeit kann die glänzende Idee entspringen, die das große Geschäft bringt.“

Der Herr im blauen Anzug mischte sich hinein. „Freilich, freilich! Und in der Beziehung kann man gerade in Italien etwas lernen. Allen Respekt, muß ich schon sagen, Geschäftsinn — das ist die Hauptsache im Leben.“

Dem jungen Ehemann gefielen diese Worte, und das sollten sie wohl auch. „Ja, die machen hier ein Geschäft! Ein Geschäft! Das ganze Land ist ja überhaupt ein aufgelegtes glänzendes Geschäft!“ Er seufzte und schien zu bedauern, nicht der Besitzer dieses Geschäftes zu sein.

„Jede einzelne Sehenswürdigkeit hierzulande ist ein Kapital, das sich großartig verzinst“, sagte der Herr im blauen Anzug.

„Wie furchtbar interessant“, hauchte die junge Frau.

Aber der Gatte kümmerte sich jetzt gar nicht um sie. Der Herr im blauen Anzug schien ihm ein besserer Resonanzboden seiner Ausführungen. „Nehmen Sie nur einmal den schiefen Turm in Pisa an! Ob die Sache nun durch ein Versehen des Baumeisters, durch Senkung des Erdbodens oder aus sonst irgendeinem Grund schief gegangen ist — ganz egal, die Konsequenz ist: Geschäft,

Geschäft, Geschäft! Seit Jahren und Jahren gehen jeden Tag die Eintrittsgelder ein. Glauben Sie, daß sich etwa der Eiffelturm so verzinst wie der von Pisa? Keine Spur! Und natürlich, gerade die Italiener müssen das Ding haben."

Der Herr im blauen Anzug nahm seinen steifen Filzhut ab. Hätte er einen Wasserkopf gehabt, so wäre unter solch einer Bedeckung zu dieser Jahreszeit und unter der Sonne Süditaliens das Wasser zweifellos ins Sieden geraten. Er wischte sich die Stirn. „Wir haben ja auch einen schiefen Turm", sagte er, „bei uns in Deutschland, einen sehr schiefen sogar."

„Wie furchtbar" — — interessant wollte die junge Frau sagen, aber ihr Gatte ließ sie nicht dazu kommen. Er packte den Herrn im blauen Anzug am Arm. „Wo ist der Turm? Wo?"

„Aber wissen Sie das denn nicht? In Thorn ist er, in der Bäckerstraße, dicht am Ufer der Weichsel, ein Rest der alten Stadtbefestigung."

„Und er ist wirklich schief? Ganz schief?"

„Schiefer sogar als der von Pisa. Der hat kaum acht Prozent Neigung, der in Thorn aber zehn Prozent."

„Donnerwetter! Da müßte man doch" — — —

„Aber leider ist er nicht sehr hoch, nur fünfzehn Meter."

„Da haben wir's!" Der junge Ehemann war enttäuscht. Er dachte nach. „Könnte man ihm nicht die drei- oder vierfache Höhe aufsetzen? Wäre der Turm zu pachten? Oder zu kaufen?"

Der blaue Mann zuckte die Achseln. „Ich glaube kaum. Und ihn höher bauen? Wissen Sie, Thorn ist Festung, und in Festungen werden immer Schwierigkeiten gemacht, wenn man hoch bauen will."

„Freilich, freilich", sagte der junge Gatte resigniert. „Damit ist also kein Geschäft zu machen."

„Sie scheinen sich für Geschäfte zu interessieren?" fragte der andere bedächtig.

„Aber selbstverständlich! Bin immer dahinter her. Bringen Sie mir eine neue Sache, eine gute Idee — ich beteilige mich, ich mache es. Sehen Sie, ich bin — — erlauben Sie!"

Er stellt sich vor: Emil Miericke. Gegenwärtig ohne besonderen Beruf, aber auf der Suche nach Geschäften, nach Beteiligungen, nach Finanzierungen. Er wäre nämlich Kapitalist, jawohl, Kapitalist! Und dabei ging ein Seitenblick zu der jungen Frau hin, ein ganz unbewußter Seitenblick, der die Vermutung begründete, daß Herr Miericke gleichzeitig in die Reihe der Ehemänner und der Kapitalisten getreten war, wobei zu bemerken ist, daß diese beiden Berufe durchaus nicht immer zusammenfallen.

Der Herr im blauen Anzug kniff die Augen zusammen, als wollte er ein unwillkürliches Aufleuchten darin unterdrücken. Er stellte sich vor: Doktor Pistorius. Gleichfalls ganz außerordentlich für Geschäfte interessiert.

Das beiderseitige gleiche Interesse bestimmte jetzt die Unterhaltung der beiden Herren. Alle irgendwie bedeutenden Unternehmungen des Deutschen Reiches wurden durchgesprochen. „Wie furchtbar interessant!" sagte seine Frau einigemal. Aber sie wurde nicht beachtet.

Das Schiff fuhr direkt zur Grotta azzura. „Jetzt werden Sie wieder was von Geschäft kennen lernen", erklärte Doktor Pistorius. „Geradezu kolossal. Die blaue Grotte ist aber auch wirklich einzig."

„Ich habe als Kind einmal einen Bilderbogen gehabt", erzählte die junge Frau Miericke; „darauf war die blaue Grotte. Wenn man das Papier gegen die Lampe hielt, leuchtete die Grotte herrlich."

„Gar nichts gegen die Natur, gnädige Frau", sagte Doktor Pistorius. „Sie werden überwältigt sein."

Ihr Gatte zählte die kleinen Boote, die sich dem Dampfschiff näherten. „In jedes kommen drei Personen hinein. Und jede Person zahlt eine und eine viertel Lire. Der Pächter muß ein Riesengeld verdienen. Übrigens, da packen sie ja schon in ein Boot vier Leute hinein und da sogar fünf. Das gibt ja noch mehr aus."

Ich kam in das gleiche Boot mit Mierickes und Doktor Pistorius. Dieser erklärte: „Sehen Sie, der Eingang zur Grotte ist nur ein Meter hoch. Bei starkem Nord- und Ostwind kann man überhaupt nicht hinein."

Herr Miericke machte ein nachdenkliches Gesicht. „So? Das muß allerdings bei der Kalkulation berücksichtigt werden. Und weht der Wind oft so ungünstig?"

Doktor Pistorius konnte augenblicklich keine Antwort geben. In seinem Eifer, zu erklären, hatte er es versäumt, sich genügend bei der Durchfahrt zu bücken. Die Felsdecke hatte seinen steifen Hut aufgerissen. Ein aufrichtiger Laut wehmütiger Klage ließ ahnen, daß er nur diese eine Kopfbedeckung auf der Reise mit sich führte, und daß ihm die Beschaffung einer neuen vielleicht mit Sorgen erfüllte. Aber dann waren wir in der Wundergrotte.

„O Gott, geradeso wie auf dem Bilderbogen!" rief Frau Miericke. Und sie war wirklich, wie Herr Doktor Pistorius vorausgesagt, ganz überwältigt.

„Wirklich kolossal", sagte Herr Miericke. „Und das ist so ganz ohne weiteres da, gratis von der Natur geliefert, ohne Anlagekapital."

Der Ruderer tauchte seinen Arm ins Wasser, er erglänzte silberweiß. Der Knabe, der immer da ist und keinen andern Zweck zu haben scheint, sprang ins Wasser. „Einfach großartig", rühmte Herr Miericke; „wie aus reinem Silber sieht der Kerl aus."

Und dann mußte man wieder aus der Grotte hinaus. „Natürlich," erklärte Doktor Pistorius, „so viele andere Leute wollen auch noch hinein. Das geht unaufhörlich. Wie im Kientopp drängt sich das Publikum hier." —

Auf dem Dampfer wurde ich wieder von den Herrschaften getrennt. Herr Miericke versuchte sich mit den Kindern zu unterhalten, die Korallen und Seepferdchen zum Kauf anboten; er schien sich auch über diesen Erwerbzweig unterrichten zu wollen. Aber eine halbe Stunde später traf ich alle drei wieder — beim Mittagessen im Hotel. Die Terrasse war überfüllt; nur an einem Tisch war noch ein Platz frei, und gerade dort saßen Mierickes und Herr Doktor Pistorius, der sich von dem jungen Ehemann und Kapitalisten nicht mehr trennen zu können schien. Herr Miericke begrüßte mich mit aller Freundlichkeit, den Doktor aber schien meine Gegenwart zu verdrießen; er blieb still und schweigsam. Erst beim Dessert gab er sich einen Ruck.

„Die Grotte ist jedenfalls schon zu der Zeit bekannt gewesen," fing er an, „als Tiberius hier auf der Insel hauste. Vielleicht war sogar eine Verbindung zwischen ihr und der Villa des Kaisers bei der Torre di Jamecuta hergestellt; die Reste eines jetzt verschütteten Ganges scheinen darauf hinzudeuten. Aber dann geriet sie in Vergessenheit. Erst 1826 wurde sie wieder entdeckt durch den deutschen Maler und Dichter August Kopisch."

„Dieser Kopisch muß ein ganz gewaltiger Esel gewesen sein“, sagte Herr Miericke mit großer Geringschätzung. „1826! Für ein Butterbrot hätte er damals von der Regierung in Neapel die Grotte pachten können, auf hundert Jahre hinaus. Seine Erben könnten heutzutage Millionäre sein.“ Er seufzte. „Aber wenn man bedenkt: was für ein Geschäft wäre diese Grotte erst, wenn wir sie bei uns in Deutschland hätten! Etwa bei Berlin, am Wannsee oder am Müggelsee. Eine Millionensache wäre das! Aber uns hat die Natur, wie man zu sagen pflegt, gar zu tiefmütterlich behandelt; bei uns ist sie geizig und schäbig.“ Mit einem Schluck Falerner feuerte er seinen Groll gegen die ungerecht ihre Gaben verteilende Natur noch mehr an.

Da beugte sich plötzlich Herr Doktor Pistorius zu Herrn Miericke hinüber und flüsterte ihm etwas ins Ohr, lange und eindringlich. Herrn Mierickes Augen, die nach dem reichlichen Essen und dem Wein etwas klein geworden waren, wurden wieder groß. Er schrie auf. „Aber das ist ja eine Idee! Nein, es ist geradezu die Idee, die Idee des Jahrhunderts!“

Doktor Pistorius hob mahnend die Hand: „Es ist meine Idee!“

Herr Miericke sah ihn vorwurfsvoll an. „Aber ich will sie Ihnen ja auch gar nicht rauben. Ich bin Geschäftsmann und also ein ehrlicher Mensch. Und außerdem — der Herr hier kann ja Ihr Zeuge sein.“ Er wandte sich an mich. „Der Herr Doktor hat soeben eins der glänzendsten Projekte aller Zeiten geboren.“

Der glückliche Vater räusperte sich. „Die Sache ist ja eigentlich so furchtbar naheliegend. Ich meine, man sollte einfach ein paar solcher Grotten künstlich herstellen.“

„Künstlich?“

„Aber gewiß doch. Worauf beruht denn das Phänomen dieser Grotte? Auf dem Tropfstein ihrer Wände, auf der absoluten Reinheit und Weiße des Bodens, auf der Klarheit des Wassers und darauf, daß alles Licht ausgeschlossen ist bis auf das geringe Quantum, das durch das Wasser den langen, schmalen Eingang hindurch in die Grotte gelangt. Nun, und lassen sich alle diese Bedingungen nicht ebensogut künstlich schaffen?“

„Besser sogar, viel besser“, schrie Herr Miericke. „Der simpelste Bautechniker muß das machen können. Jede Fabrik von Wellblechhäusern kann doch auch solche Grotte herstellen. Die Blechwände werden dann einfach mit Zement bekleidet. Der Boden wird weißglänzend emailliert. Die Wände innen können in den phantasievollsten Formen gehalten sein. Dazu kann man ja einige moderne Künstler heranziehen, auf ein paar Mark mehr kommt es ja nicht an.“

„Und vergessen Sie nicht,“ sagte Doktor Pistorius, „daß wir durchaus nicht auf die Sonne allein als Lichtquelle angewiesen sind.“

„Aber selbstverständlich nicht! Wozu haben wir denn die Elektrizität? Und nach Art der farbigen Fontänen ließe sich doch eine Konstruktion denken, die es uns ermöglichen würde, nicht nur blaue Grotten zu bauen, sondern auch rote, gelbe, violette und so weiter. Ja, die Farben könnten alle fünf Minuten wechseln.“

„Jede größere Stadt müßte solche Grotte bekommen“, meinte Doktor Pistorius.

„Ohne Frage. Es gibt kein dringenderes Bedürfnis der Gegenwart“, rief Herr Miericke. „Gleich morgen müssen wir die Sache zum Patent anmelden, in allen Kulturstaaten. Verstehen Sie wohl, Doktor, ich sage: wir! Denn wir machen die Sache doch zusammen? Sie haben die Idee, aber ich bin der Mann, sie durchzuführen.“ Er wandte sich an seine Frau, sehr zärtlich: „Siehst du, Olgachen, habe ich dir nicht immer gesagt, daß mir die Reise noch die große Idee bringen wird?“

„Wie furchtbar interessant“, sagte die junge Frau.

Und dann schlug Doktor Pistorius in die dargebotene Hand des Herrn Miericke ein: das Geschäft war abgemacht. „Wir bauen, denke ich, gleich einmal eine runde Zahl von Grotten“, sagte Herr Miericke. „Sagen wir hundert. Jede größere Stadt muß schließlich eine bekommen. Für Berlin wollen wir drei in Aussicht nehmen, eine im Wannsee, eine im Müggelsee, und die dritte setzen wir in die Spree, dicht am Bahnhof Friedrichstraße. Das ist eine ausgezeichnete Geschäftslage. Später, wenn die Sache im Gang ist, wäre zu erwägen, ob man nicht kleinere transportable Grotten herstellen könnte. Herrgott, das Projekt ist ja so entwicklungsfähig! Kommen Sie, Doktor, wir wollen gleich einmal den Gesellschaftsvertrag besprechen.“

Dazu war Herr Doktor Pistorius sofort bereit.

Am nächsten Vormittag sah ich ihn in Neapel, auf dem Toledo. Er kam gerade aus einem feinen Herrengeschäft heraus. Vielleicht hatte er dort soeben den eleganten weißen Anzug erstanden, der ihm entschieden besser stand als sein gestriges, etwas verschossenes blaues Gewand. Und auch den Panama, der einen vortrefflichen Ersatz bildete für den am morgigen Tag bei der Einfahrt in die Grotte ruinierten steifen Filzdeckel. Auf mindestens achtzig Lire war dieser Panama zu taxieren. Der Herr Doktor ging die Straße vor mir hinunter, bis zu einem Laden, wo es feine fertige Schuhwaren gab. Anscheinend war er im Begriff, sich vollständig neu einzukleiden. Gerade, als er eintreten wollte, sah er mich. Grüßend hob er seinen schönen, neuen Panama. Ein leichtes Grinsen ging über sein Gesicht. — — —

Vierzehn Tage später kam mir in der Merceria zu Venedig jemand mit einer in diesem engen und belebten Gäßchen gemeingefährlichen Schnelligkeit nachgelaufen. Es war Herr Miericke. Hinter ihm her keuchte eine junge Frau, um den Gatten nicht zu verlieren. „Freut mich, Sie wiederzusehen!“ rief er; „wir sind auf der Heimreise. Übrigens — ist Ihnen Herr Doktor Pistorius näher bekannt? Wie, Sie haben ihn damals auf der Fahrt nach Capri zum erstenmal gesehen? So, so!“

Er wollte sich schon wieder verabschieden. Aber er konnte das Wort doch nicht bei sich behalten. „Wissen Sie, ich habe nämlich bis jetzt noch nichts wieder von dem Doktor gehört. Er reiste ab, um unsere Unternehmung — Sie erinnern sich doch — in Gang zu bringen. Es waren einige Vorschüsse dazu nötig. Aber ich habe noch keine Nachricht von ihm. Und heute habe ich einen Brief an die mir von ihm genannte Adresse zurückbekommen. Unbestellbar, Adressat nicht bekannt. Ist das nicht auffallend? Übrigens — nachträglich sind mir doch einige Zweifel gekommen, ob sich die Sache so ganz ohne Schwierigkeiten wird machen lassen. So leicht läßt sich die Natur manchmal doch nicht imitieren.“

„Aber Emil,“ tröstete die junge Frau, „denke doch an den Bilderbogen, den ich mal gehabt habe. Da war die blaue Grotte ebenso schön wie in Wirklichkeit.“

Von dem Hecht und seinem Fang.

Von Rektor P. Plüschke, Lauban. — Hierzu 6 Originalaufnahmen.

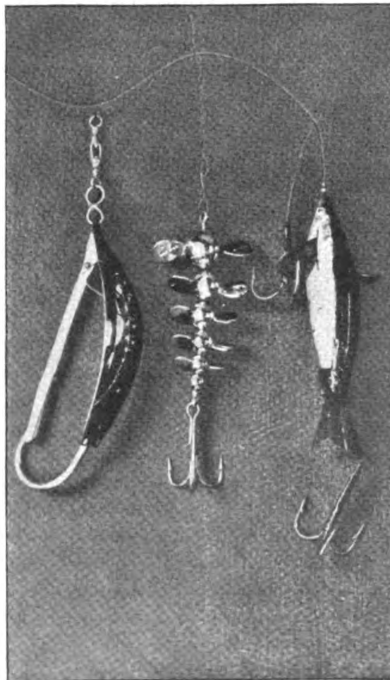
Wenn die Tage kürzer und kühler werden, wenn der Rauch der qualmenden Kartoffelfeuer sich mit den Schatten des herannahenden Abends zusammenwebt und die Nebelschwaden weiß und dick aus den Wiesengründen aufsteigen, dann steht der Hechtfang in höchster Blüte.

In den frühen Morgen- und Spätnachmittagstunden verläßt der Hecht, den man seines klobigen Kopfes, seines scharfen Gebisses und seiner falschen Glotzaugen wegen den Kaiman unserer Seen und Flüsse nennen kann, sein schützendes Ufer- oder Schilfversteck und zieht auf Raub aus. In elegantem Zug streicht er am Schilfdickicht hin, rasch durchquert er den Strom oder See von Ufer zu Ufer, blitzschnell schießt er dem undurchdringlichen Gewirr der dickstengeligen Wasserpflanzen zu. Urplötzlich hemmt er seinen flüchtigen Zug, und wie ein schrägstehender Stock steht er im grellen Sonnenlicht zwischen den breitlappigen Blättern der Wasserrosen und den feingegliederten Stengeln der breite Bänke überwuchernden Wasserpest plötzlich still. Da stört ihn ein außergewöhnliches Geräusch aus seiner beschaulichen Ruhe. Ein leiser Fußtritt am Uferrand oder der ins Wasser fallende Menschenschatten genügt, um ihn schnell von seinem Platz verschwinden zu lassen.

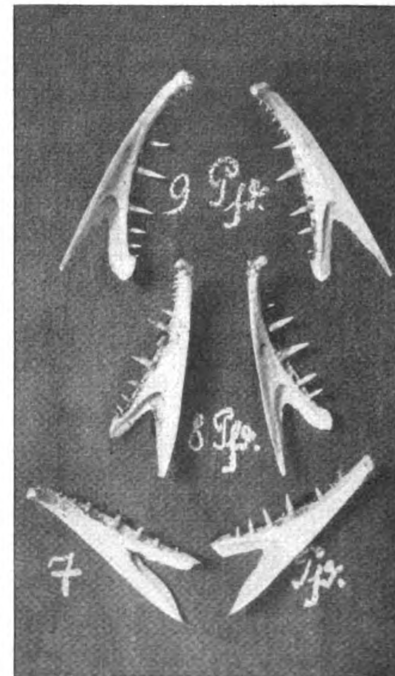


Auswurf einer Hechtreuse
mit einem Eingang.

Die Plötzen, Bleie, Karauschen und Kressen wissen es ganz gut, daß mit dem herumstreichenden Hecht nicht gut Kirschen essen ist. Sie ergreifen bei seinem Herannahen sofort die Flucht, und wie ins Wasser prasselnde Erbsen stürzen die Scharen emporschnellender Silberfischchen bei ihrem schnellen Fliehen in das heimische Element zurück. Der Hecht aber mit seiner Beute, die er quer im Rachen trägt, sucht sein heimliches Versteck auf, gewöhnlich das Wurzelgeflecht einer knorrigen Weide, deren tief zum Wasser herabhängende Zweige ihm Schatten und Schutz gewähren, um hier in sicherer Ruhe seine Beute zu verzehren. Doch bald erscheint er zu neuem Raubzug wieder auf der Bildfläche. Braucht doch ein Hecht alltäglich ein Drittel seines Gewichts als Nahrung. Deshalb werden Burschen von 10 bis 20 Pfund, wie sie unsere Flüsse und Seen nicht allzu selten beherbergen, der Fischzucht ungemein schädlich. Die Fischzüchter, deren heranwachsende Fische durch „einen Hecht im Karpfenteich“ stark vermindert werden, stellen ihm deshalb auf jegliche Weise nach. Mit Netz und Angel, mit lebendem und totem Köder, ja oft



Künstliche Hechtköder (Spinner).



Unterkiefer gefangener Hechte.

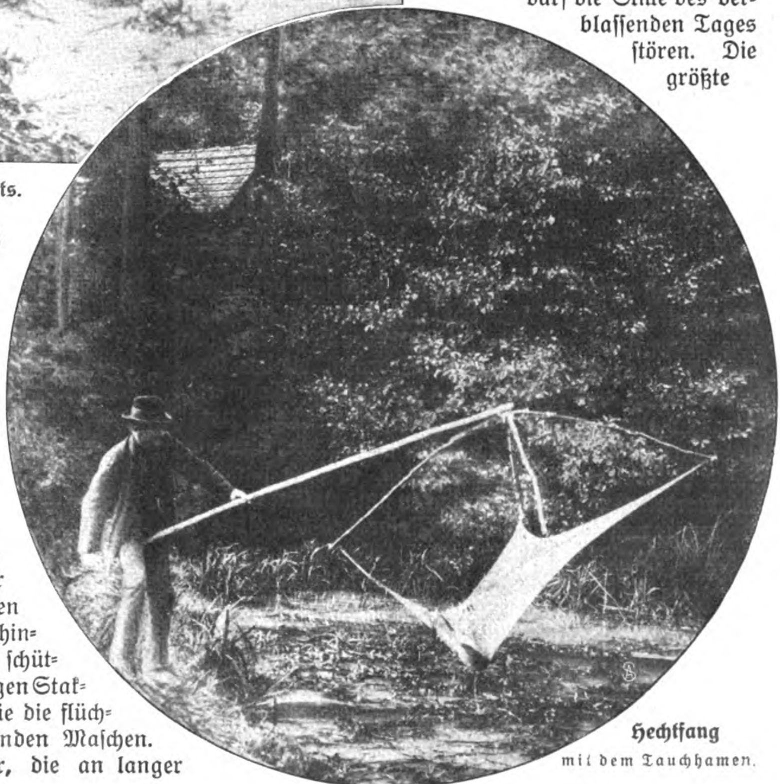


Glückliche Landung eines gefangenen Hechts.

sogar durch einen wohlgezielten Schuß suchen sie ihr Fischwasser von dem unersättlichen Räuber zu befreien. — Man sollte glauben, es müßte recht schwer sein, den scheuen und vorsichtigen Räuber der Tiefe zu überlisten. Weit gefehlt! Seine Gier, sich auf alles Bewegliche und Glänzende im Wasser zu stürzen, sein knurrender Magen, der ihn immer und immer wieder auf Beute ausziehen läßt, und seine Mordlust, die aus seinem falschen Auge blitzt, liefert ihn in den überaus meisten Fällen den ihm Nachstellenden in die Hand. — Die Berufsfischer suchen ihn mit starken Schleppnetzen, deren schwere Bleiballen auf dem Wassergrund dahinschleifen, zu fangen. Andere umstellen sein schützendes Schilfversteck mit einem doppelwandigen Staknetz. Mit Hilfe langer Stangen treiben sie die flüchtigen Fische in die alles Lebendige festhaltenden Maschen. Mit Hilfe glänzender rotierender Spinner, die an langer Bootsleine befestigt sind, fängt man den Hecht vom Schiff aus, oder man sucht seiner in ausgelegten Drahtreusen habhaft zu werden.

Im zeitigen Frühjahr, wenn die Hechte, um zu laichen, fluß- und bachaufwärts bis in die kleinsten Nebengräben ziehen, versucht man sie mit Schlingen aus Roßhaar oder Messingdraht zu fangen. Der zu dieser Zeit stillstehende Hecht duldet es bei einiger Vorsicht ohne weiteres, daß ihm die verhängnisvolle Schlinge über den Kopf bis in die Kiemennähe gezogen und er dann mit einem plötzlichen Ruck aus seinem heimischen Element herausgezogen wird.

Sobald das Laichgeschäft des Fisches beendet ist, tritt an die Stelle sorgloser Ruhe die scheueste Vorsicht. Deshalb muß der Hecht vom Angler wie ein flüchtiges Wild vom Jäger angeschlichen werden. Gerade in diesem Anschleichen und heimlichen Ueberlisten liegt der Reiz des Angelsports auf diesen Raubfisch. Lautlos muß der über das bergende Gesträuch hinweggeschleuderte Köder ins Wasser tauchen. Kein Laut darf die Stille des verblassenden Tages stören. Die größte



Hechtfang mit dem Tauchhamen.



Ein Anbiß an der Tunkangel.

Vorsicht verspricht den meisten Erfolg; denn blitzschnell stürzt sich der auf Raub ausspähende Hecht in wilder Gier auf das zappelnde Fischchen oder auf den Metallblinker, dessen Hochglanz und dessen Schlinkerbewegungen ihn anlocken wie die Maus die Katze. Bei Annahme des Köders beginnt nun ein aufregender Kampf zwischen ihm und seinem Fänger. Der seine Freiheit suchende Fisch schießt nach allen Richtungen hin, um sich von dem ihn festhaltenden Haken zu befreien. Kopfüber stürzt er zur Tiefe, oder er strebt hastig dem verschlungenen Wurzelwerk des Ufers zu. Mit Hilfe seiner scharfen Zähne sucht er sich freizumachen, aber die starke Kette aus biegsamem Messingdraht, an dem der ausgeschleuderte Stellfisch befestigt ist, spottet allen seinen Bemühungen. Endlich gelingt es, den schweren Burschen mit Hilfe eines untergestellten Handnetzes oder unter Zuhilfenahme eines ihn fassenden Hakens zu landen.



Mit Spiegelblinker gefangener Neunpfünder.

Die Mode der Rüschen.

Hierzu 12 photographische Aufnahmen.

Beinah aussichtslos schien es, noch jetzt vor Toresschluß etwas ganz Neues von der Saison zu erwarten! Die große Ueberraschung kam zu guter Letzt aber doch noch und beruhigte all die Unzufriedenen, die das langsame, kaum merkliche Verändern unseres Modebildes nervös machte, und die das schrecklichste mondaine Uebel, die Langweiligkeit, heranschleichen sahen. Wenn es auch keine Reform in der Hauptsache ist, so doch immerhin ein Vordringen zu neuen Formen und veränderter Gestaltung: von der absoluten Einfachheit der Linie zu ihrer augenfälligen Auflösung. Allerdings vorläufig nur im nebensächlichen. Von den halsfreien Blusen und kragenlosen Paletots sind wir, völlig unvorbereitet, zu den bauschig abstehenden Halsrüschen übergegangen, und während bisher die Schulterlinie nicht klar genug gekennzeichnet werden konnte, strebt man nun danach, sie so viel wie möglich durch breite Rüschen zu verhüllen. Die Erfahrung lehrt, daß aus so bescheidenen Anfängen spätere große Umwandlungen erwachsen, und so ist es gar nicht unmöglich, daß wir in absehbarer Zeit einer neuen Kostümepoche zusteuern.

Da der Herbst die großen Halsgarnituren bringt, sind sie demgemäß für Blusenkleider- und Straßentoiletten berechnet und auf Zusammenwirken mit den Hüten bestimmt.

Wie verschieden dieses Ergänzen oder Ergänztwerden zum Ausdruck gelangen kann, zeigen unsere Bilder. Plissierter Tüll herrscht vor, zumeist in Schwarzweiß. Aber dieses „Nur-Schwarzweiß“, das scheinbar in so enge und bestimmte Grenzen gebannt ist, bietet trotzdem eine erstaunlich reiche Abwechslung. Da sind zunächst die ganz weißen oder die ganz schwarzen Rüschen, die immer in direktem Kontrast zum Anzug stehen müssen. Dann kommen Rüschen aus Lagen schwarzen und weißen Tülls abwechselnd gemischt, was einen duftgrauen Ton ergibt, der sich jedoch nur für jugendfrische Gesichter eignet. Bei einer dritten Art liegen drei, vier Lagen weißen Tülls übereinander, dann





1. Schwarze Tüllrüsche.
2. Dreifache Rüsche mit Manschetten. — Phot. Manuel.





3. Doppelte Tüllrüsche.
4. Schwarze Rüsche mit rosa Schleife. — Phot. Manuel.





5. Schwarzweiße Plisseerüsche.
6. Schulterkragen mit Federrüsche. — Phot. Manuel.



Phot. Manuel.
7. Paletot mit Stehkragen.



Phot. Talbot.
8. Halsrüsche aus Rosen
mit dazu passendem Muff.



Phot. Talbot.
9. Weiße Kinnrüsche.

folgen einige schwarz und weiße, ineinander gerüschte, und den Abschluß bildet schwarzer Tüll, eine sehr praktische Abschattierung, die es gestattet, die Rüschen „beiderseitig“ zu tragen. Schwarzer Tüll mit weißen Kanten oder



Phot. Record Preß.
10. Straußfederrüsche
mit großer Blumenrosette

umgekehrt: weißer Tüll mit schwarzen Randspitzen oder Chenilleflöckchen kleidet sehr gut. Originell sind schwarze Samtbänder mit Federrüschen und breiten, weißen, durchbrochenen Tüllplissees, unter denen schwarzer Chiffon als Jabot sichtbar wird. Vielmaschige Schleifen in blassen Farben sehen bei manchen Arrangements sehr hübsch aus,

sind aber anderseits ein gefährlicher Schmuck, da sie den Hals meist zu kurz erscheinen lassen.

Die neuste Modevariation wird wieder so manches Unschöne und Groteske mit sich bringen, wie eben jede mit Feuereifer



Phot. Talbot.
11. Skunksrüsche mit Bandschleifen.



Phot. Talbot.
12. Pelzrüsche mit Atlasschleife.

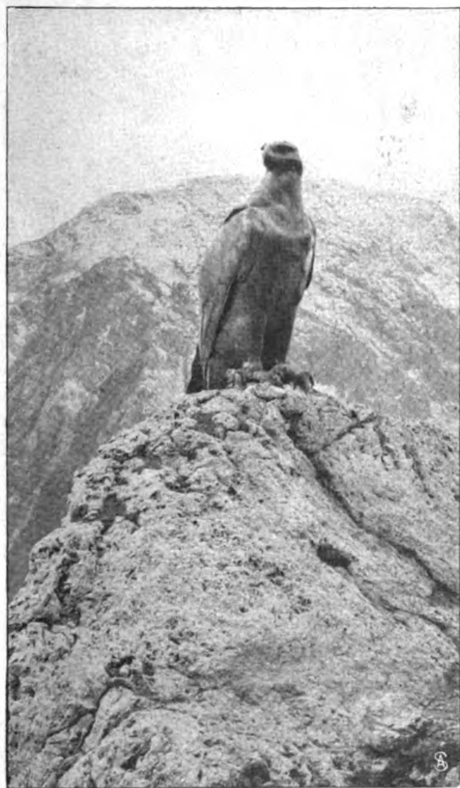
aufgenommene und mit unbedachter Nachahmungsfreude „ausgelebte“ Neuheit. Für die breiten Schultern üppiger Figuren mit embonpointiertem Halsansatz und Kinn sollten die Pierrettenrüschen überhaupt gar nicht in Frage kommen. Jede Frau von Geschmack muß von selbst empfinden, wie weit sie diesen „letzten Versuch“ — so hießen die breiten Rüschen früher, weil sie die Runzeln am Hals mildtätig verdeckten — sich zu eigen machen darf. Die Jugend braucht sich mit Nebengedanken bei diesen „Versuchen“ noch nicht zu belasten; ihr ist die Pierrettenrüsche nichts als eine schöne Folie. Die „Frau von vierzig Jahren“ aber oder die, die es noch scheinen möchte, sollte doch recht kritisch in eigener Sache sein, denn jede Uebertreibung fällt am meisten auf, wenn das Auge noch gewohnheitsmäßig nach dem bisher Feststehenden urteilt. T. D.



Bilder aus aller Welt.

Da „Dollarica“ fast alljährlich unseren großen Opernbühnen leuchtende Stars entzieht, ist es die oft recht schwierige Aufgabe der Intendanten, diese Lücken wieder auszufüllen und neue Kräfte und Talente zu entdecken und heranzuziehen. So finden wir auch an der Berliner Königlichen Oper in dieser Saison einige interessante neue Erscheinungen, unter ihnen Fräulein Emmy Leisner, die unlängst als Dalila in der Saint-Saënsschen Oper „Samson und Dalila“ debütierte. Man rühmt ihre klangvolle und umfangreiche Stimme, die namentlich in den hohen Lagen sehr vorteilhaft zur Geltung kommt.

Allen Freunden der Tiroler Gebirgswelt ist Theodor Christomannos kein unbekannter Name. Seine Verdienste um das Zustandekommen verschiedener sehr wichtiger Alpenstraßen und Schutzhütten, sein immer waches Interesse für Bergtouristik und alpine Fragen jeder Art haben ihn zum eigent-





Emmy Leisner.
Ein neues Mitglied der Berliner Kgl. Oper.



Phot. Bahrmann.

Monument für Th. Christomannos oberh. des Karerpasses in Südtirol. Oberes Bild: **Bronzeadler gegenüber der Gedenktafel.**
Ein Denkmal für den Pionier des Tiroler Fremdenverkehrs.



Geh. Reg.-Rat Dr. Dielitz,
Direktor des Berliner Sophiengymnasiums, tritt in den Ruhestand.



Phot. Atelier Hammerschlag.

Dr. Reinh. Bruck.
Der neue Regisseur am Berliner Königl. Schauspielhaus.



Phot. Meßter & Co.

Grabdenkmal für Wilhelm Jensen
auf Frauenchiemsee.
Ehrung eines deutschen Erzählers.



Phot. van Bosch.

Geh. Kommerzienrat C. Huber,
der bekannte Straßburger Reeder, feierte sein 40jähriges Geschäftsjubiläum.



Phot. Kullrich.

Ludwig Bloch, Berlin,
feierte sein 25jähriges Jubiläum als Chef des bekannten Theaterverlags.

lichen Pionier des Tiroler Fremdenverkehrs gemacht. Dem am 30. Januar 1911 verstorbenen hochverdienten Mann ist nun zum bleibenden Gedächtnis in seinen geliebten Tiroler Bergen ein würdiges Denkmal gesetzt worden. Oberhalb des Karerpasses an den gewaltigen Felsabhängen der Rosengartengruppe hat man eine mächtige Steinbank aufgestellt, über der ein kunstvolles Porträtrelief des Theodor Christomannos angebracht ist, auf einer der Monumentalbank gegenüberliegenden Felsspitze rastet ein aus Bronze gegossener Adler. Von dieser freien Höhe schweift der Blick vom Gipfel der Marmolata bis zur Palagruppe und über Latemar bis zum Ortler. Eine würdige Stätte für den begeisterten Alpenfreund und den originellen tatkräftigen Mann.

Geh. Reg.-Rat Dr. Theodor Dielitz, Direktor des Städtischen Sophiengymnasiums in Berlin und einer der angesehensten Schulmänner der Reichshauptstadt, ist am 1. Oktober in den



Hofphot. Ramme & Ulrich.

1. A. Meiner, Erster Vorst. des Deutschen Verlegervereins. 2. O. Schuchardt, Schatzmeister des Verbandes. 3. Kommerzienrat Siegismund, Erster Vorst. des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler. 4. R. L. Prager, Vorf. des Verbandes. 5. P. Nitschmann, Schriftführer des Verbandes.

Herbstversammlung des Verbandes d. Kreis- u. Ortsvereine im deutschen Buchhandel in Bayreuth: Die Teilnehmer beim Festessen.



Adele Schönfeld.
Ein neues Mitglied des Berliner Kgl. Schauspielhauses.

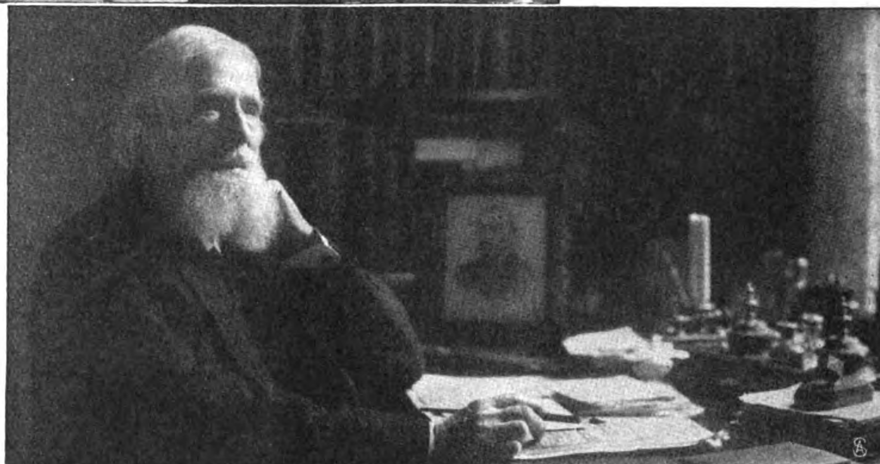
Dramaturg und Regisseur an das Berliner Königliche Schauspielhaus engagiert worden. Dr. Bruck ist aber bereits in diesem Winter schon als Gastregisseur in Berlin tätig. Für die sehr gelungene Inszenierung der neu einstudierten „Bluthochzeit" wurde ihm allgemeine Anerkennung und großer Beifall zuteil.

Wilhelm Jensen, der sich so viele gute Freunde durch seine fesselnden und tiefempfundenen Bücher gewonnen hat, hatte sich als letzte Ruhestätte die im Chiemsee gelegene Fraueninsel erkoren. Sein Wunsch wurde erfüllt, und ganz in der Stille ist kürzlich sein Grabdenkmal eingeweiht worden.

Auf eine langjährige kaufmännische Tätigkeit kann der Geheime Kommerzienrat C. Huber, der Seniorchef der bekannten Reederei und Kohlenhandelsgesellschaft Raab, Karcher & Co. in Straßburg i. E., zurückblicken, der dieser Tage sein 40jähriges Geschäftsjubiläum feierte.

wohlverdienten Ruhestand getreten, nachdem er bereits am 1. Oktober 1910 sein 50jähriges Dienstjubiläum unter reger Teilnahme gefeiert hatte. Von Schülern und Lehrern gleich geschätzt und verehrt, kann Geh. Rat Dielitz auf eine langjährige gesegnete Berufstätigkeit in seiner Vaterstadt Berlin zurückblicken.

Dr. Reinhold Bruck, der sich als Regisseur des Düsseldorfer Schauspielhauses schnell in der Theaterwelt einen Namen gemacht hat, ist vom September 1913 ab für fünf Jahre als



Hofphot. Uhlenhuth.

Wirkl. Geh. Rat Dr. v. Tempeltey, Koburg.
Zum 80. Geburtstag des früheren Intendanten des Koburger Hoftheaters.



Phot. Grainer.

Paula Usta,
wurde an das Herzogl. Hoftheater in Koburg engagiert.

Ludwig Bloch, der alleinige Inhaber des allbekannten Berliner Theaterverlags Eduard Bloch, feierte kürzlich sein 25jähriges Jubiläum als Chef dieses angesehenen Hauses. Herr Ludwig Bloch übernahm 1887 das väterliche Geschäft, das er mit Umsicht und Tatkraft weiter ausbaute.

Der Verband der Kreis- und Ortsvereine im deutschen Buchhandel hielt seine diesjährige Herbstversammlung in Bayreuth ab. Die Versammlung sprach sich über



Phot. Dührkoop.

A. Lutteroth,
der bekannte Hamburger Maler, feierte seinen 70. Geburtstag.

die verschiedensten Fragen des Buchhändlergewerbes aus.

Fräulein Adele Schönfeld, die bisher als jugendliche Heroine dem Kölner Stadttheater angehörte, wurde von 1913 ab auf fünf Jahre für das Königliche Schauspielhaus in Berlin verpflichtet.

Frau Paula Usta, eine begabte jugendliche Sängerin der Münchner Hofoper, hat, nachdem sie erfolgreich in Koburg gastiert hatte, einen Ruf an die dortige Herzogliche Hofbühne angenommen.

Der Wirkl. Geh. Rat Dr. phil. Eduard von Tempeltey in Koburg feiert demnächst seinen 80. Geburtstag. Exzellenz v. Tempeltey betätigte sich auf dramatischem Gebiet sowie in literarischer Kritik, er war Herzoglich Koburgischer Kabinettsrat, später Intendant des Hoftheaters und wurde 1896 zum Wirkl. Geh. Rat ernannt.

Professor Ascan Lutteroth, der berühmte Hamburger Landschaftsmaler, feiert in geistiger und körperlicher Frische seinen 70. Geburtstag. Die Berliner Nationalgalerie besitzt des Künstlers „Abend am Mittelmeer".



Frl. Klara Will als Königin Luise.
Vom Luisenburg-Bergfestspiel in Wunsiedel.

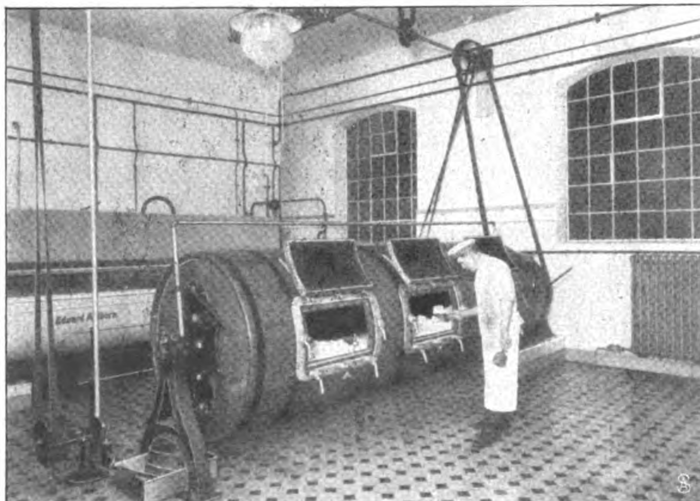


Hofphot. Eugen Jacobi.

Die Heumarer Veteranen von 1870/71
unter Führung des Herrn Julius Mülhens auf dem Schlachtfeld von Gravelotte

Herr Julius Mülhens, der bekannte Kölner Industrielle, hat sich ein patriotisches Verdienst erworben, indem er zweiundvierzig Veteranen es ermöglichte, die Stätten wiederzusehen, wo sie vor vierzig Jahren als Soldaten für ihr Vaterland gekämpft haben. Herr Mülhens fuhr mit seinen Gästen zunächst nach Metz, darauf wurden die Schlachtfelder von Gravelotte besucht, wo unter dem Denkmal der 8. Jäger Herr Mülhens den Veteranen ein ihnen gewidmetes Gedicht vortrug. Danach galt der Besuch den Schlachtfeldern von St. Privat und Vionville. Vom Bankett in Metz, das die denkwürdigen Tage beschloß, wurde ein Telegramm an den Kaiser gesandt. Tief ergriffen von dem Erlebten kehrten die Veteranen heim.

Bei dem von der Stadt Wunsiedel, im Herzen des Fichtelgebirges, veranstalteten Luisenburg-Bergfestspiel stellte Fräulein Klara Will die Königin Luise dar, eine Rolle, zu der sie durch ihre anmutige Erscheinung wie geschaffen schien.



Buttermaschine in einer neuzeitlichen Milchwirtschaft.

Zum Artikel: Neuzeitliche Milchwirtschaft.

Näheres in der anliegenden Nummer 40 der „Export-Woche". Das Heft ist der Auslandsausgabe der „Woche" beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von ihr trennen.

Aus dem Inhalt von Nummer 40 der „Export-Woche":

Die deutsche Hanse und das Auslandsdeutschtum (Schluß). — Wirtschaft und Kapital. — Die Gummi- und Kautschuk-Gewinnung und Veredlung. — Neuzeitliche Milchwirtschaft. — Ausstellungswesen. — Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenierwissenschaft.

Schluß des redaktionellen Teils.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberseeische Zahlstellen für die „Export-Woche“: Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche“ unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 40. **BERLIN** **5. Oktober 1912.**

Die deutsche Hanse und das Auslandsdeutschtum*).

Von Prof. Dr. Dietrich Schäfer.

An der dauernden Verbreitung des Deutschtums über seine ursprünglichen Grenzen hinaus hat die Hanse einen erheblichen Anteil nicht genommen.

Von den 65 Millionen Bewohnern, die das gegenwärtige Deutsche Reich zählt, *wohnen mehr als 27 Millionen in Gebieten, die vor tausend Jahren noch keine deutsche Heimstätte kannten.*

Die beiden deutschen Großmächte, Österreich und Preußen, sind auf Kolonialboden erwachsen, und das gleiche gilt von der Macht des Hauses Wettin, die durch Jahrhunderte wetteifernd neben ihnen stand. Von den drei deutschen Millionenstädten liegen die beiden größten, Berlin und Wien, auf Kolonialboden und die dritte, Hamburg, nahe der Grenze, die dem Deutschtum vor tausend Jahren noch gesteckt war. Das gleiche wie von Wien und Berlin gilt von dreien unter den fünf Halbmillionenstädten des Deutschen Reiches, von Breslau, Dresden und Leipzig. Faßt man die Gesamtheit der in Mitteleuropa wohnenden Deutschen ins Auge, so ergibt sich, daß die Hälfte von ihnen Boden bewohnt und Fluren bebaut, die von den Vorfahren ostwärts ihrer ursprünglichen Sitze gewonnen worden sind. An diesen großartigen Errungenschaften hat die Hanse wenig Anteil gehabt.

Vergegenwärtigen wir uns einen Augenblick, wie sie zustande kamen. Seit den Zeiten der Völkerwanderung hat unser geschichtliches Handeln, soweit es dauernde Erfolge errang, solche im Osten geerntet. Die Sprachgrenze, wie sie sich im Westen damals herausbildete, ist bis heute, von unwesentlichen Änderungen abgesehen, die gleiche geblieben. Auch die ebenfalls so oft gedankenlos nachgesprochene Behauptung von der besonderen Neigung des Deutschen, seine Sprache und Volksart aufzugeben, hält näherer Betrachtung nicht stand. Wer sie bis in die Anfänge unseres staatlichen Werdens rückblickend verfolgt, der wird innewerden, daß eine unendliche Fülle von Tatkraft nicht nur, sondern auch von Selbstbewußtsein notwendig war, um zu erreichen, was keiner andern abendländischen Nation auf Europas Boden möglich war: die Erweiterung des Besitzes auf das Doppelte seines ursprünglichen Umfangs.

Es wird gegenüber der Behauptung, daß die ostdeutsche Kolonisation ein Friedenswerk war, vielleicht die Bemerkung auf den Lippen schweben: „Aber das Ordensland Preußen!"

Das eben ist nun das Bezeichnende, was beharrlich übersehen wird, weil man versäumt, den Blick auf das Ganze zu richten, daß nämlich die gesamte Ausbreitung des Deutschtums nach Osten mit der einzigen Ausnahme des Ordenslandes und einiger mitteldeutscher Landstriche unter der Führung der angestammten einheimischen Herrscher erfolgt ist. Die mittelalterlichen Königreiche Polen, Böhmen und Ungarn, das Großfürstentum Litauen und die anstoßenden kleinrussischen Fürstentümer umfaßten das ganze, große Gebiet von Danzig bis Belgrad und von Pilsen und Agram bis Kiew und Wilna, Landstriche, in ihrer Gesamtheit mehr als doppelt so groß wie das gegenwärtige Deutsche Reich, in denen heute gegen 12 Millionen Deutsche ihre Wohnsitze haben. Das Schwert ist aber nie und nirgends gezogen worden, um deren Vorfahren dort heimisch zu machen. Sie sind dorthin gekommen, gerufen von den einheimischen Königen und Herrschern, die mit vereinzelten Ausnahmen nicht deutschen Ursprungs waren, oder von den Grundherren, die sich wie ihre Herrscher von den ländlichen und städtischen Siedelungen der Fremden Vorteil versprachen. Die Einwanderung ist von den einheimischen Gewalten ohne jede deutsche Machtäußerung gewünscht, veranlaßt, gefördert worden; verbriefte Zusagen haben die Geladenen willig gemacht. So kann man gegenüber fremden Anmaßungen mit gutem Grunde darauf bestehen, daß der deutsche Bewohner jener Lande an dem Boden, den er bewohnt und bebaut, genau dasselbe Anrecht hat, wie sein Polnisch, Tschechisch, Madjarisch oder sonst eine Sprache redender Landsmann, daß die Stadt, die er von der

*) Fortsetzung dieses Artikels aus Nr. 39.

Väter Zeiten her bewohnt, ihm in gleicher Weise Heimat ist wie diesem. In der erdrückenden Mehrzahl der Fälle hat er den Acker, den er bebaut, einst aus dem Waldland gerodet oder durch Trockenlegung von Sümpfen urbar gemacht.

Es liegen beträchtliche, ehemals slawische Gebiete zwischen der Westgrenze der genannten Reiche und der deutsch-slawischen Sprachgrenze des 9. und 10. Jahrhunderts.

An diesen zukunftsreichen, umwälzenden deutschen Erfolgen hat die Hanse, wie bemerkt, spärlichen Anteil gehabt. Sie waren in der Hauptsache errungen, als der Bund Leben und Gestalt gewann. Sie sind seine Voraussetzung gewesen; ohne sie ist er nicht denkbar. Die wichtigsten Glieder des Bundes, so Lübeck selbst, sind auf Kolonialboden entstanden. Die Hanse hat Handelsbeziehungen von der Küste her weit ins Innere hinein geknüpft. Lübisches und magdeburgisches Recht hat sich weithin verbreitet. Breslau und Krakau sind zeitweise Hansestädte gewesen. Aber für die deutsche Kolonisation des Ostens bildete hansisches Tun und Treiben doch nur eine Begleiterscheinung. Eine kolonisierende Macht war die Hanse nicht.

So kann es auch nicht wundernehmen, daß sie kein Mitbewerber wurde, als Europas Völker anfingen, ihre Hände auszustrecken nach den Ländern jenseit der Weltmeere, die sich ihren Blicken seit dem Ausgange des Mittelalters eröffneten. Dort aufzutreten, bedurfte man kriegerischer, staatlicher Macht. Woher hätte die Hanse die im 16. Jahrhundert nehmen sollen? Ihr Emporkommen beruhte ja gerade auf der Zersplitterung des Reiches, dessen Herrscher einer römischen Kaiserstellung nachgestrebt hatten. Diese Zersplitterung, die Ablenkung und Schwächung der Zentralmacht hatten es ermöglicht, daß, wie in Italien, dem Sitze der universalen Papstgewalt, neben fürstlichen auch städtische Sondergewalten emporwuchsen.

Paris und London waren schon im Mittelalter volkreicher als alle andern Städte diesseit der Alpen, wohl auch als Venedig und Genua, Mailand und Florenz. Aber die Freiheit der Verfügung über ihre Kräfte, wie die italienischen und die deutschen Städte sie besaßen, hatten sie nicht. Die führenden Hansestädte konnten ihre Politik ausschließlich unter den Gesichtspunkt ihrer wirtschaftlichen Interessen stellen und errangen so Erfolge gegenüber Königen und Völkern. Als aber mit dem sinkenden Mittelalter die Staaten Europas, mit Ausnahme der beiden Vertreter universaler Machtansprüche, Deutschlands und Italiens, sich unter befestigten Dynastien national zusammenschlossen, da konnten die Stadtstaaten nur noch genießen, was man ihnen gönnen wollte.

Über See machtvoll aufzutreten, hätte die Hanse ein Reich gebraucht oder wenigstens, wie die Niederländer, ein umfassenderes, geschlossenes Landgebiet, sich darauf zu stützen. Beides aber fehlte.

So stand Deutschland beiseite, als die Welt verteilt wurde. Die Bürger der Hansestädte haben sich auch in den trüben Jahrhunderten die alte Unternehmungslust und den alten Wagemut bewahrt, nur daß sie mehr als in früheren Zeiten dem Grundsatz huldigen mußten: „Mit dem Hute in der Hand kommt man durch das ganze Land." Es war aber unvermeidlich, daß ihre Tatkraft sich fortgesetzt in den Bahnen der Handelsbetätigung äußerte. Einen mächtigen Aufschwung nahm diese, als die englischen und später auch die spanischen Kolonien Amerikas sich von ihren Mutterländern lösten. Die Äußerung des Präses des Hamburger „Ehrbaren Kaufmanns" nach der brasilianischen Unabhängigkeitserklärung: „Hamburg hat Kolonien erhalten" beleuchtet die überlieferte hansische Auffassung: Kolonien = Handelsgebiet. Die Angehörigen der Hansestädte waren über die Welt zerstreut, vorwärts zu kommen im Erwerb. Versuche, jenseit des Ozeans an geeigneten Stellen geschlossene deutsche Siedelungen zu begründen, sind wohl von Binnendeutschen begonnen und hier und da auch durchgeführt worden, nicht oder erst ganz neuerdings von Hansestädtern.

So hat auch die neue deutsche Kolonialströmung, die nach der Begründung des Reiches einsetzte, vom inneren Deutschland her ihren Ausgang genommen, erst nach und nach und nicht ohne Rückschläge die Freihandelsplätze, besonders die beiden großen Nordsee-Emporien, mit fortreißen können. Es ist ein Zufall, daß gerade ein Bremer die erste deutsche Kolonie erwarb. Wenn heute Seestrand und Binnenland eins sind, so liegt darin ein Sieg des richtigen Gedankens, daß Handelsmacht ohne Weltgeltung und Weltgeltung ohne Kolonialbesitz auf schwachen Füßen stehen, die den Rumpf einer starken Nation nicht zu tragen vermögen.

Aus dieser Sachlage aber ergibt sich die Pflicht, zu erwägen, in welchen Beziehungen heimischer und auswärtiger Besitz zueinander stehen, und wie sie beide für uns zu bewerten sind.

So hat auch der Verein für das Deutschtum sich stets zu erinnern, daß unser Volk in der Mitte Europas verankert ist. Hier seinen Bestand nicht schmälern zu lassen, seine abgesprengten Brocken zu sichern und zu sammeln, das ist nach wie vor seine Hauptaufgabe.

Wirtschaft und Kapital.

Von Leo Jolles.

Die Fähigkeiten des Wirtschaftsorganismus lassen so wenig in ihren Wirkungen nach, daß man wirklich keinen Anlaß hat, sich mit Sorgen um die Konjunktur den Kopf zu zerbrechen. Die Hauptsache ist, daß die Börse Stange hält und nicht vor der Zeit umkippt. Zunächst besitzt sie noch alle Instinkte für die richtigen Gewinnquellen. Seit einiger Zeit werden

Schiffahrtsaktien begünstigt.

Der Boden für diese Bewegung ist durch die bekannte und dauerhafte Hausse in Hansa-Aktien vorbereitet worden. Während aber bei diesem Papier die spekulative Tendenz überwog, ist allmählich die Würdigung der guten Geschäftsverhältnisse bei den Reedereien durchgedrungen und hat sich in eine rasche und ausgiebige Höherbewertung der Aktien, besonders der Hapag- und Lloydaktie, umgesetzt. Das Steigen der Getreidefrachtraten, das seit Monaten zu beobachten ist, bildet den glaubhaftesten Beleg für die günstige Konjunktur im Reedereibetrieb. Es scheint, als sei ein völliger Umschwung eingetreten, der die Schiffahrtsgesellschaften für die Tage der Dürftigkeit entschädigen wird. Obwohl die Hamburg-Amerika-Linie ihr Aktienkapital auf 150 Millionen erhöht hat, ist doch schon heute anzunehmen, daß sie über die letzte Dividende (9 Prozent) hinausgehen wird. Auch beim Norddeutschen Lloyd gilt eine Steigerung der Dividende für wahrscheinlich. So wird die Vermehrung des Schiffsraumes, die bei allen großen Damp-

fergesellschaften eingetreten ist, keinen Nachteil für die Rentabilität haben. Der Auswandererverkehr hat fast die höchste Ziffer erreicht, die er in den ersten Monaten des Jahres je aufwies. Bis Ende August 1912 sind über Hamburg und Bremen

193 108 Personen ausgewandert,

gegen 127 243 Personen 1911, 197 677 in 1910 und 175 128 in 1909. Daß die Zunahme der Auswanderung ein nur relativ günstiges Moment im Zusammenhang der wirtschaftlichen Verhältnisse Deutschlands bildet, versteht sich am Rande. Allerdings wird der Eindruck dieser Erscheinung dadurch gemildert, daß die Mehrzahl der Emigranten nicht deutscher Nationalität ist. Unter dem Gesichtspunkt der Weltwirtschaft und des Einflusses der amerikanischen Geschäftslage auf die allgemeine Entwicklung ist das Steigen der Auswanderung aber als positiver Faktor zu bewerten. Die Vereinigten Staaten haben die politischen Unsicherheiten soweit überwunden, daß sie sich ihrer ökonomischen Kräfte wieder bewußt werden. Das Erwachen des Gefühls der eigenen Stärke ist sowohl an der Börse wie im allgemeinen Geschäftsbetrieb zu erkennen. Die Belebung des Kapitals ist um so notwendiger, je größer die Summe der immobilen Anlagen ist. Und die nordamerikanische Union befindet sich stets im Banne latenter Drohung einer Finanzkrisis. Zwar hat sich der allmächtige Morgan als Retter bewährt. Aber er läßt sich seine ärztliche Hilfe so teuer bezahlen, daß per Saldo der Schaden nicht kleiner ist, als er vielleicht bei normaler Abwicklung der Engagements gewesen wäre. Daß die amerikanische Eisenindustrie im Fiskaljahr 1911-12 den Wert ihrer Roheisenausfuhr

auf 268 Millionen Dollar

steigern konnte, ist ein Beweis für die Ergiebigkeit der montanindustriellen Kapazitäten. Die großen Hüttenwerke haben nur mit verminderter Kraft gearbeitet. Trotzdem sah der Weltmarkt eine Eisenmasse amerikanischer Herkunft, die mehr als eine Milliarde Mark wert war und eine Steigerung um 150 Millionen Mark gegen das vorangegangene Jahr repräsentierte. Charakteristisch für die Gunst der Verhältnisse in der amerikanischen Wirtschaft ist die Auffassung eines so ausgeprägten Pessimisten wie des Eisenbahnkönigs James J. Hill. Der Senior unter den amerikanischen Eisenbahntitanen, der nach dem Tode des jüngeren und bedeutenderen Harriman wieder in den Alleinbesitz des Zepters gekommen ist, hat stets, wenn er sich zur Lage äußerte, Dinge gesagt, die sich wie Meltau auf alle Erwartungen legten. Besonders beängstigend erschienen seine Prognosen über den Geldbedarf der Eisenbahnen in den nächsten Jahren. Er nannte so enorme Ziffern, daß man sich nicht vorstellen konnte, wie derartige Beträge mit Hilfe des überfütterten Effektenmarktes flüssig gemacht werden sollten. Die Eisenbahnen haben sich in der Tat einschränken und auf fast jede Neuinvestition verzichten müssen. Aber die Grenze des Neubedarfs wird durch die Forderungen der Betriebssicherheit und der technischen Fortschritte bestimmt. So ist die Befriedigung des Geldhungers nicht aufgehoben, nur aufgeschoben. Hill aber hat die Farbe gewechselt und sieht rosa, wo ihm früher die Welt grau erschien. Er war im Bereich seiner drei großen Bahnen (Great Northern, Northern Pacific, Chicago Burlington and Quincy) und hat sich dort, wie ich der New-Yorker Handelszeitung entnehme, Stoff zu einer fröhlichen Weltanschauung geholt. Er sagte, daß die allgemeinen Verhältnisse im nördlichen Westen ausgezeichnet sind. Die Aussichten seien bessere als seit fünf oder sechs Jahren. Die Zwischenhändler berichten von guter Nachfrage, und die Fabrikanten bemühen sich, die Schäden der letzten Jahre wieder auszubessern.

Daß die Yankees nicht daran denken, ihre wirtschaftliche Suprematie preiszugeben, lehrt ihre

Taktik beim Panamakanal.

Die Kanalbill, die eine Differenzierung der ausländischen Schiffahrt zugunsten der amerikanischen Küstenfahrt aufstellt, ist vom Präsidenten Taft unterzeichnet worden, obwohl England gegen den Bruch des Hay-Pauncefote-Vertrages protestierte Nach diesem Abkommen sollte der Panamakanal wirtschaftliche Neutralität haben, das heißt, die Schiffe aller Nationen sollten in der Gebührenfrage gleich behandelt werden. Nun unterstreichen aber die Amerikaner ihre Oberhoheit über den Kanal so deutlich, daß der Widerspruch der anderen Länder hervorgerufen wird. Ob mit Erfolg, ist sehr die Frage; denn die Dollarmänner können nicht nur darauf verweisen, daß das Riesenwerk mit ihrem Gelde hergestellt wurde, sie können auch mit einem guten Quantum Berechtigung behaupten, daß die Behandlung des Panamakanals eine innerpolitische Angelegenheit sei. Den Hauptvorteil von der neuen Straße werden ohne Zweifel die Amerikaner selbst haben, da sie sich durch das enge Aneinanderrücken von Atlantik und Pazifik die Industrialisierung der vernachlässigten Westküste erleichtern. Unzufriedenheit besteht auch bei den großen pazifischen Eisenbahngesellschaften, die sich lange Zeit mit Erfolg gegen den Bau des Kanals gesperrt haben. Nun sehen sie ihre Opposition vernichtet und sich selbst schweren Repressalien ausgesetzt, die

eine Monopolisierung des Kanals

verhindern sollen. Das Gesetz verbietet nämlich den Betrieb von Dampferlinien durch Eisenbahngesellschaften, es sei denn, daß die als Aufsichtsbehörde fungierende zwischenstaatliche Handelskommission die Ungefährlichkeit eines solchen Dualismus im einzelnen Fall bestätigt. Einzelne der großen Pazifikbahnen haben einen Dampferverkehr eingerichtet und mit Hilfe ihrer Ueberlegenheit die Konkurrenz aus dem Felde geschlagen, um dann mit ihren eigenen hohen Tarifen eine unerträgliche Zwingherrschaft auszuüben. Da der Kanal die gegebene Gelegenheit zur Errichtung eines Monopols gewesen wäre, so hat die Regierung durch das Gesetz allen solchen Wünschen einen breiten Riegel vorgeschoben. Die Eisenbahnmänner haben mit ihrer Entrüstung über diesen providentiellen „Gewaltakt“ nicht zurückgehalten. Sie wollen das Gesetz anfechten, werden jedoch kaum Erfolg haben, da die ordentlichen Gerichte nicht über Staatsakte zu urteilen haben. Die amerikanischen Schiffswerften sind, zur Bewältigung des künftigen Kanalverkehrs, so reichlich mit Aufträgen versehen, daß sie die Arbeit kaum bewältigen können. Die Gesamtkosten der im Bau befindlichen Schiffe

werden auf 400 Millionen Mark geschätzt.

Eine große englische Reederei, die Royal Mail Steam Packet Co., die hauptsächlich einen Dienst nach Südamerika unterhält, hat vier große Passagierdampfer in Auftrag gegeben, die den deutschen Linien Konkurrenz machen sollen; und Japan entwickelt gleichfalls eine bedeutende Geschäftigkeit, um den Panamakanal für sich auszunutzen. Eine von der Regierung unterstützte Gesellschaft will den Kanal mit elf Dampfern befahren. Ob alle Hoffnungen, die die neue Durchfahrt erweckt hat, sich erfüllen werden, ist eine andere Frage. Der Suezkanal hat dem neuen amerikanischen Wasserweg viele Chancen genommen; und man darf bei der Bewertung der Aussichten die heutigen Verhältnisse nicht mit den Tagen vor dem Durchstich der Landenge von Suez identifizieren. Die Entwicklung des Welthandels ist die wesentlichste Vorbedingung für den wirtschaftlichen Nutzen der Transportwege. Daß die Stärke des Welthandels nicht nachläßt, wird durch die Statistik nachgewiesen. Ueberall sieht man eine Zunahme der Dimensionen der im Handel umgesetzten Summen. Der Außenhandel Englands hat im August mit 113 Millionen Lstrl. oder 2260 Millionen M. die höchste Monatsziffer erreicht, die je zuvor ausgewiesen wurde. Seit Anfang des Jahres betrug der Wert des Außenhandels 857 Millionen Lstrl. oder

16 140 Millionen Mark.

Das sind 1160 Millionen Mark mehr, als die Summe des Jahres 1911 ausgemacht hatte. Der Ausfall im Kohlenexport, eine Folge des Bergarbeiterstreiks, wurde durch eine Zunahme der Ausfuhr von Eisen und Textilprodukten wettgemacht. England hat durch die beträchtlichen Leistungen seiner Wirtschaft alle Zweifel an seiner ökonomischen Ueberlegenheit aus der Welt geschafft. Das darf man in Deutschland ruhig zugestehen, da man selbst der stärkste und erfolgreichste Rivale Großbritanniens ist. Je mächtiger aber der Gegner, desto ehrenvoller der Kampf. Hinter den Montangewerben der Vereinigten Staaten und Englands bleibt die deutsche Montanindustrie nicht zurück. Auch sie wartet mit

Rekordziffern

auf. Die deutsche Roheisenindustrie übertraf mit einer Produktion von 11.38 Millionen Tonnen in den ersten acht Monaten des Jahres alle vorangegangenen Epochen des gleichen Zeitraumes. Das ist ein wichtiges Symptom.

Veredelung und Verarbeitung des Gummis und Kautschuks.

Von Dr. Walter Königs.

Kaum irgendeine andere Industrie hat so sehr unter der Preisschwankung ihres Rohproduktes zu leiden gehabt wie die Kautschukindustrie, deren Wert sich im allgemeinen nach den Preisschwankungen des „Fine-Para-Gummis" regulieren. Eine Tafel, auf der diese Preise für die letzten Jahre durch verbindende Linien dargestellt sind, erinnert an die Registrierung eines katastrophalen Erdbebens durch einen seismographischen Apparat, wobei das Jahr 1910 einen gerade ungeheuerlichen Ausschlag der Registriernadel bedeuten würde.

Die Ursache hierzu liegt in dem ganz unerwartet hohen Mehrverbrauch der Industrie, mit dem die Gewinnung des rohen Kautschuks nicht Schritt halten konnte, da sie im großen und ganzen noch immer nach dem seit einigen Jahrhunderten üblichen Raubbausystem betrieben wird, und da naturgemäß die Eingeborenen, in deren Hände die Gewinnung des Rohkautschuks zumeist liegt, nicht gewillt scheinen, mehr zu produzieren, als sie zur Befriedigung ihrer notwendigsten Bedürfnisse nötig haben.

Die Quelle dieses Rohstoffes ist die Pflanzenwelt, Bäume, deren Stamm auf verschiedene Art ein milchartiger Saft entzogen wird. Es ist eine ganze Reihe verschiedener Bäume, die hierzu herangezogen werden. Sie gehören der Pflanzenfamilie der Apocynazeen, Morazeen und Euphorbiazeen an und finden sich in Zentral- und Südamerika, in fast ganz Afrika, in den beiden Indien, auf dem Indischen Archipel und in der nördlichen Hälfte von Australien. Sie gedeihen nur in Ländern, deren mittlere Temperatur sich zwischen 33 nud 42 ° bewegt.

Der Kautschuk nun findet sich in dem Milchsaft dieser Pflanzen in Form mikroskopischer Kügelchen, die sich beim Stehen als eine Art Rahm oder Sahne an der Oberfläche der Flüssigkeit sammeln.

In der Praxis gestaltet sich die Kautschukgewinnung so, daß der Baum durch Einschnitte, Einkerbungen, Abschälen und ähnliche Prozeduren sowie durch chemisches Fällen zur Absonderung seiner Milchflüssigkeit veranlaßt wird. Man bedient sich dabei der verschiedensten Methoden. Ebenso verschieden betreibt man das Auffangen der Flüssigkeit. Sei es, daß man Erdgruben mit Blättern auslegt, sei es, daß man die Milch in Bechern und Näpfen aus Ton, Holz oder Metall, z. B. Aluminium, auffängt, oder daß man sich dazu hohler Früchte bedient, oder auch, daß man wie in Angola die Milch einfach auf den Oberarm laufen läßt und sie dann in Ringen nach dem Handgelenk zu abrollt.

Wo der Eingeborene die Milch in Näpfen u. dergl. auffängt, ist auch eine Eintrocknung nötig, die zumeist durch Rösten über Feuer vorgenommen wird, indem man die Milch über kurze, ruderartige Hölzer laufen läßt, so daß sie gerinnt. Auch bedient man sich verschiedener Zusätze, wie Alaun, wodurch aber der Kautschuk nicht besser wird.

Das wertvollste Rohprodukt ist der Para-Gummi aus Südamerika. Dann folgen die indischen Gummis und zuletzt die afrikanischen Produkte, von denen wiederum die ostafrikanischen die besseren sind. Die neueste Quelle für Kautschuk ist die Frucht der Kautschukmistel in Venezuela.

Seit einiger Zeit macht die chemische Industrie scheinbar erfolgreiche Anstrengungen, Kautschuk auf synthetischem Wege herzustellen, also künstlichen Kautschuk auf den Markt zu bringen. Bei dem fortdauernden Ansteigen der schon fast unerschwinglichen Preise für guten und besten Kautschuk ist diesen Proben und Versuchen bester Erfolg zu wünschen.



Gewinnung des Gummis im Kongogebiet.



15 Monate alter Gummibaum in Mexiko.

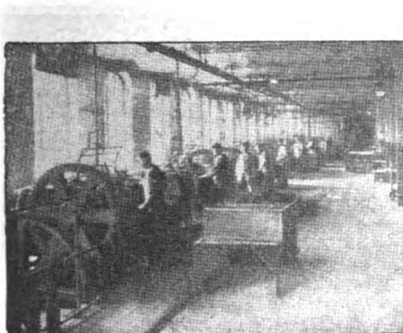


Anzapfen der Kautschukbäume.

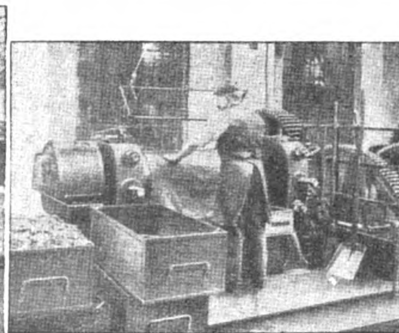


Kautschukgewinnung auf Ceylon.

Wenn man die ungeheure Vielseitigkeit der Verwendung des Kautschuks behandelt, so begreift man kaum, daß noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts Kautschuk in den wissenschaftlichen Sammlungen als Kuriosität aufbewahrt und gezeigt worden ist, Die Indianer allerdings scheinen den Stoff in mancherlei Anwendung schon lange verwendet zu haben. Wenigstens wird von Columbus berichtet, daß

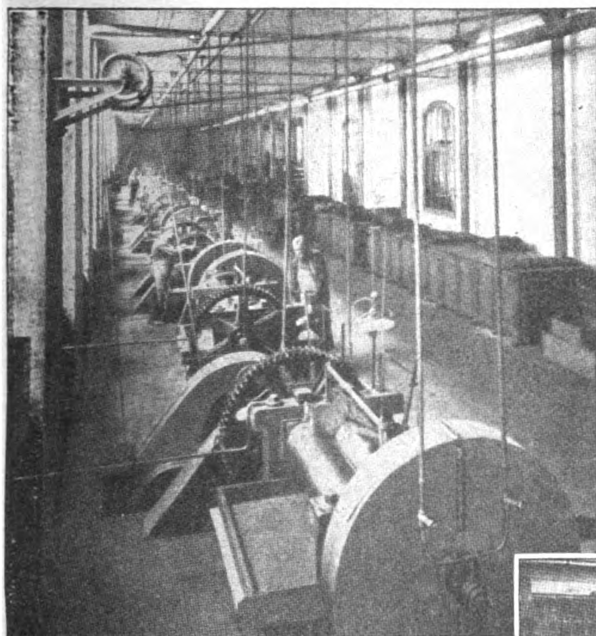

Waschanlage für Rohgummi.


Prüfung des Rohgummis.


Letzte Waschung des Rohgummis.

die Indianer mit Bällen spielten, die aus Baumharz hergestellt worden waren. Auch scheint damals schon eine Art Regenmäntel im Gebrauch gewesen zu sein, von denen man erzählte, daß sie bei Sonnenbestrahlung zusammenzukleben pflegten. Heute würden wir solche Mäntel entrüstet dem Verkäufer zurückgeben, und zum Export wären sie ungeeignet.

Im Jahre 1910/11 betrug die Versorgung der ganzen Welt mit Rohkautschuk 79,305 Tons, wovon ungefähr die Hälfte aus Brasilien kam. Es ist dabei zu beachten, daß schon 1910 etwa 6000 Tons von Plantagenkautschukbäumen stammten, deren Anlage zum größten Teil noch ganz jung ist. Da solche Plantagen etwa 6—8 Jahre brauchen, um ordnungsgemäß ertragfähig zu werden, so ist für die nächsten Jahre eine ganz außerordentliche Zunahme der Plantagenkautschukproduktion zu erwarten, was ohne Zweifel regulierend auf die bedeutenden Preisschwankungen einwirken wird.

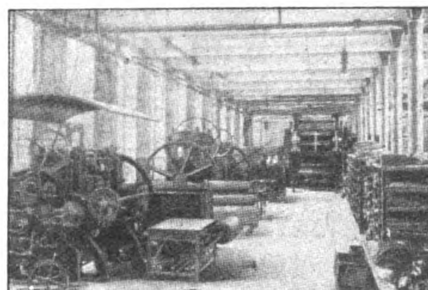

Mischwalzwerke.

Die Einfuhr von Rohkautschuk nach Deutschland betrug 1889: 40,109 dz im Werte von rund 28 Millionen Mark; 1899: 137,037 dz im Werte von rund 76,7 Millionen Mark; 1909: 272,376 dz im Werte von rund 154.2 Millionen Mark und 1910: 333,149 dz im Werte von 187.2 Millionen Mark. Davon wurden wieder ausgeführt im Jahre 1889: 6816 dz im Werte von 5.1 Millionen Mark; 1899: 54,088 dz im Werte von 24.3 Millionen Mark; 1909: 92,204 dz im Werte von 36.7 Millionen Mark und 1910: 101,357 dz im Werte von 50.7 Millionen Mark.

Demnach belief sich der Verbrauch im Deutschen Reich auf 231,792 dz für 1910 gegen 33,293 dz im Jahr 1889. Die Zahlen gewähren ein äußerst anschauliches Bild von der wachsenden Ausdehnung des deutschen Rohgummihandels und der deutschen Kautschukindustrie.

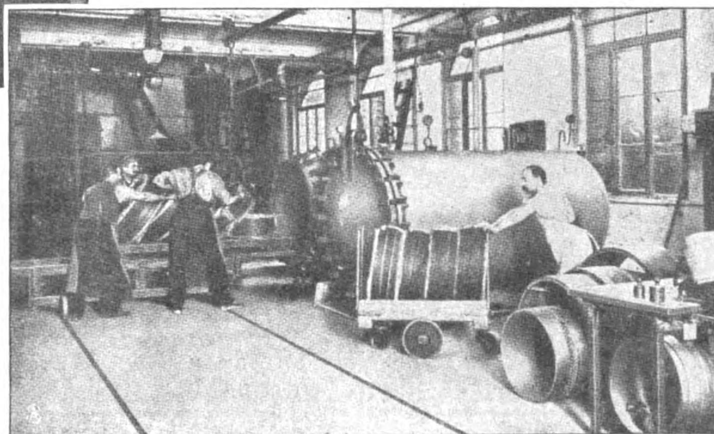
Um eine Anschauung von der Preissteigerung des Rohkautschuks im einzelnen zu geben, weisen wir noch darauf hin, daß der Preis für besten Para-Gummi im Jahr 1862 mit $^{1}/_{7}$ für das englische Pfund notierte, während er 1910 $^{12}/_{6}$ betrug. Für 1911 ist er dann auf $^{9}/_{7}$ gesunken.

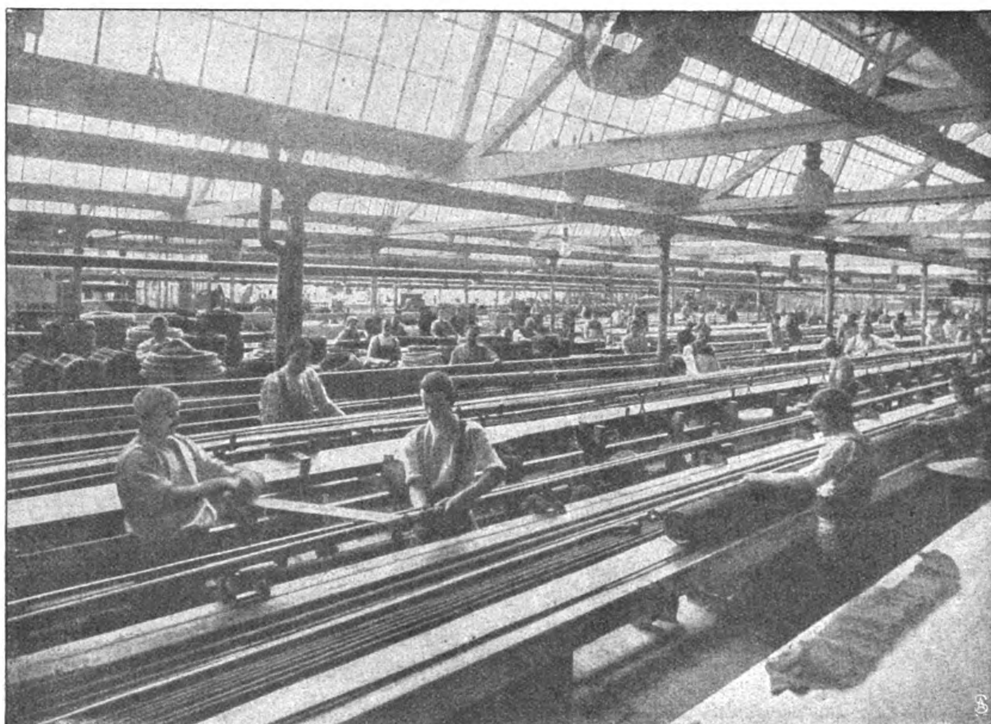
Die Verarbeitung des Rohgummis zu industriellen Zwecken beginnt mit dem Reinigen, dem Waschen des Rohkautschuks. Man weicht letzteren in großen eisernen Behältern durch Brühen mit heißem Wasser auf und läßt ihn die Walzwaschwerke passieren. Der Gummi wird zuerst durch ein weitgestelltes Walzwerk gequetscht und dann unter steter Wasserberieselung durch immer engere Walzen hindurchgelassen. So wird er von Verunreinigungen aller Art gründlich befreit, als da sind: Sand, Holzsplitter und Borke. Durch die Walzen geht der Kautschuk in die Form dünner und breiter, rauher Bänder über, die man „Felle" nennt. Diese Felle werden auf Stangen gehängt und mittels gleichmäßig warmer Luft getrocknet, dann bis zu weiterer Verwendung aufgestapelt.


Kalandriermaschinen.

Aus dieser gereinigten Ware wird nun durch Zusatz bestimmter Mischmittel und durch Vulkanisierung Weichgummi und Hartgummi hergestellt.

Die Mischung des Zusatzes ist Geheimnis der einzelnen Fabriken, richtet sich nach dem Zweck und dem Preis des gewünschten Artikels und besteht aus Stoffen, die geeignet erscheinen, Material zu sparen, Farbe zu geben und die


Vulkanisieren von Autorad- und Motorzweirad-Decken.



Herstellung der Schläuche auf Ziehbänken und durch Wickelung.

Ware der Absicht des Käufers anzupassen. Zu den Mischungszusätzen gehören unter anderen: Kreide, Ton, Zinkweiß, Eisenoxyd, feinster Sand, Leim, Glyzerin, Farbstoffe und Asphalt, insbesondere aber auch gewisse Kautschuksurrogate, wie die sogenannten Faktis, Additionsprodukte von Schwefel, Öl und Nitrokörpern.

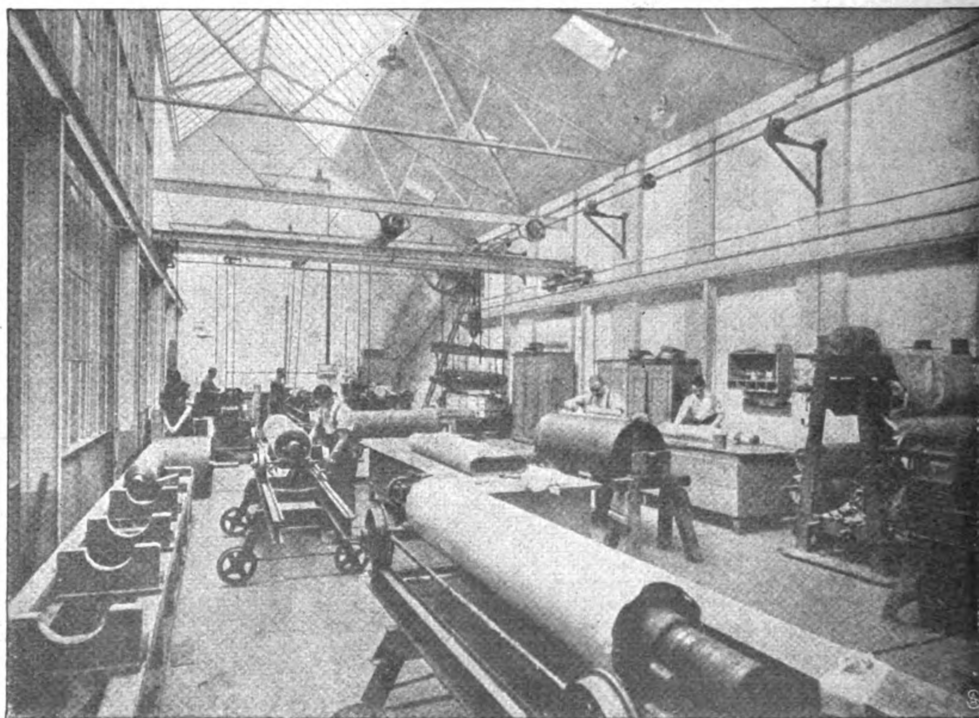
Diese Mischungen werden durch Walzwerke dem gereinigten Kautschuk beigemischt, wobei eine gewisse Wärme notwendig ist. Nach genügender Durchknetung wird die Masse blasenfrei ausgewalzt und zunächst zwischen Baumwollgewebe aufgerollt. Diese Masse läßt sich kleben und formen, aber naturgemäß nicht gießen.

Erst durch die nun folgende Vulkanisierung wird der geformte Gegenstand fest und elastisch. Dieser Prozeß wird durch Erhitzung auf 140 bis 160 Grad Celsius und durch Eintauchen in flüssigen Schwefel oder auch durch andere Behandlung mit Schwefelverbindungen vollzogen. Setzt man die Erhitzung und Vulkanisierung noch weiter fort, so entsteht aus dem Weichgummi, wie wir ihn vom Gummireifen des Fahrrades kennen, der Hartgummi, der jedem Leser aus Gummikämmen oder Gummifederhaltern längst bekannt ist.

Unter den großen Fabriken, die sich die Verarbeitung des Kautschuks zu dem Zweck ihrer Arbeiten erwählt haben, nehmen zwei Firmen eine hervorragende Stellung ein, die beide in diesem Jahr ihr fünfzigjähriges Bestehen feiern konnten. Wir wollen sie daher an dieser Stelle besonders erwähnen und ihre Bedeutung für die deutsche Kautschukindustrie hervorheben. Es ist die Firma: Franz Clouth, Rheinische Gummiwarenfabrik m. b. H., Köln-Nippes, und die Firma: Hannov. Gummiwerke „Excelsior" Akt.-Ges., vormals Hannov. Gummi-Kamm-Co., Akt.-Ges., Hannover-Linden. Beide Firmen haben einen guten Klang und bedürfen im einzelnen keiner weiteren Empfehlung, da ihre Fabrikate seit einem halben Jahrhundert in Deutschland und im Ausland bekannt und geachtet sind.

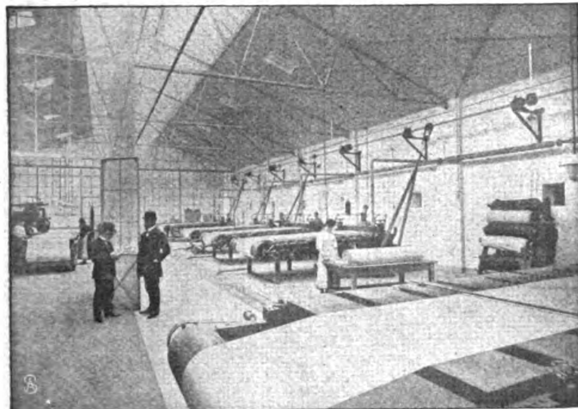
Wir wollen nun noch einen Blick auf die schier unendliche Mannigfaltigkeit der Kautschukfabrikate werfen, um die Anpassungsmöglichkeiten der Rohstoffe an die Fertigfabrikation zu zeigen. Naturgemäß müssen wir darin uns uur mit Andeutungen begnügen.

Große Gebiete unseres gewerblichen Lebens würden brachliegen, wenn die Kautschukfabrikation ihnen nicht die Hilfsmittel geben würde, auf denen sie sich aufbauen.



Fabrikation von Gummi-Walzenüberzügen.

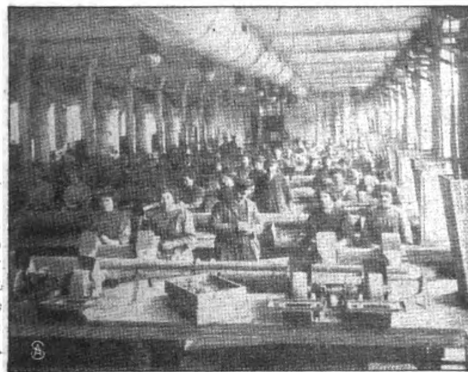
In der Bekleidung der Radreifen von Fahrrädern, Automobilen und Fuhrwerken ist bis jetzt noch kein Ersatz für den Kautschuk gefunden worden. Der Gummischlauch, die



Fabrikation von gummierten Stoffen.

durch Luft aufgeblasene Pneumatik, ermöglicht allein die Bewegung des Rades und des Autos. Auch unsere Kinderwagen würden etwas entbehren, wenn man ihnen die Elastizität des Radreifens nehmen wollte.

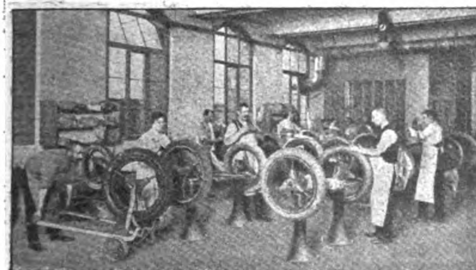
In der Schiffahrt ist es der Taucheranzug mit allen dazugehörenden Schläuchen und Einrichtungen, der die Unentbehrlichkeit des Kautschuks erweist. Große, über mannsgroße Luftsäcke für Schiffshebung sind heute gleichfalls unentbehrliche Hilfsmittel geworden, auf deren Zuverlässigkeit man vertrauen kann. Auch als Bodenbelag für Ozeandampferkabinen und -salons sind Gummifliesen eine längst eingeführte Annehmlichkeit. Bei den Unterseebooten dienen Hartgummiplatten zur Isolierung ganzer Innenräume.



Teilansicht eines Hartgummi-Poliersaales.

Stoffe jeder Art werden durch Imprägnierung mit Gummi durchaus wasserdicht gemacht und schützen so als Regenmäntel vor Regen, Sturm und Schnee. Auch Luftballonhüllen sind beiderseitig mit Gummi gedichtet und wasserdicht gemacht und erweisen so die Unentbehrlichkeit desselben.

Im Bergbau, bei der Eisenbahn, bei den verschiedensten Apparaten und Maschinen, die im Kriege gebraucht werden, ist Kautschuk ebenso unentbehrlich wie in der chemischen Industrie. Platten, Stangen und Röhren, Pumpen für chemische Fabriken, die allein — außer Glas und Porzellan — den Einwirkungen der Säuren Widerstand leisten können, Rohrnetze für Leitungen sind weitere notwendige Apparate, sind Apparatbestandteile, ohne die unsere chemische Industrie hilflos wäre.



Auf vorgearbeitete Automobildecken
werden Protekteure aufgelegt.

Gummiringe zum Dichten von Röhren bei Brunnenanlagen, große Umlagen zum Verschließen meterhoher Wasserröhren sind in der Technik durch nichts ersetzbar, was gleich bequem und preiswert ist.

In der Kabelfabrikation vereint allein der Kautschuk Dichtigkeit und Biegsamkeit mit der gewünschten und notwendigen Dauerhaftigkeit.

Transmissionsseile, Treibriemen aus Gummi sind von fast unbegrenzter Haltbarkeit, sofern sie aus bestem Material bestehen und ihre Herstellung recht sorgfältig geschah. Kohlen- und Silo-Transportbänder erleichtern dem Handel das Ausladen vieler Massenartikel.



Luftsack zur Schiffsbergung.

Gummi - Handschuhe für den Elektrotechniker bewahren täglich Tausende von Menschen vor dem Tode und dem Starkstrom.

In der Chirurgie und Medizin, bei allen sanitären und hygienischen Apparaten und Instrumenten ist Hartgummi das Beste, was wir bisher für die Behandlung und die Erleichterung unserer Kranken haben.

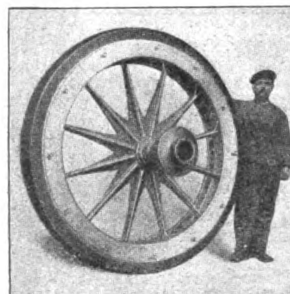
Der Gummikamm ist fast zu einem Kulturmesser geworden wie die Gummischuhe, die den Lackstiefel vor Feuchtigkeit schützen sollen.

Hosenträger, Strumpfbänder und Schweißblätter sind ebensolche Errungenschaften der Kautschukindustrie wie der Gummibierflaschenverschluß, der Säuglingslutschpfropfen, die Tennisbälle, der gewöhnliche Gummispielball und das Gummispielzeug für unsere Kinder.

Der Radiergummi ist uns ebenso unentbehrlich wie dem Verkäufer im speziellen das Gummibändchen zum Verschnüren kleiner Paketchen, wie der Federhalter aus Hartgummi oder wie das Gummiband und die Gummischnur zum Befestigen der Mütze oder des Hutes zur Sicherung gegen Sturm und Wind.

Die Abbildungen in diesem Artikel verdanken wir zum Teil den glänzend ausgestatteten Jubiläumsschriften der Firmen: Hannoversche Gummi-Werke Excelsior A.-G. vorm. Hannoversche Gummi-Kamm-Co. A.-G. in Hannover-Linden und der Firma Franz Clouth, Rheinische-Gummiwaren-Fabrik m. b. H. in Cöln-Nippes.

So sehen wir auf tausend Gebieten die Herrschaft des Gummis, des Kautschuks, der in Brasilien oder Afrika im einsamen Urwald gewonnen. Die Klugheit des Gelehrten zwang ihn in den Dienst der Menschheit, der Industrielle nutzte ihn zum eigenen Vorteil und der Tausende, denen er Brot und Lohn gibt.

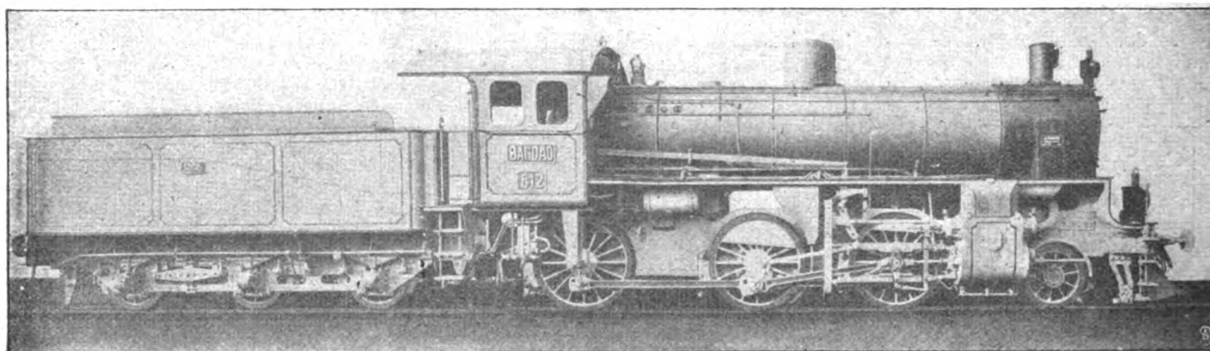


Massive Gummi-Radbandage
für Straßenlokomotiven,
1800 mm Durchmesser, 150 mm dick,
200 mm breit, Gummigewicht 250 kg.



Getreide-Transportband,
300 m lang, 750 mm breit,
Gewicht 1264 kg.

Geliefert von der Fa. Franz Clouth, Rhein. Gummiwf. m. b. H., Köln-N.



Spezial-Lokomotive für die Bagdadbahn.

Am 23. Juli d. J. konnte die Firma A. Borsig, Berlin-Tegel, wie bereits an dieser Stelle erwähnt, auf ihr 75jähriges Bestehen zurückblicken. Die offizielle Feier dieses Jubiläums wurde aus besonderen Gründen verschoben und fand am 13. und 14. September statt. Aus den kleinsten Anfängen heraus hat sich die Borsigsche Maschinen- und Lokomotivfabrik zu einem der größten industriellen Unternehmen Deutschlands entwickelt und genießt heute Weltruf. Gleich den gewaltigen Kruppschen Werken sind die Borsigschen Fabriken das Werk einer Generation, die, ausgestattet mit technischer Begabung und kaufmännischem Geschick, die Forderungen und Entwicklungsmöglichkeiten der Zeit scharfsichtig erkannte. Von der Ausdehnung, die das Werk nahm, mögen einige Zahlen Zeugnis ablegen: Der 5000. Lokomotive im Jahre 1902 folgte die 6000. im Jahre 1906, die 7000. im Jahre 1909 und die 8000. im Jahre 1911. Bis heute hat die Firma mehr als 8500 Lokomotiven fertiggestellt und im Bau. Dabei wurden im Laufe der Zeit neue Arten in Bau genommen, darunter solche bis zu den schwersten Formen von 75 t Leergewicht und andererseits herab bis zu den kleinsten Arten der verschiedensten Spurweiten für Klein- und Nebenbahnen, Industrie- und Grubenbahnen, Wald- und Plantagenbahnen, Straßen- und Feldbahnen. Auf dem neuen Gebiete des Baues elektrischer Lokomotiven hat sich die Firma ebenfalls betätigt. In den letzten Jahren ist die Herstellung von Ankerketten nach patentiertem Verfahren aufgenommen worden, und sie liefert u. a. Ketten für die deutschen Linienschiffe und großen Kreuzer sowie für einen größeren Teil der Riesendampfer der deutschen Handelsflotte.

Neuzeitliche Milchwirtschaft.

Von Professor Dr. Hittcher, Königsberg i. Pr.

Wenngleich Milch, Butter und Käse in jedem Haushalt täglich verbraucht werden und zu den unentbehrlichsten Nahrungsmitteln gehören, so haben doch nur die wenigsten

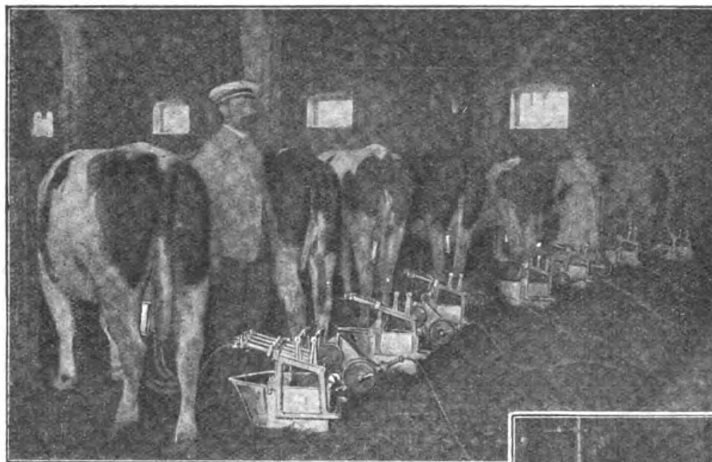


Abb. 1. **Revalo-Melkmaschine** von C. F. Richter, Brandenburg a. H.

eine Ahnung davon, welch große Industrie im Laufe der letzten drei Jahrzehnte für die Gewinnung dieser Stoffe entstanden ist, und welch große Werte die Milchwirtschaft erzeugt. Die nachfolgenden Zeilen sollen in Kürze dem Leser eine Vorstellung von dem zur Bereitung dieser Lebensmittel erforderlichen Aufwand an Mühe, Arbeit und Geld verschaffen.

Die im Deutschen Reiche alljährlich gewonnene Milch und die daraus hergestellten Erzeugnisse haben einen Wert von etwa 2600 Millionen Mark. Von der gesamten Milchmenge werden etwa 5 Prozent zur Aufzucht und Mast von Kälbern verbraucht, der menschlichen Ernährung dürften schätzungsweise rund 46 Prozent dienen, während der Rest von 49 Prozent vornehmlich auf Butter und Käse, in geringerer Menge auch zu anderen Erzeugnissen verarbeitet wird. Die sich hierbei ergebenden Rückstände, Magermilch, Buttermilch und Molken, dienen zum größten Teil zur tierischen Ernährung.

Bei der Gewinnung, Behandlung und Verarbeitung der Milch ist man heutigestags immer mehr bestrebt, die Handarbeit durch Maschinenarbeit zu ersetzen, weil letztere in vielen Fällen besser und billiger ist. Ermöglicht wird dies durch die rührige Tätigkeit einer im Laufe der letzten 30 Jahre aufgeblühten Sonderindustrie, welche den Milchwirten eine Fülle von zweckmäßigen Maschinen und Geräten liefert, wobei hauptsächlich die hygienische Seite der Behandlung von Milch und ihren Erzeugnissen immer mehr in den Vordergrund gestellt wird.

An der Produktionsstelle ist man bemüht, durch Einrichtung zweckmäßiger Stallungen und Reinhaltung der Kühe die Milch möglichst sauber zu gewinnen. Während früher das Melken nur mit der Hand ausgeführt wurde, verwendet man heute hierfür auch schon Maschinen. Ob diese auf die Dauer das Handmelken völlig ersetzen



Abb. 2. **Revalo-Melkmaschine** von C. F. Richter, Brandenburg a. H.

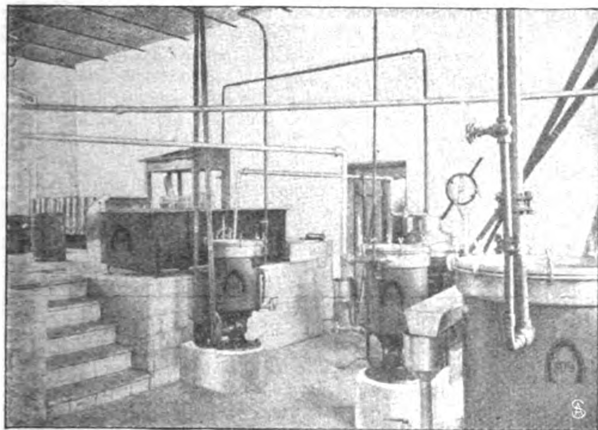


Abb. 3. **„Astra"-Pasteure** des Bergedorfer Eisenwerks.

können werden, läßt sich zurzeit noch nicht mit Bestimmtheit sagen, jedenfalls führen sie aber eine wesentliche Ersparnis an Arbeitskräften herbei. Abb. 1 und 2 zeigt die Revalo-Melkmaschine von C. F. Richter, Brandenburg a. H., im Betriebe, welche das Saugen des Kalbes nachahmt.

Unmittelbar nach dem Melken wird die Milch zunächst schleunigst gereinigt. Für diesen Zweck verwendet man jetzt an Stelle der Seihtücher Wattefilter, die eine viel gründlichere Reinigung ermöglichen. Sodann erfolgt eine möglichst rasche und tiefe Abkühlung der Milch mittels besonderer flacher oder runder, im Innern hohler Berieselungskühler, die in der Richtung von unten nach oben von kaltem Wasser durchströmt werden, während außen in umgekehrter Richtung in ganz dünner Schicht die Milch herüberrieselt, welche hierbei gleichzeitig gehörig gelüftet wird. Diese tiefe Abkühlung ist für die Haltbarkeit von größter Bedeutung; ließe man die Milch kuhwarm stehen, so würden die darin enthaltenen Bakterien sich außerordentlich rasch vermehren und die Milch in kürzester Zeit verderben, die tiefe Abkühlung verhindert jedoch das Wachsen der Keime. Wie weit man die Temperatur der Milch erniedrigt, ist ganz verschieden und richtet sich nach der Jahreszeit, der Art der Transportgefäße und vor allem nach der Entfernung des Bestimmungsortes; bei Ankunft an letzterem sollte die Milch nie mehr als 15 Grad Celsius aufweisen. Demgemäß kühlt man die Milch bei einem kürzerem Transport und im Winter nur mit Brunnenwasser auf 12 Grad Celsius ab, soll sie dagegen im Sommer auf weite Entfernungen versandt werden — es wird bereits Milch aus Schweden bis nach Berlin gebracht — so verwendet man besondere Tiefkühlanlagen, wie sie Herr Ingenieur Wilhelm Helm, Berlin W 30, Habsburger Straße 5, baut, bei denen unter Verwendung von Eis und Viehsalz eine Abkühlung der Milch bis auf 1 bis 2 Grad Celsius herbeigeführt werden kann.

Die Versorgung der Städte mit Milch erfolgt heute immer mehr durch große, entweder von privaten Unternehmern oder von Genossenschaften begründete, den Anforderungen der Neuzeit entsprechend eingerichtete Anstalten, was in jeder Beziehung der Verhökerung der Milch durch kleine Händler vorzuziehen ist. In diesen neuzeitlich eingerichteten Großbetrieben wird die Milch zunächst auf ihre Frische, Reinheit, Bekömmlichkeit sowie auf ihren Gehalt an Fett untersucht, zu welchem Zweck ein gut ausgerüstetes Laboratorium erforderlich ist. Sodann wird die Milch nochmals durch für diesen Zweck eigens konstruierte Zentrifugen gereinigt. Hierauf erfolgt in Pasteurisierapparaten — Abb. 3 zeigt uns die Astra-Pasteure des Bergedorfer Eisenwerks — eine hohe Erhitzung der Milch, um so die etwa darin vorhandenen Krankheitskeime zu vernichten und ihr gleichzeitig eine größere Haltbarkeit zu verleihen. Unmittelbar an die Erhitzung schließt sich eine tiefe Abkühlung bis auf 1 bis 4 Grad Celsius an. Zu diesem Zweck verwendet man E i s m a s c h i n e n , die gleichzeitig auch zur Abkühlung der Lagerräume für Milch, Sahne, Butter usw. dienen, Abb. 4 stellt einen Raum mit Refrigrator dar, von der Firma Eduard Ahlborn-Hildesheim eingerichtet.

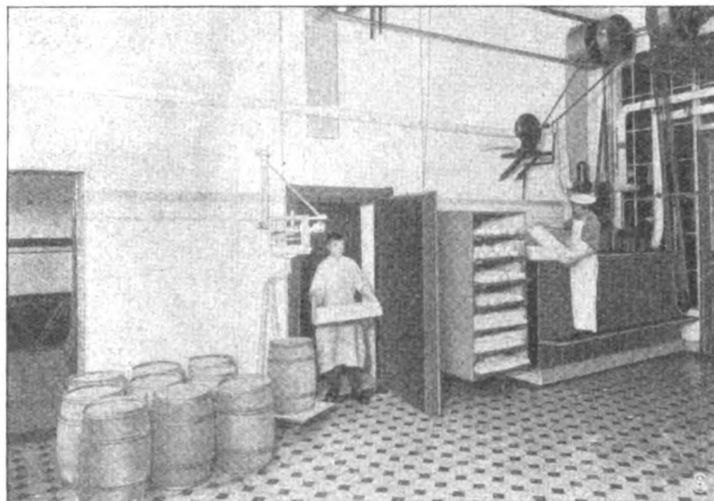


Abb. 4. **Butterpackraum mit Refrigerator**
von Eduard Ahlborn, Hildesheim.

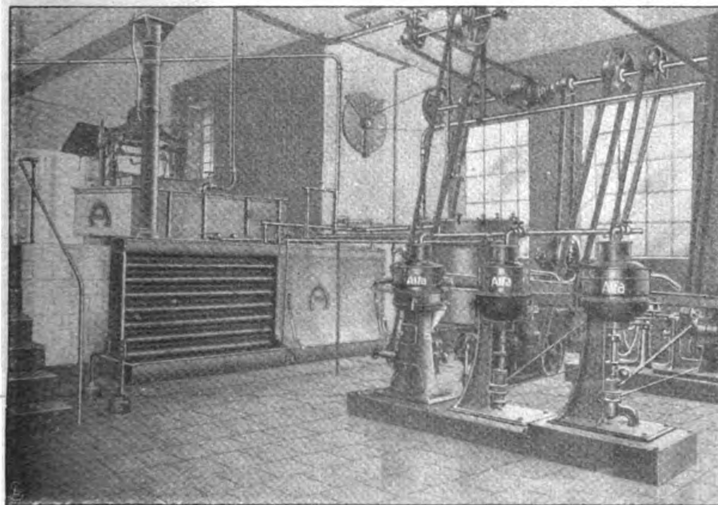


Abb. 5. **Alfa-Separatoren** des Bergedorfer Eisenwerks.

Der Vertrieb der Milch in zweckmäßig verschlossenen Flaschen ist fraglos am meisten zu empfehlen und findet immer mehr Beifall, weil er am saubersten ist und eine Verfälschung der Milch vollkommen ausschließt. Auch hier treffen wir wiederum eine Reihe von Hilfsapparaten an, wie Maschinen zum Reinigen, Füllen, Verschließen der Flaschen.

Diejenige Milchmenge, welche für den menschlichen Verzehr, die lohnendste Art der Milchverwertung, keine Verwendung findet, wird zu Molkereierzeugnissen verarbeitet, von denen wir das Wichtigste, die Butter, zunächst betrachten wollen. Um diese zu gewinnen, trennt man die Milch in Rahm (Sahne, Schmand) und Magermilch. Früher stellte man zu diesem Zweck die Milch in Satten verschiedener Art auf, alsdann steigt das spezifisch leichtere Fett nach oben und bildet eine Rahmschicht, die vorsichtig abgenommen wird. Diese Art der Rahmgewinnung ist höchst unvollkommen, denn sie erfordert viel Zeit, viel Raum und liefert eine sehr wenig befriedigende

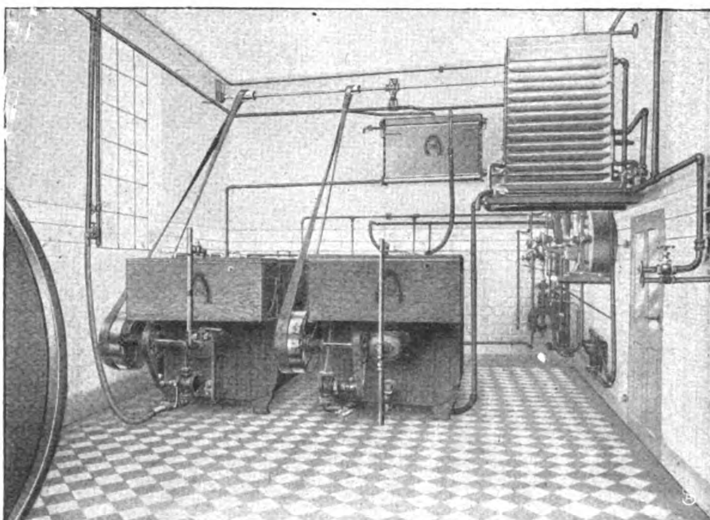


Abb. 6. **Astra-Rahmreifer** des Bergedorfer Eisenwerks.

Ebenso wie die Magermilch wird auch die Sahne pasteurisiert. Es bezweckt dies, etwaige Krankheitskeime abzutöten sowie die Güte und Haltbarkeit der Butter zu verbessern. Die hierfür benutzten Pasteure entsprechen genau denjenigen für Magermilch, nur daß sie in Anbetracht der geringeren Rahmmenge entsprechend kleiner sind. Unmittelbar nach dem Verlassen des Erhitzers wird die Sahne über einen Kühler geleitet und so auf 2 bis 4 Grad Celsius gebracht; gerade der rasche Temperaturwechsel gewährleistet die Vernichtung der Bakterien.

Nur in den seltensten Fällen wird der Rahm unmittelbar nach der Gewinnung in vollkommen süßem Zustande verbuttert, sondern in der Regel soll er einen bestimmten Grad der Säuerung erlangen, um so „butterungsreif" zu werden. Diesen Zustand führt man in der Weise herbei, daß man ihn in gut isolierte große Rahmreifer füllt — Abb. 6 zeigt uns die von dem Bergedorfer Eisenwerk gebauten „Astra-Rahmreifer" — ihn hier mittels einer geeigneten Temperiervorrichtung auf etwa 16 bis 18 Grad Celsius bringt und ihn mit einer bestimmten Menge Säureerreger versetzt. In der Regel gestaltet man die Bedingungen derartig, daß die gewünschte Butterungsreife in etwa 18 Stunden erreicht ist, so daß also die Sahne am Tage nach ihrer Gewinnung zur Verarbeitung gelangt.

Ausbeute an Butter, deren Beschaffenheit überdies in den meisten Fällen viel zu wünschen übrigläßt. Ein in jeder Beziehung besseres Ergebnis liefert die Entrahmung der Milch durch Zentrifugalkraft, weil man dabei große Mengen Milch in kürzester Zeit bei Bedarf von viel weniger Raum ungleich schärfer entrahmen kann; man gewinnt daher bei diesem Verfahren Sahne ebenso wie Magermilch vollkommen süß, frisch und rein und erhält eine bedeutend höhere Ausbeute an Butter von feinster Beschaffenheit und größter Haltbarkeit. Von sämtlichen Molkereimaschinen muß die Milchzentrifuge unstreitig als die wichtigste und bedeutsamste bezeichnet werden, und erst nachdem sie den Landwirten zur Verfügung stand, konnte sich das Molkereiwesen mächtig entwickeln und eine Verarbeitung der Milch in großem Maßstabe in die Wege geleitet werden. Die ersten Versuche über zentrifugale Entrahmung wurden von deutschen Gelehrten angestellt, und die erste Zentrifuge, welche in verschiedenen Molkereien trotz der ihr noch anhaftenden Unvollkommenheit regelmäßige Verwendung fand, war eine Erfindung des deutschen Ingenieurs Wilhelm Lefeldt. Von der großen Zahl verschiedener Zentrifugen, die es heute gibt, ist die weitaus verbreitetste der Alfa-Separator, der ebenfalls von einem Deutschen, Freiherrn von Bechtoldsheim, erfunden ist. Abb. 5 zeigt drei von dem Bergedorfer Eisenwerk gelieferte Alfa-Separatoren. Der Hauptteil der letzteren ist die in einem Gestell mit etwa 6000 Touren in der Minute umlaufende Trommel, in der die Zentrifugalkraft auf die Milch einwirkt und letztere in Rahm und Magermilch trennt. Da dies bei höheren Temperaturen wesentlich leichter als bei niedrigen erfolgt, wird die nach dem Melken tief abgekühlte Milch vor Eintritt in die Zentrifuge durch besondere Vorwärmer mittels Dampfes angewärmt. Die Magermilch wird zum größten Teil an die Landwirte zurückgegeben, welche sie durch Fütterung verwerten. Da nun das Gesetz mit Rücksicht auf die Bekämpfung der Tuberkulose und anderen Krankheiten eine Erhitzung der für Fütterungszwecke bestimmten Magermilch auf 85 Grad Celsius vorschreibt, muß dies in besonderen Pasteurisierapparaten erfolgen, wie sie Abb. Nr. 3 uns vorführt. Diese sind ebenso gebaut wie die Vorwärmer, jedoch mit einer wesentlich größeren Heizfläche ausgestattet.

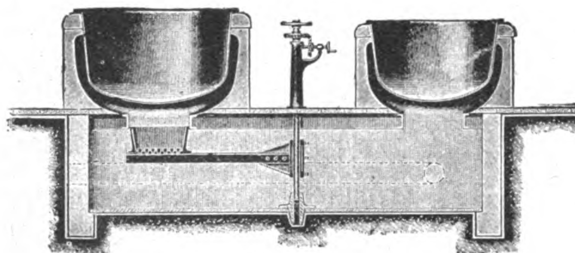


Abb. 8. **Käsekessel** von Gebrüder Bayer, Augsburg.

Die Verbutterung erfolgt entweder in Butterfässern oder in Großbetrieben, auch vielfach in sogenannten „Butterfertigern". Abb. 7 führt uns den Butterfertiger „Fortschritt" der Firma Eduard Ahlborn (Hildesheim) vor. Diese Maschinen dienen nicht allein zur Verbutterung des Rahmes, sondern zugleich auch zum Kneten der Butter. Nach Abscheidung der letzteren wird nämlich die Buttermilch aus dem Fasse gelassen, worauf die Butter bei langsamer Bewegung des Fasses die in dem Innern angebrachten Knetwalzen passiert und so von dem Ueberschuß an Buttermilch befreit wird. Es kommt also hier die Butter bei dem Kneten gar nicht mit den Händen des Personals in Berührung. Im Mittel erhält man aus 13 Liter Milch ein Pfund Butter.

Ein weiteres, seit den ältesten Zeiten bekanntes Milcherzeugnis ist der Käse. Man bereitet ihn, indem man entweder süße, frische Milch mit Lab, einem aus Kälbermagen gewonnenen Ferment, versetzt, oder indem man die süße Milch der Selbstsäuerung überläßt, in welchem Falle sie in Quark und Molken zerfällt. Die feineren Käsesorten,

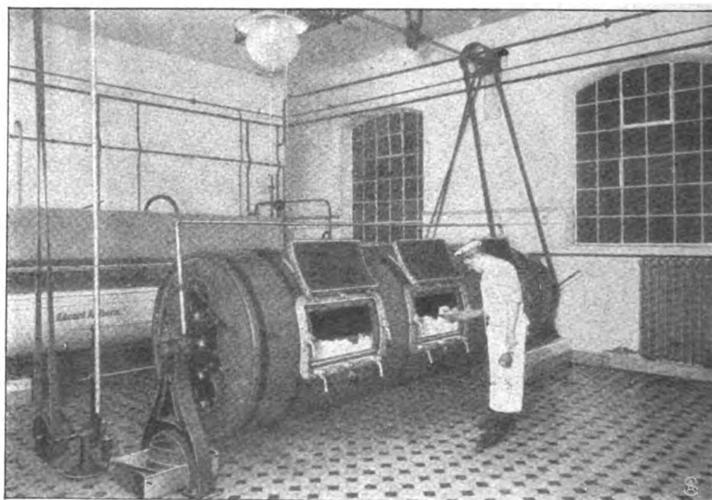


Abb. 7. **Butterfertiger „Fortschritt"** von Eduard Ahlborn, Hildesheim.

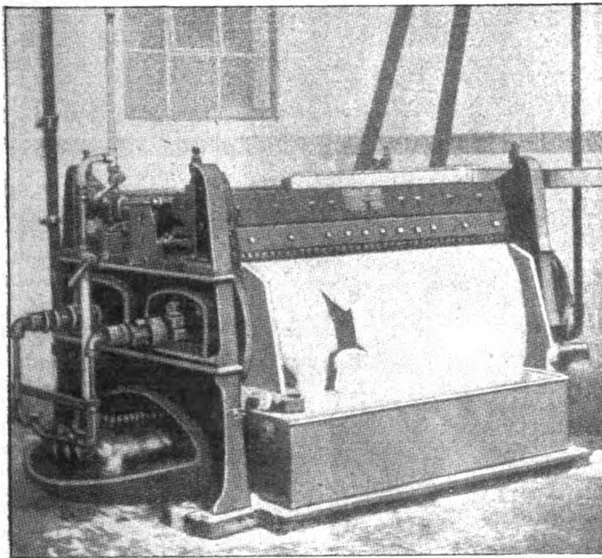


Abb. 9. **Apparat von Just-Hatmaker** zur Herstellung von getrockneter Milch.

preßt und gesalzen. Der Käse ist nunmehr noch längst nicht fertig, sondern er muß, ehe er genossen werden kann, noch einen Reifungsprozeß durchmachen, zu welchem Zweck man ihn in geeigneten Räumen aufbewahrt und ihn daselbst wöchentlich einigemal wendet. Die Dauer dieser Reifung ist je nach Art und Größe der Käse sehr verschieden, sie währt bei kleinen Weichkäsen, wie Camenbert, nur vier bis sechs Wochen, bei großen, ein bis zwei Zentner schweren Hartkäsen, Schweizer, acht bis zwölf Monate und bei den italienischen Parmesankäsen sogar vier Jahre und noch länger. In der Schweiz gibt es Käse, die nachweislich über hundert Jahre alt sind.

Als Kasein bezeichnet man völlig getrockneten und fein gemahlenen Quark. Man verwendet diesen Stoff für technische Zwecke und auch als Nahrungsmittel. So benutzt man Kasein bei der Herstellung von Papier, Farben, Klebstoffen und Kitten. Durch Behandlung des Kaseins mit Metallsalzen und Formaldehyd gewinnt man das Galalith, welches dem Zelluloid sehr ähnlich ist und sich vorzüglich bearbeiten, färben und polieren läßt und nicht wie jenes feuergefährlich ist. — Eine ganze Reihe bekannter Nährpräparate besteht der Hauptsache nach aus Kasein, wie Nutrose, Eukasin, Sanose, Sanatogen, Plasmon, Eulaktol, Nährpulver etc. Nur den wenigsten Verbrauchern

wie Emmenthaler, Edamer, Gouda, Tilsiter, Chester, Gorgonzola, Limburger, Brie, Camembert, Roquefort-Käse usw., werden ausschließlich nur aus süßer Milch unter Verwendung von Lab bereitet, die Quarkkäse stellt man in der Regel aus Magermilch her, sie sind daher weniger wertvoll, bilden jedoch ein außerordentlich wichtiges und vor allem sehr billiges Volksnahrungsmittel, wie Glumse, frischer Weichquark, Harzer-, Kümmel-, Kuh-, Kräuterkäse usw.

Die zu verkäsende Milch füllt man in einen Käsekessel — Abb. 8 stellt einen Käsekessel von Gebrüder Bayer (Augsburg) dar — woselbst sie angewärmt, mit Lab versetzt und so in etwa 40 Minuten in eine feste geronnene Masse übergeführt wird. Diese wird nunmehr zerkleinert, wodurch man sie von der Flüssigkeit befreit, die sie zunächst einschließt, und die man Molke nennt. Der von der letzteren getrennte Quark oder Bruch wird darauf in Formen gefüllt, ge-

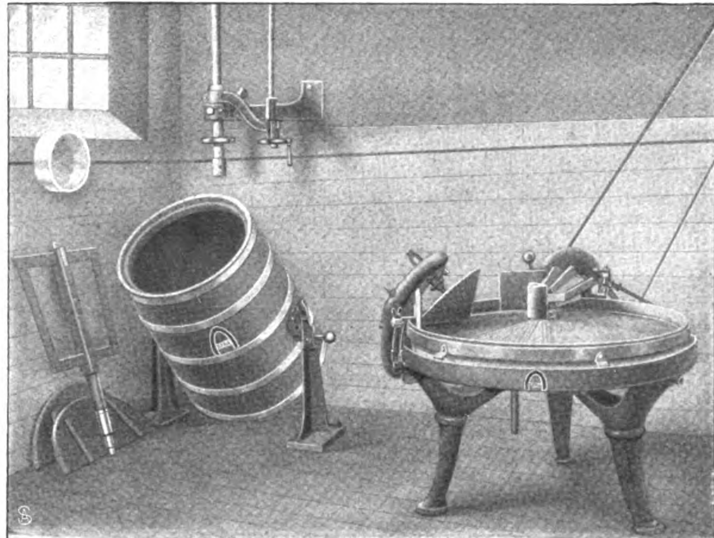


Abb. 10. **Butterei mit Holsteiner** Butterfaß und Astra-Wendekneter.

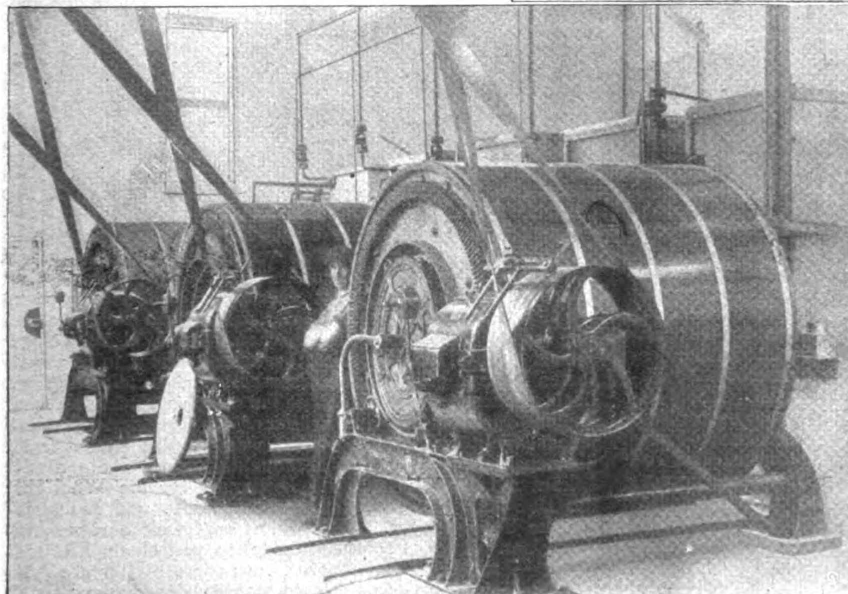


Abb. 12. **Butterungsraum mit Astra-Butterfertiger** der Firma Bergedorfer Eisenwerk.

dieser Stoffe dürfte es bekannt sein, daß dieselben aus der so wenig geschätzten Magermilch hervorgegangen sind.

Kondensierte oder eingedickte Milch ist ein weiteres Erzeugnis von großer Wichtigkeit, welches zur Versorgung der Tropen, der Seeschiffe sowie der Großstädte in beträchtlichen Mengen hergestellt wird und nächst Butter und Käse wohl das wichtigste Milcherzeugnis ist. Eingedickte Milch läßt sich jahrelang aufbewahren.

Milchpulver oder getrocknete Milch wird seit einigen Jahren in größeren Mengen auf den Markt gebracht und hauptsächlich bei der Bereitung von Milch-schokolade) Kakes, Biskuits sowie auch in den Haushaltungen als Ersatz für Milch gebraucht. Abb. 9 zeigt uns den zur Trocknung von Milch dienenden Apparat von Just Hatmaker, welchen die Firma

Le Saché, Virvaire & Cie. (Paris, 6. Rue d'Oran) liefert. Die Milch rieselt hier über rotierende, mit Dampf geheizte Metallzylinder, wobei das in der Milch enthaltene Wasser sofort verdampft.

Milchzucker wird aus Molken, den Rückständen der Käserei, gewonnen und zur Herstellung von Arzneien, zur Säuglingsernährung und für technische Zwecke verwendet.

Aus der Milch bereitet man auch verschiedene milchsaure und alkoholische Getränke, die sich großer Beliebtheit erfreuen: wie Kefir, Kumys, Yoghurt; namentlich das letztere Getränk soll die Darmfäulnis verhindern und daher für die Gesundheit sehr förderlich sein.

Fast völlig unbekannt ist es den meisten Menschen, daß man in Milch, Magermilch, Buttermilch und Käse den wertvollsten Nährstoff, das Eiweiß, drei- bis sechsmal so billig kauft als in dem Fleisch; je mehr es also gelingt, den Milchverbrauch zu heben, um so billiger gestaltet sich die Ernährung der breiten Schichten des Volkes.



Abb. 11. **Der Magermilchschaum in einer Molkerei,** bevor die Benutzung des Astra-Schaum-Gerinnzerstörers des Bergedorfer Eisenwerks einsetzte.

In dem vorstehenden Artikel konnten die Arbeiten des milchwirtschaftlichen Betriebes naturgemäß nur in großen Zügen beschrieben werden, und es sollte dem Leser ein Begriff von der Bedeutung und dem Umfange dieses Industriezweiges beigebracht werden. Eine Beschreibung der zahlreichen Maschinen, Apparate und Geräte, welche für die Herstellung der oben erwähnten Nebenerzeugnisse erforderlich sind, dürfte zu weit führen. Abb. 10—12 zeigen im Texte nur gestreifte Konstruktionen von sekundärem Interesse. Es seien jedoch noch zum Schluß einige derjenigen Firmen aufgeführt, welche die erforderlichen Maschinen liefern und Molkerei-Großbetriebe einrichten: Bergedorfer Eisenwerk A.-G. (Bergedorf), Eduard Ahlborn (Hildesheim), N. Jepsen Sohn (Flensburg), Gebrüder Bayer (Augsburg), Schöninger Eisenwerk, G. m. b. H. (Schöningen).

Ausstellungswesen.

Allgemeine Deutsch-Ostafrikanische Landesausstellung Daressalam. Verschiedenen Anregungen Folge gebend, ist für das Jahr 1914 eine allgemeine Landesausstellung in Daressalam geplant, und fand zur Wahl eines die Geschäfte führenden Ausschusses und zur Beratung über die zunächst notwendigen Vorarbeiten für die geplante allgemeine Landesausstellung im Herbst 1912 in Daressalam auf Einladung des Landwirtschaftlichen Klubs und der Wirtschaftlichen Vereinigung von Daressalam und Hinterland am 4. September eine öffentliche Versammlung statt, in der die Herren Devers, Inhaber der Firma Traun, Stürken & Devers, Daressalam, Frühling, Leiter der Deutsch-Ostafrikanischen Bank, Daressalam, Dr. Hofmann, Rechtsanwalt, Daressalam, Graf Matuschka, Plantagenbesitzer, Neu-Branitz, und Schlosser, Vertreter des Kolonialwirtschaftlichen Komitees, Daressalam, als vorläufiger Ausschuß gewählt wurden. Dieser Ausschuß teilt mit, daß die für Ende 1914 geplante Ausstellung in Daressalam als allgemeine Landesausstellung gedacht ist, an der außer den Interessenten in Deutsch-Ostafrika und den Nachbarkolonien auch in weitestgehendem Maße die heimische Industrie, Maschinenindustrie, Textilindustrie usw. zur Beteiligung aufzufordern ist. Der Ausstellungsausschuß bittet um tatkräftige Förderung seiner Pläne.

II. Staatliche Ackerbau- und Viehausstellung, Porte Alegre 1912. Den umfangreichsten und interessantesten Teil bildete die Industrieabteilung Deutschlands; hier traten hervor: Lokomobilen (Deutzer Gasmotorenfabrik, Lanz und Badenia), Motoren, Mühlen und Pressen für die verschiedensten Zwecke Pumpen, Dreschmaschinen, Butterei- und Butterknetmaschinen, Sämaschinen, Pflüge (Sack) und Kraftfahrzeuge (Adler, Windhoff, Dürkopp, Neckarsulm und Neue Automobil-Gesellschaft).

Englische Pressestimmen über Düsseldorfs Städteausstellung. Im Laufe des Sommers wurde die Städteausstellung Düsseldorf auch von verschiedenen Vertretern der englischen Presse besucht; was sie über die Ausstellung und Düsseldorf zu sagen haben, ist schmeichelhaft. So heißt es in The World, dem vornehmsten Wochenblatt Englands: „Die erstaunliche Entwicklung der ungeheuren Kohlenfelder und Erzlager von Rheinland und Westfalen während der letzten vier Jahrzehnte wurde von der Stadtverwaltung in geschickter Weise benutzt, um sich einen erheblichen Anteil daran zu sichern; ja, Düsseldorf ist unbestreitbar der Mittelpunkt dieser Minen- und Industriedistrikte geworden, das deutsche Birmingham und Leeds, ohne dabei seinen vornehmen Residenzcharakter einzubüßen. Die Besucher von Düsseldorf finden eine Stadt von Palästen, Gärten und Parks, denn die industriellen Anlagen sind durchweg in die Vorstädte verbannt" ... Nach einer eingehenden Besprechung der Städteausstellung schließt der Aufsatz mit einer warmen Empfehlung, Düsseldorf zu besuchen. Das Weltblatt New York Herald sagt: „Die Ausstellung erregt in den weitesten Kreisen große Aufmerksamkeit ... Die Leiter können beglückwünscht werden, daß es ihnen gelungen ist, die Ausstellung für den Tag der Eröffnung so fertigzustellen, daß jedes Objekt auf seinem Platze war. Jeder Besucher ist überrascht über die wohldurchdachte Art, wie die Stadtbehörden im Verein mit der Regierung für die Wohlfahrt der Bewohner der mittelalterlichen Städte und Industriebezirke Sorge tragen ... Düsseldorf ragt weit darüber hinaus, eine Art von Versailles, umgeben von einem Birmingham." — Ähnlich äußern sich viele andere Blätter des Auslandes; diese günstigen Berichte werden sicher zum Besuch Düsseldorfs und zur Hebung des Fremdenverkehrs beitragen.

TECHNISCHE WOCHE

Bauwesen.

Maschinenfundamente aus Beton. Gegen die Verwendung von Beton zu Maschinenfundamenten werden einige Gründe geltend gemacht, welche nach Ausführungen der Auskunftsstelle für Zementverarbeitung in der Zeitschrift des Vereins Deutscher Ingenieure keineswegs stichhaltig sind. Als ein recht interessantes Beispiel einer sachgemäßen Herstellung wird der Arbeitsvorgang bei der Gründung einer liegenden 2000pferdigen Ventildampfmaschine geschildert und die Darstellung durch zahlreiche konstruktive Skizzen wie photographische Aufnahmen erläutert. Zwei alte Dampfmaschinen werden durch eine einzige größere Dampfmaschine ersetzt. Die alten Betonfundamente werden nur zum Teil abgebrochen, während der stehengebliebene Teil für das neue Fundament wieder Verwendung finden kann. In die abzubrechenden Fundamente werden mit Preßluftbohrern Löcher gestoßen, so daß dann mit Brechstangen der Beton in kopfgroßen Stücken losgebrochen werden kann. Zwecks Anschlusses des neuen Fundamentes an das alte wurde letzteres mit Preßluftbohrern an einzelnen Stellen angebohrt; in die Löcher wurden starke Rundeisen eingelassen, welche zur Hälfte noch in das neue Fundament übergriffen. Die Anschlußfläche des alten Fundamentes wurde zur Annahme des frischen Zementbreies vorher aufgerauht und angefeuchtet. Das Ergebnis war ein völliges Zusammenwachsen der Fundamente zu einer Einheit ohne jede Trennfuge. Innerhalb 51 Tage wurden 268 cbm Beton abgebrochen, von welchen 174 cbm wieder für die neuen Fundamente verwendet wurden; neuhergestellt wurden 440 cbm Beton. Die Gesamtkosten einschließlich Löhnung und Bauaufsicht betrugen 3700 M., so daß der Preis für 1 cbm Betonmauerwerk sich nur auf M. 8.40 stellt. Zum Vergleich wird angegeben, daß sich ein Fundament aus Ziegelmauerwerk auf 20—22 M. pro cbm stellen würde. Dr. H.

Fabrikbetrieb.

Abscheider zum Trennen von flüssigen und festen Teilen aus Gas, Luft und Dampf, Bauart Heine. Das Eigenartige dieser Abscheider besteht darin, daß gemeinsam Schleuder- und Stoßkraft zur Anwendung gebracht wird.

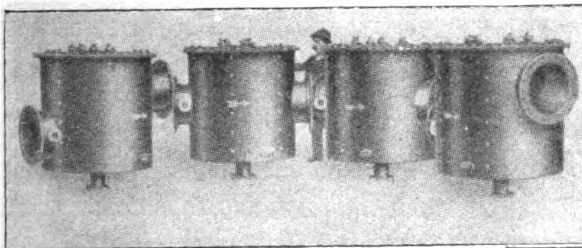


Abb. 3. **Autogen geschweißter Abscheider.**

Abb. 1 und 2 sind schematische Schnittbilder der im allgemeinen angewandten Konstruktionen. Besonders bemerkenswert sind die Schaufeln, die hier nur durch einfache Striche angedeutet sind, deren Form, Größe und Befestigungsart aber von der Geschwindigkeit und Art des durchströmenden Stoffes und von der Konsistenz und Temperatur des abzuscheidenden Stoffes abhängen. In Abb. 2 erhält der äußerste, der Schleuderring, etwas anders geformte Schaufeln. Die kleinen Apparate, nach dem einfachen Modell E, bis 125 mm Rohranschluß, werden in Gußeisen, die größeren Apparate sowie die nach der auf Abbildung 3 ersichtlichen Form werden autogen geschweißt aus Blech hergestellt, so daß sie sich den örtlichen Verhältnissen im weitesten Sinne anpassen lassen. Speziell für die Gasindustrie ist es von Wichtigkeit, daß diese Apparate einen nicht meßbaren Widerstand bieten und Verstopfungen ausgeschlossen sind. Abb. 3 veranschaulicht eine Gruppe von Abscheidern, die zum Trennen von Wasser und Waschöl aus Koksofengas für eine Nebenproduktion geliefert wurden. Die für die Preßluftindustrie verwendeten Apparate, die einen besonders hohen Druck — bis zu 90 Atm. — aushalten müssen, werden aus Elektrostahl hergestellt. Der nebenstehend mit abgenommenem Deckel abgebildete Entöler ist für eine Preßluftanlage gebaut, die zum Auffüllen des Druckwindkessels einer großen Wasserhaltung benutzt wird. Bei Dampfbetrieben wird der Abscheider vorteilhaft über dem Dache angebracht und dient dann gleichzeitig als Schalldämpfer und Wasserfänger. Dr. Kd.

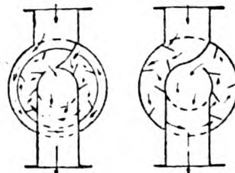


Abb. 1. Abb. 2. **Schnitte** durch den Heine-Abscheider.

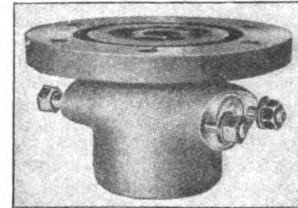
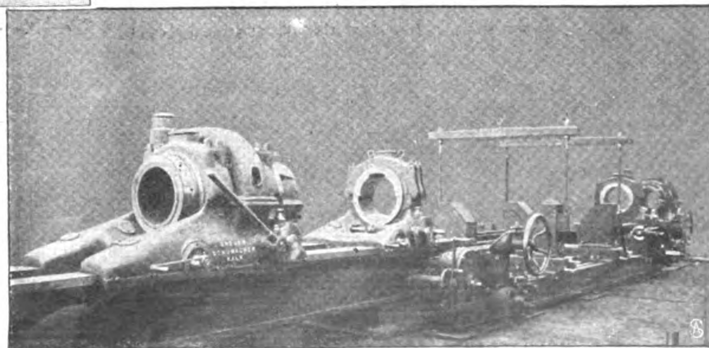


Abb. 4. **Entöler für Preßluftanlagen.**

Werkstattbetrieb.

Doppelte Blockbohrbank der Kalker Werkzeugmaschinen-Fabrik Breuer, Schuhmacher & Co., A.-G., Cöln-Kalk. Die nebenstehend abgebildete Bohrbank dient zum Ausbohren von rohen Stahlblöcken bis 1800 Millimeter Außendurchmesser mittels Hohlbohrers für Bohrungen bis 500 Millimeter bei stillstehendem Werkstück und drehendem vorschiebendem Bohrwerkzeug. Der Antrieb der Maschine erfolgt von je einem normalen Motor aus über je einen geschlossenen Räderkasten, Schaftwelle, Kegelräder, sowie Schnecke und Schneckenrad auf die Hohlspindel der hinteren Bohrlünette, an welche das Bohrrohr mittels Spannringes festgespannt wird. Eine vordere Bohrlünette dient zur Führung des Bohrrohres. Die Bohrvorschübe in den Grenzen von 0.1—1.8 per Umdrehung des Bohrrohres werden durch Stufenräder in geschlossenem Kasten sowie Leitspindel im Bett erzielt. Außerdem erhält die Bohrlünette feine und grobe Handverstellung sowie schnelle maschinelle Verstellung. Eine Spezial-Lamellen-Kupplung, im Vorschubmechanismus eingebaut, dient zur Verhütung von Brüchen bei Überlastungen oder Stumpfwerden des Werkzeuges. Zur raschen Entfernung der Bohrspäne ist

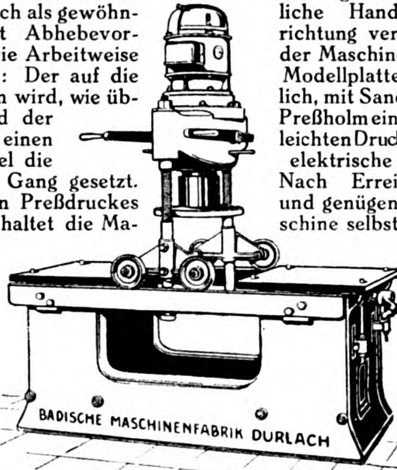


Doppelte Blockbohrbank.

eine kräftige Flügelpumpe vorgesehen, die durch einen starken Wasserstrahl die Späne aus der Bohrung fortschwemmt. Das feststehende Werkstück wird auf kräftigen, anstellbaren Aufspannböcken und Spannbügeln festgespannt. Besonderes Augenmerk ist bei der Konstruktion auf leichte Bedienung vom Arbeiterstande aus sowie weitgehende Sicherung gegen Einrücken falscher Räderübersetzungen gelegt. Dr. Kd.

Gießereitechnik.

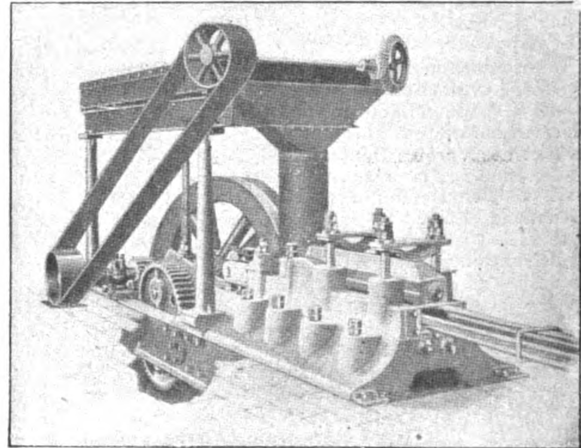
Elektrische Universalformmaschine. Die nebenstehend abgebildete, von der Badischen Maschinenfabrik Durlach gebaute Elektrische Universalformmaschine findet überall da Anwendung, wo elektrischer Strom, gleichgültig welcher Art, vorhanden ist; mit Rücksicht darauf, daß sie auch bei Strom- oder Motorstörung arbeiten soll, kann sie auch als gewöhnliche Hand-form-Maschine mit Abhebevorrichtung verwendet werden. Die Arbeitweise der Maschine ist überaus einfach: Der auf die Modellplatte gesetzte Formkasten wird, wie üblich, mit Sand gefüllt; darauf wird der Preßholm eingefahren und durch einen leichten Druck auf einen Handhebel die elektrische Preßvorrichtung in Gang gesetzt. Nach Erreichung des höchsten Preßdruckes und genügender Verdichtung schaltet die Maschine selbsttätig aus, und es beginnt ohne weiteres der schnelle Rückzug der Preßplatte. Der ganze Preßvorgang dauert nur wenige Sekunden. Der Preßdruck kann durch eine leicht zu betätigende Vorrichtung in weiten Grenzen reguliert werden. Die fertigen Formkasten werden mittels eines von Hand betätigten Hebelmechanismus abgehoben. Die Maschine wird entweder einfach mit ausschwenk- bzw. ausfahrbarem Preßholm oder — wie die Abbildung zeigt — als Doppelformmaschine mit zu beiden Seiten der Preßvorrichtung angeordneten Formtischen für die Modellhälften gebaut. Sie wird auch als Wende- und Durchziehformmaschine sowie in fahrbarer Ausführung gebaut. Die arbeitenden Teile der Maschine sind behufs Reinigung leicht zugänglich und durch Einkapseln vor dem Verschmutzen gesichert. Der Motor selber ist nur klein infolge Anbringung einer Schwungmasse. Bei der hohen Lage des Motors ist der Anschluß an die vorhandene Licht- oder Kraftleitung ohne störende, tiefliegende Drähte ermöglicht. Der Stromverbrauch ist trotz hoher Leistung der Maschine nur gering. Dr. Kd.



Elektrische Universalformmaschine.

Abfallverwertung.

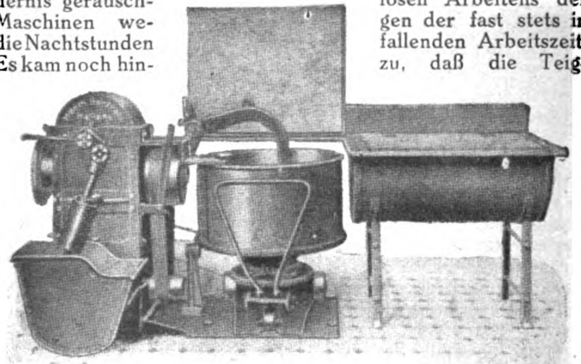
Brikettierung von Sägespänen. Eine ganze Reihe von Industrien liefert Abfallmaterialien, deren beste Verwendung im Verfeuern unter dem Dampfkessel bestände, wenn nicht eben die Form dieser Abfälle ein Hinderungsgrund wäre oder zum wenigsten den Effekt stark verminderte. Derartige Stoffe sind Sägemehl, Hobelspäne, Gerbstoff-Lohe und Zuckerrohrrückstände, Hanf, Flachs, Schilf, Bambus u. a. Eine rationelle Ausnutzung wird erzielt durch Brikettierung nach voraufgegangener Trocknung. Hierfür hat sich das System Arnold, ausgeführt von der Firma Ganz & Co., Ratibor, besonders bewährt. In Sägewerken werden die Späne von den Gattern durch automatische Transportvorrichtungen oder auf pneumatischem Wege dicht bei der Brikettierungsanlage in geeigneter Weise angesammelt; von hier wird das Material automatisch auf eine möglichst geheizte Förderschnecke gebracht, die sie dem Haupttrocknungsapparat zuführt oder auf mehrere derselben verteilt. Der Haupttrockenapparat ist eine zylindrische, rotierende Trommel von etwa 600 mm Durchmesser bei 6000 mm Länge. Hier wird das Material getrocknet, und gleichzeitig werden Harze usw. erweicht, die dann beim Pressen als natürliches Bindemittel dienen. Durch eine Rutsche fällt das Material auf einen Nachtrockner, der schon einen Bestandteil der eigentlichen Presse bildet. Es wird hier durch mehrere, hintereinander befindliche rotierende Rührer über einen geheizten Boden befördert, wobei noch vorhandene Feuchtigkeit verdunstet. Am Ende des Trockenbodens fällt die Masse durch einen Einschnitt in das Preßmaul. Die Presse stellt eine einfach wirkende Winkelhebelpresse dar. Der Antrieb erfolgt durch Riemen mittels Fest- und Losscheibe, wobei die Festscheibe als Schwungrad ausgebildet ist. Am Schlusse eines Hubes, der 24mal in der Minute stattfindet, entsteht ein Brikett, das 142 mm lang, 72 mm breit und 30 mm hoch ist und 0.25—0.35 kg schwer ist. Alle stark beanspruchten Teile bestehen aus Stahl bzw. Stahlguß; die Brikettschwalbungsstücke sind aus Kokillenhartguß gefertigt. Aus der Preßkammer wird der Brikettstrang in eine Kühlrinne weitergeleitet, die an Ort und Stelle angefertigt werden kann. Die Anlagekosten belaufen sich auf nur 12,000 Mark; für die Bedienung sind ein Mann und ein Hilfsarbeiter erforderlich. Eine ganze Reihe derartiger Anlagen steht in holzreichen Gegenden im Betriebe. D. Kd.



Brikettierungspresse.

Bäckerei-Maschinen.

Neues über Teigknetmaschinen. Der allgemeinen Einführung der maschinellen Arbeit im Bäckereibetriebe, die schon aus hygienischen Gründen dringend geboten erscheint, stellen sich noch manche Schwierigkeiten in den Weg, so die Kleinheit vieler Betriebe, die beschränkte Räumlichkeit und schließlich das Erfordernis geräuschlosen Arbeitens der Maschinen wegen der fast stets in die Nachtstunden fallenden Arbeitszeit. Es kam noch hinzu, daß die Teigknetmaschinen meist nur in so großen Dimensionen geliefert werden, daß Kuchen- und Semmelteig doch noch mit der Hand verarbeitet werden mußte. Eine allen Ansprüchen

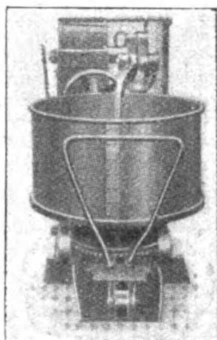


Teigknetmaschine.

gerecht werdende Knetmaschine wird von der Firma Hermann Bertram, Halle a. Saale, unter dem Namen „Gnom-Duplex" geliefert. Sie besteht aus zwei voneinander unabhängigen Knetmaschinen, deren eine für die Herstellung großer Brotteige, die andere zur Herstellung kleiner Teige dient. Der große Trog ist fahrbar, so



Ansicht mit gekipptem Trog.



Seitenansicht der Maschine.

daß man mehrere derselben für eine Maschine benutzen kann; man erreicht damit ferner den Vorteil, daß der fertiggemachte Teig im Trog selber zur Gare gestellt werden und an die Stelle gefahren werden kann, wo er weiter verarbeitet wird. Durch eine zum Patent angemeldete Vorrichtung kann der kippbare Trog in jeder beliebigen Lage ohne besondere Feststelleinrichtung gehalten werden. Hierdurch kann der Trog in diejenige Lage gebracht werden, die das bequemste Arbeiten ermöglicht. Der Antrieb des Troges erfolgt von der Hauptantriebswelle aus durch Riemen und Kegelräder. Der Knetarm des großen Troges läßt sich um den Bolzen, durch den er mit einer Schwinge verbunden ist, aufklappen. Die Höhe des Troges ist so bemessen, daß er, mit einer Platte bedeckt, als Wirktisch benutzt werden kann, was eine große Raumersparnis bedeutet; er läßt sich genau zentrieren und unverrückbar fest einstellen. Die Einfahrt des Troges erfolgt seitlich; auf Wunsch kann aber auch die Einrichtung für Vorneinfahrt getroffen werden. In dem am Ständer angebrachten kleinen Trog arbeitet gleichzeitig ein zweiter Knetarm, so daß ständig zwei Teige verarbeitet werden können. Die Hauptwelle wird durch ein Schneckengetriebe angetrieben. Diese Art des Antriebes ermöglicht es, schnellaufende Elektromotoren ohne ein besonderes Vorgelege zu benutzen; sie hat gleichzeitig aber auch einen fast geräuschlosen Gang zur Folge. Der Antriebsmotor befindet sich, vor Staub geschützt, in dem Gehäuse des Ständers. Die von den Knetarmspitzen beim Kneten beschriebene Kurvenform ist für das Durcharbeiten des Teiges außerordentlich günstig, so daß für das Kneten im großen Troge nur 4—5, im kleinen etwa 2½ Minuten erforderlich sind. Der Kraftverbrauch für 100 Kilogramm Teig beträgt etwa 1 PS. Dr. Kd.

Geschäftliche Notizen.

— Maschinen für Gummi-Verarbeitung (vgl. den Artikel über Gummi- und Kautschuk-Veredelung in dieser Nr.) liefern u. a. die Firmen: Hermann Berstorff G. m. b. H., Hannover; A. Borsig in Tegel; Brinck & Hübner in Mannheim; Gebr. Burberg in Mettmann, Rhpr.; Eisenwerk Gebr. Arndt G. m. b. H. in Berlin N 39, Fennstr. 21; Fr. Gebauer in Berlin NW 87, Beusselstr. 44q; Harburger Eisen- und Bronzewerke A.-G. in Harburg (Elbe); C. G. Haubold jr. in Chemnitz i. Sa.; C. Herrm. Haußmann in Großenhain i. Sa.; Friedr. Krupp A.-G., Grusonwerk, Magdeburg-Buckau; Lindener Eisen- und Stahlwerke A.-G.,

Hannover-Linden; Franz Maas & Hardt in Lüttringhausen, Kr. Lennep; Maschinenbau-Actien-Gesellschaft in Golzern-Grimma, Golzern i. Sa.; Maschinenbauanstalt Humboldt in Köln-Kalk; Max Müller in Hannover-Hainholz; Gebr. Odenthal in Köln-Ehrenfeld; Heinrich Schirm in Leipzig-Plagwitz; Fr. Schwabenthan & Co. in Berlin N 4, Chausseestr. 36; Karl Seemann in Berlin-Borsigwalde; Siller & Dubois in Köln-Kalk; Paul Troester in Hannover-Wülfel; Heinrich Vogel in Offenbach a. M., Friedrichsring 32; Werner & Pfleiderer in Stuttgart-Cannstatt.

— Sterns Feuerzeuge. Seit der Erfindung des Cereisens hat die Firma Wilhelm Stern, Köln 13, vielseitige Konstruktionen von Feuerzeugen herausgebracht; durch ihre erfolgreiche Tätigkeit schuf sie eine Fülle von Zündern aller Variationen und Formen; schon nach flüchtiger Orientierung lassen sich die geschaffenen Modelle in vier Hauptgruppen zergliedern: erstens in solche, bei welchen der Funken durch Streichen, zweitens derartige, bei denen er durch eine Handdrehung des Feilrädchens, drittens endlich solche, bei welchen das Feilrad mittels automatischer Druckfeder-Einrichtungen, und viertens solche, bei denen der Funken und sonach die Entzündung auf halbautomatischem Wege durch einfaches Herausziehen einer Spiralfackel erfolgt oder, kürzer gesagt, in Streich-, Dreh- oder Reib-, Springdeckel- und Sternfackel-Feuerzeuge. Hinsichtlich dauernder, unbedingter Zuverlässigkeit, einfacher Konstruktion, spielend leichter Handhabung und sicherer Funktion leistet die bekannte Firma für die Sternfackel besonders sowie für alle Arten Gewähr. Neben sicherer Konstruktion ist den Systemen durchweg eine äußerst geschmackvolle Form gegeben.

— Auszeichnungen. Die Firma Eduard Ahlborn, Hildesheim (Zweigniederlassungen in Berlin, Danzig, Lübeck, München), Spezialfabrik für Molkereianlagen und Kältemaschinen, erhielt zu den etwa 250 Preisen, über die sie bereits verfügt, in letzter Zeit folgende höchste Auszeichnungen: Ausstellung der Landwirtschaftlichen Zentral-Gesellschaft für Böhmen, Prag 1912, Goldene Medaille; Landwirtschaftliche Ausstellung in Wolmar (Rußland) 1912, Ersten Preis; Landwirtschaftliche Ausstellung in Walk (Rußland) 1912, Goldene Medaille.

— Metallwaren. Unter dem Namen „Patentfeuerspumpe Ceha" bringt die Firma Ch. Hinkel, Berlin, Ritterstraße 77/78, ein neues Cereisenfeuerzeug in den Handel. Die Konstruktion dieses in Form einer Pumpe ausgeführten Feuerspenders weicht von dem bisher Gewohnten ab, wodurch einfachste Handhabung und lange Gebrauchsfähigkeit erreicht wird. Zur Entzündung der Flamme ist weiter nichts erforderlich, als nach dem Abheben des Hütchens von dem vor dem Brunnen stehenden Eimer den Hebel bis zum Widerstande hochzuheben und wieder niederzudrücken. Durch diese beiden einfachen Handgriffe erfolgt dann mit Sicherheit die Zündung, vorausgesetzt, daß sich im Eimer Benzin befindet. Das Füllen mit Benzin, das nach mehreren hundert Zündungen zu wiederholen ist, kann sehr bequem vorgenommen werden. Das funkengebende Metall reicht für 70,000 bis 100,000 Zündungen aus, so daß erst nach Jahren eine Erneuerung desselben erforderlich wird. Aber auch diese bereitet absolut keine Schwierigkeiten, denn ein neues Cereisen (wie solche jedem Apparat gratis beigegeben werden) ist leicht einzusetzen.



— Hoher Besuch bei der Kaffee-Handels-Aktiengesellschaft in Bremen. Bei der Anwesenheit des Prinzen Carol von Rumänien in Bremen besichtigte er u. a. auch verschiedene große Fabriken sowie



1. Prinz Carol von Rumänien. 2. Johann Surmann, Direktor der „Kaffeehag", Bremen. 3. Senatssekretär Dr. Tack.

den Norddeutschen Lloyd und die Kaffee-Handels-A.-G., deren Betrieb wir seinerzeit in einer Sonder-Nummer über Bremen abgebildet haben. Der Prinz besuchte auf einem Rundgang in Begleitung des Direktors die Fabrikräume.

— Agfa-Kapselblitz. Diese Neuheit der bekannten Actien-Gesellschaft für Anilin-Fabrikation, Berlin („Agfa"), wird sich schnell Freunde schaffen, nicht nur unter solchen, welche sich bereits mit der Blitzlichtphotographie befassen, sondern unter allen, die diesem wenig beachteten Gebiet photographischer Tätigkeit Anhänger werben. Wennschon mit der Verbreitung des lichtstarken, rapid verbrennenden und dabei denkbar rauchschwachen „Agfa"-Blitzlichtes eine starke Anwendung der Blitzlichtphotographie auch unter den Amateuren einsetzte, weil fast alle Schrecken beseitigt schienen, die ihrer Ausübung vordem unüberwindliche Schwierigkeiten entgegenstellten, so darf man jetzt ein ganz allgemeines Herantreten der Photo-Amateure an diesen Zweig ihrer Kunst erwarten. Die seither im Handel befindlichen Packungen des „Agfa"-Blitzlichtes bedingten noch ein vorheriges Abmessen der erforderlichen Quanten, wobei es ohne kleine Verschüttungen nicht immer abging. Zudem mußte man eine Lampe zum Abbrennen haben oder doch umständliche Vorbereitungen dazu treffen. Alles das ist jetzt behoben. Der „Agfa"-Kapselblitz vereinigt die unbestrittenen Vorzüge des „Agfa"-Blitzlichtes mit einer Verpackungsart, die an Zuverlässigkeit und Sauberkeit nicht mehr übertroffen werden kann. Ihre Gefahrlosigkeit wird dadurch illustriert, daß der Versand mittels Post genehmigt ist. Erwähnen wir noch, daß ein Kapselblitz, der auch für größere Gruppenaufnahmen bei

beträchtlicher Entfernung ausreicht, nur 30 Pf. in den Photohandlungen kostet, so wird es kaum einen Amateur geben, der nicht einen Versuch mit diesem Erzeugnis der „Agfa" machen wird.

— Rostflecken in Tafeltüchern usw. zu entfernen, war bisher nicht gut möglich. Ein Fläschchen „Wodan-Rostweg", ein neues Mittel, um Rostflecke aus der Wäsche in einer Minute dauernd zu entfernen, ohne das Gewebe anzugreifen, zeigt überraschenden Erfolg. „Wodan-Rostweg" ist patentamtlich mehrfach geschützt, bei den ersten Firmen der Wäsche-Branche, in allen Dampfwäschereien, Plättereien, staatlichen und privaten Anstalten, in weltbekannten Hotels, in Tausenden von Haushaltungen in Gebrauch. Alleiniger Fabrikant ist die Chemische Fabrik Apotheker Edgar Kieselich, Berlin SW 68, Kochstraße 55.

DIE·WOCHE

Nummer 41. **Berlin, den 12. Oktober 1912.** **14. Jahrgang.**

Inhalt der Nummer 41.



Die sieben Tage der Woche.

3. Oktober.

Der Reichskanzler von Bethmann Hollweg begibt sich auf Einladung des Prinzregenten Luitpold zu kurzem Aufenthalt nach Linderhof in Bayern.

In der europäischen Türkei werden sämtliche Truppen auf den Kriegszustand gebracht.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß die Türkei etwa 80 griechischen Schiffen die Rückkehr durch die Dardanellen nicht gestattet. Im Bosporus wurden zwei griechische Dampfer von den türkischen Forts aus beschossen. Der griechische Gesandte legte bei der Pforte Protest ein.

Die serbische Skupschtina tritt zu einer außerordentlichen Tagung zusammen.

Die spanische Regierung beruft, um dem drohenden Generalstreik der Eisenbahner zu begegnen, die letzten fünf Jahrgänge der Reserve ein.

4. Oktober.

Meldungen aus Konstantinopel besagen, daß der Ministerrat beschlossen hat, die letzten Friedensvorschläge Italiens anzunehmen.

Die serbische Regierung verfügt die Einstellung des Verkehrs mit der österreichischen Grenzstadt Semlin zu Wasser und auf der Eisenbahn.

Aus Marokko kommt die Nachricht, daß der französische Generalresident Lyautey in Marrakesch eingezogen ist. Die großen Kaids huldigten ihm, und die Bevölkerung begrüßte ihn mit Jubel.

Das an den Flottenmanövern im Kanal beteiligte englische Unterseeboot „B 2" sinkt nach einer Kollision mit dem Hamburger Dampfer „Amerika" auf der Höhe von South Foreland. Von der 15 Mann starken Besatzung wurde nur der zweite Offizier gerettet.

5. Oktober.

Die bulgarische Sobranje tritt zu einer außerordentlichen Tagung zusammen, die König Ferdinand mit Verlesung einer Thronrede eröffnet.

Auf der von den türkischen Truppen verlassenen Insel Samos wird die Republik ausgerufen und eine provisorische Regierung gebildet.

Auf den serbischen Eisenbahnen wird der Personenverkehr eingestellt.

6. Oktober.

In Luzern stirbt, 84 Jahre alt, der frühere belgische Ministerpräsident August Beernaert.

Das Zentralkomitee der ausständigen Eisenbahner in Katalonien beschließt die Einstellung des Streiks auf Grund entgegenkommender Erklärungen des Ministerpräsidenten Canalejas.

7. Oktober.

Die Großmächte kommen überein, sowohl bei den Regierungen der kleinen Balkanstaaten als auch bei der Pforte Vorstellungen im Interesse des Friedens zu erheben. Träger der Aktion sind Oesterreich Ungarn und Rußland.

In Kalkutta gibt eine von 20,000 Mohammedanern besuchte Versammlung ihrer Sympathie für die Türkei Ausdruck und stellt die Forderung auf, daß England zugunsten des Islams auftrete.

Der griechische Gesandte Gryparis in Konstantinopel übergibt nach vergeblichen mündlichen Vorstellungen der Pforte eine Protestnote gegen die Zurückhaltung griechischer Schiffe.

8. Oktober.

Auf Einladung der Reichsregierung tritt in Berlin eine Internationale Ausstellungskonferenz zusammen, auf der 14 ausländische Staaten vertreten sind (Portr. S. 1720).

Der russische Minister des Äußern Sasonow (Portr. S. 1714) trifft, von Paris kommend, in Berlin ein, wo er mit den leitenden deutschen Staatsmännern, Staatssekretär v. Kiderlen-Waechter und dem Reichskanzler, Besprechungen hat.

Der Kaiser begibt sich mit der Kaiserin und der Prinzessin Viktoria Luise von Rominten nach Cadinen.

Das Königreich Montenegro erklärt der Türkei den Krieg. In einer Note an die Pforte wird gesagt, daß es sich mit den Waffen Gerechtigkeit verschaffen will, da die Türkei den Wunsch, die schwebenden Streitfragen zu schlichten, nicht erfüllen wolle.

9. Oktober.

Es laufen Nachrichten ein, daß montenegrinische Truppen die Grenze überschritten und türkische Befestigungen angegriffen haben.



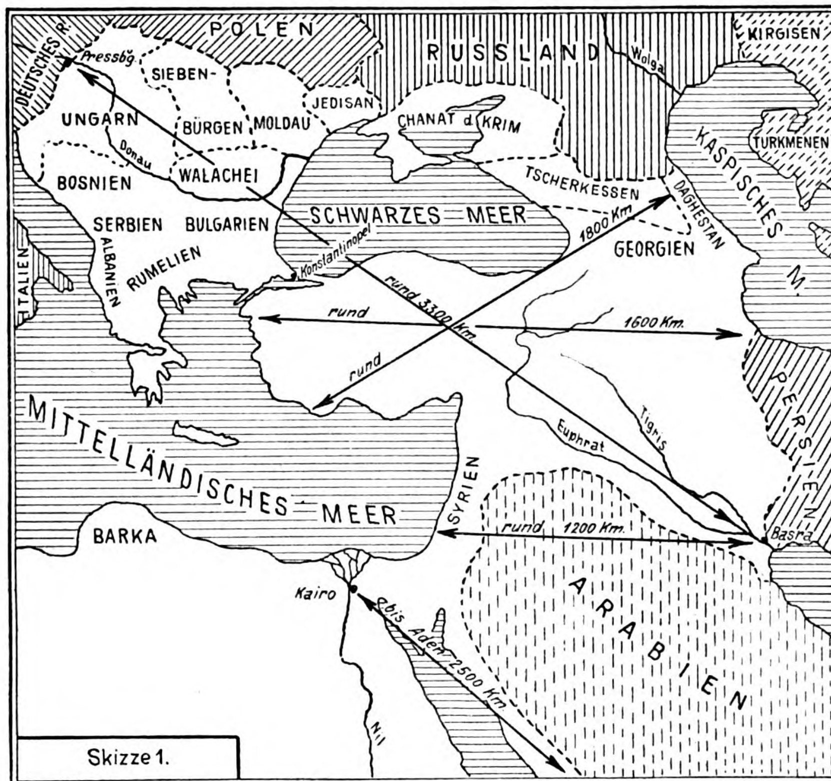
Die Türkei — ohne Mazedonien.

Von Generalmajor z. D. Imhoff.

Dem Wunsch der Redaktion gern entsprechend, die Veränderungen auf der Balkanhalbinsel nach einer zu gewährenden Autonomie in Mazedonien durch Skizzen und Text zu erläutern, gebe ich nachstehend einige Daten, die zum Verständnis der augenblicklichen Lage der Türkei vielleicht von Interesse sein dürften.

Die einem innerasiatischen Volk entstammenden Türken haben sich seinerzeit wie eine Flutwelle, alles ihnen sich Entgegenstellende niederreißend, gegen Westen gewälzt und vor keinem Hindernis haltgemacht. So überschritten sie die Meerengen, überfluteten den Balkan, vernichteten alte Staatengebilde bis über die Donau hinaus und kamen erst wieder vor den Toren Wiens zum Halten.

Skizze Nr. 1 zeigt das Osmanenreich in der Höhe seiner Macht und Größenausdehnung; die übrigen ergeben den Überblick, wie allmählich ein Stück nach



Skizze des türkischen Reiches mit seinen Erwerbungen von 1402—1699.
(Alles Nichtschraffierte gehört zur Türkei.)

dem andern von diesem enormen Besitz wieder abbröckelte oder abbröckeln kann, und wie nach der hohen Blütezeit und Machtentfaltung der allmählich sinkende Besitz auf den augenblicklichen Bestand reduziert wurde. In den Skizzen konnten natürlich die einzelnen Kriege nicht berücksichtigt werden, es galt, die Hauptmomente des Niederganges zur Darstellung zu bringen.

Die Geschichte des Verfalls der Türkei hat auf das Herz der Osmanen einen tiefen Eindruck gemacht, der jetzt noch verstärkt wird durch die drohende Gefahr, die mazedonischen Wilajets in Europa durch die vorgeschlagene Maßregel der Autonomisierung vom Reich getrennt zu sehen. Die Erregung, die sich deshalb in der Bevölkerung bemerkbar macht, ist begreiflich.

Wie gewonnen, so zerronnen. Nicht lange hielt sich die Türkei auf der Höhe ihrer Macht. Schon um die Wende des 17. Jahrhunderts sehen wir, daß die Türken ihren gesamten Besitz nördlich der Donau wieder herauszugeben gezwungen waren, und daß das Reich auch südlich der Donau ein großes Stück Land an Serbien hat abgeben müssen (Schutzstaaten). Wir finden ferner die Bildung von Griechenland. Der übrige Länderbesitz war um das Jahr 1700 noch vorhanden.

Es kann dann hier nur kurz auf die wichtigsten Punkte in der Geschichte, z. B. die entscheidende Schwächung der Türkei durch die Kriege mit Rußland seit 1768 bis zum Frieden von Kütschük Kainardje 1774, von Ainali Kawak 1779 und von Jassy 1792 verwiesen werden. Sprungweise seien ferner erwähnt: die Reformversuche Anfang des 19. Jahrhunderts bis zum Sieg der Reaktion im Jahr 1808; dann die Zustände des Reiches bis zum Untergang der Janitscharen 1826 und die Staatsreformen bis zur Kabinettsorder von 1839*) (Hatti scherif von Gülhane), in welche Zeit der griechische Befreiungskampf, der Adrianopeler Friede, die Kriege gegen Mehmed Ali von Aegypten fallen. Wichtige Etappen in der türkischen Geschichte sind ferner: der Meerengenvertrag, der Krimkrieg, die bulgarische Kirchenfrage, der herzegowinisch-bosnische Aufstand, der Bulgarenaufstand, der Krieg mit Montenegro und Serbien 1876, der Krieg mit Rußland 1877—78, der



Skizze der europäischen Türkei
von 1699 bis zum Frieden von St Stephano am 3. 3. 1878.
(Alles Nichtschraffierte gehört zur Türkei.)



Skizze der europäischen Türkei
nach dem Berliner Vertrage 1878, 1881 und 1885.
(Alles Nichtschraffierte gehört zur Türkei.)

*) Anmerkung. Bemerkenswert ist es, daß das ausgesprochen kriegerische Volk auch als erste nötige Reform die des Heerwesens für nötig erachtete und als Instrukteur den späteren Feldmarschall Grafen Moltke berief.

durch den Berliner Vertrag die Grundlage zu dem Bild der Türkei gab, das uns allen im Lauf der letzten Jahrzehnte vorgeschwebt hat. Seit 1878 ist Bulgarien politisch selbständig geworden, ihm wurde 1908 Ostrumelien definitiv angegliedert, beide scheiden aus der Souveränität des Sultans und bilden seitdem das unabhängige Königreich unter dem Zaren Ferdinand. Nachzutragen bleibt das kurze Aufflackern nach dem Griechisch-Türkischen Krieg Ende des vorigen Jahrhunderts und die vielen Aufstände und Kämpfe in Mazedonien in den letzten Jahren. All die aufgezählten Momente konnten natürlich nicht zur Konsolidierung der Verhältnisse in der Türkei beitragen, ganz abgesehen von den schweren innerpolitischen Kämpfen, die das Land durchmachen mußte.

Wie nun die Türkei eventuell nach Bewilligung der Autonomie aussehen würde, ist aus Skizze 4 zu ersehen, die den Stand nach dem Vertrag von St. Stephano zeigt, der aber durch die Berliner Verträge zugunsten der Türkei abgeändert wurde (Skizze 3). Die Autonomie von Mazedonien würde nach der bereits erfolgten Abtrennung von Bosnien der Türkei noch den Rest des westlichen Gebietes völlig nehmen.

Es ist wohl verständlich, warum sich das osmanische Reich im Hinblick auf die geschichtlichen Erfahrungen sträubt, den gestellten Forderungen zu entsprechen, dann aber auch begreiflich, daß die Tätigkeit der Großmächte, die aus Rücksicht auf ihre eigenen Kräfte und Beziehungen zu der Balkanfrage wesentliche Verschiebungen der dortigen Kräfte und Landverhältnisse als inopportun ansehen, bemüht ist, den Statusquo so lange wie möglich aufrechtzuerhalten.

Eine Autonomie der betreffenden Wilajets berührt **geographisch** allerdings nur die Balkanmächte, die ihre politischen, ethnographischen, wirtschaftlichen und religiösen Gründe für ihre Forderungen haben, die in der Presse oft besprochen sind; **politisch** bildet die Autonomie aber eine Lebensfrage für die Türkei und ist für die Großmächte, wie schon erwähnt, ein wichtiger Faktor in bezug ihrer einzuschlagenden Wege, da Europa für seine hochgespannte wirtschaftliche Entwicklung unbedingt Ruhe gebraucht.

Die Türkei wehrt sich nun gegen diese Forderungen von ihrem Standpunkt aus, ebenso wie ein Familienoberhaupt die Einmischung in seine Angelegenheiten nicht ertragen würde. Hierbei schweigen gewöhnlich alle inneren Zwistigkeiten der Familienmitglieder, die sich bis dahin anfeindeten. So hat das Volksbewußtsein im osmanischen Reich, der drohenden Gefahr eingedenk, die inneren Zerwürfnisse beseitigt und ist, nach den vorliegenden Nachrichten, jetzt einig, dem Verlangen nicht zu willfahren. Die Albanerstämme, die noch vor kurzem im Kampf mit der Regierung standen, haben die Streitaxt (für den Augenblick!) begraben und stehen bereit, das in seiner Selbständigkeit bedrohte Vaterland zu verteidigen. Jeder Türke ist sich im Hinblick auf die früheren historischen Ereignisse bewußt, welche Folgen solche Autonomie auch in diesem Fall nach sich ziehen kann, und welchen Verlust an Prestige die ganze Nation dadurch erleiden könnte, weil sie als europäische Großmacht ausschalten würde, abgesehen von anderen Folgen: wie der Verminderung an Landbesitz, der Verringerung der Heeresmacht und der Steuereinnahmen und eventueller Verlegung des Regierungssitzes nach der asiatischen Türkei, die mancher trübe in die Zukunft sehende Osmane jetzt schon als logische Folge einer solchen Entwicklung befürchtet.



Skizze der europäischen Türkei,
wie sie nach dem Frieden von St. Stephano am 3. 3. 78 aussehen sollte.
(Alles Nichtschraffierte gehört zur Türkei.)

Ebenso wie man der Ansicht ist, daß die bestehenden „Kapitulationen" für den Schutz der Ausländer genügten, so hofft man in der Türkei, daß dem Land die nötige Ruhe gelassen werde, um die geplanten Reformen für alle Untertanen des Sultans durchzuführen, und daß diese dann die erwünschte Wirkung ausüben. Der gute Wille ist da, die Kraft zur Ausführung war bislang aber noch zu schwach, die Zeit war zu kurz, und Störungen in Mazedonien selbst aus mancherlei Ursachen traten in jedem Jahr ein.

Hoffen wir, daß es den Bemühungen der Großmächte noch in letzter Stunde gelingen möge, die drohende Gefahr zu beseitigen oder wenigstens einzudämmen.

Daß die Beurteilung der Frage je nach dem Standpunkt des daran Interessierten eine verschiedene sein kann, darf nicht verneint werden.

Ein drohendes Ungewitter ist aber ja öfter schon abgewendet worden. Ob es diesmal möglich sein wird? Wer will das jetzt prophezeien?

Die Reis- und Makkaroninahrung.

Von Wilhelmine Bird, Dahlem.

Unsere Ernährungsfrage ist durch die abnorm gesteigerten Fleischpreise in eine Zwangslage geraten, die die weitesten Kreise drückt. Der natürliche Rückschlag auf die andern Lebensmittel läßt auch noch nicht einmal die Vegetarier triumphieren, daß sie besser daran sind als die Anhänger der animalischen Nahrung, denn auch die Gemüse sind nicht mehr billig zu nennen. Ich erinnere mich eines Zeitungsartikels, in dem der Welt die menschenfreundliche Tröstung zuteil wurde, daß die Fleischteurung der beste Weg zur Mäßigkeit, ergo Gesundheit sei, und daß man unrecht tue, sie so tragisch zu nehmen. O — gewiß! Wir wissen, daß die Mäßigkeit der goldne Weg zu dauernder Gesundheit ist. Wir möchten den Weg aber immerhin gern billiger haben. Es geht kein Jota davon ab, daß die hochgeschraubten Preise ein Verhängnis sind, um so schwerer, als erfahrungsmäßig die Nahrungsmittelschraube, immer schlecht geölt, schwer wieder nachläßt.

Alle Maßnahmen, die sich gegen eine derartige Teurungserscheinung wenden, haben bei dem Widerstand der beteiligten Interessenten einen weiten Weg, und so werden wir bei allem Ansturm wohl oder übel unser Verlangen nach saftigen Beefsteaks vorläufig noch in fromme Wünsche kleiden, wenigstens das Format empfindlich verkleinern müssen. Da ist es verständig, sich nach einem Ersatz für das mangelnde Volumen umzusehen, und zum Glück brauchen wir nicht weit zu greifen. Der Reis ist mit bestem Erfolg in diese Lücke zu ziehen.

Ist er auch von allen Körnerfrüchten die ärmste an blutbildenden Stoffen, d. h. Eiweiß und äußerst geringem Fettgehalt, so besitzt er mit etwa 78 Prozent doch von allen den höchsten Gehalt an Kohlehydraten, dazu die Fähigkeit, seine Nährstoffe direkt in die Blutbahn zu überführen.

Bestreben wir uns nun, seine schwachen Seiten zu ergänzen, so schaffen wir uns ein Nahrungsmittel, das den besten an die Seite zu stellen ist. Instinktiv hat die Küche denn auch schon immer dem Reis namentlich blutbildende Stoffe, wie Milch und Eier, zugesetzt. Der Reis, an sich von mildem und sozusagen ziemlich indifferentem Geschmack, ist in hervorragender Weise allen Verbindungen zugängig, am gesundesten und bekömmlichsten in den einfachen Zusammenstellungen.

Obwohl der Verbrauch bei uns im allgemeinen in den letzten Jahren nach statistischem Ausweis erheblich zugenommen hat, dürfte er doch noch mit Recht einen bedeutend weiteren Raum beanspruchen. Er nimmt bei uns gegenüber anderen Ländern noch den kleinsten Anteil an dem Konsum, und das ist sehr zu bedauern, denn er kann berufen sein, uns die Härte der gegenwärtigen Fleischteurung weniger fühlbar zu machen. Zu dem Umstand der noch nicht allgemeinen Verbreitung bei uns trägt ohne Zweifel die Unkenntnis der Zubereitung bei. Wir bekommen oft den Reis als eine breiige Masse vorgesetzt, und das ist in hohem Grad fehlerhaft. Der Reis verliert dadurch nicht nur seinen ganzen Wohlgeschmack, sondern wirkt direkt kleisterhaft. Der Reis beherrscht den ganzen Orient. Es ist aber bekannt, daß ein zerkochter Reis den Orientalen direkt Ekel verursacht, und daß sie behaupten, der durch das lange Kochen aufgelöste Leimstoff beweise sich in seiner Wirkung gegenteilig. In allen Ländern, in denen der Reis das Hauptnahrungsmittel bildet, wird daher dem Kochen große Aufmerksamkeit gewidmet, die sich immerhin nur auf die Zeit beschränkt. Er wird nur so lange gekocht, bis das einzelne Korn soweit von Feuchtigkeit durchdrungen ist, daß der Grad seiner Quellfähigkeit erreicht ist. Das dauert nur etwa 20 bis 30 Minuten. Es ist besser, zunächst weniger Feuchtigkeit zuzusetzen und eventuell etwas nachzugeben, als von Anfang an zuviel. Das gilt namentlich von Fleischbrühe, wo ein Zuviel für nur zu quellenden Reis Verschwendung bedeutet.

Rationell kocht man ihn in der Weise, daß man nach gutem Abquirlen in Wasser auf 100 Gramm Reis ein reichliches Maß von ¼ Liter Wasser nebst Salz gibt und den Reis über nicht zu schnellem Feuer unberührt darin ausquellen läßt. Man sieht, wie dabei jedes Körnchen für sich seinen Platz behauptet. Ist die Flüssigkeit eingesogen, so muß sich das Körnchen weich und doch noch als Körper anfühlen. Dann läßt man ein Stück Butter darüber zergehen, bis auch dieses in kurzer Zeit eingesogen ist, und der Reis ist als Zugabe zu kleinen Fleischgerichten fertig.

Im Orient kocht man ihn noch nicht einmal ganz weich, sondern läßt ihn erst in Wärme nachquellen und dann übertrocknen. So bildet er auch die Grundlage für die berühmten indischen Currygerichte.

Um zu unsern Zwecken den Reis als selbständiges Gericht gelten zu lassen, sind aus oben angegebenen Gründen noch andere Zusätze nötig, und ich führe hier als eins der besten Beispiele den Risotto der Italiener an. Zu einem halben Pfund Reis gibt man knapp drei Viertel Liter Wasser und etwas Salz und läßt ihn darin unberührt über mildem Feuer ausquellen. Ist die Feuchtigkeit von dem Reis aufgesogen, so wird er auch weich sein. Dann gibt man 100 Gramm Butter darüber und läßt auch diese einziehen, was in kurzer Zeit geschehen sein wird. Der Reis ist dann von leuchtendem Glanz und jedes Korn für sich sichtbar. Das dünne Mark mehrerer Tomaten, ebenso 100 Gramm geriebener Parmesankäse werden darüber gegeben und unter vorsichtigem Schwenken damit vermischt. Dieses Gericht entspricht den Ansprüchen an blutbildenden Nährstoffen, die im Verein mit den natürlichen Kohlehydraten des Reises es zu einem vollwertigen machen.

Die gleiche Zusammensetzung eignet sich auch vorzüglich zum Backen in einer Porzellanform, doch darf man dazu den Reis nicht völlig gar werden lassen und muß die Butter und den Käse noch etwas reichlicher bemessen. Die Ingredienzen werden dabei lagenweise in die Form gebracht, jede Reislage wird mit Butter belegt, die oberste Schicht aus gestoßenem Zwieback und Butterstücken gebildet und das Gericht im Ofen goldgelb gebacken.

Ganz besonders empfänglich ist der Reis für Geflügelbrühe, die ihm einen außerordentlich feinen Geschmack verleiht. Ebenso die von Kalbfleisch, und man kann in Verbindung mit diesen in geringen Quanten köstliche Gerichte herstellen, die in dem bekannten Huhn mit Reis gipfeln. Eine geschickte Hausfrau wird so ein Suppenhuhn von feister Behäbigkeit, in Verbindung mit Reis, als Schwerpunkt so ergiebig auszunutzen wissen, daß sie sich dabei über Teurung nicht beklagen kann.

Erforderlich ist, daß der Reis in Salzwasser hart, d. h. nur kurze Zeit, abgesotten und dieses dann vollkommen

abgegossen wird. Darauf gibt man diesen „leicht angesottenen" Reis auf eine Unterlage von kleinen Fleischstückchen, drei bis vier Löffeln Butter, klein geschnittenen Zwiebeln, Gewürzen, wie Pfeffer, Salz, Muskat und Kardamom, und legt auf den Reis wieder ein Stückchen Butter. So bringt man ihn bei mäßiger Hitze noch völlig zum Garen.

Dieser Zubereitung des Reises durch Ausquellen in wenig Flüssigkeit steht die in Indien vielfach geübte durch Kochen in reichlichem Wasser gegenüber, und diese dürfte ängstlichen Köchinnen vielleicht leichter erscheinen. Der Reis wird dabei in so viel Wasser gegeben, bis er bei Beginn des Kochens anfängt zu schwimmen. Dabei ist ein starkes Kochen des Wassers nötig. Fühlen sich die Körner weich an, so wird das Wasser abgegossen.

In seiner Willigkeit fügt sich der Reis auch vortrefflich der Verbindung mit Gemüsen, und eine der besten ist die mit Pilzen. Dazu schichtet man den nicht ganz gar ausgequollenen Reis abwechselnd mit den vorbereiteten Pilzen in eine mit Butter ausgestrichene Form. Die Pilze, Champignons, Steinpilze oder andere beliebige, müssen in Scheiben geschnitten und im eigenen Saft mit etwas Butter und Zitronensaft vorgedämpft sein. Dann bereitet man aus 100 Gramm Butter und 50 Gramm Mehl unter Zusatz von einem halben Liter Milch eine Sauce, die mit Salz, weißem feinem Pfeffer und etwas geriebener Muskatnuß gewiegt wird. Diese gießt man über die Masse, bestreut sie mit Parmesankäse und fein gestoßenem Zwieback und bäckt sie schnell bei guter Oberhitze.

Nicht genug kann das Lob des Reises hervorgehoben werden. Seine vielseitige Verwendung ist ohne Ende, sei es als Zugabe zu Fleisch, die zum Nutzen der Gesundheit nie zu reichlich sein kann, sei es als selbständiges Gericht mit den nötigen blutbildenden Ergänzungsubstanzen, sei es zu Gemüsen oder im süßeren Gewand, der zahllosen Verbindungen mit allen Obstarten gar nicht zu gedenken.

An Sorten kommen in Betracht: in erster Linie der Nord- und Süd-Carolina-Reis von glasiger, durchsichtiger und gleichmäßiger Form, der ostindische Patnareis, bei uns sehr eingeführt, der kurze Java-Reis und der italienische, dessen Güte in dem Veroneser und dem Ostiglianer-Reis gipfelt. Die Po-Ebene ist in Italien das wesentlichste Produktionsgebiet.

Sehen wir uns nun weiter um nach Stoffen, um die wir unsern Schmerz über den Mangel an Fleisch mildern können, so kommen Makkaroni und Nudeln in Betracht. Sie stellen ein billiges und ebenfalls sehr nahrhaftes Produkt dar, sind aber bei weitem nicht so reich an Verwendungsmöglichkeiten wie der Reis.

Die Makkaroni waren bis in das 17. Jahrhundert ein Privilegium Italiens. Genua und Neapel zeichnen sich in der Fabrikation besonders aus, so speziell die kleinen Orte Amalfi, Torre dell'Anunciata am Fuße des Vesuv. Die Herstellung geschieht aus einem besonders kleberreichen Weizen von feinem Geschmack. Ihr Vorzug besteht auch noch darin, daß sie beim Kochen glatt und fest bleiben, ohne die geringste Neigung zum Platzen zu zeigen. Durch den Zusatz frischen Klebers zu heimischem Weizenmehl haben andere Länder auch annehmbare Qualitäten von Makkaroni bereits erzeugt, aber der Import von Italien ist doch noch ganz beträchtlich.

Der Italiener zieht die dünneren Röhren den stärkeren vor. Er besitzt auch einen ausgebildeteren Geschmack für die Qualität als wir. Während wir anstandslos oft schon sehr lang gelagerte Makkaroni verwenden, sucht der Italiener sie so frisch gemacht wie möglich zu erhalten, und 8 Tage alte scheinen ihm schon kaum mehr annehmbar. Neben dem Reis sind sie dort die Hauptnahrung breiter Volksklassen, und während die bessere Küche den Zusatz von Butter und Parmesankäse gewährt, sieht man oft hart arbeitende Leute sich mit in Salzwasser abgekochten, kaum gefetteten Makkaroni, nur mit einem geringen Zusatz von Tomatenmus, begnügen und sie als Delikatesse genießen.

Da aber auch dieses Produkt eine gewisse Einseitigkeit in seinen Nährstoffen zeigt, so nötigt uns auch hier die Einsicht für die Bekömmlichkeit, das Fehlende zu ersetzen. Zunächst kann als Zugabe das Fleischquantum ohne Nachteil verringert werden. In dem Fall werden sie nur in Salzwasser abgekocht und mit Butter oder anderem zulässigen Fett umgeschwenkt.

Als selbständiges Gericht setzen wir zu großem Wohlgeschmack und größerer Nahrhaftigkeit noch den geriebenen Parmesankäse hinzu.

Eine Hauptsache ist bei den Makkaroni aber auch wie beim Reis, daß sie nicht länger kochen, als sie Wasser, gerade genügend zur Erweichung, aufgenommen haben.

Köstlich sind sie in Form von Auflauf, gebacken mit den verschiedensten Einlagen.

Ein nie versagender ist der folgende: Man kocht 250 Gramm Makkaroni in Salzwasser beinah weich und schüttet sie dann zum Ablaufen auf ein Sieb. Dann streicht man eine porzellanene Backform mit Butter aus und legt darauf eine zwei Finger breite Schicht der Makkaroni. Diese überstreut man in halber Zentimeterstärke mit geriebenem Parmesankäse, spritzt ein wenig weißen Pfeffer und etwas geriebene Muskatnuß darüber und gibt dann eine nach Belieben starke Lage von fein gehacktem, gekochtem Schinken darauf. Fortsetzend in gleicher Reihenfolge schließt man mit Makkaroni. Nun verquirlt man ½ bis ¾ Liter Milch mit 4 bis 5 Eiern und einer fein gehackten Zwiebel, gießt dieses über die Masse, so daß sie reichlich davon gedeckt ist, streut ein Zentimeter stark Parmesankäse und zum Schluß fein gestoßenen Zwieback, den man mit kleinen Butterstückchen belegt, darüber. So wird der Auflauf etwa 20 bis 30 Minuten bei guter Oberhitze zu goldgelber Farbe gebacken.

In der gleichen Anordnung läßt sich das Gericht variieren mit Tomatenmus, mit Pilzen aller Art, mit Fleischresten, wie sie die Küche hat. Die Hauptsache dabei ist, daß dem Auflauf genügend Milch und Eier zugefügt werden, damit er beim Backen nicht trocken wird. Eine sehr gute Anwendung können Makkaroni in Muscheln finden. Zu diesem Zweck werden sie in ganz kurze Stückchen gebrochen, gekocht und abgetropft. Von Mehl, in Butter geschwitzt und mit Milch verkocht, bereitet man eine sämige Sauce, die mit Salz und Pfeffer gewürzt und mit Zitronensäure sowie einer Prise Zucker abgeschmeckt wird. Ein Löffel voll Kapern und ein Apfel werden fein gehackt, mit den Makkaroni gemischt und in große Muscheln gefüllt und dann mit der Sauce übergossen. Geriebener Parmesankäse und feiner Zwieback bilden auch hier die obere Schicht, die zur schöneren Bräunung ebenfalls mit Butterflöckchen belegt wird. Dieses sind die Grundlagen für die Anwendung der Röhrenmakkaroni, auch alle flachen Nudeln fügen sich mit bestem Erfolg diesen Vorschriften.

Ein Waffengang im Berliner Kgl. Schauspielhaus.

Hierzu 6 Spezialaufnahmen für die „Woche".



Fräulein Hannemann.



Frl. Hannemann u. Herr Kezler.

Das war ein „Waffengang", bei dem niemand verletzt wurde, nicht einmal das Publikum. Sonst hätte es Oskar Blumenthal, den Verfasser dieser neuen Komödie, nicht wiederholt hervorgeklatscht, obschon er weit weniger schön gekleidet war als



Fräulein Arnstädt.



Frl. Heisler u. Frau Nuscha Butze.



Herr Clewing u. Frl. Arnstädt.

Fräulein Arnstädt, die im zweiten Akt, wo sie Herrn Clewing nicht mehr liebt, eine äußerst patente, wochenlang mit Pelz besetzte Toilette aus gelbem Samt trägt. Beruhigen Sie sich, Herr Clewing, das will besagen, der Schriftsteller Dartois liebt auch sie nicht mehr. Er strebt jetzt nach Fräulein Hannemann, deren Herz unter einer glatten, weißen, durch seine dunkle Streifen leicht au'gehöhten Robe, aber leider nicht für ihn schlägt. Auch noch für keinen andern. Vergebens dringt der zum Grafen de Laferrière geschminkte Herr Keßler, ihr Onkel, in sie, zu heiraten, damit er selber freie Hand bekomme. Fällt ihr nicht ein! Sie ist zwar eine begeisterte Feministin, allein ohne „Schrei nach dem Kinde“. Sie schreit lieber in der „Neuen Revue“ unter dem Pseudonym Jules Rabusson, wenn ein neuer Roman ihr mißfällt. Und darüber ergrimmt eines Tages Clewing-Dartois, der wieder einmal gründlich verrissen wurde, dermaßen, daß er den strengen Kritiker vor seinen Degen fordert.


Frau Nuscha Butze u. Dr. Oskar Blumenthal.

Die Ueberraschung, wie sich Monsieur Rabusson als Mademoiselle Yvonne entpuppt und — die Forderung annimmt! Sie schickt ihm sogar ihre Zeugen, die Fechtlehrerin Brochard und die Studentin Nini Polin ins Haus. Es ist zwar nicht der Brauch, daß die Sekundanten mit dem Gegner direkt unterhandeln, aber wenn sie von Frau Nuscha Butze und Fräulein Heisler dargestellt werden, läßt man sich diesen Bruch des Herkommens schon gefallen. Das sind zwei Prachtmuster aus dem feministischen Lager, die ihr Evangelium von der Gleichberechtigung der Geschlechter so weit durchgeführt haben, daß sie ihre Kleider nur noch den Herrenschneidern schuldig bleiben. Die beiden brauchte man in dem Bild. Das Theater hat ja aufgehört, auch als dramatisiertes Modejournal zu wirken. Es gilt längst nicht mehr als die einzige Akademie der Eleganz, als die wahre Hochschule weiblicher Toilettenkunst. Die Schauspielerinnen in der Provinz „haben es nicht dazu“, und in Berlin, in Paris, in London, in Wien, in den Millionenstädten, in denen es so heidenmäßig viel Geld gibt, kann sich jede Dame der Gesellschaft das gleiche leisten, was selbst der verwöhntesten Brettldiva — andre leisten. Dafür sorgen schon Poiret und seine Mannequins, die in der ganzen Welt umherziehen, dafür sorgen auch überall die seßhaften großen Schneiderateliers, die den wiedererwachten Hang nach einer freieren, weiteren und zumal farbigeren Ausgestaltung der Frauentracht so gut zu fördern und auszunützen verstehen. Früher wünschte und erwartete man, daß eine Theatertoilette, selbst die diskreteste, sich um irgendeine Nuance über den Salon erhebe, eine kleine Eigenwilligkeit der Phantasie verrate, von der sich etwas lernen ließ. Heute ist es fast umgekehrt. Heute spähen die Künstlerinnen in den Salons nach Nuancen aus, und wer weiß, ob Fräulein Arnstädt den tiefblauen Samthut mit der lila Pleureuse, den sie im dritten Akt zu ihrem schneeig weißen Kreppkleid wählt, nicht gerade auf einem sehr vornehmen Five o'clock „belauscht“ hat. Unsere Väter hätten dies als eine Kühnheit empfunden. Heute ist die Gesellschaft kühner als das Theater, das sich begnügt, bloß ein Spiegel des bürgerlichen Geschmacks zu sein. Gerade darum ist es gut, wenn plötzlich zwei so verrückte Frauenzimmerchen, wie die Butze und die Heisler, in das Stück hineinpurzeln und uns erinnern, daß wir nicht in der Wirklichkeit sind.

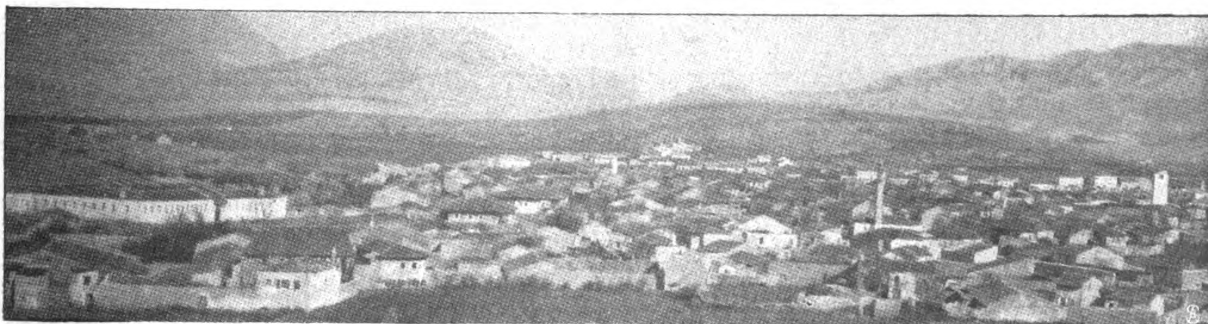
Uebrigens hat schon der Autor durch seinen Dialog für diese Erinnerung gesorgt. Und der „Waffengang“? Sie haben doch nicht geglaubt, daß es ernst wird? Bei Blumenthal, ich bitte Sie! Nein, Yvonne überlegt es sich. Nachdem sie Dartois zwei Akte lang die Zähne gezeigt hat — eine Plombenrolle — fällt sie ihm schließlich gerührt und in Changeantseide mit einem Spitzenkragen um den Hals. Und seine Romane werden ihr fortan maßlos gefallen. F.

Unsere Bilder.

Die Lage auf dem Balkan (Abb. S. 1714–1719 u. nebenst.) hat durch die überraschend erfolgte Kriegserklärung Montenegros an die Türkei ein anderes Gesicht erhalten. König Nikolaus ist allen Bemühungen der Großmächte zuvorgekommen und hat in Konstantinopel durch den montenegrinischen Gesandten Plamenatz den Krieg erklären lassen. Er selbst ist mit dem Prinzen Mirko ins Hauptquartier nach Podgorica gereist, und der türkische Geschäftsträger hat Cetinje verlassen. Die ersten Kämpfe sollen bereits vor Berane im Sandschak Novibasar stattgefunden haben. So ist es also der Intervention der Großmächte doch nicht gelungen, den Frieden auf dem Balkan zu erhalten, wenn auch so viel sicher sein dürfte, daß das blutige Ringen auf die beteiligten Länder lokalisiert bleiben wird, ohne die andern europäischen Staaten in Mitleidenschaft zu ziehen. Auch die Bemühungen des russischen Ministers des Aeußern Sasonow in Paris, wohin er nach seinem Aufenthalt in England sich begeben hatte, um mit dem französischen Ministerpräsidenten Poincaré zu dessen Vorschlag für die gemeinsame Aktion der Großmächte Stellung zu nehmen, haben nicht den gewünschten Erfolg gezeitigt. Inzwischen ist Sasonow über Berlin, wo er mit den leitenden Staatsmännern eingehende Besprechungen hatte, nach Rußland zurückgekehrt. Wie sich



Karte zum Angriff Montenegros auf die Türkei.
Montenegrinisches Hauptquartier in Podgorica. — Erste Kämpfe vor Berane


Ansicht von Podgorica, dem gegenwärtigen Hauptquartier der montenegrinischen Streitkräfte.

die andern Balkanstaaten zu Montenegros Vorgehen stellen werden, läßt sich zur Stunde noch nicht sagen. Serbien und Bulgarien haben ihre Rüstungen mit großem Nachdruck betrieben und sind zum Krieg bereit. Auch in Konstantinopel ist die Stimmung kriegerisch, nachdem der Friedenschluß mit Italien formuliert worden ist. Der Ministerrat hat Abdullah-Pascha zum Befehlshaber der gegen Bulgarien aufgestellten Armee ernannt.

Eine Internationale Ausstellungskonferenz (Portr. S. 1720) ist auf Einladung der deutschen Regierung in Berlin zusammengetreten. Es soll versucht werden, einige besonders wichtige Fragen auf dem weitverzweigten Gebiet des Ausstellungswesens international zu regeln. Zu diesem Zweck hat die deutsche Regierung einen Vertragsentwurf ausarbeiten lassen, dessen Einzelheiten nun von den Vertretern der verschiedenen Staaten geprüft werden sollen; an erster Stelle soll die Aufstellung von Normen angestrebt werden, die es verhindern, daß internationale Ausstellungen allzu schnell aufeinander folgen. Von Vertretern der deutschen Regierung, die an der Konferenz teilnahmen, nennen wir Unterstaatssekretär Dr. Richter, Direktor Dr. Lewald, Geh. Legationsrat Goetsch, Geh. Oberregierungsrat Albert, Geh. Regierungsrat Fischer, Geh. Kommerzienrat Goldberger, Geh. Regierungsrat Busley u. a. m. Die ausländischen Staaten beteiligen sich an der Konferenz teils durch ihre Berliner diplomatischen Vertreter, teils durch Spezialgesandte; so entsendet u. a. England Sir Alfred E. Bateman und Frankreich M. Chapsal.



Der russische Minister des Aeußern Sasonow. Spezialaufnahme f. d. „Woche“.

Die Herbstflugwoche in Berlin-Johannisthal (Abb S. 1722) hat leider durch den tödlichen Absturz des Fliegers Alig und seines Begleiters Liebau einen traurigen Abschluß gefunden. Alig hatte mit seinem Monteur Liebau als Fluggast eine Höhe von 250 Meter erreicht, als die mit Benzin getränkte Leinwand seines Flugzeugs aus bisher unbekannten Gründen Feuer fing. Um schnell zur Landung schreiten zu können, machte der Flieger eine scharfe Linkskurve, bei der dann der jähe Absturz erfolgte. Die übrigen Tage der Veranstaltung verliefen ohne Unfall und zeitigten einige hervorragende Leistungen. So unternahm Bruno Hanuschke einen tollkühnen Flug, während ein starker Sturm über den Flugplatz dahinfegte. Im Dauerwettbewerb blieb Gerhard Sedlmayr Sieger.

Klemens Freiherr von und zu Franckenstein (Abb. S. 1720) ist zum Intendanten der Münchner Hoftheater ernannt worden. Der neue Intendant, der bisher am Königlichen Opernhaus in Berlin als Dirigent der Bühnenmusik tätig war, ist im Jahr 1875 geboren, also erst 37 Jahre alt. Er war mehrere Jahre Kapellmeister in England, wo er Konzerte und Opern dirigierte, und kam im Jahr 1907 an das Theater zu Wiesbaden, um schon ein Jahr darauf an das Berliner Opernhaus berufen zu werden.

Die Innsbrucker Flugwoche (Abb. S. 1722) ist trotz der ungünstigen Witterung, unter der die ganze Veranstaltung zu leiden hatte, von einem zahlreichen Publikum besucht worden, das den dargebotenen Schauflügen mit großem Interesse folgte. Wenn auch an einigen Tagen wegen des starken Windes die Flüge ganz unterbleiben mußten, so nahm die Flugwoche doch einen befriedigenden Verlauf. Als Flieger nahm der durch seine hervorragenden Leistungen bestens bekannte österreichische Militärflieger Oberleutnant Stohanzl teil; auf seinem Flieger „Falke“ zeigte der kühne Pilot, daß er auch bei starkem Wind und schlechter Witterung Herr über sein Flugzeug blieb.

Zum Caruso-Gastspiel (Abbild. S. 1721). Am Montag hat Caruso in der Oper „Carmen“ sein Gastspiel begonnen und einen Beifall errungen, wie er von seinen früheren Erfolgen her hinreichend bekannt ist. Ihm zur Seite stand ein Mitglied der Pariser Opéra Comique in Marguerita Sylva. Wir bringen ein Bild der berühmten Sängerin im Kostüm der „Carmen“.

Der Reichsverband für deutsches Halbblut (Abb S. 1720) veranstaltete in diesem Jahr auf der Grunewaldrennbahn bei Berlin seinen fünften Wettbewerb für deutsche Pferde. Im zweiten Berliner Geländeritt wurde Oberleutnant Bieler auf Major Hasses „Auserwählter“ Sieger. Besonderes Interesse erregte eine von Damen zu reitende Eignungsprüfung für Jagdpferde, aus der Frau Mehlis als Siegerin hervorging.

„Galerie der Moden“ (Abb. S. 1720) nennt sich eine Ausstellung, die seit dem Anfang dieses Monats im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus in Berlin zu sehen ist, und für die sich in den beteiligten Kreisen ein lebhaftes Interesse kundgibt. Zweck der Ausstellung soll u. a. sein, namhafte Künstler zur Mitwirkung bei den Entwürfen neuer Modenbilder und bei deren Reproduktion anzuregen.

Die Toten der Woche

Staatsminister Auguste Beernaert, der Präsident der Interparlamentarischen Union, † in Brüssel am 6. Oktober im Alter von 84 Jahren.

Geh. Sanitätsrat Dr. Max Jaquet, bekannter Frauenarzt, † in Berlin am 4. Oktober im 77 Lebensjahr.

Hofrat Professor Dr. Jakob Minor, berühmter Goetheforscher, † in Wien am 7. Oktober im 58. Lebensjahr.

Dr. Arthur Pfungst, Begründer des Monistenbundes, † in Frankfurt a. M. am 3. Oktober im Alter von 48 Jahren.

Professor W. W. Skeat, bekannter englischer Philologe, † in Cambridge am 7. Oktober im Alter von 77 Jahren.

Nummer 41. DIE WOCHE Bilder vom Tage Seite 1715.



Phot. Meurisse.

Der ruſſ. Miniſter d. Aeußern Saſonow (1) u. der franz. Miniſterpräſident (2) auf dem Weg zu M. Fallières.

Zu Poincarés Vorſchlag für die gemeinſame Aktion der Großmächte in der Balkankriſe.

Zum Konflikt der Balkanstaaten.



Abdullah-Pascha, Oberbefehlshaber der türkischen Armee.

Unteres Bild: **Türkische Kavallerie.**





25 Kommandanten der serbischen Armee.



Ankunft von Reservisten vor Belgrad.



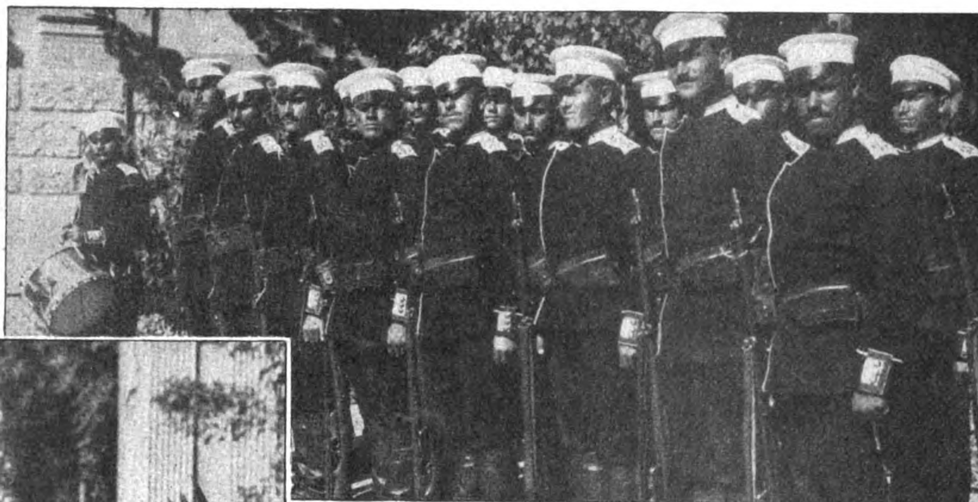
Reservisten bei Uebernahme der Geschütze.

Zum Konflikt der Balkanstaaten: Kriegsvorbereitungen in Serbien. — Phot. Zivkovits & Antonijevits.

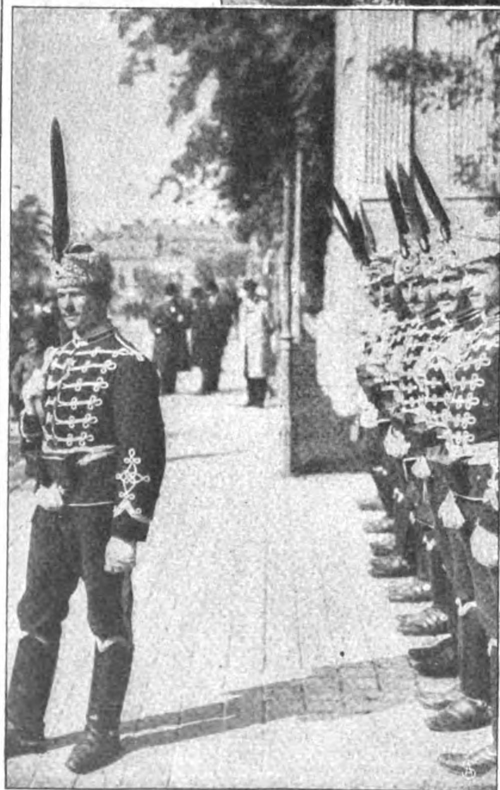


Zum Krieg einberufene Bulgaren auf dem Bahnhof in Warschau. Phot. C. O. Bulla.

Zum Konflikt der Balkanstaaten: Bulgariens Streitkräfte.



Bulgarische Infanterie.



Die Königliche Garde in Sofia.

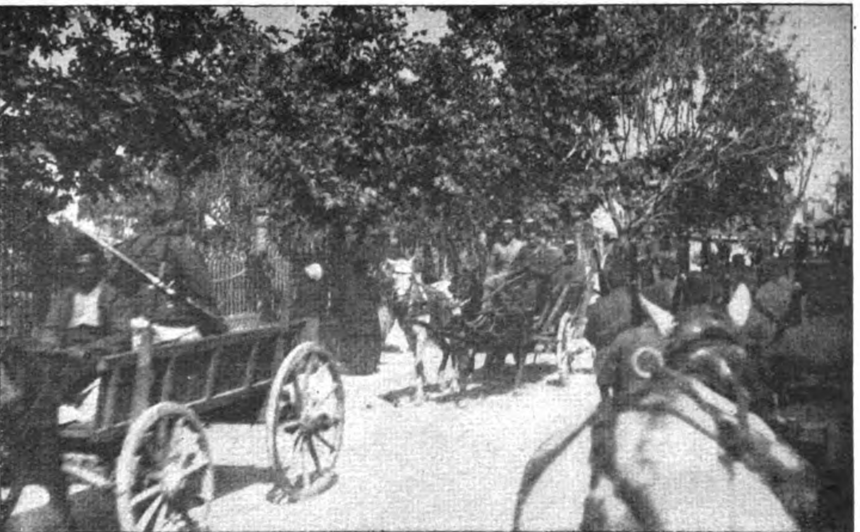


Phot. Franz Fischer.

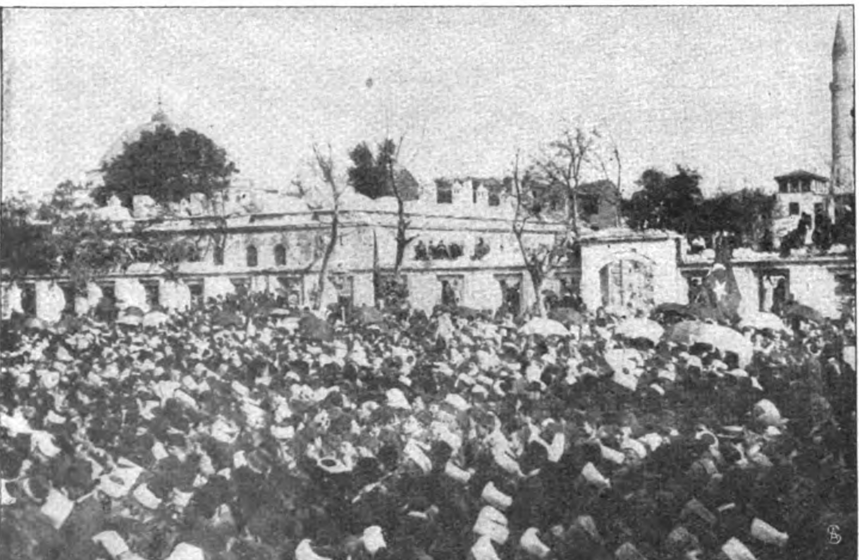
Bulgarische Fliegeroffiziere: Oberlt. Popkristev (×) u. Leutn. Milcoff.



Abnahme von Wagenpferden.



Mobilmachung der Konstantinopler Regimenter.



Große Kundgebung auf dem Hofe der Moschee Sultan Ahmed.



Kriegsmanifestationen in Stambul.

Zum Konflikt der Balkanstaaten: Kriegsvorbereitungen in Konstantinopel. — Phot. Oriens.





Eignungsprüfung für Jagdpferde. (Von Damen zu reiten.)

Nebenstehend: **Oberleutn. Bieler** auf Major Hasses „Auserwählter", Sieger im Berliner Geländeritt.

Vom fünften Wettbewerb deutscher Pferde auf der Grunewaldrennbahn bei Berlin

Phot. Menzendorf.



Hofatelier Gebr. Hirsch.

Klemens Frhr. v. u. zu Franckenstein, der neue Generalintendant der Münchner Königl. Theater.



Phot. Pirou.

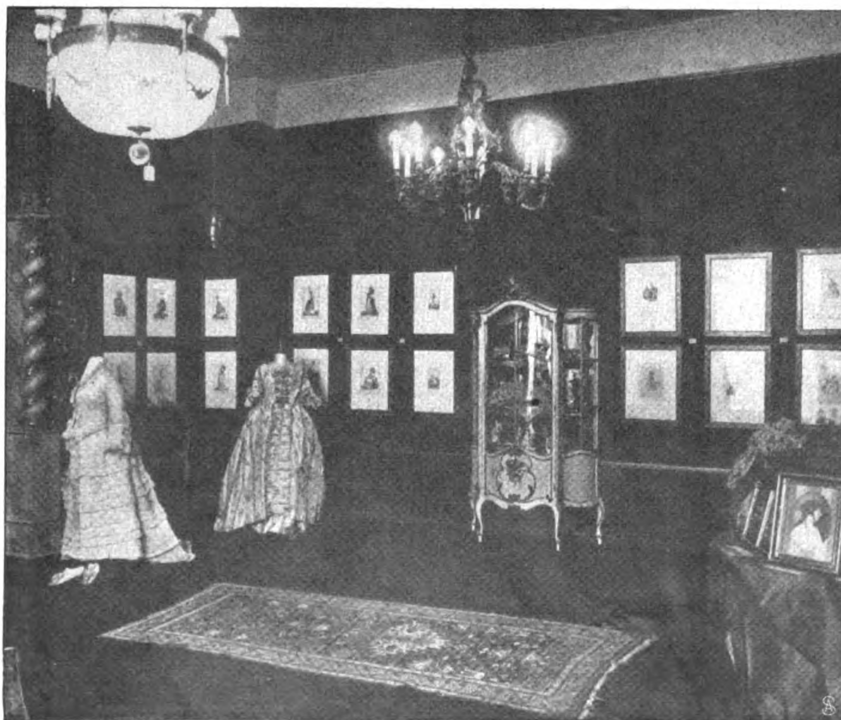
M. Chapsal (Frankreich).



Phot. Elliott & Fry.

Sir Alfred Bateman (England).

Auswärtige Mitglieder der Intern. diplomatischen Ausstellungskonferenz in Berlin.



Blick in die Ausstellung „Galerie der Moden" im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus.
Eine historische Modenschau in Berlin.



Phot. Matzene Studio, Chicago.

Marguerita Sylva als Carmen.

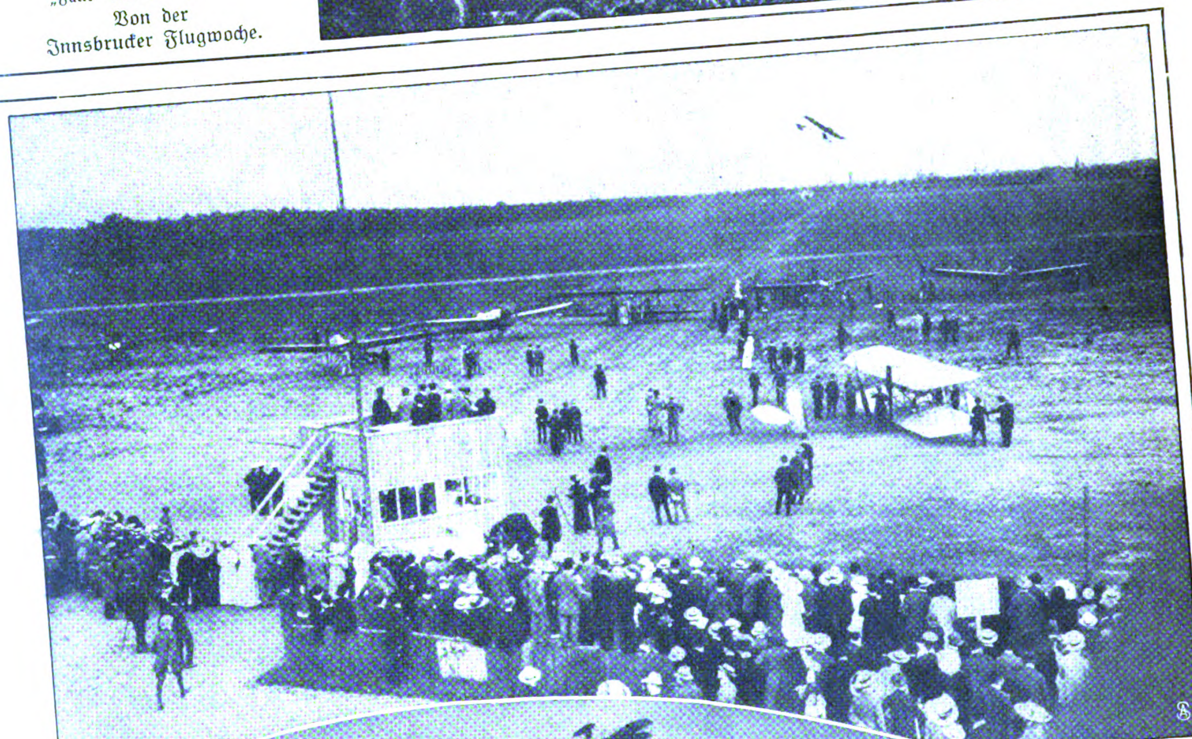
Die berühmte Sängerin der Pariser Opéra Comique, die Partnerin Carusos bei der Carmen-Vorstellung seines Gastspiels an der Kgl. Oper in Berlin.





Oberlt. Stohanzl,
der österreichische Militärflieger.
Nebenstehend:
Oberlt. Stohanzl mit seinem Flieger „Falke" über dem Flugplatz.

Von der Innsbrucker Flugwoche.



Bruno Hanuschke startet außer Konkurrenz zu seinem kühnen Sturmflug.

Nebenstehend:

Gerhard Sedlmayr bewirbt sich um den Wurfpreis durch Bombenwerfen auf die 80 Meter lange Zeppelin-Luftschiff-Nachahmung.

Von der Herbstflugwoche in Berlin-Johannisthal.

Phot. Franz Fischer.

Gerold Beckhusen.

Roman von

Wilhelm Schaer.

6. Fortsetzung.

Eibengrün — kein Myrtengrün! Eiben pflegt man auch auf die Gräber seiner Lieben zu setzen. Gerold Beckhusen bebte das Herz. Endlich hatte er die Gewißheit: Hermann Beckhusen zählte nicht mehr zu den Lebenden. Magnetberg und Totenschiff! Aber ihn traf an dem Untergang des Seemanns kein Verschulden. Und darum durfte er glücklich sein. Hermann Beckhusen würde ihn jetzt nicht mehr stören. Hermann Beckhusen — bieb tot! . . .

Andern Tags — es war am letzten des Oktobermonds — herrschte Nebel wie seit langem nicht mehr. Vom fernen Ufer herüber tutete ein Dampfer laut mit der Sirene. Selbst noch am Mittag ließ sich kaum eine Hand vor Augen erkennen.

Und so blieb es.

Echtes Marschennovemberwetter, als am Allerheiligentag von Gerold und Freuke gemeinsam das Grab der Eltern mit Eiben- und Tannengrün neu geschmückt wurde und Freuke — niederkniend — für eine ferne Seele betete, die, sollte sie noch auf Erden weilen, ihr nicht mehr gehören durfte! Für Hermann Beckhusen Freuke Jessens letztes Gebet.

Gegen Mitte des Monats gefror der kalte Nebel an Haus, Baum und Strauch. Die hohen Riedergespinste der Beckhusenschen Dächer, von deren Kanten und Rinnen lange, kristallklare Zapfen herniederhingen, lagen eisüberzuckert.

Da erst fühlten Gerold und Freuke, eigentlich abgeschlossen von aller Welt zu sein. Da erst ging die künftige Herrin des Hauses zu Tiark Wenkes Frau hinüber, um sie zu bitten, ihr eine ihrer Töchter zur Gesellschaft zu überlassen. Lange hatte Beckhusens Pflegekind sich im Dorf nicht blicken lassen. Freuke scheute sich daher vor der Nachbarin.

Der Gast fand die immer geschäftige kleine Frau in wirtschaftlichen Nöten vor. Ihr neues riesengroßes Milchschaf — beinah einträglicher als eine altmilchende Kuh, was die Hausfrau ihrem Besuch gleichsam zur Entschuldigung meinte nicht vorenthalten zu dürfen — hatte ein Zwillingspaar geworfen. Mutter und Töchter umkreisten die Wöchnerin in der Leutestube, wo man der offenbar leidenden vierbeinigen Mutter nahe dem Ofen eine Heustreu aufgeschichtet hatte.

Angesichts solcher Umstände kannte die Bittstellerin im voraus den Bescheid. Er lautete denn auch abschlägig.

Freuke, die selber eine stramme Wirtschafterin zu sein behauptete, lachte hell auf. „Fünf Töchter und doch im Gedränge!" Ihrem Ermessen nach hätte die Wenken froh sein müssen, für die wenigen Wochen, die das alte Jahr noch zu vergeben hatte, jemand von ihren Stehimweg besser beschäftigt zu wissen.

Als Freuke sich wieder auf der Dorfstraße sah, hatte sie das Empfinden, daß der eigentliche Grund der Weigerung tiefer liege. Tiark Wenkes Frau würde ihr auch bei fünfundzwanzig Töchtern keine zur Gesellschaft überlassen haben! Zwar hatte das ängstliche kleine Weib ihr keine Spitzen zu sagen gewagt, aber — aber! In das Beckhusensche Haus pflegt eine besorgte Mutter eben unnötig kein unmündiges Kind zu vergeben!

„Wir sind auch dort schon anrüchig geworden!" murrte Freuke, als sie daheim vor Gerold Beckhusen stand.

„Um so besser!" lautete die Antwort des Hausherrn. „Mir lag solcher Aufpasser, weil er überflüssig ist, schon lange zwischen Fell und Fleisch!" Dabei rieb er sich die Hände. „Hier ist's mollig! Und nun — sieh da, die ersten Flocken — schneien wir auch noch ein!"

„Totensonntag!" Gerold Beckhusen studierte den Abreißkalender neben seinem Pult wie allmorgenlich. Er verharrte sinnend bei der Bedeutung des Tages.

Freuke wohl kaum! Sie saß am Eßtisch und schneiderte mit der Näherin.

Vor ihr lag das Brautkleid aus weißem Atlas. Obwohl die Hochzeit ja nur in engstem Kreis geplant war, hatte Gerold Beckhusen den üppigen Festputz gewünscht.

„Nun hältst du das starrseidene Kleid glücklich in festen Händen!" frohlockte der Bräutigam, da er seines Mädchens sommerlichen Geplauders gedachte. Dabei öffnete er das Fenster und schaute prüfend in den knisternden Schnee hinaus.

„Kann't Fröln woll gliefs mal nah buten kam'n?" rief Wupke, die Viehmagd, vom Schweinestall herüber. „Use lüttje Knecht hett wat funnen — baben in 'n Heu!"

„Laß ihn doch selbst kommen, wenn er was gefunden hat, Gerold!"

Der Hofherr entsprach Freukes Befehl und rief nach dem Knecht.

Die Magd grinste.

„Unangenehme Person! Was sie nur wieder dabei haben mag? Steckt sicher was Boshaftes dahinter! Und hast du auch schon gehört, daß Wupke seit kurzem mit dem entlassenen Knecht, dem — dem Matrosen, geht? Ich sah ihn letzthin auf Tiark Wenkes Hof!"

Es klopfte.

Der Junge trat ein, kratzte sich auf der Matte den Schnee ab und marschierte geradeswegs auf den Schneidertisch zu. „Hier!" sagte er gedehnt. Seine Hand legte vor Freuke Hermann Beckhusens Korallenband mit der Glücksklaue hin.

Die Empfängerin erblaßte. Sie dankte dem Finder nicht.

Der Hausherr war hinzugetreten. „Wie — was, das

ist ja ein sonderbarer Zufall!" Er griff halb verlegen in die Hosentasche und zog die gestrickte Geldbörse hervor. „Muß doch wohl seinen Finderlohn haben?"

Freuke antwortete nicht.

Der Knecht besah scheelen Auges die kleine Münze. Er hatte mehr erwartet. „Danke — Herr!" klang es zögernd.

Wenige Augenblicke später sah der Hofherr, der sich leicht verstimmt wieder vors Fenster gestellt hatte, daß die Magd sich drüben vom Jungen den Finderlohn zeigen ließ und sich dabei totlachen wollte.

„Wupke kann am Ersten ihren Lohn empfangen und gehen!" erklärte Gerold Beckhusen plötzlich, während er sich an Freuke wandte.

„Ja", nickte sie, die gleichmütig an ihrer Arbeit weiterstichelte. Dann nach einiger Zeit eifrigsten Hantierens: „Nimmst du es dir sehr zu Herzen, Schatz?"

„Nein, nur — es ist doch sehr sonderbar!"

„Sonderbar — ja! Nach so vielen Wochen im Heu! Aber auch —" Freuke war aufgesprungen, faßte ihren Gerold bei den Schultern und sah ihm tief in die Augen, „auch sehr natürlich! Gott sei Dank, daß du jetzt immer so vernünftig bist!"

„Bin ich das?"

„Ja, ja! Und sollst's bleiben!"

Sie blickten sich nach der Näherin um, die emsig am Brautkleid schaffte.

„Will ich auch, damit du mir nur nicht aus dem Haus läufst!"

„Hab keine Angst!" erwiderte Freuke leise. „Siehst doch — hab auch keine mehr vor dir!"

Da küßte er sie auf den Mund. —

Am Morgen, als Wupke, die Viehmagd, gegangen war, vermißte man plötzlich die Teckelhündin.

Auch am nächstfolgenden Tag stellte sie sich nicht wieder ein.

Obwohl Freuke das anhängliche Tierchen entbehrte und sie sein Ausrücken in Aufregung versetzte, lachte der Hausherr sich ins Fäustchen. Er hatte „das giftige Viehzeug", wie er Holle nannte, aus triftigen Gründen nie leiden können, war zufrieden, mit ihm zugleich die Erinnerung an den Geber aus dem Haus verschwinden zu sehen, und stellte keine Nachforschung nach dem Verbleib der Hündin an.

Aber seine Freude war voreilig gewesen. Nach Mittag des dritten Tages meldete sich der „Matrose". Er stampfte mit beschmutzten Stiefeln in die Stube und steckte eine freche Miene auf. Das entlaufene Tier trug er auf dem Arm.

„Ick weet, wo dür Se Ehre tokunftige Fro dat ohle Deert is! De Hund hett Wupke, de mine Brut is, un de bi mi in Kost un Loschie liggt" — der Sprecher lachte herausfordernd — „blot 'n bäten besocht... Hier kümmert sick woll nums mehr um dat lüttje Krupptüg? Ick bin man blot de richtige Seemann nich un kann em nich bruken! Blot 'n duchtigen Finnerlohn mutt ick hebben! Herr, Se willt sick tum annernmal doch woll nich wedder so — lumpen laten?"

Der Hausherr war nahe daran, den Matrosen mitsamt seinem Findling zur Stube hinauszuspedieren.

Aber Freuke fiel ihm in den erhobenen Arm. „Ja, ich habe mich allerdings in letzter Zeit wenig um das arme Tier kümmern können! Wupke hat's häufig füttern müssen. — Es ist gut! Da —!" Sie holte aus der eigenen Tasche den geforderten Taler.

„Nein," rief der Hausherr, „so war's nicht gemeint!" Auch er griff in die Geldbörse.

Der Überbringer des Tiers nahm ohne Dank das zweite blitzblanke Silberstück ebenfalls entgegen.

In der geöffneten Tür drehte sich der ungebetene Gast noch einmal um. „Hefft Se all hört: Se un wi freet tosam'n! De Herr Pastor hett us an'n lieken Dag to verlesen!" Dann verschwand er.

Gerold und Freuke starrten einander an.

„Ja in netter Gesellschaft!" spottete der Hausherr, der sich merkwürdig schnell faßte und plötzlich ganz aufgekratzt war. „Was meinst du, Freuke: für diese gute Botschaft hat der Matrose — der Seemann —"

„Nein — nein, nein! Laß den Seemann, laß Hermann — auch hier aus dem Spiel!"

„Schon gut, schon gut! Für diese Botschaft hat der unverschämte Kerl sich die beiden Taler wenigstens ehrlich verdient!" Er streichelte den Hund. „Alter Schlingel — du!"

Holle knurrte.

Da versetzte ihr Freuke einen derben Schlag mit der Schneiderschere auf die Schnauze. —

Richtig hatte am nächstfolgenden Sonntag der Pastor zwei glückliche Paare seiner Gemeinde zum erstenmal feierlich von der Kanzel herab zu verlesen.

Wupke mit ihrem armen Matrosenknecht! Freuke mit ihrem reichen Marschbauern! Dem Herrenkind vom Hof war während der Worte des alten Pastors ganz eigen ums Herz geworden. Einmal, weil Freuke sich geärgert hatte, mit diesen beiden in einem Atemzug genannt zu werden; denn an Wupkes Lebenswandel war mit Recht allerhand auszusetzen gewesen. Und dann auch — ach Gott, überhaupt so im allgemeinen! . . .

Gerade wegen des albernen Geklatsches, dessen Triftigkeit die oberen Hundert im Dorf aufs lebhafteste bezweifelten — schwur doch ein jeder im Grund seines Herzens auf die Ehrenhaftigkeit des Beckhusenschen Hauses! — sah sich das Paar nach dem Gottesdienst vor der Kirchtür förmlich umlagert.

Freuke hielt sich steif zurück, nahm nur mit halber Herzlichkeit die Wünsche des Tiark Wenkeschen und des Schröterschen Ehepaars, aber mit um so lebhafterer Freude die Worte der schlichten Frauen Fährmann entgegen.

Hier bestimmte sie über den Kopf ihres Verlobten hinweg: Engel, die älteste Enkelin des alten Fährmanns, solle zu ihr ins Haus kommen. Und bei diesen ehrlichen, natürlichen Leuten holte sich Freuke, wie sie erwartet hatte, auch keinen Korb.

Als sich nachmittags die Wenkes überraschenderweise mit ihren beiden ältesten Töchtern bei den Beckhusens zum Kaffee meldeten und die ängstliche Mutter zur Entschuldigung erklärte: „Ach, wenn ich gewußt hätte, daß es wirklich so bald zu einer richtigen Verheiratung kommen würde, so wäre ich der jungen Nach-

darin gern mit einer meiner Töchter beigesprungen!" konnte Freuke zu ihrer Genugtuung zurückgeben: „Danke — aufs glücklichste versehen! Auch mag nicht für jede Unschuld das, was sie hier manchmal bei uns im Hause zu sehen bekommt, vorteilhaft sein! Gerold und ich sind nämlich zwei starke Naturen, die sich nur, wenn sie miteinander allein sind, anständig betragen, aber sobald Gäste da sind —" Freuke flog ihrem Verlobten unter einer wilden, halb erzwungenen Zärtlichkeit um den Hals.

Dann trat die kleine Engel ein. „Mein armes, herziges Kind, mach die Augen auf, wenn du was Böses, was Häßliches bei uns im Haus siehst — sag's allen, die draußen stehen!"

Da schämte sich die Frau, denn Freuke war in Haltung und Wesen so musterhaft und so schön in ihrer keuschen Natürlichkeit, Erhabenheit und Ruhe, daß Mutter Wenke hernach ihrem Tiark berichten konnte, nie etwas Frauenhafteres gesehen zu haben als Freuke Jessen in ihrem Brautstand.

Und der Brautstand im Beckhusenschen Haus neigte sich mählich seinem von beiden Teilen ersehnten Ende entgegen.

In Gerolds heißer Seele schlummerte im geheimen die alte Unruhe trotz Freukes Nähe, trotz der ihm sichtlich in Freundschaft verbundenen Zeit und trotz der Gewißheit, seinen Nebenbuhler, den Seemann, endgültig geschlagen, seines Mädchens Zuneigung und Liebe für sich gewonnen zu haben. Er bedrängte seine Braut täglich, ihre letzten Hochzeitsvorbereitungen nicht auf die lange Bank zu schieben und auch die üblichen Weihnachtseinkäufe beizeiten in seiner Begleitung zu machen.

„Beizeiten gern!" antwortete ihm eines Tages Freuke, die ebenfalls danach Verlangen trug, nun endlich aus den ewigen Brautsorgen herauszukommen. „Aber unter deiner Begleitung kann es just diesmal nicht sein. Wichtige Geheimnisse! Du gabst mir bereits ein Verlobungsgeschenk. Hast dir kein armes Mädel gewählt! Christabend erhältst du mein Andenken — ein schönes!"

In der Frühe des nächsten Morgens hob Gerold Freuke mit der kleinen Engel auf den Wagen.

Der Hofherr plante, sich sein Alleinsein, das ihm unangenehm war, durch eine freilich ebensowenig erquickliche Arbeit zu verkürzen. Es hatte seit ein paar Tagen Tauwetter gegeben. Der Nebel stand wieder über den Wiesen. So waren auch die Bracken eisfrei geworden. Gerold Beckhusen gestand sich: „Leider!" Um das versprochene hochzeitliche Fischgericht war keinesfalls mit Anstand herumzukommen. Aber bevor es ans Fischen ging, wollte der Hofherr den Grund der Teiche aufs genaueste untersuchen und selbst auf Kosten der Schmackhaftigkeit der Fische ausmudden lassen. So würden etwaige im Wasser ruhende menschliche Überreste ans Tageslicht kommen müssen. Denn für die Gründlichkeit der Arbeit gedachte der Eigentümer der Bracken schon einzustehen! Pfui Teufel! Ekelhaft würde es einem echten Beckhusen doch immer bleiben, von den Hechten, die aus den Bracken kamen, zu essen!

Um die Ausbaggerung der Gewässer, deren Rohrfeld bei Frost längst abgeerntet war, überhaupt vornehmen zu können, war die Herbeischaffung des Kahnes von der Landungsbrücke nötig. Dazu hatte Gerold den heutigen Morgen bestimmt.

Mittags lag das Boot, mühsam übergeführt, diesseit des Deiches. Andern Morgens sollten die Knechte mit der Reinigungsarbeit beginnen.

Als der Hofherr nach Vesper sich zögernd anschickte, noch einmal bei den Bracken und bei dem Boot nach dem Rechten zu sehen, und zu diesem Zweck über die Grachtbrücke hinaustrat, stieß er auf dem Wiesenpfad mit dem Postboten zusammen. Er nahm Zeitungen und Briefe in Empfang, dankte und trottete im Fieselregen weiter, der wie ein trüber, dichter Schleier über der Landschaft hing.

Im Gehen prüfte er: „Aus Bremen — vom Kornhändler. Eilt nicht! Aus Oldenburg — vom Viehhändler. Auch nicht! Aus Jever — vom Schwager. Ist für Freuke bestimmt! Aus — wie — was? Woher kam der Brief hier mit der fremdländischen Marke?" Der Leser hielt mit zitternder Hand das Schriftstück nahe, noch näher vors Gesicht, um im stärker werdenden Dämmer und Nebel — Gerold Beckhusen blickte erschrocken empor, denn es war plötzlich wie der Schatten eines großen Vogels über ihm gewesen — ja, um besser lesen — besser erkennen zu können! „An — Freuke Jessen!" Und diese großen, übergroßen Buchstaben — großer Gott — die — die Handschrift, die kannte er!

Ein gellender Aufschrei, der im Nebel doppelt laut und unheimlich klang, unterbrach jäh die Stille. Wie zermalmt brach der Leser über der Aufschrift des inhaltschweren Briefs in sich zusammen. „Bruder — Bruder!" Auch den Stempel „Lissabon!" hatte er noch entziffern können. Seine Linke ballte den Brief zu einer formlosen Masse. So steckte er ihn seitlich in die Joppentasche, die geballte Faust um ihn gespannt.

Im Nebel gingen und kamen allerhand Gestalten, Männer, Schiffe und drohend auf ihn einstürmende Berge! Gerold Beckhusen griff nach ihnen und lachte wie im Wahnsinn häßlich und überlaut. „Das sind ja Hirngespinste — böse Träume, die mich schon längst nicht mehr schrecken! Und wenn sie es nicht sind —" er schlug mit der Rechten wild durch die Luft — „kann ich mich heute gegen die Wirklichkeit wehren, denn ich lasse mich nicht foppen, weil Freuke mich liebt!"

Die Hand in der Tasche fühlte den Brief, und warm rieselten ihm die Blutstropfen von der Lippe. Er lebte — wachte! . . . Und der unheilvolle Segler auf dem Totenschiff auch!

Da gab sich die kleine Gestalt einen Stoß. „Komm, ja, komm nur! Aber nicht jetzt! Betritt zum Fest, bei Gott, nicht mein Haus! Hermann — Bruder, auch die lammfrommste Seele kann um sich beißen, wenn sie toll wird! Reize mich nicht! In Raserei kann diese Hand" — er zog die Faust, die den Brief noch immer umklammert hielt, aus der Tasche — „kann Gerold Beckhusen noch mehr als ekelhafte Brackfische essen! Hermann — Bruder, wenn Freuke für mich auf dem Spiel steht — jetzt, jetzt nach allem, was an heißen Kämpfen hinter uns liegt — kann ich auch töten! Eher tötet dich diese Hand, als daß sie zuläßt —"

In rasender Erregung war der Hofherr vorwärts- und über den Deich hinweggestürmt. Unter ihm gurgelndes, gluckendes Geräusch. Der Strom war infolge des Auftauens der Flüsse im Wesergebirge bereits mittags aus dem Bett und über das Vorland getreten; so hatte er langsam den Deichfuß erreicht.

Gerold Beckhusen machte kehrt. Er trat über den Deich zurück und warf sich oberhalb der Bracke zu ernsten, bitterernsten, aber ruhigeren Erwägungen auf die kalt feuchte Deichböschung nieder.

Keinesfalls durfte Freuke diesen Brief sehen. Auch er selber wünschte ihn nicht zu lesen, weil er seinen Inhalt kannte! Reich kam Hermann zurück, schwerreich! Denn nur so sich wieder daheim und vor seinem Mädchen blicken zu lassen, hatte er ihnen damals in seinem Abschiedsbrief gelobt. Freuke noch einmal vor die Wahl zu stellen, nachdem sie ihn, Gerold Beckhusens Wert, besser erkannt hatte, und sie noch einmal all die seelische Pein durchkosten zu lassen, unter der sie ebenso schwer gelitten hatte wie er, schien ihm grausam und dabei nicht ganz ungefährlich. Reich — strahlend hell und freundlich wie ein Gott — Hermann! Zwar auch nicht arm, sehr wohlhabend sogar, aber finster und, wenn unter Stimmungen leidend, wie Freuke selber gestand, für eine Mädchenseele quälerisch und abschreckend — er!

Der Brief — ja, ja — mußte auf alle Fälle verschwinden! Das war ihm klar. Auch Vater, der streng rechtlich denkende Vater, hatte damals sich nicht gescheut, Mutters Schreiben wenn auch nicht verschwinden, so doch in der Kommode der besten Stube still ruhen zu lassen. Ähnlich durfte, nein mußte er hier handeln! Wichtig, noch viel wichtiger war die Beseitigung gerade dieses Briefs so kurz vor der Hochzeit, vor dem glänzenden, heiß, leidenschaftlich, schier rasend ersehnten Ziel!

Gerold Beckhusen erhob sich, betrat noch einmal die Deichkappe und ging, genau wie sein Vater früher getan hatte, leicht vornübergebeugten Haupts und die Hände auf dem Rücken, lange Zeit auf und ab.

Aber der junge Deichgraf grübelte nicht wie der selige Vater über das Wohl der Gemeinde, ihn kümmerte nicht der Wellenschlag der am Deichfuß leise dahinrauschenden Weser; er dachte nur an sich, an die grausige Möglichkeit, Freuke, nachdem er sie eben gewonnen hatte, wieder zu verlieren. Sein Fuß berührte die Strandsteine, die von den spielenden Dorfknaben auf dem Pfad angehäuft lagen, ohne daß der dahinstürmende Mann es bemerkte. Sein armes, gequältes Hirn verwünschte den längst totgesagten Bruder und seine plötzliche, durchaus nicht mehr geisterhafte Erscheinung, und der Grübler beschloß — Hermanns Tod. Tod zwar bildlich, aber nicht nur bildlich! Solange jene, für die der Brief in diesen Händen hier bestimmt war, von Hermann keine Nachricht erhielt, war der Seemann für Freuke so gut wie tot. Darum zurück und dahin mit ihm, von wannen alles Unheil für die Beckhusen kommt! Hinab mit ihm in die Tiefe der Bracke! Hinab ohne alles Bedenken, sofort — auf der Stelle — gleich!

Der Hofherr zog sein Tuch aus der Tasche, tat den Brief hinein und beschwerte das Ganze mit ein paar handfesten Dammsteinen. Er kannte genau den Ort, wo die Bracken laut Überlieferung grundlos sind. Hier — gerade vor ihm, da war es! Seine Rechte hob das Päckchen.

„So werde von mir gemordet — verstumme!“

Des starken Nebels wegen war der erregte Mann bis hart an den Wasserrand hinabgestiegen. Vor seinen Blicken — deutlich, ganz unverkennbar — war sein Wurfgeschoß laut aufklatschend in die Tiefe versunken. Er hatte die vollste Gewißheit. Keine Sorge — hernach! Der Mord war geschehen. Er hatte den redenden Mund zum Schweigen gebracht, noch bevor er Unheil hatte anstiften können.

Gerold Beckhusen stutzte betroffen. Er schüttelte den Kopf. Ärgerlich über seine voreilige Tat, schalt er sich plötzlich unklug. Sein Vater war vorsichtiger gewesen. Besser, er hätte den Brief mit nach Haus genommen, ihn der Kommode anvertraut oder dem Ofenfeuer übergeben! Nun lag er dort unten, und die Leute durften morgen nicht kommen, um die Bracke auszumudden.

Der Grübler wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er wandte sich in fast fluchtartigem Lauf. Dabei drohten ihm die Beine einzuknicken, so daß er zufrieden war, als er, daheim angelangt, sich in den Sorgenstuhl am Ofen niederwerfen konnte.

Lange saß er im Finstern. Unüberlegt, dumm, sehr töricht war es von ihm gewesen, den redenden Mund da drunten zum Schweigen zu bringen — zu morden, bevor er eigentlich ein Sterbenswort zu ihm gesprochen hatte. Denn weniger gefährlich ist der Feind, sobald man die Stunde der drohenden Überrumplung kennt. Und in seiner, des falschen Empfängers Hand hatte es gelegen, den Gegner zu zwingen, ihm alles, was er jetzt doch hätte wissen mögen, und was für Freuke bestimmt gewesen war, zu verraten!

Leise stöhnend preßte Gerold Beckhusen die heiße Stirn in die Hände. Durch eigenes Verschulden sah er sich dazu verdammt, von Stund an in langer, martervoller Ungewißheit Hermanns Ankunft zu erwarten. Kommen mußte er! Das war zwar sicher, aber unsicher — dem gequälten Mann sauste es vor den Ohren — das Wann — Wann — Wann!

Die Magd brachte die Lampe und schrie in ihrer Gespensterfurcht leise auf, als sie den Herrn wider Erwarten in der dunklen Stubenecke entdeckte.

Von neuem allein, nahm der Hausherr die Lampe und betrachtete sich aufmerksam im Spiegel. Die Backen knallrot. Nur um die Nase herum weiß — weiß wie sonst nicht! Dummes, albernes Geschöpf! Nichts Schreckhaftes war in seinem Gesicht, an seiner übrigen Erscheinung zu bemerken. Sein äußerer Mensch war völlig intakt. Aber da — hier! Gerold Beckhusen entsetzte sich vor seinen eigenen Blicken. Da — hier, aus seinen Augen quoll es hervor in heiß zehrendem Feuer! Das war das Bild seines inneren Menschen: Sorge, Erregung, Leidenschaft, Wut! . . . Ein Glück, ein wahrer Segen, daß er sich selber noch rechtzeitig erkannte! So durfte Freuke ihn nicht sehen! Angst vor ihm, vor diesen Augen durfte sie ja nie wieder haben!

Mit Aufbietung seiner ganzen Willenskraft suchte Gerold Beckhusen sich zu beruhigen — zu mäßigen.

Er aß von dem Abendbrot, das man ihm gebracht hatte. Er blieb auch am Tisch sitzen, um wenigstens scheinbar die Zeitungen und die Geschäftsbriefe zu lesen. Er horchte, als die Stunden vorrückten, auf jedes Geräusch. Da — endlich rollte es in der Ferne! Der Wagen — der Wagen!

„Ruhe!" gebot sich der erlöste, sichtlich freier dreinschauende Mann. „Nimm dich zusammen, nicht nur heute — auch morgen! Setz nicht selber dein Liebstes aufs Spiel!"

Absichtlich langsam trat Gerold Beckhusen über Windfang und Tenne vors Tor hinaus.

Doch als der Wagen hielt, vergaß der Hausherr alle Mäßigung. „Freuke," schrie er, „kommst du glücklich wieder? Seid ihr allein?"

„Sonderbare Frage! Ja, meinst du, wir hätten unterwegs fahrende Leute aufgenommen? Säh mir ähnlich! Und außerdem kein Platz! Sieh da — die vielen Pakete!"

Im Nebel sah man überhaupt nichts mehr als das Gelbrot der Laternen, da der erfreute Mann erst Engel, dann Freuke vom Wagen hob.

„Gerold — Mensch, ich — erstickе!"

So leidenschaftlich zärtlich war seine Begrüßung.

Drinnen nahmen die vor Kälte und Nässe erstarrten Ankömmlinge den Tee ein.

Der Hausherr ließ sich erzählen, ohne selber viel zu sagen.

Nur beim Gutenachtgruß: „Freuke, ich habe unter deiner Abwesenheit gelitten. Ich glaube, fast müßte man's mir ansehen können!"

„Beinah — du lieber, guter, du sonderbarer Mensch!"

Gerold Beckhusen war mit sich zufrieden. Es glückte ihm also, sich vor Freuke zu verbergen, wiewohl sie sich auf die Sprache seiner Augen verstand.

Nachts schlief der wahnverfolgte Mann keinen Augenblick.

Gegen Morgen schreckte ihn ein grausiger Traum. Freuke hatte sich in der Stadt heimlich mit ihrem Seefahrer getroffen, kam alles beichten und wünschte Abschied von ihrem zweiten Bräutigam zu nehmen.

Im Erwachen schämte sich der Träumer seiner Einbildungskraft. Treu und herzlich hatte sich Freuke gestern nach ihrer Heimkehr gegen ihn erwiesen. Fest nahm er sich vor, Abbitte, feierlich Abbitte vor ihr zu leisten und sie dennoch gleichzeitig um etwas Quälerisches, das schwer auf ihm lastete, zu befragen.

Da der Hofherr nach ruheloser Nacht später als sonst auf der Bildfläche erschien, war sein erster Gang im Frühdämmer, die Leute von den Bracken zurück- und zum Dreschen auf die Tenne zu berufen.

Freuke, die wirtschaftlich überall Ohr war, hatte der laute Aufschlag der Dreschflegel überrascht.

„Ich dachte, du wärest heute mit den Knechten draußen bei den Bracken?" Forschend sah sie dem Wirtschaftleiter, der ihr auf dem Flur entgegengetreten war, dabei ins Gesicht.

„Nein, Schatz! Ich habe mich eines Besseren besonnen!"

„So, das wäre ja doppelt schön! Sag, auf Grund eines —" sie flüsterte ihm ins Ohr.

„Nein, im Gegenteil! Mein Traum war eines glücklichen Bräutigams sogar sehr unwürdig. Ich möchte mich deswegen — ja, lach nur — sozusagen — bei dir entschuldigen und recht gründlich wieder gutmachen!"

Er erzählte ihr, während sie gemeinsam in die Stube gingen.

„Allerdings, der Traum könnte mich beleidigen!" erklärte Freuke, offensichtlich höchst unliebsam durch ihn berührt.

Der geständige Sünder nickte. Daß sie es so schwer nahm, freute ihn. „Du hältst treu zu mir. Tätest du es nicht, so würdest du jetzt nicht böse auf mich sein. Ich will dir auch Sühne leisten — nachher! Aber zuvor noch eine Frage, aus der du erkennen magst, wie sehr ich dich gestern vermißt habe! Allein sind mir wieder allerhand trübe Gedanken gekommen. Nur so erklär ich mir den Traum!"

Die Hörerin sah ehrlich bekümmert drein und strich dem Erzähler in Sorge über die Augen. „Nicht so — nicht so, Gerold!"

„Nein, nein — Freuke! Nicht so — ganz recht! Aber erlaubst du, daß ich auch einmal häßlich, sehr häßlich frage?"

„Ja! Frag nur zu!"

„Dann nimm an, daß wir uns geheiratet hätten! Und nimm auch an, daß wir sehr glücklich miteinander wären! Plötzlich könnte sich die Tür öffnen und — ja, und der andere sollte wieder vor dir stehen! Würdest du dann bereuen, was du inzwischen getan hast?"

Freuke lächelte, wie unter seinen Worten ermattend. Dennoch lautete ihre Antwort ohne Zögern: „Ich würde nicht bereuen. Ich würde dem andern stumm die Hände zum Willkommen bieten und dir dabei in die Augen sehen."

Im Gesicht des Fragestellers leuchtete es auf. Hastig vollendete er: „Könntest du gleiches tun, wenn er noch vor unserer Hochzeit —"

„Gerold — halt ein! Was — soll das?"

In grenzenloser Verwirrung stammelte er: „Was das soll? Ich sagte dir doch: mich plagte ein böser, sehr häßlicher Traum!"

„Häßlicher Traum! . . ." Es klang leiser. Es war wie ein scheues Echo, das von ihren Lippen kam.

Da wiederholte Gerold Beckhusen seine Frage nicht. Er schreckte vor ihr zurück. Sein Wagnis schien ihm zu groß und zu fürchterlich die Folge im Fall einer Verneinung. Entmutigt lenkte er ein: „Es fehlt noch die Sühne für mein Traumgesicht. Ich glaube nicht mehr an Träume. Sie täuschen uns alle, die guten wie die bösen. Ich glaube nur noch an die Wirklichkeit und wünsche dir zu gefallen. Sieh, darum arbeiten wir — ja wohl auch — auch heute — nicht in den Bracken! Wir dreschen. Denn alles — alles ist mir von nun an einerlei! Ich will Ruhe haben vor mir selbst und vor den guten und den bösen — Träumen! Ich will, wenn du es verlangst, täglich von den Brackfischen essen — gekocht und roh! Nur solche Träume wie in dieser letzten Nacht will ich nicht wieder haben! Darum hänge ich mich jetzt

noch fester an dich, bis — Ruhe kommt — endlich — nach unserer Hochzeit!"

Freuke sah mit staunendem Entsetzen die Verwirrung im Antlitz des Mannes, den sie glaubte bis in die tiefsten Falten seiner Seele erkannt zu haben. „Du gehörst zu denen, die man nie auskennt. Du armes — armes großes Kind!"

Er war vor ihr niedergesunken und barg das Gesicht in die Falten ihres Kleides. Er schämte — weiß Gott, ja — er schämte sich! Ihre Worte taten ihm wohl und doch weh. Das leise Streicheln ihrer Hand über sein Haar trieb ihm Tränen in die Augen.

„So wohl — und so weh!" stammelte er.

„Gerold — Gerold, wann werden du und ich je Frieden voreinander finden? Glaubst du wirklich — nach unserer Hochzeit?"

Langsam erhob sich Gerold Beckhusen. „Nie, Freuke," sagte er, „wenn du dich vor mir fürchtest: das ist der einzige Grund! Dann zieh lieber dein Jawort zurück! Aber verlange nicht mehr! Nein, nein — mehr kann ich dir nicht sagen! Ich liebe dich und —

„Ich dich ja auch!" stöhnte Freuke.

Da trat Engel zu ihnen in die Stube.

„Kleiner, lieber Engel!" Freuke versuchte zu scherzen. „Hilf mir den hier wieder heiter machen! Der gestrige Tag hat ihn uns gründlich verdorben! Muß ständig unter unserer vernünftigen weiblichen Aufsicht bleiben! Ist unser Gefangener!"

In Wahrheit war es umgekehrt Gerold, der Freuke in Ketten legte. Er verfolgte sie allüberallhin, verließ sie keinen Augenblick mehr und kam infolge ihrer liebevollen Sorge um ihn des öfteren in Versuchung, seine verfängliche Frage noch einmal an sie zu richten. Mißtrauen hatte Freuke am wenigsten verdient! Aber war er — auch nur kurz, nur wenige Minuten — allein mit sich und seinen Erwägungen, so schalt er sich einen Narren. Dann fühlte er sich der Antwort, wie er sie haben mußte, nicht mehr gewiß und schwieg hernach.

Je näher das Fest und — was Gerold Beckhusen als ausgemacht galt— die Überrumplung durch den Seemann, die Entscheidung, heranrückte, um so stürmischer umwarb er die Geliebte.

Er hatte Stunden, da er beinah nicht mehr davor zurückschreckte, Freuke alles zu beichten, nur um der entsetzlichen Ungewißheit schneller überhoben zu werden. Aber nun, weil der Brief durch seine Schuld in der Tiefe der Bracke bei den Schädeln der Selbstmörder ruhte, konnte — konnte er ja gar nicht anders handeln, als wieder und immer wieder schweigen. Hätte er dem um Nachricht betrogenen Mädchen vertraut: „Er kommt morgen! Christabend!" so würde Freuke ihn haben fragen müssen: „Woher weißt du's? Sag!" Dann wäre er gezwungen gewesen, sich vor ihr vielleicht ganz unmöglich zu machen — das Verschwinden des Briefs aufs genaueste zu erklären!

Daher trieb Gerold Beckhusen sein falsches Spiel weiter. Die Zeit der Ankunft des Bruders mochte den Henkerstreich an ihm vollführen, den Strick, der ihm die Kehle schnürte, noch fester zusammenpressen! . . . Freuke, sein stolzes, geradsinniges Mädchen, würde ihn hierin ja nie verstehen, ihm den Unterschleif des für sie bestimmt gewesenen Briefes niemals vergeben, trotz der Erklärung: „Es ist aus Verzweiflung — aus Liebe geschehen!" Darum setzte Gerold Beckhusen seine Hoffnung von neuem allein auf die Zeit. Sie war bislang seine Gönnerin, die beste Förderin seiner Werbung um Freuke gewesen. Warum heute nicht mehr? Kehrte Hermann dann spät — zu spät! — in die Heimat zurück, wollte er reden und seinen Verrat aufdecken — den Brudermord! — — —

Am Christabend überreichte der Haussohn seiner Braut den grünen Myrtenkranz der seligen Mutter, während Freuke ihrem Bräutigam eine kostbare Uhr schenkte.

Das Paar stand unter dem Weihnachtsbaum, der diesmal, da auf Tischen und Stühlen der besten Stube Freukes Aussteuer ausgebreitet lag, in der Wohnstube brannte.

„‚Die Uhr ist ein Zeitmesser.' So stand in meinem ersten Lesebuch", sann der beschenkte Hausherr. Obwohl er sich mühte, dabei heiter zu erscheinen, klang aus seinen Worten ein tiefschwermütiger Ton. Und seine Augen suchten an Freuke vorüber — die Tür! „Die Uhr bestimmt dem Armsünder die Galgenfrist. Aber — gottlob, tut sie noch mehr! Und du hast recht getan, mich durch die Uhr an mein Glück zu mahnen. Nichts Passenderes hättest du mir in diesen Augenblicken schenken können. Deine Uhr wird es sein, die mir in wenigen Tagen die Stunde der Erfüllung schlägt!" Sein Arm umschlang fest die Gestalt ihm zur Seite. Sein Blick ging suchend — unruhig suchend und blieb plötzlich wie versteinert an dem brüderlichen Bild haften. „Tu das — da drüben — weg!" befahl er rauh. „Morgen will ich das Bild da nicht mehr hängen sehen!"

„Bester Gerold," bat Freuke flehentlich, „gewöhne dir nicht wieder den alten, bärbeißigen Ton an!" Sie strich ihm mit den Händen an Wangen und Schultern hinab. „Sei gut! Komm — sei wieder gut! Die Spannung der letzten Tage macht dich allein so! Alles — alles will ich gern für dich tun! Auch diesen Wunsch — werde ich dir — erfüllen! . . ."

„Na," lenkte er ein, aber der Ton seiner Stimme blieb hart, „laß das tote Bild meinethalben, wo es nun einmal hängt! Ich weiß, du liebst diese Erinnerung immer noch! Oft genug hat's mich gereizt! Oft genug hat der Bruder mich zum besten gehabt! Aber wagt er es noch — in die Bracke mit ihm, in die Bracke!"

„Mein Himmel, Gerold!" stammelte Freuke. „Ich kenne dich ja! Doch wir sind nicht allein! Denk an Engel!" —

Am Christtag gingen die drei zu Engels Verwandten, um die Kinder zu beschenken.

Und am Nachmittag des zweiten Festtags meldete sich die Familie Wenke zu Besuch. Alle Mann hoch!

Als die Gäste spät abends gegangen waren, stand Gerold Beckhusen lange vor dem Bild des Bruders. „Ich hatte mir so sicher eingeredet, daß er zum Fest kommen würde! Nun ist es doch nur ein — schwerer Traum gewesen!"

Freuke schüttelte nur stumm den Kopf dazu. Ja, ja,

wer wie sie ausschließlich mit Gerold Beckhusen zusammenhauste, konnte auf die Dauer kaum umhin, an seine Träume mit ihm zu glauben! Seine Sorge um des andern Rückkehr, die, wenn auch niemand mehr an sie glaubte, doch möglich war, teilte sie mit ihm. Der blitzartige Gedanke, daß der Hofherr in ihrer Abwesenheit eine Verdrießlichkeit gehabt habe, die mit Hermanns Rückkehr irgendwie im Zusammenhang stehen und die er ihr schonend vorenthalten könnte, war schnell von ihr fallen gelassen. Überlegend, vorsichtig wie sie, war Gerold nicht. Das bewies ihr von neuem seine Frage, auf die sie ihm keine Antwort erteilt hatte. Daß ihr Verlobter sie heute noch so fragen konnte, kränkte sie tief, denn demütigend für ihn und für sie selbst hätte ihre Antwort schon lauten müssen: „Ich opfere mich dir täglich vor den Leuten, indem ich — gegen den Brauch — als Braut alle Sorgen wie eine Hausfrau mit dir teile, nur um dir die trüben, schwermütigen Gedanken nach Kräften fernzuhalten — und du vertraust mir nicht!“

„Engel, hilf hier! — Komm, Engel, hilf mir da!“ Freuke empfand: das kleine bescheidene Mädchen war, ohne es selber gemerkt zu haben, während der letzten Tage des zur Rüste gehenden Jahres der Schutzgeist des Hauses geworden. Engel hielt sich trennend zwischen ihr und Gerold Beckhusen, zwischen zwei lodernden Feuern, deren Flammen sich unter den Augen der Unschuld suchten, doch nicht zu berühren wagten.

(Fortsetzung folgt.)

Maßeinheit und Volksgewohnheit.

Von Geo B. Warren.

Vierzig Jahre (seit 1. Januar 1872) sind verstrichen, seit das metrische Maß- und Gewichtsystem in Deutschland Einführung gefunden hat, länger als sechsunddreißig Jahre (seit 1. Januar 1876) sind vergangen, seitdem wir die Markrechnung haben. Alle die hundertfachen, überaus lästigen, Handel und Wandel hindernden Unterschiede in Maß, Gewicht und Münzen innerhalb der deutschen Staaten sind beseitigt worden. Aber immer noch sind Bezeichnungen, Mengen im Gebrauch, die diese vierzig Jahre überdauert haben und wie hochragende unerschütterliche Reste in einem großen Ruinenfeld erscheinen. Großeltern (in vielen Fällen sogar Urgroßeltern), Eltern und Kinder haben sich an das neue Maß- und Münzsystem gewöhnen müssen, und doch sind mancherlei Überreste erhalten geblieben und werden überhaupt niemals verschwinden.

Die Hausfrau und ihre Gehilfin, das Dienstmädchen, ignorieren noch heute vollständig das Kilogramm und seine Unterabteilungen. Alle Einkäufe beim Schlächter, Kolonialwarenhändler, von Mehl, Hülsenfrüchten, Gewürzen usw. erfolgen nach Pfund. Frauen gelten für sehr konservativ; darüber klagen vor allem die Leute, die sich mit der Fabrikation und dem Verschleiß von Neuheiten für Haushaltung und Hauswirtschaft befassen. Aber das Kilogramm hat sich die Hausfrau deshalb nicht vom Gesetz aufzwingen lassen, weil es ein zu großes Quantum repräsentiert. Im kleinen und selbst im mittleren bürgerlichen Haushalt rechnet man nicht mit Quantitäten Fleisch, Mehl, Hülsenfrüchten, Kolonialwaren, die nach Kilogramm, also nach Doppelpfunden gewogen werden müßten. Deshalb hält die Hausfrau sich heute noch an das Pfund, das halbe Pfund, das Viertelpfund. Dann kommt das achtel Pfund, das aber sehr häufig durch die Bezeichnung „ein halbes Viertel“ ersetzt wird. Da die Bezeichnung „Lot“ und „Quentchen“ des alten Gewichtssystems vollständig verschwunden ist, müßten eigentlich Hausfrau und Dienstmädchen bei kleinen Quantitäten zum Grammgewicht übergehen; aber sie wissen sich zu helfen. Bei kleinen Mengen, namentlich bei Gewürzen, befiehlt die Hausfrau einfach dem Mädchen: für zehn Pfennig oder für einen Groschen Nelken, Pfeffer, Muskatnuß usw. zu holen. Durch die Bezeichnung des Preises wird das Grammgewicht umgangen.

So ist es wenigstens in Norddeutschland, wohl auch im Süden des Reiches. In Österreich haben sich die Hausfrauen mehr mit dem metrischen System angefreundet, obwohl dieses dort erst seit 1876, also vier Jahre später als bei uns, eingeführt worden ist. Die Wiener Hausfrau zum Beispiel rechnet besonders beim Einkauf von Fleisch nach Deka. Sie kauft 5, 6, 7 Deka Fleisch (1 Deka = 10 Gramm). Dieser Bezeichnung gegenüber würde der Norddeutsche vollständig versagen. Ich weiß genau, wie verblüfft ich war, als ich mir auf der Fahrt nach der Herzegowina für die weitere Reise etwas Wein in Mariatheresiopel kaufen wollte und die Dame hinter dem Bahnhofsbüfett mich fragte, wieviel „Dezi“ ich wünschte. Wer rechnet bei uns in Norddeutschland nach Dezilitern?

Mit dem Meter hat sich die norddeutsche Hausfrau mehr befreundet. Die Elle ist vollständig aus allen Berechnungen verschwunden, selbst wenn es sich um den Ankauf von Kleiderstoffen handelt. Dagegen hält der Mann am alten Maßsystem doch noch fest. Handwerker rechnen gern nach Fuß und Zoll. Fragt man sie, wieviel Meter oder Zentimeter sie meinen, dann müssen sie erst ihren Maßstab zu Rate ziehen. Auch dieses Festhalten am alten Fuß und Zoll hat seine praktischen Gründe. Über und unter der Erde stehen Gebäulichkeiten, liegen Einrichtungen, die nach dem alten Maßsystem angefertigt worden sind. Wenn es sich um Reparaturen, Ergänzungen, Anschlüsse handelt, muß man auf die alten Maße von Röhren, Ventilen, Bogenöffnungen, Mauer- und Wandstärke usw. zurückgreifen; das Umrechnen ergibt Bruchteile, die unangenehm sind.

Wenn wir den Inseratenteil einer Zeitung zur Hand nehmen und uns die Grundstück- und Gutverkäufe betrachten, so finden wir, daß dort, wo eine Behörde eine Bekanntmachung erläßt, Grundstücke oder Güter nach Hektar und Ar bezeichnet sind; in jedem andern Fall aber rechnet man nach Morgen. Ein Gut von soundso viel tausend Morgen ist zu verkaufen, und bei Grundstücken rechnet man nach Quadratruten, selbst in Berlin.

Noch auffallender ist der Widerstand der Volksseele und Volksgewohnheit gegen die Münzbezeichnungen. Es war ein Gewaltstreich, als am 1. Januar 1876 mit der so vielgestaltigen deutschen Münzverwirrung tabula rasa gemacht wurde. Ein Gewaltstreich wenigstens in den Augen der Leute, die sich seit Jahrhunderten an bestimmte Münzeinheiten und Bezeichnungen gewöhnt hatten. Den Süddeutschen gab man für ihre Gulden und Kreuzer den preußischen Taler und Groschen, und wenn wir uns auf den Standpunkt der deutschen Landsleute

stellen, die früher nach Gulden und Kreuzer rechneten, können wir es wohl begreifen, wie unangenehm ihnen die vollständige Umwandlung aller Münzeinheiten und Münzbezeichnungen war. Auch wir in Norddeutschland sträuben uns ja heute noch mit aller Energie gegen die Abschaffung gewisser Münzsorten. Man denke nur an den unsterblichen Taler, der allen Fanatikern des Dezimalsystems in unserer Münzeinheit zum Trotz wiederum eine fröhliche Auferstehung gefeiert hat, weil sich das deutsche Volk nicht von ihm trennen wollte.

Man hat behauptet, ebenso schmerzlich vermißten Handel und Wandel besonders in Norddeutschland das Fünfundzwanzigpfennigstück (die früheren „zwei gute Groschen"). Es sind Fünfundzwanzigpfennigstücke in den Verkehr gebracht worden; aber wo sind sie? In Berlin wenigstens sieht man sie höchst selten; es vergehen Wochen, bis man eins in die Hand bekommt. Allerdings, diese Münze ist so wenig gefällig, führt so leicht zu Verwechslungen und macht einen so fremdartigen Eindruck, daß die Abneigung gegen sie vielleicht auf diese Umstände und nicht auf einen Mangel an Bedarf zurückzuführen ist

Der Groschen und der Sechser sind in Norddeutschland auch nicht auszurotten. Das Zehnpfennigstück heißt immer noch „Groschen" und wird auch in Zukunft so heißen, und der Schlesier nennt diese Münze konsequent „Böhm". Mit einigem Recht, das in der Geschichte begründet ist; denn die ersten Münzen dieser Art wurden in Böhmen geschlagen. Der Sechser paßt ja ganz und gar nicht in unser Münzsystem hinein, das auf dem Dezimalfuß beruht. Er stammt aus der Duodezimalzeit, als der Silbergroschen noch 12 Pfennig hatte. Der halbe Silbergroschen war 6 Pfennig und hieß „Sechser". Nicht, wie man heute schon geschrieben und gedruckt liest: „Sächser", weil anscheinend die Ansicht herrscht, dieses Geldstück sei sächsischen Ursprungs.

Die Markrechnung hat uns leichtsinniger gemacht, sie hat uns an große Zahlen gewöhnt. Uns Leute aus der alten Zeit packt noch immer der Respekt, wenn wir von „25 Talern" hören. Das war eine gewaltige Summe, und man sagte damals, um den Eindruck auch phonetisch zu verstärken: „25 Dahler". Was sind heute dagegen 75 Mark?

Auf eine Eigentümlichkeit sei hier hingewiesen. Die Dienstmädchen verlangten früher (wenigstens in Berlin) ihren Lohn in Talern und auf das Jahr berechnet. Sie verlangten in jener gar nicht fernliegenden Zeit (die Hausfrau zerdrücke hier eine Träne der Rührung und Wehmut) jährlich 40 Taler, 50 Taler, 60 Taler. Heute rechnen sie nach Monaten und nach Mark, wahrscheinlich, um die Summe nicht zu groß erscheinen zu lassen, und fordern 30 oder 35 oder 40 Mark monatlich.

Wenn der Taler nicht seine Wiederauferstehung gefeiert hätte, weil die Volksseele angeblich seine Wiederherstellung gar zu sehnsüchtig verlangte, so wäre er doch erhalten geblieben in Lied und Sprichwort. Die Kinder würden noch immer singen: „Taler, Taler, du mußt wandern", und das Sprichwort: „Wer den Pfennig nicht ehrt, ist des Talers nicht wert" würde weiter bestanden haben, ebenso wie alle ähnlichen Weisheitsprüche, die auf die Talerwährung zugeschnitten sind. Haben sich doch in Volksliedern viele ältere Münzbezeichnungen erhalten, und der Zecher singt heute noch fröhlich: „Ein Heller und ein Batzen, die waren beide mein; der Heller ward zu Wasser, der Batzen ward zu Wein", obgleich er keine Ahnung hat, wieviel ein Heller oder ein Batzen jemals an Wert gehabt haben. (In der Schweiz bestand die Rechnung nach Batzen bis 1851.)

Auch in Spott und Schimpf haben sich bei uns alte Münzbezeichnungen erhalten, zum Beispiel in militärischen Spitznamen, und eins der originellsten Münzüberbleibsel steckt in dem Spitznamen des 13. Infanterieregiments (Infanterieregiment Herwarth v. Bittenfeld, Garnison Münster). Das Regiment führt den Spitznamen „Kastemännche". In Westfalen, speziell in Jülich, Cleve, Berg, rechnete man noch im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts nach Gulden und Stübern. 1815 wurde Westfalen eine preußische Provinz, und natürlich wurde auch die Talerwährung eingeführt. Aber die zähen Westfalen hielten an ihrer alten Währung fest, und es ergab sich glücklicherweise, daß 13 Stüber gleich 5 Silbergroschen waren. So erhielt das Fünfgroschenstück den Namen „Dreizehner" oder im Dialekt „Drüzener". Das Zweieinhalbsilbergroschenstück (zwei gute Groschen) bekam den Namen „halber Dreizehner". In Köln aber hatte sich für diese Münze schon seit dem achtzehnten Jahrhundert die Bezeichnung „Kastemännche" eingeführt und von hier über ganz Niederrheinpreußen verbreitet.

Wie kommt nun das 13. Regiment zu der Bezeichnung „Kastemännche"? Eine alte kölnische Anekdote aus den fünfziger Jahren erzählt folgendes: Ein hünenhafter Kölner Schiffsarbeiter geht über die Kölner Schiffsbrücke und trifft einen auffallend kleinen Soldaten vom 13. Regiment, der nur knapp das Militärmaß hat. Er geht auf ihn zu, betrachtet kopfschüttelnd die Zahl „13" auf der Achselklappe und sagt endlich: „Was, do welß enne Drüzehner sin? Do bes jo noch net emol enns e Kastemännche!" Durch diesen Witz soll das 13. Regiment zu dem Scherznamen „Kastemännche" gekommen sein.

Dieses Festhalten an alten Münzbezeichnungen findet man aber auch im Ausland. Seit länger als hundert Jahren gibt es in Frankreich kein Sousstück mehr. Aber der Franzose rechnet heute nach Sous und bezeichnet damit ein Fünfcentimestück = 4 deutsche Pfennig. Und der Engländer, der allerdings starr an allem Alten festhält, rechnet immer noch mit der „Guinea", trotzdem sie seit 1816 vollständig aus dem Verkehr verschwunden ist. Das englische Goldstück ist der Sovereign von 20 Schilling (20 Mark). Aber der englische Arzt zum Beispiel verlangt für seinen Besuch im Haus als Honorar eine Guinea und muß ein Zwanzigschillingstück und einen einzelnen Schilling gezahlt erhalten. Auch im Pferdehandel und im Kunsthandel in England rechnet man nur nach der Guinea, ebenso wie man in Deutschland beim Pferdehandel, zum Beispiel bei Auktionen, um Doppelkronen steigert, das heißt um Zwanzigmarkstücke.

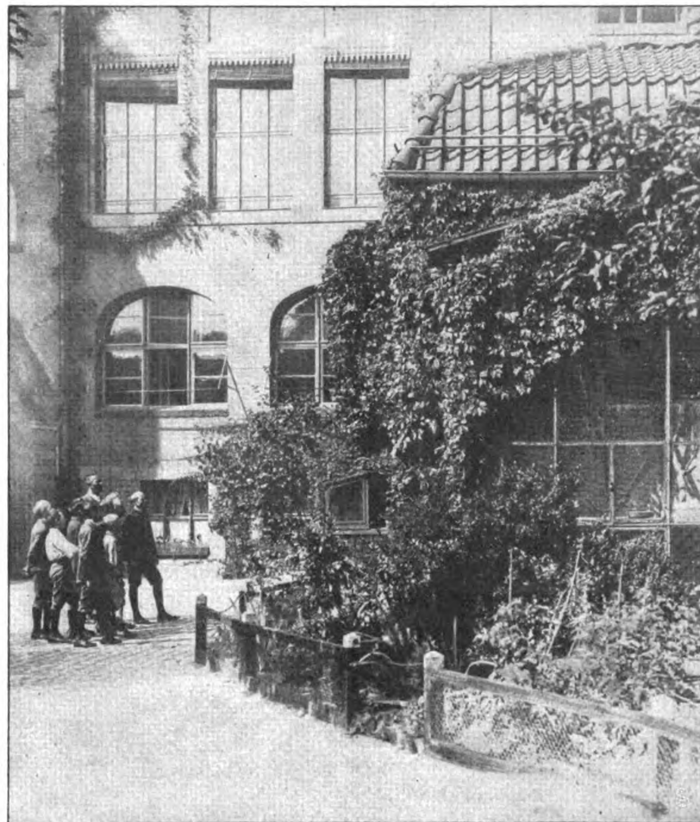
Eine ganz merkwürdige Erscheinung ist, daß sich in Berlin in immer weiteren Kreisen die Bezeichnung „Pfund" für das Zwanzigmarkstück einführt. Der Grund ist ein ziemlich einfacher. Die Bezeichnung „Pfund" für „Zwanzigmarkstück" stammt aus den Rennställen, wo viel Englisch gesprochen wird und englische Sitten und Bräuche herrschen, selbst wenn Trainer und Jockeis nicht Engländer sind. Diese sowie Lieferanten, Tierärzte, Bauleute, die in den Rennställen zu tun haben, gewöhnen sich an den Ausdruck „Pfund" für „Zwanzigmarkstück", und besonders unter jungen Kaufleuten ist diese Bezeichnung jetzt in Berlin weit verbreitet.

Freiluftunterricht in der Großstadtschule.

Von O. Seinig, Charlottenburg. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

„Nicht der Schule, sondern dem Leben!" lautete früher die Parole; jetzt dürfte man schon bescheidener fordern: nicht nur der Schule, sondern auch dem Leben! Es weiß jeder von uns, daß durch irgendwelche fortdauernde Arbeit mit einem Werkzeug jedes Organ sich spezifisch einstellt. So aber auch jeder große Organismus, so unser Schulorganismus; und von unserm Schulbetrieb in der Großstadt gilt dies in erhöhtem Maß.

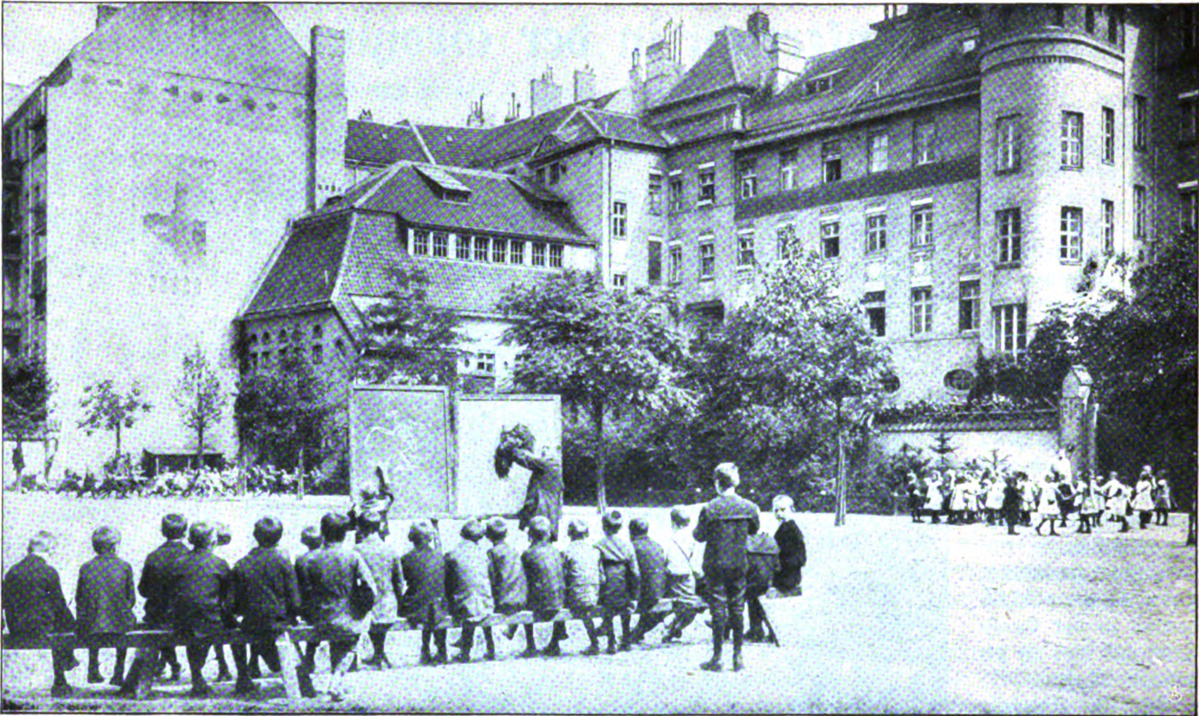
Das ist einerseits notwendig zur Vervollkommnung des betreffenden Organismus und des Betriebs, anderseits hat es — bei Ueberspannung des Prinzips — Schäden mit sich im Gefolge. Wir wissen heute, daß die Großstadtschule teilweise losgelöst ist vom Verband des brausenden Lebens, ohne daß man ihr deshalb immer einen Vorwurf machen kann. Es liegt eben im System. Teilweise ist dieses Abschließen von der Oeffentlichkeit für die ruhige Entwicklung der Kinderseelen — vor allem der Kleinen — nötig, teilweise schadet sie seelisch und leiblich. Man denke an das Abschließen der zu Unterrichtenden in dem Klassenraum, das Abschließen jeder Unterrichtseinheit in dem bestimmten Zeitraum. Beides ist anfangs nötig, um sozusagen Reinkulturen der Erkenntnis zu ermöglichen, aber nur bis zu gewissen Grenzen, jenseit welcher der Schaden größer ist als der Nutzen der



Wie der Schulhof durch Schlinggewächse wohnlich gemacht wird.



Botanik auf dem Schulhof: Benutzung der Schwebebäume als Sitzgelegenheit.



Zoologie auf dem Schulhof.

Abschließung. Es mehren sich nicht nur die Stimmen der Theoretiker, sondern auch praktische Ausführungen arbeiten nach der andern Richtung hin, sowohl was schulbautechnische als auch was pädagogische Maßnahmen betrifft. Das strenge Nacheinander der Schuldisziplinen soll im gewissen Grad gemildert werden durch ein mehr Nebeneinander des von den Kindern aufzunehmenden Stoffes, damit sich der Unterricht wieder mehr dem Leben anähnle: Die Probleme der Arbeitschule, des Werkunterrichts, des



Die Sandgrube als geographisches Anschauungsmittel.

sogenannten Gesamtunterrichts, des Gelegenheitsunterrichts pochen an die Schulpforten und begehren Einlaß bis zu einem gewissen Grad. Um die Kinder einerseits dumpfer Klassenluft zu entreißen — wo irgend angängig — und anderseits das Unterrichten lebensvoller zu gestalten, erhebt sich z. B. in Wickersdorf die „Freie Schulgemeinde“; die D. L.-E.-H., die Deutschen Landerziehungsheime, verfolgen ähnliche Ziele bei uns, die Scol-Kolonie in Jemtland und gleichlaufende Einrichtungen an andern Orten ebenfalls. Eine Menge Großstädte haben für die Schwächlinge bereits Waldschulen eingerichtet. Wäre etwas Aehnliches in unserer Großstadtschule für die Normalklassen nicht zu ermöglichen? Wenigstens in der besseren Jahreszeit? Es käme auf den Versuch an. Jedenfalls lassen sich eine Menge Realienstunden im Freien halten, wenn Zeit und Ort es ermöglichen. Der hierfür geeignetste Ort würde wegen des geringen Zeitverlustes der Schulhof sein, wenn — nun, wenn er einladend genug wäre. Es kommt hier alles auf eine Wohnlichmachung des Schulhofes an! Eine Wohnlichmachung des Schulhofes?



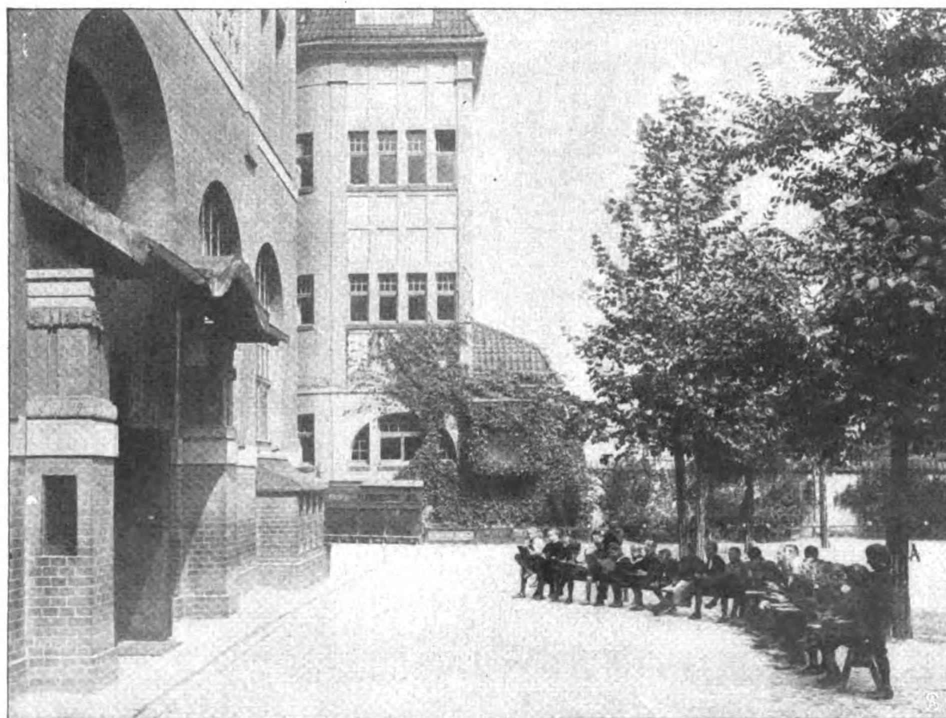
Körperberechnung auf dem Schulhof.

In diesem Punkt wird noch arg gesündigt! Die Schulhöfe ach so vieler, vieler Großstadtschulen gleichen eher kahlen Kasernenplätzen als freundlichen Orten der Jugendbildung. Was läßt sich da nicht alles mit den kleinsten billigsten Mitteln erreichen und bessern? Eine



Anschauungsunterricht der Unterklasse: Das Pferd.

Menge praktischer Botanik ist möglich, die zugleich den Hof verschönt. Auf einem schmalen Streifen rings um den Hof (nur 1 Meter breit) kann eine große Anzahl ausdauernder und immergrüner Gewächse angepflanzt werden: Buchs, Tax, Ilex, Thuja, Mahonia. An den Wänden entlang sind rechts- und linkswindende, kletternde, rankende, klammernde Schlingpflanzen zu pflegen, so daß die kahlen Wände bald bedeckt werden. In zwei Jahren schwingt sich eine Glyzine bis zum Dach, und die Vitis Vitchii bekleidet viele Quadratmeter Wandfläche mit ihren im Herbst purpurnen Blättern; die schnellwachsende Clematis vitalba umzwirnt bald ganze Mauern, und die Sipho bildet mit ihren handtellergroßen Blättern natürliche Lauben. Alle den Schulhof umgebenden Mauern können dem Unterricht dienstbar gemacht werden durch Einteilung in Meter, für die Breitenschätzung im Boden sind Steine, die die Vielfachen des Quadratmeters (Ar) angeben, eingelassen. Die in den Hof ragenden nackten und unschönen Giebelwände können durch Bewurf bedeckt und durch wertvolle Bilder geschmückt werden (Abb. S. 1733), die in wetterfesten Farben auszuführen sind. Der Höhenschätzung dienen Höhenmarken. In den Ecken des Schulhofs könnten einfache, aber genügend große Terrarien gehalten werden, ein Raupen- und Spinnenkasten. Damit der Turnplatz mehr ausgenutzt wird, könnte die trennende Mauer zwischen Knaben- und Mädchenschule, die meistenteils zusammenstoßen, fortfallen. Es sind in dieser Hinsicht beachtenswerte Versuche in Berliner Vorortgemeinden mit gutem Erfolg gemacht worden. Sind diese Vorbedingungen alle erfüllt, so kommt es endlich dahin, daß Lehrer und Schüler sich auf dem Hof wohl fühlen und gern dort verweilen. Manche Raumlehre-, Zoologie-, Botanik-, Mineralogiestunde findet dann „unten" statt. Und die Sitzgelegenheiten? O, die sind schnell beschafft! Vier kleine Geister bringen einige Schwebebäume



Das Schulhaus als Zeichenobjekt.

— an und für sich schon ein ausgezeichnetes Gerät für den Massenunterricht — aus der Turnhalle, und die Sache ist in Ordnung (Abb. S. 1731). Zwei Wandtafelstative sind stets im Parterre bereit. So können auf einem leidlich großen Hof von 20 : 25 Meter 3 bis 4 Klassen sich beschäftigen, ohne einander hinderlich zu sein oder zu stören. Man muß den Hof einer solchen Großstadtschule besucht haben, um die Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit, aber auch die Annehmlichkeit der in Rede stehenden Einrichtungen zu erkennen.



Pariser Eigenkleider



Hierzu 8 photograph. Aufnahmen von H. Manuel, Paris.

Der Wunsch nach Eigenart und Persönlichkeit in der Kleidung ist nicht nur ein Schlachtruf geblieben. Noch vor wenigen Jahren Programm, ist diese Idee heute Wirklichkeit geworden. Gerade in Paris, wo die Schneiderkönige an Nachfolge weit über die Grenzen ihres Landes gewöhnt sind, wo trotz aller Vielseitigkeit und Veränderungsluft zu jeder Zeit — wenn auch mit raschem Wechsel — eine bestimmte Mode den Tag beherrscht, vertieft man sich dennoch bei dem Kleid in die Feinheiten der Persönlichkeit. Es wäre unrecht, wollte man nur diese besondere Art der Kleidung mit der ehrenden Auszeichnung „Kunstwerk“ belegen. Die verwickelten Schöpfungen aus Spitzen und edlen Brokaten, aus Samten und köstlichstem Rauchwerk, die die Wege der Saisonmode gehen, können auch in ihrer Art Kunstwerke sein. Leistungen des guten Sitzes und geschulten Geschmackes gebührt Anerkennung. Vom künstlerischen Standpunkt schafft Madame André Groult ihre Gewänder. Ihr Name ist in Paris besonders bei der Damenwelt bekannt, da sie seit längerer Zeit einen guten Ruf als Kunstgewerblerin besaß. Von den Ideen ihres Bruders Paul Poiret angeregt, widmet sie sich jetzt nur noch der Bekleidungsfrage und erzielt ausgezeichnete Erfolge. Wir sehen sie selbst in ihrem Empfangsraum in einer ihrer eigenartigen Schöpfungen.



1. Lilafarbenes Teekleid mit rotem Gürtel. 2. Schwarzes Teekleid mit weißer Garnitur.

Moderne künstlerische Eigenkleider.

einem sprühenden Feuerwerk farbenprächtiger Pailletten mit einem Abschluß von weißem Fuchspelz und zarten einfarbigen Chiffonärmeln, deren plissierte Volants die halbe Hand bedecken (Abb. 5). Sie verkündet wie Poiret die einfache Linie und ist zweifellos eine Gegnerin reicher Stoffülle — also wohl auch der Paniers. Durch ihr langjähriges Studium und ihre Betätigung auf künstlerischem Gebiet wurde ihr Farbensinn geschult, diese Kenntnis kommt ihr jetzt sehr zustatten. Gerade die Vollkommenheit bei der Farbenwahl und der Blick für malerische Wirkungen verleihen diesen Schöpfungen den größten Reiz. Fehler in der Farbenkomposition und die Anhäufung verschiedener, sich nicht verbindender Schattierungen sind die schlimmsten Feinde des Anzugs. Auf diesem Gebiet werden die gröbsten Fehler begangen. Für solche hauptsächlich nur durch Stil und Linie wirkende Kleider kommt naturgemäß nur vollendetes Material in Frage, das eine hervorragende Leuchtkraft der Farbe besitzt. Die spielerischen Kleinigkeiten, mit denen man bisher vorzugsweise das Frauenkleid zu überhäufen suchte, kommen hier nicht zu ihrem Recht. Alles Kleinliche, alles, was sich mit dem Begriff „geputzt sein“ deckt, ist gänzlich ausgeschaltet. Darum werden sich um die Verkünderinnen solch neuer Art auch nicht allzuviel

Anhängerinnen scharen. Der Wunsch, aus diesem Gebiet des Kunstgewerbes Nutzen zu ziehen, erfüllt nur Frauen, die über eigenes Stilgefühl verfügen, und die das Empfinden haben, daß diese eigenartigen Gewänder zu ihnen passen. Mit einem Kleid dieser Richtung ist man keineswegs angezogen. Wenn sich nicht Hut und Mantel sowie alle übrigen Toiletteneinzelheiten dem Ganzen anschließen, ist eine vollgültige Wirkung unmöglich. — Noch ein anderer Punkt fällt bei der Wahl der Eigenkleider ins Gewicht: Die Gestalt der Trägerin. Es erscheint fast ausgeschlossen, daß korpulente Damen mit geschnürten Figuren in diese losen Gewandungen schlüpfen. Jung, schlank und elastisch sein: das sind die Vorbedingungen, die sich an das Tragen dieser Gewänder knüpfen. Schon die Idee allein, daß unter den fließenden Stoffen ein steifes Korsett die Figur fesselt, macht die Wirkung illusorisch. Die Eigenart solcher Entwürfe geht sogar so weit, daß die wenigsten, im üblichen Geschmack gehaltenen, wenn auch noch so kostbaren Schmucksachen dazu getragen werden können. Nur im bestimmten Stil gearbeitete Schmuckstücke fügen sich dem Gesamtbild ein. Der Einfluß dieser Richtung erstreckt sich selbstverständlich auch auf die Haartracht. Ein nach den letzen Pariser Moden kokett frisiertes Köpfchen würde wenig passen. Den Damen wird es also nicht leicht gemacht, sich im Sinn dieser Modenkünstler zu kleiden. Sie verlangen nicht nur ein vollkommenes Anpassen an ihren Stil, sondern ein Nachempfinden ihres Stils. Trotzdem wird einiges von dem genommen, was die allgemeine Tagesmode begünstigt und anscheinend ihren Beifall findet. So sehen wir ein ganz plissiertes Voile-Ninon-Kleid (Abb. 6), kurz gegürtelt mit wirksamer Blaufuchsverbrämung, den Schnitt einer modernen Cutawayjacke markierend. Der weiche schmeichelnde Effekt der Pelze wird von dieser verständnisreichen Hand gewürdigt. Dem graziösen Schwanenbesatz wird in Paris bedeu-



3. Bernsteinfarbenes Seidenkleid.



4. Apartes Seidenkleid mit Silberstickerei.



5. Gesellschaftstoilette aus buntfarbigen Pailletten mit Alaskafuchs.

tend mehr gehuldigt als bei uns. Ganz bezaubernd schmiegt sich der schneeige Duft dieses Besatzes um weiche Stoffe und vermittelt den weichen Uebergang zwischen dunklen und hellen Schattierungen. Der Schwanenbesatz bildet den Abschluß des schwarzen dunklen Plisseekragen um den runden Ausschnitt und der langen einseitigen Knopfreihe (Abb. 9) bekundet ausdrücklich die Vorliebe für die Schlichtheit. Zu diesem Kleid ist ein in Farbe und Muster hervorragender Seidenstoff gewählt, der durch seine einfache Verarbei-



6. Plissiertes Voile-Ninon-Kleid mit Blaufuchs.



7. Gesellschaftstoilette mit Chiffoncasaque und Schwanenpelz.

Chiffoncasaques (Abb. 7), dessen spitzen Ausschnitt er auch umsäumt, und der von einem eigenartigen, buntgehäkelten Gürtel umschlossen wird. Diese Toiletten müssen bis ins feinste ausgearbeitet werden. Zu jeder Abendtoilette gehört ein geeigneter Haarschmuck. — Das einfache buntblumige Seidenkleid mit den

tung zur vollen Geltung gelangt. Bei jeder einzelnen Schöpfung dieser neusten Pariser Modekunst fällt die ausgesucht vornehme Diskretion des Geschmackes auf.

Die einfachen Teekleider zeigen einen eigenen Reiz. Das lila seidene Kleid mit den weißen Kugeln (Abb. 1) hat einen losen, roten Seidenbandgürtel, dessen



8. Besuchstoilette mit Samtjacke u. Seidenhut.

Nuance in hervorragendem Einklang mit dem Grundton des Kleides steht. Ein weißer, feiner Spitzenkragen, der sich vorn verlängert und über die Taille legt, gibt dem feschen Kleid eine jugendliche Note. Auch die Vorliebe für Schwarzweiß ist auf derselben Aufnahme (Abb. 2) erkennbar. Sehr originell hebt sich die weiße Bahn von dem schwarzen Seidenstoff ab. Eine Reihe schwarzer Knöpfchen zieht sich durch die Mitte. Wiederum finden wir das Seidenband als Gürtel, und zwar diesmal in schwarzer Farbe mit einem Abschluß von weißen Fransen.

Auch bei dem einfachen Kleid aus einem matten Bernsteinton (Abb. 3) sehen wir die beliebte Knopfgarnitur. Die gleichfarbigen Knöpfe haben in der Mitte eine kleine schwarze Fläche, die mit dem Ledergürtel harmoniert. Originell wirkt die Aermelunterbrechung und der ausgebogene Rockabschluß. Man weiß mit kleinen Effekten die künstlerischsten Wirkungen zu erzielen. Natürlich spielen dabei die Stickereien eine große Rolle. Das feine Muster der Nadelmalerei, in Silberfäden ausgeführt, wiederholt sich auf der Schulter, dem Gürtel und dem Rock und gibt dem Kleid seine eigene hohe und künstlerische Eigenart. Silberne Streifen unterbrechen die Seitenbahn, umsäumen den Rock und umschließen in kleinen Abständen den Halsausschnitt. — Sehr hübsch und eigenartig ist die Zusammenstellung der Besuchstoilette (Abb. 8). Das seidene Gewand wird durch eine in Form und Farbe geeignete Samtjacke ergänzt. Die Seidenknöpfe, die sich an der Jacke entlangziehen, bestätigen die Zugehörigkeit der Jacke zu dem Anzug, da auch der kleine originelle Hut aus dem seidenen Material gefertigt ist. Der zierliche Spitzenkragen der Jacke ist eine Konzession an die Mode. D. A.



9. Jugendliches Kleid aus buntblumiger Seide.

Blanda Brandini.

Aus den nachgelassenen Papieren des Grafen von Dersoy. Von E. von Nesselrot.

Es mag am Anfang der fünfziger Jahre gewesen sein, als Blanda Brandini in unsere Gegend kam. Ich erinnere mich, daß ich, von einer Reise zurückkehrend, zum erstenmal ihren Namen hörte, und unwillkürlich stellte ich mir etwas Schönes und Reizvolles bei dem Klang vor. Doch war ich nicht auf so viel Liebreiz gefaßt. Der Atem verging beinah, wenn man sie sah, wenn man die sanfte Anmut ihrer Linien studierte oder die steife Grazie der Bewegungen. Ihr Gatte war ein Unbedeutender, er galt als leidlich, verdarb kein Spiel, forderte jedoch durch allerhand Eigentümlichkeit den Spott heraus, den er aber in keinem Fall zu merken schien.

Sie waren sehr ungleich im Wesen und Aussehen. Es wurmte fast, man war versucht, dem Unscheinbaren diese wundervolle Frau nicht zu gönnen, und gleich im Anfang erhoben sich Stimmen, daß das Paar unmöglich harmonieren könnte. Es kam ihr ausgesprochener Hang zur Romantik hinzu. Sie hatte allerhand kuriose Einfälle, liebte es, in bizarren Kostümen zu erscheinen, die sie, man muß es sagen, bezaubernd kleideten. Sie liebte unsagbar glänzende Feste, die alle die Note üppigster Verschwendung und zugleich romantischster Einfälle trugen. Wie ein Kind war sie dabei, wie ein Kind, das Spiel für reine Wahrheit nimmt.

Es ging alles sehr gut, und man konnte ihr keineswegs auch nur im geringsten nachsagen, daß ihre romantischen Gefühle in irgendeiner Art verbotene Wege gingen, bis Zeno Pratoy ins Land kam. Wir liebten Zeno Pratoy nicht, er war kein Mann für Männer, er war ein Schwärmer, ein Enthusiast, seine Welt stand jenseit der Grenze unserer Welt. Und dann, ich gebe es zu, neideten wir ihm das Glück bei den Frauen. Es ist etwas, worüber ich bei all der tiefen Verehrung zum anderen Geschlecht niemals hinwegkommen werde, daß sie nämlich zumeist einen durchaus minderwertigen Geschmack in betreff der Wahl dessen, den sie lieben, zeigen. Daß sie Echt von Talmi nicht zu unterscheiden vermögen, mehr noch, daß sie im Zweifelfall stets auf das Talmi verfallen. Ist es ihr Optimismus? Ihre wunderbare Gabe, alles in Verklärung zu sehen? Oder ist es nur der schlechte, ich bin versucht zu sagen, irregeleitete Instinkt eigensinniger Kinder?

Wie dem auch sei, es trat der Fall ein, daß wiederum der unter uns, der der Geringwertigste war, allen den Rang ablief und in Kürze bei Blanda Brandini in Ehren stand.

Ich kann nicht umhin, des näheren die Umgebung des Brandinischen Sitzes zu beschreiben. Dies gehört hierher und hat, wie es des weiteren ergeben wird, eine nicht unwesentliche Bedeutung für das Schicksal der Brandinis. Ihr Schlößchen, das ganz versteckt im buschigen Park lag, grenzte an einen langgestreckten und nicht eben breiten See, auf dessen anderm Ufer der Pratoysche Garten seine schwarzen Wipfelhäupter reckte. Sie waren wie Zwillinge, diese beiden Besitze, oder wie Rivalen, es prägten sich allerhand Gleichheiten aus, und selbst die Wege des Parks schienen vom ähnlichen Gesichtspunkt angelegt. Dies alles war angetan, Blandas Romantik noch mehr zu reizen. Sie begann ein Spiel mit Lichtern, das Winke oder eine ganze Sprache vermittelte. Dann plötzlich hieß es, Zeno Pratoy schwämme Nacht für Nacht durch den See, um die schöne Frau zu besuchen. Er schwämme wie Leander, und sie, die sehnsüchtige Hero, warte.

So ging der halbe Sommer hin, und ich sah Blanda Brandini öfter und war fast erschrocken über so viel verhaltene Glut in ihren dunklen Augen. Sie war schöner denn je, voll erblüht, mit dem unsäglichen Reiz des liebenden Weibes. Wie im Rausch war sie ständig in der sonderlichen Erregung zitternder Erwartung. In gleichem Maß aber änderte sich Brandini selbst. In die moluskenhafte Weichheit seiner Gestalt trat etwas wie ein schmerzlich sich zusammenreißendes Zucken. Seine Augen, die ständig unter schweren Lidern lagen, funkelten oft böse auf, und dann wurde seine Stimme so unerträglich. Ich fand die Stimme von jeher unangenehm, aber jetzt war sie kreischend, ohne jeden Tonfall, fast wie das öde Geschrei der Papageien geworden. Er trug sich schwer mit einem Plan, man sah es, er haßte Blanda und liebte sie zugleich und fürchtete, sie zu verlieren. Alles das ahnte man deutlich.

Dann trat das furchtbare Ereignis ein: mitten im Wasser, während des Schwimmens, erreichte Zeno Pratoy eine Kugel aus dem Hinterhalt. Es war Mondschein und strahlend hell, man hatte wohl den dunklen Kopf auf der schimmernden Fläche des Silbersees erkennen können. Man hatte wohl ein ungestümes plötzliches Aufrecken des Getroffenen sehen können. Man hatte vielleicht selbst die Kreise zu erspähen vermögen, die der Versinkende als letztes hinterließ, bis die Fläche des schimmernden Sees wieder still lag, still, wie niemals gestört, still, mit der bleichen Friedlichkeit der schweigenden Mondnacht.

Im Herbst fand man die Leiche mit dem Schuß mitten durch den Kopf, aber niemand war Ankläger, niemand war Richter, und das, was heimlich geredet wurde, hatte keinen festen Boden.

Übrigens beruhigte man sich merkwürdig rasch. Pratoy hatte keinen Anhang, entfernte Verwandte nur, die sich nicht eben große Mühe gaben, Gerüchte aufrechtzuerhalten oder zu klären. Fast, so vermute ich, hätte man die peinliche Angelegenheit ganz vergessen, wenn die Brandinis nicht gewesen wären, von deren Besitz die wunderlichsten Gerüchte drangen. Nichts Positives, aber das gerade, das war es, was die Phantasie gespannt hielt, wie schwelendes Feuer umherlief. Denn in dem Park dort, in dem riesigen, beschatteten, schien es nicht mehr geheuer. Und die Nächte, diese tiefen, nebligen, waren angefüllt mit einem unklaren Grauen, das durch alle Zimmer des kleinen Schlosses lief. Niemand konnte sagen, was es war, niemand war sich eines Gesichts, einer Spur bewußt. Allein die Dienerschaft hockte mit von Entsetzen bleichem Antlitz zusammen bis spät nach Mitternacht, und wenn man sich trennte, kam es vor, daß plötzlich einer der einzelnen in wildester Hast zum andern zurückgelaufen kam, weil er zitternd Wesenloses hinter sich fühlte. Furchtlose und stämmige Männer wurden plötzlich zu Feiglingen, die bangend sich nicht vorwärts wagten. Und das schrille Schreien entsetzter Mägde hallte oft durch das Haus, grell, unerhört aufreizend.

Und dann war der Herr selbst zum Schatten geworden. Ein Starker war er nie gewesen, jetzt wurde er

zum Furchtsamsten der Furchtsamen. Wenn er durch eine Tür schritt, kam es unversehens vor, daß er sich hastig, mit jener zuckenden Hast Entsetzter, umschaute. Das Bibliothekzimmer mied er gänzlich, er mied es so sehr, daß er selbst die angrenzenden Räume nicht betrat. Man sah ihn selten in jener Zeit, er zog sich gänzlich zurück, schützte Krankheit vor oder eine Reise. Doch blieb er niemals lange fort, es war, als triebe ihn eine innere Unruhe immer wieder zurück. Seine Tage waren unstet wie die eines Verfolgten.

Es kam die Zeit der tiefen Herbstnebel. In der von Seen und Moorwiesen reichen Gegend waren die Nebel häufig, doch traten sie niemals so stark auf wie in jenem Jahr. Und dann war der Park besonders voll davon, dann war die Lindenallee wie zugemauert, der Teich wie verstrickt. Seltsame Laute von fallendem Laub, das schwer und feucht war, klangen durch die Nächte. Aber um das Grauen voll zu machen, um alle Furcht auf die Spitze zu treiben, hatten nun auch die Fischer auf dem See ein unerklärliches Erlebnis. Denn als sie einmal spät noch draußen auf dem Wasser die Netze einholten, war ein schwarzer, wie es hieß gänzlich unbekannter Kahn in eiliger Fahrt gegen Strömung und Wind an ihnen vorbeigekommen. Und er war leer, er wurde nicht gerudert, er trieb von selbst so still und eilig seinen Weg quer über den See vom Pratoyschen Sitz zum Park der Brandinis. Am gleichen Abend aber und um weniges später nur hatten Diener Blanda Brandini leicht bekleidet und in großer Hast die völlig in Nebel getauchte Lindenallee hinabeilen sehen, und spät nach Mitternacht erst, als der Mond voll und bleich über dem schneeigen Weiß der Nebel stand, war sie zurückgekommen, blaß, doch ruhig und hatte zu der Kammerfrau mit eiligen Worten, fast lautlos, gesprochen: „Wenn einer kommt mit verhülltem Antlitz, den laß zu mir." Allein als die Alte, von allen Gerüchten ohnehin erregt, mit entsetzter Gebärde zurückgewichen war, hatte sie boshaft und tückisch gelacht.

Ein paar Tage darauf fand man Brandini tot in seinem Schlafzimmer. Er hatte sich eine Kugel in den Kopf gejagt, mitten durch die Stirn.

Hier könnte ich schließen, doch möchte ich noch berichten, daß nach dem Tod des Herrn im Schloß alles Grauen schwieg. Und es gehört weiter hierher, wieviel später, in einer Zeit, als ich alles längst vergessen zu haben meinte, Kunde von Blanda Brandini zu mir drang. Diese Kunde war wunderlich genug, denn danach soll sie es selbst gewesen sein, die durch allerhand geschicktes Reden oder Ausnutzen einer ohnehin besonderen Situation das Grauen im Schloß wachgerufen hatte. Und der Grund — hier setzt das ein, was mich am tiefsten ergriff, der Grund war Rache. Sie wollte an Brandini den Tod des Geliebten rächen und griff in dem heißen Haß zu jenem Mittel. Sie kannte ihres Gatten Schwäche und Furchtsamkeit und verdarb ihn tückisch im eigenen Entsetzen.

Der Brandinische Besitz hat längst andere Bewohner, längst ist in die Räume und den Park friedliches Leben gezogen, das Leben derer, die nicht lieben und nicht hassen und ein gutes Gleichmaß sind. Aber der wunderbare Duft, der damals das alte Haus umwob, ist fort. Der ging mit jener stark Liebenden und stark Hassenden.

Es ist still geworden in meiner Heimat.

Schatten.

Du bist der Schatten, der früh und spät
Zwischen mir und der Sonne steht ...
Und du verdunkelst mein Sonnenlicht
Mit dem Vorwurf in deinem Angesicht ...
Und ich möcht es verscheuchen und kann es nicht.

Und wie eine Mahnung folgst du mir bang
Vom Morgen bis Sonnenuntergang.
Und dann, wie der Schatten vom Pappelbaum,
Der einsam fällt in des Abends Raum —
Fällst du, vereinsamt — in meinen Traum.

Paul E. Tyánoff.

Im Münchner Zoo.

Von Hermann Roth. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen von F. Bruckmann A.-G., München.

Das Verlangen nach Tiergärten ist in der Neuzeit in dem Maß gewachsen, als die Gelegenheit, Tiere im Freien zu beobachten, immer seltener wird. Die Tiergärten von heute erfüllen keineswegs mehr allein den Zweck, die Besucher mit exotischen Rassen bekannt zu machen, sie wollen als Bildungstätten auch die Kenntnis der heimischen Fauna vermitteln, von der ein großer Teil der Kulturmenschheit herzlich wenig weiß; man denke nur an die ungezählten Großstadtkinder, die noch nicht einmal einen Hasen oder ein Reh im Freien haben beobachten können.

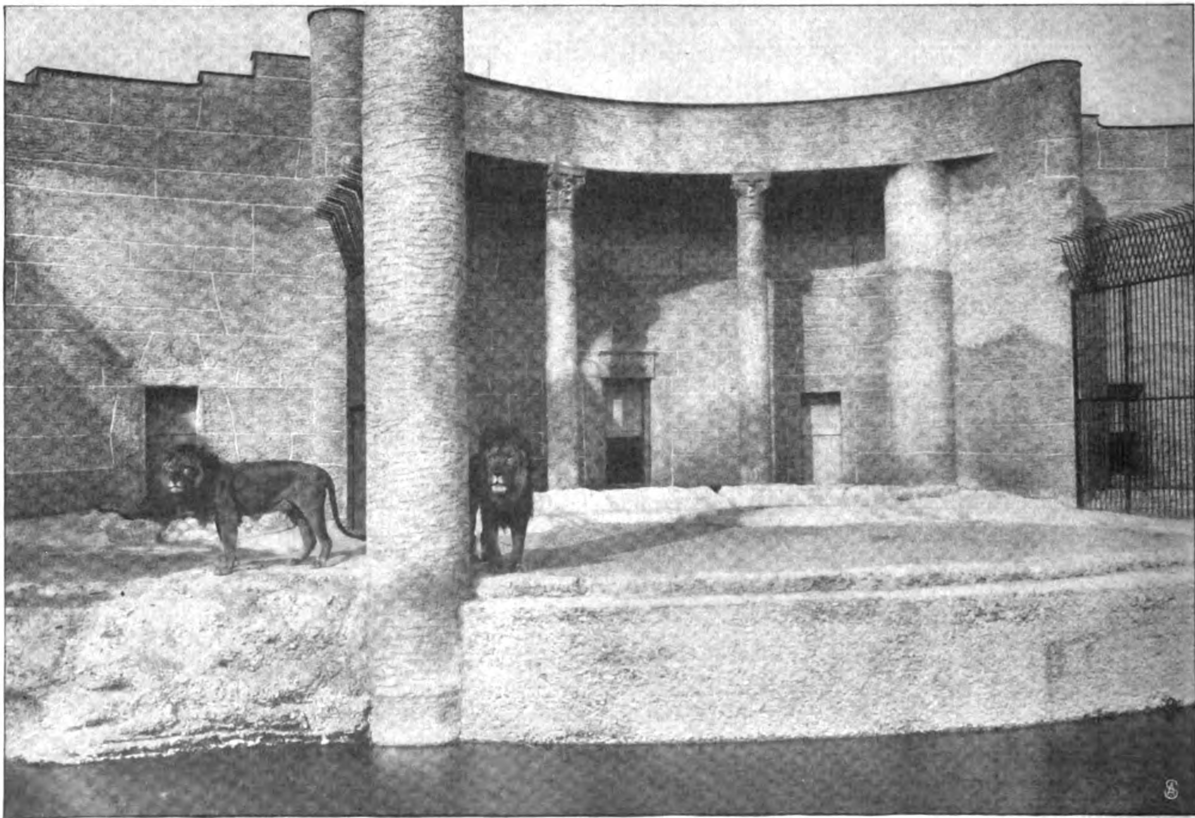
Zoologische Gärten sind an sich uralt, denn die Geschichte überliefert uns, daß schon tausend Jahre vor Christus ein Herrscher im Reich der Mitte sich einen großen Tiergarten angelegt hatte. Wir wissen namentlich von den Römern, daß sie zu ihren blutigen Kampfspielen aus ihren afrikanischen Kolonien Löwen, Tiger und Elefanten in ihre Hauptstadt überführten und in teilweise heute noch erhaltenen Gelassen beim Zirkus gefangenhielten. In Deutschland sind schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Tiergärten entstanden. Berlin bekam seinen „Zoo" 1843, Frankfurt a. M. folgte 1858 und Köln 1860. Naturgemäß haben sich die ersten „Zoologischen" von den Vorbildern der Menagerie nicht ganz frei machen können. Der Käfig als sicherster Gewahrsam blieb ein Bestandteil der älteren Anlagen, und da, wo man Häuser für die Tiere aufrichtete, dekorierte man sie im Stil ihrer Heimat. Es entstanden maurische Kioske für die Strauße, indische Tempel für die Elefanten, Almenhütten und

Ritterburgen für das heimische Wild usw. Die Humanität unserer Zeit hat auch dem Tier, das gewiß auch dann keine schlechtere Behandlung verdient, wenn es ein Raubtier oder ein „wildes" Tier ist, größere Sorgfalt zugewendet. Hand in Hand damit gingen die Bestrebungen unserer Zoologen und der Direktoren der Tiergärten, schon im Interesse der Erhaltung und Mehrung ihrer wertvollen Bestände mit ihren Schützlingen Akklimatisationsversuche zu machen, die zum Teil zu recht günstigem Erfolg führten. Diese Bewegung erhielt einen mächtigen Anstoß durch die Erfahrungen Hagenbecks, der in seiner neuen großen Anlage in Stellingen auch mit den alten Ueberlieferungen gründlich brach, Tiergemeinschaften einrichtete, Schluchten und Wassergräben an Stelle der den Blick des Beschauers störenden Umzäunung als Einfriedigungen benützte und mit der Anlage künstlicher Felsgebirge den Klettertieren ein nötiges Lebenselement zu geben suchte. Diese Vorbilder konnten nicht ohne Einfluß auf die Gestaltung des Münchner Gartens bleiben, dessen verhältnismäßig späte Anlage den Vorzug hatte, daß man sich andere Erfahrungen in reichem Maß zunutze machen konnte.

München müßte aber nicht München, nicht eine Metropole der Kultur und der Kunst sein, wenn hier nicht neue Lösungen gesucht und gefunden worden wären, die dem ausführenden Meisterarchitekten Professor Emanuel von Seidl vollauf geglückt sind. Es



Pelikane vor ihrer Hütte.



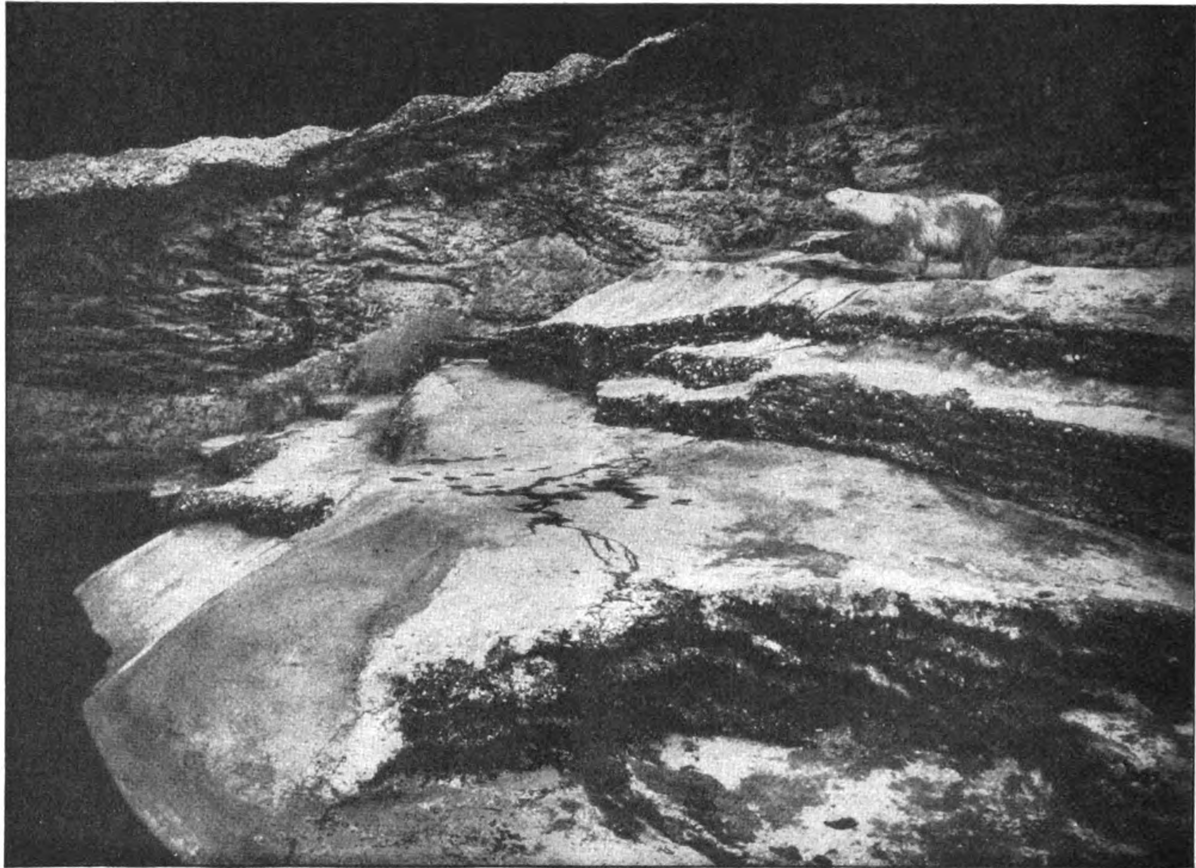
Der stilisierte Löwenzwinger.



Weiher für Gänse und Stelzvögel.



Der Zwinger für Malaienbären.



Der Eisbärenzwinger.

ist namentlich das Hereinziehen der Szenerie in Verbindung mit Kunst und Architektur, das eine neue Erscheinung darstellt. Ein besonders günstiges Moment für den Münchner Garten war das Vorhandensein eines geradezu idealen Geländes, das die Stadt für den Garten auf sechzig Jahre pachtfrei überläßt. Dort, wo seit Jahrhunderten der Zug der Ausflügler hingeht, im romantischen Isartal ist es gelegen, unterhalb des Kirchleins von Harlaching, wo einst Claude Lorrain die herben Schönheiten dieser Landschaft als Motive zu seinen Bildern verwertet hat. Es ist ein altes, jetzt durch einen Hochwasserdamm gegen etwa überströmende Regungen der alten Frau Isar geschütztes Ueberschwemmungsgebiet, das den Park aufgenommen, ein Stück Urlandschaft mit einem überaus reizvollen Wechsel von Weidenbeständen, Wassertümpeln, mächtigen Baumgruppen, freien Wiesen und begrenzt von dem hohen, von alten Buchen bestandenen Steilrand, dessen mächtige Felsen der Fluß in grauer Vorzeit durchsägt hat. Ein Seitenarm der Isar durcheilt in raschem Lauf das Gelände. Also Wasser, dessen ein Tierpark nicht entbehren kann, in Hülle und Fülle. In die von der Natur gegebene Situation die Tiergehege einzupassen, unauffällig, ohne Vergewaltigung der schönen Anlagen, die im Wechsel ihrer malerischen Baum-



Das Gehege für Heufresser.



Blick auf die Löwenterrasse.

Aus dem Münchner Zoologischen Garten: Die Anlage für Seelöwen.

landschaft, Felshänge und Waldbestände einzig in ihrer Art sind, die notwendigen Neuschöpfungen und Bauten harmonisch zu dem Gesamtbild zu stimmen: das war die dem Künstler gestellte Aufgabe. Er hat sie, wie die beigefügten Bilder zeigen, in so genialer Weise gelöst, daß der Besucher einen Weg freudiger Ueberraschungen durchwandelt, wobei geschlossene Waldpartien mit großen, freien Flächen und weiten, schönen Ausblicken angenehm wechseln. Leichte, weitmaschige Drahtgitter umfassen die Gehege und stören das Landschaftsbild nicht im mindesten; nur den bedenklichen Vierfüßlern, so dem Bison, dem Wisent, hat man durch Balkenzäune festere Schranken gezogen. In reizvollen Formen sind die einzelnen Tierhäuser und Hütten ausgeführt, bald mit Stroh, bald mit Rinden verkleidet, wo nicht, wie bei den Bären, Zwinger notwendig wurden, die unauffällig wie natürliche Ausschlüpfe in ihre Behausungen eingepaßt sind. Nicht alle Tiere machen von diesen Wohngelegenheiten Gebrauch. So haben zum Beispiel Nandus und Emus sich so gut mit dem rauhen Münchner Klima abgefunden, daß nur sehr selten einer von ihnen das schützende Obdach aufsucht, in das an den kühlen Sommerabenden andere Vögel, wie die Flamingos, zwangsweise gebracht werden müssen.

Ihren Höhepunkt hat die Münchner Anlage in dem großen Tierpanorama, das sich von der Terrasse des anmutig gelagerten Waldrestaurants aus dem Beschauer darbietet. Ueber die Blumenbeete am Bachufer hinweg schweift der Blick zur Rechten auf die große Eisbärenschlucht (Abb. S. 1744), auf das Bassin der Seelöwen (Abb. S. 1745), das Luitpoldgehege in der Mitte mit seinen Felsumrahmungen, mit Rotwild und Gemsen, davor eine große Wiese mit Stelzvögeln (Abb. S. 1743), zur Linken das Heufressergehege (Abb. S. 1744), auf dem sich Dromedare, Lamas, Pferde, Esel und Schafe tummeln, und zur Löwenterrasse (Abb. S. 1742 u. 1745). Für sie ist zum erstenmal der stilisierte Zwinger gewählt, eine verlassene Arena mit Säulenstellungen, so daß dem majestätischen Tier die Formensprache der Architektur angepaßt ist.

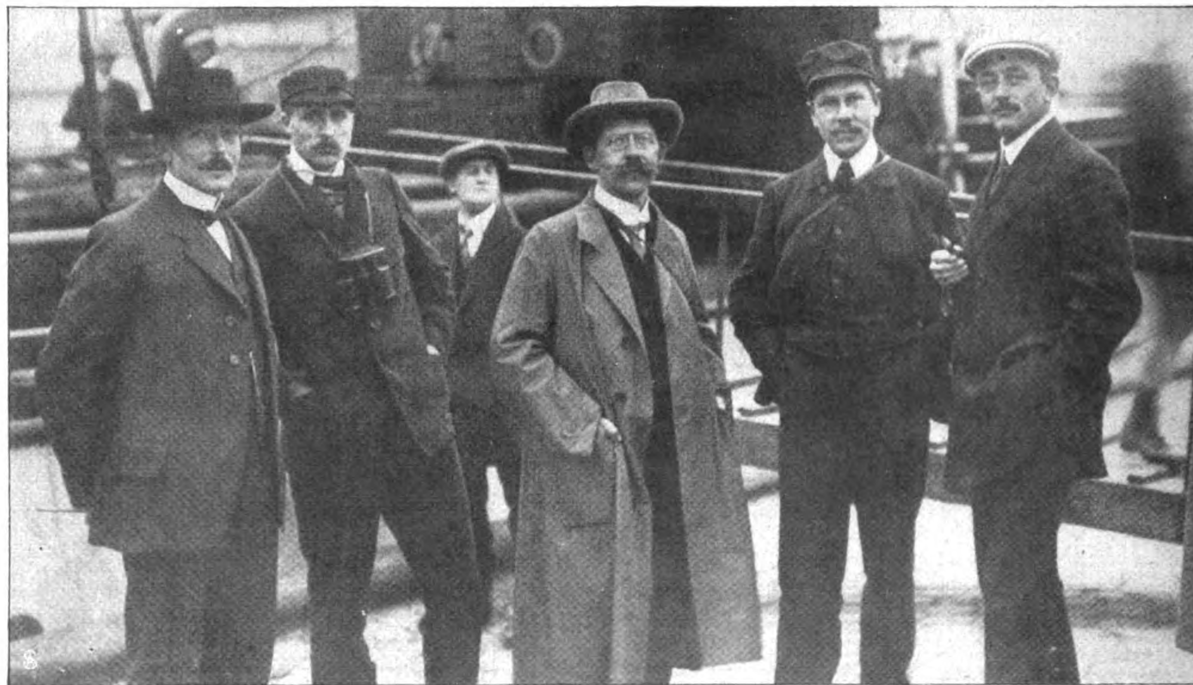
Das Bestreben, die Schönheit des Tiers zu zeigen, es namentlich auch in der Silhouette sehen zu lassen, den Besucher möglichst nahe an die Gefangenen heranzuführen, ohne daß diese sich durch die Beschauer belästigt fühlen, ist bei dem Münchner Garten maßgebend gewesen und dessen Schöpfer, der seine ganze künstlerische Persönlichkeit für dieses Werk eingesetzt, nahezu vollständig geglückt. Manches bleibt auch hier noch zu wünschen übrig; es hat sich eben auch da gezeigt, daß Ideal und Praxis nicht immer vereinbar sind, und daß das wahre Tierparadies in der goldenen Freiheit allein zu suchen ist. Immerhin ist aber ein Weg beschritten, der nicht nur den Münchner Garten selbst nach seinem späteren vollständigen Ausbau als künstlerische Schöpfung an die Spitze gleicher Unternehmungen stellt, sondern auch für die Tierhaltung und Tierbehausungen eine neue Aera eröffnet.

Bilder aus aller Welt.

Eine Anzahl Schweizer Gelehrter hat unter der Führung des Dr. Quervain eine Durchwanderung Nordgrönlands unternommen, die über den Charakter des grönländischen Inlandeises interessante Resultate gefördert hat.

Fräulein Mary Garden, ein Star der Opéra Comique in Paris, feierte kürzlich in „La Tosca“ große Triumphe. Unser Bild zeigt die Künstlerin in ihrem Heim.

Die neue Brücke über den Kaiser-Wilhelm-Kanal, die nach dem



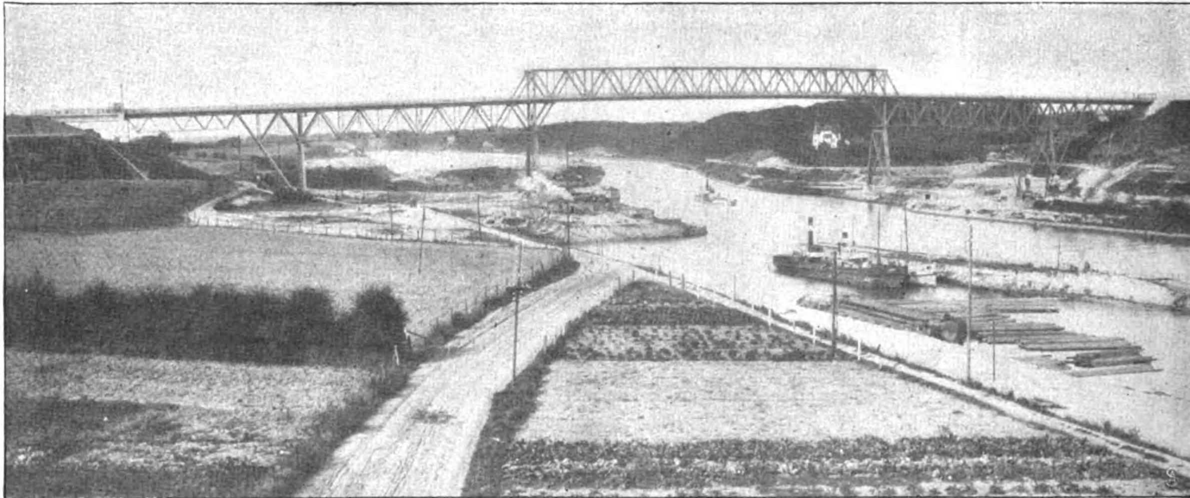
Von links: Professor Mercanton; Dr. Fick; Dr. Alfred Quervain; Dr. Gaule; Dr. Hoesli.

Eine erfolgreiche schweizerische Grönlandexpedition: Die Forscher auf der Heimreise in Kopenhagen.



Phot. Manuel.

Mary Garden in ihrem Heim.
Ein Star der Opéra Comique in Paris.



Die neue Prinz-Heinrich-Brücke über den Kaiser-Wilhelm-Kanal bei Holtenau. Phot. Renard.



Phot. A. Wertheim.

Waldemar Lütschg.
Zu seinen Konzerten in Berlin.



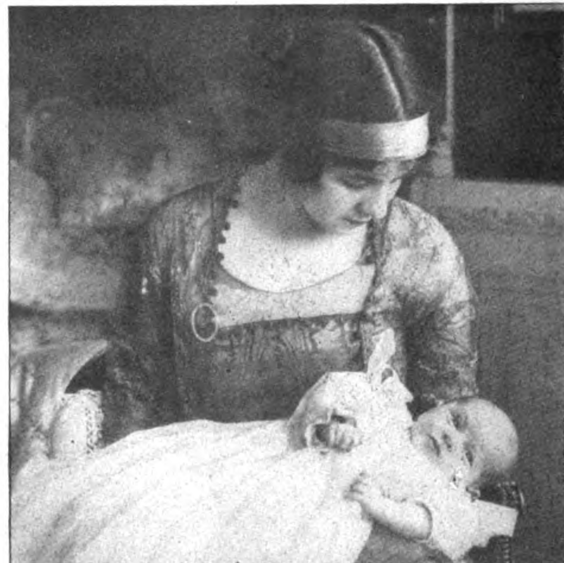
Phot. Baule.

Branddirektor Weigand,
Chemnitz, tritt in den Ruhestand.

Großadmiral Prinz Heinrich von Preußen ihren Namen trägt, ist kürzlich dem Verkehr übergeben worden.

Waldemar Lütschg gibt am 16. Oktober in Berlin seinen Klavierabend und wirkt am 18. als Solist im ersten Sinfonieabend der Königlichen Kapelle mit; er spielt hier ein Konzert von Mozart. In seltenen Ausnahmefällen nur zieht die Königliche Kapelle zu ihren vornehmen Konzerten solistische Mitwirkung hinzu, wobei naturgemäß nur Künstler von Qualität in Frage kommen. Waldemar Lütschg, ein Zögling seines verstorbenen Vaters Prof. C. Lütschg, hat sich schon bei seinem ersten Auftreten in Berlin als ebenso feinsinniger Musiker im allgemeinen wie begabter, technisch in allen Sätteln gerechter Pianist im besonderen bewährt und sich schnell unter dem jüngeren pianistischen Nachwuchs einen Platz in der ersten Reihe erobert.

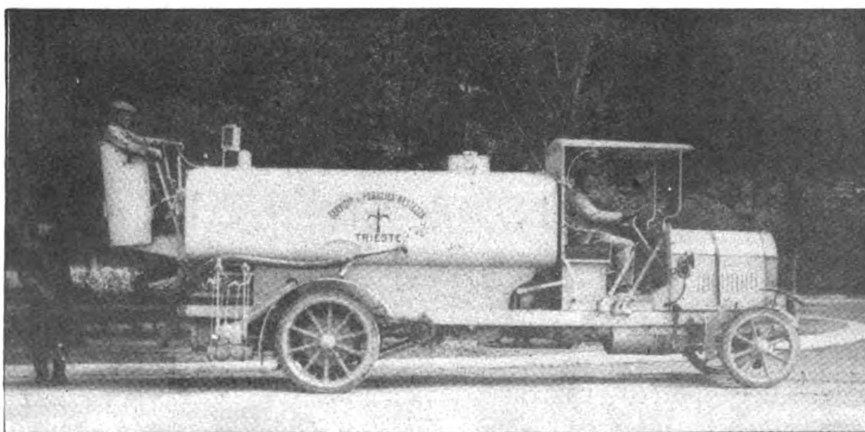
Branddirektor Lothar Weigand in Chemnitz tritt nach 36jähriger Dienstzeit in den Ruhestand.



Phot. Sport u. General.

Lady Decies, geb. Gould, mit ihrem Töchterchen.
Eine Tauffeier in der englischen Aristokratie.

Lord und Lady Decies feierten unlängst die Taufe ihres erstgeborenen Töchterchens. Lady Decies entstammt der bekannten amerikanischen Familie Gould.



Stoewer-Straßensprengwagen in Triest.

Aus dem Inhalt von Nr. 41 der „Export-Woche“:

Wirtschaft und Kapital. — Die Verlegung von Starkstrom-Flußkabeln. — Die deutsche Lokomobile auf dem Weltmarkt. — Oekonomie der automatischen Temperaturregelungs-Einrichtungen für Industrie und Gewerbe. — Technisch-industrielle Konjunktur. — Koloniales. — Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieurwissenschaft. Näheres in der anliegenden Nummer der „Export-Woche“. Das Heft ist der Auslandsausgabe der „Woche“ beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von ihr trennen.

Schluß des redaktionellen Teils.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberseeische Zahlstellen für die „Export-Woche": Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche" unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 41. BERLIN 12. Oktober 1912.

Wirtschaft und Kapital.

Von Leo Jolles.

Über die wirtschaftlichen Zusammenhänge ist auf dem Allgemeinen Deutschen Bankiertag verhandelt worden, der nach fünfjähriger Pause dieses Mal in München abgehalten wurde. Die Großbanken und Privatbankiers waren vereinigt, um über die wichtigsten Probleme der deutschen Wirtschaft zu sprechen und in Resolutionen Urteile und Wünsche niederzulegen. Es läßt sich denken, daß die Stellung der Reichsbank und das Verhalten der Kreditinstitute zu ihr ebenso im Mittelpunkt der Erörterungen stand, wie die Bank selbst den ruhenden Pol im Strom der wirtschaftlichen Bedürfnisse und Leistungen bildet.

Die starke Beanspruchung des Zentralinstituts

zu gewissen Zeiten ist Gegenstand einer alten Klage; aber alle theoretischen Erörterungen haben bisher den gewünschten Erfolg nicht hervorbringen können. Auch der Deutsche Bankiertag konnte nur feststellen, daß die Beanspruchung der Mittel der Reichsbank eine Folge der beträchtlichen wirtschaftlichen Fortschritte ist, die wiederum die Grundlage der wirtschaftlichen Größe Deutschlands bilden. Der Wunsch nach Vermehrung der liquiden Mittel, deren Höhe eine Garantie gegen allzu schroffe Wirkungen sinkender Preise bilden soll, wird also im Wege des Zwanges nicht zu erfüllen sein. Die Banken haben sich gegen jede Reglementierung ausgesprochen. Die Reichsbank soll über die Höhe der bei ihr anzulegenden Giroguthaben von Fall zu Fall entscheiden. Daß eine Förderung der Zahlungsmethoden den Umsatz baren Geldes und damit einen zu großen Verbrauch flüssiger Mittel einengen würde, ist sicher. Fraglich ist nur, ob der Scheckstempel ein geeignetes Mittel zur Popularisierung der vereinfachten Zahlungsmethoden ist. Die Großbanken mußten sich von verschiedenen Seiten (Seehandlung, Preußische Zentralgenossenschaftskasse, Reichsbank und Privatbankiers) sagen lassen, daß die nicht angemessene Art der Kreditgewährung die Hauptschuld an der Einengung der Barreserven trage. Gegen diesen Vorwurf haben sich die Vertreter der Haute banque gewehrt, und die Resolution, die schließlich Ursachen und Reformvorschläge zusammenfaßte, hat den Kreditinstituten recht gegeben. Der Umfang der wirtschaftlichen Tätigkeit ist mit Gewalt nicht in einen engen Rahmen zu pressen. Wenn das wirtschaftliche Leben Fähigkeiten genug zeigt, um gewaltige Kapitalmengen in Bewegung zu halten, so ist dem mit Vorschriften und Gesetzen nicht entgegenzuarbeiten. Man sollte zufrieden sein, daß Deutschland noch immer den vollen Nachweis überlegener Wirtschaftskräfte erbringen kann. Der deutsche Außenhandel hat in den ersten acht Monaten des Jahres

einen Wert von 12,425 Millionen Mark repräsentiert

und damit gegen das Vorjahr einen Fortschritt um mehr als eine Milliarde erreicht. Der Gesamtwert des Außenhandels hatte im Jahre 1911 rund 18 Milliarden betragen, wird sich also, wenn die Entwicklung so weitergeht, wie sie sich bisher gezeigt hat, in diesem Jahr der zwanzigsten Milliarde nähern. Damit rückt Deutschland in die Sphäre des größten Welthandelsstaates ein; denn Großbritannien hat die Summe von 20 Milliarden auch erst in den letzten Jahren erreicht. Nicht nur der Warenverkehr im Außenhandel, sondern auch die Bewegung der Waren im Inland hat einen größeren Niederschlag hinterlassen als im vergangenen Jahr. Die Einnahmen der deutschen Eisenbahnen aus dem Güterverkehr betrugen in den ersten acht Monaten des Jahres 1284 Millionen und waren damit um 100 Millionen höher als zur selben Zeit des Vorjahres. Besonders deutlich äußert sich die gute Rentabilität des geschäftlichen Lebens

in den Ergebnissen der Bergwerksindustrie.

Die großen Gesellschaften, die in der letzten Zeit ihre Jahresabschlüsse veröffentlicht haben, konnten fast ohne Ausnahme Dividendenerhöhungen nachweisen. Die größte deutsche Kohlenzeche, die Harpener Bergbaugesellschaft, hat ihre Dividende von 8 auf 9 Prozent erhöht bei einem Bruttogewinn von fast 24 Millionen Mark. Das Aktienkapital der Gesellschaft beträgt 85 Millionen Mark. Die Laurahütte, das bedeutendste oberschlesische Unternehmen, konnte einen Dividendenaufschlag von 2 Prozent (6 gegen 4 Proz.) festsetzen. Diese Steigerung ist besonders bemerkenswert, weil die Gesellschaft unter der Ungunst der in Oberschlesien herrschenden Verhältnisse während der letzten drei Jahre auf ein sehr niedriges Dividenden-

niveau gedrückt worden war. Die Erhöhung beweist, daß auch in Oberschlesien die gute Konjunktur des Montanmarktes reiche Früchte getragen hat. Die Laurahütte konnte am Schluß des Berichtsjahres einen Auftragsbestand im Werte von 22 Millionen Mark (gegen 14½ Millionen im Vorjahr) buchen. Auch von anderen oberschlesischen Gesellschaften wurde Günstiges berichtet. Daß die Börse sich die Chancen der Montanindustrie nicht entgehen ließ, versteht sich am Rande.

Die Kurse der Montanpapiere

haben fast durchweg beträchtliche Wertsteigerungen erfahren. So ist die Phönixaktie seit Anfang des Jahres um 23 Prozent gestiegen, die Aktie der Donnersmarckhütte um 25 Prozent, Harpener um 5 Prozent, Gelsenkirchen um 7 Prozent, Bochumer um 6 Prozent. Da die Kurse schon seit geraumer Zeit in der Höhe gehalten werden, so hat sich die Verzinsung der Aktien nicht gebessert. Eine Reihe von Papieren, wie Phönix, Hoesch, Deutsch-Luxemburg, Bochumer Gußstahl, werfen ja noch immer eine Rente von 6 Prozent ab, bei anderen ist jedoch die Verzinsung niedriger, so bei Harpen und Gelsenkirchen, die nicht mehr als 4½ bis 4¾ Prozent geben. Auf das Verhältnis von Kurs und Dividende wird jedoch keine sehr große Rücksicht genommen, da man die Möglichkeiten neuer Kursgewinne höher schätzt, als die Gewißheit einer angemessenen Verzinsung. Im Montangewerbe sieht man am besten, wie schwer sich das Verlangen nach baren Rücklagen mit den Bedürfnissen des Wirtschaftskapitals vereinbaren läßt. Die Neuanlagen und Betriebsverbesserungen, die zur Erhöhung der Konkurrenzfähigkeit und zur Verbilligung der Produktion dienen sollen, lassen sich nicht aus den regelmäßigen Einnahmen bestreiten. Die Aktionäre würden nicht zufrieden sein, wenn man einen guten Teil der für die Dividende bestimmten Einkünfte in das Unternehmen stecken würde. Eine derartige Politik stünde nicht nur im Widerspruch mit den Lebensbedingungen der Aktie, sondern auch mit bestimmten Forderungen der Privatwirtschaft. So müssen die Gesellschaften bei außergewöhnlichem Geldbedarf sich die Mittel auf dem Geldmarkt zu verschaffen suchen. Sie nehmen entweder die Mittel ihrer Banken in Anspruch oder verwerten ihren eigenen Kredit durch Ausgabe von Aktien und Obligationen. Unter den großen Bergwerksunternehmen hat im Laufe dieses Jahres die Deutsch-Luxemburgische Berwerksgesellschaft das bedeutendste Finanzgeschäft abgewickelt. Zur Durchführung ihres bekannten großen Bauprogrammes und zur Beseitigung schwebender Schulden waren 45 Millionen Mark nötig. Um sie zu erlangen, wurde das Aktienkapital um 30 auf 130 Millionen erhöht. In letzter Zeit hat der Bochumer Gußstahlverein eine Emission neuer Aktien beschlossen. Der Bochumer Verein gehört zu den konservativsten Unternehmungen der deutschen Montanindustrie. Die engen Beziehungen, in denen die Familie Baare zu ihm steht, haben ihm eine Familientradition geschaffen, deren Ergebnis die gar nicht „moderne" Zurückhaltung von großen Taten bildet. Das Aktienkapital der Gesellschaft, die seit 1854 existiert, beträgt 30 Millionen. Durch die geplante Ausgabe neuer Aktien wird es auf 36 Millionen gebracht werden.

Die Dividenden des Bochumer Vereins

sind nicht immer gleich gut gewesen, haben sich aber seit 15 Jahren auf einem respektablen Niveau gehalten. Das letzte Geschäftsjahr brachte eine Aufbesserung der Quote von 12½ auf 14 Prozent. Eine Vermehrung des Grundkapitals würde kaum erfolgen, wenn nicht die Gewißheit vorteilhaften Einwirkens auf die Ergiebigkeit bestände; denn es kommt im wesentlichen darauf an, daß die Unkosten, die eine natürliche Tendenz zum Steigen besitzen, durch technische Verbesserungen niedergehalten werden. Wenn man die Rekordziffern, welche die deutsche Montanindustrie darbietet, vor sich sieht, läßt man jeden Zweifel an ihrer Entwicklungsfähigkeit fahren. Die Eisenindustrie, die im vergangenen Jahre einen Ausfuhrüberschuß von 4¾ Millionen Tonnen auswies, wird in diesem Jahre

eine Erhöhung um eine Million Tonnen zeigen.

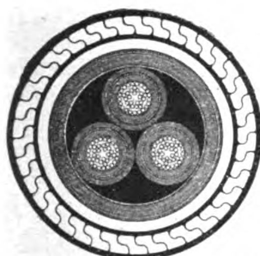
Die Ausfuhr von Steinkohlen aber beträgt seit Beginn des Jahres 20.55 Millionen Tonnen gegen 17.34 Millionen in der entsprechenden Zeit des Vorjahres, während die gesamte deutsche Steinkohlenproduktion von Januar bis August 116.39 Millionen Tonnen gegen 106.17 Millionen Tonnen ergab. Das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat konnte infolge des beträchtlichen Absatzes zum erstenmal seit langer Zeit die Beteiligung für Kohlen auf 100 Prozent erhöhen. Es gibt also in der Gegenwart keine Stelle, an der sich ein Risiko für das Montangewerbe findet. Aber die Zukunft ist nicht so sicher. Vor allem fragt sich, wie der neue Stahlwerkverband unter weniger günstigen Geschäftsverhältnissen, als sie zurzeit herrschen, wirken wird. Man erinnert sich, daß der Verband nach großen Schwierigkeiten am letzten Apriltag dieses Jahres in halbierter Form erneuert wurde. Die B-Produkte (Stabeisen, Bleche, Röhren) sind gänzlich aus dem Syndikat ausgeschieden. Für diese wichtigen Erzeugnisse besteht also freier Wettbewerb, der sich naturgemäß ohne Hemmung abwickelt, so lange wie die Absatzfähigkeit unvermindert besteht. Wie wird es aber werden, wenn die Nachfrage sich verringert? Neben dem Stahlwerksverband ist

das Schicksal des Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikats

von großer Bedeutung für die künftige Entwicklung der Montanindustrie. Noch vor einigen Monaten standen sich die beiden Zechengruppen im Syndikat schroff gegenüber. Die Hüttenzechen weigerten sich, Konzessionen zu machen, während die Reinen Zechen nicht länger durch das Privilegium der anderen benachteiligt sein wollten. Es gab eine Zeit, in der die Verhandlungen auf einen toten Punkt geraten waren. Letzthin scheint jedoch eine Aenderung eingetreten zu sein, die es ermöglicht, an einen Fortbestand des Syndikats nach dem 31. Dezember 1915 zu glauben. Zweifel an der Erneuerung des Verbandes haben wohl niemals bestanden. Es konnte sich nur darum handeln, ob beide Gruppen wieder in einem Kartell vereinigt sein würden. Angeblich ist die Hüttenzechenfrage aber so weit gelöst, daß sie kein Hindernis mehr für die Erneuerung des Syndikats sein wird. Die Hüttenzechen haben sich nach dieser letzten Version grundsätzlich bereit erklärt, an den Syndikatslasten mehr teilzunehmen als bisher.

Die Verlegung von Flußkabeln.

Von G. A. Fritze.


Querschnitt eines Flußkabels für 20,000 Volt Spannung.

Zur Überschreitung von Flüssen innerhalb der Städte mit Fernsprech- oder Starkstromkabeln lassen sich meist vorhandene Brücken benutzen, an denen die Kabel befestigt werden. Seit die Erzeugung der Elektrizität aber nicht mehr auf die größeren Städte beschränkt, sondern auf große Zentralwerke übergegangen ist, die ausgedehnte Gebiete, in manchen Fällen ganze Provinzen mit Starkstrom versorgen, ist es erforderlich, breite Flüsse auch dort mit Kabeln zu überschreiten, wo auf weite Strecken keine Brücke vorhanden ist.

Die für die Überschreitung von Flüssen durch Starkstromkabel auszuführenden Arbeiten unterscheiden sich wesentlich von dem Bau eines Kabelnetzes an Land und ähneln doch nicht ganz einer Seekabelverlegung.

Bei Erdkabeln kann die Länge der Teilstrecken den vorhandenen Fabrikations- und Transporteinrichtungen beliebig angepaßt werden, da Verbindungen zweier Kabellängen leicht durch Verbindungsmuffen ausführbar sind. Unterseekabel dagegen, die nur durch die Guttapercha-Isolation, nicht durch einen Bleimantel gegen Wasser geschützt sind, werden bekanntlich in fortlaufenden Längen von Hunderten von Kilometer hergestellt und in großen Bassins im Kabeldampfer aufgeschossen; ihre Fabrikation ist deshalb auf Werke beschränkt, die an der Küste oder an Flußmündungen liegen.

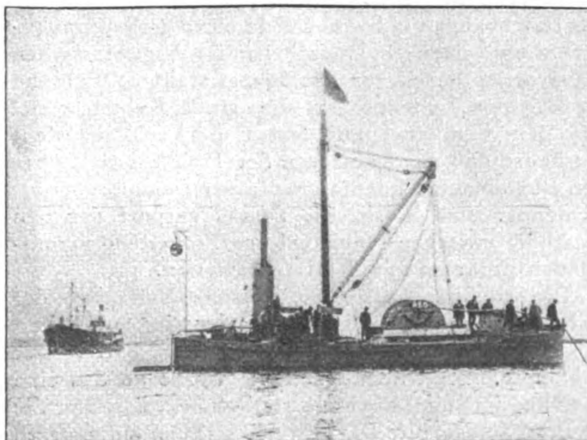

Die 12 t wiegende Trommel mit dem Kabel Zecheriner Fähre
verläßt das Kabelwerk Oberspree.

Ein Mittelding zwischen Erdkabel und Seekabel ist das Flußkabel. Seine Fabrikationslänge muß mindestens der Breite des zu überschreitenden Stromes entsprechen, da Verbindungsmuffen wegen ihrer hier schwierigen Montage vermieden werden müssen. Wenn die Länge des Kabels bedeutend ist, ergibt sich ein recht hohes Gewicht für eine Fabrikationslänge, da die Starkstromkabel im Gegensatz zu den Untersee-Telegraphenkabeln mit einem mehrere Millimeter starken Bleimantel umhüllt und durch einen dichten Panzer von Stahldrähten gegen Beschädigungen durch Schiffsanker, gegen das Scheuern auf steinigem Boden und dergleichen geschützt sind. Das hohe Gewicht der Einzellängen wieder bedingt besondere Maßnahmen für die Verpackung der Kabel und den Transport.

Die Allg. Elektrizitätsgesellschaft Berlin (A E G) hat im Juni und Juli d. J. mehrere Starkstromkabel für die Überlandzentrale der Provinz Pommern durch die Peene und Swine, die Seitenarme der Oder, und für das Elektrizitätswerk Cöpenick durch die Dahme bei Cöpenick verlegt. Ebenso bedeutsam sind solche Arbeiten für koloniale und überseeische Netze.

Die für die Überlandzentrale der Provinz Pommern bestimmten Flußkabel haben als Drehstromkabel drei Kupferleiter, deren Querschnitt bei dem einen Kabel 50 qmm, bei den beiden anderen 35 qmm beträgt. Die drei Leiter sind jeder für sich und alle drei gegen Erde mit einer etwa 5 mm starken Papierumwicklung isoliert und dann gemeinsam mit Blei umpreßt. Ader gegen Ader sowie Ader gegen Blei sind hiernach durch eine 10 mm starke Schicht isoliert. Für die über dem Bleimantel liegende Armatur, die in zwei Juteschichten eingebettet ist, wurden Fassondrähte gewählt, die, eng aneinander liegend, einen vollkommen dichten Panzer für das Kabel bilden.

Obgleich die Betriebsspannung im Freileitungsnetz der Überlandzentrale nur 15,000 Volt beträgt,


Die Verlegung des Flußkabels durch die Peene
(links der vor Anker liegende Dampfprahm).

sind die Flußkabel für eine Spannung von 20,000 Volt berechnet, damit sie selbst höhere Überspannungen, die im Freileitungsnetz auftreten können, aushalten.

Die größte Einzellänge des Kabels von 510 m wog 12,000 kg und mußte auf einer besonders erbauten



Das bleiarmierte Kabel gleitet über die Bugrolle
des Schleppprahms in das Flußbett.

starken Trommel von 2,5 m Durchmesser und 1,2 m Breite untergebracht werden. Für die Hebevorrichtungen im Kabelwerk Oberspree sind derartige Lasten nichts Besonderes, doch mußten die drei erforderlichen Kabellängen, auch die beiden für die Peene bestimmten, für sich auf je einem Eisenbahnwagen bis nach Swinemünde geschafft werden, weil an der Peene genügend starke Entladevorrichtungen nicht zur Verfügung standen.

Zwei Flußkabel sollten durch die Peene bei der Wolgaster Fähre im Norden und bei der Zecheriner Fähre im Süden und eins bei Swinemünde durch die Swine verlegt werden, um das Freileitungsnetz auf den Inseln Usedom und Wollin und die Zentrale auf dem Eichstaden bei Swinemünde an das Netz auf dem Festland und dadurch an die Hauptzentrale in Stralsund anzuschließen.

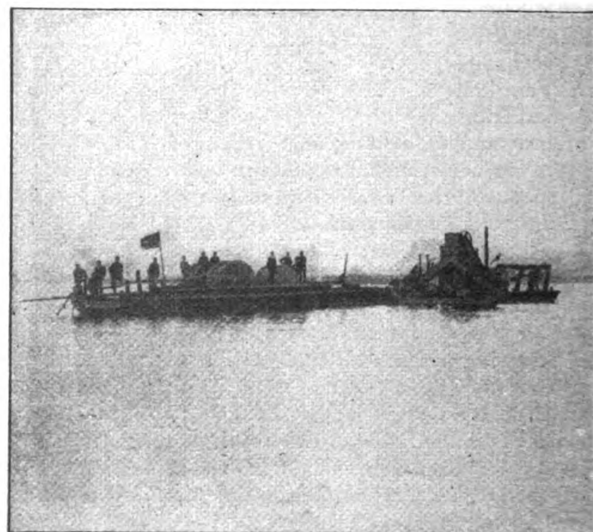
Von großem Vorteil war es für die Verlegung, daß das Hafenbauamt in Swinemünde einen großen Dampfprahm und einen Schlepprahm mit genügend starken Hebevorrichtungen zur Verfügung stellte. Während im Bug des Schlepprahms die große Kabeltrommel mit dem Flußkabel auf festen Böcken aufgestellt wurde, so daß das Kabel von der Trommel glatt über den Bug ablaufen konnte, diente der Dampfprahm als Schlepper und gleichzeitig zum Transport der den Anschluß zwischen Flußkabel und Freileitung vermittelnden Erdkabel und der Gerätschaften.

Die Abbildungen zeigen, wie die Verlegung der Kabel vor sich ging: Der Dampfprahm ging vor Anker, sobald er die Erdkabel an Land gesetzt hatte. Der Schlepprahm mit dem Flußkabel wurde an das eine Ufer bugsiert und durch ein starkes Seil, das über die an Bord aufgestellte Dampfwinde lief und am anderen Ufer verankert war, allmählich über den Fluß gewunden. Außerdem wurden stromaufwärts seitliche Anker ausgelegt, so daß der Prahm durch die Strömung nicht von der vorher genau festgelegten Kabelstrecke abgetrieben werden konnte. Sobald das eine Ende des Flußkabels von der Trommel abgewickelt und an Land verankert war, holte die Dampfwinde den Prahm längs des Seiles langsam quer über den Fluß, während sich das Kabel von der Trommel abwickelte und über die Bugrolle in das Flußbett glitt. Die Strömung sorgte dafür, daß das Kabel bald im ausgebaggerten Graben oder im Schlick tief eingebettet lag. Sobald der Prahm das gegenüberliegende Ufer erreicht und fast das ganze Kabel ausgelegt hatte, wurde das noch freie Kabelende durch Taue an Land geholt und auch hier verankert, um später mit den Erdkabeln durch Muffen verbunden zu werden.

Die Verlegung bei Swinemünde wurde zuerst in Angriff genommen und ging glatt vonstatten, da während der Verlegung der lebhafte Schiffsverkehr auf einige Stunden gesperrt war. Diese Maßnahme erwies sich auf Grund früherer Erfahrungen als notwendig, damit nicht das Kabel vor dem Einsinken in das Flußbett durch vorüberfahrende Schiffe beim Ablaufen beschädigt würde.

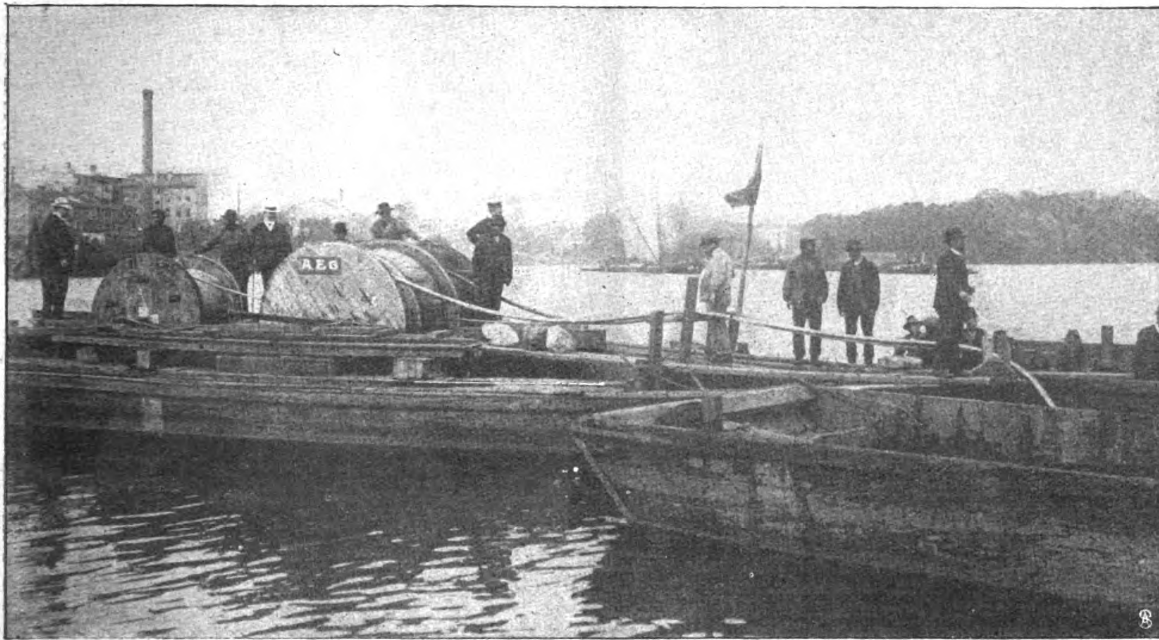
Die verschiedene Beschaffenheit des Bettes der Swine und der Peene bedingte auch verschiedene Maßnahmen bei der Kabelverlegung in beiden Flußarmen: da das Bett der Swine sandig ist, war schon vor der Ankunft der Kabel ein Graben von 1 m Tiefe vom linken Swineufer aus zu der Insel Eichstaden, auf der die Zentrale erbaut ist, und vom Eichstaden durch das tiefe Fahrwasser zur Insel Wollin hinüber gebaggert worden, während der schlammige Grund der Peene das Einbaggern unnötig machte.

Das Kabel sank durch sein eigenes Gewicht in den moorigen Boden; die an einigen Stellen nur 2 m tiefe Peene ist für Seeschiffe, deren Anker das Kabel ver-



Der Bagger (rechts) mit dem Kabelprahm im Schlepptau.

letzen könnten, nicht fahrbar. Da an den Ufern der Peene jedoch der Sand wieder zutage tritt, mußte das Kabel hier künstlich versenkt werden: um das Baggern zu sparen, wurde die Arbeit in eigenartiger Weise durch einen Taucher ausgeführt, der unter Wasser



Verlegung des Kabels.

das Druckrohr einer Handpumpe am Kabel entlang führte, so daß das schwere Kabel in den vom Wasserstrahl aufgespülten Sand einsank.

Die Ufer der Swine sind nicht so flach, sondern durch Spundwände erhöht und gegen das tiefe Wasser abgeschlossen. Das Flußkabel wurde hier deshalb durch das hölzerne Bollwerk mittels besonders für diesen Zweck gebauter Stopfbuchsen aus dem Wasser schräg nach oben an Land geholt, eine Arbeit, die der Taucher, hinter der Spundwand im Schlamm stehend, ausführte, nachdem an dieser Stelle hinter den Bohlen eine Baugrube ausgehoben worden war.

Da die Zecheriner Fähre, welche die Ufer der Peene dicht an der Berlin-Swinemünder Eisenbahn verbindet, am Ausfluß der Peene aus dem Haff liegt, wurde für den Transport des dort notwendigen 510 m langen Kabels der Wasserweg von Swinemünde aus über das Haff gewählt, während für den Transport des Kabels „Wolgaster Fähre" von 320 m Länge der Seeweg der nächste war. Die nächtliche Fahrt längs der Nordküste der Insel Usedom bei sehr starkem Wellengang gehörte nicht zu den schönsten Momenten der ganzen Arbeit, weil die 10 Tonnen schwere Trommel auf dem Prahm bedenkliche Neigung zeigte, sich dem Rollen der Wogen anzuschließen und über Bord zu gehen. Nach mehrstündigem Ankern vor der Peenemündung kamen mit Tagesgrauen Lotsen an Bord, um die beiden Prahme durch das schwierige Fahrwasser der Peene aufwärts nach Wolgast zu führen.

Das Ausschiffen der Erdkabel, mit denen später die Flußkabel an die Freileitungen angeschlossen wurden, gelang bei Zecherin glatt: der Dampfprahm legte inmitten des Stromes an die Fähre an und setzte mit seinen Hebevorrichtungen die Trommeln auf die Fähre, die sie dann an Land brachte. Bei Wolgast war erst die Anlegebrücke zu verstärken.

Bei weitem weniger Schwierigkeiten als die Verlegung der 20,000-Volt-Kabel machte die an sich bedeutend einfachere, dargestellte Auslegung zweier Gleichstromkabel für 1000 Volt und eines Nulleiters, die im Juni für das Elektrizitätswerk Cöpenick durch die Dahme, den Hauptzufluß der Spree, ausgeführt wurde, um die Uferbahn von Grünau nach Schmöckwitz mit Betriebsstrom zu versorgen. Der Prahm, auf dem die Trommeln verstaut waren, wurde durch den Bagger, der selbst wieder durch Ankerketten auf dem richtigen Wege gehalten wurde, geschleppt, während der Bagger langsam den Kabelgraben auswarf und den Schlamm in zwei Schuten ablud. Der aus einem starken Kupferseil bestehende Nulleiter liegt ohne weiteren Schutz neben den beiden Kabeln im Flußbett.

Daß die durch die Peene, Swine und Dahme verlegten Kabel der doppelten und dreifachen Betriebsspannung gewachsen sind, wurde durch die an ihnen noch im Kabelwerk vorgenommenen elektrischen Messungen festgestellt: eine halbe Stunde lang hielten die 20,000-Volt-Kabel eine Spannung von 50,000 Volt, die 1000-Volt-Kabel eine Spannung von 3000 Volt aus.

Die Erfahrungen, die bei diesen teilweise unter recht schwierigen Verhältnissen ausgeführten Flußkabelverlegungen gewonnen wurden, bestätigen lt. A.E.G.-Zeitung, daß beim Bau der Leitungsnetze von Überlandzentralen auch die Überschreitung breiter Flüsse durch Flußkabel ohne Schwierigkeit und völlig betriebssicher ausgeführt werden kann.

Die deutsche Lokomobile auf dem Weltmarkte.

Wir erwähnten in Nr. 39 dieser Zeitschrift das Jubiläum der Maschinenfabrik R. Wolf, Magdeburg-Buckau, als Feier des 50jährigen Bestehens. R. Wolf hat den deutschen Lokomobilbau in sichere Bahnen gelenkt und ist neben wenigen anderen Firmen eine derjenigen hervorragenden Firmen, die die englische Konkurrenz in der Qualität übertrafen.



Deutsch-Ostafrika.
2—45pferdige Wolfsche Heißdampf-Hochdruck-Lokomobilen auf einer Sisal-Entfaserungs-Plantage.

In den ersten zwei Jahrzehnten des Bestehens wurden Lokomobilen gebaut, deren Hauptmerkmale die einzylindrige Bauart unter Verwendung des Sattdampfes bis zu 6 Atm. Spannung und der ausziehbare Röhrenkessel (der auch in Zukunft beibehalten wurde) waren. Die zweite Stufe der Entwicklung (1883 beginnend) zeigt die Entwicklung der Verbund-Lokomobile und der Groß-Lokomobile. Die 1900 auf die Pariser Weltausstellung geschickte Lokomobile leistete bereits 360 Pferdestärken.

Hierauf folgt die Einführung des Heißdampfes, Erhöhung der Leistungen bis zu 1000 P.S. und die Verminderung des Kohlenverbrauches, die Heißdampfsteuerung, der entlastete Kolbenschieber mit federnden Dichtungsringen im Verein mit dem Achsenregler, einem Steuerungssystem, das sich bei allen Wolfschen Heißdampflokomobilen durch Genauigkeit der Dampfverteilung, Wirtschaftlichkeit des Dampfverbrauches, Einfachheit und Betriebssicherheit bei hoher Überhitzung bewährte.

Mit diesen letzten Großtaten Wolfs, von denen aber die Einführung des überhitzten Dampfes in den Lokomobilbetrieb die größte ist, schließt vorläufig die dritte und letzte Epoche konstruktiven Schaffens. Die Vielseitigkeit und Anpassungsfähigkeit der Lokomobile bedingt, daß sich das Absatzgebiet dieser Maschinengattung im Ausland stetig erweiterte infolge des gedrängten Zusammenbaues von Kessel, Maschine und Nebenteilen, einfacher, billiger Verfrachtung, Transportmöglichkeit über Land unter ungünstigsten Straßenverhältnissen, Herstellung geringer Fundamente. Die Bedienung fordert wenige, einigermaßen intelligente Arbeiter, zur Heizung wird jedes am Platze billigste Feuerungsmaterial verwendet, und minderwertigste Brennstoffe mit geringem Heizwert (Stroh, Fasern, Kerne, Schalen, Torf, Erdöl, Holz und Kohle) finden Verwertung, falls die Feuerungseinrichtung den Eigenschaften des Brennmaterials Rechnung trägt.



Aegypten.
Transport einer zirka 150pferdigen Wolfschen Heißdampf-Verbund-Lokomobile vom Nilufer zu ihrer Arbeitsstätte, einer Entwässerungsanlage.

Der Auspuffdampf dient für Heiz- und Betriebszwecke, ein Vorteil, den die Lokomobile vor vielen Rohöl- und Gasmotoren voraus hat.

R. Wolf sendet heute weit über die Hälfte seiner jährlichen Gesamterzeugung nach dem Ausland. In jedem Erdteil hat die Lokomobile ihren Einzug gehalten, in Sägewerken, Baumwollspinnereien, Elektrizitätswerken, Minengesellschaften, Plantagen, Brauereien, Eiswerken, Eisenbahn-Kraftstationen.

Ökonomie der automatischen Temperatur-Regelungs-Einrichtungen.

Vielfach werden sogenannte „Gas-Sparapparate" in den Handel gebracht, die darauf berechnet sind, die Gasabnehmer zu täuschen, und vor welchen große Gas-Unternehmungen durch ein Rundschreiben an Gasverbraucher mit Recht warnen. Derartige „Regulier-Patronen" oder „Gas-Drosselschrauben" vermögen oft lediglich den Gasdurchgang zu den Brennern zu verengen, und was auf diese Weise an stündlichem Gasverbrauch erspart wird, geht selbstverständlich durch längere Anheizdauer oder schlechtes Licht verloren.



Abb. 1. **Thermoregulator** D.R.G.M. Reguliert von 25—150° C.

In folgendem sei daher die Aufmerksamkeit auf einige wertvolle Gasregulatoren gelenkt, die in der Praxis ihre Feuerprobe bestanden haben. Im allgemeinen kommt es bei diesen Apparaten darauf an, daß eine bestimmte Temperatur dauernd festgehalten werden kann, und daß infolge der sicheren Temperatureinstellung jede Übertemperatur vermieden und dadurch eine Gasersparnis erzielt wird. Auch soll der Regulator so konstruiert sein, daß er dem zu beheizenden Körper keinesfalls mehr Wärme zuführt, als er infolge seines Wärmeleitungsvermögens auch wirklich weiterleiten kann. Auf diese Weise muß z. B. eine Gasersparnis sicher zustande kommen. Ähnlich verhält es sich bei elektrischem Stromverbrauch, worauf weiter unten eingegangen wird.

Die drei Gas-Regulatoren, die in folgendem dargestellt sind, entsprechen diesen Anforderungen.

Zunächst zeigt Abb. 1 einen „Thermo-Regulator" von Metall, D. R. G. M. (von Warmbrunn, Quilitz & Co., Berlin). Er besitzt ein Thermo-Element in Form einer zylindrischen Röhre und eine durch eine Scheidewand getrennte Gaskammer.

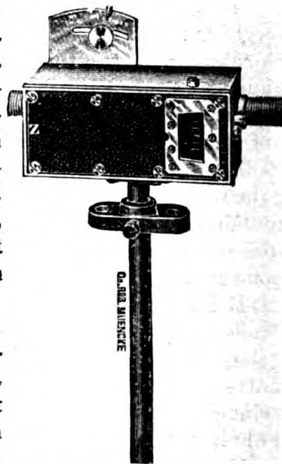


Abb. 2. **Automatischer Temperatur-Regulator** mit Temperatureinstellung u. Gradanzeiger: „Fink-Auté", D. R. Patent und 2 D. R. G. M. Reguliert von 100—1000° C.

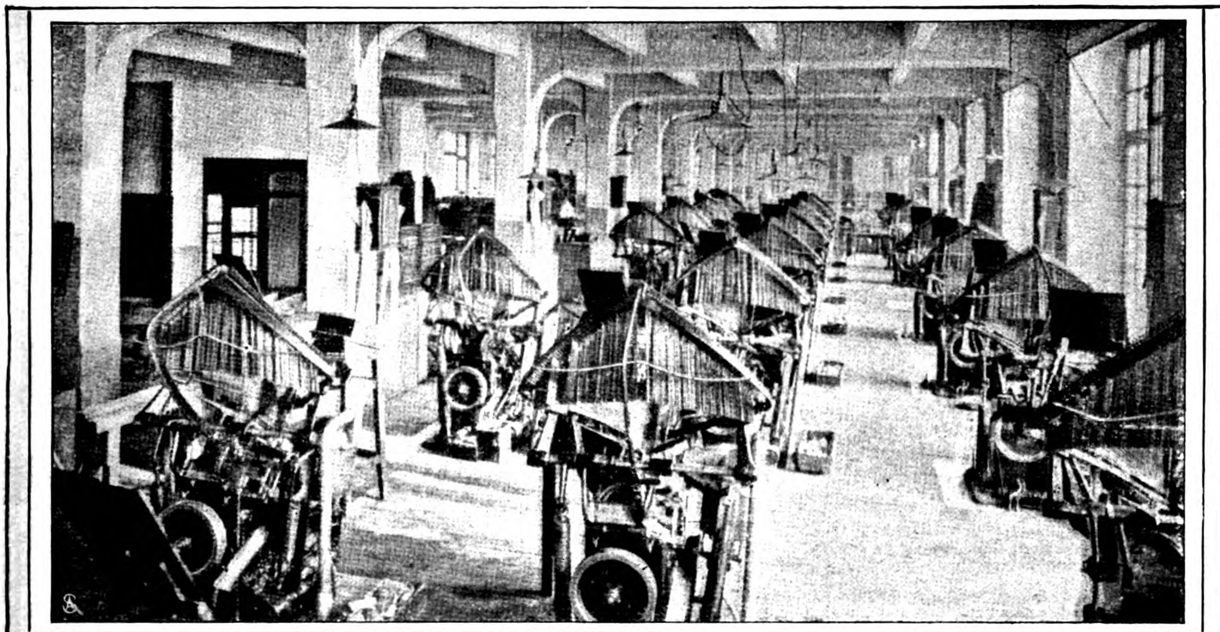


Abb. 3. **Setzmaschinen, mit automatischer Temperaturregulierung** versehen, sparen 20—30 % an Gasverbrauch, sind betriebssicher und ergeben keine Bleikräze etc. Steinkohlengas-Beheizung von 35 Setzmaschinen und Schriftgießerei-Maschinen, automatisch reguliert durch Regulator „Fink-Auté". Die Temperatur schwankt nur 5° C. Die Gasersparnis beträgt ca. 25 %.

Verbindet man nun die Gaszuleitung mit e und die Gasableitung a mit dem Brenner und schließt die Schraube s, dreht dann die Schraube b nach links herum, so brennt der Brenner mit genügend großer Flamme.

Nun beobachtet man das Thermometer. Sobald es 1 bis 2 Grad unter der gewünschten Temperatur zeigt, schließt man die Schraube b durch Rechtsdrehen, bis der Bunsenbrenner sich ganz klein einstellt. Nun öffnet man die Schraube s auf der Gaskammer g, bis die Brennerflamme reagiert. Jetzt geht durch die Notflamme bei s genügend Gas, um das Verlöschen des Brenners zu verhindern.

Der Regulator läßt sich einstellen für Temperaturen bis 150 Grad C und ist deswegen für Laboratorien in vielen Fällen wohl brauchbar. Auch wird er die in jedem Falle neu einzustellende Temperatur innerhalb dieser Grenze gut konstant erhalten und somit auch jede Üebertemperatur und Gasverschwendung innerhalb der gegebenen Grenzen zur Unmöglichkeit machen.

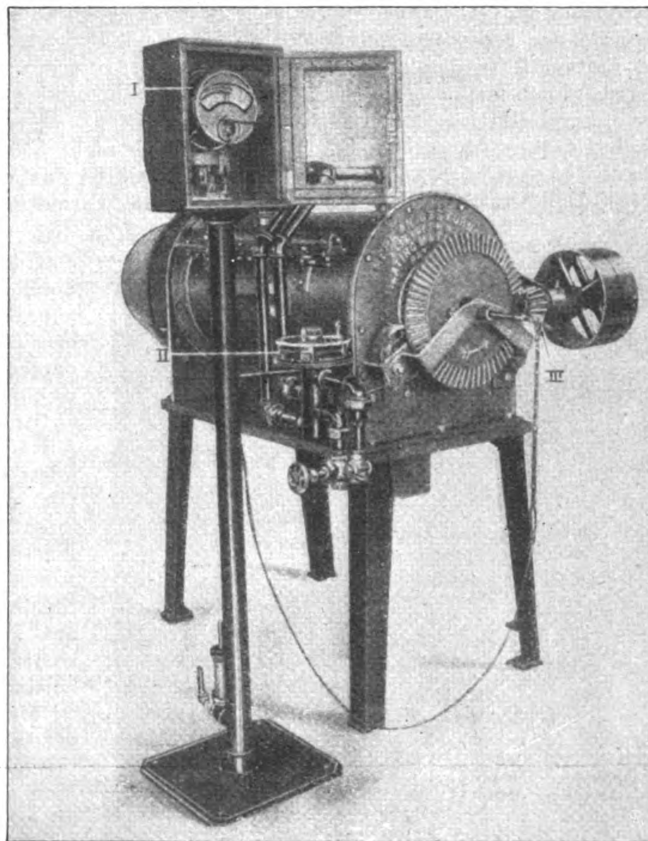


Abb. 4. Automatische Heiz-Kontrolle von George D. Machlet-New-York.
Teil I: Thermoelektrisches Pyrometer. Teil II: Hahn-Batterie für die durch Preßluft zu bewegenden Regulierhähne. Teil III: Wärmeaufnahmekörper.

Eine erheblich größere Aufgabe will der Automatic Heat Controller, konstruiert von George F. Machlet der American Gas Furnace Co., New York, lösen. Abb. 4 zeigt ihn in Verbindung mit einem zylinderförmigen Glühofen. Dieser Apparat besteht aus zwei Teilen (vgl. Abb. 4):

Aus einem Pyrometer (Teil 1), das in einen Kasten hinein montiert ist. Dasselbe ist so konstruiert, daß die Bewegung des Zeigers nicht allein die Temperatur anzeigt, sondern auch kontrolliert.

Der zweite Teil ist ein auf Luftdruck reagierendes Ventil, das an dem Ofen angebracht ist. Dasselbe wird betätigt mit derselben Preßluft, die auch zur Heizung des Glühofens oder Muffelofens Verwendung findet. Es steht außerdem in Verbindung mit dem Pyrometer und re-

guliert den Zufluß von Gas und gepreßter Luft, der gewünschten Temperatur entsprechend.

Der Wärmeaufnahme-Körper in der Abb. 4, ein sogenanntes „Thermo-Couple“, ist durch eine Leitung mit dem „Heiz-Kontroller“ verbunden, und sein äußerstes Ende wird in den zu erwärmenden Raum, in diesem Fall den Glühofen, hineingesteckt.

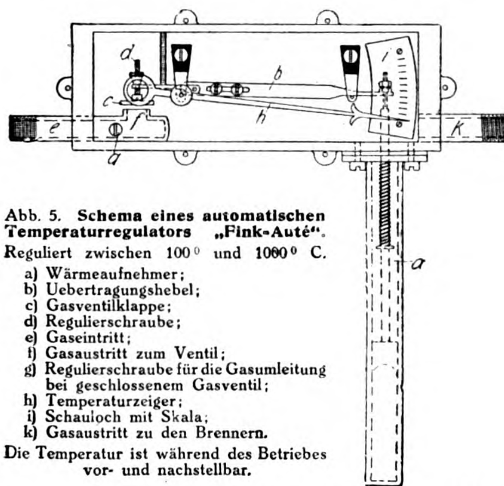
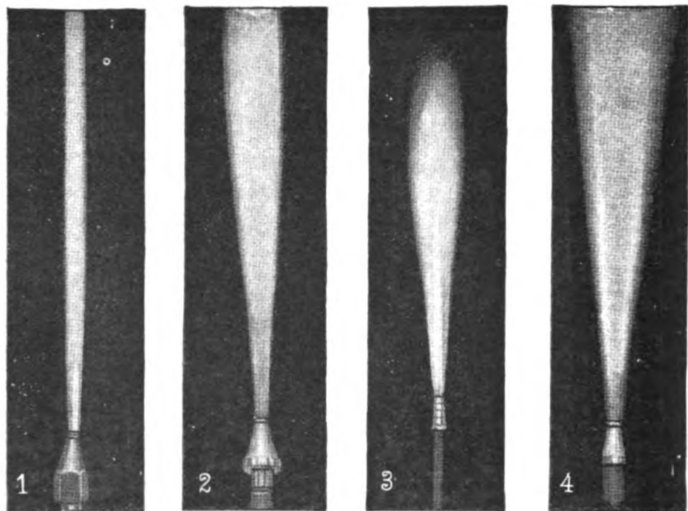


Abb. 5. **Schema eines automatischen Temperaturregulators „Fink-Auté“.**
Reguliert zwischen 100° und 1000° C.
- a) Wärmeaufnehmer;
- b) Uebertragungshebel;
- c) Gasventilklappe;
- d) Regulierschraube;
- e) Gaseintritt;
- f) Gasaustritt zum Ventil;
- g) Regulierschraube für die Gasumleitung bei geschlossenem Gasventil;
- h) Temperaturzeiger;
- i) Schauloch mit Skala;
- k) Gasaustritt zu den Brennern.

Die Temperatur ist während des Betriebes vor- und nachstellbar.



Flammenbilder mit „P. O.“-Brenner.
1) Preßgas-Sauerstoff-Flamme: Düse 1 mm Durchmesser
2) Preßgasflamme ohne Sauerstoff: „ 1 „ „
3) Preßgas-Sauerstoff-Flamme: „ 3 „ „
4) Preßgasflamme ohne Sauerstoff: „ 3 „ „

Abb. 6. Hartlötbrenner für Steinkohlengas und Sauerstoff.
Betrieb mit Nieder- und Preß-Gasdruck gestattet vorteilhafte Verwendung von Temperatur-Regulation.

Ist an dem Pyrometer die gewünschte Temperatur eingestellt und der Ofen angeheizt, so wird, nachdem der vorgeschriebene Hitzegrad erreicht ist, durch das mit Elektrizität arbeitende Pyrometer das Gas-Luftventil (Teil II) betätigt, und mit Hilfe der gepreßten Luft schließt sich das Gas- und Luftventil zu den Brennern, so daß deren Flammen sich klein stellen.

Der Apparat braucht zu dieser Betätigung außerdem einen Luftkompressor und dessen Antrieb eine Wasserkühlung und ein Ölbad!

Der Preis eines solchen (500 Doll.) ist ziemlich bedeutend.

Man darf wohl sagen, daß dieser „Automatic Heat Controller“, falls er richtig montiert und sehr sorgfältig behandelt wird, gute Arbeit leisten muß. Er wird zweifellos konstante Temperatur halten und Uebertemperatur verhindern. Auf diese Weise muß seine Verwendung eine entsprechende Gasersparnis mit sich bringen. Immerhin wird das Schließen des Gas-Luft-Ventiles erst in demjenigen Momente erfolgen können, wo die eingestellte Temperatur von dem Pyrometer angezeigt wird.

Er wird daher nicht verhindern, daß b i s zu dieser Zeit mehr Gas durch das Ventil hindurchgeht, als in dem Glühofen in Wärme umgesetzt werden kann.

Der ziemlich komplizierte, empfindliche und teure amerikanische Apparat wird durch eine deutsche Konstruktion von Dr. Fink, Berlin NW, Thomasiusstraße, welche in Abb. 2/5 dargestellt ist, übertroffen. Es ist ein **automatischer Temperatur-Regulator: „Fink-Auté“.** Er ist beschaffen wie folgt: Der Wärmeaufnahme-Körper **a** besteht aus einem nahtlosen Stahlrohre und hat im Innern einen Graphitpfropfen. Auf diesem lagert vertikal ein Stahlbolzen, dieser ragt in das aus schwerem Messingguß bestehende viereckige Gehäuse hinein.

Der Gaseingang **b** wird mit der Gaszuleitung verbunden, der Gasausgang c mit den Brennern. Man stellt mit dem Stellwerke d die erforderliche Temperatur ein. Im Schauloche e zeigt ein roter Zeiger diese Einstellung deutlich an. Der vorhin erwähnte Stahl-

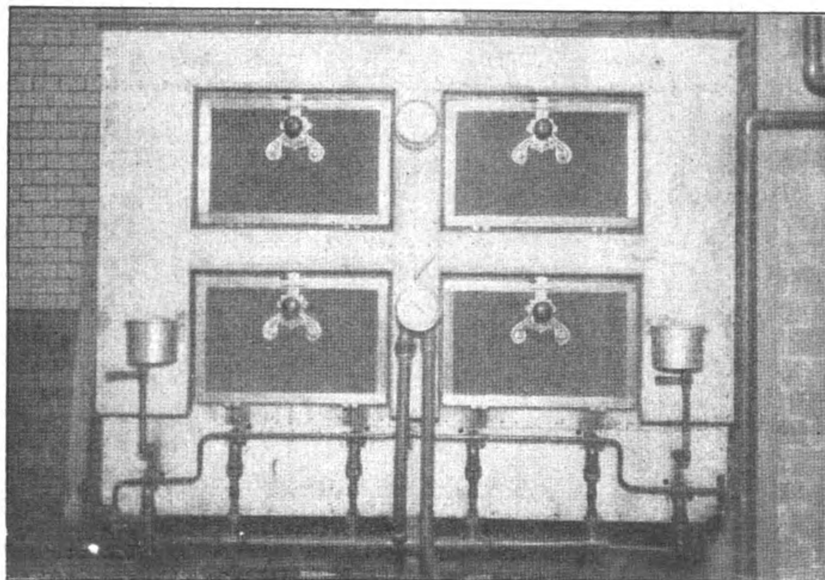


Abb. 7. **Backspind mit Gasheizung und Dampfentwickelung.**
Die Temperatur wird automatisch zwischen 250° und 350° C., je nach Bedarf, konstant erhalten durch den „Auté“ von Dr. Fink, Berlin W. 9.

bolzen wird nun, sofern der Wärmeaufnahmekörper a sich ausdehnt, durch eine Feder heruntergedrückt und schließt damit eine Ventilklappe im Innern des Gehäuses, um so mehr, je höher die Temperatur wird. Ist die normale Temperatur erreicht, erfolgt der Klappenschluß total und die Brenner erhalten nur noch eine Gaszuführung durch Umleitung. Geht die Temperatur wiederum herunter, so öffnet sich die Gasklappe von selbst, die Flammen stellen sich gleichzeitig und sofort groß. Ein blauer Zeiger in dem Schauloche e zeigt gleichzeitig genau die Temperatur an, und deckt derselbe sich mit dem roten, so ist damit auch der Klappenschluß deutlich angezeigt. Der Apparat ist, wie man sieht, sehr einfach und dürfte die

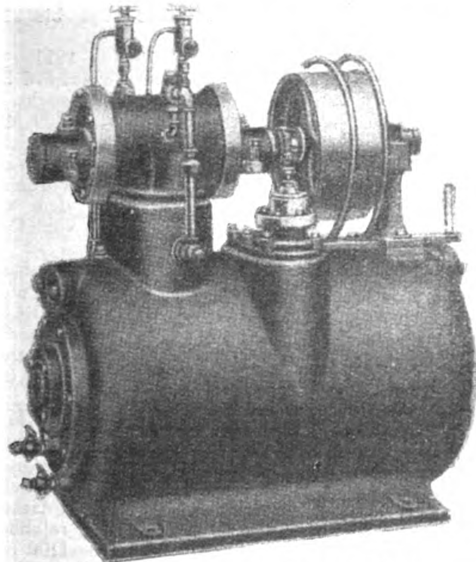


Abb. 8. **Deutsches Preßgas-Gebläse**
für Preßgasbrenner zu Heizzwecken usw. Vorteile des Gebläses sind: geringer Raumbedarf, gleichmäßiger Betriebsdruck, geringer Kraftverbrauch, Anschlußstutzen auf beiden Seiten, Ölzuführung während des Betriebes, Einstellmöglichkeit des Druckes während des Betriebes, Ventilzugänglichkeit ohne Demontage. Thermotechnische Industrie Dr. Fink, Berlin NW.

größte theoretisch mögliche und praktisch erreichbare Gasersparnis erzielen, denn er entspricht genau den drei eingangs aufgestellten Forderungen: Festhalten der eingestellten Temperatur; Vermeidung jeder Uebertemperatur, weil dieselbe vor Betriebsbeginn einstellbar ist; allmähliches Abstellen der Gaszufuhr bei steigender Temperatur. Abb. 3 zeigt den „Fink-Auté" in einer der größten Druckereien des Kontinents, wo er an 30 Typograph-Setzmaschinen und fünf Schriftgießerei-Maschinen montiert ist, damit die Bleikessel eine stets gleichmäßige Temperatur während des Typen- resp. Zeilen-Gusses halten. Die Temperatur-Schwankungen betragen nach dem Einbauen des „Fink-Auté", wie die Fabrik durch genaue, tägliche Messungen während sechs Monate festgestellt hat, nur etwa 5 Grad Celsius und die Gasersparnis gegen früher über 25 Prozent. Auch Öl-Anlaß-Öfen arbeiten mit demselben automatischen Temperatur-Regulator, weil gerade bei der Stahlfabrikation die Gleichmäßigkeit der Temperatur während der Anlaß-Periode eine so bedeutungsvolle Rolle spielt. Deutlich wird das erkennbar, wenn man mit Hilfe von „Shores Skleroskop" die ziffernmäßigen Werte der

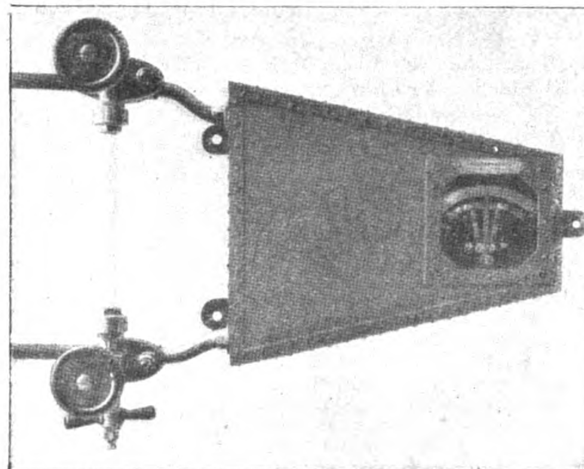


Abb. 9. **Elektrische Präzisionsregulierung.**
System Rennert.

Härte von Metallen prüft und feststellt. Erfolgt doch ein vollständiger Spannungsausgleich im Stahl-Material erst nach 8stündigem Temperieren im Ölbade von 228 Grad C. Diese Temperatur festzuhalten, dürfte lediglich durch einen automatischen Temperatur-Regulator möglich sein. Von gleicher Bedeutung für die gesamte Stahl-Fabrikation isl der Glühprozeß; z. B. werden Muffelöfen dabei verwendet, die mit Gas und Preßluft geheizt und auf 800 Grad Celsius reguliert sind.

Ein Vergleich der Fabrikate wird vor Augen führen, daß auch in diesem Falle deutsche Konstruktionen ausländischen z. T. überlegen sind.

Eine neue deutsche, aber auf elektrischem Wege als Präzisionsregulierung tätige Vorrichtung von großem Allgemeininteresse für jedes Gewerbe, Trocknereien, Dampfkessel- und Maschinenbetriebe, Emaillier- und Trockenanstalten, Konservenfabriken usw.

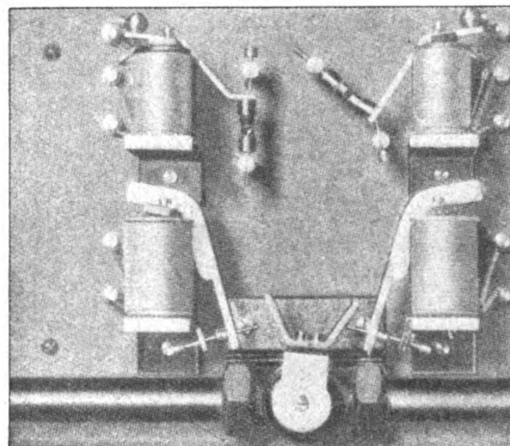


Abb. 10. **Apparat zur automatischen Regulierung**
bei Gasheizung.

ist auch nachstehende, Syst. Rennert. Sie dient u. a. speziell der Regulierung der Temperatur oder des Dampf- und Wasserdruckes. Ein neuer Gedanke liegt der Rennertschen Präzisions-Regulierung zugrunde. Das Prinzip dieses Systems liegt darin, daß ein Aufnahmekörper, sei es ein Manometer oder ein Thermometer, durch Kontaktgebung

die mittels elektrischen Stromes betriebenen Apparate in Tätigkeit setzt. Die Art der Schaltung gestattet es, alle Apparate, Motoren, Ventile usw. vor- und rückwärts zu bewegen.

Die vorhandene motorische Kraft ist so groß gewählt, daß alle Drucke und Hube leicht überwunden werden.

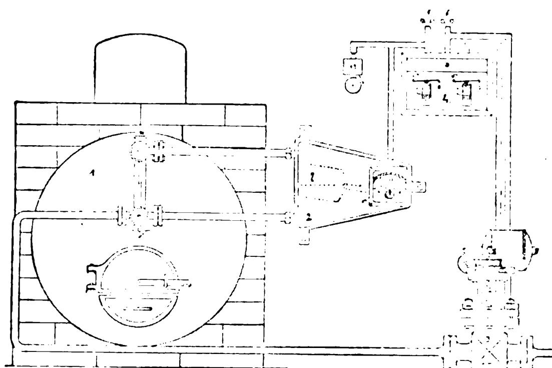


Abb. 11. **Schema der Elektr. Präzisionsregulierung** (System Rennert).

Die Einstellapparate können an die am besten geeignete Stelle verlegt werden, so daß sie von dort aus (Direktions-, Betriebs- oder Werkführerbureau) betätigt werden können.

Der Apparat findet die vielseitigste Anwendung. Die Abbildung zeigt u. a. den Gebrauch als Kesselspeiseregulator. Wenn der Wasserstand im Kessel steigt oder sinkt, hebt oder senkt sich ein Schwimmer in einem Wasserstands-Regulierapparat, daß er in seiner höchsten und tiefsten Stelle Kontakte schließt und so die Kesselspeisevorrichtung selbsttätig ein- oder ausschaltet. Der an seiner Achse drehbar befestigte Schwimmer 7 trägt einen Zeiger 8, dem bei 9 und 10 verstellbare Kontakte gegenüberstehen, die er schließt, wenn der Stand eine Höchst- oder Niedrigstmarke erreicht. Eine Glocke 13 tritt dann in Tätigkeit, wenn die Kesselspeisung aus irgendeinem Grunde versagt. Auch als Temperatur-Regulator dient das Rennertsche System. Es kann sowohl bei Dampf- wie bei Warmwasserheizungen benutzt werden und hält die Temperatur in Grenzen von einem Grad konstant. Als Aufnahmekörper dient ein Präzisions-Thermometer mit eingeschmolzenen Platinkontakten, das in dem zu regulierenden Raume aufgehängt wird. Beim Fallen oder Steigen der Temperatur wird das Regulierventil so weit geöffnet oder geschlossen, wie zur Herbeiführung der eingestellten Temperatur notwendig ist. Die Apparate werden von der Firma Otto Rennert & Co., Elektrotechnische Fabrik, München, Lindwurmstraße, gebaut.

Technisch-industrielle Konjunktur.

Die elektrotechnische Industrie war im ersten Halbjahr 1912 rege beschäftigt. Die Versorgung der wirtschaftlichen Unternehmungen mit elektrischer Energie ist eine wesentliche Vorbedingung für den ungehemmten Fortschritt der Produktion.

Nachdem die Verwendung von elektrischer Kraft in Landwirtschaft, Industrie und im Verkehrswesen in den verflossenen Jahrzehnten sich unablässig ausgedehnt hatte, hat in der neusten Zeit die beginnende Elektrisierung der Bahnsysteme neue Anregung gebracht. Die Industrie der elektrotechnischen Erzeugnisse hat im Verlauf dieser Entwicklung einen ganz ungeahnten Aufschwung genommen. Daß es seit dem Vorjahr in zahlreichen Zweigen der Industrie der elektrotechnischen Erzeugnisse zu Preiskonventionen kam, erhöhte die Erträgnisse nicht unbedeutend. Allerdings war das Exportgeschäft erschwert, da die Mehrzahl der Länder allmählich dazu übergeht, die eigene Industrie durch Zölle zu schützen. So haben im Jahre 1911 zwei Länder, Schweden und Japan, den elektrotechnischen Import mit Abgaben belastet.

Die Folge war, daß dem blühenden Geschäft mit Ostasien ein schwerer Schlag versetzt wurde.

Es spricht für die Leistungsfähigkeit der deutschen elektrotechnischen Fabriken, daß sie ihren Gesamtexport Jahr für Jahr trotz der wachsenden Schwierigkeiten erheblich gesteigert haben. Der ausländische Absatz von Erzeugnissen der genannten Industrie entwickelte sich in den ersten sechs Monaten der Jahre 1907 bis 1912 in Doppelzentnern, wie folgt:

Jan.-Juni	1907	1908	1909	1910	1911	1912
Ausfuhr	301,540	381,812	370,867	418,428	457,518	500,529

Der Wert des Exports stieg in den ersten sechs Monaten der Jahre 1911 und 1912 von 97.98 auf 102.39 Mill. M.

Es sind nunmehr auch die Bauarbeiten der letzten Abteilung der Bagdadbahn, der Strecke Tell Helif—Bagdad von letzterer Stadt aus in Angriff genommen worden. Der Baubeginn erfolgte in der Kalifenstadt auf dem rechten Ufer des Tigris, wobei der erste Spatenstich vom Generalgouverneur des Wilajets vorgenommen wurde.

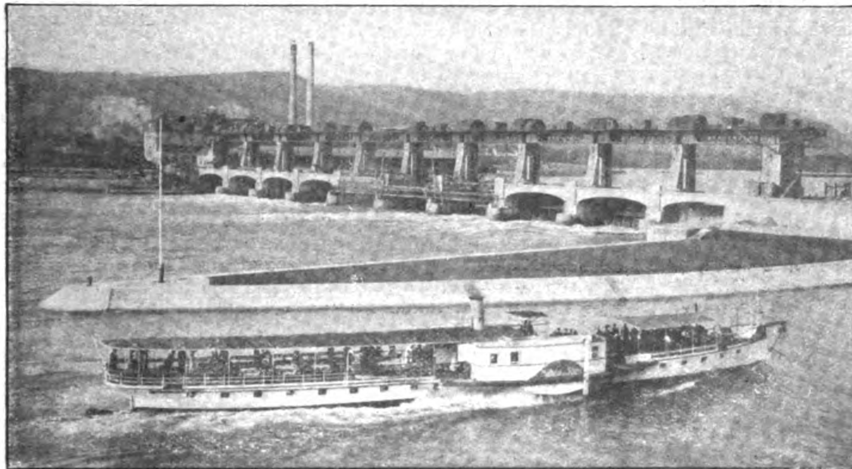
In der Eckernförder Bucht fand die erste Erprobung des Unterseebootes „Atropos" statt, das die Germania-Werft im Auftrage der italienischen Regierung gebaut hat. Die Probefahrt nahm einen sehr günstigen Verlauf. Als Höchstgeschwindigkeit ergaben sich 14,7 Knoten, während der Vertrag nur eine Geschwindigkeit von 12 Knoten bedingt. „Atropos" ist das erste in Deutschland mit Dieselmotoren zur Erprobung gelangende Unterseeboot. Seine Motoren sind gleichfalls von der Germania-Werft gebaut; auch sie bewährten sich während der Fahrt vorzüglich.

Der Deutsch-Russische Verein macht darauf aufmerksam, daß er in bezug auf Kreditwürdigkeit und Geschäftspraxis russischer Firmen ein sehr wertvolles, reichhaltiges Material besitzt, das sich zurzeit auf mehr als 1100 Firmen, die mit deutschen Firmen Verbindung angeknüpft haben oder anzuknüpfen suchten, erstreckt.

Ein beachtenswertes Urteil über die deutsche Nähmaschinen-Industrie von amerikanischer Seite dürfte für weiteste Kreise von Interesse sein. Es soll die amerikanische Regierung die Absicht haben, eine Anzahl Gebrauchsgegenstände, darunter auch Nähmaschinen, auf die Zoll-Freiliste zu setzen. Diese Absicht hat die Vertreter der unabhängigen amerikanischen Nähmaschinenfabriken veranlaßt, die Behauptung aufzustellen, daß die Aufhebung des Zolles auf Nähmaschinen den Ruin der amerikanischen Nähmaschinen-Industrie zur Folge haben müßte. Sie haben als Vertreter Herrn Chase von der White Nähmaschinengesellschaft zur mündlichen Verhandlung vor dem Finanzkomitee des amerikanischen Senats entsandt. Die amerikanische Singer Co. scheint eine passive Haltung einnehmen zu wollen. Herr Chase hat, wie der „Hannoversche Courier" berichtete, vor dem Finanzkomitee auf die Frage des Senators Smoot: „Ob die ausländische Nähmaschine nicht so gut sei wie die amerikanische?" geantwortet: „Es tut mir leid, daß ich sagen muß, sie ist nach meiner Ansicht der amerikanischen Nähmaschine ebenbürtig; in bezug auf Nähen, Aussehen und Dauerhaftigkeit sind die ausländischen Nähmaschinen den unsrigen gleich." Unter ausländischen Fabrikaten können nur die deutschen Nähmaschinen zu verstehen sein, weil es, abgesehen von den in Schottland hergestellten Singermaschinen, keine andere gibt.

Die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft hat bei der Werft von Blohm u. Voß einen großen Dreischrauben-Passagierdampfer von der Capklasse bestellt.

Die Act.-Ges. Orenstein & Koppel—Arthur Koppel hat einen Auftrag auf Ausführung eines Bahnbaues in Süd-Amerika im Betrage von zirka 13 Millionen Mark für Rechnung eines internationalen Finanz-Konsortiums erhalten.


Phot. Krenn.

Zur Eröffnung der Schiffahrt auf dem Oberrhein: Der erste Dampfer.

Der Rhein ist nunmehr auch auf seinem oberen Lauf zwischen Basel und Rheinfelden schiffbar. Diese Schiffahrt wurde jetzt eröffnet, zugleich auch das gewaltige Kraft- und Stauwerk bei Augst. Das Stauwerk ist das größte, welches bisher in Europa errichtet wurde, und kostet nahezu eine Million, das Kraftwerk, für 35,000 P.S. berechnet, kostet gegen 20 Millionen.

Aus Solingen wird geschrieben: „Der Geschäftsgang in der Solinger Industrie, der in den letzten Monaten in den meisten Branchen recht still war, läßt neuerdings anhaltende Besserung erkennen, wenn auch noch nicht in allen Zweigen der Stahl- und Schneidewarenindustrie. Das Auslandsgeschäft in Schneidwaren ist nicht überall günstig. Im Hauptabsatzgebiet, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo das Solinger Geschäft infolge der Zollstreitigkeiten und der Wahlbewegung in den letzten Monaten ziemlich ruhig war, nimmt der Absatz wieder zu. Das Geschäft mit Mexiko läßt zu wünschen übrig, in Südamerika, in Argentinien hat das Geschäft eine wesentliche Besserung erfahren; ebenso belebt es sich wieder im Osten, außer in China. Auch ist in China große Vorsicht am Platze. Im europäischen Ausland ist mit Ausnahme von Italien und der Türkei, wo das Geschäft unter den Kriegswirren leidet, der Absatz wieder normal, das Weihnachtsgeschäft verspricht etwas besser zu werden als im letzten Jahre. Die Solinger Waffenindustrie ist zurzeit für süd- und mittelamerikanische Staaten beschäftigt.

Die Leitung eines der großen gemischten Werke, das alle Phasen der Eisenfabrikation umfaßt, aber am Markte für Stabeisen und Bleche besonders maßgebend ist, schreibt: „Der Markt ist und bleibt fest. Durch den außerordentlich flotten Spezifikationseingang sind die Werke durchweg schon jetzt bis Jahresende mit Abrufen versehen. 16- bis 20wöchige Termine sind an der Tagesordnung, und wenn die Beschäftigung so bleibt, ist einstweilen an einen Rückgang der Preise wohl nicht zu denken. — Für Neukäufe herrscht im Augenblick wenig Neigung."

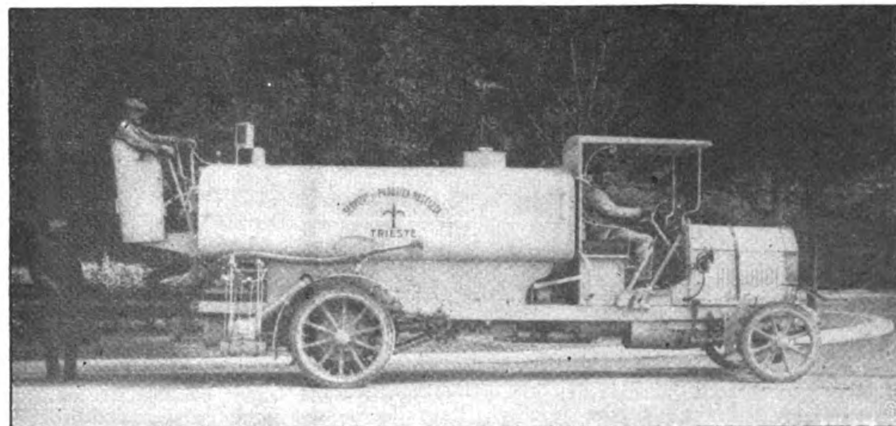
Die Firma Gebrüder Stoewer, Fabrik für Motor-Fahrzeuge in Stettin, baut bekanntermaßen außer ihren bewährten Tourenwagen auch schwere Lastfahrzeuge und Omnibusse. Sie hat die Stadt Triest mit einer ganzen Anzahl von schweren Wagen für Straßenreinigung und ähnliche Zwecke versorgt. Ein Stoewerscher Straßensprengwagen neuester Type ist in unserer nebenstehenden Abbildung wiedergegeben.

Auf einer Bahnstrecke der schwedischen Staatsbahn bei Stokholm fanden Versuche mit einem Motorwagen statt, der eine Verbindung von Dieselmotor und elektrischer Kraft darstellt. Die Geschwindigkeit konnte bei den Versuchen auf 70 Kilometer in der Stunde gebracht werden. Am meisten fällt die große Sparsamkeit auf. Während ein gewöhnlicher Lokalzug auf dieser Versuchsstrecke 500 bis 1000 kg Steinkohlen erfordert, was 10 bis 20 K. Feuerungskosten verursacht, betrug der Verbrauch an Rohöl in einem Dieselwagen nur 10 kg, so daß die Kosten bei einem normalen Rohölpreis sich nur auf 40—50 Oere stellten. Der Wagen faßt 40 Personen; bei Bedarf können ein oder zwei Anhängewagen angekuppelt werden. Durch Benutzung des neuen Motorwagens wird es den weniger verkehrsreichen schwedischen Bahnstrecken möglich sein, ganz bedeutende Ersparnisse zu erzielen. Zur Führung des Wagens reicht ein Mann aus. Die Kosten eines solchen Wagens sind sehr hoch.

Eine neue wichtige russische Eisenbahnlinie ist in Vorbereitung. Sie wird von der an der Wladikawkasbahn belegenen Station Stewinnominsk durch das Elbrusgebirge mittels eines acht Werst langen Tunnels über Bjelometschensk, Batalpaschinsk, Ust-Dschegutinsk, Krasnogorsk und Woronzo-Karatschajewsk nach Suchum-Kale am Schwarzen Meer geführt werden und somit eine direkte Verbindung Ciskaukasiens mit Transkaukasien bilden. Die Linie hat eine Länge von 300 Werst, und die Baukosten sind mit 88 Millionen Rbl. veranschlagt. Die Bahn wird den Namen Elbrus-Schwarzmeerbahn führen und wird gleichzeitig mit einer Erweiterung des Hafens von Suchum-Kale verbunden werden.

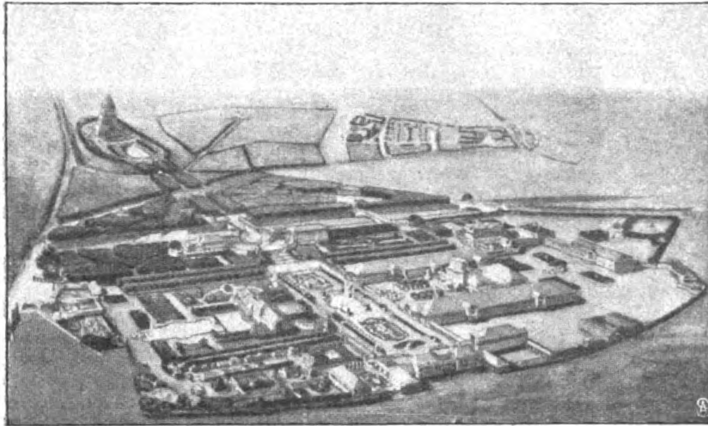
Die russische Zeitung Birshewija Iswestja berichtet über Bestrebungen der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, sich an den Eisen- und Montanwerken vorm. S. Felser & Co. in Riga zu beteiligen. Die russische Gesellschaft, der die Dresdner Bank und die Rigaer Kommerzbank nahestehen, hatte im Juli d. J. beschlossen, ihr Kapital von 1.6 Millionen Rubel um 40 Prozent oder 640,000 Rubel zu reduzieren und es dann weiter auf 1,960,000 Rubel zu erhöhen. Von den neuen Aktien hätte die Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg 750,000 Rubel übernehmen sollen, wogegen das russische Handelsministerium Einspruch erhob und die Einhaltung der Statuten verlangte, wonach die jungen Aktien den alten Aktionären angeboten werden müssen.

Den Explosivstoff-Werken Thorn, die ein von Herrn Max Thorn, Hamburg, erfundenes, nach neuen Methoden hergestelltes, besonders wirkungsvolles Geschützpulver fa-



Stoewer-Straßensprengwagen in Triest.

brizieren, ist es gelungen, das Pulver in verschiedenen Staaten, darunter auch bei der deutschen Armee, einzuführen. Die Gesellschaft baut jetzt eine Sicherheitssprengstoffabrik unter Leitung des Herrn Thorn, deren Produkte



Vogelperspektive der Internationalen Baufach-Ausstellung
mit Sonder-Ausstellung, Leipzig 1913.

für Bergwerke, Minen und militärische Zwecke verwandt werden. Der Sicherheitssprengstoff besteht aus einem Gemisch von Ammoniaksalpeter und Trinitrotoluol und anderen Stoffen.

Das bulgarische Kriegsministerium, das seit einiger Zeit bestrebt ist, seiner Armee eine Fliegertruppe anzugliedern, hat sich entschlossen, seinen gesamten Bedarf an Flugapparaten in Deutschland zu decken. Seit einem Jahre hat eine aus drei Offizieren bestehende Kommission französische und englische Flugplätze besucht und Maschinen gekauft. Die Versuche mit diesen Maschinen befriedigten jedoch die bulgarische Heeresverwaltung wenig, so daß man sich entschloß, deutsche Apparate zu kaufen. Vor einigen Wochen sind eine größere Anzahl von Albatros-Doppeldeckern fest bestellt worden und vier bulgarische Oberleutnants werden in Berlin-Johannisthal im Fliegen ausgebildet.

Koloniales.

Die Ackerbauschule in Nuatjä in Togo, die seit Jahren Eingeborene im Ackerbau, besonders im Anbau von Baumwolle und Mais, unterweist und in der Verbreitung rationeller Baumwollkultur unter den Eingeborenen in der Kolonie schon recht schätzenswerte Erfolge erzielt hat, ist unter weiterem Ausbau ihrer Zwecke und Ziele in eine Landeskulturanstalt umgewandelt worden. Als besondere Aufgabe wurde ihr übertragen die Saatzurichtung und Saatvermehrung von Baumwolle und Mais zur Lieferung guter Saat an die Eingeborenen, die Anlernung der zur Arbeit verwendeten Eingeborenen zu geregelter Arbeit und sachgemäßem Feldbau, die Ausführung von Anbauversuchen und die Durchführung von Rentabilitätsberechnungen für einzelne Kulturen. Bekanntlich ist die Togobaumwolle von recht guter Beschaffenheit, und besonders die letzte Ernte wurde in Bremen von Baumwollsachverständigen als hervorragend bezeichnet.

Das „Suddit". Ueber eine Sumpfpflanze des Nils, die sich vorzüglich als Brennmaterial eignet, vor allem aber auch zur Herstellung von Papier Verwendung finden kann, berichtet Dr. Roeder in der Umschau. Dr. Roeder schreibt: Der obere Teil des Weißen Nils und die mit diesem Fluß in Verbindung stehenden Seen sind erfüllt mit einer üppig wuchernden Sumpfpflanze, „Sudd" genannt; die zusammenhängenden Massen der allmählich verfilzenden Pflanze bilden für die Schiffahrt ein Hindernis, so daß die Dampfer an einem Tage oft nur wenige Kilometer vorwärts kommen können. Im vorigen Jahre kamen die ersten Nachrichten nach Europa, daß eine englische Gesellschaft aus den Suddpflanzen ein neues Brennmaterial „Suddit" herstelle. Damals waren die ersten Briketts noch ziemlich lose. Mitteilungen, die jetzt in Aegypten gemacht werden, berichten über Fortschritte. In Malakal, der Hauptstadt einer Sudanprovinz, sollen jährlich 50,000 Tonnen der neuen Briketts hergestellt werden, die fester und stärker gepreßt sein sollen als die früheren. Die belgische Regierung, die in der Kongokolonie Mangel an Kohlen hat, ist mit der Gesellschaft bereits über Lieferung der neuen Briketts in Verbindung. Wichtiger ist, daß man aus dem inneren Teil der Pflanzenfasern auch Papier hergestellt hat, das dem besten Lumpenpapier gleichwertig sein soll, im übrigen aber die Eigenschaften des Holzpapiers hat. Die Außenfasern der Pflanzen lassen sich zu Stricken verarbeiten, sogar Bretter soll man aus ihnen herstellen können — es handelt sich offenbar um ein Material von Wichtigkeit.

Ausdehnung des Baumwoll-Anbaues in Britisch-Indien. Der von der „Federation of Master Cotton Spinners and Manufacturers Association" in Manchester im Herbst vorigen Jahres zum Studium der Frage des erweiterten Anbaues von langschüriger Baumwolle nach Indien entsandte Mr. Arno Schmidt hat seine Betrachtungen in einem Bericht an die genannte Vereinigung zusammengefaßt. Er zieht aus dem Ergebnis seiner Untersuchungen den Schluß, daß der Anbau von Baumwolle in Indien verdoppelt werden könnte ohne Beeinträchtigung der Produktion von Lebensmitteln. Die zur Baumwollkultur geeignetsten Distrikte sind seiner Ansicht nach Sind, Westpunjab, Gujurat, der Süden der Madras Presidency und die Zentralprovinzen. Der Errichtung von Einkaufsagenturen in den Anbaudistrikten redet auch Mr. Schmidt lebhaft das Wort. Sie würden zunächst dem Pflanzer die Gelegenheit bieten, seine Produkte an den Mann zu bringen und in Wahrnehmung eigenster Interessen sodann auch den unreellen Manipulationen im Handel, wie Wässern u. dergl., steuern.

Kommission für Eisenbahnpläne in den deutschen Kolonien. Angesichts der Bedeutung, die das Verkehrswesen in den deutschen Kolonien in immer steigendem Maße gewinnt, hat die Deutsche Kolonialgesellschaft eine „Ständige Eisenbahnkommission" eingerichtet, die sich mit der Prüfung und Vorbereitung von Eisenbahnplänen in unseren Kolonien beschäftigen soll. Dieser Kommission gehören u. a. an: der Direktor der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft Dr. Kliemke, Direktor von Beck von der Neu Guinea Co., der Vorsitzende des Kolonialwirtschaftlichen Komitees Sapf, der frühere Gouverneur von Togo Graf Zech.

Eisenbahn nach Addis Abeba. Wie aus Addis Abeba gemeldet wird, hat sich eine abessinische Gesellschaft gebildet, die den Bau der Eisenbahn fortführen will, die jetzt von einer französischen Gesellschaft von Dschibuti nach der Hauptstadt gebaut wird. Die Eisenbahn ist gegenwärtig fast 100 Kilometer über Dire-Daba hinaus gefördert, so daß sie von der Küste ab also schon 280 Kilometer sich erstreckt. Die abessinische Regierung hat jetzt der Eisenbahngesellschaft mitgeteilt, daß sie ihr Recht ausüben will, die Linie vom Hawasch-Fluß bis zur Hauptstadt selbst zu bauen.

Das Deutsche Geophysikalische Observatorium auf Samoa, das von der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen unterstützt wird, hat sich an das Reichskolonialamt mit dem Antrag gewandt, einen außerordentlichen Zuschuß für den Neubau des Observatoriums bzw. eine Erneuerung zu gewähren. Es bedürfen fast alle Bauten des Observatoriums gründlicher Reparatur. Es mußte, weil Gefahr im Verzug war, damit schon vor einem Jahr begonnen werden, um die Beobachtungshütten, in denen die kostbaren Instrumente Aufstellung gefunden hatten, vor Verfall zu schützen.

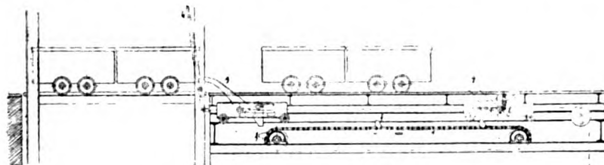
Die Malaria-Bekämpfung in Jerusalem hat sich ein Komitee zur Aufgabe gemacht, dem außer hervorragenden Vertretern der wissenschaftlichen Forschung Delegierte der im Heiligen Lande interessierten konfessionellen Organisationen angehören. Das Komitee hat unter Führung von Professor Dr. Mühlens vom Tropenhygienischen Institut in Hamburg zunächst eine Vorexpedition nach Jerusalem entsandt, um über Art und Auftreten der dortigen Fieberkrankheiten wissenschaftliche Feststellungen vorzunehmen. Die Arbeitsstätte befindet sich in der Kaiserin-Auguste-Viktoria-Stiftung auf dem Oelberg.

TECHNISCHE WOCHE

Bergbau.

Diamanten im Bergbau und für Fassonzieherei. Der Diamant zeigt je nach seinem Fundorte ganz beträchtliche Abweichungen sowohl bezüglich der Form als auch Farbe. Die minderen Qualitäten haben aber eine große technische Bedeutung, da sie, gleich wie die rein weißen Steine, die größte Härte aller bisher bekannten Stoffe besitzen. Man unterscheidet in der Industrieware zwei Arten von Diamanten: „Carbons" und „Boorts". Die ersteren finden sich nur in Brasilien, und zwar meist in den Flußbetten oder benachbarten Uferpartien. Der Stein zeichnet sich durch seine schwarze Farbe aus, ferner dadurch, daß er keine Spaltflächen hat. Infolgedessen kann er auch in großen Stücken industrielle Verwendung finden, da die Gefahr der Zersplitterung nicht besteht. Unter „Boorts" versteht man solche weißen Steine, die sich für die Schmuckindustrie nicht eignen. Man unterscheidet hier wieder zwischen den „Industriediamanten" und dem „Stoßboort", der geringsten Qualität, die hauptsächlich, in gepulvertem Zustande, als Schleifmittel für Diamanten Verwendung findet. Die bekannteste Anwendung industrieller Diamanten ist die zum Schneiden von Glas. Für die Glaserdiamanten werden nur Natursteine von besonderer Form benutzt. Kleine Splitter in bleistiftartiger Fassung dienen zum Schreiben auf Glas. Die Steinindustrie ist ein großer Abnehmer für Diamanten; um hartes Gestein zu zerschneiden, werden die Zähne der Steinsägen mit Diamanten besetzt. Das größte Verwendungsgebiet der Diamanten liegt aber auf dem Gebiete des Tiefbohrwesens. Nur durch die ausgiebige Besetzung der Bohrkronen mit Diamanten ist es möglich gewesen, so ungeheure Tiefen zu erreichen, wie sie das Bohrloch von Czuchowin O. S. (2240 m) aufweist. Häufig gehen dabei die Diamanten verloren, so daß größere Firmen dieser Branche, wie „Der praktische Maschinenkonstrukteur", dem wir die vorstehenden Angaben entnehmen, mitteilt, Diamantenvorräte im Werte von 500,000 M. vorrätig halten. Auch die Drahtindustrie macht von den besonderen Vorzügen der Diamanten weitgehenden Gebrauch. Für die Herstellung sehr feiner Drähte (0.25—0.02 mm) sind Zieheisen nicht geeignet, da sich der Lochdurchmesser schon nach kurzem Gebrauche ändert. Lochsteine aus Diamant sind dagegen äußerst widerstandsfähig gegen derartige Abnutzung. Noch feinere Drähte werden für die Fabrikation der Metallfadenlampen gebraucht. Diamanten finden ferner zum Abdrehen von Schleifscheiben und Walzen ausgedehnte Anwendung. Die Firma Joh. Urbanek & Co., Frankfurt a. M., hat einen Diamanten zum Preis von 120,000 M. angekauft. Da er in seiner ursprünglichen Größe nicht verwendbar war, mußte er in mehrere Stücke zersprengt werden. Dr. Kd.

Förderwagen-Aufschiebevorrichtung mit elektrischem Antriebe. Vereinzelt sind mechanische Vorrichtungen im Gebrauch, um die Förderkörbe in Bergwerken zu be-

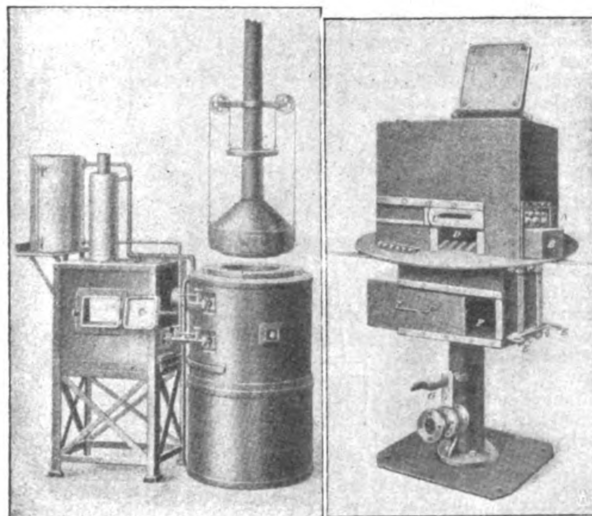


Förderwagen-Aufschiebevorrichtung mit elektrischem Antrieb.

schicken; ihrer allgemeinen Einführung hat leider die komplizierte und empfindliche Konstruktion, die gerade im Bergwerksbetriebe wenig angebracht ist, entgegengestanden. Die nachstehend beschriebene Beschickungsvorrichtung Patent Hohl, ausgeführt von der Maschinenfabrik Gebr. Eickhoff, Bochum, zeichnet sich durch eine sehr einfache, stabile Konstruktion aus. Der Antrieb erfolgt durch einen Elektromotor, dessen Kraft durch Riemen auf ein Vorgelege übertragen wird. Von diesem Vorgelege aus erhält eine Welle den Antrieb. Auf dieser Welle sitzt ein Kettenrad, dem in passender Entfernung ein anderes gegenübersteht; über beide läuft eine Gelenkkette e, die in gewissen Abständen mit Mitnehmern (f) versehen ist. Die Kette bewegt sich immer in der durch den Pfeil angegebenen Richtung. Über der Kette läuft zwischen zwei U-Eisen ein kleiner Wagen, der den Stößer g und die Einrückklinke h trägt. Der Stößer gleitet beim Zurückgange unter den Achsen der Förderwagen weg und richtet sich dann selbsttätig wieder auf. Das Zurückziehen der Wagen erfolgt durch das Gegengewicht i. In der Zeichnung ist der in Ruhestellung befindliche Wagen punktiert gezeichnet. Die Bedienung geschieht durch den Hebel k, der durch eine Zugstange mit dem Winkelhebel l verbunden ist. Sollen nun die vollen Förderwagen vom Korbe abgeschoben und gleichzeitig leere aufgeschoben werden, so werden zunächst die aufzuschiebenden Wagen vor den Stößer g gebracht. Wenn dann der aufgehende Förderkorb an der Hängebank angelangt ist, ergreift der Anschläger den Handhebel k und zieht denselben bis an einen festen Anschlag vor, wo auch die Einrückklinke h in die Mitnehmerbahn gebracht wird. Der zunächst ankommende Mitnehmer stößt an die Einrückklinke und nimmt den kleinen Wagen mit, wodurch dann gleichzeitig infolge der Wirkung des Stößers der Förderwagen auf den Korb gefahren wird. Ist dies geschehen, so wird der Stößer sofort wieder in seine ursprüngliche Stellung durch das Gewicht i zurückgezogen. Die Einrichtung befindet sich auf mehreren Gruben im Betriebe. Dr. Kd.

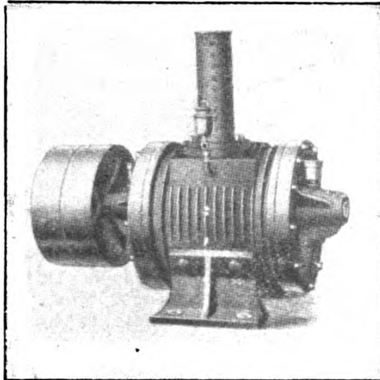
Werkstattstechnik.

Glüh- und Härtetechnik. Das Härten und Glühen von Werkzeugen und Eisenteilen bildet für den modernen Werkstattbetrieb einen wichtigen Faktor. Bisher benutzte man als Betriebsstoff für solche Öfen Kohlen, Koks oder auch Gas und ging später auch zur Ölfeuerung über, wofür der hohe Heizwert der Rohöle mitbestimmend war. — Es ergeben sich ohne weiteres erhebliche Vorteile bei Ausnutzung des Rohöles in besonders für den genannten Zweck ausgebauten Öfen, wie solche als Spezialität von der Firma „Albert Baumann, Härtewerk und Ofenfabrik in Aue (Erzgebirge)" in den Handel gebracht werden. Die Abbildungen zeigen Härte- und Glühöfen für Rohölfeuerung, die für jeden



Transportabler Salzbadhärteofen. — Glühofen für das Anwärmen von Nieten.

modernen Werkstättbetrieb von Interesse sein dürften. Abb. 1 zeigt einen transportablen Salzbad-Härteofen, der praktischerweise mit einer Vorwärmemuffel zum Glühen besonders für Werkzeuge kombiniert ist, da es nötig ist, die im Salzbad zu härtenden Gegenstände vorher anzuwärmen, wobei die Heizgase gleichzeitig für Muffel und Salzbad ausgenutzt werden. Die bewegliche Haube über dem Salzbad dient als Abzug für die sich entwickelnden gesundheitsschädlichen Dünste. In Abb. 2 ist ein anderer praktischer Glühofen dargestellt, der zum Erwärmen von Nieten, Bolzen usw. benutzt werden soll und aus dem Grunde wirtschaftlich und vorteilhaft ist, da er drehbar und von vier Seiten zu bedienen ist. Der gußeiserne, starke Fuß ist gleichzeitig zum Anschluß für das Gebläse ausgebaut. Ein solches finden wir in Abb. 3 veranschaulicht, das notwendig ist zum Zerstäuben des Rohöls und zur Herbeischaffung der Druckluft. Mllr.

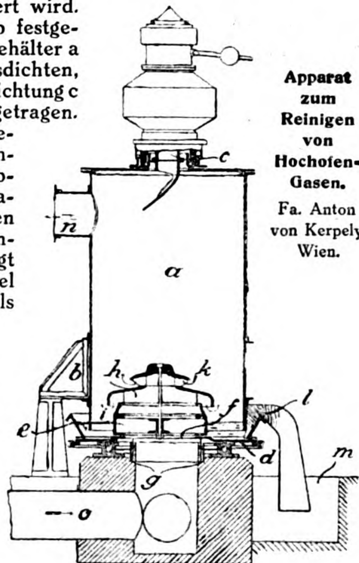


Druckluft-Rohölgebläse.

Temperguß vor Rost schützen. Bei Tempergußteilen ist die Neigung zur Rostbildung entsprechend der Qualität des benutzten Materials sehr verschieden. Teile, die man vor Rost schützen will, werden nach dem Abhärten mit einer Natronlösung gekocht, wodurch das in den Poren sitzende Kali zerstört wird. Nach der Laugenabkochung werden dann die Teile 15 Minuten in eine auf etwa 35 Grad Celsius erwärmte Kalklösung gelegt (10 l Wasser, 250 g gelöschter Kalk). Hierauf werden die Objekte mit heißem Wasser gespült, getrocknet und mit Paraffinöl eingerieben. Mks.

Hüttenwesen.

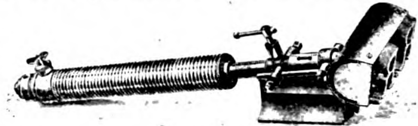
Apparat zur Reinigung von Hochofen-, Koksofen-, Generatorgasen und dgl. auf trockenem Wege mittels Durchleitung der Gase durch eine Schicht von feinkörnigem Filtermaterial, die ununterbrochen selbsttätig erneuert wird. In den auf Konsolen b festgelagerten zylindrischen Behälter a wird mittels der gasdichten, drehbaren Aufgabevorrichtung c das Filtermaterial eingetragen. Nach unten wird der Behälter durch eine drehbare Bodenplatte d abgeschlossen. Um den Gasen den Austritt zwischen Mantel und Schüssel unmöglich zu machen, ragt der Mantel in die Schüssel hinein und ist mittels Wasserverschluß e gegen diese abgedichtet. Über einer Öffnung f der Schüssel d, welche ebenfalls mittels Wasserverschluß g nach außen abgedichtet ist, befindet sich ein Aufbau i, welcher oben mit einer Haube h versehen ist. Der Aufbau weist verschiedene Öffnungen für das eintretende Gas auf, welche abseits gerichtet sind und von der Haube überdeckt werden. Zum Austragen des in der Schüssel sich ansammelnden verbrauchten Filtermaterials wird ein Abstreifer l angeordnet, welcher am Mantel fest angebracht ist, und der das sich an ihm stauende Material über den Rand der Schüssel hinweg in einen Kanal m befördert, von wo es weggeschafft werden kann. Der Eintritt der Gase erfolgt durch einen Kanal o. Von hier strömen die Gase durch die Haube h und die Öffnungen k in den mit Filtermaterial gefüllten Behälter a, durchströmen das Filtermaterial und treten oben bei n gereinigt aus. Das verbrauchte Filtermaterial wird von Zeit zu Zeit mittels der gasdichten Aufgabevorrichtung c durch neues ersetzt, so daß der Betrieb ein kontinuierlicher ist. Inhaberin des Patents ist die Firma Ant. von Kerpely, Wien. Mks.



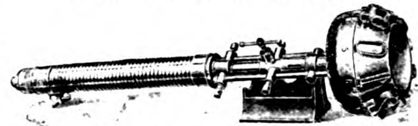
Apparat zum Reinigen von Hochofen-Gasen. Fa. Anton von Kerpely, Wien.

Heiztechnik.

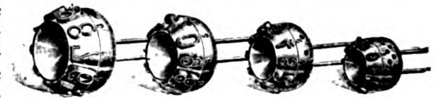
Ein neuer Dauer-Brennstempel zum Einbrennen fortlaufender Zahlen mit Benzinheizung wird von der Spezial-Fabrik für Heiz- und Kochapparate Gustav Barthel, Dresden A. 19, Kyffhäuserstr. 27, auf den Markt gebracht. Beim Einbrennen von mehrstelligen Zahlen, die in meisten Fällen fortlaufend gewünscht werden, zeigte sich bisher als großer Übelstand der Wechsel der Brennplatten und bei den auch öfters zur Anwendung kommenden Brennrädern mit Zahlentypen die Drehung des Rades. Der durch den Wechsel der einzelnen Typen entstehende Zeitverlust sowie die zu ihrer Erhitzung immer wieder erforderliche Brenndauer erschwerten das Einbrennen von fortlaufenden Zahlen und machten es dadurch verhältnismäßig umständlich und teuer. Infolge der Benzinheizung sind die Brennstempel jederzeit gebrauchsfähig. Die Inbetriebsetzung erfordert nur 2 bis 3 Minuten. Die Brennplatten können in den zulässigen Dimensionen mit den verschiedensten Zeichen, Buchstaben oder Zahlen versehen werden. Sie sind leicht auswechselbar und infolge der feuerfesten Materialbeschaffenheit im Gebrauch sehr dauerhaft. Die Beheizung der Typen findet bei der getroffenen Konstruktion gleichzeitig und gleichmäßig statt, so daß man imstande ist, ohne Zeitverlust beliebige Zahlenreihen ununterbrochen zu brennen. Um Irrtümer beim Zeichnen zu vermeiden, ist gegenüber der jeweils zu brennenden Zahl gleichlautend mit dieser auf dem Schutzmantel eine Kontrollzahl angebracht, die beim Stempeln von oben aus gut zu sehen ist und so das Einbrennen einer falschen Zahl unmöglich macht. Mks.



Einfacher beheizter Brennstempel.



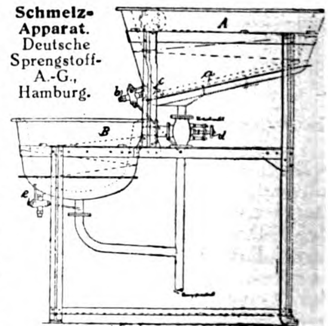
Beheizter Stempel mit drehenden Typen.



Typen für Brennstempel.

Feuerungstechnik.

Schmelzapparat zum Verflüssigen von Nitrokörpern oder anderen chemischen Stoffen. Die Wände des doppelwandigen Schmelzkessels sind durchweg schräg, so daß die darin befindliche zu schmelzende Substanz oben eine größere Breite hat als unten. Sie kann sich daher beim Niederschmelzen nicht von den Wänden des Kessels entfernen. Der Boden ist von hinten nach vorn geneigt. Zum Ablaufen des geschmolzenen Produktes befindet sich bei dieser Vorrichtung der Deutschen Sprengstoff-Aktien-Gesellschaft,



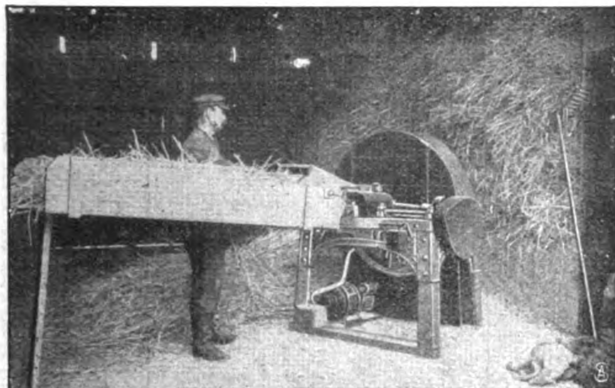
Schmelz-Apparat. Deutsche Sprengstoff-A.-G., Hamburg.

Hamburg, am Boden f ringsherum eine Rinne a, und zum Schutze des Ablaufhahns b gegen Verstopfen durch feste Substanz sind vor ihm ziemlich dichtstehende Röhren c angebracht, welche den Boden mit der vorderen Kesselwand verbinden und durch Dampf geheizt werden. Der Kessel steht in Verbindung mit einer Vorlage B, die das geschmolzene, flüssige Produkt auffängt und die im Falle, daß es sich zu stark abgekühlt hätte, durch ein Wechselventil d Dampf erhält. Der Hahn e der Vorlage, durch den das flüssige Rohprodukt abgelassen wird, ist ebenfalls heizbar.

Mks.

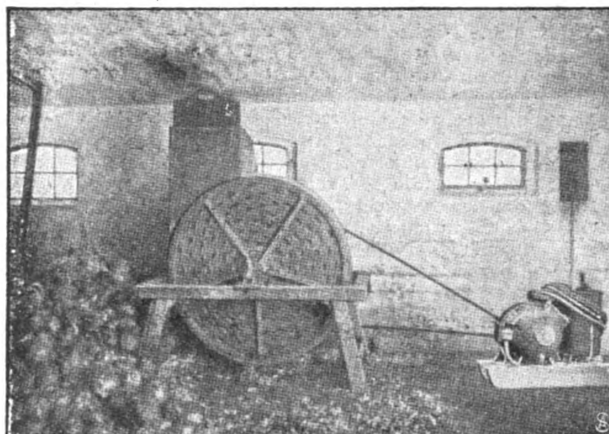
Elektrotechnik.

Landwirtschaftliche Maschinen mit elektrischem Antrieb. Wie die Elektrizität der Landwirtschaft besonders durch den Kraftantrieb bedeutende Vorteile gewährt, zeigt sich in



Häckselmaschine mit Elektromotor.

hohem Maße an den Futterbereitungs- und Speichermaschinen. Zwar bedürfen diese Maschinen nur einer verhältnismäßig geringen Arbeitskraft für ihre Bewegung, aber sie erfordern in erheblichem Maße menschliche Arbeitskräfte, deren Verminderung durch zweckmäßigen Ausbau der Maschinen und ihres Antriebes angestrebt wer-



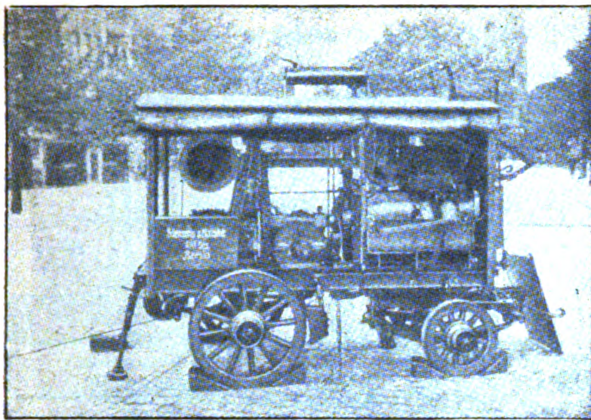
Rübenschneider mit Elektromotor.

den muß. In früherer Zeit beschränkte man sich darauf, die maschinellen Einrichtungen bei Einführung des elektrischen Betriebes unverändert bestehen zu lassen und an Stelle der früher vorhandenen Lokomobile oder des Spiritusmotors einen Elektromotor zu setzen, der alle vorhandenen Arbeitsmaschinen antrieb; hierbei stellte sich natürlich nur insofern eine Verminderung des Bedarfs an Handarbeit ein, als die Maschinen eine durch den neuen Antrieb hervorgerufene Leistungssteigerung zeigten. Mit der Zeit sind einfachere und wirtschaftlichere Einrichtungen ausgebildet und eingeführt worden, die besonders da in Frage kommen, wo es sich um Neueinrichtungen handelt. Man hat erkannt, daß die durch den Elektromotor ermöglichte Dezentralisation des Kraftbetriebes ein gewinnbringendes Moment

von großer Bedeutung darstellt. Dementsprechend findet man heute den Elektromotor direkt oder indirekt mit der Arbeitsmaschine verbunden, allein für sich oder mit der Maschine zusammen beweglich, völlig unabhängig von Ort und Zeit. Eine Häckselmaschine, mit der der Motor direkt verbunden ist, zeigt Abb. 1. Im Gegensatz zu den bekannten älteren Ausführungen ist hier der Motor vollkommen gekapselt in die Maschine eingebaut, wodurch die Raumausnutzung aufs äußerste gestiegen ist. Durch den völligen Einschluß des Motors und des Riementriebs ist ferner ein hohes Maß von Sicherheit geschaffen. Mit ihrem eigenen Motor ist die Maschine, unabhängig von anderen Zweigen des landwirtschaftlichen Betriebes, jederzeit benutzbar. Nicht in jedem Falle wird sich dieser direkte Antrieb zweckmäßig erweisen. Vielfach wünscht man die Maschine durch einen transportablen Motor angetrieben, dessen Ausnutzung sich durch die vielseitige Verwendung steigert. In Abb. 2 ist solch ein kleiner, auf einer Schleife montierter Elektromotor an einen Rübenschneider angebracht, der auch noch zu anderen Zwecken der Landwirtschaft vorteilhafte Verwendung findet. B.

Hebezeuge.

Fernsprechkabelwinde. Nebenstehende Abbildung zeigt eine Winde der Firma Siemens & Halske, A.-G., Berlin, zum Aufwickeln von Fernsprechkabel. An Stelle des früheren Elektromotors ist neuerdings ein vierzylindriger Protos-Motor der Siemens-Schuckertwerke eingebaut worden, der bei einer Bohrung von 78 mm, einem Hub von 110 mm und 1000 Umdrehungen rd. 12 P.S. leistet. Für den Antrieb reicht eine Leistung von etwa 3 bis 4 P.S. vollständig aus, die hohe Leistung des Motors ist durch die vier Zylinder bedingt, da kleinere vierzylindrige Motoren nicht hergestellt werden und ein Vierzylindermotor für den vorliegenden Verwendungszweck den Vorzug eines sehr gleichmäßigen Drehmoments und guter Regulierfähigkeit hat. Ein

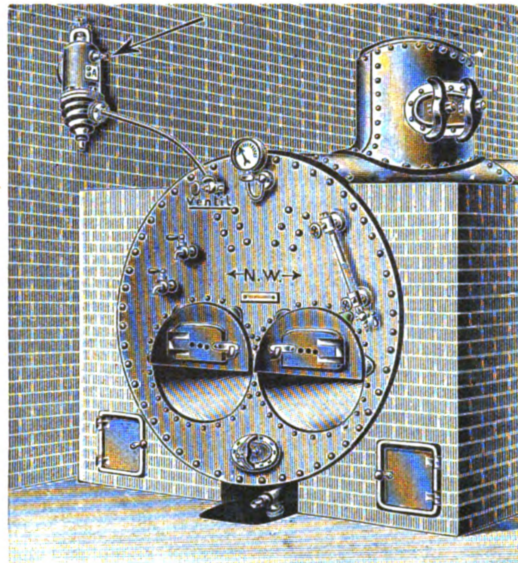


Fernsprechkabelwinde.

langsames, stoßfreies Einschalten des Windwerkes sowie die Umsteuerung wird durch ein mit einer Reibungskuppelung vereinigtes Wendegetriebe erzielt. B.

Geschäftliche Notizen.

— Eine neue Kesselwasser-Reinigerkonstruktion der Firma H. J. Eggers in Hamburg, Lapbgs.-Allee, hat automatisch bewirkte Regelung. Der Automat wird je nach Kesselgröße und Wasserbeschaffenheit alle paar Tage mit Soda beschickt und bleibt sich alsdann selbst überlassen. Dadurch wird der Kesselstein in weichen Schlamm verwandelt, der nach Bedarf durch den Ablaßhahn vom Kesselboden abgelassen wird. Er beseitigt somit selbsttätig den schädlichen Kesselstein, wodurch teuere Reinigungsarbeiten und Betriebsstörungen fortfallen und die Lebensdauer der Kessel bedeutend erhöht wird. Bekanntlich gebraucht ein Kessel mit 6 mm Stein 40—50 kg mehr Kohlen als ein steinfreier Kessel. Wenn sich nun beim Gebrauch des „Automat" kein Kesselstein ansetzen kann, so wird dadurch naturgemäß erheblich an Kohlen gespart. Das Eggersche Kesselwasser-Reinigungsverfahren beruht auf dem Regenerations-System und macht den Kalkverbrauch überflüssig.



Eggerscher Kesselstein-Verhütungs-Apparat.

Mittels Soda (Na_2CO_3) werden die doppeltkohlensauren Kalksalze gefällt und doppeltkohlensaures Natron gebildet. Durch das starke Kochen im Kessel wird aus dem doppeltkohlensauren Natron die Kohlensäure ausgeschieden, dadurch wieder einfach kohlensaures Natron gebildet und so fort. Die zugesetzte Soda wird also ununterbrochen regeneriert. Tritt nun frisches, ungereinigtes Speisewasser in den Dampfkessel, der das erforderliche Quantum Soda enthält, dann verwandelt das kochende, einfach kohlensaure Natron die Steinbildner in einfach kohlensauren Kalk, sobald das Speisewasser allmählich an die Oberfläche des Kesselwassers steigt; denn der Sodazusatz erfolgt bei dem Eggerschen System nach dem Gegenstromprinzip automatisch von oben. Möglichst auf der Wasseroberfläche geht die Regeneration vor sich und ist hier am wirksamsten, weil hier die meiste Bewegung zum Mischen durch die Wellen vorhanden ist. Dadurch ist erklärlich, daß die Soda nicht durch die Speiseleitung zugeführt werden darf.

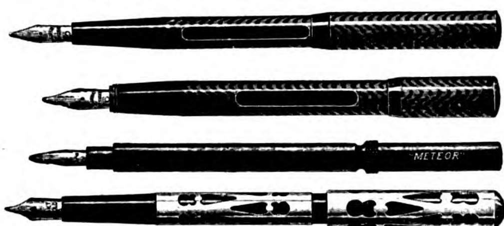
— Hanseat-Fräser. Dieser Fräser ist eines von den wenigen Werkzeugen, welche nicht als eine Folge verbesserter Werkzeugmaschinen-Konstruktionen entstanden, sondern grundlegend für die Konstruktion neuer Werkzeugmaschinen gewesen sind. Die frühere Art der Herstellung von Keilnuten, welche darin bestand, daß man die bekannten Flach- und auch Zapfenfräser bei jedem Hubwechsel nur einen Bruchteil eines Millimeters in der Achsrichtung des Fräsers in das Material eindringen ließ und erst durch vielmaliges Hin- und Herwenden des Werkzeuges oder des Werkstückes die erforderliche Nutentiefe erreichte, ist allgemein bekannt, ganz abgesehen von dem Verfahren, die Keilnuten durch Einbohren von Löchern und nachträgliches Aushobeln oder gar Auskreuzen herzustellen. Abb. 1 zeigt die Herstellung einer Keilnute mittels Flachfräsers nach der alten, oben beschriebenen Weise. Abb. 2 zeigt die Herstellung einer Keilnute mittels „Hanseat"-Fräsers.

Abb. 1.

Abb. 2.

— Füllfederhalter. Die in ihren Spezialitäten als eine der größten Füllfederhalterfabriken bekannte Firma

Gerh. Joh. Quaas, Berlin-Steglitz, hat eine weitere Spezialabteilung zur Fabrikation von Füllfederhaltern aus Hartgummi mit echten Goldfedern eingerichtet, und zwar mit den raffiniertesten technischen maschinellen elektrischen Einrichtungen. Der neue Katalog wird ernstlichen Interessenten gratis und franko zugesandt. Zu den wesentlichsten Fabrikationen zählt das Selbstfüllsystem „Elite-Marke Raddy", in Luxus-



ausführung aus feinstem Hartgummi und mit Goldfedern von Ia Qualität. Die außerordentlich einfache Handhabung ist bemerkenswert. Man taucht die Feder in die Tinte, dreht ein Rad nach rechts, und der Halter ist gefüllt. Auch Sicherheitsfüllhalter „Marke Raddy" stehen infolge ihrer unerreichten Qualität an der Spitze vieler deutschen und amerikanischen Fabrikate. Um allen Ansprüchen zu genügen, fabriziert die Firma Quaas auch Umsteckhalter jeder Systeme in allen Ausführungen, empfiehlt jedoch, den Selbstfüll- und Sicherheitshaltern den Vorzug zu geben, da diese allein praktisch sind. In dem neuen Katalog ist eine Anzahl erstklassiger Füllfederhalter zu 1.—, 1.25, 1.50 und 2.— Mark-Verkauf mit Silber-, Gold- und Perlmutterbeschlag und echter 14-Karat-Goldfeder enthalten. Neben diesen Neuheiten führt sie ganz billige Füllfederhalter von 9 bis 78 M. pro Groß, Weltmarken Meteor, Rapid und Royal (mit 14 Karat goldplattierter Feder Iridium), die in Millionen nach allen Ländern der Welt gingen. Man hüte sich vor billigen Fabrikaten, die fälschlich wohl den Stempel 14kar. Gold plattiert tragen, es in Wirklichkeit aber nicht sind. Vertretungen für einzelne Länder und Distrikte sind zu vergeben durch die Füllfederhalterwerke Gerh. Joh. Quaas, Berlin-Steglitz.

— Das Technikum Altenburg S.-A., welches unter Staatsaufsicht und der Direktion des Ingenieurs Prof. A. Nowak steht, umfaßt Ingenieur-Abteilungen für Maschinenbau, Automobilbau und Elektrotechnik sowie Techniker- und Werkmeister-Abteilungen für Maschinenbau und Elektrotechnik. Besondere Abteilungen sind angegliedert, z. B. eine Papiermacher-Fachschule, eine Gasmeisterschule (Gas- und Wasserfach, Installationstechnik, Heizung und Lüftung) und eine Chauffeurschule. Eine Lehrwerkstätte, fünf Laboratorien, Sammlungen, Bibliothek pp. dienen dem Unterricht. Vorträge über Luftschiffahrt und Flugtechnik sind bereits seit mehreren Semestern in den Lehrplan aufgenommen. Das Technikum Altenburg erfreut sich einer Jahresfrequenz von etwa 600 Besuchern. Aufnahmen für das am 17. Oktober cr. beginnende Wintersemester 1912/13 finden jetzt statt. Interessenten stehen Programme und Jahresberichte durch das Sekretariat des Technikums Altenburg S.-A. kostenlos zur Verfügung.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche".

„606"

(Ehrlich-Hata's Salvarsan), Quecksilber oder die natürl. Heilweise? Ist die Wassermannsche Blutuntersuchung einwandfrei und zuverlässig? Ueb. dies. Frag. ert. postw. gewissenh. u. diskrete Ausk. der bek. Spezialarzt **Dr. L. E. Hartmann, Stuttgart L. 55,** Postf. 126. Für Rückporto bitte 20 Pf. beilegen.



Pa. Kanariensänger-Edelroller, die schönsten, die es gibt, à M. 8, 10, 12, 15, 20 und höher, liefert geg. Einsendg. oder Nachn. überallhin, Garantie: Beste Ankunft, Wert u. Probezeit. **Julius Häger, St. Andreasberg (Harz) 290.** — Zucht- und Versandhaus seit 1864. —

Zonophon G. m. b. H. Berlin, Ritterstraße 41. Export nach allen Ländern **Zonophon-Platten Sprechmaschinen und musikalische Postkarten.** Kataloge i. allen Sprachen.

Landschulheim Am Solling bei Holzminden f. Knaben v. 7. Jahre an. Liebevolle individuelle Erzieh. in Gruppen von höchst. 10 Knaben z. Selbständigkeit, Pflichttreue u. Ehrgef. Sorgf. Körperpflege, gesunde reichl. Kost, Handfertigkeit, Gartenbau, Spiel, Sport. Gewissenh. wissensch. Vorbereit. z. „Einjähr." u. Abiturium d. Oberrealschule; Latein u. Griechisch fakultativ. Erstkl. Referenz. Prosp. u. näh. Ausk. d. **A. Kramer, Direktor.**

Lausanne. Töchterpensionat I. Rg. Campagne Beau-Regard. Sorgf. Erzieh. Gesellsch. Ausb. Gründl. Erl. d. Spr., Malen, Musik, Haush. etc. — Mod. Komf. Herrl. schatt. Park. Wundersch. Aussicht. Tennis. Turnhalle. Sommer- u. Wintersport. Prächt. Lage Beste Ref. Prosp. m. phot. Ansicht. **Mlle. P. Bramer.**

Tüchtige, erfahrene, energische Deutsche, 31 Jahre, akademisch gebildet, **staatl. geprüfte Musiklehrerin** (Klavier, Violine, Chorgesang, Theorie, Musikgesch.), wünscht beh. Ertlg. v. Privatunterr. **im Ausland sich niederzulassen.** Event. Uebernahme, Gründung, Assoziation einer Praxis od. Musikschule od. aussichtsr. Stellung a. Konservatorium, Institut, Familie. Off. od. Nachr. über günstigen Ort erbittet ausführlich: **Musiklehrerin Erna Pessler, Würzburg,** Leistenstr. 6/I.

Godesberg Töchterpensionat I. Ranges **Frau Dr. Brown** b. Bonn a. Rh.

Ehemalig. schwerer **Stotterer** gibt umsonst Auskunft, wie man sich selbst vom **Stottern** befreien kann. **L. Warnecke,** Hannover, Friesenstr. 33

Schwerhörigkeit, Ohrgeräusche werden beseitigt beim Gebrauch von **ges. gesch. Gehör-Patronen.** Außerst bequem zu tragen. — Im Gebrauch unsichtbar. Aerztlich empfohlen. — Zahlr. Anerkennungen. — **Prospekt gratis u. franko. Hans Sieger, Bonn** am Rhein.

KÄSE, tropenfest. Meierei Heinrichsthal, Radeberg III.

Technikum Bingen a./R. *Maschinenb. Elektrot. Automobb. Brückenbau. Direktor Prof. Hoepke* *Chauffeurkurse.*

Adressentafel exportierender Firmen aller Branchen

Erscheint wöchentlich in der Export-Ausgabe der „Woche". Preis: 5 Nonpareille-Zeilen in 52 aufeinanderfolgenden Nummern 180 Mark.

Abzeichen Plaketten, erstklassige Spezialfabrikation. Preismedaillen **Berliner Medaill.-Münze O. Oertel, BERLIN 43,** Gollnowstrasse 4.

AFRANA-Nähmaschinen aller Systeme. Erstkl. deutsches Fabrikat. **Biesolt & Locke, Meissner Nähmaschinen-Fabrik. Meissen.**

Alkoholfreie Natur-Weine Unvergorene Trauben- u. Obstsäfte. **Ohne Konservierungsmittel! — Tropenfest! Friedrich Bechtel, Kreuznach 10 (Rheinland).**

Aluminium-Kochgeschirre in dauerhafter Ausführg. sowie sonst. Massenartik. nach Muster od. Zeich. Preisl. grat. u. fr. **Cölln-Meißner Lampen- u. Metallwarenfabrik vorm. Th. Herrmann, Meißen-R.**

Ansichtskarten nach jeder Photographie oder Zeichnung fertigen **Glass & Tuscher, Leipzig 150**

Ansichts-Postkarten (nur Extra-Anfert. v. Ansicht. nach jed. Photogr.) in div. neuen Spezial-Ausführ. Koll. geg. Eins. v. 50 Pf. in Mark. **Karl Braun & Co., Kunstanst., Berlin S42, Ritterstr. 24.**

Apparate f. autogenes Schweißen und Schneiden, für Dampf- u. Kondenswasserentölung, f. Oel- u. Putzwollreinig. etc. **Künneth & Knöchel, G. m. b. H., Magdeburg Z.**

APPARATE für die chemische Industrie **J. L. CARL ECKELT BERLIN N 4,** Chausseestr. 24.

Architekten u. Baumeister erhalten Prospekte über vorzüglich beurteilte Studienwerke von **Seemann & Co. Leipzig 14**

Autogene Schweiß- u. Schneideapparate in höchst. Vollkommenheit. Tragbar. **Brüning & Co., Essen-Ruhr.** Fahrbar. Spezialfabrik für autogene Schweißung. Ortsfest.

Automobile, Lloyd-Wagen Norddeutsche Automobil- und Motoren-Aktien-Gesellschaft, Bremen.

AUTOMOBILE LUXUS u. LAST VOLLENDETSTE KONSTRUKTION LIEFERUNG AN HEERESVERWALTUNG **PAUL HEINRICH PODEUS WISMAR i/M.**

Bäckerei-Maschinen aller Art. **Teig-Knetmaschinen, Teig-Teilmaschinen, Mehl-Siebmaschinen, Semmelmühlen, Sack-Ausstäuber etc.** Katalog Nr. 76 gratis u. franko. Tüchtige Vertreter gesucht. Knetmaschine. **Maschinen-Fabrik G. L. Eberhardt, Halle a. S. 38.**

Jndulfy's Puddingpulver Hamburger Rote Grütze Jndulfy's Vanillinzucker Allbekannt als beste Fabrikate **M. Gesz von Jndulfy & Co. Hamburg 49** Wiener Backpulver

Badewannen Waschmaschinen, Staubsauger, Schornstein-Aufsätze, Oel- und Schmierkannen fabriziert als Spezialität **Louis Krauss, Schwarzenberg No. 256 i. Sachs.**

Z. Bau bewegl. Maschinen u. Wägen Baukasten „Matador" Probekasten kompl. m. 40 Vorl. allhin portofr. 1 M. (Matadorhaus) **Berlin W 8,** Friedrichstrasse 85 L.

Baumkuchen Spezialgeschäft **Max Sellge, Berlin W, Kurfürstenstraße 71.** à Pfund versandfert. (Blecheins.) 2.70 M. exkl. Porto.

Baumkuchen-Spitzen (D. R. W. 153 109). feinstes Dessert-Gebäck! In all. Zon. haltb. Spez.-Firma f. Baumkuchen. Vers. n. jed. Platz d. Welt. p. Pf. 2,40 exkl. Porto. **Albert Karius, Cöthen, Anhalt.**

Beleuchtungskörperfabrik Guss-, Treib- und Stanzarbeit. **NICKEL & FLEISCHMANN, BERLIN SO. 26 O.**

Benzin-Gasolin-Glühlicht stehend u. hängend. Jllustr. Preisliste gratis **Louis Runge, Berlin NO 18**

Berliner Sitzmöbel-Industrie G. m. b. H. Neue Promenade 1, BERLIN. Preisliste grat. u. frko.

BESTECKE, schwer versilbert, Ersatz für echtes Silber. Versilberte u. vergoldete Gebrauchs- u. Luxusartikel. **Friedrich & Rust, Berlin O 27, Markusstrasse 50.**

Bier: Pschorrbräu München Export-Vertr.: **Paul Ed. Nölting & Co., Repsoldstr. 76, Hamburg.** Spezialität: Pasteurisiertes Bier, dunkel u. hell in Spezial-Metallfässern für die Tropen.

Bijouterien Gold- und Silberwaren **Gumprecht & Collignon** Berlin S 42, Alexandrinenstr. 93/94.

Bilder erstkl. farb. u. einfarb. Wiedergaben n. Motiv. **aus der Heimat** als Wandschmuck. Farb ill. ist. Prosp. kostenfr. Kat. (800 Abb.) M. 3,50 portofr. **Clemens Kauffmann Kunstverlag, Berlin SW 68, Friedrichstrasse 40 W.**

Billardbälle. Neue **Imitation,** nahtlos und mit Elfenbeinmaserung. Größte Haltbarkeit. Alle übrigen Billardartikel. **Hilmar Kreher, Chemnitz.**

Josef Hentschel Nachfl., Sebnitz i. S. Blätterfabrik Spez.: Hutlaubzweige u. Ranken, Dekorationsstengel u. einzel Laub.

Blumengefässe, Ton. antik, patiniert. Dekorativ, billig, haltbar. **Eugen Taurat, Dresden 16.**

Briefmarken-Tausch. Gegen bessere Uebersee-Marken sende postwend. gleiche Anzahl ält. Europa etc. Franko geg. franko. **A. V. Swendsen, Kopenhagen K, Amagertorv 16 (früher Hamburg).**

Briefmarken Kohls Handbuch 1912 9. Aufl. — 2 Bände — M. 10.— **Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 7.** Verlangen Sie unsere Mitteilungen.

Briefschließmaschine „Velopost" schließt ohne Verstellung Kuverts in allen Dimensionen schnell, sicher u. sauber. **OLIVER-Büromaschinen-Gesellschaft m. b. H., BERLIN SW 68.**

Bronzefarben Blattmetalle Metallfolien M. Brünn & Co. Fürth i. Bayern.

Buchbinderei-, Buchdruckerei- und Kartonagen-Maschinen Walterwerke Maschinenfabrik m. b. H., Leipzig-Pl. WW LEIPZIG

Buchdruck= Typen, Messing=Linien, Vignetten **Schriftgiesserei Emil Gursch Berlin**

Glas- Metall- Buchstaben R. Dittmeyer Berlin C19 Firmenschilder :: Spiegel ::

Zelluloid-, Karton- und Metall-Buchstaben Otto Raabe, BERLIN N 54, Schilder jeder Art. Brunnenstr. 16

Bücher: Fachm. Einricht., regelm. Ergänzg. jeder Geschäftsbiblioth. Kostenanschl. u. Prosp. frei. **Albert Nauck, Berlin SW 68, Kochstr. 3**

BÜCHER liet. auch nach dem Ausland portofrei. Kataloge gratis **Otto Zehrfeld,** Buchhandlung, **Leipzig-R 39.**

Bücher: Kataloge all. Wissenszweige grat. Vorteilh. antiqu. Offerte: Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Neueste Aufl. 10 Bde. Reich illustr. Eleg. geb. Statt 100,- M. 38,-. **Alfred Lorentz,** Exportbuchhandlung, **Leipzig 35.**

Büsten u. **Wachsköpfe** in bester und billigster Ausführg. Katalog W frei und unberechnet. **Erdmannsdorfer Büsten-Fabrik, G. m. b. H., Berlin C 21,** Seydelstr. 29.

BUNT-PAPIERE in grösster Auswahl :: **BUCHBINDEREI-Materialien Werkzeuge WILH. VALENTIN, BERLIN SW 19**

Butterei-Maschinen Fässer, Kneter, Milchkühler :: **Gebrüder Bayer, Augsburg**

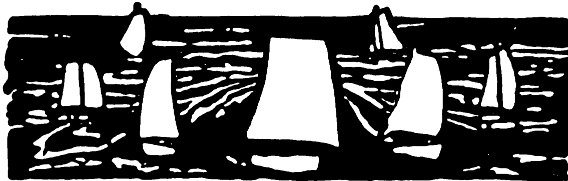
Butterfarbe, Käsefarbe Labextrakt (1: 10,000) und Labpulver (1: 100,000) u. Reinkulturen. Apoth. **U. Wenckebach Nchf., Flensburg, Schl.-Hol.**

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche".

DIE·WOCHE

Nummer 42. | Berlin, den 19. Oktober 1912. | 14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 42.



Die sieben Tage der Woche.

10. Oktober.

Das Militärluftschiff „M. 3“ wird in der Reinickendorfer Luftschiffhalle durch eine Explosion zerstört.

Die Montenegriner erstürmen nach heftigem Kampf den die Straße nach Skutari beherrschenden, von den Türken besetzten Berg Detschitsch (Abb. S. 1751) gegenüber Podgoritza. Der Pforte wird eine Note der Großmächte überreicht, in der diese erklären, daß sie mit der Türkei die in Aussicht gestellten Reformen und die zu ihrer Verwirklichung geeigneten Maßnahmen diskutieren würden. Hinzugefügt wird, es sei selbstverständlich, daß die Reformen dem territorialen Bestand des ottomanischen Reiches keinen Eintrag tun.

11. Oktober.

In Berlin stirbt, 74 Jahre alt, der frühere Staatssekretär des Reichsjustizamts Dr. Arnold Nieberding.

Im englischen Unterhaus bringt der Premierminister Asquith eine Resolution ein, nach der die Beratung der Home-Rule-Bill nicht mehr als 34 Tage in Anspruch nehmen darf. Ein gegen diese Resolution gerichteter Antrag der Opposition wird mit 323 gegen 232 Stimmen abgelehnt.

Die Montenegriner nehmen die zwischen dem Berg Detschitsch und der Stadt Tuzi gelegene türkische Befestigung von Schigcanik im Sturm.

12. Oktober.

Der Präsident des Reichstags Dr. Johannes Kaempf legt sein Mandat nieder.

Aus Podgoritza wird gemeldet, daß die Montenegriner die türkische Befestigung Rozam bei Tuzi, deren Kommandant im Kampf fiel, genommen und die Stadt Tuzi selbst völlig eingeschlossen haben.

13. Oktober.

Bulgarien antwortet auf die friedlichen Vorstellungen der Mächte, es danke ihnen für die erteilten Ratschläge, könne sie aber nicht befolgen, da sie zu spät gekommen seien. Gleichzeitig stellt Bulgarien der Türkei eine Note zu, in der seine Forderungen hinsichtlich der Reformen in der europäischen Türkei aufgezählt werden. Die nördliche Armee der Montenegriner besetzt Mojkowatz und Bilajopolje in Altserbien. Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß die Montenegriner bei Gusinje eine schwere Niederlage erlitten haben.

14. Oktober.

Eine amtliche serbische Meldung besagt, daß ein reguläres türkisches Bataillon in der Nähe von Ristowatz die serbische Grenze überschritten und die serbischen Grenztruppen angegriffen habe. In Konstantinopel wird dagegen behauptet, daß reguläre serbische Truppen die Grenze überschritten haben.

Die kretischen Abgeordneten erscheinen in der griechischen Kammer. Der Ministerpräsident Venizelos erklärt, daß Kreta in Zukunft griechische Verwaltung und Vertretung in der griechischen Kammer erhalten solle.

Die Türkei antwortet auf die Note der Großmächte, daß die Pforte die Notwendigkeit der Durchführung von Reformen anerkannt habe, aber glaube, daß eine fremde Einmischung diesem Werk nicht nützlich sein werde.

In Milwaukee wird Theodor Roosevelt auf dem Weg zu einer Wahlversammlung von einem Sozialisten durch einen Revolverschuß verwundet.

15. Oktober.

Aus Podgoritza wird gemeldet, daß die Stadt Tuzi sich mit einer Besatzung von 5000 Mann den Montenegrinern ergeben hat.

Der italienisch-türkische Präliminar-Friedensvertrag wird in Ouchy unterzeichnet.

16. Oktober.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß die Pforte die Zurückziehung der bulgarischen Note über die Reformen verlange.

Deutschlands Handelsbeziehungen zum Orient.

Von Dr. jur. E. Alexander.
Direktor der Deutschen Orientbank, Berlin.

„Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei,
Die Völker aufeinander schlagen.“

Für unsere Zeit passen diese Worte, die vor mehr als hundert Jahren der Dichter des Faust schreiben konnte, nicht mehr. Zu nahe sind die Völker aneinander gerückt, zu eng sind die wirtschaftlichen Wechselbeziehungen zwischen ihnen geworden, als daß Ereignisse, die sich im nahen Orient abwickeln — abgesehen von politischen Möglichkeiten — nicht auch wirtschaftlich tief in das Leben selbst der unbeteiligten Völker einschneiden. Der Verlauf der großen europäischen Börsen in den letzten Tagen hat hierfür ein drastisches Beispiel gegeben.

Abgesehen von dieser allgemeinen Wechselwirkung sind auch die direkten Handelsinteressen, die Deutschland mit den Ländern des Orients (Bulgarien, Serbien, Rumänien, Türkei, Griechenland) unterhält, sehr erheblich.

Wenn wir das Kursblatt der Berliner Fondsbörse zur Hand nehmen, so finden wir bulgarische, griechische,

rumänische, serbische und türkische Staatsanleihen in nicht unerheblichem Umfang notiert. Auch Stadtanleihen von Bukarest und Sofia sind deutsche Anlagewerte geworden.

Die Aktien der türkischen Tabaksregie werden ebenso in Deutschland gehandelt wie die der orientalischen Eisenbahnbetriebsgesellschaft und die Anteilscheine der Anatolischen Eisenbahn, deren Obligationen ebenfalls bei uns ihren Markt gefunden haben.

Von Banken sehen wir die Aktien der Banque Générale Roumaine und die Obligationen der Bank der Orientalischen Eisenbahnen auf dem Berliner Kurszettel.

Mit diesen Werten, an denen die große Masse des Publikums beteiligt ist, sind jedoch Deutschlands wirtschaftliche Interessen in den Ländern der Balkanhalbinsel und Kleinasiens nicht erschöpft.

Auf der Reise von Westeuropa nach dem Orient braucht man die deutsche wirtschaftliche Einflußsphäre kaum zu verlassen.

Von Wien aus geht es im Konventionalzug oder im Orientexpreß auf den bereits erwähnten Orientbahnen, deren bulgarische Strecke sich allerdings seit einigen Jahren im Eigentum des bulgarischen Staats befindet, auf dem Landweg nach Konstantinopel; oder die Fahrt geht bis nach Konstantza in Rumänien, von wo aus man auf dem Seeweg mit der rumänischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, an der deutsche Schiffahrtskreise Interesse haben, nach Konstantinopel gelangt.

In Konstantinopel selbst werden sämtliche bestehenden Verkehrsunternehmungen, die dortigen Tramways und die Tunnelbahn zwischen Galata und Pera, von einem belgischen internationalen Konsortium kontrolliert, bei dem Deutschland etwa den vierten Teil des Kapitals und maßgebenden Einfluß in der Verwaltung hat.

In wenigen Jahren wird man mit einer von der gleichen Gesellschaft projektierten Hoch- und Untergrundbahn von Stambul aus bis zu den Höhen Peras gelangen können; auch elektrisches Licht wird das „Konsortium Konstantinopel“ liefern.

Abgesehen von einigen kleineren Verkehrsunternehmungen, wie der Corne-d'Or-Gesellschaft, die einen Teil des lokalen Schiffahrtsverkehrs in Konstantinopel vermittelt, gehören fast sämtliche Bahnen des Landes der deutschen Interessensphäre an. Wir nennen außer der Bagdad- und der Anatolischen Bahn und deren Tochtergesellschaften die Jonction-Salonique-Constantinople, die diese beiden Städte verbindet, und die für die jetzige Mobilmachung des türkischen Heeres von großer Bedeutung ist.

Der Reisende aus Europa braucht, um seinen Geldbedarf zu befriedigen, sich nicht mehr wie früher der Vermittlung fremder Bankinstitute zu bedienen. In Konstantinopel bestehen Filialen der Deutschen Bank und der Deutschen Orientbank; letztere hat türkische Niederlassungen außerdem in Adrianopel, Dedeagatch, Brussa, Mersina, Adana und Aleppo. In Palästina und Syrien arbeitet die Deutsche Palästina-Bank.

In den übrigen Balkanstaaten haben deutsche Bankinstitute keine eigenen Niederlassungen errichtet, doch bestehen in Belgrad, Sofia und Bukarest verschiedene Banken, die von deutscher Seite ins Leben gerufen sind und nach deutschen Prinzipien geleitet werden. Auch an Athener Banken ist deutsches Kapital beteiligt.

Der Kaufmann, der seine Güter auf dem Seeweg nach den Balkanhäfen und denen Kleinasiens sendet, kann sie unter der Flagge der deutschen Levante-Linie verschicken. Auch Reisende, denen es auf Zeit nicht ankommt, können von Hamburg aus um Europa herum auf den Schiffen dieser Gesellschaft nach den Häfen des Mittelmeeres gelangen.

Soweit in diesen im wesentlichen agrarischen Ländern Industrien entstanden sind, sind sie zum großen Teil deutschem Kapital und deutscher Unternehmungslust zu verdanken. So bestehen — um willkürlich einige Beispiele herauszugreifen — in Rumänien Tochtergesellschaften deutscher Elektrizitätsgesellschaften und Filialen hiesiger Kleinbahnunternehmungen. Ein großer Teil der für Rumänien so überaus wichtigen Petroleuminteressen befindet sich in deutschen Händen.

In dem Wilajet Adana, das durch die Bagdadbahn Konstantinopel und Westeuropa nähergebracht wird, wird in absehbarer Zeit der Ausbau des Hafens von Alexandrette begonnen werden. Die Adanaebene gehört zu den fruchtbarsten Distrikten Kleinasiens; Zerealien und Baumwolle bilden ihre Hauptprodukte. Wie überall in der Türkei ist auch dort die Landwirtschaft in der primitivsten Weise betrieben worden, und erst in der jüngsten Zeit ist man dazu gelangt, für rationelle Bodenbebauung mehr Verständnis zu gewinnen. Ein nicht unwesentliches Verdienst hierbei hat sich eine deutsche Gesellschaft erworben.

Leider hat der Absatz deutscher landwirtschaftlicher Maschinen in der Türkei mit der Erschließung des Landes durch Deutsche nicht gleichen Schritt gehalten. Der Grund hierfür ist hauptsächlich der, daß unsere Fabrikate — weil zu gut — zu teuer sind; dem Einheimischen, der mit seinen Maschinen nicht gut umzugehen pflegt, liegt im allgemeinen weniger an langer Haltbarkeit als an Billigkeit; mit zunehmender Erkenntnis für rationelle Bodenwirtschaft wird auch dies deutsche Erzeugnis größere Absatzmöglichkeiten finden.

Der Güteraustausch Deutschlands mit den Ländern des Orients gewinnt eine von Jahr zu Jahr steigende Bedeutung. Bekannt ist, welche Rolle insbesondere Rumänien für die Getreideversorgung Deutschlands spielt, und eine Unterbrechung der Ausfuhr von dort würde sich bald auf den deutschen Märkten fühlbar machen.

Auch aus den andern Balkanstaaten werden im wesentlichen agrarische Produkte nach Deutschland eingeführt, während wir Industrieprodukte dorthin absetzen.

Der gesamte Güterverkehr zwischen Bulgarien und Deutschland betrug in Ein- und Ausfuhr im Jahr 1911 etwa 34 000 000 Mark; der Gesamtverkehr im gleichen Jahr mit Serbien etwa 45 000 000; für Griechenland erreichte diese Zahl die Höhe von etwa 40 000 000 Mark.

Der Handelsverkehr Deutschlands mit der Türkei beträgt in Ein- und Ausfuhr 170 000 000 Mark, mit Rumänien setzen wir etwa 200,000,000 Mark jährlich um.

In Serbien dürften zurzeit etwa 8000 Deutsche, in Rumänien 40 000, in Bulgarien etwa 6000 leben. Der Handel Deutschlands mit Montenegro ist zu unbedeutend, als daß er einer besonderen Berücksichtigung bedarf.

Man darf der Hoffnung Ausdruck geben, daß, wenn auch die gegenwärtigen politischen Ereignisse auf dem Balkan unsere Handelsinteressen notwendig in Mitleidenschaft ziehen müssen, der deutsche Kaufmann es doch verstehen wird, in ruhigen Zeiten bald wieder das verlorene Terrain zurückzuerobern und dem wenn auch geschichtlich alten, so doch wirtschaftlich jungen Boden neue Erfolge abzuringen.

Montenegro — Sandschak.

Von Generalmajor z. D. Imhoff.

Die Kriegserklärung Montenegros an die Türkei kam für alle Welt überraschend. Sie stand an und für sich in schroffem Mißverhältnis zur wirklichen Bedeutung und Macht des kleinen Landes und war nur durch das Vorhandensein eines Bündnisses zu erklären, denn das nur 9080 Quadratkilometer große und 250,000 Einwohner besitzende Königreich hätte sonst der Türkei gegenüber auf einen dauernden militärischen Erfolg nicht rechnen können. Jetzt liegt die Sache schon anders, auch Serbien, Bulgarien und Griechenland werden wohl bald dem Vorgang folgen. Zwischen Serbien und Montenegro liegt der Sandschak Novibasar, ein Teil des Wilajets Kosowo (Hauptstadt Uesküb), der 1879 infolge einer Konvention zwischen Österreich und der Türkei von ersterem besetzt wurde. Er ist 7350 Quadratkilometer groß und hat 168,000 meist mohammedanische sowie slawische Einwohner.

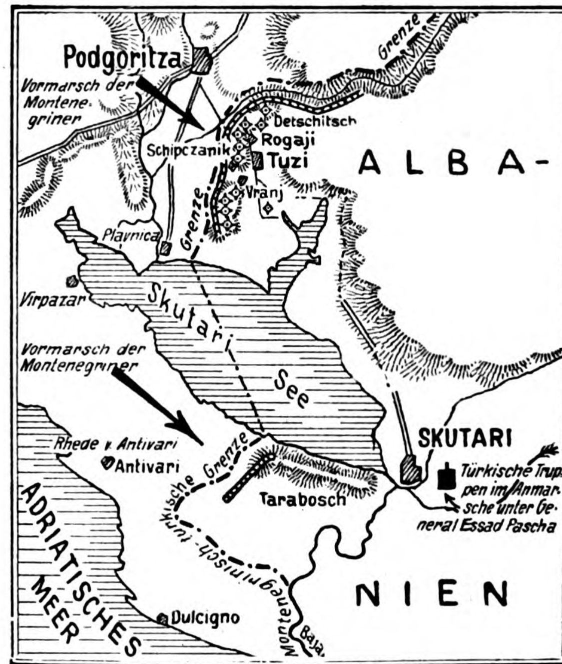
Bei der Annexion Bosniens durch Österreich wurde der Sandschak von letzterem freiwillig an die Türkei zurückgegeben, ein Vorgang, der seinerzeit vielfach Verwunderung erregte. Die Bedeutung des erwähnten Landstriches für die österreichisch-ungarische Monarchie ist nämlich sehr groß, sie kann mit der der Dardanellen für Rußland oder mit der der Adria für Österreichs Stellung im Mittelmeer verglichen werden; der Sandschak ist die Landgrenze für diesen Staat nach Süden zur Türkei; die Unmittelbarkeit dieser Grenze ist unter allen Umständen zu erhalten, da sie aus wirtschaftlichen und politischen Gründen eine Notwendigkeit bildet. Man hat den Sandschak seinerzeit sehr zutreffend mit dem Blinddarm



Sturm der Montenegriner auf den Berg Detschitsch bei Tuzi.

des osmanischen Reiches verglichen; er ist nicht absolut notwendig für es, seine Abtrennung würde jedoch eine schmerzhafte, nicht ungefährliche Operation bedeuten. Die Abschneidung dieses Darmes würde die direkten Interessen Österreichs, besonders seine Handelsbeziehungen zu Mazedonien und Saloniki auf das empfindlichste stören.

Beabsichtigt könnte zunächst eine Besetzung sein, die, zuerst vielleicht in Form einer Autonomie oder in anderer Weise, zu einer späteren Aufteilung zwischen Serbien und Montenegro führen würde. Da Österreich dies nicht zulassen kann, würde sich hier ein Anlaß zu seinem Einschreiten und ev. späteren internationalen Verwickelungen ergeben. Es fragt sich nun, wie beide interessierten Staaten ihre militärischen Aktionen einleiten und durchführen könnten.



Karte zum Vormarsch der Montenegriner auf Skutari.

A. Serbien. Für den Vormarsch gegen das türkische Gebiet stehen nachstehende Straßen zur Verfügung: d) Lescovac — Vranje — Ragistovac — Uesküb (Eisenbahn). c) Lescovac — Wrawtscha — Grapaschnitza — Pristina. b) Nisch — Prokuplije — Kursumlije — Prepolac — Pristina. a) Kraljevo — Usce — Raska — Novibasar.

Es ist als sicher anzunehmen, daß ein solches Vorgehen in einer oder mehreren Kolonnen in enger Fühlung mit den Teilen der bulgarischen Armee erfolgen muß, die durch die beiden Einfalltore nach Mazedonien, nämlich über Egri Palanka und Djumaja, ihre Offensivbewegungen gegen das türkische Gebiet einleiten werden.

Sollte nun Österreich dem oben erwähnten Abschnüren des Sandschaks ein Paroli bieten und, um ihn zu neutralisieren, seine zeitweise erneute Besetzung als nötig erachten, so stehen ihm für diese Bewegungen die Straßen: a) Vischegrad — Uvac — Prijepolje, b) Serajewo — Gorazda — Cajenica — Pljs — Plevlje, c) oder auch der Lauf des oberen Drinatales (die Tara) zur Verfügung.

B. Montenegro. Zweifellos muß dieser Staat, dem gewissermaßen die Sicherung des rechten Flügels des Gesamtvorgehens der Verbündeten zufällt, den Krieg offensiv führen. Dies kann auf dreierlei Weise geschehen:

1. durch direktes Vorgehen in den Sandschak selbst, ein Verfahren, das aber unwahrscheinlich und ausgeschlossen erscheint, weil hierdurch ein Eingreifen Österreichs sofort oder mindestens unmittelbar nach dem Frieden die Folge wäre. Der montenegrinische Vormarsch könnte erfolgen in Richtung:

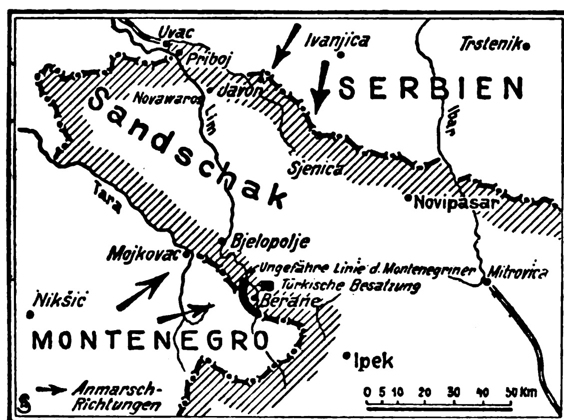
a) Andrijewica — Berane,

b) Kolasin — Maikovac — Lepenac,

c) Bukowica — Megjuzvalje — Neferterra — Plevlje.

2. der Anschluß an die serbischen Truppen, der unter allen Umständen wünschenswert erscheint, erfolgt in der Richtung nach Üsküb. Er kann erfolgen von 1) Berane aus, verbunden mit einer Defensive bei Skutari, oder 2) von Tuzi über Skutari durch das Drintal, oder 3) von beiden Punkten zugleich. Die Richtung Skutari-Drintal setzt aber die Beschießung der türkischen Kräfte bei Skutari voraus. Die Bewegung auf Üsküb zu ist vom militärisch-strategischen Standpunkt aus die beste, da sie zur konzentrischen Operation mit den Verbündeten führen würde.

3. Politische Sonderinteressen lassen es aber vielleicht besser erscheinen, den Hauptstoß direkt nach Süden



Karte vom Sandschak Novibasar.

zu führen. Dort ist, abgesehen von der größeren Bewegungsfreiheit, die Möglichkeit vorhanden, Griechenland in gewissem Sinn in die Hände zu arbeiten, falls dieses in Epirus eindringt. Auch die Verbindung mit den befreundeten Malliforen und Miriditen dürfte dabei in das Gewicht fallen. Der eventuell errungene Küstenstrich ist bei den späteren Friedensverhandlungen auch immerhin ein Moment, um schärfere Bedingungen zu stellen. Der Landstrich südlich Skutari gehört außerdem zu dem besonderen montenegrinischen Interessengebiet.

Die vorliegenden Meldungen ergeben nun das nachstehende:

Wie die Skizzen zeigen, erfolgte das Vorgehen Montenegros an folgenden Punkten:

a) südlich des Skutarisees und gegen den Taraboschhügel;

b) von Podgoritza aus gegen die südlich dieser Stadt liegenden türkischen Grenzbefestigungen (Erdwerke und Kule's oder alte Wachttürme) bei dem Detschitschhügel, Rogaje, Tuzi und Vranj;

c) bei Berane gegen die dort stehenden geringen türkischen Streitkräfte.

Zweifellos haben die Montenegriner in der Tuzi-Gegend Erfolge errungen. Auf dem rechten und linken Flügel ihrer Angriffsfront, beim Taraboschhügel und Berane, ist dies noch nicht unbestritten der Fall, die nächsten Nachrichten werden darüber die nötige Klarheit ergeben.

Es bleibt fernerer Entscheidung überlassen, ob die montenegrinischen Erfolge sich bloß auf die türkische Vorstellung erstrecken, oder ob die Hauptstellung der Türken bei Skutari ernstlich bedroht ist. Die letzten Nachrichten besagen, daß Essad-Pascha mit neun Bataillonen heranrückt und dicht bei Skutari steht. Dort werden also noch ernsthaftere Kämpfe stattfinden, deren Ausgang von hier aus nicht beurteilt werden kann.

Wenn die Zersplitterung der montenegrinischen Kräfte zuerst auch merkwürdig erscheinen sollte, so ist doch hervorzuheben, daß sie in Berücksichtigung des Geländes erfolgt ist, das dem Vorgehen größerer Massen nicht den genügenden Raum gewährt, daß ferner Skutari hierdurch von zwei Seiten bedroht wird, und daß nach den Theorien des Gebirgskrieges das Durchschreiten eines solchen Geländes in mehreren Kolonnen immer empfohlen wird.

Es bleibt zu betrachten, wo die Türken weiteren Widerstand leisten werden. Voraussichtlich werden sie in ganz Albanien vorläufig in der Defensive bleiben; ein Vorgehen nach Montenegro bei errungenem Erfolg könnte sie sogar in ihren Flanken bzw. im Rücken durch die Serben bedrohen.

Der Verlust oder gar die Aufgabe von Skutari wäre jedoch ein moralischer Defekt und geradezu eine Blamage. Die moralische Wirkung des Falles von Skutari wäre von weitgehenden Folgen (man denke an die der ersten Schlacht von Weißenburg im Jahr 1870), obwohl ein größerer militärischer Wert dem Verlust dieser Stellung eigentlich im Hinblick auf das ganze Kriegstheater nicht zuzumessen ist. Das weitere Vordringen des Feindes über Plava und durch das Drintal könnte nämlich nicht gehindert werden. Die nächste Folge wäre aber wohl der sofortige Verlust des Hafens von St. Giovanni di Medua.

Die Mitteilungen vom Kriegsschauplatz sind mit Vorsicht aufzunehmen. Eine Meldung besonders, die von den eingeschlossenen 18 Bataillonen, erscheint durchaus unglaubwürdig. Ich bin der Ansicht, die Türkei wäre froh, wenn sie überhaupt gegen Montenegro 18 Bataillone jetzt schon zur Verfügung hätte.

Auch die Angaben betreffs der Stärke des montenegrinischen Heeres, das auf 43,000 Mann geschätzt wurde, begegnet großem Zweifel. Ein von fachmännischer Seite geschriebener Aufsatz aus jüngster Zeit betont und begründet, daß die Berechnung langjähriger Kenner nur die Höchstsumme von 22,000 bis 24,000 Mann ergibt.

Podgoritza und Skutari.

Von Dr. M. Eimer, Straßburg.

Hierzu die Abbildungen auf Seite 1758.

Die meisten Reisenden gelangen in Montenegro nur bis zur dorfähnlichen Hauptstadt Cetinje. Sehr wohl aber lohnt sich eine Fahrt mit der Automobilpost nach dem etwa 45 Kilometer östlich belegenen Podgoritza. Es war bis 1878 türkisch und ist ein Sammelpunkt der wilden Albanier, die aus ihren an der türkischen Grenze gelegenen Bergdörfern in die Stadt zu Markt gehen. Überdies sieht man die buntesten montenegrinischen und türkischen Trachten. Die Stadt liegt am Einfluß der Ribnitza

in die Moratscha; der ältere türkische Teil mit der alten Festung auf einer Anhöhe, die neue Basarstadt, die in ihrer geradlinigen Regelmäßigkeit und dem riesigen viereckigen Platz in der Mitte an Baubansche Festungsanlagen erinnert, erstreckt sich in die weite Ebene, an deren Nordostecke Podgoritza liegt, und die eine Verlängerung des 20 Kilometer südlich gelegenen schönen Skutarisees bildet. Im Norden öffnen sich die Täler der Moratscha und der Zeta, wo Straßen nach den wichtigeren, neuen Städten Andrijewitza bei dem jüngst viel genannten Berane und Danilovgrad und Nikschitsch führen. Die türkische Grenze ist nur eine Wegstunde von Podgoritza gegen Osten entfernt. Dort beginnt das hügelige Gelände bei Tuzi, das von den Montenegrinern so scharf aufs Korn genommen wird, und dann erheben sich die unzugänglichen Nordalbanischen Alpen, die, ebenso wie die nordöstlichen Berge Montenegros, die Ebene von Podgoritza malerisch begrenzen. Die Stadt selbst bietet, abgesehen von der bunt gemischten Bevölkerung, wenig für den Fremden. Der neue Teil mit seinen einförmigen, niedrigen Häusern ist als Kulturtat der Montenegriner interessant; die alte Türkenstadt mit ein paar Moscheen und einigen hübschen Häusern begüterter Türken spinnt ihr stilles Dasein meist hinter lotterigen Mauern weiter; doch ist das Ufer der Ribniza zwischen beiden Stadtteilen malerisch genug. Podgoritza besitzt mehr als 10,000 Einwohner und ist die größte Stadt in Montenegro. Schon lange aber richten sich die Blicke der Montenegriner begehrlich nach dem nächstgelegenen Handelzentrum Skutari in Nordalbanien. Es liegt am Südende des etwa 75 Kilometer langen, schönen Sees, am Ausfluß der schiffbaren Bojana. Der See wird im Westen vom Meer durch die 1595 Meter hohe Rumijakette getrennt, deren südlichster Ausläufer der Tarabosch ist. Diese Höhe haben die Montenegriner unter General Martinowitsch bereits angegriffen und bedrohen so Skutari. Dies verfügt über eine starke Garnison, die aber, inmitten der zu Aufständen geneigten Albanier, selbst in „Friedenszeiten" nicht Herr der Lage ist und mit dem alten Kastell nichts anfangen kann. Es liegt auf einem Hügel über der interessanten Basarstadt, einem Chaos von Buden und Türkenhäuschen, das von der weithingebreiteten eigentlichen Stadt etwa eine halbe Stunde entfernt ist. Die Kaserne, die Konsulate, die Postämter, der Gasthof usw. sind alle in dieser eigentlichen Stadt. Sie besitzt auch eine große griechisch-orthodoxe Kathedrale, von deren Turm man einen hervorragend schönen Blick über Stadt, See und den Kranz der Berge ringsum genießt. Unmittelbar vor den Toren beginnt das nur mit Vorsicht zu betretene Land der Albanier.

Bilder aus dem deutschen Familienleben.

Hierzu die Abbildung auf Seite 1763.

Bekanntlich wandte sich die „Gartenlaube" in diesem Sommer durch ein Preisausschreiben an die junge Generation der deutschen Maler, um von ihnen Bilder aus dem deutschen Familienleben zu gewinnen. Die deutsche Familie, so viel besungen, so oft der Gegenstand liebevoller, gemütstiefer künstlerischer Darstellung, sollte durch dies Preisausschreiben auch der jungen Künstlergeneration einmal wieder besonders eindringlich in den Mittelpunkt des Interesses gerückt werden. Fünf Preise waren zu gewinnen. Im Wert von 3000, 2000, 1000 und zwei zu je 500 Mark. Das Preisrichteramt übernahmen: Professor Kampf, Professor Liebermann, Professor Manzel und Professor Reinicke (München). Zu diesen vier Künstlern, die „moderne" Richtung und „ältere" Richtung, Nord und Süd in markanten Persönlichkeiten repräsentieren, gesellten sich noch drei Herren des Scherlschen Verlags.

Eine vorzügliche Idee, dies Preisausschreiben. Ist doch die Familie auch heute noch der stille, lautere Quell, aus dem die besten Kräfte der Nation ihr Leben ziehn. In dieser geräuschvollen Zeit aber überhört sich leicht für Ohren, die vom Lärm der Straßen voll sind, das leise Raunen und Rauschen dieses unversiegbaren Quells unserer Gesundheit. Auch die zeitgenössische Kunst schien nicht mehr mit der gleichen Andacht und Innigkeit wie früher aus ihm zu schöpfen. So klang das Preisausschreiben denn wie eine Stimme der Mahnung in den lauten Tag. Man durfte gespannt sein, ob sie gehört würde?

Man hat auf diese Stimme gehört. Das beweist die große Zahl der Einsendungen. 369 Arbeiten, oft sehr umfangreich von Format, liefen ein. Man hat die Stimme nicht selten falsch verstanden, trotzdem sie sehr klar und deutlich sagte, um was es ihr zu tun war. Ein beachtenswertes Zeichen dafür, daß sich auch in der Kunst gar mancher in die Weite verlaufen hat und sich nun nicht gleich auf den ersten Ruf hin wieder zurückfindet. Aber die Stimme fand doch kräftigen Widerhall allerorten, wo in Deutschland gezeichnet und gemalt wird; und das war mehr, als manche Pessimisten glaubten annehmen zu müssen. Künstler aller Richtungen hörten auf sie. Es fanden sich ultramoderne Arbeiten neben der ältesten Biederkeit. Fast jede künstlerische Manier und Manie war vertreten. Freilich malt die Jugend, die dem Ruf des Preisausschreibens folgte, gar oft noch nicht mit eigenen Augen, sondern mit denen längst bekannter Meister, aber das ist ja Art der Jugend überhaupt, wenn sie es auch nicht Wort haben will und böse wird, wenn man es ausspricht. Freilich fehlte es vielen der eingesandten Arbeiten an zeichnerischem Können, aber das ist ja ebenfalls ein Manko unseres malenden Nachwuchses, über das alle anerkannten Künstler unserer Zeit lebhaft Klage führen. So bot denn das Preisausschreiben der „Gartenlaube", wie man sieht, eine seltene Gelegenheit, einmal unabhängig von Mode, „Richtung" und der landläufigen Nachfrage wie durch ein kleines Fenster einen Einblick zu gewinnen in das Streben und Können der Malerjugend, soweit sie noch um Anerkennung und Brot kämpfen muß und noch keinen Tageskurs und Marktwert hat. An solchen Preisausschreiben beteiligen sich ja zumeist derlei Talente. Ihnen eine lockende Gelegenheit zu bieten, bekannt und anerkannt zu werden, ist wohl das schönste Recht solcher Ausschreiben.

Das Preisrichterkollegium stand beim Prüfen und Sichten unter der Macht dieses schönen Rechts. Man ging mit aller Liebe und Sorgfalt an die gewiß nicht leichte Aufgabe, und „moderne" wie „ältere" Richtung kamen schneller und leichter, als wohl mancher erwartet hatte, zum Ziel ihrer verantwortlichen Tätigkeit. Man einigte sich sehr bald ohne ernsthafte Differenz auf die durch Preise auszuzeichnenden Arbeiten wie auch auf die Werke, die zum Ankauf empfohlen wurden. So haben

vier anerkannte Meister fünf jungen Talenten ihrer Zunft vor breiter Öffentlichkeit den Ritterschlag erteilt. Junge, unbekannte Maler fanden Anerkennung und Lohn für ihre Arbeit. Den Lesern der „Gartenlaube" sind eine Anzahl neuer, schöner Bilder beschert worden. **Und man darf hoffen, daß die Stimme der Mahnung, die dies Preisausschreiben erhob, noch lange nicht verhallt ist, sondern auch weiter noch zur Sammlung um die stille, lautere Quelle bester deutscher Kunst, die Familie, ruft.**

Im roten Rock.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen von Berger, Potsdam.

Wenn die Blätter fallen und der Wind über die Stoppeln fegt, fängt für die große Zahl der passionierten Jagdreiter und -reiterinnen eine besonders frohe Zeit an: die Ritte hinter der Meute haben begonnen. Lange galt „der Sport im Rock" als eine exklusive sportliche Betätigung der oberen Zehntausend; das allgemeine Interesse hat sich den Reitjagden erst mit der Erkenntnis zugewandt, daß die Jagdritte eine wertvolle Vorbereitung für den Ernstfall sind. Die Hunde geben das Tempo an wie im Krieg der Feind. Je mehr gute Jagdreiter wir daher auf sicher eingesprungenen Pferden besitzen, desto schärfer kann die Fahrt sein, die uns der Gegner meist vorschreibt. Querbeet, ein bestimmtes Tempo, durchzustehen, das will geübt sein, und Einsichtsvolle werden daher die Bestrebungen der überall in deutschen Gauen bestehenden Parforcejagdvereinigungen mit allen Kräften unterstützen. Die Uniform — der rote Rock — ergab sich als praktisches Kleidungsstück bei Jagdritten von selbst, bezweckt diese Tracht ja nur, daß die Mitreitenden, selbst bei nebeligem Herbstwetter, das „rote Feld" nicht aus den Augen verlieren, so daß es möglichst — auch des Flurschadens wegen — zusammenbleibt. Während sich in der Provinz bei den fröhlichen Ritten die Passionierten einer Gegend zusammenfinden, schreiben sich die Hoffähigen vor jeder Jagd hinter der königlichen Meute in ein Buch ein, das der jeweilige Master führt, und jeder Teilnehmer setzt seine Ehre darein, bei keiner Reitjagd zu fehlen. Und wahrlich, nichts Schöneres gibt's auf der Erde... Es ist eine herzerfrischende Freude, auf sicherem Pferd den flinken Hunden über Stock und Stein folgen zu können. Wohl fordert jeder Ritt von Reiter und Pferd das Einsetzen aller Kräfte, denn in jedem Augenblick kann ein blitzartiges Entschließen und gleichzeitiges Handeln von beiden verlangt werden, ein auch nur momentanes Zaudern aber die Katastrophe herbeiführen! Jedoch gerade dieses „aktive Reiten" hält bis zuletzt alle frisch. Aber nicht nur um sein eigenes Wohl und Wehe ist der Jagdreiter besorgt, sondern auch allerlei andere Rücksichten auf die Mitreitenden sind zu nehmen, so daß jeder Sprung wohl über-



Das rote Feld folgt den Hunden.



Aufbruch zur Jagd: Das rote Feld.
Von den Herbst-Parforcejagden bei Döberitz.



Am Stelldichein: Die Rotröcke schreiben sich ins Jagdalbum ein.

legt sein will; die Freude an einer wohlgelungenen Jagd ist dann aber auch allgemein und der grüne, vom Jagdherrn überreichte „Bruch" wohl verdient.

Auch früher schon wurden bei uns Jagden hinter den Hunden geritten; man weiß, welch passionierter Jagdherr König Friedrich Wilhelm I. von Preußen war, und zu des Soldatenkönigs Zeiten fehlte nur selten „der alte Dessauer" im roten Feld. Aber nach den Befreiungskriegen war dann das nötige Geld für einen so teuren Sport nicht zu beschaffen, doch der Sinn für das Parforcereiten blieb glücklicherweise erhalten. Die Prinzen des Königlichen Hauses traten zusammen, und die kostspielige „Jagdequipage" wurde zum größten Teil aus ihrer Tasche bezahlt. Erst in den fünfziger Jahren übernahm die Krone die Unterhaltungskosten. So ist es bis heute geblieben. Noch jetzt fehlen die kaiserlichen Prinzen mit ihren Gemahlinnen und ihre Schwester, die Prinzessin Viktoria Luise, selten im „roten Feld"; ein besonderer Ehrentag für die Rotröcke aber ist es, wenn der Kaiser selbst zu spannendem Jagdritt in den Sattel steigt und an der Spitze der Jagdreiter und -reiterinnen durch dick und dünn dem flüchtigen Keiler auf der Fährte folgt. Ist der grimmige Basse dann von den Hunden gedeckt, so daß der Fang erfolgen kann, so braust aus Hunderten von Kehlen freudig der Ruf zum hellen Herbsthimmel empor: Halali! Halali! Halali! Und mit jedem Ritt wird der fröhliche Reitergeist neu belebt, auch für die gute Sache begeisterte Anhänger gewonnen — zum Besten des Vaterlands.

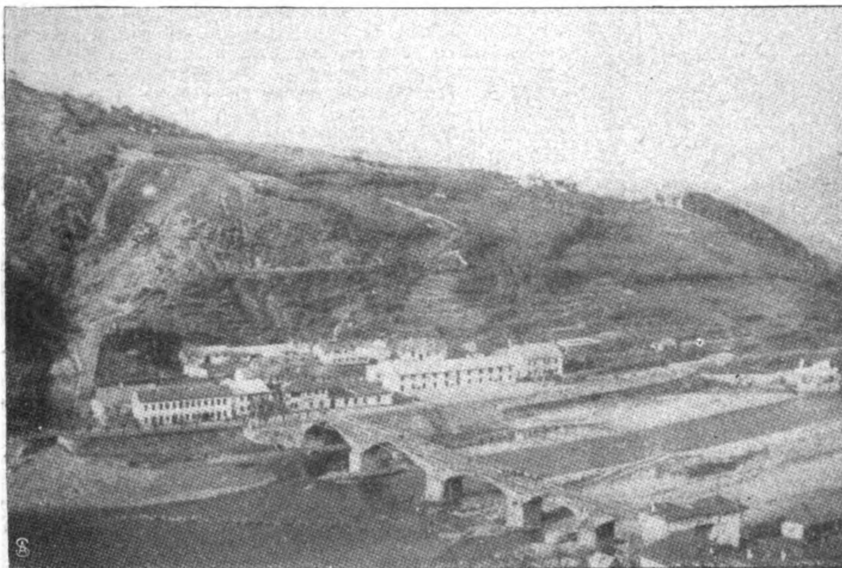
Eberhard Freiherr von Wechmar.

Der Sandschak Novibasar.

Hierzu photographische Aufnahme.

Im Sandschak, bei Berane am blauen Lim, und bei Moikovac an der schäumenden Tara sind Türken und Montenegriner aufeinandergestoßen.

Sandschak, eigentlich ein recht unglückliches Wort für den breiten Zipfel Landes, der sich zwischen Montenegro und Serbien an die bosnische Grenze schiebt; Novibasar und Kosovo, das wäre der richtige Name für das alte Rascien. Dieser weltentlegene Zipfel türkischer Erde, gleichberüchtigt bei Montenegrinern und Serben, wurde infolge der Besetzung des sogenannten Limbezirks durch österreichische Truppen im September 1879 weltbekannt. Die K. u. K. Limbrigade besetzte die drei Städte Plevlje, Prjepolje am Lim und Priboj unweit der bosnischen Grenze; eine bis auf den Mann gleich starke türkische Brigade unter dem alten Suleiman-Pascha garnisonierte in diesen Städten. Ueber die Zahl der Bevölkerung des Landstrichs stehen nur Schätzungziffern zur Verfügung; österreichischerseits wird eine Gesamtziffer von rund 300 000 Seelen (180 000 Mohammedaner, 120 000 Christen) angenommen. Der Nationalität, d. i. dem Volksstamm und der Sprache nach, gehört die Majorität der Bevölkerung zur slawischen Völkerfamilie, speziell zu deren bosnischem Stamm. Daneben besteht eine Minorität Albanier, die besonders im südlichen Winkel zwischen Berane, Novibasar, Ipek und Mitrovica ansässig ist. Es unterliegt keiner Frage, daß die albanische Bevölkerung dort langsam, aber stetig die christliche Bevölkerung aus ihren Sitzen verdrängt. Die Bevölkerung im nördlichen Teil ohne Unterschied des Glaubens entspricht vollkommen der der Herzegowina. Hüben wie drüben ist die gleiche Tracht gebräuchlich.



Prjepolje am Lim, eine der malerischsten Städte im Sandschak.

Die Bevölkerung ist ungemein aufsässig; eine Reihe von Landstrichen hält sich jede weltliche Einmischung vom Hals. Und nicht ganz mit Unrecht. Seit hundert und mehr Jahren leben die Leute mit ihren serbischen und montenegrinischen Nachbarn in ärgster Fehde. Die türkischen Truppen, ohnehin nie stark an der Zahl, kümmern sich auch nur wenig um die Raufereien an den Grenzen und um die Privatfehden der einzelnen Dörfer. Die Unsicherheit auf den Straßen war so groß, daß die öster-

reichische Militärpost von Plevlje nach Serajewo unter Bedeckung fuhr. Landschaftlich schön ist der Kolasin, der Landstrich längs der montenegrinischen Grenze, und ganz besonders das Land der türkischen Vasojevic bei Berane. Das ehemalige Limgebiet, von der bosnischen Grenze bis zu den drei Städten Plevlje, Prjepolje und Priboj ist wenig fruchtbar und teilweise völlig verkarstet. Eine der fremdenfeindlichsten Städte ist oder war Prjepolje. Die schöne Brücke über den blauen Lim führte, wie es damals vor 20 Jahren bei den Truppen hieß, vom Himmel in die Hölle. Der Himmel war das aerarische Lager, die Hölle das Türkenviertel. Keine Eisenbahn durchzieht das Land, und die Chausseen sind verfallen.

Franz Genthe.



Felix Weingartners (×) Ankunft zu seinem Konzertabend in Fürstenwalde bei Berlin.
Ein musikalisches Ereignis vor den Toren der Reichshauptstadt.

Weingartner in Fürstenwalde.

Hierzu obenstehende Abbildung.

Von Berlin bis Fürstenwalde ist's zwar nur ein Katzensprung, aber unter gewöhnlichen Umständen hat's der Berliner doch bedeutend weniger weit, wenn er zum Sinfoniekonzert gehen will. Mit gutem Humor zog er aber diesmal die Konsequenzen aus der Situation: da zwei sich stritten, der Herr Weingartner und die Königliche Intendanz, übernahm der Berliner Musikfreund die Rolle des sich freuenden Dritten.

Er übernahm sie unter ungewöhnlichen Schwierigkeiten. Zunächst mußte er bedeutend mehr Geld in seinen Beutel tun, mußte sich viel früher als sonst fürs Konzert ankleiden und bereithalten; dann hatte er die Richtung nach der nächstgelegenen Stadtbahnstation einzuhalten. Dort durfte er zwischen drei kurz nacheinander abgehenden Sonderzügen wählen. Im Zug bekam er über eine Stunde Zeit, über Zweck und Zweckmäßigkeit seiner Reise nachzudenken, die Abendzeitungen zu lesen, mit den Nachbarn Gespräche anzuknüpfen oder sich einer stummen und stumpfen Reisestimmung hinzugeben. Auf dem Bahnhof in Fürstenwalde erhielt die Situation aber erst recht den Stempel der Ungewöhnlichkeit: ein ansehnlicher Teil der Fürstenwalder Einwohnerschaft hatte sich dort aufgestellt, um die Berliner Musik- und Weingartner-Schwärmer aus nächster Nähe bewundern zu können. Gerade wie auf dem Bayreuther „lieblichen Hügel"! Diese stille Bewunderungsdemonstration wirkte auf die Berliner Gäste natürlich stimulierend, aber die dunkle Wanderung nach der Konzerthalle war lang genug, um die Begeisterung ein wenig abzukühlen.

Aber alle diese Hindernisse, desgleichen die Mängel des Konzertsaales waren von der mehr als tausendköpfigen Menge schnell vergessen, als der faszinierende Weingartner ans Pult trat und nun mit seinem magischen Stab den Weg durch das beglückende Wunderland Beethovens wies. Und aus den riesigen Ovationen, die ihm dargebracht wurden, konnte man den dringenden Wunsch der ernsthaftesten Berliner Musikfreunde heraushören, trotz all der Streitigkeiten, die sie ja gar nichts angehen, auf diesen seltenen Künstler nicht verzichten zu müssen.

A. Sp.

Unsere Bilder

Die Internationale Diplomatische Ausstellungskonferenz (Abb. S. 1762), die vor kurzem in Berlin tagte, fand einen würdigen Abschluß in einem Festbankett, das den Teilnehmern an der Konferenz von der Ständigen Ausstellungskommission für die deutsche Industrie im „Kaiserhof" gegeben wurde. Das Fest, an dem außer einer großen Anzahl hoher Reichs- und Staatsbeamten, dem Reichstagspräsidenten, dem Oberbürgermeister u. a. viele Persönlichkeiten sich beteiligten, die mit unserm Ausstellungswesen eng verbunden sind, nahm einen glänzenden Verlauf. Nach einer Rede des Staatssekretärs Dr. Delbrück auf die Souveräne und Häupter der beteiligten Nationen und nach einem Toast des Schweizer Gesandten Dr. von Claparède auf unsern Kaiser nahm der Präsident der Ständigen Ausstellungskommission Geheimer Kommerzienrat Goldberger das Wort zu seiner Begrüßungs- und Programmrede, die in einem Hoch auf den Erfolg der Konferenz gipfelte.

Ein Kaufmannserholungsheim in Traunstein (Abb. S. 1763). In Gegenwart des Prinzen Ludwig von Bayern ist vor kurzem in Traunstein in Oberbayern das erste, von der deutschen Gesellschaft für Kaufmannserholungsheime erbaute Heim eingeweiht worden.

Personalien (Portr. S. 1762). Kardinal Fürstbischof Dr. Georg von Kopp feiert am 21. Oktober sein silbernes Jubiläum als Fürstbischof von Breslau gleichzeitig mit seinem goldenen Priesterjubiläum, das er dem Tag nach bereits im August dieses Jahres begehen konnte. — Kapitän Roald Amundsen, der Eroberer des Südpols, weilte dieser Tage in der Reichshauptstadt, wo er in der Gesellschaft für Erdkunde einen fesselnden Vortrag über seine letzte bedeutungsvolle Expedition, die ihn an den Südpol führte, hielt. — Zum Direktor der Gemäldeabteilung des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin ist Dr. Max J. Friedländer, der bisherige Direktor des Kupferstichkabinetts, ernannt worden.

Die Toten der Woche

Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Otto **Kuemmel**, bekannter Ozeanograph, † in Köln am 12. Oktober im Alter von 58 Jahren.

Dr. Hermann **Müller-Sagan**, ehem. Abgeordneter, † in Berlin am 9. Oktober im Alter von 55 Jahren.

Wirkl. Geh. Rat Dr. Arnold **Nieberding**, Staatssekretär a. D., † in Berlin am 10. Oktober im Alter von 74 Jahren.

Generalmajor z. D. Richard Graf **von Pfeil und Klein-Ellguth**, bekannter Militärschriftsteller, † in Breslau am 9. Oktober im Alter von 66 Jahren.

Frau **Trojan**, die Gattin des bekannten Schriftstellers, † in Rostock am 12. Oktober im Alter von 68 Jahren.



Phot. Central News.

Türkischer Reserveartillerist mit seiner Kriegsgarnitur auf dem Weg zur Kaserne.

Kriegsrüstungen in Konstantinopel.







Vom türkisch-montenegrinischen Kriegschauplatz.

Hierzu der Artikel: Podgoritza und Skutari. Von Dr. M. Eimer.

1. Prinz Peter (×) feuerte das erste Geschütz auf die feindliche Stellung ab.
Phot. Intern. Illustr. Co.

2. Ausläufer des Skutarisees.

3. Todesmutige Söhne der Schwarzen Berge auf dem Weg zu den Truppen.
Phot. Underwood u. Underwood.

4. Minarett und Zitadelle von Skutari.
Phot. Eimer.

5. Der Berg Taraboſch bei Skutari, gegen den die montenegrinische Süd-armee vorrückte.
Phot. Eimer.







General Janko Wukotitsch,
Führer der montenegrinischen Nordarmee.



Phot. Karastojanow.

J. E. Geschow,
bulgarischer Ministerpräsident.



General Fitscheff,
bulgarischer Generalstabschef.

Abreise türkischer Militärs in Konstantinopel: Der Wagen des Abdullah-Pascha, Chefs der Nordarmee.

Zu den kriegerischen Vorgängen auf dem Balkan.





Oberst Radivoje Djovovic,
der neue serbische Kriegsminister.

Nebenstehend:
Bulgarische Truppen auf der Fahrt an die türk. Grenze. Phot. Chusseau-Flaviens.

Untere Bilder:
1. Kreter vor der Einkleidung für die griechische Armee.
2. Griechische Infanterie auf dem Marsch.
Phot Benninghoven.

Kriegsrüstungen der Balkanstaaten.







Ueberſichtskarte der Balkanhalbinſel.

Links: Der Schauplatz der türkiſch-montenegriniſchen Kämpfe: Sandſchak Novibaſar.

Rechts: Die türkiſch-bulgariſchen Grenzgebiete.

Zum Konflikt der Balkanſtaaten.





Phot. Dührkoop.

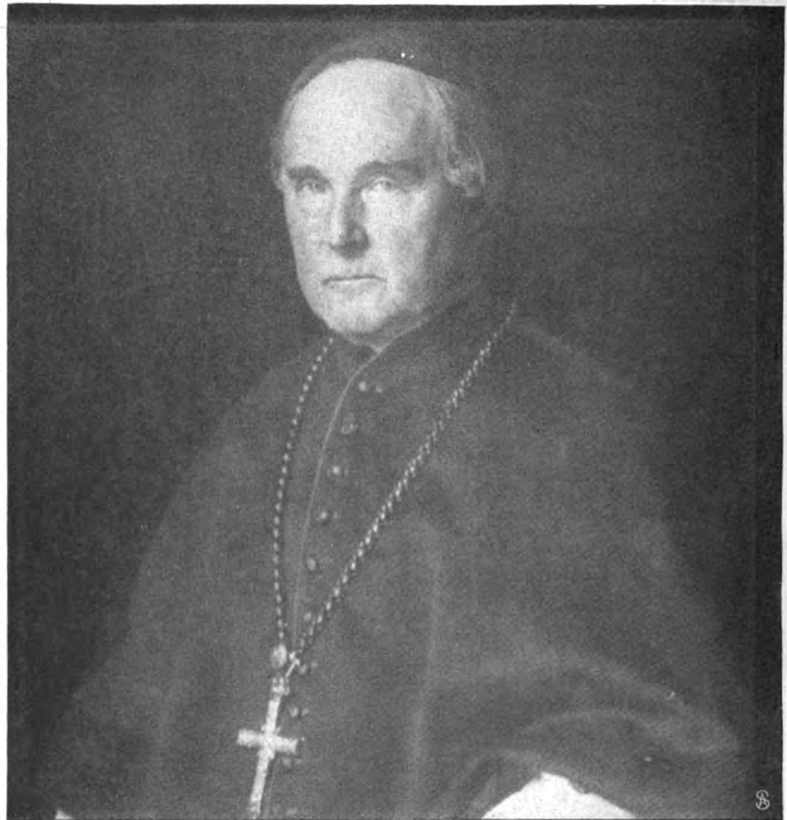
Dr. Max Friedländer.

Der neue Leiter der Gemäldegalerie des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin.



Roald Amundsen.

Zum Besuch d. norweg. Südpolentdeckers in Berlin.



Kardinal Fürstbischof Dr. v. Kopp,

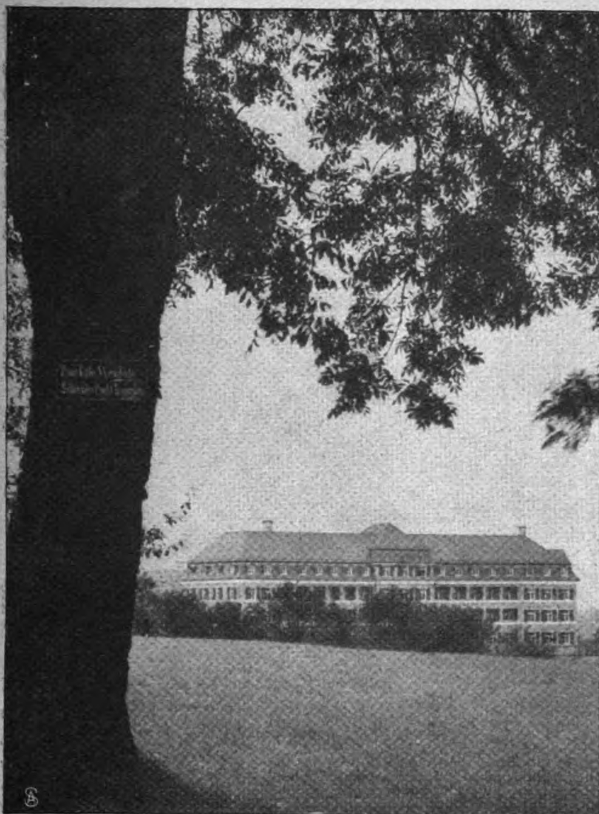
feiert sein goldenes Priesterjubiläum und sein silbernes Jubiläum als Fürstbischof von Breslau.



An der Längstafel von links: M. Francotte (×); Handelsminister Sydow; norweg. Ges. v. Ditten; Staatssekr. Delbrück; amerikan. Botschafter Leishman· Geh. Rat Goldberger, Präs. der Ständigen Ausstellungskommission; schweiz. Ges. v. Claparède; Staatsminister Graf Posadowsky; niederländ. Gesandter Baron Gevers; Oberbürg. Wermuth; Lord Granville; Geh. Rat Lewald; M. Chapsal; Geh. Rat v. Boettinger; Sir Alfred Bateman; Polizeipräs. v. Jagow.

Festbankett zu Ehren der Internationalen Diplomatischen Ausstellungskonferenz in Berlin,

gegeben von der Ständigen Ausstellungskommission für die deutsche Industrie

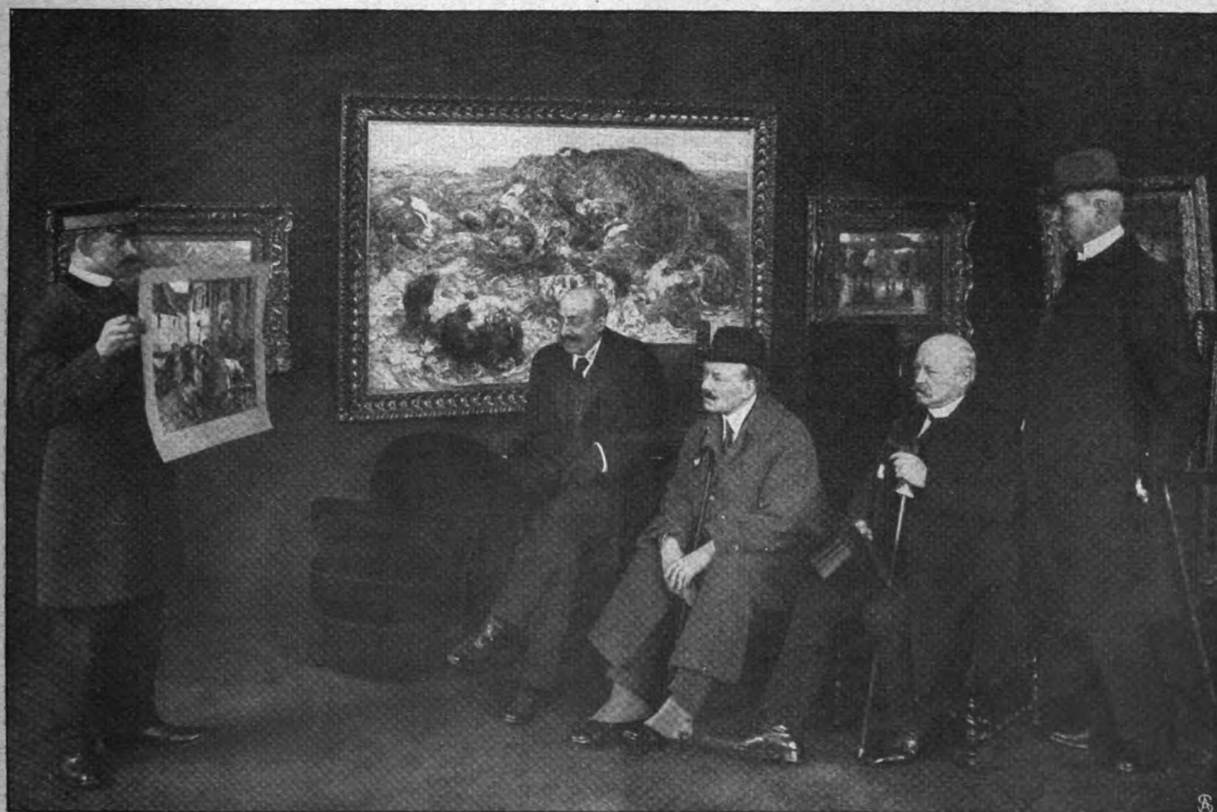


Blick auf das „Prinz-Ludwig-Heim“.



Begrüßung des Prinzen Ludwig von Bayern.

Eröffnung des ersten deutschen Kaufmann-Erholungsheims in Traunstein (Oberbayern). — Phot. Anton Grainer.



Von links: Prof. Max Liebermann; Prof. Arthur Kampf; Professor Manzel, Präsident der Akademie der Künste in Berlin; Prof. René Reinicke, München.

Vom Preisausschreiben der Gartenlaube „Bilder aus dem deutschen Familienleben“: Die Preisrichter bei der Arbeit.

Ariadne auf Naxos.

Oper in einem Aufzuge von Hugo von Hofmannsthal, Musik von Richard Strauß.

Zu spielen nach dem „Bürger als Edelmann" des Molière.



Ariadne verhüllt



Najade

Die beweglichen und bewegten, klassisch oder grotesk-scherzhaft kostümierten Figuren, die man hier sieht, werden in wenigen Tagen mit anderen Gestalten bunter Art aus dem Rahmen eines musikalischen Spieles treten, das auf alle Sinne wirken soll mit allen Mitteln: durch dramatischen und musikalischen Rhythmus, Gesang, Bühnenbilder, Tänze und mancherlei anderes. Richard Strauß hat zu Molières „Bürger als Edelmann" Musik geschrieben, so daß die Menschen darin nicht allein aussprechen, was sie bewegt, sondern der vom Wort angeschlagene Ton weiterklingt. Präludien sorgen für einleitende Stimmung. Manches im Text, der Handlung wird durch Orchester, Melodie und Koloraturen illustriert; es gibt auch „Couplets", und aus einer Omelette à la surprise springt die Wiesenthal, natürlich um zu tanzen. Dann setzt ein von Hofmannsthal gedichtetes Zwischenspiel ein, das die dramatisch-musikalische Deutung der Schicksale des Molièreschen Stückes fortsetzt und in die Oper überleitet. Dieser kleine Akt zeigt dem Zuschauer, wie durch plötzliche Improvisation eine tragische Oper zu einem tragikomischen Spiel wird; man soll empfinden, daß ein Geschick sich heiter und ernst zugleich spiegelt. Darum wird vor den Hauptpersonen aus dem „Bürger als Edelmann" auch diese Oper „Ariadne auf Naxos" nun gesungen und so durch die Stimmen ernster Sänger und Sängerinnen sowie durch die lustige Produktion von Gauklern, durch Orchester und Tanz das Spiel weitergeleitet. Man wird also nicht ein Schauspiel und danach eine Oper sehen, zusammenhanglos aneinandergereiht, sondern: Text, Ton, Inszenierung, Kostümierung. Das alles wird an diesem Abend zu der gleichen Wirkung hinstreben, den gleichen Sinn zeigen. Die Fäden der Handlung aus Schauspiel und Oper sind ineinander verwoben zu einem Ganzen. Damit das Schicksal des Bürgers, der so gern ein Edelmann sein möchte, und der Liebesleute, die sich im Dunkel während der Opernaufführung zusammen wegstehlen, sich vor den Augen der Zuschauer vollende, erklingt die Oper „Ariadne auf Naxos", deren Motiv das des ganzen Werkes ist, sowie es Harlekin singt:



Harlekin.

„Lieben, Hassen, Hoffen, Zagen,
Alle Lust und alle Qual,
Alles kann ein Herz ertragen,
Einmal um das andre Mal.
Aber weder Lust noch Schmerzen,
Abgestorben auch der Pein,
Das ist tödlich Deinem Herzen,
Und so darfst Du mir nicht sein.
Mußt Dich aus dem Dunkel heben,
Wär es auch nur neue Qual,
Leben mußt Du, liebes Leben,
Leben nur dies eine Mal!"



Bacchus



Dryade

Zur Uraufführung im neuen Stuttgarter Hoftheater: Kostümentwürfe von Ernst Stern.

Mit Genehmigung der Verlagsfirma Adolph Fürstner, Berlin W. — Paris IXe.

Gerold Beckhusen.

Roman von

Wilhelm Schaer.

7. Fortsetzung.

Engel durfte Freuke keinen Augenblick mehr verlassen. Ueberall hatten die geschäftigen Hände des Mädchens mit zuzufassen, denn die Tage vor der Hochzeit, die tausend Vorbereitungen erforderlich machten, schafften der Poltergeister genug ins stille Haus. Obwohl die Feier sich fast im geheimen abspielen und nur wenige Menschen — weniger noch, als zu Anfang beschlossen gewesen war — sich dazu einfinden sollten, hatte die Veranstaltung nach des Hausherrn ausdrücklichem Wunsch seinem Wohlstand entsprechend üppig zu sein.

Um während der Trauung unter den feindselig-neugierigen Blicken der Gemeinde nicht zu leiden, hatte man den Pastor dazu bewogen, die kirchliche Handlung im Haus vorzunehmen. Ein reiches Geldgeschenk in den Opferstock der Armen, und der Widerstand des alten Herrn war glücklich gebrochen gewesen.

Da Freuke im letzten Augenblick davon Abstand genommen hatte, ihre Sippe zu laden — denn die Frau ihres Bruders in Jever lag schwer krank im Wochenbett danieder — blieb an Gästen nicht mehr viel zu bitten übrig, als die Trauzeugen Tiark Wenke und Ortsvorsteher Jan Schröter mit ihren Frauen. Nur mit Rücksicht auf Engel und im Hinblick auf die bewährte Verläßlichkeit der Fährmannschen Familien waren auch diese mit ihren zwei erwachsenen Söhnen nachträglich geladen worden. Einschließlich des geistlichen Herrn somit vierzehn Personen, die einer festlichen Bewirtung entgegensahn.

Freuke gewährte es am letzten Morgen des alten Jahres eine willkommene Ablenkung, die beste Stube aufs duftigste mit Tannengrün und mit selbstgefertigten Papierrosen zu schmücken. Vor Gerold wurden die Zugänge des Staatszimmers sorgfältig verschlossen gehalten. Freilich kaum erforderlich! Denn der Hausherr war derweilen eifrig mit Netzfischen beschäftigt, wobei ihm und dem Vorknecht das Fährboot zustatten kam.

Obwohl ein nebeliger Regen bei eisigem Nordwest, der in Stößen vom Deich herüberfegte, die Finger kältete, flossen dem, der zum erstenmal an seinen Teichen die Fischereigerechtsame ausübte, blanke Schweißtropfen über Gesicht und Hände.

Als Herr und Knecht mit ihrem Netzfang aufhörten und einige Dutzend Schleie — die Hechte und Aale hatte der wunderliche Fischer zum Kummer des murrenden Alten stets schnell zurückgeschleudert — in den Bottichen paddelten, meinte der greise Knecht unter einem besorgten Blick auf den stürmenden Wetterhimmel: „Hochwater van Morgen! Hefft Set all sehn, Herr? Steiht bannig hoch an'n Diek rup! Un wenn dat so fudder geiht — Springflut um Middernacht van'n ersten up'n tweeten! Paßt up!"

Gerold Beckhusen lachte ein paarmal laut und hart auf. Eine Antwort gab er dem Alten nicht.

Auf dem Weg nach Haus mahnte der Knecht zum andernmal.

Da blieb der Hofherr wütend stehen. Er wandte sich um, stemmte die Hände in die Seiten und spreizte die kurzen Beine, die in den Wasserstiefeln steckten.

„Morgen — dat du mi dat nich vergäten deihst — morgen lat ick mi nich in mine Ruhe störn! Keene Watersorgen un keen Brackgequarre! Und wer mi bi mine Hochtied mit so wat kummt, de kriggt 't mit mi to dohn!"

Nachmittags hielt der Wagen feierlich vor dem Tennentor. Die beiden jungen Hengste schmückte Myrtenreis an den Stirnriemen, und der alte Vorknecht saß in seinem nagelneuen Kutscherrock auf dem Bocksitz. Gerold und Freuke fuhren nach dem Haus des Pastors, der, alter, strenger Sitte gemäß, vor allem die Braut vor der Hochzeit noch einmal gründlich ins Gebet zu nehmen hatte.

Freukes Ehrenschild war rein. So durfte sie sich furchtlos zu ihrem Beichtgang rüsten.

Bevor der Hofherr einstieg, erhielt der Kutscher einen goldenen Händedruck.

Der Alte, durch das reiche Trinkgeld fast zu Tränen gerührt, bedankte sich redselig. „Herr, vergewt Se mi, wat ick so bi mi dacht heff! Un heff ick nich jümmer seggt: ‚Use Gerold is just so god'" — der greise Schwätzer drehte sich völlig herum — „nich, Fröl'n, as — as de annere?"

„Los — vorwärts!"

Und die feurigen Rosse sausten über das Hofpflaster, daß die Pfützen spritzten.

Als das Paar nach einem Stündchen wieder daheim anlangte, war es schon dunkel geworden.

Lachend hob Gerold Freuke vom Wagen. Triumphierend trug er sie über die ganze Tenne bis an die Windfangtür. Da erst ließ er sie von den Armen gleiten und umfaßte sie voll Leidenschaft wieder und immer wieder. „Nun bist du schon halb — mein Weib! Und morgen — morgen, Freuke, wirst du es ganz!"

„Post angekommen?"

Und da die gefürchtete Post nicht eingegangen war, kannte Gerold Beckhusens Ausgelassenheit keine Grenzen mehr. Er stürmte in die Stube. Er lachte ohne Unterbrechung, durchdringend. Schließlich warf er sich auf den Ofenstuhl und lag für Augenblicke kreideweiß da, wie tot.

Entsetzt hielt Freuke sich über ihn gebeugt. Sie tupfte ihm Stirn und Schläfen. „Schatz — um Gottes willen — komm wieder zu dir!"

Langsam wich die Spannung, unter der Gerold Beckhusen während der letzten beiden Wochen unausgesetzt

gestanden hatte. Er weinte auf einmal wild auf, wies mit der Hand nach dem Kopf und lag von neuem, ohne sich zu rühren.

„Mein Gott, du — du wirst mir doch nicht krank werden?"

„Krank? Jetzt krank werden?" Wie gestochen sprang der leidende Mann empor. „Krank, Freuke, bin ich gewesen! Ach" — er schloß wieder die Augen — „nur noch ein dumpfer Druck hier!" Mit beiden Händen hielt er sich dabei den Hinterkopf.

Nach dem Tee erklärte Gerold Beckhusen plötzlich, nichts, nun aber auch gar nichts mehr Beklemmendes zu fühlen, und begann mit heiterem Eifer die Aufschriften der Vermählungsanzeigen zu schreiben, die morgen in der Frühe den teils verwandten, teils befreundeten Allmers, Thedinga, Papinga, Lübben und Beckhusen übersandt werden sollten.

Als man auch hierin den lieben Nächsten gegenüber seine Pflicht glücklich erfüllt hatte, brachte die Magd den Punsch und unter verlegenem Schmunzeln einen schönen Polterabendgruß von der jüngsten Frau aus dem Dorf.

Freuke las und war sprachlos.

Auch im Haus und auf dem Hof begannen derweilen allerhand Spukgeister ihr ausgelassenes Treiben. Ein paar kräftige Faustschläge donnerten gegen die Fensterscheiben, und ein Scherbenregen prasselte von der Hausmauer zurück. Der Bräutigam warf eine Hand voll Münzen unter die Glücksbringer draußen.

„Aber die hier bekommt nichts!" erhob Freuke funkelnden Auges Einspruch.

„Ach was, heute kriegen alle ihr Scherflein!" In Ueberlaune rollte der Hausherr seinen Taler über den Tisch. Dann las auch er.

„Ich denke in meine schönste Stunde mit meinen Matrosen an Sie, Fräulein Jessen. Sie haben mit die Schiffahrt jetzt nix mehr zu tun. Aber wir wollen beide zu See gehen, wenn's wieder Frühling wird. Da will ich ihm gerne grüßen, wenn ich ihm zu sehen kriege. Denn Hermann is immer sehr liebenswürdig zu mich gewesen. Un manche Nacht is er zu mich durchs Fenster gestiegen. Der Herr is nich zu mich durchs Fenster gestiegen. Der is 'n ganz Heiliger. Un ich will Sie wünschen, daß Sie mit ihn in ihren Leben noch ihre liebe Not kriegen! Heute dürfen Sie mich, wie Sie woll wissen, nix nich übelnehmen. — Atschö.

Wupke Seemann."

Der Leser schüttelte sich vor Lachen.

„Darüber kannst du dich so freuen, Gerold?"

„I natürlich!" Aber fast gleichzeitig flog der Wisch ins Ofenfeuer. „Heute ist alles erlaubt! Heute soll man vergessen — alles! Auch die eigenen Sünden, wenn man welche auf dem Gewissen hat!" . . .

Noch einmal starrte er mit weit aufgerissenen Augen in die zuckenden Flammen. „Sieh da, wie's lustig brennt! Hätte mir manches ersparen können, manche Sorge — manch schlaflose Nacht, wenn's so gebrannt hätte! Nun liegt's auf den Bracken drunten — vergessen und ausgewischt. Der redende Mund spricht nicht. Im Januar quarren keine Frösche und Unken! Nie wieder sollen sie quarren — nie wieder quarren, Freuke!"

„Ich gaube dir das nicht mehr!"

„Glaubst es mir nicht? Ich will's dir — beweisen!"

Und obwohl Gerold Beckhusen im Gegensatz zu vielen gutgestellten Marschhofbesitzern nur ein bescheidener Zecher war, vergaß er von nun an alle Vorsicht, jedes Maßhalten. Ein Glas jagte das andere. Immer gehobener wurde seine Stimmung.

„Gerold, fast möchte ich dir recht geben: ich höre — nichts mehr; das Gequarre da draußen und — ja, auch die Stimmen der Sorge — endlich verstummt!"

In letzter Stunde begann man Blei zu gießen.

Gerold Beckhusens Augen sahen immer nur Fische, überall Fische! „Denn der Fisch ist ein Glückstier, Freuke" . . .

Als die Wanduhr zwölf schlug, jauchzte der erregte Mann heiser auf.

Das Gesinde strömte glückwünschend in die Stube.

Der alte Vorknecht trüselte bedenklich und hielt sich am Arm eines jungen Burschen, der auch schon nicht mehr recht zu Beine war.

„Prost! Prost! Prost!"

Der Hausherr verschloß Auge und Ohr und stieß mit allen der Reihe nach an.

Selbst die stille, kleine Engel geriet, durch den außergewöhnlichen Genuß des Punsches angeregt, aus dem Häuschen. Sie stürmte mit den Mägden zur Stube hinaus.

Das Paar sah sich plötzlich allein.

„Zeit — die Zeit! Jetzt ist's an der Zeit!" rief Gerold und breitete die Arme aus. „Unsere Stunde ist da!" Seine Hand zerrte das geliebte Mädchen, das sich nicht mehr gegen ihn wehrte, auf den Sessel, der all seine Sorgen treu mit ihm geteilt hatte. „Du sollst meine Liebe sehen! Du sollst die Zahl unserer Küsse zählen!"

Freuke lag zwischen den hohen Armpolstern eingekeilt und versuchte nicht, sich zu rühren.

„Liebe, Liebste, sag, hast du wieder Angst vor meinen Augen?"

Sie schüttelte den Kopf. „Aber so — hat der — der andere — mich — nie angesehen!"

„Das will ich dir schon glauben! Doch sag — möchtest du mich denn anders haben?"

„Nein, nein! Bleib, wie du nun einmal bist! Ganz so — will ich dich behalten!" Da legte sie ihm die Arme fester um den Nacken und zog sein Gesicht an das ihre. „Du mit deinen heißen, schwermütigen Augen! So — ganz anders! Gerold, wie ist das nur möglich — bei Brüdern?"

„Keine Hexerei!" spottete er. „Nicht um nichts und wieder nichts sitzen wir hier an der Wasserkante! Mutters Blut — südländisches Schifferblut! Das ist zwar schon lange gewesen, aber . . . Ja, guck nur! Vaters Friesenblut drückt auf mein mütterliches Erbe! Tief in mir, zurückgedrängt, ruht meine Leidenschaft. Guck mir nur tief in die Augen! So hab ich's gern! Und — nun, der von uns Brüdern zur See fährt, hat von Mutter die Frohnatur, aber das zehrende Feuer hier fehlt ihm! Friesisches Bauernblut und nordisches Blut so wie das deine, Freuke — küsse mich! — ist kalt!"

Freuke schüttelte wieder den Kopf. Sie konnte sich

anders ja nicht rühren! „Du irrst dich! Du — du irrst dich! Gerold, wart es doch ab — bis morgen!"

„Warum bis morgen?"

Da schloß sie die Augen und —

Ein heller Aufschrei gellte von der Flurtür her durchs Zimmer.

Gerold sprang erschrocken empor. „Wer — was ist?"

Die kleine Engel weinte.

Freuke schlug ihren Arm tröstend um ihren treuen, unschuldigen Schutzgeist, nickte ihrem Verlobten klarstrahlenden Auges zu und verschwand mit Engel — zum letztenmal — in ihrer jungfräulichen Kammer.

„Vergiß, was du gesehen hast!"

„Ja, gern!"

„Es ist nichts Schlimmes gewesen, liebes Engelchen! Und ich danke dir, daß du ins Zimmer gekommen bist!"

Die Kleine sah Freuke liebevoll an. Aber nicht mehr gleich vertrauensselig wie gestern. Das empfand die andere, und es schmerzte sie tief.

Auch die pulsende Erregung zitterte Freuke noch lang im Blut nach, da sie, fest in ihre Decken gehüllt, unter leichtem Erschauern immer wieder gezwungen wurde, all jenen Stimmen zu lauschen, die ihr den Schlaf von den Augen trieben. Sie sah vor sich keine friedvollen Inseln, auf denen für ein bang zitterndes Mädchenherz gut weilen und gut ausruhen ist. Es flohen sie die sonnigen, glückkündenden Träume, von denen sich eine beseligte Braut vor der Brautnacht umgaukeln und — wenn es denn nicht anders sein kann — gern täuschen läßt. In den hohen, weiten Kaminen begannen die Sturmgeister ihr Klagelied zu wimmern, erst leise, dann lauter, um gegen Morgen das feste Beckhusensche Haus bis in seine Grundfesten zu erschüttern. Der Regen floß dazu von neuem in Strömen.

Kurz entschlossen erhob sich Freuke — besser munter zu wachen, als unliebsam zu träumen — und kramte lange bei Lampenschein zwischen ihren Mädchensachen.

Sowie sich das Leben auf dem Hof regte, trat die künftige junge Herrin hinaus, auch an diesem ihrem Ehrentag treu als Erste auf dem Plan!

In der Stube deckte sie eigenhändig den Kaffeetisch.

Als sie vor Hermanns Bild wie immer, von geheimer Hand gezwungen, stillstand, nahm sie es fort.

„Das muß ein für allemal aus sein! Darin kann ich Gerold beipflichten; nicht nur halb, ganz muß ich ihn vergessen!" So tat sie das Bild in das Schubfach ihres Spindes.

Frühzeitiger als sonst erschien auch der Hausherr.

„Nein, mein liebes Herz, ich bin durch Sturm und Regen — Donnerwetter, ja, das gießt — keinen Augenblick gestört worden. Lange hab ich nicht so ruhig und fest wie in dieser Nacht geschlafen."

Freuke drohte mit dem Finger. „Der Punsch, der viele Punsch! Na, warte!"

Da nahm er das Fehlen des Bildes wahr.

„Ja," erklärte die Attentäterin ungefragt und absichtlich rasch, „es ist mein eigener Wille! Und außerdem — ich weiß — dir mach ich damit eine große Freude!"

Ihre schöne Offenheit rührte ihn. Wieder beschlich ihn das Gefühl der Scham vor sich selbst. Sie sollte ihn nur durchschauen! Bei der Reinheit ihres Herzens konnte ihr ja nichts ahnen! Fleckenlos wie sie trat er nicht in die Ehe ein. Dafür war er auch der harte, vom Schicksal gepeinigte Mann! Im Drange der letzten Tage war alles Schuldgefühl Freuke gegenüber schon so glücklich abgetan gewesen. Und nun — war es wieder da. Aber jetzt — weiß der Himmel — war es nicht an der Zeit, reumütig unter einem langatmigen Geständnis zu büßen. Fort mit allen Gedanken an die Vergangenheit! Fort mit allen Sorgen, die seiner in Zukunft warten mochten! Der Gegenwart leben! Denn heute ist ein Freudentag voll heißesten Glückes und seligsten Genießens!

Gleich nach Mittag schien sich das Wetter für kurze Zeit klären zu wollen. Der Sturm ließ nach, und die Sonne stand als fahler Mond hinter ihren Nebel- und Regenschleiern.

Da, soweit Freukes Tätigkeit hierbei in Frage kam, alle Vorbereitungen für die abendliche Hochzeitsfeier beendet waren, fand die eifrige Wirtschafterin Muße, mit Gerold vor das Tennentor hinauszutreten.

„Unsere Glückssonne scheint spät aufzustehen! Sieh nur, Gerold, wie trübe!"

Der Hofherr runzelte die Stirn. „Laß die Sonne! Wenn uns dafür der Mond" — er kniff seiner Begleiterin, mühsam scherzend, den Arm — „nur um so heiterer aufs Kopfkissen scheint!"

„Post — Brief aus Rom!"

Seine eigenen Worte, sich heute durch nichts aus der Fassung bringen zu lassen, strafte Gerold Beckhusen Lügen. Zunächst stand er wie versteinert. Dann entriß er dem Boten das Schreiben, öffnete es und lachte gerade wie gestern so lange und übermäßig, daß Freuke angst und bange dabei wurde.

Endlich beruhigte er sich. „Von wem, sag ich dir nicht! Und was drin steht, auch nicht! Nein, nein — laß ab! Das bleibt für den Abend! — 'n Prachtkerl — 'n wahrer Prachtkerl! Da sieht man, daß wir noch Freunde haben! Und nun, Schatz, Flaggen 'raus! Ja, und — wenn der Himmel mitsamt der Sonne über uns zusammenbrechen sollte, ich feire meine Hochzeit!"

Das Paar eilte ins Haus zurück.

Von neuem setzten Sturm und Regen ein.

Der Abend dämmerte frühzeitiger als sonst herauf. Und Freuke legte, von Engel und den beiden Hausmägden unterstützt, das Hochzeitskleid an.

Die Uhr ging auf sieben.

Der Hausherr im schwarzen Gehrock und mit weißer Binde wartete schon in der Wohnstube.

Als Freuke in Begleitung Engels — die Mägde hielten sich in scheuer Bewunderung vor der geöffneten Tür — langsam, feierlich bei ihm eintrat, verharrte auch er zunächst staunend wie in Anbetung.

Auf ihrem goldblonden Haar — selber schon eine flimmernde Krone — prangte als zweite Krone seiner Mutter Brautkranz. Das schwere Atlaskleid, über das sich der Schleier, leicht zurückgelegt, breitete, wallte in rauschenden Falten von den Hüften der üppigen Gestalt eines Mädchens hernieder, das zwar seiner Haltung nach zu herrschen gewohnt, aber dem Ausdruck seines Gesichts nach nur noch zu dienen gewillt war.

„Sag, bin ich dir so gut genug?“ Die Brust unter ihrer schneeigen, knisternden Hülle bewegte sich dabei lebhafter auf und nieder.

„Du bist“ — Gerold Beckhusen neigte — aber nur für einen Augenblick und sich kaum dessen bewußt — vor ihr das Knie.

Dann sprang er auf und küßte, ohne Rücksicht auf die rauschende, flimmernde Pracht in seinen Armen zu nehmen, seine scheue, stolze Beherrscherin brennend auf den Mund.

Bevor die Gäste kamen, begab man sich in die beste Stube. Dort sollte der Empfang stattfinden und, wie der Hausherr verwegen scherzte, die letzte Schlacht geschlagen werden.

Gerold staunte. Freuke hatte bei der Ausschmückung des Festraums ihre sämtlichen bisherigen Leistungen überboten. Nicht allein die Täfel unter der in allen Regenbogenfarben schillernden Kristallkrone, auch die Familienbilder waren ausnahmslos mit Grün und Rosen geschmückt.

„Aber das Hauptstück unserer Hochzeitstafel bleibt doch dein herrlicher Blumenkorb. Das ist Frühling in unserer Mitte! Schau, gerade vor ihm werden wir sitzen!“ Freuke zeigte Gerold ihre Plätze, die oben an der Tafel so gedeckt waren, daß man von ihnen aus den kleinen Kreis der Gäste übersehen und auch auf die Gartentür blicken konnte, vor der eine blühende Oleandergruppe und der Tisch mit der Hausbibel standen.

Schon traten die ersten Besucher ein. Es waren die Trauzeugen mit ihren Frauen.

Man begrüßte einander — förmlich.

Die beiden Männer zeigten wenig festfrohe Gesichter.

Der Vorsteher Jan Schröter erzählte: „Die Weser steht hoch wie seit langem nicht mehr. Und wenn der Nordwest sich gegen Mitternacht noch verstärkt, haben wir 'ne Springflut vor der Tür, die niemand so bald vergessen wird!“

Tiark Wenke bestätigte: „Ein großes Opfer, das wir unserm Nachbarn bringen. Nur, weil es für unsern Deichgrafen ist! Ich glaube, wir hätten sonst besser daran getan, zu Hause zu bleiben! Aber Klas Jan hält seine Augen offen. Sowie 's Gefahr hat, schickt er einen Boten.“

„Laßt den Thedinga! Ich will vom Wasser nichts hören!“ erwiderte Gerold Beckhusen grob. „Der Deich, das habt ihr doch letzthin mit eigenen Augen gesehen, steht fester als vor zehn Jahren! Dummheit! — Und im übrigen: heute feire ich meine Hochzeit! Wer Angst hat, muß nach Hause gehen! Niemand kann ich mit Gewalt an meiner Tafel da festhalten! Aber mich treibt heute — das mögt ihr euch merken — nichts, kein Sturm und Wetter — kein Höllenlärm zum Hause hinaus!“

„Neue Gäste!“ meldete Engel und flog ihren Verwandten entgegen.

Den Fährmannschen Ehepaaren und den beiden Söhnen stand kein Kutschwagen zur Verfügung — der Hochzeiter hatte daran nicht gedacht! — sie hatten sich mühsam mit Laternen durch das Unwetter hindurchkämpfen müssen. Sie kamen, wie sie glaubten, schon recht verspätet, trösteten sich aber bald, da die dritte Hauptperson noch nicht anwesend war: der Herr Pastor.

„Min schönet, neet Kleed ganz natt!“ jammerte Fährmannsche Nummer eins, während die jüngere, Engels Mutter, in ihrer schlichten, natürlichen Herzlichkeit meinte: „Darfor is't hier ok gliefs um so väl bäter! Nä, nä — eegentlich, ja, eegentlich gar keene Buernhochtied mit väl Lüde un Mus'kanten! O, wo gemütlich! O, wo gemütlich!“ Derweilen stellten sich beide Frauen zum Trocknen mit dem Rücken gegen die heißen Kacheln des Ofens.

Auch die Brüder Fährmann hatten besorgte Mienen aufgesteckt. Das arge Wetter und die drohende Flut! Bei den Bracken sei kaum noch hindurchzukommen gewesen. Der ganze Fußweg überschwemmt!

Der Hausherr geriet außer Rand und Band. Er wiederholte seine zornig gesprochenen Worte, wenn möglich, noch aufgeregter.

Die Gäste blickten einander an und schüttelten die Köpfe.

Noch immer fehlte der Wagen mit dem Pastor.

In wachsender Zerstreutheit und Unruhe blickte der Hausherr nach dem Schrank hinüber, um nach der Uhr zu sehen. Der fliegende Holländer — das Totenschiff fehlte.

„Unerhört!“ Gerold Beckhusen riß unsanft Freukes Brautgeschenk aus der Westentasche. Bereits ein volles Viertel über die vereinbarte Zeit! Dabei hatte der Kutscher auf Betreiben seines Herrn sogar eine halbe Stunde eher, als nötig war, vom Hof fahren müssen!

Da — endlich das laute Geratter eines Wagens!

Der Vorknecht war flink vom Bocksitz herabgesprungen und hatte dem Jungen die Zügel in die Hände gedrückt.

Schon prallte er mit dem Hausherrn in der Windfangtür zusammen.

„Min Gott — Herr! Use Pastor is krank worrn, hett'n swaren Tofall up'r Bost kreegen — just as use selige Herr — un kann bi dat gräsige Wäer nich upstahn! He lett de Herrschaft bidden, gliefs morgen middag to em vor't Bette to kamen! Dor will he dat, wat nödig is, dohn un —“

Gerold Beckhusen hatte den Alten mit seinem Bescheid nicht zu Ende kommen lassen. Fiebernd vor Erregung und mühsam Luft schöpfend stand er vor seinen Gästen.

Die ersten Worte blieben ihm in der Kehle stecken. Dann bezwang er sich mit eiserner Kraft. „... Morgen mittag also — die Trauung! ... Ja — gut! Und nun sollt ihr mich kennen lernen! Denn was 'n Beckhusen einmal gesagt hat, das hat Geltung — das bleibt bestehn!“

Freuke stand hoch aufgerichtet neben dem Sprecher, aber ohne einen Blutstropfen in ihrem eben noch blühend frischen Gesicht. Sie hatte seine Hand gefaßt und hielt sie wie im Krampf umschlossen.

Gerold Beckhusen neigte sich über ihre Rechte. „Freuke!“ Da war aus seiner Stimme jedwede Härte gewichen. Flehentlich schmeichelte er: „Blick mir in die Augen, die Macht über dich haben! So — ja, so ist's recht! Und nun frage ich dich — ganz leise: kannst du es über dich gewinnen, mich todunglücklich — sterbenskrank

zu machen?" Er strich sich mit der Linken über die Stirn und schloß die Augen. „Da brennt's! Da fiebert's!" Seine Worte dämpften sich zu kaum vernehmlichem Geflüster, so daß das laute Sausen und Brausen des Sturmes und das schwache Erzittern des Hauses deutlicher wahrnehmbar wurden. „Mich packt noch der Wahnsinn, wenn du mich abermals prüfen willst — mich jetzt verläßt!"

Und von neuem laut, voll Leidenschaft, voll zäher Festigkeit für alle Hörer: „Hier — mein tapferer Kamerad stimmt mir bei! Wir feiern unsere Hochzeit — auch ohne Pastor! Wer uns in dieser Not verläßt, ist unser Freund nicht mehr! Der ist unser erklärter Feind! Sprich, Schatz! Sag's ihnen selber! Wie — hab ich dir nicht aus der Seele gesprochen?"

Freuke schwieg noch immer. Aber sie hing, still lächelnd, mit ihren Blicken an seinen Augen, achtete der heulenden Sturmgeister nicht, hatte nur Sinn für ihn, den sie liebte, und drückte ihm beide Hände.

So wußte Gerold Beckhusen, daß er sich auf die Gefährtin seines Lebens verlassen konnte wie auf sich selbst, bot Freuke den Arm und führte sie — leicht schwankend — an die hochzeitliche Tafel.

„Meine lieben Gäste," rief er erzwungen heiter, „warum auch wollten wir jetzt auseinanderlaufen! Das Festessen wartet auf uns. Niemand wird sich hernach vor Gott und der Welt etwas vorzuwerfen haben! Was Freuke und ich tun — darüber zerbrecht euch nicht lange den Kopf! Denn nach uns —"

„Sag das nicht! Sag das nicht!" flehte Freuke. Und jäh emporfahrend: „Hör nur, wie's draußen tobt! Hör — hör nur!"

Da dämmte er, wie selber über sich und seinen herausfordernden Wagemut erschrocken, die Sündflut seines Herzens noch einmal in ihre Tiefen zurück und seufzte schwer auf.

„Dartein! Wi sind ja dartein!" entdeckte Fährmannsche Nummer eins als erste.

Man zählte nach.

„Dat geiht nich an, nä — nä!" erkärte auch Fährmannsche Nummer zwei und wollte, weil sie bei weitem die Gutmütigste in der Tafelrunde war, sich erheben.

„Nein, wenn jemand in Frage kommt, so gehen wir!" Die aus rein sittlichen Gründen noch viel ängstlicher besorgte kleine Wenkenmutter flog eilig von ihrem Sitz auf.

„Wenn jemand in Frage kommt, gewiß, gewiß, so gehen wir! Mein Mann und ich sind des Sturmes und des Hochwassers wegen schon ungern genug gekommen! Tiark — nicht?"

Der gehorsame Ehemann nickte.

„Tja, und dann auch, liebes Fräulein Jessen — an der Erkrankung unseres alten Herrn Pastors trifft Sie natürlich nicht das geringste Verschulden — aber wenn ich so bedenke.... daß Sie noch 'n Fräulein sind und, bevor Sie der Herr Pastor nicht zusammengefügt hat, sich zu uns verheirateten Frauen noch gar nicht mal rechnen dürfen — Hochzeit im eigentlichen Sinn kann man das hier — nein — nein, nein — kann man das hier mit dem besten Willen nicht nennen — wir kommen jeden andern Tag gern wieder, werden immer gut nachbarlich und gefällig sein und —"

„Gewiß, Beckhusen," kam Tiark seiner meist stillen, aus reinster Herzensangst plötzlich redselig gewordenen Frau zu Hilfe, „ich werde morgen mittag beim Pastor — sage Schlag zwölf Uhr — wieder am Platz sein. Aber weil all diese Dinge sich doch mal so unglücklich zusammengefügt haben und vor allem das Hochwasser droht — na, Schröter, sagen Sie doch auch mal 'n Wort! Wie denken Sie denn darüber? Bleiben? Oder kommen Sie gleich mit in unsern Wagen?"

„Ach was," entschied Schröters Frau, eine körperlich außergewöhnlich entwickelte Erscheinung, eine Riesendame, die als echte Vorsteherin auch im Hause ihres Ehemanns das Kommando zu führen pflegte, „mein Schröter und ich denken vernünftig! Der kräftige Duft der Ochsensteersuppe dringt uns schon allzu verführerisch in die Nase!"

„Recht, Frau! Du hast heute mal zu bestimmen! Bleiben wir ruhig noch 'n büschen sitzen! Thedinga will ja Bescheid schicken und —"

„Das war draußen bloß 'n großer Ast, der runtergepoltert is!" beruhigte einer der Fährmannschen Knaben, da der Sprecher erschrocken innegehalten hatte.

„Ich zwinge niemand, hier zu bleiben!" rief der Hausherr zornfunkelnden Auges.

Während Freuke sich erhoben hatte, um dem abziehenden Paar doch wenigstens die Hand zu reichen, verharrte Gerold Beckhusen hartnäckig an seinem Platz.

Die Unterhaltung kam nur mühsam in Fluß.

Der Vorsteher, kein Redner, sah sich genötigt, auf das Brautpaar einige freundliche Worte zu sprechen. Er druckste und druckste. Den Herrn Pastor bei solcher Gelegenheit einigermaßen würdig zu vertreten, war gewiß nicht so leicht. Erst ein kaum mißzuverstehender Wink seiner besseren Hälfte ließ ihn vom Stuhl in die Höhe schnellen.

Was Jan Schröter zu sagen hatte — damit tröstete sich der Hochzeiter — war zweifelsohne nicht böse gemeint. Aber da sich seine Rede — äußerlich wie innerlich — streng nach dem Muster der wasserbautechnisch-inspektorlichen formte, nahm sie weit mehr den Charakter einer deich- als den einer Brautschau- und Hochzeitsrede an.

Kaum war auf dem Flur das Hoch auf Gerold und Freuke und der Tusch der Dorfmusikanten verklungen, in dessen erste Töne die kleine Holle kläglich winselnd miteingestimmt hatte, als sich der Hausherr erhob und den Gästen — den wenigen Getreuen — seinen und Freukes Dank ausdrückte.

„Halt! Noch eins! Nur einer fehlt uns in unserer Mitte!" rief Gerold Beckhusen, der, obwohl er sein Glas auf aller Wohl längst geleert hatte, noch auf seinem Standplatz verharrte. „Nee — nee — nee!" Seine Hand winkte den Zurufern ab. „Nicht der Herr Pastor, den meine ich nicht! Aber einen, der, wenn überhaupt wer, dazu berufen ist, den fehlenden Segen über uns auszusprechen — den meine ich! Der Mann, dessen Gruß ich hier in meiner Rechten halte, ist einer unserer Besten zulande, ist 'n ganzer Kerl und — ja, das weiß ich —

immer ohne jedes Vorurteil gewesen! Sein Brief kommt — aus Rom!"

„Is 't de Popst?" forschte eine junge Stimme am unteren Tischende.

Der Redner hatte seine gute Laune wiedergewonnen. „De ok nich! Mit em hefft wi Buerslüde van'r Waterkant höll'sch wenig to dohn!" Gerold Beckhusen hielt noch einmal die Hand mit dem Schriftstück in die Höhe.

Da es niemand erriet, legte der Hausherr den Brief feierlich vor seiner Nachbarin auf den Tisch.

Und Freuke las:

„Freit glücklich und frei!
Hermann Allmers."

„De wunnerliche Minsch van 'n Hoff to Rechtenfleth?" erkundigte sich Fährmannsche Nummer eins.

„Darmit is 't all to Enne?" So Fährmannsche Nummer zwei.

„Ein Glück, ein Segen, daß Wenkens Mutter nicht mehr hier sitzt!" tuschelte die Schrötern, während ihr biederer Ehemann, der an Stelle des Pastors neben der Braut den Ehrenplatz hatte, sich zuerst von den Fischen aus den verrufenen Beckhusenschen Bracken nahm.

Aber heute dachten die wenigsten an die sagenhafte Entstehungsart der höchst schmackhaften Schleien.

Nur der Hausherr kippte, bevor er zulangte, zwei volle Glas Rüdesheimer hinab. „So mag 's gehen, Freuke!"

„Laß doch!" bat sie und legte ihm die Linke abwehrend auf die Hand.

Gerold Beckhusen schüttelte den Kopf, runzelte die Stirn und meinte scheu: „Hab noch ganz andere Dinge aus Liebe zu dir auf dem Gewissen!"

„Und ich — tu nichts für dich! Ich fordere und verlange — immer"

„Daß du hier an meiner Seite aushältst — daß du mir treu geblieben bist!" Gerold Beckhusen war glückselig emporgefahren und hatte über Freukes Kopf hinweg wie berauscht sein Glas erhoben. „Ich trinke aufs Wohl der Zeit! Sie hat's vollführt! Sie hat mir das Glück gebracht! Es lebe — das neue Jahr!"

„Prost — prost!" rief man von allen Seiten.

Auch der letzte Bann war gebrochen. Der Wein floß im Übermaß. Derbfrische Witze schwirrten. Der allgemeine Lärm drinnen überbot plötzlich den, der da draußen tobte.

Und als dann gegen Ende der Tafelfreuden Champagner und wahre Berge von Knallbonbons das Beste taten, zeigte sich auch die schlichtbäuerliche Familie Fährmann ganz davon überzeugt, daß Gerold Beckhusen und Freuke Jessens Fest ohne die üblichen vielen Gäste doch eine dem Reichtum des Hauses entsprechende Hochzeit voll Üppigkeit war.

Auf dem Flur schwenkten die Knechte das Küchenpersonal nach dem Takt der Musik.

Eben wollte auch Engel am Arm eines der Fährmannschen Söhne den festlichen Reigen eröffnen, als jäh eine Störung eintrat. Derbe Fäuste pochten gegen die Außenseite der Gartentür.

„Niemand hereinlassen!" wehrte der Hausherr. Er hatte neben Freuke auf dem Sofa unter dem Triumphspiegel der Imperatorzeit Platz genommen, um gemeinsam mit seiner Erwählten wie ein echtes Herrscherpaar alle Huldigungen und Ausrufe der Bewunderung, die wieder und wieder der Braut in ihrem Hochzeitstaat galten, entgegenzunehmen. Jetzt starrte er geisterbleich gegen die Tür. „Fährmanns Heinrich, lat nums rin!"

„Schröter, die Tür zu! Ich befehle!"

Die Fährmannschen Jungen waren ans Fenster getreten, das man der Hitze wegen geöffnet hatte, und das sturmbewegt, quietschend und knarrend unablässig an seinen fest eingelegten Holzklammern rüttelte.

„Thedingas Vadder sin Edo is 't!"

Vorsteher Schröter stürzte trotz des erneuten Verbots von seiten des Gastgebers erregt gegen die Tür vor. Der Andrang der Windsbraut war so gewaltig, daß, obwohl der hagere Mann seine volle Kraft gegen die nach innen schlagenden Türflügel stemmte, beim Öffnen beide Oleanderkübel über die Stubendiele kollerten.

Im Rahmen des Eingangs stand ohne Mütze, mit zerzaustem Schopf der so häufig verprügelte kleine Brackenfischer.

„Gottlob — der und — kein anderer! . . . Laßt den Jungen meinethalben herein!" rief der Hausherr erleichtert. „Soll all seine Haue vergessen!"

Gerold Beckhusen hielt dem kleinen Thedinga sein Schaumweinglas hin.

Der Bursche packte gierig mit beiden Händen zu.

Doch als man ihm ein zweites Glas bieten wollte, schüttelte er heftig den Kopf. „Use Vadder seggt: schät alltohope nah buten kam'n — up'n Diek!"

„Ja, ja — wir kommen alle!" erklärte der Vorsteher und blickte dabei den Hausherrn scharf an.

„Ich, Schröter, sage: zweimal predigt der Pastor nicht!" Und gegen die beiden Fährmann mit Nachdruck: „Ick for mine Person — ick bliew! Ick lat mi van Abend nich störn! Düsse Dag — de hört mi to! Ick fier em to Enne! De Tied is min Frund! Ji alle känt wenden." Der Hochzeiter trank sein Glas, das der kleine Brackfischer verschmäht hatte, in einem Zug leer.

„Beckhusen, ich gebe ja zu, daß es unter den heutigen Umständen gewiß allerhand gegen sich hat, das Haus hier zu verlassen!" Der Vorsteher fuhr mit beiden Armen zugleich in seinen Regenrock, den ihm der kleine Fährmann hatte herbeiholen müssen. „Beckhusen, Beckhusen — also würklich nicht? . . . Na, und ihr andern?"

Die beiden Fährmann blickten auf den Gastgeber mit ängstlich verlegenen Gesichtern.

„Laß sie gehen!" bat Freuke. „Laß sie gehen, und — Gerold, du wirst ihnen bald folgen!"

„Ich halte niemand zurück!" schrie Gerold Beckhusen in höchster Erregung. Flammen des Zornes und des Weines schossen ihm heiß ins Gesicht. Er stand noch immer vor dem Sofa und hielt Freuke, die ihn bittend und voll Sorge ansah, in eiserner Umklammerung mit den Armen gefangen.

„Herr Beckhusen, mit Verlöw!" Der ältere Fährmann streckte zum Abschied die Rechte aus.

Heinrich, der jüngere Bruder, tat mehr. Er wagte es, dem Hausherrn ganz nahezukommen und ihn mit

leiser, bebender Stimme an eine alte, uralte Familiengeschichte zu erinnern. „Süh, dartomal is ok woll so wat van Hochtied in'n Beckhusenschen Huse un ok'n Beckhusen de Baberste van us wesen! Gerold — Gerold Beckhusen, bäter, Se harrn van de Sleie ut'n Bracken nich äten! Nu bestaht Se up Ehr'n Kopp! Nu lopt Se blind in Ehr Unglück, un keen Frund kann Se trüggehalen! Ick weet — so mutt dat kam'n!"

„Stille — swieg rein stille!" erwiderte Gerold Beckhusen gedämpft. Nur mühsam niedergezwungene Angst ließ seine Augen in ihren Höhlen kreisen. Er griff sich mit der Hand gegen den Hinterkopf, stöhnte und schrie: „Wahnwitziger Aberglaube! Freuke, und du kurierst mich von ihm noch in dieser Nacht! Wahr und wahrhaftiger Gott, ich — ich bleibe!"

„Dann sagen wir hiermit Atschö!" Die Schrötern stand völlig aufgeschirrt mit Schirm und dicken Männerstiefeln über ihren feinen Stiefeletten plötzlich — wie aus dem Boden gestampft — neben ihrem kampfgerüsteten Eheherrn. (Fortsetzung folgt.)

Abend.

Blaurötlich schimmern letzte Bergesketten,
Die Wolke, goldumsäumt,
Will still die müde Sonne in sich betten,
Der Himmel träumt.

Die Schönheit geht auf ewig-alten Spuren,
Geht leis und lind,
Doch scharf und schneidend über Erdenfluren
Fegt kalter Wind.

Der Himmel darf in hoher Ruhe träumen,
Die Erde nicht.
Da braust der Wind und rüttelt an den Bäumen:
Hier schläft man nicht! — —

Ich stehe schweigend. Bebend schwingt mein Sehnen
Dem Himmel zu,
Doch muß mein Herz sich an die Erde lehnen:
Ich bin wie du.

Wie neid ich dich um deinen holden Frieden,
Du weiter Raum!
Mir ist solch süße Ruhe nicht beschieden,
Solch froher Traum.

Der Erde Kind kann nicht auf Wolken schweben,
Schwer ist sein Fuß,
Soll Sehnsucht nur schickt's einem schönern Leben
Heimlichen Gruß.

Marie Kahl.

Das Reiseland der Zukunft.

Von Dr. Alfred Zimmermann.

Die Reisewelt beginnt italienmüde zu werden. Seit hundert Jahren sind Millionen Menschen aus allen Ländern nach der Apenninhalbinsel geströmt, haben dort in Natur und Kunst geschwärmt und sich der Eigenarten des Volks gefreut. Aber die letzteren sind mehr und mehr geschwunden. Bald sehen die Leute im entlegensten Bergnest nicht anders aus als in einer beliebigen deutschen oder andern Kleinstadt. Die Mandoline spielen am Ende unsere Wandervögel schon besser als die theatermäßig herausgeputzten „Neapolitaner"; Taratella tanzen nur noch Berufskünstler; die schmutzigen, aber billigen und eigenartigen Albergis machen überall modernen Schweizerhotels Platz. Die alten Sehenswürdigkeiten werden von gräßlichen Denkmälern moderner Helden verdrängt. Ja, der heutige Italiener möchte vielfach am liebsten die ehrwürdigen Reste der Vergangenheit abbrechen. Er möchte eben sein Vaterland nicht mehr als Museum, sondern als modernen, industriegewaltigen Großstaat sehen. Schon ist derartigen Bestrebungen ein großer Teil von Florenz und Rom zum Opfer gefallen. Je billiger und bequemer das Reisen in Italien wird, um so mehr verliert es für den Kenner an Reiz. Schon sieht er sich nach Ersatz um, und wenn nicht alles täuscht, ist der Ersatz schon in Spanien gefunden.

Die weite und kostspielige Reise, die hergebrachten Erzählungen über die Schlechtigkeit der Bahnen und Gasthäuser haben bisher die Mehrzahl der Touristen von der Fahrt nach der Pyrenäenhalbinsel abgeschreckt. Nur vereinzelte Reisende haben sie gelegentlich aufgesucht, und je nach ihrer Vorbildung, ihrem Geschmack und den Zufälligkeiten ihrer Erlebnisse war ihr Urteil ein sehr verschiedenes. Heute kommt man in weiteren Kreisen mehr und mehr zur Überzeugung, daß eine Reise nach Spanien in hohem Maß lohnend ist. Hier findet man nicht allein ein mildes Klima und Kunstschätze und Altertümer wie in Italien, sondern auch noch vielfach buntes Volksleben und die Eigenart einer fremden Kultur, die den Italienern abhandengekommen ist. Gewiß, der Sprachunkundige gerät gelegentlich in Verlegenheit, aber das kann ihm in Italien auch sehr leicht begegnen. Es kommt dazu, daß viele Umstände, die früher diese Reise erschwerten, in Wegfall gekommen sind.

Heutzutage ist eine Fahrt nach Spanien bei weitem nicht mehr so kostspielig und anstrengend wie früher. Die Verwaltung der spanischen Bahnen ist vollständig umgestaltet worden. Große, bequeme, modernen Ansprüchen entsprechende Schnellzüge sind geschaffen worden, und das Billettwesen ist jetzt so eingerichtet, daß es uns Deutsche nur mit Neid erfüllen kann. Während wir uns hier mit ungezählten Billetten herumärgern und mit Bedauern haben zusehen müssen, wie die Rundreisekarten allmählich teurer geworden sind als die gewöhnlichen, hat man in Spanien Kilometerkarten eingeführt. Kaum

sieht man noch einen Reisenden ohne diese nett ausgestatteten, mit der Photographie versehenen Hefte. Jedermann kann zu sehr ermäßigtem Preis einige tausend Kilometer Bahnfahrt auf Vorrat kaufen. Das Billett gilt für ihn und seine Familie. Vor Antritt der Fahrt nennt er am Schalter Ziel und Zahl der Karten, der Beamte trennt dann die entsprechende Menge Kilometer ab und erteilt einen Schein, der wie ein gewöhnliches Billett behandelt wird. Daneben werden zusammenstellbare Rundreisebillette verkauft und endlich solche für bestimmte Strecken.

Diese Streckenkarten kann man in Paris auf dem großen Bahnhof des Quay d'Orsay jederzeit kaufen. In diesem Frühjahr waren hier Billette für die Fahrt von Paris bis Sevilla und zurück zu einem auf die Hälfte herabgesetzten Preis zu haben. — Wer seefest ist, kann die Reise in Gibraltar, Cadix oder Lissabon beginnen, wohin mehrere deutsche Dampferlinien sehr preiswerte und angenehme Gelegenheit bieten.

Die spanischen Schnellzüge stehen unsern D-Zügen in keiner Weise nach. Sie führen internationale Schlafwagen und zu den Stunden der Mahlzeiten Speisewagen mit guter Verpflegung. Bei der großen Steilheit vieler Strecken werden die Speisewagen gewöhnlich nach dem Schluß der Mahlzeit abgehängt, um den Zug zu erleichtern. Dafür erscheinen sie aber regelmäßig abends von 8—10 und früh gegen 7. Wer in Deutschland frühmorgens froh sein muß, vom Schlafwagenschaffner in seinem unaufgeräumten engen Schlafabteil eine Tasse Kaffee zu erhalten oder am frühen Abend keinen andern Raum als diese unbequeme Koje zur Verfügung hat, empfindet die spanische Einrichtung als außerordentlich angenehm. Auf Seitenlinien und besonders in Andalusien sind die Einrichtungen freilich vielfach wesentlich unbequemer. Die geringe Zahl, Langsamkeit der Züge, der Mangel an luftigen, bequemen Wagen, das Nichtvorhandensein von Toiletten, das stete Rauchen und Spucken der spanischen Reisenden können nervöse Menschen unglücklich machen. Aber abseits vom Weg ist auch in andern Ländern und besonders in Italien für den fremden Reisenden selten gut gesorgt. Das viele Merkwürdige, das man in Spanien unterwegs sieht, entschädigt für die Strapaze. Überdies bemühen sich Regierung und Bahnverwaltung unverkennbar, den Mängeln im Verkehrswesen abzuhelfen. Natürlich geht das nicht von einem Tag zum andern, der immer reger werdende Fremdenverkehr übt aber eine sehr günstige Wirkung auf Beseitigung des alten Schlendrians. — Die Verpflegung auf den dazu eingerichteten Bahnstationen ist gut und preiswert. Wo die Reisenden noch nicht die Sitten verdorben haben, wird man durch eine peinliche Ehrlichkeit und Bescheidenheit überrascht. In kleineren Haltestellen gibt es nur eine „Kantine" genannte Bude, wo Wasser, Wein, Kaffee und dergl. zu haben sind. Auf jeder Station sorgen zwei sauber gekleidete, stattliche, mit dreieckigen Wachstuchhüten ausgestattete Gendarmen für Ordnung. Vielfach fahren sie mit im Zug und verlassen ihn nur auf den Stationen. Aber der Mann des Volkes in Spanien ist mäßig und ruhig. Fast nie hat die bewaffnete Macht Gelegenheit zum Eingreifen.

Auch das spanische Hotelwesen hat Fortschritte gemacht. In Madrid, Granada, Barcelona, Algesiras gibt es einige moderne Hotels, die in keiner Weise hinter denen anderer Großstädte zurückstehen. Ihre Preise sind hoch, aber doch nicht höher als in Hotels gleicher Art in Italien. In den andern größeren Städten datieren die den ersten Rang beanspruchenden Hotels aus älteren Zeiten. Sie sind der Regel nach, dem dortigen Klima entsprechend, so gebaut, daß ein oder mehrere mit Brunnen und Pflanzen geschmückte Lichthöfe die Mittelpunkte bilden. Die Zimmer haben ihren Eingang und oft auch ihre Fenster nach diesen Lichthöfen. Das Lästige ist nun, daß diese Hotels geradeso wie die Mehrzahl der römischen Zimmer nur mit voller Verpflegung abgeben. Die letztere ist in der Regel vortrefflich. In vielen Orten wird der Wein nicht einmal besonders berechnet. Aber abgesehen von dem gewöhnlich ziemlich hohen Preis empfindet der Reisende das Gebundensein unangenehm. Es hindert an größeren Ausflügen und erschwert das Bekanntwerden mit Leben und Gepflogenheiten des Ortes. Häufig hört man auch Klagen über den Ersatz der Butter beim Kochen in Spanien durch Öl. Die gleiche Klage gilt aber für Italien und dürfte überdies nur berechtigt sein, wenn schlechtes Öl verwendet wird. Das frische feine Olivenöl ist der Butter mindestens gleichwertig, und nur solches wird in guten Küchen gebraucht. In kleinen Orten mit wenig Verkehr muß sich der Reisende hier natürlich ebenso wie in andern Ländern mit den Verhältnissen abfinden. Wo viele Reisende verkehren und fremde Kellner u. dergl. nötig werden, ist es gewöhnlich mit der Ehrlichkeit schlecht bestellt. Jeder Schweiz-, Riviera- und Italienreisende weiß davon ein Lied zu singen. Kein Wunder, wenn so, besonders im schönen Andalusien, der Fremde manchmal unangenehme Erfahrungen macht. Er belohnt irgendeine Persönlichkeit mit einer Peseta. Große, höfliche Dankbezeugung. Einen Augenblick später hört man den eben Freudestrahlenden entrüstet rufen: „Sennor, die Peseta ist falsch!" Die Münze wird dabei mit dem Ärmel gewischt oder mit den Zähnen angebissen u. dergl. Das erstemal fällt der Arglose darauf herein. Dann wird er bedenklich, wenn der Fall sich wiederholt, und endlich entdeckt er, daß es sich um systematischen Schwindel handelt. Gewiß, es läuft wohl viel falsches Geld um. Die wenigsten Menschen aber vermöchten das echte und falsche zu unterscheiden. Ohne vollständigen Ersatz der jetzigen, aus den verschiedensten Regimen stammenden Münzen durch gute neue ist da nicht zu helfen. Die Leute haben sich denn auch damit abgefunden, alles, was einigermaßen anständig aussieht, als gültig zu betrachten. Schlaue Menschenfreunde aber haben stets eine sicher falsche Münze in der Tasche. Mit der vertauschen sie dann die ihnen eben gegebene Peseta, wenn sie nicht einfach sie aufs Geratewohl als falsch bezeichnen. Sie rechnen damit, daß der Fremde ihnen das erste Stück läßt und noch ein zweites gibt. Läßt man sich das erste aber ruhig wiederreichen, so ist der Streich mißglückt und wird nicht wiederholt. Musterhaft ist überall für die Sicherheit der Fremden gesorgt. Wo sie sich sehen lassen, widmen Gendarmen und Polizisten ihnen in aller Stille besondere Aufmerksamkeit. In Granada schließen sie sich den Reisenden, die abgelegenere Stadtteile und besonders das berühmte Höhlenviertel der Zigeuner besuchen, ohne weiteres an und halten ihnen Bettler und Aufdringliche vom Hals. Auch in anderen Städten wird gegen die Bettelei, besonders der Kinder, die z. B. in Toledo geradezu unerträglich ist, neuerdings kräftig eingeschritten. In Sevilla kann man sich heute gänzlich unbelästigt bewegen. Wird in dieser Weise weitergearbeitet, so dürfte Spanien binnen kurzem ein Fremdenziel ersten Ranges werden.

———o———

Die junge Garde der Pariser Bühnen.

Von Ursula v. Wedel. Hierzu 10 phot. Aufnahmen.

Die gesamten Theaterverhältnisse liegen jenseit des Rheins ganz anders wie bei uns, so daß man in dieser Beziehung keinen Vergleich zwischen Deutschland und Frankreich ziehen kann. Für die größeren Bühnen des Reiches, die Hof- wie die Stadttheater, gibt Berlin nicht den Ton an — wenigstens nicht in dem Maß, daß sie alle ohne Ausnahme unbedingt der Reichshauptstadt folgen. Gewiß wandern die neuen Stücke, die in Berlin Erfolg haben, auch durch alle Provinzen, und die ersten Künstler und Künstlerinnen, die sich an der Spree einen Namen gemacht haben, werden gern zu Gastspielen nach auswärts geladen. Aber die Haupt- und Residenzstädte der einzelnen Bundesstaaten, wie Dresden, München, Weimar, Stuttgart usw. ebensogut wie die großen Handels- und Freien Hansestädte Frankfurt a. M., Leipzig, Breslau, Köln, Düsseldorf, Hamburg, Bremen, Lübeck usw., haben ihre eigenen ausgezeichneten Theater, die völlig unabhängig von Berlin sind und hohen künstlerischen Anforderungen genügen. Wie viele Opern und Dramen haben erst auf einer Provinzbühne die Feuerprobe bestanden, ehe sie nach Berlin kamen, und wie hervorragende Gesangskräfte und Darsteller wirken an den größeren Theatern im Reich! So sind in theatralischen Dingen bei uns nicht aller Augen voll Sehnsucht nach Berlin gerichtet wie drüben in Frankreich auf die Hauptstadt an der Seine.



Fräulein Monna Delza.



Phot. Félix.

Frl. Berthe Bovy.



Phot. Félix.

Fräulein Dorziat.



Photo-Electra-Femina.

Fräulein Piérat.

Wer Paris sagt, meint Frankreich, und wer Frankreich meint, sagt Paris! — Manchmal mag das zu Uebertreibungen und falschen Schlüssen führen. Spricht man aber vom französischen Theater und von französischen Schauspielern, so kommen nur die Pariser Bühnen in Betracht. Ausgeprägter als auf allen anderen Gebieten zentralisiert sich alles Talent und Können einzig in der Hauptstadt. Die Provinzbühnen sind sich schließlich auch selbst bewußt, zweiten Ranges zu sein. Und wenn natürlich auch jeder Provinzdirektor, wie das beim Theater nun einmal nicht anders ist, das Zeug in sich fühlt, der Bühne Molières vorzustehen, wenn jeder Provinzschauspieler auch ein verkannter Coquelin und seine unbeachtete Kollegin in ihrem eigenen Urteil ebensogut wie Sarah Bernhardt abschneidet — im Grunde genommen fühlen sie sich doch alle als Größen zweiten und dritten Grades. Es ist eine anerkannte und zugegebene Tatsache, daß jedes Talent früher oder später von Paris absorbiert wird.

Schon vom Konservatorium der Hauptstadt aus werden Anfänger und Anfängerinnen an die großen Pariser Bühnen engagiert und debütieren auf den staatlichen Theatern, die sich ihren jungen Nachwuchs am liebsten aus der Lehre wegholen, in zwei großen, einer klassischen und einer modernen Rolle, um den Umfang ihres Talentes zu zeigen. Für die ersten Jahre werden sie dann freilich in das bescheidene Nichts der kleinen Rollen zurückgedrängt und müssen warten, bis ältere Kollegen ihnen den Platz räumen, oder sie ziehen auch als selbständige Stars in ein eigenes Theater ein, wo sich die klugen unter ihnen mit einem möglichst guten, die dummen mit einem möglichst schlechten Ensemble umgeben, das sie entweder auch aus dem Pariser Konservatorium oder aus der Menge der von der Provinz nach Paris drängenden und ihr Glück versuchenden Schauspieler und Schauspielerinnen zusammenstellen. Sie mögen „da draußen irgendwo" schon Triumphe gefeiert, schon Proben ihres Talentes abgelegt haben. Aber ihre Laufbahn beginnt erst mit dem Augenblick, wo die Aufmerksamkeit der Pariser auf sie gelenkt wird. Dem Publikum ist es gleich, ob es das Debüt einer siebzehnjährigen Konservatoriumsschülerin bewundert, oder ob ein dreißigjähres, eben in der Provinz entdecktes Talent von einem Boulevardtheater vorgeführt wird. Beides sind neue Erscheinungen, beides Debütantinnen, und aus beiden Arten entwickeln sich die zukünftigen Sterne des französischen Theaters, die junge Garde, deren einzelne Mitglieder



Phot. H. Manuel.

Frl. Marie Leconte.



Fräulein Robinne.

ganz sacht ihren Weg machen und allmählich volkstümlich werden, ehe sie durch Gastspielreisen im übrigen Europa und jenseit des großen Wassers bekannt werden.

Unter der jungen Garde sind augenblicklich mehrere Schauspielerinnen weit berühmter als die in Deutschland bekannten alten „Sterne", und dem Fremden, der zum erstenmal ein Pariser Theater besucht, erscheint es wunderbar genug, wenn beim Auftreten einer ihm völlig unbekannten Künstlerin ein Raunen und Flüstern durch das Publikum geht, wenn ein Name genannt wird, den er selbst noch nie im Leben gehört hat.

Zu den vielversprechenden Lieblingen der Pariser gehört im Augenblick Mademoiselle Marie Leconte (Abb. S. 1774), die an der Bühne Molières beschäftigt ist. Ihre

gewachsen ist. Dagegen entspricht Berthe Bovy (Abb. S. 1773) mehr unserer deutschen Sentimentalen, die hier zu den seltensten Himmelsgaben gehört. In Frankreich ist die Konkurrenz größer im Fach der Naiven und Salondamen; da drängt sich von selbst der Gedanke auf, daß Mademoiselle Bovy die Konkurrenzlosigkeit ihres Faches in kluger Weise benutzt. Sie gehört zu den meist besprochenen und wird ohne Zweifel früher als andere Kolleginnen Gastspielreisen nach außerfranzösischen Ländern antreten. Auch an den übrigen hauptstädtischen Bühnen treten augenblicklich einige jugendliche, aber in Paris und Frankreich bereits berühmt gewordene Schauspielerinnen hervor. Die anmutige und hochbegabte Monna Delza (Abb. S. 1773), deren erste Bühnen-



Phot. H. Manuel.

Fräulein Yvonne de Bray.

Eigenart besteht in der Darstellung weiblicher Rollen, in denen sich naive Mädchenhaftigkeit mit tiefem Frauengefühl und feiner Klugheit paart, und ihr ist es zum großen Teil zu danken, wenn im Pariser Schauspiel an die Stelle der üblichen kleinen Gans ein Wesen von Fleisch und Blut getreten ist. Ihre jüngere Kollegin Mademoiselle Robinne (Abb. S. 1775) wurde gleich vom Konservatorium weg an die Bühne Molières verpflichtet, wo ihre regelmäßige, selbstbewußte Schönheit und eine gewisse Lässigkeit ihr schnell das Herz des Theaterpublikums gewannen. Diese Eigenart machte sie auch zu einer gefährlichen Nebenbuhlerin ihrer beiden Vorbilder im Salonfach: der noch immer schönen und eleganten Cécile Sorel und der geistreichen, temperamentvollen, hyperpariserischen Jeanne Provost. Dafür hat die ausgleichende Gerechtigkeit der jungen Schönheit aber eine Rivalin von fast gleichem Alter in Mademoiselle Piérat (Abb. S. 1774) an die Seite gestellt, die bereits mit sechzehn Jahren unter großem Erfolg in naiven Rollen im Haus Molières debütierte und inzwischen zu einer imponierenden Frauenerscheinung mit überlegen durchdachtem Spiel hinein-



Phot. Félix.

Fräulein Dieterle.



Frl. Ève Lavallière. Phot. Felix.

nenjahre sie ein wenig abenteuerlich durch allerlei Provinzorte und auch einmal durch ganz Deutschland als kleine Naive und Sentimentale im Schlepptau von allerlei Größen führten, ist der unzweifelhafte Star unter den jungen Bühnengrößen. Ève Lavallières (Abb. nebenst.) Ruhm und Anmut sind sogar schon bis nach Deutschland gedrungen, und auch der Name von Fräulein Diéterle (Abb. S. 1776), die ihr hauptstädtisches Debüt nicht in erster Jugend absolvierte, ist schon über die Grenze zu uns gekommen. Als Schöpferinnen großer Frauenrollen in den Zugstücken der letzten Jahre, die für Monate und Jahre eine Bühne beherrschen, errangen Yvonne de Bray (Abb. S. 1776) und Dorziat (Abb. S. 1773) rasch ihre Stellung und ihr Ansehen. Zu ihnen gehört auch die schon seit einigen Jahren als Salondame der Boulevardtheater berühmt gewordene Marthe Régnier (Abb. nebenst.), die für die schöne, aber kalte Jane Hading eine ernsthafte Gefahr bedeutet.



Phot. Felix. Frl. Marthe Régnier.

Die Kostbarkeiten der Petersburger Eremitage.

Von Else von Boetticher. — Hierzu 11 photogr. Aufnahmen.

Ein Jahr lang war die Kaiserliche Eremitage in St. Petersburg, jenes neben dem Winterpalais belegene prächtige Museum, das nebst all seinen Schätzen Kaiserlicher Privatbesitz ist, dem Publikum wegen Umbau und Heizungsanlage verschlossen. Es enthält eine der schönsten Gemäldegalerien der Welt sowie reiche Sammlungen von Waffen und Altertümern, Münzen und Kleinodien und wird vom Zeremonienmeister des Hofes Grafen Tolstoi geleitet. Im Laufe der nächsten Wochen soll es wieder eröffnet werden.

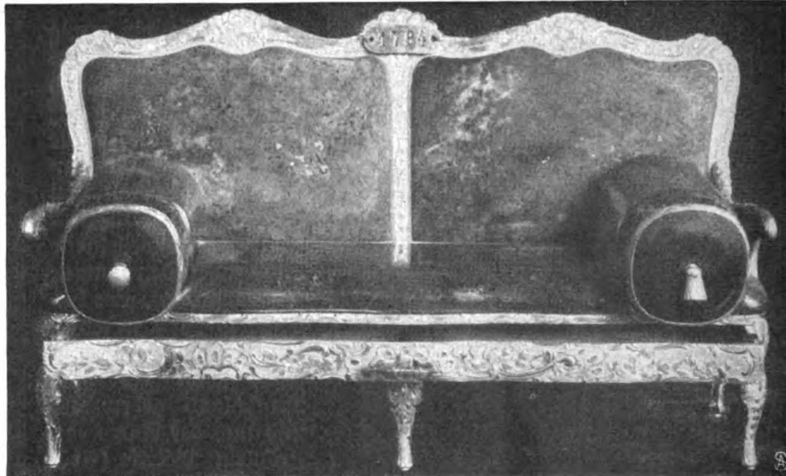
Auf Anregung des Oberkonservators der Kaiserlichen Kostbarkeiten, Kammerherrn Baron A. Foelkersam, haben die frühere Galerie der Kostbarkeiten und die Petersgalerie eine neue Bestimmung erhalten; in ersterer ist das kaiserliche Porzellan ausgestellt, in letzterer das kaiserliche Silber. Die Kostbarkeiten aber sind in den früheren Kameensaal übergeführt und kommen in der neuen Umgebung zu ungeahnter Wirkung. Schon der Anblick des Gesamtraums, der eine schimmernde Farbenharmonie in Braun-Gold bildet, ist überwältigend reich. Kostbare, mit Bronzeornamenten gezierte Mahagonischränke schmücken die Wände. Auf ihnen prangen schön geschliffene, in der Kaiserlich Russischen Steinschleiferei zu Peterhof hergestellte Vasen aus Jaspis, Heliotrop, Orlez und Marmor. Man ist förmlich geblendet von der glitzernden Pracht der Edelsteine, die dem Besucher aus acht hohen, auf vergoldeten Füßen ruhenden Glasobelisken entgegenleuchten. Und man staunt über die Feinheit und Spitzfindigkeit, die die alten Juweliere auf Bibelots und Schmuckgegenstände

verwandt haben, die den russischen Zaren und Zarinnen als Geschenke dargebracht wurden.

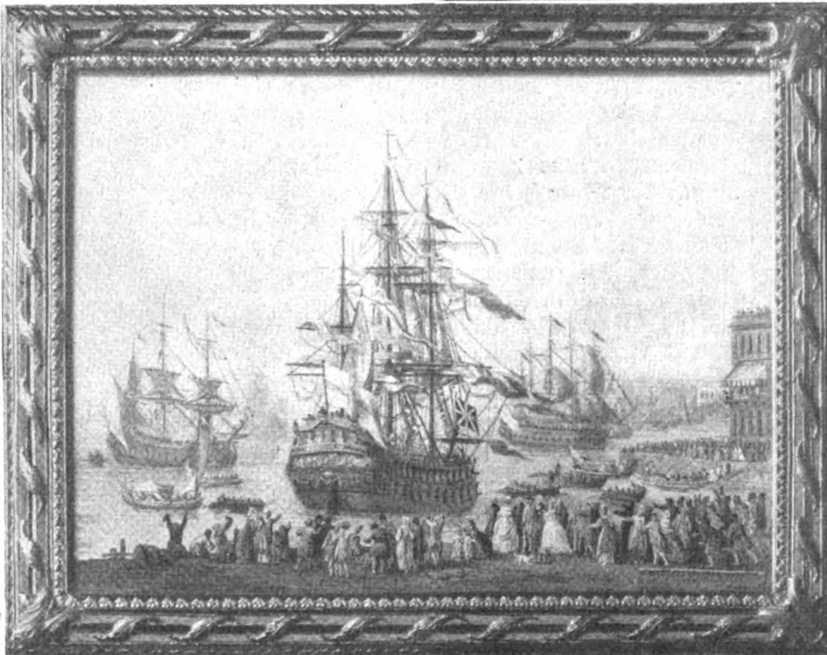
Da ist ein mit Gold und Edelsteinen übersäter Kasten, den 1533 Sigismund I. von Polen an Joachim von Brandenburg sandte. Er ist aus lauter Schmuckgegenständen zusammengestellt, aus Anhängern, Broschen und perlengeschmückten Ringen und bietet ein Bild der Schmuckmode jener Zeit (Abb. S. 1779). Da sind zwei Vasen von Gouttière in Bronze und Elfenbein, mit dem Monogramm Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes geschmückt (Abb. S. 1780), so zierlich gearbeitet, daß sie wie feinste Goldschmiedekunst wirken. Daneben eine Lapislazulivase italienischer Arbeit (Abb. S. 1780), so schön in den Verhältnissen, daß sie eines Benvenuto Cellini würdig wäre. Ferner sehen wir handgroße Brillantagraffen mit Büschen aus Straußen- und Reiherfedern. Eine wurde vom türkischen Sultan dem Fürsten Potemkin, die andere dem Grafen Suworow geschenkt (Abb. S. 1780), und beide brachten sie Katharina II. dar. Daneben sind vergoldete Pokale von feinster Augsburger Silberarbeit.

Zwei Schränke enthalten Satteldecken, die, prächtig mit Gold und Edelsteinen geschmückt, einst vom Sultan an Kaiser Nikolaus I. gesandt wurden. Ein mit großen Smaragden geziertes goldenes Zaumzeug gehörte der Kaiserin Elisabeth Petrowna. Ein Schrank mit Stöcken und Degengriffen aus dem Gebrauch der kaiserlichen Familie aber enthält einen Degen, dessen Scheide aus Galuchat, präparierter Walfischhaut, verfertigt ist, während der Griff mit Brillanten und einem mächtigen Solitär geschmückt ist (Abb. S. 1781).

Prunkvolle Schreibsekretärs, von denen mehrere im persönlichen Gebrauch der Herrscher standen — vier von Roentgen und eins von Gams — drei Kommoden mit Bronzeschmuck und eingelegten Sevresplatten und schwere Standuhren von Roentgen und



Tintenfaß aus Blutjaspis u. Perlmutter.



Tabatiere mit Miniaturmalerei.
Geschenk der Zarin Katharina an den Thronfolger (späteren Zaren Paul I).



Aus dem reingoldenen Service Napoleons I. Geschenk an Zar Alexander I.



Aus der Petersburger Eremitage: Blick in den Saal der Kostbarkeiten. Phot. C. O. Bulla.

Straßer schmücken den Saal. — Von den ausgestellten Gegenständen aber hat so mancher seine Geschichte. Da ist z. B. ein silbernes Service, das einst Napoleon I. gehörte, in der Schlacht von Waterloo aber von preußischen Soldaten erbeutet wurde und durch die Prinzessin Charlotte von Preußen, die Schwester Wilhelms I. und Gemahlin Nikolaus' I., nach Rußland kam.

Ein Teller ist zusammengerollt wie eine Tüte. Einst war nämlich bei Hofe davon die Rede, daß der Günstling Katharinas II. Gregor Orlow so stark gewesen sei, daß er einen silbernen Teller einmal mit der Hand zusammengerollt habe, um der Kaiserin eine Manschette für ihr Blumenbukett zu schaffen. Ein zufällig anwesender Neffe jenes Grafen Orlow wurde gefragt, ob er ebenso stark sei wie sein Oheim. Da nahm er den vor ihm stehenden Teller, ohne zu fragen, woher er stamme, und rollte auch ihn zusammen.

In dem gleichen Schrank befindet sich ein kostbares Service, das Napoleon dem Kaiser Alexander I. schenkte (Abb. S. 1778). Es ist aus massivem Gold in reinstem Empirestil vom berühmten Pariser Goldschmied Biennais gearbeitet. Ein anderer Schrank birgt das von der Zarin Anna Iwannowna stammende, aus Spiegeln, Schalen, Kämmen, Bürsten und Dosen bestehende massiv goldene Toilettenservice, das vom Augsburger Meister Biller gearbeitet ist und noch heute von allen russischen Prinzessinnen benutzt



Schmuckkasten aus Ringen, Broschen und Anhängern.
Nürnberger Arbeit aus dem 16. Jahrhundert.



Vase von Gouttière,
rüher im Besitz von Louis XVI. u. Marie Antoinette.

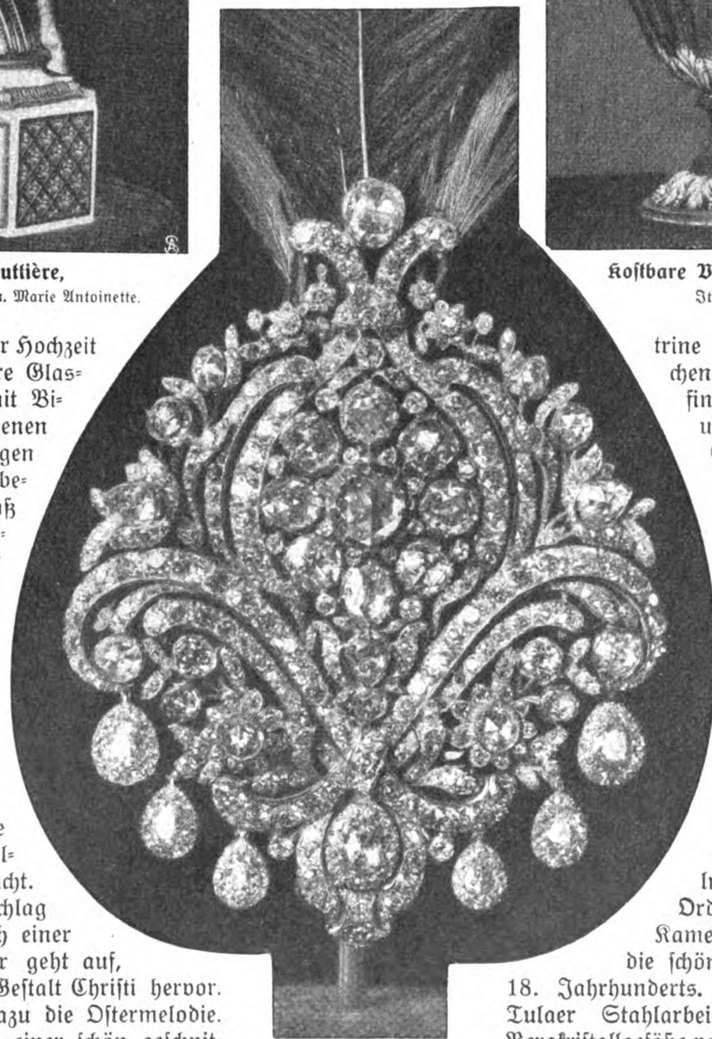
Motto „Poljesnaja", „Die Nützliche" geziert sind.

Prächtig ist auch die Tabatierensammlung, unstreitig die schönste Sammlung der Welt. Sie enthält ungefähr 900 Tabatieren, die den russischen Herrschern teils als Geschenke dargebracht, teils von ihnen gesammelt sind. Da ist eine mit Miniaturen von Blarenbergh geschmückte Dose, auf der die Hochzeitsfeierlichkeiten Pauls I. dargestellt sind; sie ist heute 100,000 Rubel wert. Gold- und Emailledosen strotzen von Brillanten und Edelsteinen, und feine Rocaillearbeiten schimmern in zarten Perlmuttertönen. Außerdem enthält eine Vitrine die reiche Tabatierensammlung des Großfürsten Alexius. In einer Vitrine mit Carnets, Riechfläschchen und Necessaires befindet sich ein reich mit Gold und Emaille geschmücktes Stammbuch in Augsburger Arbeit, das eine Eintragung Gustav Adolfs enthält. Es stammt von der Mutter des Großen Kurfürsten und kam, von Tochter zu Tochter vererbt, an Alexandra Fedorowna, Prinzessin von Württemberg, die Gemahlin Kaiser Pauls I. und Mutter Alexanders I. und Nikolaus' I. — Ferner sieht man eine Fächersammlung, Kollektionen von Ordensternen, von Ringen, Kameen und Edelsteinen sowie die schönste Uhrensammlung des 18. Jahrhunderts. Ein Schrank enthält Tulaer Stahlarbeiten, einer geschnittene Bergkristallgefäße von hohem Wert, mehrere andere chinesische und orientalische Kostbarkeiten. In der Saalmitte steht auf einer son-



Kostbare Vase aus Lapislazuli.
Italienische Arbeit

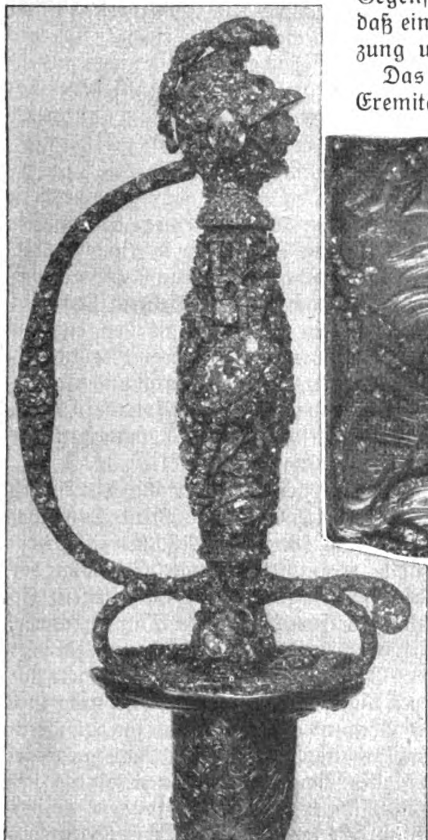
wird, wenn sie sich zur Hochzeit schmücken. — Mehrere Glasobelisken sind ganz mit Bibelots gefüllt, von denen manches ein Vermögen wert ist. Unter ihnen befindet sich ein Tintenfaß in Sofagestalt aus Blutjaspis mit goldener Rocaillefassung (Abb. S. 1778). In den Seitenpolstern ist das Tinten- und Sandfaß untergebracht. Stanislaus Poniatowski widmete es einst Katharina II. Vom Mechaniker Kulibin in Moskau aber wurde ihr eine Uhr in Form eines goldenen Ostereis dargebracht. Dieses öffnet sich beim Schlag der vollen Stunde nach einer Seite, eine kleine Tür geht auf, und aus ihr tritt die Gestalt Christi hervor. Ein Uhrwerk spielt dazu die Ostermelodie. Daneben sehen wir in einer schön geschnittenen Schachtel aus Bergkristall die goldenen Spielmarken der Kaiserin, die mit ihrem



Kopfputz in Diamanten.
Geschenk des Sultans an den Grafen Suworow.

tänenartigen Riesenschale aus grünrotem Bandjaspis eine Miniaturkopie der Kroninsignien, vom Hofjuwelier Favergé für die Pariser Weltausstellung gefertigt. Der Gesamtwert der Kostbarkeiten beträgt mindestens 30 Millionen Rubel, doch ist der Kunstwert einzelner Gegenstände so groß, daß eine genaue Schätzung unmöglich ist.

Das kürzlich in die Eremitage übergeführte Service. Letzteres wurde von Katharina II. für 1,200,000 Livres für ihren Günstling bestellt. Die Porzellangalerie enthält eine Sammlung besonders kostbarer Geschenke und Bestellungen aus den fünf größten Fabriken des 18. Jahrhunderts: Meißen, Sèvres, Berlin, Wien und Petersburg. Meißen glänzt durch herrliche Stücke aus der Heroldzeit. Berühmt ist auch das von Katharina II. bestellte große blaue Service aus Sèvres. Hochinteressant ist das Berliner Porzellan, das Friedrich der Große Katharina widmete. All diese Schätze verherrlichen die Macht des Zarentums, als deren Sinnbild auch die Eremitage gelten darf.


Degengriff des Zaren Alexander I.


Tabatiere mit d. Bildnis Friedrichs d. Großen.


Silberpokal.

Porzellan und Silber aber wird auf 18 Millionen Rubel geschätzt. Es stammt meist aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Da sind im In- und Ausland verfertigte Silberarbeiten deutscher Meister: Trinkbecher, Humpen und Schüsseln, ferner große Tafelservice und Aufsätze französischer Arbeit sowie schwere silberne Vasen und Weinbassins englischer Herkunft. Am berühmtesten sind die vergoldeten Terrinen des „Pariser" und „Orlowschen"

Herbsttag.

Skizze von Emanuela Baronin Mattl-Löwenkreuz.

In der Menge, die unruhig über den Perron wogte, stand er in der Nähe des Einlasses in schmalen, glänzenden Lackschuhen, einem dunklen Herbstanzug, den braunen runden Hut aus der Stirn geschoben. Nervös strich er sich über den kurzgehaltenen Vollbart — plötzlich blitzte sein Auge auf, denn er hatte die Erwartete erspäht und machte ihr Zeichen, sich zu eilen. Das noch junge, blondhaarige Mädchen zuckte unmerklich zusammen, während eine Blutwelle über ihr zartes Gesicht schoß. Als sie an seiner Seite stand, begrüßte er sie kaum, sondern schritt rasch voran, um sich eines Coupés zu versichern.

„So, da wären wir endlich. Durch Ihre Unpünktlichkeit, meine Gnädige, liefen wir Gefahr, in einem vollen Affenkäfig befördert zu werden, und dergleichen kann mir eine Landpartie von Grund auf verderben. Finden Sie es nicht auch zu zweit weitaus behaglicher?"

„Ach, Herr Präsident, wie konnte ich es ahnen, daß Sie wirklich gesonnen seien, diesen Ausflug mit mir zu machen? Als Sie dergleichen neulich beim Tee der Hofrätin erwähnten, faßte ich es als einen Scherz auf, den Sie lange wieder vergessen hätten."

„Warum denn? Dünkt es Sie so unglaublich, daß es einer alten, verknöcherten Aktenseele auch einmal nach etwas ländlicher Ungebundenheit gelüstet — und glauben Sie, man ist völlig unempfindlich geworden gegen den Reiz der Begleitung?"

„Was kann Ihnen die Gesellschaft eines Werdenden bedeuten, eines Menschen, der ringt, strebt und dabei selbst noch kaum recht weiß, was er möchte — während Ihnen so viele glänzende Erscheinungen huldigen, so daß Sie nach meiner Beobachtung stets den Mittelpunkt, den Brennpunkt jedes Kreises bilden —"

Der Präsident wehrte mit den in dunkles Wildleder gekleideten Händen.

„Nicht, lassen Sie mich ausreden — ich will Ihnen nämlich sagen, sei es eine Laune, sei es nun wirklich der Drang, einer rauschenden und brillanten Geselligkeit zu entfliehen, die Sie heute an meine Seite geführt hat, um an einer so bescheidenen Person wie ich Genüge zu finden — mir haben Sie damit einen ungeahnt glücklichen Tag bereitet —" ihre Stimme begann ein wenig zu schwanken, und rasch hielt sie inne, denn sie fürchtete, sich verraten zu haben.

„Sie sind ein liebes Mäderl, Fräulein von Grill, wirklich herzerwärmend ist Ihre Gesellschaft für mich, wer hätte das gedacht, daß ich bei den wenig kurzweiligen Tees der guten Hofrätin so eine famose Entdeckung wie Ihre Person machte! Es war wohl Schicksal. Denn ich versichere Sie, ich bin in manchen Fächern meines Innenlebens recht unmodisch und verstaubt. Und somit glaube ich auch an Schicksale. Und daß es mir eben noch bestimmt war, in unserer Freundschaft und Kameradschaft etwas sehr Reizendes zu erleben. So knapp vor Torschluß, bevor mich junge Damen völlig zum alten Eisen werfen."

„Wie können Sie nur so reden! Sie machen sich lustig, wollen mich beschämen und verlegen machen — denn das — das müssen Sie doch selber wissen, daß an Ihnen gemessen die üblichen Maße nicht taugen, daß Sie jünger, hinreißender, gefährlicher sind als der Jüngsten einer —"

„Sapperlot, gefährlich sogar!" Aber er war doch über die feine Schmeichelei befriedigt, überhaupt seine üble Laune von vorhin war völlig verflogen. „Und wenn ich noch so ein Tausendsassa sein soll — da war es am Ende Ihrer Familie gar nicht recht, daß wir mitsammen en bohèmiens einen schönen Nachmittag vertrödeln? Oder haben Sie die Frau Mama ein bißl angeflunkert, machten aus dem ‚Freund' flink eine ‚Freundin', was?"

„Man fragt bei mir zu Hause nicht. Als ich mich seinerzeit zu Universitätstudien entschloß, gab es freilich flammenden Protest, damit hat sich aber, glaube ich, der Redestrom der Familie erschöpft. Lege ich meiner Mutter einen Kolloquienzettel auf den Schreibtisch, versperrt sie ihn schweigend. Man hat sich eben mit meiner Wesensart bereits abgefunden. Nur eins müssen Sie wissen, Herr Präsident — lügen würde ich nicht, gälte es auch mein Leben!"

„Na, warum denn? Bei einem Mann ist Lüge infam, einem Weib steht sie als berechtigte Waffe zu. Wie anders soll sie sich in ihrer Schwäche wehren?"

„Wir sind eben nicht mehr schwach —" brach sie kriegerisch los.

„Bst. Machen Sie nicht so einen Spektakel, Sie Heldenjungfrau, sonst glauben die Leute in den Nebencoupés, wir raufen, anstatt daß wir doch einträchtig das Gottesgeschenk dieses schönen Herbsttages genießen wollen. Ich möchte übrigens wissen, für was uns die Herde" — er machte eine vielsagende Bezeichnung nach den anstoßenden Abteilen — „halten mag? Für Vater und Tochter wohl? Wie wär' ich's zufrieden, solch eine Tochter zu besitzen. Damisch stolz wär ich auf sie!"

„Warum haben Sie eigentlich nicht geheiratet?" fragte sie leise. „Ich nehme wenigstens an, daß Sie nicht etwa geschieden oder verwitwet sind . . . wie wenig weiß man oft von Menschen, die einem nahestehen mögen —"

„Das kann ja nachgeholt werden. Ich werd einmal ein Curriculum vitae entwerfen — eigens für Sie schreiben, denn meine Tagebücher, das ist nichts für so junge Augen, obwohl ich bei Gott nichts auf dem Gewissen habe, das ich bereuen würde. Völlig unbeweibt war ich — was natürlich nicht sagen will —"

„Nein, Ihre Geschichte mag ich nicht hören," unterbrach sie ihn rasch, „denn es ist für ein Freundesherz bitter genug, daß man allenfalls von einem bestimmten Zeitpunkt an in des andern Dasein ein wenig mitzählt. Man möchte sein ganzes Leben mit Treue und Ergebenheit randvoll füllen, und doch gelingt es einem bloß, ein winziges, kaum nennbares Bruchteil mit den eigenen Empfindungen zu umspannen. Ach, lieber Freund, ich könnte die Menschen hassen, denen es vergönnt war — die früher als ich Sie kennen, schätzen, bewundern durften —" Wieder hielt sie erschrocken inne; was hatte sie gesagt? Hatte sie nicht z u v i e l gesagt?!

Wie zwei Sonnen ruhte sein Blick auf ihr, sein Antlitz war bewegt, und ein Seufzer hob seine Brust. Denn tief und rein wie die Neigung, die dieses Mädchen nicht verhehlen konnte, fühlte er im Innern aus Schlacken der Selbstliebe und der Eitelkeit ein zages Echo erstehen. Es war etwas unweltlich Süßes, das keinen Namen kannte, kaum je noch sein Herz berührt hatte und nun zauberhafte Macht übte. Gleichsam eine Wandlung schien mit ihm vorzugehen, er fühlte sich mit einem Mal naiv und glücksgläubig, und Verwunderung überkam ihn, daß solch junge, zarte Empfindungsphasen ihm noch gegeben waren. Er hätte alles, was ihn nun so herzinnig bewegte, in ein Netz flimmernder Worte fangen mögen, die leidenschaftlich an das Herz des Mädchens gedrungen wären — aber dazu fühlte er sich außerstande; blöde, schüchtern, wunschlos empfand er nur eines ganz klar, daß die Stunde, die ihn so Unwirkliches, ja Traumhaftes erleben ließ, solch vages, rührendes Glück, vielleicht eine der besten seines Lebens war.

Als sie das Ziel ihres Ausfluges erreichten, durchschritten sie erst eine Ortschaft, die mit gelben Häuschen und grünen Jalousien blank in der Sonne lag. Plätze weiteten sich menschenleer, der Kies knirschte unter ihrem Tritt — und dieses feine Rieseln und Knistern schien das einzige Geräusch, das sich vernehmen ließ, denn nirgends zog ein Fuhrwerk diese breiten, geraden Straßen entlang, kein Kind spielte im Schatten der Häuser, kein Hund ließ sich blicken. So schien es, als wäre die Ortschaft mitsamt dem Kaiserlichen Schloß, das sich unbewohnt mit verschlossenen Jalousien aus dem Hintergrund hob, in einen Dornröschenschlaf versunken.

Hinter dem Schloß, das man durch lange, hallende Korridore durchqueren konnte, breitete sich ein großer Park. Verfärbtes Herbstlaub starrte an den Bäumen, die Büsche waren zerzaust und die Blumen in den spärlichen Rabatten verblüht, und doch trugen die weiten Rasenplätze lieblichen Prunk, denn sie waren von Herbstzeitlosen besät, die blau und schimmernd dem jungen Frühlingswunder des Krokus glichen. Zart strich die Luft, und die Sonne vergoldete die Wipfel der Bäume, manchmal schob sich die Kulissenwand der Parkbestände

auseinander und gab den Blick in klare, sanfte Fernen frei, wo sich abgeerntete Felder dehnten. Kein Laut ringsum, nur das Rascheln der Blätter zu ihren Füßen oder der verlorene Pfiff eines Vogels hoch in den Lüften.

Der Park bot spielerische Überraschungen; so kamen die Wanderer an eine schmale, gotische Wölbung, mit bunten Glasfenstern versehen, die einem Rittergrab nachgebildet war, aus einem Lindenhain spähte das „Haus der Laune", ein runder Pavillon, wo sich der Keller unter dem Dach und das Dachgebälk zu ebener Erde befinden sollte, aus der Ferne kreischten die Pfauen der kaiserlichen Meierei; eine Ritterburg hob sich mitten aus einem malerischen Teich, über den Schwäne zogen; es gab Grotten und sonstige Unterschlupfe, die in Felsen und Tannendunkel sich bargen. Plötzlich öffnete sich ein mittelalterlicher Turnierplatz mit Zwingern und prunkvollen Balkonen; in einem winzigen Wässerlein spiegelte sich ein japanisches Lusthaus, das nach Sandelholz duftete und von roten Pelargonien umrankt war. Endlich gelangten sie an einen griechischen Säulentempel, der schneeweiß aus dem Dickicht der Bäume trat.

„Den wollen wir, wie er auch heißen mag, ‚Tempel der Freundschaft' nennen," sagte der Präsident, „denn er ist das Nobelste von all dem Krimskrams, das wir bisher hier angetroffen haben, wie auch Freundschaft im höchsten Sinn eine Apotheose inneren Wachsens und äußeren Strebens bedeutet. Mehr und Schätzbareres vermögen wir vom Leben nicht zu erlangen, als daß es uns einen Menschen zuführt, dem wir die beiden Hände vertrauend in die seinen legen können und dabei denken: Nun bin ich in bester Hut. Ich habe in meinem ganzen Leben nur einen Freund gehabt, noch von der Heidelberger Universität her — ‚die beiden Mädchen' haben sie uns genannt, weil wir schwärmerisch aneinandergehangen sind. Wir lasen jedes Buch gemeinsam, wir verbrachten die Ferien vereint bei den Eltern des einen oder des andern — aber er ist früh gestorben. Sehen Sie, kleine Grille, und dann habe ich ein Leben lang gewartet, bis Sie kommen werden und den verwaisten Platz einnehmen ..."

Sie hob das Antlitz, ihre Lippen zitterten wie von verhaltenem Weinen, und in ihren Augen brannte die schöne Flamme schrankenlosen Glückes.

„Und das ist auch so besonders lieb von Ihnen," fuhr er fort, „erinnert mich an den verstorbenen Jugendfreund, daß Sie nicht das Wesentliche aller Empfindungen wegschwätzen, nicht viele Worte machen, wie es unter den Weibern sonst Brauch ist. O, Schweigen ist auch schön, ist das Zärtlichste, Bedeutungsvollste von allem. Was sollen die Lippen stammeln, wenn die Herzen in der Brust wie die Engerln musizieren? Hören Sie es denn auch manchmal, dieses unbegreifliche Singen und Klingen in uns, das aus Tiefen kommt, die wir selbst nicht kannten; hören Sie's jetzt, Sie Liebe, Liebe? ..." Und plötzlich neigte er sich und drückte einen langen Kuß auf ihre blassen Lippen. Ihr war, als schwände ihr nun alle Besinnung. Sie konnte nichts denken, nichts fühlen als das eine: Warum kann ich jetzt nicht sterben? Vermag man denn das, nach solch einem Augenblick überhaupt weiterleben? Zermalmt ein so heftiges Glück nicht?

Es dämmerte bereits. Dohlen krächzten und schwirrten über der Kuppel des weißen Tempels, die Sonne durchdrang nicht mehr den Baldachin der Bäume, und doch spann ein sanfter Silberglanz über sie hin, daß die Blätter gleichsam schimmernd wurden, licht und frühlingshaft, als trügen sie nicht die Todesverfärbung des Herbstes, sondern helles, seidenzartes Grün. Die beiden schritten langsam die Stufen des Tempels herab, sie sprachen kein Wort, und immer wieder küßte der Mann das Mädchen.

So verloren sie sich allmählich in eine der Alleen, die nach dem Ausgang des Parkes führten. Als sie die kleine Ortschaft erreichten, zeigte es sich, daß diese stillen, verschlossenen Häuschen dennoch bewohnt waren, denn aus den Fenstern floß trautes Lampenlicht. Von des Schullehrers Haus tönten Klavierklänge, und das Hotel bewirtete sogar einen munteren Stammtisch, an dem der Präsident seine Begleiterin entlangführte, um sich abseits niederzulassen.

„Jetzt gilt es, ein leckeres Mahl zusammenzustellen, die Auswahl überlassen Sie wohl mir, denn ich wette, daß ich alle Ihre Lieblingsspeisen errate. Vor allem, edler Freund und Kellner, kann man in diesem Nest Champagner auftreiben? So? Ja? Das ist schön von Ihnen. Und französisch ist er auch? Das ist noch schöner. Also kühlen Sie ihn vorerst ein. Nehmen Sie eine Badewanne dazu oder eine Salatschüssel, das ist mir egal, aber kalt muß er sein, sonst kriegen Sie ihn an den Kopf. Hühner? Werden wohl Großmütter mit zahlreicher Nachkommenschaft sein. Salat dazu ist sehr gut, aber anmachen möchte ich ihn mir selber. Kompott werden Sie auch haben, was? Ist ja nicht schwer herzustellen — man kauft es in Wien und rechnet dem Gast hier das Glas um ein paar Kronen teurer an. Vorher können Sie uns Forellen bringen. Aha, die haben Sie nicht. Da habe ich Sie, Verehrtester, wieder zu hoch eingeschätzt. Aufschnitt ist annehmbar, vorausgesetzt, Sie bringen uns nicht, was die Ausflügler vom vorigen Sonntag übriggelassen haben. Dann möchte ich noch einen Kaiserschmarrn haben — nein, nichts Feineres, gerade ein goldgelber, lockerer Kaiserschmarrn ist am End eine Delikatesse. So, und jetzt nehmen Sie gefälligst Ihre Beine unterm Arm und sputen Sie sich!"

„Nun, wie gefällt es Ihnen hier, edle Freundin? Gar nicht übel, die Bude, was? Oder liegt es an der Stimmung, daß ich mich so unbändig wohlfühle — und was ich für einen Hunger habe, wie ein Jüngling — — ein toller, seliger Tag das, wo der Herbst zum Frühling wird und man sich in solch einem Doppelspiel kaum zurechtfindet."

Sie lächelte ihn mit glücklichen Augen an. O, wie rasch lernt das Herz an Dinge glauben, die noch vor kurzem unfaßbar schienen. Völlig selbstsicher gab sie sich bereits, lächelte ihn immer nur mit diesem verklärten Blick ruhig und vertrauend zu. Aber sie war blaß und schweigend. Munter und redelustig, entgegen seiner Gewohnheit, war bloß er. Indes lauschte sie nicht uneingeschränkt seinen Schnurren und Späßen, denn in ihrem Innern war eine Geschäftigkeit erwacht, die unablässig Pläne schmiedete. Sie wird ihre Studien wohl aufgeben müssen . . . was die Mutter zu dem Bewerber sagen würde — alle Welt wird meinen, sie will sich bloß versorgen — — aber der Mutter wird sie heute abend noch anvertrauen, wie sie ihn liebt, unsinnig, schon lange schweigend, schmerzlich, ja, ja, unsinnig . . . Und plötzlich war eine Sehnsucht in diesem stolzen, verschlossenen Mädchen, der Mutter, der sie seltsam fremd gegenübergestanden, ganz nahezukommen in ihrem großen Glück.

Da fuhr der Präsident von der behaglichen Tafel empor: „Donnerwetter, meine Gnädige, wissen Sie, daß wir keine Sekunde länger verweilen dürfen, wollen wir nicht den letzten Zug versäumen? Fuhrwerk gibt es in

diesem Nest sicher keins — das wäre eine Bescherung, zum Teufel, hier vergißt man ja ganz die Zeit!"

Fluchtartig machte er sich auf den Weg, und heftigste Besorgnis peitschte ihn vorwärts: aus diesem schönen, heiteren Tag sollte Ernst und Verantwortung erstehen, eine unbequeme und verwickelte Angelegenheit, wo er ihrer Familie Rechenschaft schuldig wäre; am Ende blieb ihm nichts anderes übrig, als um das Mädchen anzuhalten. Eine obskure Heirat in seiner Stellung, seinem Alter, gerade nur, weil man in albernem Geschäker einen Zug versäumt hat ...!

Aber der Zug war noch nicht abgedampft. Der Präsident mußte sogar noch einige Minuten auf das Mädchen warten, das mit ihm nicht gleichen Schritt hatte halten können und nun erst im Halbdunkel einiger flackernder Perronlampen auftauchte. —

„Wie die Hasen sind wir gelaufen, was?" Mit einem Seufzer der Erleichterung ließ er sich auf die abgeschabten Samtpolster des Coupés nieder. Sie lehnte ihm gegenüber und hielt die Giftkelche einiger Herbstzeitlosen in den gefalteten Händen. Knirschend setzt sich der Zug in Bewegung; durch das herabgelassene Fenster brach ein kalter, unfreundlicher Luftstrom. Sie hatte das Hütchen abgenommen, und der Wind zauste ihr Haar. Während er fröstelnd das Fenster schloß, sah er ihr blasses, müdes, hübsches Antlitz so nahe dem seinen, daß die Versuchung kam, sie wieder zu küssen — nur noch einmal — — aber er war jetzt ernüchtert, unterdrückte die aufquellende Zärtlichkeit und streifte nur mit der Hand über ihr Blondhaar. „Meine liebe, liebe Tochter," sagte er leise, „aber eigentlich ist auch das anmaßend, wenn ich Sie so nenne, denn den Jahren nach könnte ich beinah Ihr Großvater sein. Ja, ja, der Herbst steht nicht nur draußen vor der Tür, er ist schon da — —" Ruhig, langsam, berechnend fiel jedes Wort, mit ernster Betonung — hatte sie die feine, verborgene Dolchspitze zucken gefühlt? Sie blieb regungslos, und er hätte von seinem Platz aus im Zwitterlicht, das herrschte, den Ausdruck ihrer Züge nicht unterscheiden können. Er scheute es auch, in diesem Moment ihrem Blick zu begegnen, und starrte minutenlang durch das Coupéfenster hinaus in Nacht und Nebel.

Photographischer Raketenapparat.

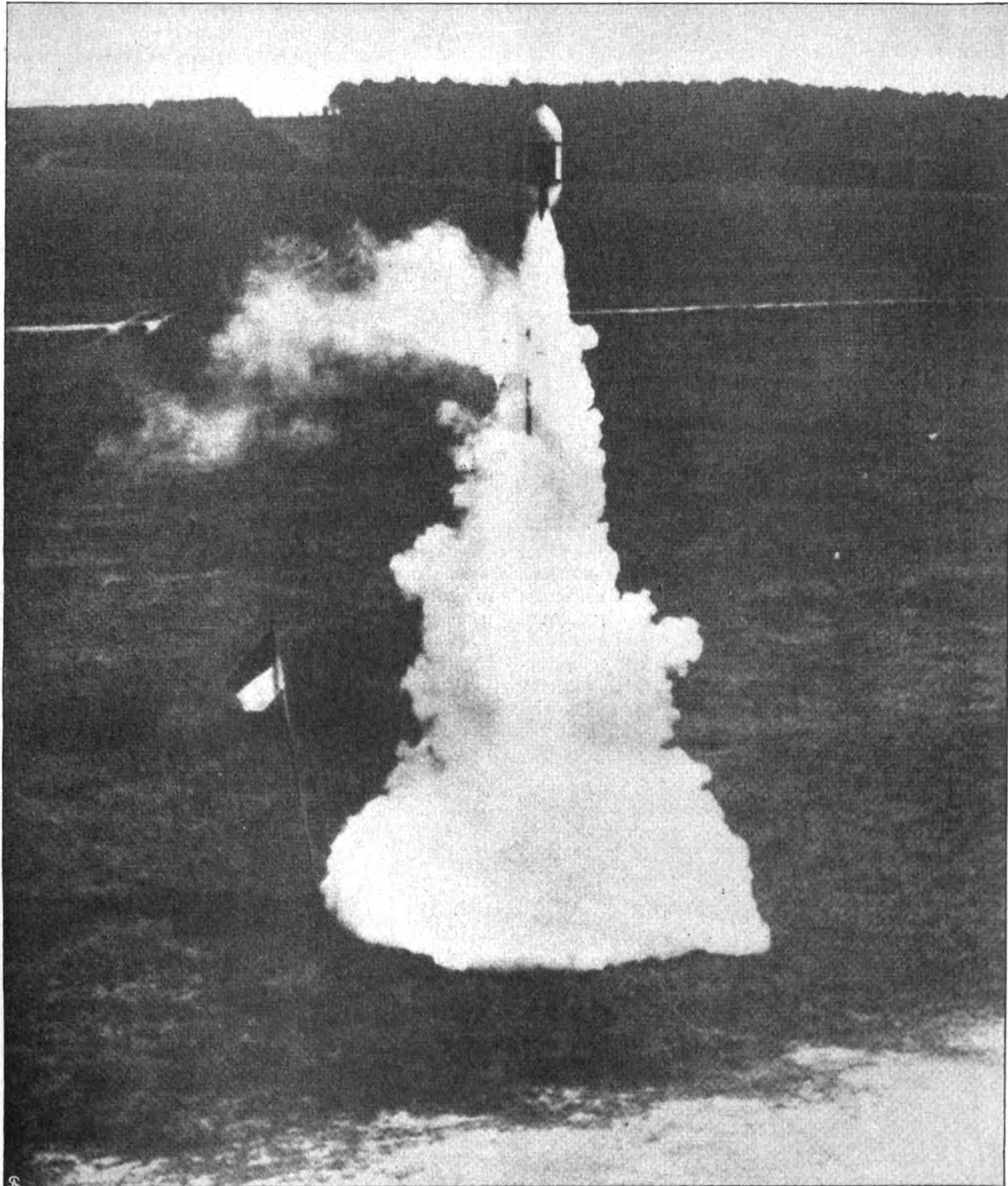
Von Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Unablässig ist die Technik bemüht, neue Kriegsmittel zu schaffen, und wenn etwas ganz Neues erfunden wird, glaubt man, das Alte, bisher Bewährte aufgeben zu können. Namentlich bei Nachrichten- und Erkundungsmitteln pflegen sich aber bald Mängel herauszustellen, die die Zuverlässigkeit des neu Erdachten in Frage stellen und dazu zwingen, auch das Alte beizubehalten. So hat beispielsweise die Funkentelegraphie die Brieftauben nicht zu verdrängen vermocht; der Fessel- und Freiballon können doch noch wertvolle Dienste leisten, obwohl wir Luftschiffe und Flugzeuge besitzen. Mit Hilfe der Luftfahrzeuge werden die Stellungen der Gegner den Truppenführern gemeldet, und die von einer hohen Warte aus aufgenommenen Photographien legen Stellungen und Befestigungsanlagen zu einem bestimmten Zeitpunkt deutlich fest. Die Luftfahrzeuge sind aber ein ziemlich kostspieliges Kriegsmittel, außerdem bedingen alle Ballone einen mehr oder minder erheblichen Aufwand an Fahrzeugen und Mannschaften, wodurch die schon sehr großen Marschkolonnen eines Heeres noch vergrößert werden. Man hat deshalb in letzter Zeit in England, Frankreich und Rußland Drachen eingeführt, mit deren Hilfe photographische Apparate und sogar Menschen in die Luft emporgehoben werden. Der Drachen gilt namentlich als ein wertvolles und dabei billiges Hilfsmittel, von ungangbarem Gelände photographische Aufnahmen zu machen, die mit Hilfe genialer Verfahren, unter denen insbesondere das des vor einiger Zeit verstorbenen österreichischen Haupt-



Dorf Laußnitz bei Königsbrück, mit dem Raketenapparat aufgenommen.

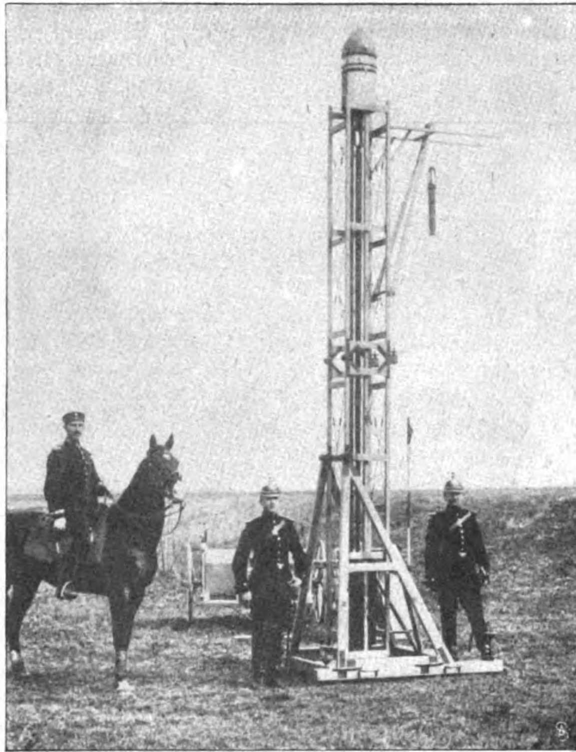
manns und Kapitäns Scheimpflug zu nennen ist, zur Karte umgearbeitet werden. Seit etwa 12 Jahren hat man nun begonnen, auch die Raketen dem gleichen Zweck dienstbar zu machen. Die Rakete modernen Heere benutzen die Rakete dazu, bei nächtlichen Artilleriekämpfen die feindlichen Stellungen zu beleuchten, wozu man früher einfache Feuerwerksraketen, in neuster Zeit aber besondere Raketengeschosse verwendet.



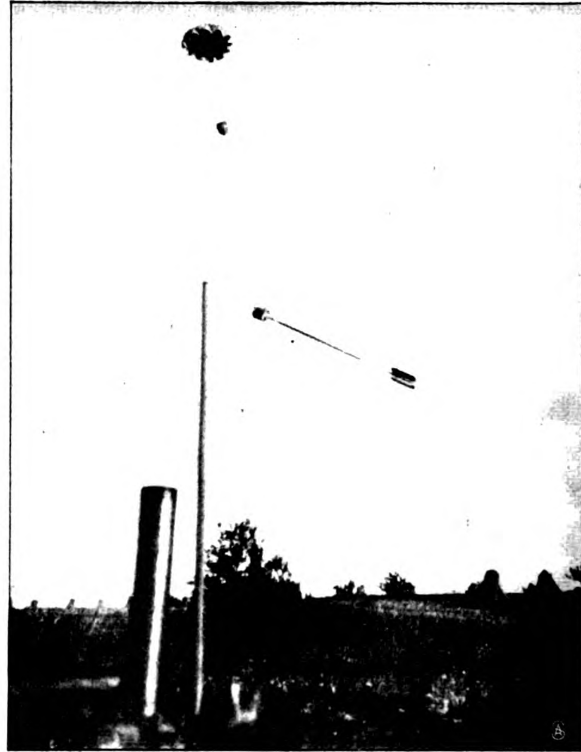
Rakete im Schuß.

ist schon im 10. Jahrhundert n. Chr. bei den Chinesen zu Luftfeuerwerken und in Aegypten für Kriegzwecke als Wurfgeschoß verwendet worden. In der neueren Zeit hat sie namentlich eine Rolle gespielt, als mit ihrer Hilfe 1807 Kopenhagen in Brand gesetzt wurde Die

Das Prinzip der Bewegung einer Rakete, die bekanntlich nicht aus einem Rohr, sondern von einem ziemlich einfachen Gestell abgeschossen wird, beruht darauf, daß aus dem unteren offenen Teil einer oben geschlossenen Hülse die durch Entzündung eines Pulver-

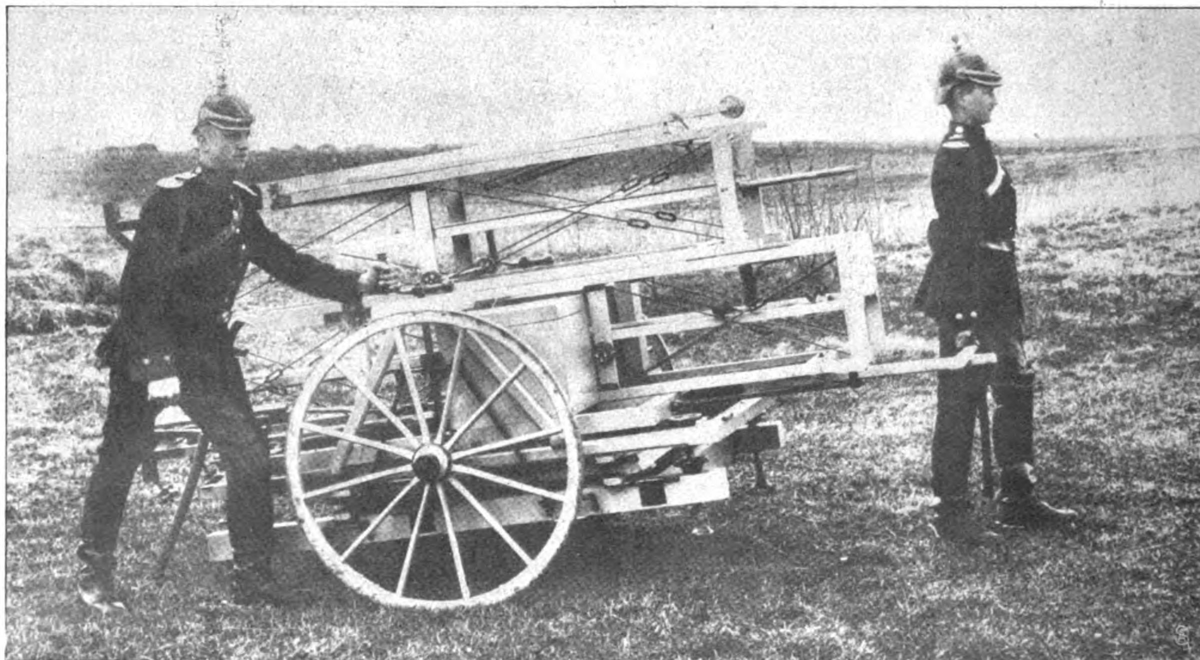


Raketenapparat, fertig zum Schuß.



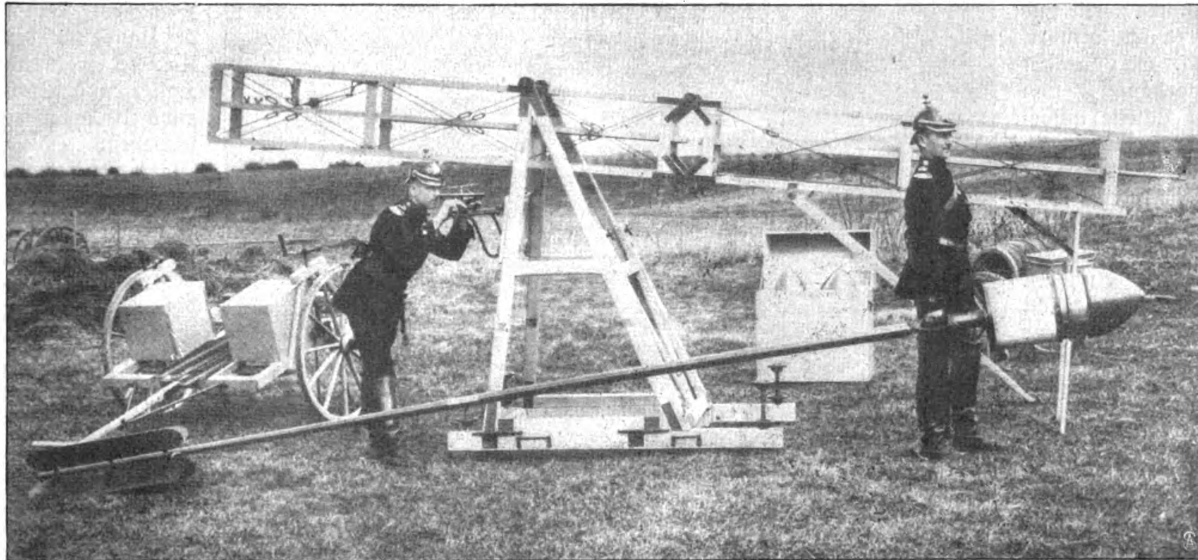
Photographischer Apparat, mit Fallschirm herabschwebend.

satzes entstehenden Gase nach rückwärts ausströmen und durch Reaktionswirkung, d. h. durch den Druck, den sie auf die Luft beim schnellen Ausströmen ausüben, in entgegengesetzter Richtung fortgetrieben werden. Schon der Franzose Denisse hat den Vorschlag gemacht, mit ihrer Hilfe photographische Apparate hochzuschießen. Es blieb jedoch bei diesem Vorschlag; die Ausführung dieses ihm unbekannten Gedankens übernahm 1900 Ingenieur Alf. Maul, Dresden-Trachau. Schon ein Jahr später stellte er die ersten praktischen Versuche in Niederau bei Leipzig an. Später wurde ihm der sächsische Schießplatz Königsbrück zur Verfügung gestellt. Vieler mit hohen Kosten verknüpfter Versuche bedurfte es, bis endlich ein einwandfreies Resultat erzielt wurde, d. h., bis es endlich gelang, ein vorher genau angegebenes Geländestück mit dem photographischen Apparat aufzunehmen.



Rakete, zusammengelegt auf Fahrgestell.

Der Apparat besteht aus einer drehbaren Kamera, die in einer spitzenförmigen, oben mit pneumatisch elektrischem Kontakt versehenen Haube untergebracht ist, ferner aus einem sogenannten „Halter", der als Hauptteile einen Fallschirm und den Oberteil der Rakete enthält. Auf dem Halter befindet sich ein Kreisel. Endlich gehört zu dem Apparat ein etwa 4.60 m langer



Lafette, davor die Rakete mit Aufnahmekamera. Zieleinstellung.

zweiteiliger Stab, dessen unterer Teil mit einem kleinen hölzernen Flügelkreuz versehen ist. Die Länge des betriebsfertigen Apparates beträgt 6 m. Das neueste Modell wiegt 42 kg; es ist ausgestattet mit einem Objektiv von 28 cm Brennweite, die Plattengröße beträgt 20 : 25 cm. Man kann den Apparat 600 m hoch schießen. Die theoretische Sichtweite beträgt bei 500 m Höhe 80 km; mit dem Raketenapparat will man aber Bilder aus größter Nähe, etwa bis zu 4 km Entfernung, aufnehmen. Es ist also auf dieser geringen Entfernung bei der großen Brennweite ein ausgezeichnetes Bild zu erwarten, das selbst die einzelnen Geschütze zu erkennen gestattet, besonders wenn man das Bild vergrößert oder mit der Lupe betrachtet.

Eine besondere Schwierigkeit war es, zu erreichen, daß auch wirklich das gewollte Gelände aufgenommen wurde. Anfänglich drehte sich, namentlich wenn starker Wind herrschte, der Apparat so stark, daß man meist ganz andere Bilder auf der Platte vorfand. Erst nach Einbau eines Kreisels ließ sich nach mühevollen Versuchen das gewünschte Ziel erreichen. Das Verfahren ist folgendes: Die auf einem Wagen beförderte Lafette wird an die Abschußstelle gefahren und in wenigen Minuten dort aufgestellt. Mittels einer aus einem drehbaren Visier mit Skala bestehenden Zielvorrichtung nimmt man mit Hilfe einer Karte das genaue Ziel. Alsdann wird die Kamera des inzwischen durch einen zweiten Mann zusammengesetzten und in die wagerecht stehende Lafette eingeschobenen Apparates durch Drehen einer zwei-



Vom Raketenapparat aufgenommen: Stenz bei Königsbrück.



Geländeaufnahme mit Hilfe des Raketenapparats.

ten Skala in Uebereinstimmung mit der durch die Zielvorrichtung ermittelten Richtung gebracht. Dann wird an die Schnur, die den Kreisel in bekannter Weise zur Drehung bringen soll, ein Gewicht angehängt und die Lafette aufgerichtet (Abbildung S. 1786). Aus einer Entfernung von 200 m erfolgt dann die elektrische Zündung. Zunächst wird das Gewicht ausgelöst und der Kreisel in schnelle Bewegung gesetzt. Erst dann wird der Zündsatz der Rakete in Brand gesetzt. In etwa 8 Sekunden hat die Rakete, die nun infolge der Kreiselwirkung in genau der gleichen Lage gehalten wird, 800 m erreicht. Kurz vor dem Augenblick, wo sie ihre größte Höhe erreicht, also vor dem beginnenden Fall einen Augenblick zur Ruhe gelangt, wird durch einen pneumatisch elektrischen Kontakt der photographische Momentverschluß ausgelöst und gleichzeitig ein in dem Gestell befindlicher Fallschirm freigegeben. Sobald der Fallschirm entfaltet ist, trennt sich der Apparat in zwei, durch einen etwa 10 m langen Gurt verbundene Teile. Unmittelbar am Fallschirm hängt die Haube mit der Kamera, während Halter und Stab etwa 10 m tiefer schweben. Diese letzteren treffen zuerst auf den Boden auf, entlasten dadurch wesentlich den Fallschirm, so daß die Kamera, die je nach dem herrschenden Wind 100—300 m abgetrieben ist, stoßfrei landet. Der Kamera entnimmt man alsdann die Platte. Innerhalb von 15 Minuten kann man dann das Bild betrachten, und wenige Minuten später kann man schon ein Dutzend fertige Bilder den einzelnen Batterien usw. zugehen lassen. Der Erfinder hat auf den verschiedensten Schießplätzen, unter anderm auch vor einigen Jahren in Tegel bei Berlin, den Beweis erbracht, daß mit Hilfe der Raketen bestimmte Geländeteile in ausgezeichneter Schärfe aufgenommen werden können.



Herbsttag im Saaletal.



Von Charlotte Gräfin Rittberg.

Frühe Herbststürme haben das schleichende Sterben der Natur in eine farbenbrennende Totenfeier verwandelt. Man könnte an die orgiastische Raserei Wahnsinniger denken, die über offenen Gräbern tanzen mit flatternden bunten Tüchern und wildzerzaustem Haar . . . Der Nordwest fegt heulend durch das Saaletal; auf den Höhen peitscht er die rotbeerigen Hagebuttsträucher, so daß die kleinen Früchte wie helle Blutstropfen in das braune Gras fallen. Brausend stürzt das Wasser über das Wehr der Gradierwerke, grauschwarz und gischtend; grauschwarz hängen die Wolken tief herab, zerfetzt und massig getürmt; eine fahle Helle schießt minutenlang zwischen den Wolkenrändern hervor und weicht wieder dem Düster, das sich seltsam beängstigend auf die Seele legt.

Die Wege sind schlüpfrig von den letzten Regengüssen; in den bescheidenen Hausgärtchen an der Straße stehen noch Pfützen zwischen den schmuckberaubten Beeten. Die Gittertore des Kurparks stehen offen; er liegt wie ausgestorben, so einsam still. Selbst der Wind schweigt hier in dem geschützten Winkel. Man erschrickt, wenn einmal ein menschlicher Schritt hinter einer Wegbiegung laut wird in dem raschelnden, welken Laub. Der Rasen ist schmutzig grüngelb verfärbt; von den Bäumen rieseln unablässig die bunten Blätter herab mit dem leise knisternden Geräusch schwerer, weicher Seide. Ein modriger Erdgeruch steigt auf, sonderbar anschwellend und ersterbend wie lebendige Atemzüge. Jenseits der kahlen Beete, in denen im Sommer die roten Rosen flammen, steht das zierliche Kurhaus mit dem Musiktempelchen weiß flimmernd im Zwielicht wie eine frierende verlassene Schöne im Sommerkleidchen. Es liegt solch eine rührende, zerbrechliche Hilflosigkeit in dieser makellosen Weiße! Unwillkürlich lauscht man den Geigenklängen nach, die hier im Sommer durch die duftschweren Abendlüfte schwirrten, dem Lachen, das auf allen Wegen perlte; das macht die Stille noch geheimnisvoller. Lautlos ziehen zwei Schwanenpaare auf dem Kurteich ihre Kreise. Wie müde und leblos dieses stumme Gleiten sich ansieht! Und diese bleierne Dunkelheit unter den verfärbten Baumkronen,

von denen tränengleich Nebeltropfen rinnen, an den nackten, schwarzen Zweigen entlang .... Es fallen einem so viel düstere Dinge hier ein; mit schweren Gliedern schleppen wir uns die Allee entlang; unser Gespräch ist längst verstummt; wir denken an irgend etwas Trauriges, ohne doch ganz klar zu wissen, was wir meinen Es ist die Stunde und die Stimmung, in der alte Narben zu brennen beginnen und die Sehnsucht mit klammernden Händen an das Herz greift; in der schweigende Lippen geliebte Namen formen — einen Hauch, erloschen im Entstehen, wie begraben unter dem unablässig sinkenden Laub ....

Zuletzt ertragen wir es nicht mehr. Wir retten uns hinaus auf die Landstraße. Autos jagen dort vorüber und schicken ihre Hupensignale gleich hellen Schreien vor sich her. Hundegebell fährt zwischen das Knattern der Motoren. Die Eisenbahn stößt ihre gellenden Pfiffe aus, wie eine schwarze Schlange windet sie sich um das schimmernde Band des Flusses. Wir klettern auf wurzelüberwucherten Wegen am Hang empor bis zu der freien Halde auf der Höhe. Wieder umwogt uns der Erdgeruch, aber herber, würziger. Bäume und Gesträuch triefen von Feuchtigkeit; große Pilzfamilien sind überall aus dem Boden geschossen. Oben bläst uns der Wind kräftig um die Stirn. Aber der Sturm hat nachgelassen; der Himmel schwimmt in mattem Grünblau zwischen den eilig ziehenden Wolkenballen. Blasser Schein fällt auf das Städtchen zu unseren Füßen. Die Wälder ringsum leuchten auf in ihren wundervollen Bronzetönen; Blutrot und Gelb mischt sich in die Gärten am Hang. Hier in der Höhe lastet das Schweigen nicht mehr. In der reinen, glasklaren Luft dehnt sich die Brust; der Blick schweift in die Weite über Wälder, Fluß und Burgen; alle Fernen werden nah, und das große Schlafengehen ringsum trägt Frieden in die Seele, die sich grämen wollte in der Enge drunten. Still und kühl wie die liebkosende Hand eines sterbenden Freundes streichen Abendsonnenstrahlen über unser Tal. Das Gewölk ist nur noch wie ein Schleier unter dem stählernen Himmel. Silbern flimmert die Saale herauf. Die Fenster von Schulpforta blinken hinter den Bäumen. Dann erlischt der Schein; jäh bricht die Dunkelheit herein. Die Lampen brennen in allen Fenstern im Städtchen auf. Wir hasten durch den nächtigen Wald zurück. Schauer weben von Stamm zu Stamm. Die Feuchtigkeit dringt bis ins Mark. Wir frösteln. Niemand mag mehr sprechen. Und die Blätter rieseln um uns, unaufhörlich, leise — leise —

Bilder aus aller Welt.

Die Frobenius-Ausstellung gewährt einen interessanten Ueberblick über die Resultate der drei Forschungsreisen unter Leitung von Leo Frobenius in das Innere Afrikas. Kunstgewerbliche und künstlerische Gegenstände sowie kartographische Darstellungen und ein reiches photographisches Material geben Aufschluß über die Vergangenheit und Gegenwart des noch so wenig wissenschaftlich erforschten Erdteils.





Blick in den Ausstellungssaal im Abgeordnetenhaus.
Nebenstehend: Leo Frobenius (sitzend) mit den Mitarbeitern seiner dritten Reise Martius (links) und Arriens (in der Mitte).

„Von Atlantis nach Aethiopien", die Frobenius-Ausstellung in Berlin.

Rechtsgelehrte Frauen sind heute keine allzu große Seltenheit mehr. Vielleicht die bedeutendste Juristin Norwegens wird Frl. Sem sein, die kürzlich als Advokatin an den höchsten norwegischen Gerichtshof berufen wurde.

Capt. Alfred Bjornstad ist der neue Militärattaché der amerikanischen Botschaft in Berlin. Bei der wachsenden amerikanischen Kolonie in der Reichshauptstadt und den alljährlich von „drüben" zur Saison sich einfindenden Gästen haben die Mitglieder der Botschaft auch über den



Elise Sem,
der erste weibliche Advokat am höchsten norwegischen Gerichtshof.

üblichen Diplomatenkreis hinaus recht umfangreiche gesellige Verpflichtungen.

Der neue Kaiserl. Gouverneur von Samoa, Dr. Erich Schultz, der als einer der besten Kenner der samoanischen Bevölkerung gilt, befindet sich auf seiner ersten Urlaubsreise in Deutschland.

Zum Führer des ersten Marineluftkreuzers ist Kapitänleutnant Hanne ernannt worden, der zu seiner Ausbildung als Luftschiffführer ein halbes Jahr bei der deutschen Luftschiffahrts-Gesellschaft tätig war.

Das Philharmonische Orchester in Dortmund beging kürzlich sein 25 jähriges Jubiläum, bei dem sein langjähriger Dirigent Herr Kapellmeister Georg Hüttner in Anerkennung seiner großen Verdienste um das musikalische Leben der Stadt Dortmund sehr gefeiert wurde.

Frau Ottilie Gerhäuser, die bisher erfolgreich am Münchner Schauspielhaus wirkte, ist von 1914 ab für das Stuttgarter Hoftheater verpflichtet worden.

„Monte Penedo“ ist der Name des ersten großen Doppelschrauben-Motorschiffes, das unlängst im Hamburger Hafen vom Stapel lief.

Ein großes Trachtenfest fand kürzlich in dem lieblichen Schwarzwaldstädtchen Wolfach im Kinzigtal statt, zu dem die Großherzogin von Baden erschienen war.

Die mit reichen wissenschaftlichen Erfolgen zurückgekehrte Kaukasus-Expedition Schweizer Gelehrter stand unter der Leitung des Professors Rickli-Zürich.



Capt. Alfred Bjornstad.
Neuer Militärattaché d. amerik. Botschaft in Berlin.



Dr. Erich Schultz,
Gouverneur von Samoa, weilt auf Urlaub in Deutschland.



Phot. [illegible]

Kapitänleutnant Hanne.
Der Führer des neuen Zeppelin-Marineluftschiffes.



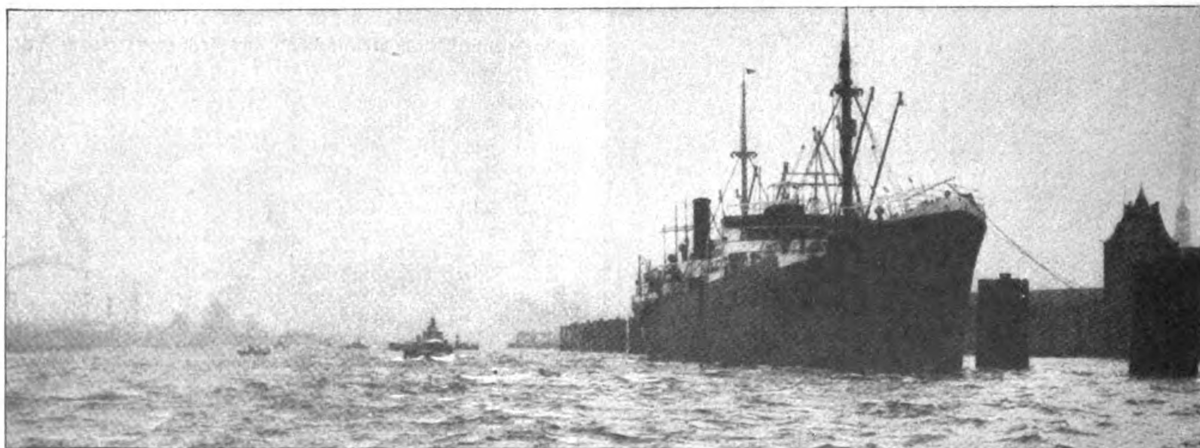
Phot. Neuhaus.

Kgl. Musikdirektor Hüttner.
Zum 25 jährigen Jubiläum des Philharmonischen Orchesters in Dortmund.



Phot. Fr. Müller, München.

Frau Ottilie Gerhäuser,
wurde für das Stuttgarter Hoftheater verpflichtet.



Das erste deutsche Ozean-Motorschiff der Hamburg-Südamerika-Linie im Hamburger Hafen.



Hofphot. Carl Faiſt.

Vom Trachtenfeſt in Wolfach (Bad. Schwarzwald): Die Bergzeller Gruppe.

Ein wichtiges Landesprodukt für die Grafſchaft Norfolk in England wird der Tabak. Unſere Abbildung zeigt die praktiſche Kleidung der auf den Tabaksfarmen beſchäftigten Arbeiterinnen. Die erſten Verſuche des Tabakbaus auf dem verhältnismäßig armen Boden Norfolks wurden auf der Farm Methwold des Majors Whitmore gemacht; ſie zeitigten ſo zufriedenſtellende Reſultate, daß eine Beihilfe der engliſchen Regierung für die weitere Entwicklung dieſer Induſtrie zu erwarten iſt. Die letzte Ernte der Farm Methwold betrug über 2000 Blätter, für deren Transport beſondere Wagen konſtruiert wurden.



Phot. Carl Fiſcher, Moskau.

Von der ſchweizeriſchen Kaukaſus-Expedition: Die Teilnehmer auf der Heimreiſe in Moskau.



Phot. Sport u. General.

Arbeiterin einer engl. Tabakfarm.

Praktische Arbeitskleidung für Frauen.



Hofphot. Hahn Nachfolger.

Herzogl. Anhalt. Hofopernsänger Ullmann u. seine Gemahlin,

geb. v. Schuch.

Eine Vermählung in Künstlerkreisen.

Auch die Arbeitskleider der Arbeiterinnen wurden von Major Whitmore selbst entworfen und haben mit ihren kurzen Röcken den Zweck, die sehr empfindlichen Blätter der Tabakspflanzen möglichst wenig bei der Arbeit zu beschädigen.

Die Tochter des Generalmusikdirektors von Schuch in Dresden vermählte sich kürzlich mit dem Herzogl. Anhaltischen Hofopernsänger Leopold Ullmann. Frau Ullmann, die früher auch der herzoglichen Hofbühne angehörte, wird sich fernerhin nur dem Konzertgesang widmen.

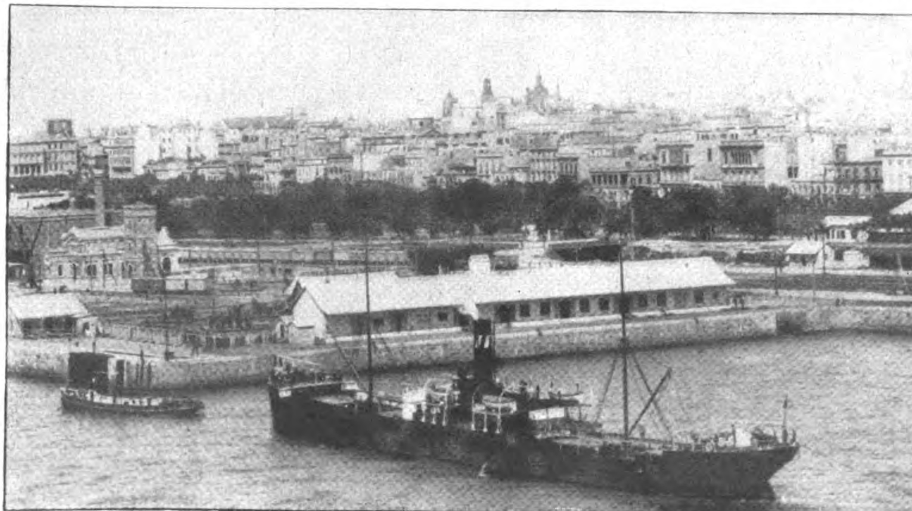
In Liegnitz wurde das Standbild des berühmten Generalfeldmarschalls Hans George von Arnim, des Siegers in der Schlacht bei Liegnitz im Jahre 1634, enthüllt. Graf Arnim-Muskau, der Vorsitzende des von Arnimschen Familienverbandes, brachte bei der Feier das Kaiserhoch aus. Der König von Sachsen ließ durch Generalleutnant Zerener, die Garnison Liegnitz durch den Bezirkskommandeur Generalmajor von Conta Kränze am Denkmal niederlegen. Das Denkmal stellt den kursächsischen Feldmarschall in Ueberlebensgröße dar; an der Denkmalswand befinden sich zwei Reliefs, die die Zusammenkunft Arnims mit Wallenstein im Lager vor Schweidnitz und die Flucht der feindlichen Reiterregimenter in der Schlacht bei Liegnitz darstellen. Das Denkmal ist ein Werk des Berliner Bildhauers Emil Cauer.



Phot. Intern. Illustr. Co.

Das Denkmal für Generalfeldmarschall Hans George von Arnim.

Eine historische Gedenkfeier in Liegnitz.



Hauptansicht von Buenos Aires.

Schluß des redaktionellen Teils.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberseeische Zahlstellen für die „Export-Woche": Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche" unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 42. **BERLIN** **19. Oktober 1912.**

Wirtschaft und Kapital.

Von Leo **Jolles.**

Daß die Balkankrisis alle geschäftlichen Interessen mit Beschlag belegt hat, läßt sich denken. Kriegerische Verwickelungen bringen stets eine fühlbare Störung in der ruhigen Abwickelung der Geschäfte. Der Einfluß aber, den sie im ganzen ausüben, richtet sich nach dem Umfange und Wert des geschäftlichen Bezirks, der von den Ereignissen direkt betroffen wird. Deutschland hat auf dem Balkan nicht nur durch den Besitz der dortigen Staatsanleihen beträchtliche Interessen, sondern auch durch die Handelsbeziehungen zu den verschiedenen Ländern. Der Gesamtwert des deutschen Handels mit den Balkanstaaten ist

auf etwa 420 Millionen Mark zu schätzen.

An der Spitze der Länder steht Rumänien, dessen Handelsverkehr mit Deutschland im Jahre 1911 einen Wert von rund 300 Millionen Mark repräsentierte. Durch die Wirren auf dem Balkan ist zwar Rumänien noch nicht unmittelbar in Mitleidenschaft gezogen, aber es versteht sich von selbst, daß seine kommerzielle Tätigkeit durch die politische Situation mit beeinträchtigt wird. Besonders schwer ist aber das Verhältnis zur Türkei in Mitleidenschaft gezogen. Die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Osmanenreiches hat schon durch den Krieg mit Italien gelitten. Der neue Konflikt drückt den Lebens-Standard des türkischen Handels und Gewerbes noch tiefer herunter. Der Wert des Handelsverkehrs zwischen Deutschland und der Türkei ist statistisch schwer zu erfassen, dürfte aber mit 100 Millionen Mark annähernd richtig angenommen sein. Den dritten Platz unter den Balkanstaaten nimmt Serbien mit 46 Millionen ein, ihm folgt Griechenland mit 42 Millionen Mark und zum Schluß Bulgarien mit 35 Millionen. Wenn sich der Schaden auf diese Summen allein beschränken würde, so ließe er sich schließlich tragen, da der Gesamtumfang des deutschen Außenhandels, der sich auf die zwanzigste Milliarde zu bewegt, eine vorübergehende, nicht sehr erhebliche Kürzung wohl vertragen würde. Aber die Erledigung der orientalischen Frage erstreckt sich weit über das Gebiet des eigentlichen Kampfplatzes hinaus und berührt besonders Österreich-Ungarn und Rußland. Hier stehen natürlich ganz andere Werte auf dem Spiel wie bei den Balkanstaaten. Der Wert des russisch-deutschen Außenhandels beträgt rund 3 Milliarden Mark, der des Handelsverkehrs mit Österreich rund 1700 Millionen. Das gibt eine Gesamtsumme von 4700 Millionen Mark. Die kommerzielle Seite der orientalischen Frage bewertet sich also

auf rund 5000 Millionen Mark.

Man kann natürlich nicht wissen, wie groß die Einbuße ist, die sich schließlich per Saldo ergeben wird. Aber einzelne Ziffern geben wenigstens einen Begriff von dem beträchtlichen Wirtschaftskapital, das bei jeder Gefährdung ruhigen Geschäftsganges auf dem Spiele steht. Am raschesten und unvermittelsten stellen sich Verluste an der Börse ein. Bei der großen Empfindlichkeit der Spekulation wie überhaupt aller Kreise, die Wertpapiere besitzen, äußert sich jede politische Störung eben so heftig wie unvorbereitet. Nichts ist leichter zu provozieren als eine Börsenpanik, weil ein großer Teil aller Effektengeschäfte ja immer nur auf Chance und Risiko, nicht aber auf subtile Berechnungen gestellt ist. So brach an der Börse eine Deroute aus, schon als die ersten Nachrichten von der Mobilisierung der Truppen auf dem Balkan veröffentlicht wurden.

Die schwarzen Börsentage

aber hinterlassen zahlreiche Opfer auf dem Felde des Kampfes um die Kurse. Nur wenige Papiere waren widerstandsfähig genug, um sich in der Wirrnis überstürzter Verkäufe zu halten. Im übrigen war die Regulierung der Kurse um so einschneidender, je größer der Wertzuwachs bei den einzelnen Papieren gewesen ist. Mit welcher Kritiklosigkeit bei solchen Derouten verfahren wird, war aus der Behandlung der Montanpapiere zu ersehen. Daß die deutsche Montanindustrie zunächst von der politischen Verwickelung im Südosten Europas nicht betroffen wird, liegt auf der Hand. Man hätte also die günstige Situation dieses Industriebereiches, die durch zahlreiche Daten und Berichte belegt wird, noch immer stärker auf den Kurs reflektieren lassen dürfen, als die politischen Ereignisse. Trotzdem waren die bekannten Bergwerkspapiere mit die ersten Opfer des Kurssturzes. Die Gelsenkirchener Aktie verlor am ersten Tage 16 Prozent, die Phönix-

aktie 11 Prozent, Harpener 14 Prozent. Dabei lagen Berichte vom Essener Roheisenverband und vom Stahlwerkverband vor, die die Fortdauer der sehr guten Konjunktur bestätigten. Für das erste Semester 1913 wurden die Roheisenpreise sogar schon erhöht. Es ist allerdings die Frage, die auch von einzelnen Großbanken in ihren Wochenberichten erörtert wurde, ob

die Höhe der Rohstoff- und Fabrikatpreise

nicht schon die Gefahr eines Rückschlages in sich trägt.

Hohe Preise beeinträchtigen schließlich die Kauflust der Konsumenten; und wenn diese erst einmal anfangen, sich Zurückhaltung anzugewöhnen, dann ist das Fundament der geschäftlichen Verhältnisse bereits erschüttert. Die Industrie hat mit den Preissteigerungen, die bisher erfolgt sind, ihre Rentabilität so weit gefördert, daß sie nicht nötig hat, die Preiskurve noch weiter ansteigen zu lassen. Neben den Bergwerkspapieren unterlagen Schiffahrtsaktien gleich der ersten Attacke gegen die Kursmauer. Die Aktie der Hamburg-Amerika Linie büßte im ersten Anstoß 13 Prozent ein, während die Aktie der Bremer Hansa-Gesellschaft 12 Prozent verlor. Die Einnahmen der großen Reedereien sind von den Fortschritten des überseeischen Waren- und Passagierverkehrs abhängig. Die guten Chancen, die sich in dieser Beziehung eingestellt haben, werden aber durch eine Auseinandersetzung auf dem Balkan nicht berührt, so daß gerade die Schiffahrtsgesellschaften, so weit sie nicht ausschließlich den Dienst nach der Levante betreiben, sich um die orientalischen Zänkereien nicht zu kümmern brauchen. Durch die Gunst der Verhältnisse sind die Aktien der Großreedereien beliebte Spielpapiere geworden, ein Umstand, der ihre Empfindlichkeit gegen äußere Einflüsse gesteigert hat. Zu den Aktien dieser Kategorie, die bereits im Ultimoverkehr gehandelt werden (Hapag, Lloyd, Hansa), sollten in nächster Zeit zwei neue Vertreter kommen. Die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft, die ihre Flotte ganz erheblich vergrößert (es werden etwa zehn neue Schiffe mit der Zeit noch in den Dienst gestellt werden), erhöht ihr Aktienkapital von 15 auf 25 Millionen und bringt es damit über das, für die Einführung der Aktie in den Ultimohandel, erforderliche Mindestmaß (20 Millionen). Daß die Ausdehnung der Gesellschaft mit der Eröffnung des Panamakanals zusammenhängt, ist erklärlich, da die neue Wasserstraße für den Verkehr nach Südamerika besondere Wichtigkeit besitzt. Auch die Deutsch-Australische Dampfschiffahrtsgesellschaft wird neue Aktien ausgeben und damit die Voraussetzung für den Ultimoverkehr erfüllen. Gerüchte, daß der Norddeutsche Lloyd in Bremen eine Kapitalserhöhung beabsichtige, wurden in aller Form dementiert. Es wurde betont, daß der Lloyd keinen Geldbedarf habe, da das Geschäft zu einer wesentlichen Kräftigung der Bilanz beigetragen hat. Die Neubauten der Gesellschaft werden aus den eigenen Mitteln bestritten. Der Norddeutsche Lloyd hat vier schlechte Jahre überwinden müssen, um wieder zu einer Dividende von 5 Prozent zu gelangen. Die Aktie hatte sich auf den niedrigsten Kurs von 82 Prozent gesenkt. Nun ist sie von diesem Mindestpreise um 50 Prozent entfernt, und es ist anzunehmen, daß die Dividende für 1912 der Kursentwickelung Rechnung tragen wird.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die verheerenden Wirkungen der politischen Ereignisse an der Börse noch eindringlicher gewesen wären, wenn

die Lage des Geldmarktes

Grund zu Bedenken gegeben hätte. Aber wider alles Erwarten ist der gefürchtete Quartalsultimo ohne Diskonterhöhung und ohne eine fühlbare Beeinträchtigung bestehender Engagements vorübergegangen. Der Ausweis der Reichsbank vom 30. September zeigte naturgemäß eine nicht unerhebliche Anspannung, blieb aber mit seinen Ziffern hinter den Bilanzen der entsprechenden Daten der letzten Jahre zurück. Der Notenumlauf war mit 2274 Millionen Mark um 21 Millionen niedriger als der Betrag vom 30. September 1911, während der Metallbestand mit 1145 Millionen eine Rekordsumme für diesen Termin darstellt. Im vergangenen Jahr hatte er nur 995 Millionen betragen.

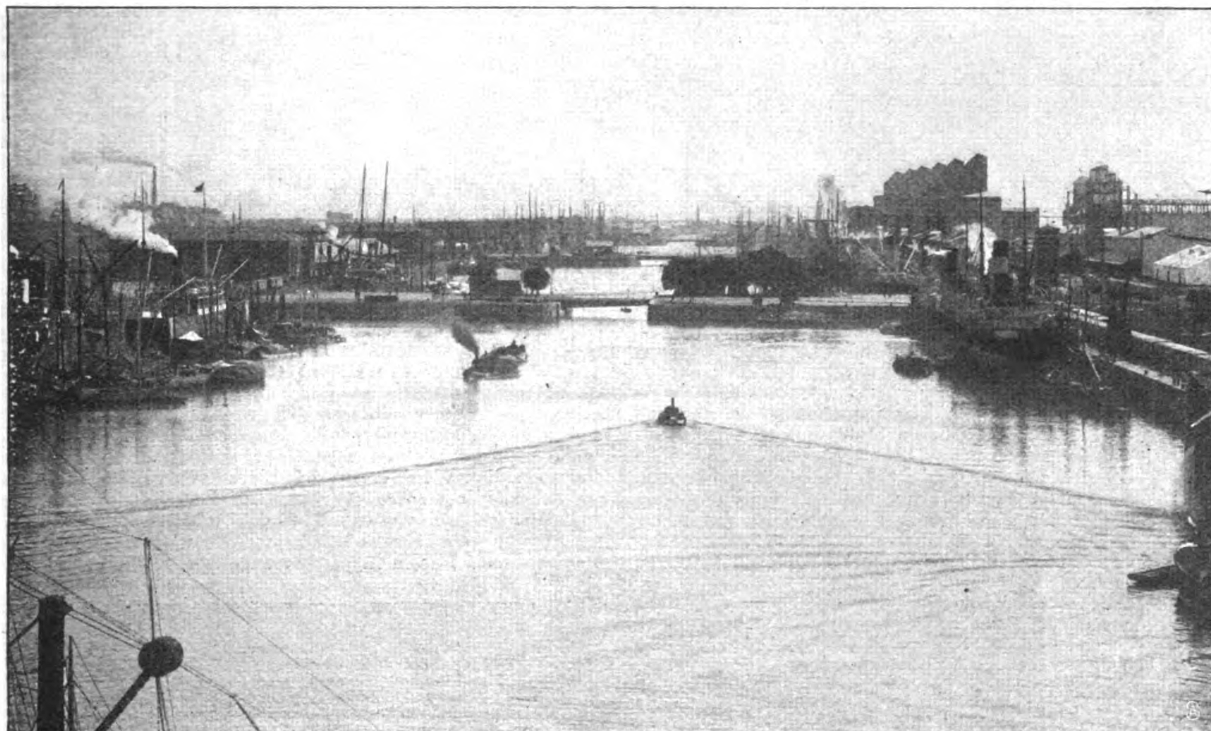
Aus den Zwischenbilanzen der Großbanken,

die am 31. August abgeschlossen waren, konnte man ersehen, daß zwar auf einzelnen Gebieten, so im Akzeptenverkehr, gebremst worden ist, daß aber der Umfang der Kredite, die von den Banken gegeben werden, sich nur um Weniges eingeengt hat. Die Summe der Debitoren bei den acht Berliner Großbanken (die Berliner Handelsgesellschaft veröffentlicht bekanntlich keine Zwischenbilanzen) erhöhte sich um 118 auf 2968 Millionen. Auch die Akzeptverbindlichkeiten, d. h. die Tratten, welche zugunsten der Kundschaft gegeben wurden, haben sich vermehrt und wiesen einen Saldo von 1083 Millionen aus. Nur die Summen, die der Effektenspekulation gegen Verpfändung von Wertpapieren und als Reportgelder zur Verfügung gestellt wurden, sind mit 1044 Millionen niedriger gewesen als am 30. Juni. Die Lebhaftigkeit des Börsengeschäftes und die günstige Entwickelung der Kurse haben das Verhalten der Kreditinstitute bestimmt. Daß sie sich in den Tagen der Deroute von einem Teil der Kundenengagements befreit haben, war die gegebene Folge der Ereignisse. Der gute Verlauf der Ultimoliquidation hatte wohl gezeigt, daß das Gros der Verbindlichkeiten des Bankenkredits wert war, aber die schroffe Kurskorrektur machte neue Garantien zur Stützung der Engagements notwendig; und diese Forderung ist manchem Konto verhängnisvoll geworden. Für die Banken gilt als erster Grundsatz die Wahrung der Liquidität. Die bestimmt das Maß der Interventionen. Dazu kommt, daß die Banken in politisch bewegten Zeiten die besten Chancen zur Verwertung ihrer Barmittel haben. Sie können hohe Zinsen erzielen, ohne sich auf lange Zeit von ihren flüssigen Geldern trennen zu müssen. Im übrigen zeigen die Kursrückgänge die Möglichkeit billigen Einkaufs der im Preise gedrückten Wertpapiere. Da die Finanzinstitute jede geschäftliche Chanse auszunützen suchen, so haben sie ein Interesse daran, die Kurse nicht aufzuhalten, um später billig einkaufen und, nach Wiederkehr ruhiger Tage, im Zeichen neuer Hausse, verkaufen zu können. Die Vorbedingungen für eine neue Kletterpartie sind vorhanden, so lange wie das Wirtschaftsleben seine guten Seiten nicht von dem Beschauer abkehrt. Fraglich ist nur, wie weit die Gaben der Hochkonjunktur reichen. Die Steigerung der Preise allein ist kein sicheres Symptom für das Vorhandensein günstiger Vorbedingungen.

Die argentinische Industrie und ihre Bedeutung für den deutschen Export*).

Von Gustav Niederlein.

Die verhältnismäßig schon bedeutende einheimische Industrie Argentiniens hat sich auf Grund der großen Hilfsquellen des Landes zu entwickeln vermocht, die in seiner enormen Bodenfläche, seinem Bodenreichtum und in der Fruchtbarkeit desselben, in Ackerbau, Viehzucht, Wald- und Minenausbeutung, in Handel usw. bestehen. In Verbindung mit angemessenen Verkehrswegen stärken diese Hilfsquellen die Kaufkraft der über 7,300,000 Seelen zählenden Bevölkerung in ungewöhnlichem Maße.

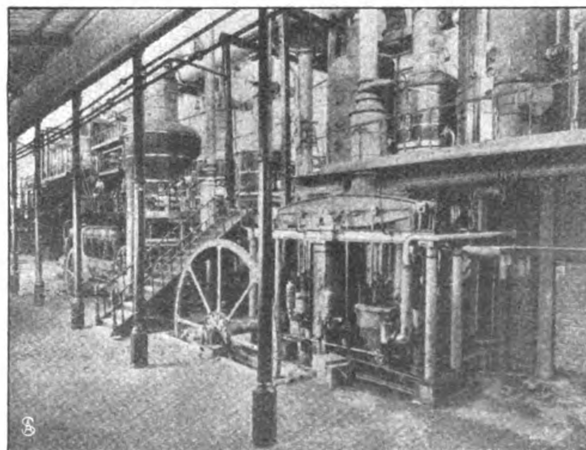


Gesamtansicht der Hafenanlagen von Buenos Aires.

Die argentinische Industrie stützt sich zunächst auf die Benutzung des Rohmaterials im eigenen Lande und auf die hohen Schutzzölle von 25, 30, 40 und 50 Prozent vom Wert. Es hat sich ferner eine große Zahl von Industrien etabliert, welche ihr Rohmaterial oder halbfertige Produkte zu wesentlich niedrigerem Zollsatze aus dem Ausland beziehen.

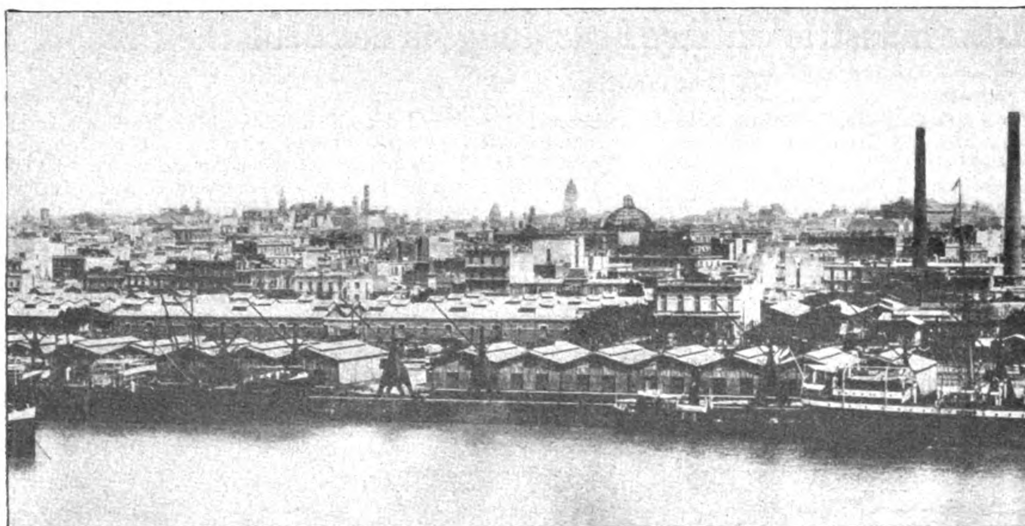
Eine uns vorliegende Gesamtübersicht des letzten Industriezensus vom Jahre 1908 zählt 199 Industrien in 31,988 Fabriken und Werkstätten auf mit einem Arbeiterpersonal von 329,490 Köpfen. Von diesen Etablissements gehören nur 5750 Argentinien, dagegen 21,957 Fremden, 612 gemischtargentinischen und fremden Besitzern und 3669 anderen an, deren Nationalität bei der Aufnahme des Zensus nicht spezifiziert worden war. Zum Betriebe dieser vorwiegend Fremden gehörenden industriellen und gewerblichen Anlagen wurden außer der angeführten Arbeiterzahl 229,660 P. S. verwandt; davon entfielen 188,909 P. S. auf Dampf, 21,790 auf Elektrizität, 4377 auf Gas, 3808 auf Naphtha, 9820 auf hydraulische und 956 auf tierische Kraft. Das auf diese Industrien und Gewerbe verwandte Gesamtkapital wird wohl zu niedrig, auf 727,591,135 Pesos Papier, berechnet, während das alljährlich verbrauchte Gesamtrohmaterial auf 712,167,793 Pesos Papier angegeben wird, wovon 532,560,339 Pesos für einheimische Rohprodukte und 179,607,454 Pesos für fremde, vom Ausland eingeführte Materialien verausgabt wurden. Als jährlicher Gesamtverkaufspreis der fabrizierten Produkte wird die Summe von 1,227,549,196 Pesos Papier = 2,197,313,000 M. angeführt; es repräsentiert diese Produktion eine ungeheure Konkurrenz, zumal wenn man bedenkt, daß im gleichen Jahre die Gesamteinfuhr Argentiniens nur etwas mehr als die Hälfte der Summe, rund 1,100,000,000 M., wertete.

Die bedeutendsten und auch die meisten Industrien und Gewerbe haben sich in der heute mehr als 1,350,000 Einwohner zählenden Hauptstadt etabliert. Zum Teil sind zu viele Industrien und Fabriken gleicher Branche gegründet



Inneres der Zuckerfabrik „Concepcion“ in Tucuman“.

* Wir entnehmen diesen Artikel den Veröffentlichungen des Deutsch-Argentinischen Zentralverbandes zur Förderung wirtschaftlicher Interessen — (Süd- und Mittelamerika Verlag G. m. b. H., Berlin). Der Deutsch-Argentinische Zentralverband sucht seinen Mitgliedern u. a. auch durch eingehende Orientierungsschriften über die soliden, unveränderlichen Grundlagen und Faktoren des argentinischen Wirtschaftslebens, welche im Ackerbau, in der Viehzucht, der Industrie und sonstigen proportionell für den Kopf der Bevölkerung ungeheuer großen Hilfsquellen des Bodenreichtums beruhen, wirkungsvolle Förderung ihrer Interessen zu bieten.



Hafen von Buenos Aires.

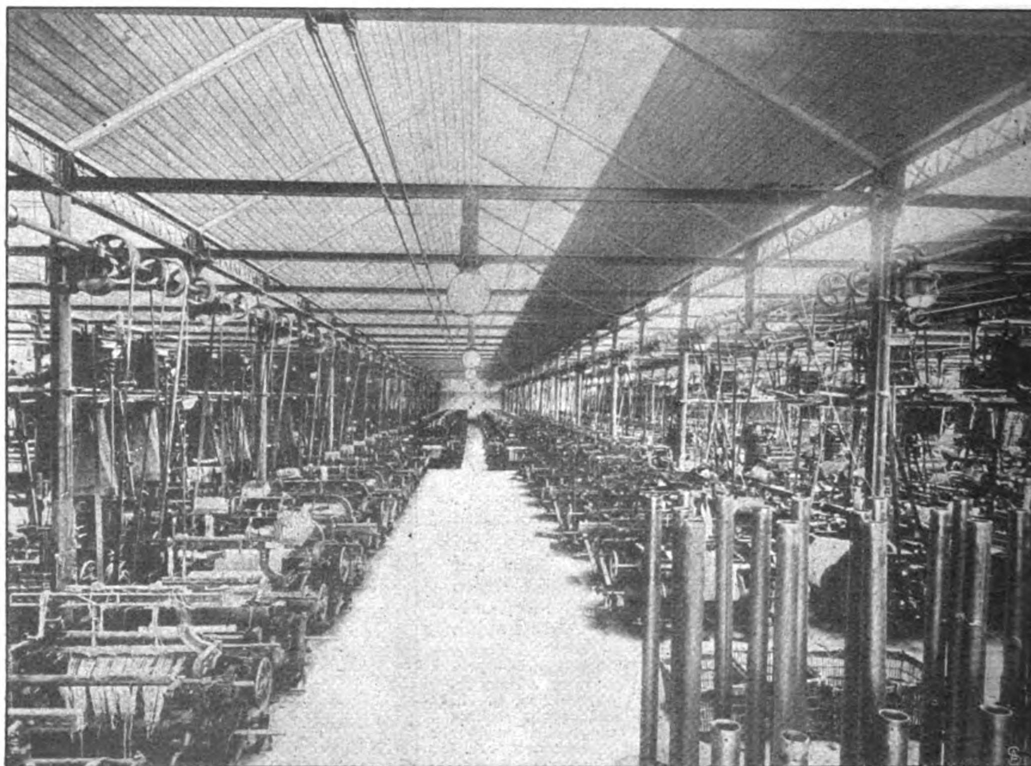
worden, so daß sich eine fühlbare Konkurrenz unter den Fabrikanten, die größtenteils aus dem Arbeiter- oder Handwerkerstande hervorgegangen sind, bemerkbar machte. Nichtdestoweniger ist in fast allen Industrien ein dauerndes Anwachsen der Zahl von Arbeitern derselben Branche zu beobachten.

Der Zensus gibt für die Stadt Buenos Aires, zugleich der größten Handelsmetropole Südamerikas, 10,427 industrielle und gewerbliche Etablissements an, welche 118,435 Arbeiter beschäftigen. Sie benutzen außerdem 105,575 maschinelle Pferdekräfte und verarbeiten alljährlich für 286,706,581 Papierpesos Rohmaterial, davon für 117,860,717 Pesos aus dem Ausland. Das verwandte Kapital beträgt 266,460,218 Pesos Papier. Mit diesen Faktoren wird schließlich eine jährliche Produktion im Werte von 534,739,589 Pesos hervorgebracht.

Es folgt in industrieller Bedeutung dann die 1,129,183 Bewohner zählende und in vieler Beziehung zukunftsreichste Provinz Buenos Aires. Sie beschäftigt in 8988 Betrieben 48,775 Arbeiter und 41,643 P.S. und verbraucht ein Rohmaterial im Werte von 187,129,356 Pesos Papier, doch davon nur noch für 19,371,856 Pesos aus dem Ausland. Sie engagiert dabei ein Kapital von 139,744,749 Pesos und stellt damit für 290,668,039 Pesos Waren und Ausfuhrprodukte per Jahr her. Die Provinz Buenos Aires und die Hauptstadt gleichen Namens beherrschen somit etwa $^{2}/_{3}$ der Gesamtindustrie Argentiniens.

Die durch ihren Ackerbau besonders hervorragende Provinz Santa Fé mit einer Bevölkerung von 878,935 Seelen besitzt nur noch 2986 industrielle und gewerbliche Unternehmen. Ihre Arbeiterzahl beträgt 21,866 und ihr Verbrauch an Pferdekräften 13,887. Mit einem Kapitalaufwand von 51,175,760 Papierpesos und bei einem Konsum von Rohstoffen im Werte von 86,735,854 Pesos, davon für 25,180,434 Pesos Papier aus dem Ausland, ermöglicht sie eine jährliche Produktion im Werte von 135,591,612 Pesos.

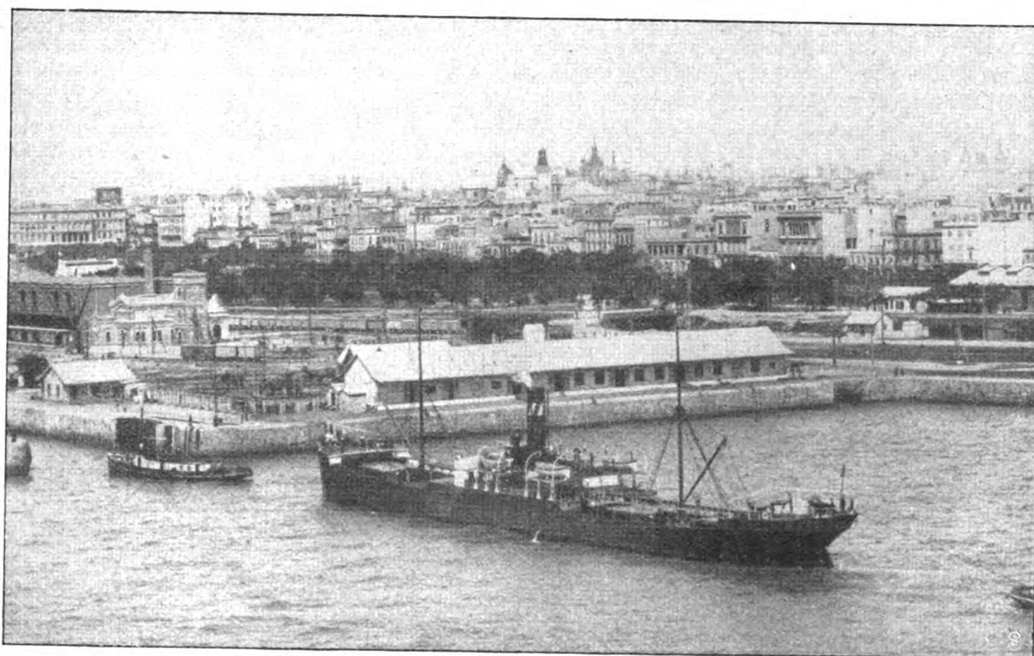
Die im Gesamtproduktionswerte ihrer Industrien und Gewerbe folgende Provinz ist Mendoza mit der Hauptstadt gleichen Namens, die am Fuße der dort am höchsten aufsteigenden Andescordilleren gelegen ist. Diese hauptsächlich den Weinbau pflegende Provinz zählt 238,316 Einwohner. Der Verkaufswert ihrer Industrieprodukte, also hauptsächlich Wein, ergibt den Ertrag von 68,152,337 Pesos im Jahre. Es werden für Mendoza 1950 Betriebe, davon 1077 Weinkeltereien erwähnt. 26,864 Arbeiter und 7122 P.S. verarbeiten ein Rohmaterial im Werte von 43,642,207 Papierpesos. Das in Industrien angelegte Kapital wird auf



Weberei Gratry in Buenos Aires.

62,623,982 Pesos berechnet.

Es folgt dann die zwar kleine, aber landschaftlich herrlich gelegene, äußerst fruchtbare Provinz Tucuman mit 314,234 Einwohnern, die Zuckerprovinz par excellence. Sie arbeitet mit einem Kapital von 73,469,229 Pesos in 652 Betrieben, mit einer Arbeiterschaft von 33,240 Köpfen und einer Maschinenkraft von 32,737 P.S. Mit einem Rohstoffverbrauch im Werte von etwa 25,426,413 Pesos, davon für 1,289,892 Pesos aus dem Ausland, produziert sie für 57,967,227 Pesos meist Zucker.

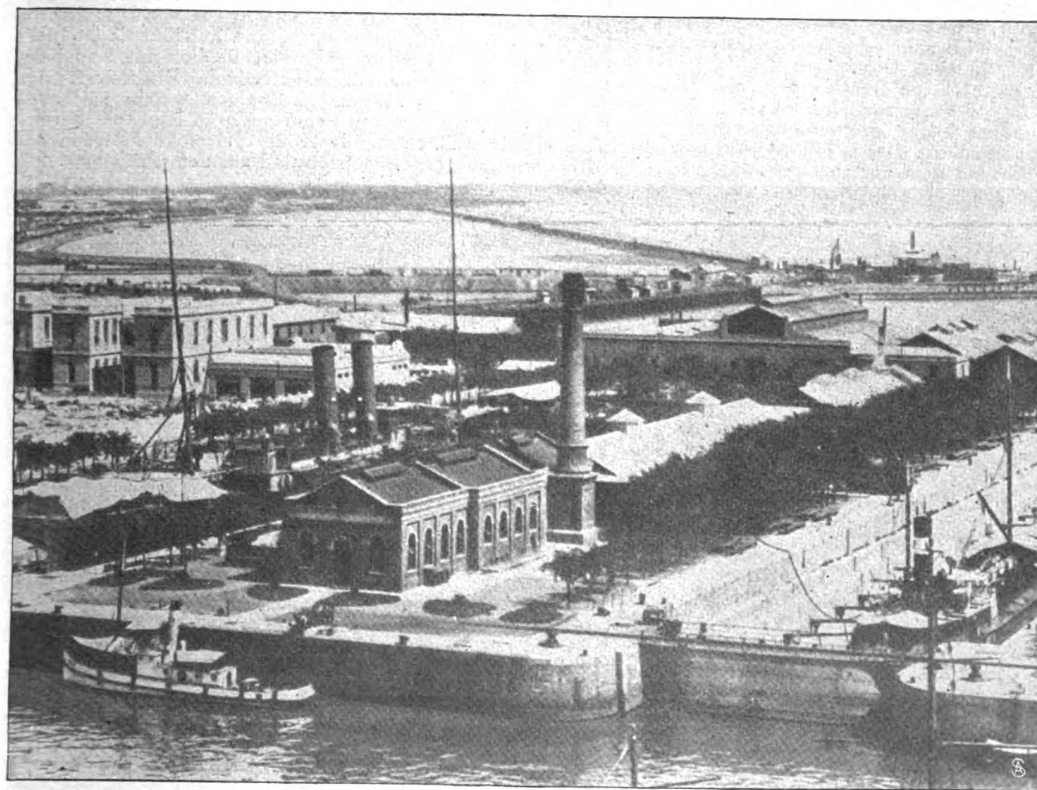


Hauptansicht von Buenos Aires.

Danach ist die zwischen den Strömen Paraná und Uruguay gelegene Provinz Entrerios mit 382,794 Einwohnern zu erwähnen, welche in 1513 Betrieben mit einem Kapital von 22,533,059 Pesos Werte von 40,255,935 Pesos per Jahr hervorbringt. Sie braucht dafür Rohstoffe im Werte von 25,256,961 Papierpesos, wovon für 3,055,060 Pesos aus dem Ausland stammen. Ihre Arbeiterzahl beläuft sich auf 14,785 und ihre Pferdestärken auf 4277.

Nur noch für 32,847,131 Pesos Waren bringen 1310 gewerbliche und industrielle Etablissements der im Zentrum des Landes gelegenen, etwa 610,500 Einwohner zählenden Provinz Cordoba hervor, sie verfügen über 28,414,731 Papierpesos Kapital, benutzen für 20,689,401 Pesos Rohmaterial, davon für 2,474,098 aus dem Ausland und beschäftigen 11,708 Arbeiter und 10,183 P. S.

Alle übrigen Provinzen und Territorien treten einzeln betrachtet weit zurück. Zusammen haben die noch nicht erwähnten Provinzen Corrientes, San Luis, Santiago del Estero, San Juan, La Rioja, Catamarca, Salta und Jujuy sowie die Nationalterritorien Misiones, Formosa, Chaco, Pampa, Neuquen, Rio Negro, Chubut, Santa Cruz, Tierra del Fuego und Los Andes nur 4162, auffälligerweise meist einheimische industrielle und gewerbliche Betriebe, da den Fremden ausschließlich nur noch 1623 gehören, wenn man von 930 nicht spezifizierten Besitzern absieht. Ihr Gesamtkapital beläuft sich auf 63,169,407 Pesos Papier. Von den 53,870 Arbeitern, die sie beschäftigen, arbeiten 24,703 außerhalb der Betriebe. An mechanischen Kräften benutzen diese Betriebe 14,336 P.S. Die



Marinewerkstätten in Buenos Aires.



Papierfabrik in Zarate.

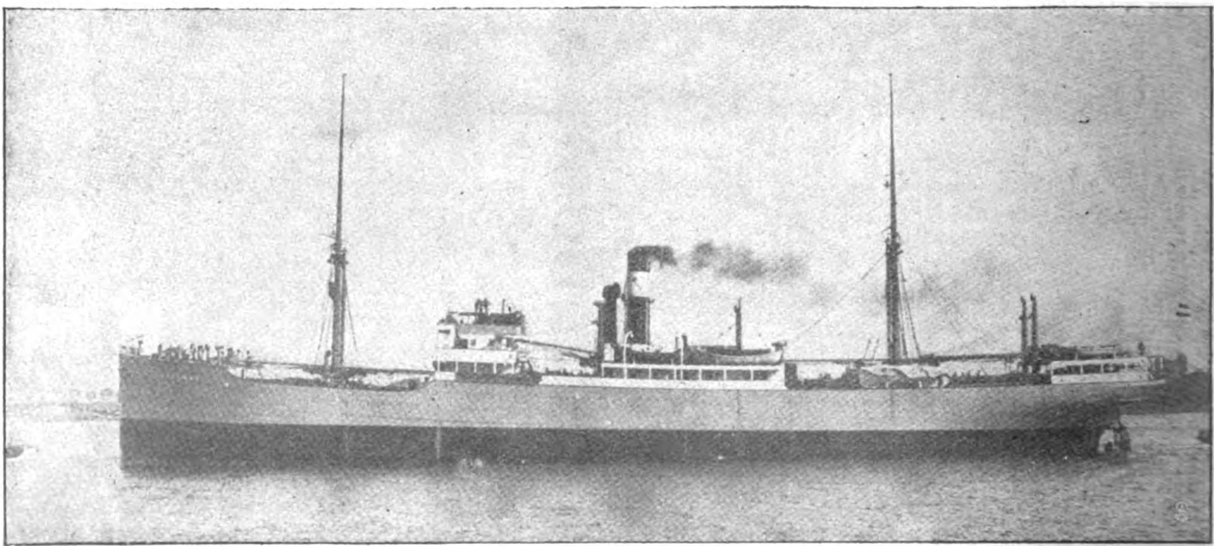
meisten Rohstoffe im Werte von 32,212,702 Pesos sind argentinischen Ursprungs. Es werden außerdem nur noch für 4,358,318 Pesos Rohstoffe aus dem Auslande eingeführt. Die alljährlich zum Verkauf gebrachte Totalproduktion beziffert sich auf 67,327,326 Pesos Papier, d. h. nur etwas mehr als ⅛ der Gesamtproduktion der Stadt Buenos Aires. In diesen zahlreichen industriellen Unternehmungen Argentiniens ist natürlich eine sehr große Zahl von kleinen gewerblichen, handwerksmäßig betriebenen Werkstätten inbegriffen. (Ein zweiter Artikel folgt.)

Fortschritte des deutschen Schiffsbaues.

Dienstag, den 17. September 1912, fand die Probefahrt des auf der Werft der Actien-Gesellschaft „Weser" in Bremen für die Hamburg-Bremer-Afrika-Linie A.-G. erbauten Frachtdampfers „Gundomar" von 6200 t Tragfähigkeit statt. An der Probefahrt nahmen außer Vertretern der Hamburg-Bremer-Afrika-Linie A.-G. und der Bauwerft eine Anzahl Gäste teil, darunter Seine Durchlaucht Prinz Heinrich XXXII. Reuß j. L. und Professor Junkers aus Aachen. Die Fahrt begann morgens 9 Uhr in Bremerhaven und erstreckte sich bis nach Hamburg. Das Schiff erzielte, soweit sich bei leerem Schiffe und dem harten Gegenwinde feststellen ließ, eine genügende Geschwindigkeit und wurde noch vor Beendigung der Probefahrt von dem Direktor der Hamburg-Bremer-Afrika-Linie A.-G., Herrn Kramer, für seine Reederei übernommen. Dampfer „Gundomar" ist 113 m lang, 15.30 m breit und 8 m hoch und besitzt einen Tiefgang von 6.90 m, er wird angetrieben von einer Heißdampfventilmaschine von 2200 P.S. Die Kesselanlage besteht aus drei Einenderkesseln mit Schmidtschen Überhitzern. Der Dampfer ist mit reichlichem Ladegeschirr ausgerüstet, er besitzt u. a. einen Ladebaum von 30 t, einen von 20 t und je zwei von 10 t Tragkraft. Das Schiff wird den Afrikadienst versehen und ist mit allen Einrichtungen für die Tropenfahrt ausgestattet. Es ist ferner mit zwei Schleppbarkassen, acht Brandungsbooten und vier Rettungsbooten ausgerüstet und mit Einrichtungen für drahtlose Telegraphie versehen. Dampfer „Gundomar" ist nach dem Längsspantensystem gebaut. Die Hamburg-Bremer Afrika-Linie A.-G. besitzt in dem gleichfalls auf der Werft der Actien-Gesellschaft „Weser" in Bremen gebauten Dampfer „Arnfried", welcher am 10. Mai 1911 seine Probefahrt gemacht hat, das erste deutsche Längsspantenschiff. Die hohen Erwartungen, die man auf die neue Bauart gesetzt hat, haben sich, wie u. a. das Ergebnis der Reisen des Dampfers „Arnfried" und des ebenfalls auf der Werft der Actien-Gesellschaft „Weser" gebauten Hansadampfers „Steinturm" gezeigt haben, in reichem Maße erfüllt.

Auf der Probefahrt des Dampfers „Gundomar" hielt Professor Junkers aus Aachen einen beifällig aufgenommenen Vortrag über die von ihm konstruierten Schiffsmotoren. An den Vortrag schloß sich eine sehr angeregte Aussprache, an welcher sich eine Anzahl Herren aus der Probefahrtgesellschaft beteiligten. Es äußerten sich u. a. angesehene Vertreter aus dem Technikerstande der deutschen Teerölproduzenten, des Ölimports, von Versicherungsgesellschaften usw.

Die Actien-Gesellschaft „Weser" in Bremen ist die erste Lizenznehmerin von Professor Junkers und die erste Werft, welche Junkersmotoren für Schiffsantrieb baut. Zurzeit befindet sich ein 1000pferdiger Motor, Bauart Junkers-Weser, für ein Frachtschiff der Hamburg-Amerika Linie auf dem Prüfstand der Actien-Gesellschaft „Weser" in Bremen im Betrieb. Ein zweiter gleichstarker Motor für dasselbe Schiff wird in Kürze erprobt werden. Eine Besonderheit der Actien-Gesellschaft „Weser" in Bremen bildet ein Verfahren (D. R. P. angemeldet) zum Betriebe von Dieselmotoren mit Teeröl ohne Anwendung von Zündöl. Es ist hierdurch möglich, Dieselmotoren ausschließlich mit dem billigen deutschen Brennstoff zu betreiben. Die Werft der Actien-Gesellschaft „Weser" in Bremen, welche seit einigen Jahren stationäre und Schiffsmotoren baut, hat bereits an in- und ausländische Besteller zahlreiche Motoren geliefert und im eigenen Betrieb und auf dem Prüfstand eine Anzahl Motoren laufen.

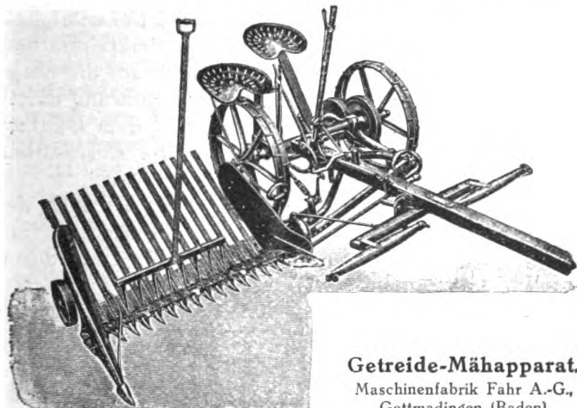


Probefahrt des Frachtschiffes „Gundomar",
erbaut durch die Werft der Actien-Gesellschaft „Weser" für die Hamburg-Bremer-Afrika-Linie A.-G.

Deutschlands landwirtschaftliche Maschinenindustrie.

Erntemaschinen.

Im Vergleich zur Maschinenindustrie für Bodenkultur befindet sich der deutsche Erntemaschinenbau sowohl kommerziell als auch fortschrittlich in wesentlich günstigerer Lage. Durch den engen Zusammenschluß der Fabrikanten landwirtschaftlicher Maschinen ist die praktische Folge entstanden, daß es nicht nur geglückt ist, die ausländischen Fabrikate



Getreide-Mähapparat.
Maschinenfabrik Fahr A.-G., Gottmadingen (Baden).

vom deutschen Markte beständig zurückzudrängen, sondern auch deutsche Maschinen im Auslande abzusetzen. Die zu Anfang der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts neu entstandene deutsche landwirtschaftliche Maschinenindustrie für Erntemaschinen hatte insofern leichteres Arbeiten, als auch die ausländische Industrie zur damaligen Zeit sich z. T. noch im Anfangsstadium ihrer Entwicklung befand. Der technische Vorsprung, den das Ausland gegenüber Deutschland speziell auf diesem Gebiete hatte, trat damals noch nicht so stark in Erscheinung. Daher war die Möglichkeit gegeben, den ausländischen Konkurrenzkampf mit geringeren Mitteln ausfechten zu können, als dies nach etwas zwanzig Jahren der Fall war.

Die größten Erfolge auf dem Gebiet des deutschen Erntemaschinenbaues sind während der beiden letzten Jahrzehnte erzielt worden. Obwohl die deutsche Maschinenindustrie schon seit etwa vierzig Jahren an dem Ausbau und an der Vervollkommnung des ehemaligen englischen Getreidemähers gearbeitet hatte, so stand sie dennoch, und zwar bis in die letzte Zeit hinein, im schwersten Konkurrenzkampf mit amerikanischen und englischen Firmen. Jedoch das Gute bricht sich Bahn: Die tadellose Funktion, der solide und doch leichte Bau und die Dauerhaftigkeit der deutschen Erntemaschinen sicherten der hiesigen Maschinenindustrie einen festen Platz im eigenen Lande. Die Skeptiker hatten begonnen, ihren Irrtum einzusehen, und schenkten dem deutschen Fabrikat mehr Vertrauen.

Wenn es bis zum heutigen Tage der deutschen landwirtschaftlichen Maschinen-Industrie trotzdem nicht geglückt ist, die ausländischen Produkte vom deutschen Markte fernzuhalten, so ist dies in erster Linie auf das Konto der deutschen Zwischenhändler zu schreiben, deren Prinzip es vielfach ist, die ausländische Ware auch heute noch als sog. bessere dem kauflustigen Publikum vorzuführen. Andererseits muß jedoch der deutschen Industrie das Verdienst zugesprochen werden, sich einen festen Platz auf dem Weltmarkt gesichert zu haben. Laut Bericht des Statistischen Amtes hat sich Deutschlands Einfuhr und Ausfuhr an Mähmaschinen von 1906 bis 1910, wie folgt, zugunsten der deutschen Industrie geändert:

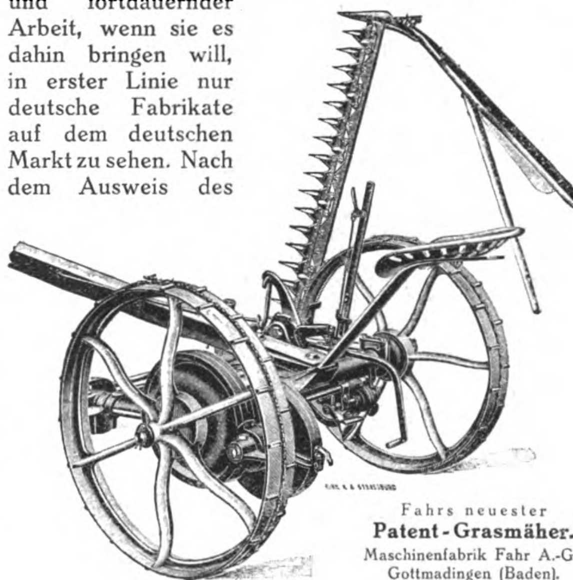
Deutschlands Einfuhr an Mähmaschinen in dz:

	1906 (10 Monate)	1907	1908	1909	1910
Aus d. Verein. Staat.	114 752	230 576	201 318	178 397	158 365
„ Kanada	22 270	33 928	34 389	31 297	23 498
„ Großbritannien	12 400	12 601	12 301	9 258	8 887

Deutschlands Ausfuhr an Mähmaschinen in dz:

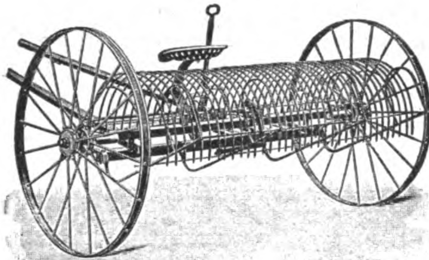
1906	1907	1908	1909	1910
3 848	6 223	7 762	12 014	16 091

Wie diese Zusammenstellung zeigt, ist seit 1906 eine wesentliche Verschiebung sowohl der auf den deutschen Markt gebrachten ausländischen Ware als auch der deutschen Produkte auf dem ausländischen Markte eingetreten, die zur Evidenz zeigt, mit welcher beständigen Zunahme die deutschen Maschinen den Weltmarkt belegen. Seit 1907 ist die Einfuhr von Mähmaschinen aus den Vereinigten Staaten um 31.3 Prozent, aus Kanada und Großbritannien um je 30 Prozent zurückgegangen, während die deutsche Ausfuhr um etwa 159 Prozent in gleicher Zeit zugenommen hat. Die Zunahme der Ausfuhr deutscher Fabrikate stellt insbesondere dem Fabrikanten und dann auch dem Händler das beste Zeugnis aus. Trotz dieses unverkennbaren großen Erfolges harrt der deutschen Maschinen-industrie immer noch eine Menge schwerer und fortdauernder Arbeit, wenn sie es dahin bringen will, in erster Linie nur deutsche Fabrikate auf dem deutschen Markt zu sehen. Nach dem Ausweis des Statistischen Amtes über Deutschlands Handel wurden im Jahre 1910 noch etwa 50 Prozent ausländischer Maschinen von der deutschen Landwirtschaft bezogen. Vergegenwärtigt man sich nun, daß das deutsche Ma-



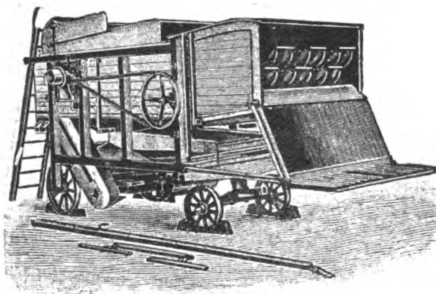
Fahrs neuester
Patent-Grasmäher.
Maschinenfabrik Fahr A.-G., Gottmadingen (Baden).

schinenmaterial nicht nur ebenbürtig, sondern in mancher Beziehung sogar besser und nicht teurer ist als die ausländischen Fabrikate, so erscheint das bisherige Verhalten so mancher Landwirte unbegreiflich. Im Interesse der Volkswirtschaft und der Finanzen des Staates ist es daher erwünscht, daß hier eine Aenderung eintritt. Die Vorteile, welche hierdurch geschaffen werden, kommen zwar in erster Linie der landwirtschaftlichen Maschinenindustrie, in zweiter jedoch auch der Landwirtschaft selbst zugute.



Getreide- und Heurechen.
Eisenwerk Bassum.

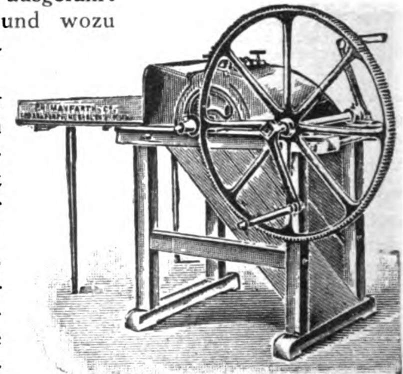
Zu den Apparaten, die die Landwirtschaft zur Zeit der Ernte an erster Stelle bedarf, zählt die Mähmaschine. Das Mähen mit der Sense, wie es in früheren Jahren allgemein geschah und in kleinen Betrieben noch heute üblich ist, kennt der Großbetrieb nur noch in Ausnahmefällen. Seit dem ursprünglichen Entwurf vor etwa vierzig Jahren hat die Mähmaschine eine ganze Variation von Abänderungen erfahren. Die in neuester Zeit auf den Markt gebrachten Maschinen werden in der Hauptsache in Gras- und Getreidemähmaschinen gegliedert. Hinsichtlich der Größe werden sie allgemein in Ein- und Zweispännermähmaschinen eingeteilt. Die neuen Konstruktionen haben gegenüber den Maschinen älterer Bauart den betriebstechnischen Vorteil, daß der Messerbalken nicht mehr mittels Handhebels, sondern automatisch hochgezogen werden kann. In gleicher Weise kann auch die Auslösung des Getriebes bewirkt werden. Die neuen Grasmähmaschinen zeichnen sich andererseits auch durch soliden und leichten Bau, desgl. durch leichte Handhabung und gute Funktion während des Betriebes aus. Infolge der Güte des Baumaterials haben sie einen leichten und ruhigen Gang, einen tiefen und vollkommenen Schnitt und besitzen als besondere Eigenschaft eine relativ hohe Dauerhaftigkeit. Jahrelanger Gebrauch im praktischen Betriebe hat gezeigt, daß diese Maschine auch bei langsamerem Gang der Zugtiere sowohl auf ebenem als auch auf unebenem Gelände zur Zufriedenheit arbeitet und an Leistungsfähigkeit selbst die englischen und amerikanischen Maschinen wesentlich übertrifft.



Dreschmaschine
mit einfacher Windreinigung für verschiedene Antriebe.
H. Hummel & Söhne, Ehrenstein-Ulm.

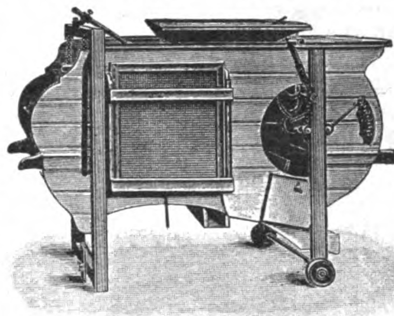
Auch bezüglich der Aesthetik sind die Fabrikanten bedacht gewesen, nicht nur den einzelnen Teilen, sondern auch der Gesamtkonstruktion ein gefälliges Aussehen zu geben. Die Unbequemlichkeiten, die sich in der schlechten Handhabung der Hebel zeigten, wie dies bei den alten Maschinen der Fall war, sind beseitigt worden, desgl. erfordert das Reinigen keine zeitraubende Arbeit, da bei den Grasmähmaschinen irgendwelche Verstopfungen durch nasses Gras nur selten vorkommen. Die Grasmähmaschine hat ferner auch den praktischen Vorteil, daß sie ohne Schwierigkeit und in kurzer Zeit in eine Getreidemähmaschine umgewandelt werden kann. Mit Rücksicht auf die praktische Konstruktion und gediegene Ausführung dürfte auch der Preis von etwa 300 M. selbst dem Besitzer kleiner landwirtschaftlicher Betriebe die Anschaffung erleichtern.

Gleich wichtig für den Landmann ist auch der Schwadenrechen. Das in früheren Jahren so zeitraubende Zusammenharken der Feldfrüchte, das durch Menschenhand ausgeführt werden mußte, und wozu es in großen landwirtschaftlichen Betrieben einer großen Anzahl von Arbeitskräften bedurfte, ist mit der Schaffung der Schwadenrechen beseitigt worden. Die bequeme Handhabung dieser Apparate, die solide und leichte Ausführung des Baues und ferner die verhältnismäßig hohe Leistungsfähigkeit sind Vorzüge, die jeden bemittelten Landwirt zur Anschaffung einladen. Die modernen Apparate erfordern nicht die Bedienung eines erwachsenen Menschen, sondern sind so einfach in der Behandlung, daß auch ein Knabe mit diesen Arbeiten betraut werden kann. Die neueren Konstruktionen unterscheiden sich von den älteren in der Hauptsache darin, daß der Rechen, sobald er zur Arbeit eingestellt ist, automatisch verriegelt wird. Durch diese Vorrichtung wird die Leistungsfähigkeit des Apparates wesentlich erhöht, und es können auch die größten Mahden ohne erhebliche Kraftanstrengung gezogen werden. Wird die Maschine auf unebenen Feldern benutzt, so wird die Verriegelung des Rechenkorbes ausgelöst, wodurch derselbe den Unebenheiten des Bodens nachgeben kann. Soll die Entleerung der Zinken bewirkt werden, so erfordert dies nur einen Druck auf den Ausrückhebel, wodurch der Abstreifer in Tätigkeit tritt, währenddessen der Betrieb durchaus nicht unterbrochen zu werden braucht. Eine noch bequemere Handhabung des Schwadenrechens bieten die neuesten auf den Markt gebrachten Konstruktionen. Dieselben sind mit einer Ausschwenkvorrichtung versehen, die es ermöglicht, schmale Wege, insbesondere Hohlwege, zu befahren. Gegenüber den älteren Maschinen haben die neuesten



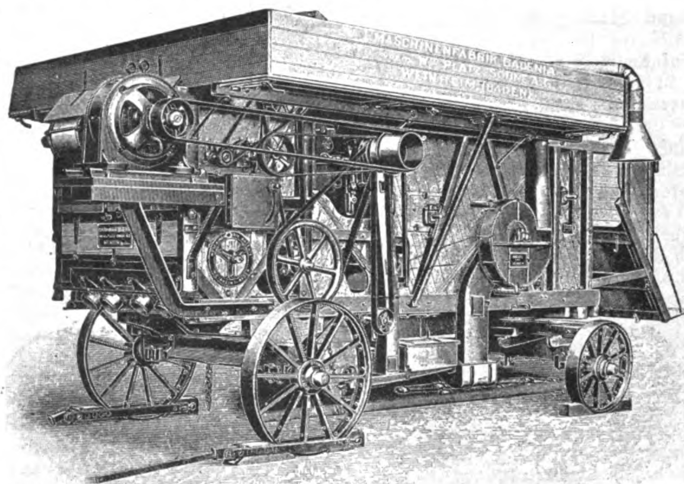
Handdreschmaschine „Liliput".
Ph. Mayfarth & Co., Berlin.

Apparate noch den Vorteil, daß hier die größten, auch unregelmäßigen Futtermassen passieren können, wodurch die Arbeiten bei der Heubereitung wesentlich vereinfacht und erleichtert werden.



Getreide-Reinigungs- u. Sortiermaschine.
H. Dreyer, Gaste, Post Hasberger b. Osnabrück.

Eine verwandte Konstruktion bildet die Heuwendemaschine. Auch dieser Apparat ist dem praktischen Bedürfnis entsprungen und hat den Zweck, feuchtes, nicht ausgetrocknetes Heu zu wenden, damit es schneller trocknet und rechtzeitig geerntet werden kann. Insbesondere ist dann diese Maschine unentbehrlich, wenn die landwirtschaftlichen Arbeiten durch unbeständiges, regnerisches Wetter erschwert werden. Der neueste Heuwender ist eine kombinierte Konstruktion, die es ermöglicht, in einer Maschine zwei Apparate zu vereinigen, einen Schwadenrechen und einen Heuwender. Durch diese Vorzüge wird der Landwirt in die angenehme Lage gebracht, viel Personal zu entbehren; dadurch gestaltet sich der Betrieb nicht nur billiger, sondern auch einfacher und angenehmer. Für kleine Landwirtschaften, denen die Beschaffung des kombinierten Heuwenders aus finanziellen Gründen nicht möglich ist, eignet sich auch der einfache Gabelheuwender. Der Apparat besteht aus einem zwar leichten, aber solide gebauten Stahlröhren- oder Winkel- bzw. T-Eisenrahmen, der infolge der sinnreichen Konstruktion ein stabiles und gesuchtes Gerät darstellt. Die verbesserte Schmiervorrichtung an der Kurbelwelle und die breiten Radreifen, die das Eindringen der Räder in weichen und lockeren Boden verhindern, haben zu einem wesentlich leichteren Gang der Maschine beigetragen. Außer den beiden vorstehend genannten Apparaten eignet sich sowohl für größere als auch kleinere Betriebe noch der Haspel - Heuwender. Obwohl diese Maschine zu den älteren Konstruktionen des Heuwenders zählt und durch den neueren Gabelheuwender ersetzt werden sollte, wird sie in verschiedenen Betrieben bis zum heutigen Tage mit Vorliebe verwendet. Was das Aufnehmen besonders des durch die Fahrräder festgefahrenen Heues betrifft, so wird der Haspelheuwender vor den anderen Apparaten zum Teil sogar bevorzugt. Die langen Zinken der Haspel und die praktische Steuerung der Wendefedern machen ein Aufwickeln langer Futterhalme unmöglich, hierdurch kann der Abstreifrechen fortfallen und die Betriebskraft verringert werden.



Dreschmaschine mit angebautem Elektromotor.
Maschinenfabrik Badenia vorm. Wm. Platz Söhne A. G., Weinheim.

Eines der neuesten Fabrikate auf dem Gebiete des landwirtschaftlichen Maschinenbaues ist die Garbenbindemaschine. Mit diesem Apparat haben die Konstrukteure eine weitere Lücke im landwirtschaftlichen Maschinenbau ausgefüllt und alle Neuerungen, die der moderne landwirtschaftliche Maschinenbetrieb erfordert, vereinigt. Was die betriebstechnische Handhabung betrifft, so kann die Maschine von jedem einfachen Landarbeiter bedient werden, da irgendwelche Vorkenntnisse nicht notwendig sind. Obwohl der Apparat sich sowohl für kleine als auch große Betriebe eignet, so dürfte eine ergiebige Ausnutzung in wirtschaftlicher Hinsicht vor allem im Großbetriebe möglich sein. Insbesondere dort, wo es sich um schnelle Bearbeitung großer und ausgedehnter Ländereien handelt und die Rücksicht auf die Witterungsverhältnisse ein schnelles Einfahren des Getreides erfordert, bietet der Garbenbinder eine Hilfe, die durch Menschenhand nur schwer zu ersetzen ist.

Ein noch wichtigeres Erzeugnis landwirtschaftlicher Spezial-Maschinen ist in der Getreidedreschmaschine entstanden. Dieser für jeden Landwirt unentbehrlich gewordene Apparat wird in den verschiedensten Bauarten und Größen auf den Markt gebracht, und zwar von der einfachsten und kleinsten Handdreschmaschine bis zum größten Dampf- bzw. Motordreschapparat. Mit der Herstellung dieser Maschinen sind sowohl die Interessen des kleinen Landwirts als auch des Großgrundbesitzers hinlänglich berücksichtigt worden. Der Anschaffungspreis steht mit den wirtschaftlichen Vorteilen, die dem Besitzer einer Dreschmaschine erwachsen, in einem durchaus gesunden Verhältnis. Die relativ große Anzahl von Arbeitskräften, die in früheren Jahren zum Getreidedreschen notwendig waren, können jetzt bis zu einem niedrigen Prozentsatz in Fortfall kommen. Daß dadurch der Reinertrag eines wirtschaftlichen Betriebes sich wesentlich höher stellt und eine vollkommenere Ausnutzung desselben gestatten wird, ist durch einen Vergleich der Betriebsunkosten leicht zu beweisen.

Die kleinen Handdreschmaschinen, die mit Hilfe von Menschenkraft in Betrieb gesetzt werden, sind hauptsächlich für kleine landwirtschaftliche Betriebe geschaffen. Je nach Größe können diese Getreidedreschmaschinen von einer oder auch zwei und meh-

reren Personen betrieben werden. Alle zur Maschine gehörenden Antriebsteile sind aus Eisen hergestellt, während das Gestell entweder Komposit oder Eisen bzw. Holz ist. Infolge der doppelten Zahnradübersetzung ist es möglich, die Umfangsgeschwindigkeit der Trommel, von der die Leistung der Maschine abhängig ist, beliebig zu erhöhen. Die Handdreschmaschinen haben bei einem Trommeldurchmesser von etwa 460 mm ein Gesamtgewicht von rund 180 kg.

(Schluß folgt.)

Aus der Tageschronik.

Die Weltproduktion an Kaffee wird, nach der Deutschen Sao-Paulo-Zeitung, fürs laufende Jahr auf 16 Millionen Sack von je 60 Kilogramm berechnet. Etwa 12 Millionen davon erzeugt allein Brasilien. Der meiste Kaffee dort wird im Staat Sao Paulo erzeugt, beinahe neun Millionen Sack. An dem dortigen Kaffeehandel sind deutsche Firmen hervorragend beteiligt. Im letzten Jahre haben deutsche Dampferlinien etwa drei Millionen Sack Kaffee aus Brasilien ausgeführt.

Die höchste Fernsprechstelle der Erde liegt auf dem Gipfel des Monte Rosa, 4638 Meter hoch, in dem meteorologischen Observatorium. Die den Leitungsdraht tragenden Stangen sind in den Schnee gesetzt, soweit Gletscher in Frage kommen. Da das Observatorium in jedem Jahre nur kurze Zeit in Betrieb ist, so werden die Stangen nach Schließung der Station entfernt und im folgenden Jahr wieder aufgestellt. Um ein Reißen des Drahtes infolge Gletscherbewegungen zu verhindern, ist, wie die Elektrotechnische Zeitschrift berichtet, der Draht durch Ringe hindurchgezogen, die an den Stangen befestigt sind, so daß die Leitung sich frei bewegen kann. Auf einigen Strecken sind, da Schnee ein guter Isolator ist, keine Stangen ausgelegt, sondern der Draht ist einfach auf den Schnee gelegt.

Ein großer Verband der englischen Importfirmen von Galanterie-, Nürnberger und verwandter Waren ist in der Gründung begriffen. Bisher haben sich 12 Firmen mit zusammen über 1 Million Pfund Sterling Kapital zum Anschluß bereit erklärt.

Die italienische Wareneinfuhr ist in den ersten acht Monaten des Jahres 1912 um 21⅘ Millionen Lire auf 2317⅕ Millionen gestiegen, die Warenausfuhr um 103³⁄₁₀ auf 1503⅕ Millionen Lire.

Eine neue Mittelmeerlinie des Norddeutschen Lloyd. Zu den bisherigen Schiffahrtslinien des Norddeutschen Lloyd zwischen Europa und Ägypten trat am 9. September eine neue kurze und bequeme Verbindung mit dem alten Pharaonenland hinzu: die Linie Venedig—Alexandrien. Die neue Verbindung wird durch den Salondampfer „Schleswig" hergestellt, der alle vierzehn Tage Sonntags 10 Uhr morgens Venedig verläßt und nach vierzehntägiger Fahrt Donnerstag mittag in Alexandrien eintrifft. Nach dreitägigem Aufenthalt daselbst fährt der Dampfer Sonnabend mittag 2 Uhr von Alexandrien ab und trifft Mittwoch nachmittag wieder in Venedig ein.

Die südlichste Stadt der Erde. Als südlichste Stadt der Erde galt bis vor kurzem Punta Arenas in Südchile an der Magelhaensstraße. Seit kurzem hat es diesen Titel an das von der evangelisch-englischen Mission gegründete Ushuaia auf dem Feuerlande abtreten müssen. Ushuaia ist der Sitz des Gouverneurs des argentinischen Territoriums Tierra del Fuego und dient ebenso wie früher Punta Arenas den Chilenen heute als Strafplatz für argentinische Übeltäter. Es umfaßt zurzeit 50 Militär- und 200 Zivilsträflinge. Die Stadt selbst liegt inmitten des grandiosen Landschaftsbildes des Feuerlandes. Die Strafgefangenen werden hauptsächlich zur Urbarmachung des Waldbodens und zu Wegebauten verwandt. Auch deutsche Menschen und Unternehmungskraft haben ihren Weg in diesen entlegensten Erdenwinkel gefunden. Das sehr lesenswerte, bei Dietrich Reimer erschienene Werk von Dr. Benignus „In Chile, Patagonien und auf Feuerland" berichtet, daß der Zivildirektor am Militärzuchthaus ein Schwabe, der Oberaufseher am Zivilgefängnis ein Westfale und außerdem noch ein Forstmann und ein Baumeister Deutsch-Argentinier sind. Ushuaia ist laut Rundsch. f. d. Deutscht. i. Ausl. mit der übrigen Welt durch drahtlose Telegraphie nach dem deutschen System „Telefunken" verbunden und unterhält durch die Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft regelmäßige Verbindung mit Buenos Aires.

Brieftelegramme. Die Bestrebungen zur besseren Ausnutzung der vorhandenen Telegrapheneinrichtungen haben bereits zur Schaftung des „Brieftelegrammes" geführt, das in Nachtstunden befördert wird, in denen der übrige Betrieb so ziemlich ruht. Dadurch werden auch in jenen Stunden Einnahmen geschaffen während deren die technischen telegraphischen Vorrichtungen bisher so ziemlich als totes Kapital zu betrachten waren. Die „Western Union Telegraph Co." gibt nun der deutschen Reichspost ein Beispiel, wie Telegramme auch weiterhin verbilligt werden. Sie hat jetzt „weekend letters" geschaffen, die gewissermaßen eine transatlantische Ausgestaltung des Brieftelegramms darstellen. Ebenso wie bei diesen werden auch hier die zu telegraphierenden Nachrichten in Form von Briefen, wie seitens der deutschen Reichspost dies ähnlich schon erledigt wird, aufgegeben. Die Briefe strömen bei den großen Telegraphenzentralen der genannten Gesellschaft zu Boston und New York zusammen. Hier werden sie dann am Ende der Woche, wenn der übrige Verkehr abflaut und die Apparate ziemlich frei sind, über den Ozean telegraphiert. Sie überholen natürlich die meisten Schiffe, die während der Woche nach England in See gegangen sind und kommen in den großen Städten, insbesondere in London und Liverpool früher an, als die mit diesen beförderten Briefe. Eine besondere Art stellen dann die sogenannten „deferred", also „aufgeschobenen" Telegramme dar; auch sie werden in Briefform dem Amte übergeben, das sie so lange liegen läßt, bis eine Pause in der übrigen Arbeit eintritt. Dann werden sie abtelegraphiert. Die Gesellschaft übernimmt jedoch die Garantie, daß dieses Abtelegraphieren spätestens 24 Stunden nach Aufgabe stattfindet. Selbstverständlich unterliegen sowohl die „Wochenend"- wie auch die „aufgeschobenen" Telegramme einer bedeutend ermäßigten Gebühr. Es bedarf wohl keines besonderen Hinweises, wie wichtig derartige Reformen sowohl für den Handel als auch für den privaten Verkehr sind. Auch die deutsch-überseeischen Beziehungen haben das Bedürfnis nach einer Verkehrsmöglichkeit wie der genannten, die aber noch billiger sein muß als das teuere, vollbezahlte oder das Nachttelegramm im internen Verkehr. Diesem Bedürfnis kommen die eben erwähnten beiden von der „Western Union Telegraph Co." neueingeführten Telegrammarten in vollstem Maße entgegen. Sie sind schneller als die Briefe und billiger als die bisher üblichen Telegramme.

Einführung einer behördlichen Empfangsbestätigung. In einem Schreiben an den Deutschen Handelstag teilen die preußischen Minister des Innern und der Finanzen mit, daß sie demnächst für die nachgeordneten Behörden eine Anordnung zu treffen beabsichtigen, wonach eine alsbaldige vorläufige Empfangsbestätigung der Wertsendungen und Vorausquittungen zu erteilen ist.

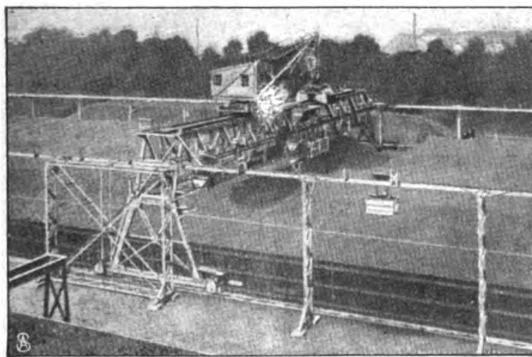
Handbuch der deutschen wirtschaftlichen Verbände. Anregungen aus gewerblichen Kreisen des Hansabundes entsprechend hat die Leitung des Hansabundes beschlossen, alsbald ein Handbuch der wirtschaftlichen Vereine und Verbände des Deutschen Reiches herauszugeben. Mit den Vorarbeiten ist bereits begonnen worden. Die steigende Organisationstätigkeit in Deutschland hat dazu geführt, daß das Bild des Standes der Organisationen sich fortgesetzt ändert. Auf dem Gebiet der Industrie-Organisationen ist die Idee der Arbeitgeberverbände im steten Steigen begriffen gewesen, und eine ähnlich reiche Tätigkeit in der Bildung neuer Organisationen zeigt sich auch auf dem Gebiet des Handels, des Handwerks, der Handelsangestellten und der Verbände der Techniker. Der Hansabund, dem über 800 wirtschaftliche Verbände körperschaftlich angeschlossen sind, wird innerhalb dieses Werkes, das ein Bild der gesamten Organisationstätigkeit des deutschen Handels, Gewerbes und der Industrie geben soll, auch gleichzeitig den eigenen Ausbau seiner Organisation darlegen. Das Erscheinen des mehrbändigen Werkes ist für Anfang nächsten Jahres in Aussicht genommen.

TECHNISCHE WOCHE

Kraftanlagen.

Die größte Turbine der Welt ist in Nordamerika erbaut worden, und sie versorgt von ihrem Standplatz auf der Insel Manhattan aus ganz Neuyork mit Licht und Kraft. Diese Turbine besitzt 30,000 Pferdestärken und ist erst kürzlich in Betrieb gesetzt worden. Ihre Kraft kommt der von 50 der größten Expreßzuglokomotiven und einer sechsfachen, 16 Kilometer langen Reihe von Pferden gleich. Die Gesamtanlage dieser Kraftanlage erzeugt 500,000 Pferdestärken. Ihre Dampfkessel verbrauchen täglich 2000 Tonnen Kohlen, und damit immer genügend Heizmaterial vorhanden ist, sind auf dem Dach des Gebäudes Kohlenbunker errichtet, die reichlich 30,000 Tonnen Kohlen fassen, und die stets nachgefüllt werden. Mit dieser gewaltigen Anlage ist laut „Werkmeister- und Industriebeamten-Zeitung" ein neuer Sieg der Technik errungen, denn für die gleiche Aufgabe waren bisher sieben Maschinen erforderlich, die bislang selbst in Amerika als das Großartigste der Stromerzeugungs-Industrie galten.

Das städtische Elektrizitätswerk der Stadt Frankfurt am Main hat seine Kohlentransportanlage umgestalten müssen, da der bisherige Betrieb, der die Kohlen aus Kähnen über Eisenbahngleise hinweg mittels Greiferdrehkrans, Becherelevators und von handbedienten Kippwagen auf einer Hochbahn zu den Verbrauchsstellen förderte, den erhöhten Anforderungen nicht mehr genügte. Es wurde als Transportmittel eine Bleichertsche Elektrohängebahn gewählt, welche den Betrieb nunmehr in mechanisch-automatischer Weise durchführt und unter geschickter Benutzung verschiedener Teile der alten Anlage die Kohlen sowohl nach den Kesseln befördert als auch einen neu angelegten Lagerplatz beschickt. Die gesamte Anlage, die eine Stundenleistung von 60 t mit Sicherheit leistet, wird nur von zwei Arbeitern bedient: ein Kranführer und einer zur Betätigung der Schalter für die Wagen. Durch diese automatische Anlage ist die Möglichkeit gegeben, den Transport in fünffacher Weise, der durch den erweiterten Betrieb bedingt war, durchzufahren, und zwar: 1. vom Ufer zum Kesselhaus, 2. von den Eisenbahnwaggons zum Kesselhaus, 3. vom Ufer zum Lagerplatz, 4. von den Waggons zum Lagerplatz und 5. vom Lagerplatz zum Kesselhaus. In der Abbildung ist die Beschickung des Lagerplatzes veranschaulicht. Die Gleise der Hochbrücke setzen sich auf jeder Seite des

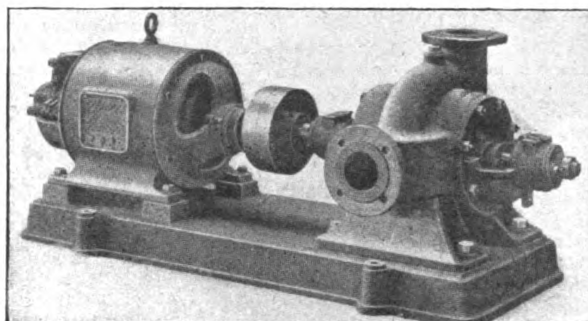


Kohlentransportanlage Städt. Elektr.-Werk, Frankfurt a. M.

Platzes fort und sind durch eine an einer fahrbaren Brücke aufgehängten Schiene miteinander verbunden, welche sich mit beweglichen Zungen an die Längsgleise anschließt. Die Wagen können daher auf einer Seite hinauffahren, nach der andern Seite übergehen und durch einen von Zeit zu Zeit verschiebbaren Anschlag die Kohlen auf jeden Punkt des Platzes abstürzen. Bei andern von der Firma Adolf Bleichert & Co., Leipzig, ausgeführten Anlagen ist an Stelle des Greiferkranes ein automatisches Windwerk eingebaut, welches seine Kübel in Schiffe oder Waggons absenken, das Fördergut hochheben und verfahren kann. Müllr.

Pumpen.

Niederdruck-Zentrifugalpumpen. In allen Fällen, wo es sich darum handelt, mit einfachen, billigen Vorrichtungen größere Wassermengen auf Höhen bis zu ungefähr 20 m zu fördern, finden Niederdruck-Zentrifugalpumpen infolge ihres geringen Raumbedarfs, ihrer leichten Montage und einfacher Betriebsweise vorteilhafte Anwendung. Ein weiterer Vorzug ist der, daß die Pumpen direkt mit der Motorwelle gekuppelt werden können, unter Fortfall eines teuren Zwischenvorgeleges. Da Zentrifugalpumpen ohne Kolben, Ventile und Steuerungsteile arbeiten, ist die Abnutzung ge-



Niederdruck-Zentrifugalpumpe mit direkt gekuppeltem Elektromotor.

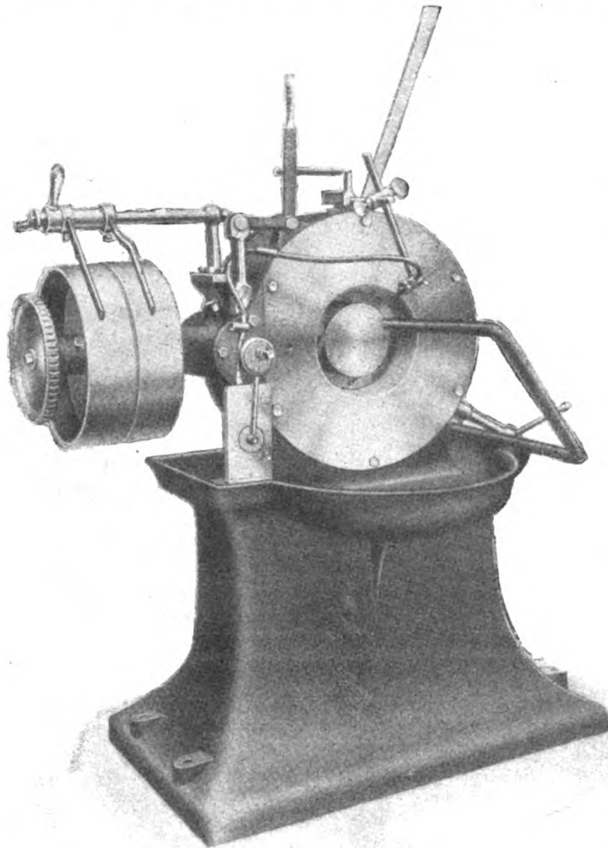
ring und der Gang gleichmäßig und geräuschlos. Dabei ist die Beschaffenheit des zu fördernden Wassers ohne Einfluß auf das Arbeiten der Zentrifugalpumpen. Aus diesen Gründen finden sie in den verschiedensten industriellen Betrieben Anwendung, so in Papierfabriken, Holzschleifereien, chemischen Fabriken, Färbereien, bei Kanalisationsanlagen, Be- und Entwässerungen, zur Entleerung von Baugruben usw. Die von der Maschinen- und Armatur-Fabrik vorm. Klein, Schanzlin & Becker, Frankenthal (Rheinpfalz), konstruierten Pumpen zeichnen sich durch besonders hohen Wirkungsgrad aus, der bei großen Pumpen auf 80 Grad und mehr steigt. Infolge der gleichmäßigen Durchflußgeschwindigkeit des Wassers durch Saugrohr, Pumpe und Druckrohr sind Stöße ausgeschlossen. Die Regulierung der Wassermenge erfolgt durch Veränderung der Tourenzahl oder durch Schieberverstellung; der Kraftbedarf ist daher annähernd proportional der geförderten Wassermenge. Die meisten Ausführungsformen besitzen geschlossene Laufräder; nur wo es sich um zähe Flüssigkeiten handelt, wird ein offenes Laufrad benutzt. Laufrad und Welle können behufs Reinigung leicht herausgezogen werden. Das Einsaugen von Luft der Welle entlang wird durch Umgeben der Welle mit Wasserkammern verhindert. Die Wassersäule im Saugrohr kann infolgedessen nicht abreißen und kein Versagen der Pumpe herbeiführen. Um das Zurückfließen eines Teiles des geförderten Wassers zu verhindern, laufen die Laufradhälse mit möglichst wenig Spielraum in auswechselbaren Schleifringen. Zum Anfüllen der Pumpe ist am Gehäuse eine große Füllöffnung vorgesehen, die während des Betriebes verschlossen ist. Bei Förderhöhen von mehr als 10 m und langen Druckleitungen muß über dem Pumpengehäuse ein Rückschlagventil angebracht werden, da sonst durch den bei plötzlichem Anhalten oder schnellem Abstellen entstehenden Stoß das Pumpengehäuse gesprengt werden kann. Von den verschiedenen Ausführungen bringt die Abbildung eine Pumpe mit direkt gekuppeltem Elektromotor.

Dr. Kd.

Werkstattechnik.

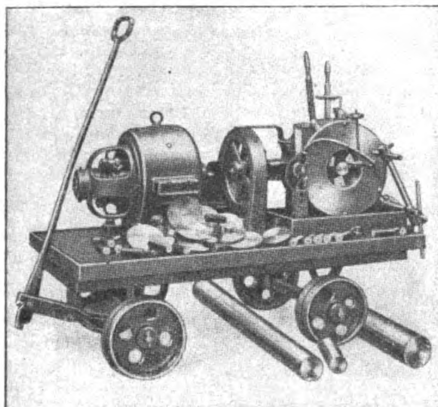
Fagua-Abstechmaschinen. Die von der Firma Sondermann & Banca, Berlin W 57, unter der Bezeichnung „Fagua" in den Handel gebrachten Abstechmaschinen eig-

nen sich ebenso zum Abstechen von Rohren wie von Wellen. Die Vorzüge der Bauart treten besonders bei großdimensionierten Werkstücken in den Vordergrund, da das Material fest gespannt wird und nicht rotiert, während das Abstechen durch drei rotierende Messer aus Schnellauf-



Fagua-Abstechmaschine.

stahl erfolgt. Diese sind in einem in der Maschine rotierenden Messerhalter untergebracht und werden durch eine Kurvenscheibe während des Schneidens gleichmäßig nach der Maschinenmitte vorgeschoben. Die Anwendung von drei Messern gegenüber den sonst meist nur zu zweit vorhandenen Messern gewährt den Vorzug, daß das Material stets in der Mitte gehalten wird; es wird aber auch gleichzeitig die Leistung gesteigert, da jedes Messer nur ein Drittel des Umfanges während des Vorschubes zu bearbeiten hat. Die Drehung der Kurvenscheibe steht unter Friktionsscheibenwirkung und reguliert sich je nach der Härte des Materials selbsttätig. Das Zurückbringen der Messer in die Ausgangsstellung erfolgt in kürzester Zeit durch Rücklauf am Deckenvorgelege selbsttätig oder durch Anwendung eines Arretierhebels in Verbindung mit Riemenzug. Die Abstechmesser bestehen aus zwei Teilen: dem Messerschaft aus Chromnickelstahl und dem einsetzbaren eigentlichen Messer aus Schnellaufstahl. Infolge dieser Zweiteilung sind die Kosten für Messerersatz verhältnismäßig gering. Um ein Eindringen von Spänen und Schmutz in die Führungen zu verhindern, sind die Messerausläufe durch Filzscheiben abgedichtet. Der Antrieb der Fagua-Maschinen erfolgt direkt von der Transmission oder mittels Deckenvorgeleges oder einzeln durch Elektromotor. Der Antrieb der Fagua-Apparate erfolgt dagegen durch Handkurbel. Nebenstehend die Abbildung einer stationären Maschine für Riemenantrieb und einer fahrbaren Abstechmaschine mit direktem elektrischem Antrieb. Dr. Kd.



Fagua-Abstechmaschine.

Universal-Schraubstock. Die Firma Arthur Kayser, Berlin SW 68, Alte Jakobstr. 24, bringt einen neuen bzw. verbesserten Schraubstock in den Handel. Die besondere Eigenart desselben besteht in seiner steten Benutzungs-Bereitschaft, denn die erforderliche Lage läßt sich für die jeweilige Arbeit bequem und überraschend schnell einstellen. In normaler Position schneidet die Oberkante des Schraubstockes mit der Werkbank ab. Er kann im Augen-

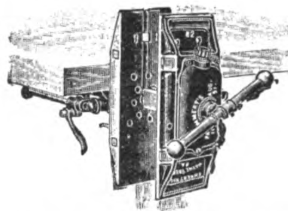


Abb. 1. Schraubstock im Winkel von 90 Grad eingestellt, um Arbeitsstücke über der Werkbank zu spannen.



Abb. 2. Schraubstock unter Winkel eingestellt, unregelmäßig geformte Stücke spannend.

blick entriegelt und 180 Grad um seine Achse geschwenkt und an jedem Punkte festgestellt werden. Durch einfachen Hebeldruck läßt er sich nach oben kippen und ist auch in dieser Lage (Abb. 1.) um 180 Grad drehbar. Auch an jedem Punkte auf dem Wege von der vertikalen zur horizontalen Lage läßt er sich feststellen und ist überall um 180 Grad schwenkbar. In jeder Stellung kann (Abb. 2) er so sicher festgemacht werden, als handele es sich um einen stationären Schraubstock. Durch die Möglichkeit der vielseitigen Einstellung wird jede Unbequemlichkeit beim Einspannen von Arbeitsstücken sowie eine Verdrehung derselben ausgeschaltet. Der in verschiedener Größe hergestellte Schraubstock hat, dieser entsprechend, mehr oder weniger Haltezwingen; letztere sind so eingerichtet, daß

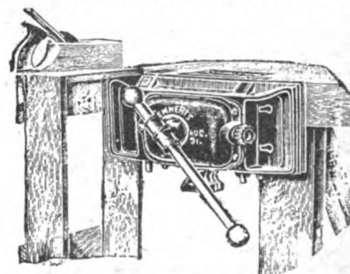


Abb. 3. Schraubstock, kastenförmige Stücke spannend.

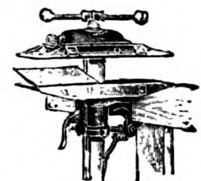


Abb. 4. Schraubstock in hochgestellter Position, um Stücke oberhalb der Werkbank zu spannen.

sie im Nichtverwendungsfalle eingeschoben werden können. Die Haltezwingen werden aus Hartholz gefertigt und in die Werkbankkloben gegenüber den in den Schraubstockbacken befindlichen Nuten eingelassen. Hierdurch können die Seitenteile von kastenförmigen Stücken bequem ausgerichtet und zusammengefügt werden, ohne ein Winkelmaß zu benutzen. Die Hauptspannbacken lassen sich besonders vorteilhaft in ihren verschiedenen Lagen verwenden. Das eine Paar Spannbacken ist mit knopflochartig geformten Öffnungen versehen, in die Hilfsbacken aus Holz eingesetzt werden können. Eine dieser Backen hat außerdem eine quadratische Öffnung und Nute, in die eine freischwingende Backe eingelegt werden kann. Eine weitere

Hauptbacke ist mittels einer sinnreichen Verstellvorrichtung schräg einstellbar und ermöglicht so auch das Einspannen konischer Arbeitsstücke. Mcks.

Geschäftliche Notizen.

— Walthers Selbstlade-Pistolen. Die abgebildete Selbstlade-Pistole hat nicht nur alle Vorzüge der bisher bekannten Systeme in sich vereinigt, sondern ist denselben überlegen. Die äußere flache Form in Verbindung mit dem soliden, einfachen, verstärkten Mechanismus, die sichere Funktion und Treffgewißheit lassen erkennen, daß die Waffe als etwas Vollkommenes auf dem Gebiete der automatischen Waffen zu betrachten ist und in kurzer Zeit an erster Stelle der Taschen - Selbstlade - Pistolen stehen wird. Die Walther-Pistole kann in bequemster Weise ohne jegliches Werkzeug mit einigen Handgriffen zerlegt werden, und zwar ohne Abnahme des Laufes.



Während bei anderen Systemen der Lauf zum Zwecke des Auseinandernehmens nur lose befestigt ist, ist er bei der Walther-Pistole fest in das Gehäuse eingeschraubt, wodurch eine gute Treffsicherheit gewährleistet wird. Trotz der in jeder Beziehung besten Ausführung ist der Preis wesentlich billiger als der anderer ähnlicher automatischer Pistolen. Die Pistole wiegt 320 Gramm, ist 112 mm lang, 78 mm hoch und das Magazin faßt 6 Patronen. Nachdem man das Magazin mit 6 Patronen gefüllt hat, was in bekannter Weise durch einfaches Hineindrücken geschieht, führt man das Magazin in den Griff ein, nimmt die Pistole in die rechte Hand, zieht mit der linken das Verschlußstück bis zu seiner Grenze zurück und läßt es vorschnellen. Hierdurch wird der Schlagbolzen gespannt und eine Patrone in den Lauf eingeführt. Man hat nun bloß nötig, so lange abzudrücken, als Patronen sich im Magazin befinden. Die Pistole ist auch als Einzellader zu benutzen. Lieferant der Pistole ist die Firma G. & S. Schumacher, Ges. m. b. H., Stettin.

— Die Herstellung der Buchdruckwalzen entwickelte sich mit der Entfaltung des Druckgewerbes gleichfalls in ganz überraschender Weise. Sie hat sich in ansehnlichen Betrieben zu einem besonderen Nebenzweige des Buchdrucks (ähnlich den Stereotypengießereien usw.) ausgestaltet. Neuerdings dehnte sich der Walzengießbetrieb von Paul Sauer in Berlin SO 16 in erheblicher Weise aus. Nach Beendigung des bedeutenden Umbaus waren die Neueinrichtungen zu besichtigen. In den ersten beiden, durch Fahrstuhl verbundenen Stockwerken des Quergebäudes ist die Fabrikation im Gange, während sich das Lager in die Unterkellerungen erstreckt, wo Dampfanlagen für die Heizung und die Schmelzkessel vorgesehen sind. Die Einrichtungen für die Herstellung der Walzenmasse sind so getroffen, daß die Rohstoffe (Gelatine und Glyzerin) in einem Riesenkessel (der 25 bis 30 Zentner faßt und mit elektrisch betriebenem Rührwerk versehen ist) zur verkaufsfertigen Walzenmasse geschmolzen und verarbeitet wird. In Tafeln gegossen, kommt die Masse auf das Lager, wo meist bis zu 15,000 Kilo an ständigem Vorrat zu finden sind, wo die Gußanstalt das Material entnimmt. Dem Guß der Walzen dient eine große Anzahl Kessel; die größeren Kessel fassen 7 bis 8 Zentner Masse, sie sind mit elektrischem Rührwerk versehen; kleine und kleinste Schmelzkessel fassen nur bis zum zehnten Teil der größeren. Mit diesen verschiedenen Gußapparaten kann stets gerade so viel Masse zum Schmelzen gebracht werden, als für den betreffenden Satz Walzen nötig ist. Es soll im Fabrikationsverfahren kein Rest bleiben, der, wiederholt umgegossen, die Güte der Masse sonst herabsetzen würde. Da für verschiedene Druckzwecke Walzenmasse verschiedenster Zugkraft gebraucht wird, ist die große Zahl der Kessel bedingt. Zur Erwärmung der Gießhülsen stehen Dampfschränke zur Verfügung. In den peinlich sauberen Anlagen

Urteile über das Werk Mainkur

der Firma

Ph. Mayfarth & Co., Frankfurt a. M.

Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen ▪ Maschinen für die Weinbereitung

Berlin N., Chausseestr. 8 :: Paris XIX, 48 Avenue d'Allemagne :: Mailand, Piazza Monforte 1
Moskau, Mjasnitzkaja 49 :: Breslau :: Cöln a. Rh. :: Insterburg :: Leipzig :: Osnabrück :: Posen

Die Firma Ph. Mayfarth & Co., Frankfurt a. M., wurde gegründet im Jahre 1872, beschäftigt 1500 Arbeiter und Beamte und erhielt 669 Auszeichnungen auf in- und ausländischen Ausstellungen.

Die Jahresproduktion beträgt 35000 Maschinen und Geräte, und zwar:

Pflüge, Walzen, Eggen, Sämaschinen, Dreschmaschinen in jeder Größe, Göpelwerke, Futterbereitungsmaschinen, Maisrebler, Pflanzen-Spritzen, Wasserschöpfwerke „Mafra", Pressen für Wein, Obstwein und für industrielle Zwecke, Dörrapparate.

Die Besichtigung unseres Werkes ist gern gestattet.

DEUTSCHLAND

Jean Andreae

Geh. Kommerzienrat, Präsident der Handelskammer, Frankfurt a. M.

Ihrer freundlichen Einladung, die neuen Fabrikanlagen Ihrer Firma „Werk Mainkur" zu besichtigen, habe ich gern Folge geleistet, und ist es mir ein Bedürfnis, Ihnen meine volle Anerkennung über die zweckmäßige und großzügige Einrichtung der Fabrik und die vorzügliche Organisation Ihrer Betriebe auszusprechen. Ich bin überzeugt, daß die günstige Entwicklung Ihres Unternehmens, welche ich seit langen Jahren zu beobachten Gelegenheit hatte, durch Ihre Neu-Anlagen weiter gefördert und Ihre Leistungsfähigkeit wesentlich ausgedehnt werden wird. Daß die Stellung Ihrer Firma als eine der größten ihrer Branche in Deutschland sich weiter befestigen und Ihre Fabrikate in immer steigendem Maße sich der besonderen Wertschätzung in den Kreisen der Abnehmer erfreuen mögen, ist mein aufrichtiger Wunsch.

Heinrich Kleyer

Königl. Kommerzienrat u. Generaldirektor der Adlerwerke vorm. Heinrich Kleyer A.-G., Frankfurt a. M.

Bei der eingehenden Besichtigung Ihres neuen großartigen Werks, die Sie mir gestatteten, wurde ich von der fein und in allen Einzelheiten aufs praktischste durchdachten Anordnung im Fabrikbetrieb sehr angenehm berührt. Ich kann mich der Überzeugung nicht verschließen, daß Ihre Stätte tüchtigen Arbeitsgeistes vornehmlich dazu berufen sein muß, gute und doch preiswerte Fabrikate in die Welt zu bringen, wie sie ganz besonders der Landwirtschaft von hohem Werte ist.
Ein weiterer guter Erfolg, wie bislang, kann dabei nicht fehlen.

Gerstmeyer

Geheimer Ober-Regierungsrat und Vortragender Rat im Reichskolonialamt, Berlin.

Nach Berlin zurückgekehrt, verfehle ich nicht, Ihnen für die freundliche Einladung zur Besichtigung Ihres neuen Werkes in Mainkur und die Führung durch dieses meinen verbindlichsten Dank auszusprechen. Der Rundgang durch die ausgedehnten Anlagen hat mich außerordentlich interessiert und in mir den Eindruck hinterlassen, ein großartiges und gut organisiertes Fabrikunternehmen kennen gelernt zu haben.
Ich wünsche Ihrer Firma auch für die Zukunft besten Erfolg.

Dipl.-Ing. E. W. Köster

Fabrikdirektor, Vorstandsmitglied des Vereins deutscher Ingenieure, Frankfurt a. M.

Eine Exkursion des Frankfurter Bezirksvereins deutscher Ingenieure bot mir vollkommene Gelegenheit, Ihre neuen Werkstätten zu besichtigen. Das groß angelegte, wohl sortierte Holzlager, die großartig, in jedem Punkte zweckmäßig eingerichtete Holzbearbeitungs-Werkstätte, die vorzügliche Gießerei und die prächtige Kraftzentrale erweckten den Eindruck, daß man sich in einem industriellen Werk befindet, welches nach wohldurchdachtem Plane, entsprechend den modernen Mitteln der Technik aufgebaut worden ist.
Es unterliegt für mich keinem Zweifel, daß Ihre Fabrikate entsprechend den Werkstätten und ihren Einrichtungen voll und ganz auf der Höhe stehen, und es freut mich, feststellen zu können, daß wir hier in Frankfurt ein Werk haben, welches auf dem Gebiete der landwirtschaftlichen Maschinen durch seine hervorragenden Einrichtungen in der Lage ist, erfolgreich mit inländischen und namentlich ausländischen Firmen der gleichen Branche zu konkurrieren.

Urteile über das Werk Mainkur

der Firma

Ph. Mayfarth & Co., Frankfurt a. M.

Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen  **Maschinen für die Weinbereitung**

Berlin N., Chausseestr. 8 :: Paris XIX, 48 Avenue d'Allemagne :: Mailand, Piazza Monforte 1
Moskau, Mjasnitzkaja 49 :: Breslau :: Cöln a. Rh. :: Insterburg :: Leipzig :: Osnabrück :: Posen

Königl. Württ. Maschinen-Prüfungs-Anstalt, Hohenheim

DER VORSTAND: Dr. Holldack.

Für die liebenswürdige Führung bei der Besichtigung Ihrer neuen Fabrikanlagen möchte ich Ihnen nochmals verbindlichsten Dank sagen. Ich habe mit lebhafter Befriedigung gesehen, daß Ihr Betrieb vermöge seiner Organisation und der angewendeten Arbeitsverfahren eine wirkliche Fabrik im Sinne moderner Großbetriebes darstellt.

P. Claudel

General-Konsul von Frankreich, Frankfurt a. M.

Ich möchte nicht länger zögern, Ihnen meinen Dank auszusprechen für Ihre Liebenswürdigkeit, mir die Besichtigung Ihrer schönen Einrichtung zu gestatten.
Der Besuch in Ihrer Fabrik war für mich von großem Interesse.

Renner

Handelssachverständiger für Südafrika.

Das gefl. Schreiben vom 27. November ist in meinem Besitz, und ich nehme in dessen Beantwortung gern Veranlassung, Ihnen nochmals meine Freude darüber auszusprechen, daß es mir möglich war, Ihr schönes Werk zu besichtigen.
Ich werde nicht verfehlen, südafrikanische Interessenten für landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, die Europa besuchen, auf Ihre Firma hinzuweisen und Ihnen zu empfehlen, Ihre Fabrik gleichfalls zu besichtigen.

F. Melber

Konsul von Chile, Frankfurt a. M.

Für Ihre freundliche Einladung zur Besichtigung Ihres neuen Werkes Mainkur, der ich letzte Woche Folge geleistet habe, danke ich Ihnen bestens. Es war mir eine besondere Freude, einen Rundgang durch Ihre Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen und Geräte machen zu können, und spreche ich Ihnen meine Bewunderung über die hervorragend praktische Organisation des großzügig angelegten Werkes aus. Ich bin überzeugt, daß Sie infolge Ihrer modern eingerichteten Werkstätten und mustergültigen Arbeitseinteilung in der Lage sind, ausgezeichnete und preiswerte Maschinen hervorzubringen, die mit denjenigen jeden anderen Landes vorteilhaft konkurrieren können.

∘∘ ARGENTINIEN ∘∘

D. Meyer

Kaiserl. Deutscher Konsul zu Bahia Blanca.

Mit viel Vergnügen bin ich Ihrer werten Einladung nachgekommen, Ihre neue Fabrik für Maschinen und Geräte für die Landwirtschaft zu besichtigen, und beglückwünsche ich Sie für die bewundernswerte Organisation Ihres Werkes.
Wenn man die Qualität der in Ihrer großen Fabrik hergestellten Erzeugnisse in Berechnung zieht, glaube ich, daß dieselben auf jedem Markt der Welt vorteilhaft mitkonkurrieren können auch dadurch, daß Ihre Preise ebenso vorteilhaft oder noch günstiger sind als diejenigen anderer Fabrikanten.

∘∘ D. S. W. AFRIKA ∘∘

C. Rothauge

i. Fa. Rothauge & Wulff, Keetmanshoop u. Gibeon D. S. W. Afrika.

Ich kann nicht umhin, Ihnen vor meiner Wiederausreise nach Deutsch-Südwestafrika nochmals meinen verbindlichsten Dank auszusprechen für Ihre liebenswürdige Führung durch Ihre neuen Fabrikanlagen „Mainkur". Schon seit Jahren verkaufen wir draußen an unsere Farmer Pflüge von verschiedenen Systemen und Schrotmühlen aus Ihrer Fabrik. Unsere Kundschaft ist mit Ihren Fabrikaten sehr zufrieden, und habe ich mich deshalb veranlaßt gesehen, auch eine Wollballenpresse aus Ihrer Fabrik in Gibeon aufzustellen.
Ich nehme die Überzeugung mit hinaus, daß in Ihren Fabriken nur das Allerbeste und Brauchbarste an Maschinen, Pressen und auch Baggerpumpen für unsere Farmerwirtschaft hergestellt wird und ein Import solcher Artikel aus dem englischen Südafrika mit der Zeit ganz aufhören wird.

Richard Rothe

i. Fa. Rothe & Hagen, Grootfontein/Nord u. Outjo D. S. W. Afrika.

Wir können nicht umhin zu betonen, daß Sie es verstanden haben, durch Ihre großartigen maschinellen Anlagen, die das Vollendetste der modernen Technik darstellen dürften, und infolge der regen Anteilnahme an dem Wohlergehen Ihres Personals durch hygienische Einrichtungen und soziale Fürsorge sich deren Mitarbeit und Anteilnahme an Ihren Interessen zu versichern. Dies ist ein mächtiger Faktor im Kampfe mit Ihrer Konkurrenz.
Für Ihre freundliche Führung dies persönlich kennen zu lernen, nochmals vielen Dank.

∘∘∘∘ RUSSLAND ∘∘∘∘

H. Wossidlo

Handelssachverständiger für Russland, attachiert dem Kaiserl. Generalkonsulat in St. Petersburg.

Nach sehr langer Abwesenheit wieder nach Petersburg zurückgekehrt, möchte ich Ihnen noch meinen Dank dafür sagen, daß Sie mir Gelegenheit gaben, Ihr Werk unter sachkundiger Leitung zu besuchen. Ich erfuhr, daß die 1872 gegründete Fabrik vor einigen Jahren als in Hochkraft blühendes Unternehmen vom alten Bodengrund auf die heutige Stelle gepflanzt worden ist.
Diese neue Heimstätte, wie sie für die alte, bewährte Industrie unter Berücksichtigung Ihrer langjährigen Erfahrungen, unter Ausnutzung aller Vervollkommnungen der Fabriks-Baukunst und Maschinentechnik, mit reichen Mitteln neu geschaffen wurde, habe ich als moderne Großfabrik, als Musterbetrieb für den Bau landwirtschaftlicher Maschinen vorgefunden und eingehend besichtigt.
Die Modernität der technischen Ausrüstungen, die Groß-Dimensionierung der einzelnen Abteilungen, das Offenhalten von Raum für spätere Vergrößerungen, das Allgemeine der Anlage ebenso wie das kleinste Detail der Ausführung legten Zeugnis davon ab, mit welchem praktischen Verständnis und welcher Großzügigkeit das neue Werk aus dem Vollen heraus geschaffen worden ist und weiter geleitet wird.
Es war mir ein Genuß und gleichzeitig Gelegenheit zur eigenen Belehrung, Ihre Fabrik in Augenschein nehmen zu können.

• Weitere Gutachten auf Wunsch! ∘

für das Abschälen der verbrauchten Walzen, den Transport der schweren Spindeln und Walzen durch Laufkrane, Flaschenzüge usw. herrscht reger Betrieb, für den Versand nach auswärts wird auf sichere Verpackung gehalten. Neben Riesenwalzen von 3 Meter Länge und einem Gewicht von 8 Zentnern (die durch Ausstellungen bekannt sind) zeigte sich u. a. eine mannshohe, aber 95 cm im Durchmesser messende Walze, die zum Musterdruck für bestimmte Stoffe dient. Eine solche bedarf zum Umguß über sechs Zentner Masse und wiegt mit der Hülse 1400 Kilo. An Buchdruckwalzen erzeugte die Firma im letzten Jahre über 32,000 Stück. Die Gesamtproduktion der Firma in den letzten zwölf Jahren belief sich auf 171,997 Walzen. Bestimmte Walzen werden nicht für Buchdruckmaschinen, sondern für andere Druck- bzw. Lackierzwecke benutzt, denen auch die Masse besonders angepaßt wird.

— Personen- und Gepäckwage „Bekah". Das öftere und regelmäßige Wiegen des Körpers wird vom Publikum immer mehr als eine Notwendigkeit im Interesse der Gesundheitspflege erkannt. In vielen Fällen sind Krankheiten durch oder in Gewichtsveränderungen des menschlichen Körpers begründet. Leider wird oft zu spät auf die Veränderung des Körpergewichtes geachtet. Eine öftere Nachprüfung des Körpergewichtes ist, vom hygienischen Standpunkte aus, erforderlich. Neben dem Notwendigen und Nützlichen entbehrt der moderne Mensch aber nicht gern die Bequemlichkeit. Häufig ist allerdings die Gelegenheit, sich zu wiegen, mit gewissen Unannehmlichkeiten verbunden. Bei Automaten stimmen die Angaben nicht immer, auch ist man nicht immer gleichmäßig angezogen, daher ist es am besten, wenn man seine Wage zu Hause hat, dann läßt sich das Nettogewicht ermitteln. Als solche Wage ist die „Bekah"-Wage zu empfehlen. Neben dem nützlichen Zweck, dem sie dient, verbindet sie die Annehmlichkeit, daß sie wegen geringer Größe — wie eine Fußbank — in Schlafzimmer, Krankenstuben, in Bade- und Toilettenzimmern usw. Aufstellung finden kann. Sofort nach Betreten der Fußplatte kann das Gewicht abgelesen werden. Die Bauart der Wage ist stabil; trotz der geringen Größe steht sie absolut fest, und selbst ängstlich veranlagte Personen können sie mit dem Gefühl der Sicherheit betreten. In ihrer vornehmen Ausstattung bildet die „Bekah"-Wage einen Schmuck für jeden



Raum. Der Preis ist für Wiederverkäufer gering. Als ganz besonderer Schlager gilt die Wage für Versand- und Reisegeschäfte; die Firma Hermann Schadrack, Berlin S 42, Brandenburgstraße 72-73, liefert auf Wunsch solchen Abnehmern, welche diese Wagen durch Privatleute, durch Reisende oder direkte Reklame oder Inserate vertreiben wollen, neue amerikanische Reklame-Ideen sowie tadellos ausgearbeitete Prospekte usw. gratis.

— Der scharfe Konkurrenzkampf, mit welchem heute die Industrie sowohl im Inlande als auch besonders dem Auslande gegenüber überall zu rechnen hat, macht es jedem Fabrikanten zur Pflicht, alles daran zu setzen, sich neue Absatzquellen zu schaffen und sich dort, wo er eingeführt ist, zu behaupten. Die Fabrikanten besserer Artikel für industrielle oder private Abnehmer sollten sich somit die kleine Mehrausgabe nicht reuen lassen, zur Empfehlung ihrer Fabrikate nur einen gediegenen, geschmackvollen Reklameartikel zu verwenden. Die kunstgewerbliche Technik bietet in dieser Beziehung schon Hervorragendes. Sehr reizende und wirkungsvolle Artikel dieser Art sind z. B. Löschwiegen, Taschenspiegel usw. in chemisch gravierter Ausführung. Was in dieser Beziehung alles erreicht werden kann, zeigt die Kollektion der Firma A. Moker, Fabrik chemischer Gravüren, Rottweil in Württemberg, welche auf diesem Gebiete als besonders leistungsfähig bezeichnet werden muß. Die künstlerische Ausführung der zeichnerischen Idee, die harmonische, stilvolle Farbengebung erzielen eine eindrucksvolle Wirkung, so daß der dauernde Erfolg bei derartigen Reklameartikeln nicht ausbleiben kann. Die Firma ist bereit, Interessenten ihren illustrierten Prospekt zuzusenden und mit näheren Angaben zu dienen. Mustersendungen können nur auf vorherige Einsendung des Betrages (je nach Auswahl 3 bis 6 M., Porto extra) erfolgen.

— Im schönsten Teile der Stadt Erfurt, am Dalbergsweg, von Gärten umgeben, liegt Marie Voigts Institut, das 1894 von seiner jetzigen Vorsteherin und Inhaberin Fräulein Marie Voigt gegründet und als Erfurter Kochschule bekannt geworden ist. Im Verlaufe des jetzt 18jährigen Bestehens sind der Kochschule die Industrieschule, die Haushaltungsschule mit einer Abteilung Frauenschule und das Seminar zur Ausbildung von Hauswirtschaftslehrerinnen, Handarbeits- und Turnlehrerinnen angereiht worden, so daß jetzt in der Anstalt jährlich zirka 120 Schülerinnen, und zwar etwa 60 externe und 60 interne, in 9 bis 10 verschiedenen Abteilungen zu je 12 bis 16 Schülerinnen unterrichtet werden. Auf Grund einer tiefgehenden Sachkenntnis und reicher Erfahrungen gibt Fräulein Voigt ihren Schülerinnen eine vielseitige Grundlage auf dem Gebiete der Hausfrauentätigkeit, zunächst durch einen methodisch aufgebauten Unterricht auch in allen praktischen Fächern. Der Unterricht umfaßt: Hausarbeiten nebst Behandlung der Wäsche, Kochen samt Anrichten, Verzieren, Auftragen der Speisen, Backen und Einmachen, ferner Wäschenähen, Schneidern für den Hausbedarf usw. Außerdem werden die Schülerinnen in die Grundbegriffe der Erziehungs-, Gesundheits- und Ernährungslehre eingeführt und erhalten Unterricht in Literatur, Chorgesang, Turnen, Tanzen. — Wohl bringt ein reichhaltiger Stundenplan ein flottes Arbeiten in der Anstalt mit sich; durch eine zweckmäßige Verteilung und Be-

handlung des Lehrstoffes und durch die reiche Abwechslung, die der Stoff selbst bietet, ist aber eine Übermüdung nicht zu befürchten. Es ist im Gegenteil natürlich und durch die Erfahrung bestätigt, daß die Kräfte der jungen Mädchen durch eine systematische Übung gestählt werden. Ferner wird in dem Internat der Erfurter Anstalt auch außerhalb des Unterrichts das Ziel erstrebt, hausmütterlich denkende, in sich fröhliche Mädchen zu erziehen; denn dieses Ziel müssen auch jene erreichen, die sich später im Erwerbsberuf betätigen, wenn sie nicht einseitig wirken wollen. Sonnige, luftige Wohnung und dabei gesundheitsgemäße Lebensweise tragen viel zum Wohlbefinden der Schülerinnen bei, und die Geselligkeit der Hausgenossinnen untereinander im gemeinsamen, ernsten Streben im Hause und einige Vergnügungen zu Erholungs- und Bildungszwecken außer dem Hause schaffen Befriedigung. — Über die Lehrgänge zu den einzelnen Zielen gibt ein übersichtlicher Prospekt Auskunft.



— Alkoholfreie Getränke können in heißen Ländern einen großen Konsumartikel bilden: ihre Herstellung wird für den Fabrikanten nutzbringend, wenn der Grundstoff für das Getränk in hochkonzentrierter Form eingeführt wird. Hierauf ist beim Einkauf der größte Wert zu legen, damit Konkurrenzfähigkeit besteht. Fracht- und Zollkosten verteuern das Getränk genau im umgekehrten Verhältnis zur Konzentration des Grundstoffes. Hohe Konzentration kann auch allein Gewähr dafür bieten, daß Fruchtaromas, Säuren und Bakterienfreiheit des Grundstoffes bei seinem Transporte und Lagerung in heißen Zonen erhalten bleiben. Zu erzielen sind hochkonzentrierte Aromas von fast allen Früchten, mit Ausnahme des Apfels, dessen Aroma den Geschmack des „Verbranntseins" hervorruft; Getränke mit diesem Geschmackscharakter sind für den Import wenig geeignet, auch wegen der bekannten Tatsache, daß einseitiger Fruchtgeschmack beim internationalen Publikum wenig beliebt ist und allzuleicht ein „Zuwidertrinken" herbeiführt. Die neutrale Geschmacksrichtung hat sich seit langem als die treffendste erwiesen und ist nur mit ihr dauernder großer Konsum zu erreichen. Der fortgeschrittenen Industrie mit ihrem langen Entwicklungsgang bereitet es heute keine Schwierigkeiten mehr, die feinsten Aromas auf natürlichem Wege in der Blume des Getränkes, bei höchster Konzentration, zum Ausdruck zu bringen, ohne daß jenes dadurch an stofflichen, gesundheitsfördernden Frucht-Bestandteilen Einbuße erleidet. Unter den Getränken, die in dieser Beziehung den größten Ansprüchen gerecht werden, verdient besondere Beachtung „Alsina", welches den Konsumenten aller Erdteile zwar schon seit Jahren bekannt ist, aber letzthin im gleichen Schritt mit der Entwicklung der alkoholfreien Getränke-Industrie eine Verbesserung erfahren hat, die ihm den Ruf eines Weltgetränkes schafft. Es ist wiederholt mit goldenen und silbernen Medaillen, und auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung zu Dresden mit dem Ehrendiplom ausgezeichnet worden, weil seine geschmacklichen und hygienischen Eigenschaften

den Besuchern der Ausstellung und den Fachleuten am meisten zusagten. Alsina gibt, mit 2—3 Atmosphären Kohlesäuredruck imprägniert, eine vollmundige Brause; sein Sirup, der von den Fabrikanten des Grundstoffes mit Verwendung besten Zuckers hergestellt wird, eignet sich, mit stillem oder Mineralwasser verdünnt, als vornehmes Tafel- und Erfrischungsgetränk. Alsina kann auch noch auf mannigfaltige Art im Haushalt an Stelle von Fruchtsaft zu Pudding, Saucen etc. verwendet werden. Die Firma Ernst Reuschel & Co., Leipzig, welche den Alsina-Grundstoff herstellt, gibt dadurch, daß sie dieser Fabrikation ihr alleiniges Interesse zuwendet, die weitestgehende Garantie für einen gleichmäßigen Ausfall ihres Erzeugnisses in Qualität und Geschmack.

— Vom Feuerzeug-Markt. Die Sprungdeckel-Feuerzeuge mit Cereisenzündung, die vor etwa zwei Jahren aufgekommen sind und vielfach mit Enthusiasmus aufgenommen wurden, fallen beim Publikum immer mehr in Ungnade wegen der Versager, die auch beim besten automatischen Feuerzeug nicht ausbleiben. Dagegen finden die jetzt in den Handel gekommenen Benzin-Streichfeuerzeuge immer mehr Anklang, trotzdem die Handhabung etwas umständlicher ist. Man will lieber nicht so rasch, aber zuverlässig anzünden können. Von allen Feuerzeugen dieser Art haben die von der renommierten Gold- und Silberwarenfabrik D. Kinzinger, Pforzheim, seit ungefähr einem Jahr unter dem Namen „Sarastro' in den Handel gebrachten beim besseren Publikum sicherlich am raschesten Eingang gefunden dank ihrer äußerst eleganten Form, soliden Konstruktion und Zuverlässigkeit. Die Pforzheimer Fabrik war die erste, die den Wert der langen Zündsteine, die der Erneuerung erst nach jahrelangem Gebrauch bedürfen, einsah und solche praktisch verwendete.

— Auszeichnung. Die bekannte Firma Bopp & Reuther, Armaturen-, Pumpen- und Wassermesserfabrik in Mannheim-Waldhof, wurde in der kürzlich stattgefundenen Erzgebirgischen Ausstellung in Freiberg i. S. mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet.

— In Heft 37 der „Export-Woche" ist auf Seite 5 unter dem Artikel Bielefeld ein Fabriketablissement unter der Bezeichnung „Teil der Bielefelder Nähmaschinenfabrik von Baer & Rempel" dargestellt. Es sei an dieser Stelle erwähnt, daß dieses Fabriketablissement den vorjährigen Vergrößerungsbau der Bielefelder Maschinenfabrik vormals Dürkopp & Co. darstellt.

Landschulheim Am Solling bei Holzminden f. Knaben v. 7. Jahre an. Liebevolle individuelle Erzieh. in Gruppen von höchst. 10 Knaben z. Selbständigkeit, Pflichttreue u. Ehrgef. Sorgf. Körperpflege, gesunde reichl. Kost, Handfertigkeit, Gartenbau, Spiel, Sport. Gewissenh. wissensch. Vorbereit. z. „Einjähr." u. Abiturium d. Oberrealschule; Latein u. Griechisch fakultativ. Erstkl. Referenz. Prosp. u. näh. Ausk. d. A. Kramer, Direktor.

Marie Voigts Institut, Erfurt.
Fach- und Haushaltungsschule:
Abteilung: Frauenschule. Jahreskurse.
Abteilung: Haushaltungsschule. Viertel- und Halbjahrskurse.
Seminar für technische Lehrerinnen:
Lehrerinnen der Hauswirtschaftskunde. } Staatliche Prüfungen im Institut.
Handarbeitslehrerinnen.
Turnlehrerinnen (staatl. Prüfung in Erfurt).
Internat für **alle** auswärtigen Schülerinnen.
Neuer ausführlicher Prospekt. Marie Voigt

Lausanne. **Töchterpensionat I. Rg. Campagne Beau-Regard.** Sorgf. Erzieh. Gesellsch. Ausb. Gründl. Erl. d. Spr., Malen, Musik, Haush. etc. — Mod. Komf. Herrl. schatt. Park. Wundersch. Aussicht. Tennis. Turnhalle. Sommer- u. Wintersport. Prächt. Lage. Beste Ref. Prosp. m. phot. Ansicht. Mlle. P. Bramer.

Kgr. Sachsen.
Technikum Mittweida.
Direktor: Professor A. Holzt.
Höhere technische Lehranstalt für Elektro- u. Maschinentechnik.
Sonderabteilungen f. Ingenieure, Techniker u. Werkmeister.
Elektr. u. Masch.-Laboratorien. Lehrfabrik-Werkstätten.
Höchste Jahresfrequenz bisher: 3610 Besucher. — Programm etc. kostenlos v. Sekretariat.

Kinderpflegeheim Martha Elsehaus
See- und Solbad Swinemünde f. erhol. (nicht kranke) Kinder bess. Stände, ärztl. Aufs. Leitung von Schwestern. Erziehungsheim. Gut. höh. Schul. Gepr. Lehrerin i. Hause. Jahresbetrieb Ersatz für Elternhaus. Prospekt frei.

Godesberg Töchterpensional I. Ranges Frau Dr. Brown b. Bonn a. Rh.

Polytechnisches Institut Arnstadt i. Thür.
Masch.- u. Elektro-Ing., Chemie, Gas u. Wasser, Bauingenieure.

Ehemalig. schwerer **Stotterer** gibt umsonst Auskunft, wie man sich selbst vom Stottern befreien kann. **L. Warnecke,** Hannover, Friesenstr. 33.

Verlangen Sie kostenlos interessante Bücherverzeichnisse vom **Weltverlag Esslingen a/N. 1.**

Neuanfert. v. **Ansichtspostkarten** in Lichtdruck in sämtlichen modernen Ausführungen
Nordische Kunstanstalt Ernst Schmidt & Co Postfach Lübeck 113
Jahresproduction 1911. 24 Millionen. Januar-Juli 1912. 18 Millionen. Muster gratis

Adressentafel exportierender Firmen aller Branchen

Erscheint wöchentlich in der Export-Ausgabe der „Woche". Preis: 5 Nonpareille-Zeilen in 52 aufeinanderfolgenden Nummern 180 Mark.

Abzeichen Preismedaillen Plaketten, erstklassige Spezialfabrikation. Berliner Medaill.-Münze O. Oertel, BERLIN 43, Gollnowstrasse 4.

AFRANA-Nähmaschinen aller Systeme. Erstkl. deutsches Fabrikat. Biesolt & Locke, Meissner Nähmaschinen-Fabrik, Meissen.

Alkoholfreie Natur-Weine Unvergorene Trauben- u. Obstsäfte. Ohne Konservierungsmittel! — Tropenfest! **Friedrich Bechtel,** Kreuznach 10 (Rheinland).

Aluminium-Kochgeschirre in dauerhafter Ausführg. sowie sonst. Massenartik. nach Muster od. Zeich. Preisl. grat. u. fr. Cölln-Meißner Lampen- u. Metallwarenfabrik vorm. Th. Herrmann, Meißen-R.



Ansichtskarten nach jeder Photographie oder Zeichnung fertigen Glass & Tuscher, Leipzig 150

Ansichts-Postkarten (nur Extra-Anfert. v. Ansicht. nach jed. Photogr.) in div. neuen Spezial-Ausführ. Koll. geg. Eins. v. 50 Pf. in Mark. Karl Braun & Co., Kunstanst., Berlin S42, Ritterstr. 24.

Apparate f. autogenes Schweißen und Schneiden, für Dampf- u. Kondenswasserentölung, f. Oel- u. Putzwollreinig. etc. Künneth & Knöchel, G. m. b. H., Magdeburg 2.

APPARATE für die chemische Industrie J. L. CARL ECKELT BERLIN N 4, Chausseestr. 24.

Autogene Schweiß- u. Schneideapparate in höchst. Vollkommenheit. Tragbar, Brüning & Co., Essen-Ruhr. Fahrbar. Spezialfabrik für autogene Schweißung. Ortsfest.

Automobile, Lloyd-Wagen Norddeutsche Automobil- und Motoren-Aktien-Gesellschaft, Bremen.

AUTOMOBILE LUXUS u. LAST VOLLENDETSTE KONSTRUKTION LIEFERUNG AN KRIEGSVERWALTUNG PAUL HEINRICH PODEUS WISMAR i/M

Baumkuchen Spezialgeschäft Max Sellge, Berlin W, Kurfürstenstraße 71. à Pfund versandfert. (Blecheins.) 2.70 M. exkl. Porto.

Jndulfy's Puddingpulver Wiener Backpulver Hamburger Rote Grütze Jndulfy's Vanillinzucker Allbekannt als beste Fabrikate M. Gesz von Jndulfy & Co. Hamburg 49.

Baumkuchen-Spitzen (D. R. W. 153109). Feinstes Dessert-Gebäck! In all. Zon. haltb. Spez.-Firma f. Baumkuchen. Vers. n. jed. Platz d. Welt. p. Pf. 2,40 exkl. Porto. Albert Karius, Cöthen, Anhalt.

Beleuchtungskörperfabrik Guss-, Treib- und Stanzarbeit. NICKEL & FLEISCHMANN, BERLIN SO. 26 O.

Benzin-Gasolin-Glühlicht stehend u. hängend. Jllustr. Preisliste gratis Louis Runge, Berlin NO 18

Berliner Sitzmöbel-Industrie G. m. b. H. Neue Promenade 1, BERLIN. Preisliste grat. u. frko.

BESTECKE, schwer versilbert, Ersatz für echtes Silber. Versilberte u. vergoldete Gebrauchs- u. Luxusartikel. Friedrich & Rust, Berlin O 27, Markusstrasse 50.

Bier: Pschorrbräu München Export-Vertr.: Paul Ed. Nölting & Co., Repsoldstr. 76, Hamburg. Spezialität: Pasteurisiertes Bier, dunkel u. hell in Spezial-Metallfässern für die Tropen.

Bijouterien Gold- und Silberwaren Gumprecht & Collignon Berlin S 42, Alexandrinenstr. 93/94.

Billardbälle. Neue Imitation, nahtlos und mit Elfenbeinmaserung. Größte Haltbarkeit. Alle übrigen Billardartikel. Hilmar Kreher, Chemnitz.

Blumengefässe, Ton, antik, patiniert. Dekorativ, billig, haltbar. Eugen Taurat, Dresden 16.

Briefmarken-Tausch. Gegen bessere Uebersee-Marken sende postwend. gleiche Anzahl ält. Europa etc. Franko geg. franko. A. V. Swendsen, Kopenhagen K, Amagertorv 16 (früher Hamburg).

Schaubeks Briefmarken-Album der neuen 34. Auflage 1912 in deutsch., englisch., französ. Sprache ist soeben erschienen. Tatsächlich die vollständigsten Albums der Welt. Ausgaben mitauswechselbaren Blättern von M. 18.- an. Viktoria-Alben m. Markenkatal. v. M. 1.75 bis M. 10.—. Gratis-Katal. sendet C. F. Lücke, G. m. b. H. Leipzig.

BRIEFMARKEN Preisliste gratis. Gebrüder Michel, Apolda.

Briefschließmaschine „Velopost" schließt ohne Verstellung Kuverts in allen Dimensionen schnell, sicher u. sauber. OLIVER-Büromaschinen-Gesellschaft m. b. H., BERLIN SW 68.

Bronzefarben Blattmetalle Metallfolien M. Brünn & Co. Fürth i. Bayern.

Buchbinderei-, Buchdruckerei- und Kartonnagen-Maschinen Walterwerke Maschinenfabrik m. b. H., Leipzig-Pl. WW LEIPZIG

Buchdruck= Typen, Messing=Linien, Vignetten Schriftgiesserei Emil Gursch Berlin

Glas- Metall- Buchstaben R. Dittmeyer Berlin C 33 Firmenschilder :: Spiegel ::

Zelluloid-, Karton- und Metall-Buchstaben Otto Raabe, BERLIN N 54, Schilder jeder Art. Brunnenstr. 16.

Bücher: Fachm. Einricht., regelm. Ergänzg. jeder Geschäftsbiblioth. Kostenanschl. u. Prosp. frei. Albert Nauck, Berlin SW 68, Kochstr. 3

BÜCHER lief. auch nach dem Ausland portofrei. Kataloge gratis Otto Zehrfeld, Buchhandlung, Leipzig-R 39.

Bücher. Kataloge all. Wissenszweige grat. Vorteilh. antiqu. Offerte: Buch der Erfindungen, Gewerbe und Industrien. Neuste Aufl. 10 Bde. Reich illustr. Eleg. geb. Statt 100,- M. 38,-. Alfred Lorentz, Exportbuchhandlung, Leipzig 35.

Büsten u. Wachsköpfe in bester und billigster Ausführg. Katalog W frei und unberechnet. Erdmannsdorfer Büsten-Fabrik, G. m. b. H., Berlin C 21, Seydelstr. 29.

BUNT-PAPIERE in grösster Auswahl :: **BUCHBINDEREI-**Materialien Werkzeuge WILH. VALENTIN, BERLIN SW 19.

Butterfarbe, Käsefarbe Labextrakt (1: 10,000) und Labpulver (1: 100,000) u. Reinkulturen. Apoth. U. Wenckebach Nchf., Flensburg, Schl.-Hol.



Celluloid-Winkel, Transporteure usw. Gaetano Vaccani, Halle S. 2.

Closetpapier Vertreter der British Paper Co. f. d. Export Armleder & Haugaard, Hamburg, Posthof.

Corona= Fahrradwerke u. Metall-Industrie A.G. - Brandenburg a. H.

Dachziegel aller Art Odenthal & Viemann :: Dachziegel-Verkaufsbureau :: Düsseldorf, Worringerstr. 68.

Dampf-Straßenwalzen Dampfpflug-Apparate Straßen-Lokomotiven John Fowler & Co., Magdeburg.

Dampfwäscherei-Anlagen liefert älteste Spezialfabrik F. ter Welp, Berlin-Tempelhof 45.

Deutsche Confektion Berlin SW 19. 14. Jahrgang. Vornehm. deutsche Fachzeitschrift für die Textil- u. Modewarenbranche. Exporthefte nur an Wiederverkäuf. u. Import. gratis.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche".

DIE·WOCHE

Nummer 43. | Berlin, den 26. Oktober 1912. | 14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 43.



Die sieben Tage der Woche.

17. Oktober.

Auf Schloß Barkow in Pommern stirbt, 68 Jahre alt, der Vorsitzende der konservativen Reichstagsfraktion Oberstleutnant a. D. von Normann (Portr. S. 1802).

Aus Podgoritza wird gemeldet, daß die Montenegriner nach zweitägigem Kampf Berane eingenommen haben.

An der serbisch-türkischen und an der bulgarisch-türkischen Grenze werden im Laufe der Nacht die Feindseligkeiten ohne voraufgegangene Kriegserklärung eröffnet, die erst am Nachmittag von Serbien, Bulgarien und Griechenland der Türkei übermittelt wird.

18. Oktober.

Das Kaiserpaar kehrt von Hubertusstock nach Potsdam zurück.

In Ouchy wird der endgültige Friedensvertrag zwischen der Türkei und Italien unterzeichnet.

In einem Gefecht bei Krania in der Gegend von Tusi werden die Montenegriner von den Türken geschlagen.

Die bulgarischen Truppen überschreiten die Grenze und besetzen Kurkale, einen Ort auf der Straße nach Mustafa Pascha.

Aus Belgrad wird gemeldet, daß die Serben Prischtina eingenommen haben.

Aus Mexiko wird gemeldet, daß in Veracruz die Regierungstruppen zu dem aufständischen General Diaz übergegangen sind.

19. Oktober.

Der Kaiser trifft in Hamburg ein und nimmt an der Einweihung der neuen Michaeliskirche teil. Von dort begibt er sich nach Wilhelmshaven zur Enthüllung des Colignydenkmals (Abb. S. 1803).

Das Reichsgericht verurteilt den französischen Spion Banchelin zu acht, seine Mitschuldigen Thiebaud und Becher zu sechs Jahren Zuchthaus.

Vom Kriegschauplatz melden die Bulgaren, daß sie auf dem Marsch gegen Adrianopel Mustafa Pascha besetzt haben, die Türken, daß sie den Bulgaren bei Kanabunar in Bulgarien eine Niederlage beigebracht haben.

20. Oktober.

Der Kaiser kehrt von Wilhelmshaven nach Potsdam zurück.

Kardinal Kopp feiert in Breslau sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum und zugleich sein fünfundzwanzigjähriges Jubiläum als Fürstbischof von Breslau.

Der Kommandant der griechischen Seestreitkräfte im Jonischen Meer verkündet die Blockade der türkischen Küste vom Hafen von Gomenitza bis zum Eingang des Golfs von Arta.

Ueber Bukarest wird gemeldet, daß türkische Kriegsschiffe den Hafen von Warna beschossen haben. — Aus Podgoritza kommt die Nachricht, daß Hassim-Bei mit 2000 Arnauten auf dem Marsch von Ipek nach Berane bei Plava in einen Hinterhalt der Montenegriner fiel und mit 280 Mann gefangengenommen wurde.

21. Oktober.

Prinz Heinrich von Preußen verläßt Tsingtau an Bord der „Gneisenau", um von Dalny aus die Heimreise quer durch Rußland fortzusetzen.

In Brüssel tritt die Internationale Konferenz zur Bekämpfung des Mädchenhandels zusammen.

Aus Podgoritza wird gemeldet, daß die Montenegriner Gusinje eingenommen haben. — Die türkische Regierung teilt mit, daß sechs griechische Kriegschiffe vor Tenados erschienen sind.

22. Oktober.

Das preußische Abgeordnetenhaus nimmt seine Arbeiten wieder auf.

23. Oktober.

Um Kirk-Kilisse, eine befestigte Stadt, etwa 50 Kilometer östlich von Adrianopel, finden heftige, für die Bulgaren sehr verlustreiche Kämpfe statt.



Oesterreich-Ungarn und die Balkankrise.

Von Dr. Paul Herre,

A. o. Professor an der Universität Leipzig.

Über Österreich-Ungarns Stellung zur Balkankrise herrscht in Deutschland vielfach Unklarheit. Bei der großen Bedeutung, die die Rolle unseres Verbündeten in dieser tiefgreifenden Konfliktfrage für uns hat, dürfte es deshalb angebracht sein, sich den Anteil der Donaumonarchie einmal in seinen historischen und politischen Zusammenhängen zu vergegenwärtigen. Zugleich lehrt uns diese Betrachtung vielleicht auch, unsere eigene Stellungnahme zu den sich noch ergebenden Verwicklungen sicherer zu beurteilen.

Entscheidend für Österreich-Ungarns auswärtige Politik ist die neue Staatsidee des Gesamtdonaustaats, wie sie sich nach 1866 und 1870/71 allmählich entwickelte, um im letzten Jahrzehnt feste Gestalt anzunehmen. Statt der früheren, auf Deutschland und Italien gerichteten Machtziele sind die osteuropäischen Tendenzen für die Haltung des Habsburgerreichs bestimmend geworden; ihnen muß sich die gesamte Staatspolitik unterordnen. Es ist kein Zweifel, daß Österreich-Ungarn auf die Ausbreitung nach dem Balkan hin gewiesen ist, daß darin seine Großmachtstellung beruht. Während andere Staaten in kolonialer Betätigung das Staats- und Wirtschaftsleben zu stärken suchen, liegen alle Staats- und Wirtschaftsaufgaben der Donaumonarchie in der Erfüllung der scharf zur Richtschnur genommenen orientalischen Mission beschlossen.

Lange Zeit hat sich Österreich-Ungarns Orientpolitik auf dem Boden des türkenfreundlichen Statusquo bewegt. Gedanken des Landeserwerbs haben dem Habsburgerreich bis in das letzte Drittel des 19. Jahrhunderts ferngelegen, und noch während des Krimkrieges hat es von einer Gewinnung der Moldau und Walachei im Austausch gegen italienisches Gebiet Abstand genommen. Erst das ungestüme Vordringen des von starken Ausbreitungstendenzen erfüllten Rußland, das, von panslawistischen Ideen vorwärts getrieben, im 19. Jahrhundert immer wieder versucht hat, auf dem Balkan festen Fuß zu fassen, führte zu einer an der Zerstückelung der Türkei mitwirkenden Politik. Das eigenartige Ergebnis dieses jahrzehntelangen Gegeneinanders war die Befreiung der Balkanvölker mit Hilfe Rußlands, das selbst seine Erfolge auf asiatischem Boden erntete, und die Gewinnung Bosniens und der Herzegowina für Österreich-Ungarn, dem die Provinzen dank der überaus geschickten Politik Julius Andrássys wie eine reife Frucht in den Schoß fielen. Mit diesem Resultat war die Wiener Regierung zufrieden. Man hatte auf dem Balkan Eingang gefunden und verspürte zunächst keine Neigung, mehr zu erringen. Nicht einmal rechtlich nahm man von den Provinzen Besitz, sondern man begnügte sich, sie zu „okkupieren“, d. h., zu besetzen und in Verwaltung zu nehmen. Wenn an dieser Zurückhaltung auch die internationalen politischen Verhältnisse Anteil hatten, so war sie doch vor allem in inneren Schwierigkeiten begründet: der ursprünglich betriebenen Annexion setzten die Deutschen Österreichs, die durch Erwerbung neuen slawischen Gebiets den deutschen Charakter des Staatswesens bedroht sahen, heftigen Widerstand entgegen.

In dem Fortwirken dieser inneren Gegensätze, die sich bald in den erbittertsten Nationalitätenkämpfen entluden, beruht es, daß Österreich-Ungarn während der nächsten Jahrzehnte ängstlich jedem Konflikt im Bereich des Balkans auswich. Manche neue Nachgiebigkeit Rußlands blieb unbenutzt, und in der großen Krise der Jahre 1886 bis 1887 befleißigte man sich weitestgehender Reserve, in engem Zusammengehen mit dem verbündeten Deutschen Reich. Nicht einmal während des Russisch-Japanischen Krieges ergriff man die günstige Gelegenheit der völligen Ohnmacht des Zarenreiches, um den tatsächlichen Zustand in Bosnien und der Herzegowina zu einem rechtlichen zu machen, und man ließ es auch zu, daß sich zu Rußland noch ein zweiter Rivale auf der Balkanhalbinsel gesellte: Italien, das, einer französischen Anregung Folge leistend, sein begehrliches Auge auf das adriatische Gegengestade richtete.

Daß diese Haltung allmählich zu einer Politik der versäumten Gelegenheiten wurde und auf die Dauer das staatliche Interesse schwer gefährdete, sah auch die österreichische Staatsleitung ein, und mehr und mehr wurde zur Überraschung der Welt die Donaumonarchie, die man mit Riesenschritten einem unaufhaltsamen Untergang entgegengehend wähnte, von fähigen Staatsmännern verkörpert, wieder ein lebendiger Faktor in den internationalen Gegensätzen. Schließlich tat Graf Aehrenthal, die weiterwirkende Schwäche Rußlands wenigstens nachträglich ausnutzend, im Oktober 1908 den völlig unerwarteten Schritt, die Annexion Bosniens und der Herzegowina auszusprechen, um die Provinzen dem nach dem Sieg der Jungtürken eingerichteten osmanischen Verfassungstaat endgültig zu entziehen. Es ist nicht zu bestreiten, daß diese Maßregel im staatlichen Interesse Österreich-Ungarns unbedingt geboten war. Die Regierung hatte das Recht und die Pflicht, auch gegenüber einer drohenden Kriegsgefahr mit Entschiedenheit daran festzuhalten, und es kennzeichnet den zwischen den Mächten herrschenden Zustand eifersüchtiger Überwachung, daß es der deutlichen Erklärung der deutsch-österreichischen Waffengemeinschaft bedurfte, um die widerstrebenden Mächte der Tripleentente zur Anerkennung der Annexion zu bewegen und einen namentlich von England und Rußland betriebenen Kriegsausbruch zu verhindern. Das gegen die Einverleibung neuen kroatischen Gebietes in den Donaustaat weiterfrondierende Serbien wurde vom russischen Schirmherrn schließlich im Stich gelassen und mußte sich vor dem überlegenen Nachbarreich beugen.

Nur unter großen Schwierigkeiten ist es gelungen, auf friedlichem Weg dieses Ergebnis zustande zu bringen, von dem man kaum sagen kann, daß es dem Geist des Berliner Vertrags widerspreche. Österreich-Ungarn lief Gefahr, infolge der türkischen Vorgänge seines tatsächlichen Besitzes wieder beraubt zu werden, den es in bewundernswerter zäher Kulturarbeit der europäischen Zivilisation erschlossen hatte, und für den kleinen Schritt der rechtlichen Angliederung der drei Jahrzehnte zuvor okkupierten Provinzen übte es die Entsagung, den aussichtsvoll gen Süden vorgesetzten Fuß zurückzunehmen und den Sandschak Novibasar preiszugeben, dem als Trennungsgebiet des stammverwandten Serbien und Montenegro eine besondere politische und militärische Bedeutung zukommt. Daß die Regierung die sich dort vorbehaltenen Rechte auf die Anlegung von Militärstraßen und die Haltung von Garnisonen aufgab, wird sie heute doppelt schmerzlich bedauern; aber es scheint, daß Italien seine zuvor eingeholte Zustimmung zur Annexion an diesen Verzicht gebunden hat.

Vollends seitdem war Österreich-Ungarn Balkanmacht, und es war zugleich die mächtigste. Weiterzugehen hat es sich nicht entschlossen, vielmehr hat es mit aller Entschiedenheit die Statusquopolitik auf das Banner geschrieben. Aber die Dinge selbst sind nicht stehengeblieben. Der auf der Halbinsel längst propagierte Gedanke eines christlichen Balkanbundes verwirklichte sich im Anschluß an die Vorgänge des Tripoliskonflikts, und das von England mit kluger Überlegung in die Wirrnisse des näheren Orients abgelenkte Rußland wurde der heimliche Protektor dieses Bündnisses Bulgariens, Serbiens, Montenegros und Griechenlands. Wir können nicht sagen, ob die Wiener Regierung es in der Hand hatte, ihrerseits die Führung des Viermächtebundes zu übernehmen, wiewohl Anzeichen dafür vorhanden sind. Jedenfalls hat sie recht getan, sich von dieser Kombination fernzuhalten; sie hätte dadurch nur einen Teil ihrer Handlungsfreiheit eingebüßt, ohne etwas Greifbares zu gewinnen. Denn es unterliegt keinem Zweifel, daß das eigentlich Zusammenhaltende des Balkanbündnisses nicht die real erkannte Interessengemeinschaft der Einzelstaaten ist, sondern die vom gemeinschaftlichen Türkenhaß genährte panslawistische Gedankenwelt, und solange sich nicht in den Balkanvölkern der Sinn für politische und kulturelle Selbständigkeit siegreich über alle andern Regungen durchgesetzt hat, fordert das österreichisch-ungarische Staatsinteresse, darüber zu wachen, daß der Zustand auf der Halbinsel keine wesentlichen Änderungen erfahre. In diesem beispiellosen Wirrsal muß mit abwägender Vorsicht verfahren werden, und die ruhige und überlegte Haltung eines kulturell gereifteren Volkes wie der Rumänen läßt den einstigen Erfolg dieses schrittmäßigen Vorgehens erhoffen. Anderseits aber bedarf es ziel-

bewußtester Verfolgung der beschrittenen Bahn. Die Großmachtstellung Österreich-Ungarns erfordert das unerschütterliche Festhalten an der in Angriff genommenen Expansion nach dem Balkan, und es muß sich gegebenenfalls immer von neuem mit Entschiedenheit anderen Großmächten entgegenstellen, die etwa aus Gründen politischer Theorie oder Praxis auf diese Balkanverhältnisse einzuwirken suchen sollten. Die Erhaltung des Statusquo muß die Richtschnur der österreichisch-ungarischen Orientpolitik sein — bis der Augenblick gekommen ist, eine dem Donaureich günstige Lösung herbeizuführen. So gewiß dieser südosteuropäische Raum einer Einheit bedarf, so gewiß wird für das Donaureich die Stunde kommen, wenn es selbst ihr nur mit starkem Willen entgegenstrebt.

Man sage nicht, daß es für Österreich-Ungarn nicht vorteilhaft, sondern schädlich sei, wenn es sich weitere slawische Stämme angliedere, denn das Staatswesen werde so immer mehr seinen deutschen Charakter einbüßen. Gegenüber solcher Einwendung muß vor allem auf die Art der Angliederung hingewiesen werden. Niemals wird eine politische Einverleibung jener Balkanstaaten das Ziel des Donaureichs sein, nur eine wirtschaftspolitische Verbindung hat es zu erstreben. Dies Ziel einer wirtschaftlichen Einheit, die allerdings auch irgendeinen politischen Ausdruck finden muß, hat es indessen unbeirrbar als die eigentliche Aufgabe ins Auge zu fassen. Das Gesamtdonaureich vom Böhmerwald bis ans Schwarze und Ägäische Meer muß den Abschluß dieser Entwicklung bilden, und dieses Staatengebilde kann niemals slawischen Charakter haben, so förderlich es der Erhaltung seiner slawischen Bestandteile sein wird. Europas slawische Großmacht ist Rußland, zu dem das Habsburgerreich im schärfsten Gegensatz steht. Das Zarenreich ist der slawische Staat, in dem die Sonderheiten slawischer Einzelstämme keine Stätte haben. Es zerschlägt und nivelliert. Österreich-Ungarn aber ist der Staat der Völkersplitter, in dem jeder Stamm sich in seiner Eigenart behaupten kann, wenn er sich nur der wirtschaftlichen Einheit einordnet und die damit verbundenen politischen Verpflichtungen auf sich nimmt. Die Deutschen aber werden immer den vornehmsten Bestandteil dieser Völkergruppe bilden, einmal weil sie den andern Stämmen kulturell weit überlegen sind, vor allem jedoch weil sie an der geschlossenen Kulturgemeinschaft der Reichsdeutschen Anteil haben. Dieser Gestaltung arbeitet der innere Ausbau des neuen österreichisch-ungarischen Staatswesens in die Hände. Man ist an der Donau unzweifelhaft auf dem Wege, die nationale Autonomie zu verwirklichen, so viel Schwierigkeiten der Durchführung dieses Ziels im einzelnen auch noch entgegenstehen, und bei der überall erkennbaren Erstarkung der Volks- und Staatskräfte hat man Grund zu hoffen, daß die Verständigung zwischen den dann scharf abgegrenzten Nationalitäten in näherer Zukunft erreicht wird; Ungarn wird mit seinem rassemäßig völlig isolierten Madjarentum trotz allen Sträubens dem österreichischen Vorbild folgen müssen.

Angesichts der so charakterisierten Entwicklung erwächst somit Österreich-Ungarn eine doppelte Aufgabe. Es hat mit der Vereinigung der südosteuropäischen Völkersplitter und der Erhaltung der slawischen Einzelinteressen sich den panslawistischen Tendenzen entgegenzustellen und verrichtet damit eine Leistung, die auch den Reichsdeutschen zugute kommt. Zugleich aber ist ihm die große Kulturaufgabe gestellt, die ihm schon Heinrich von Treitschke zuerkannt hat, für alle Zeiten Mittler orientalischer und europäischer Volkskultur zu sein, und auch an ihrer Lösung fällt den Reichsdeutschen kein geringer Anteil zu. Vollends diese Betrachtung zeigt, wie Deutschland allen Grund hat, dem benachbarten Habsburgerreich alles Gedeihen zu wünschen. Deutschland hat das größte Interesse daran, daß Österreich-Ungarn als Großmacht mit seinen ihm zugewiesenen eigenartigen Aufgaben nicht nur erhalten bleibt, sondern erst eigentlich in den Sattel gehoben wird. Immer wieder erweist sich dieses starke verbündete Mitteleuropa als eine unangreifbare Trutzburg, und es sollte mit allen seinen Teilen in dieser Kraft erhalten bleiben, staatlich, militärisch, wirtschaftlich und geistig. Aber nicht nur unser Staat, sondern auch unser Volkstum hat dieses Interesse. Wenn auch die geschichtliche Entwicklung die Deutschen in zwei auseinandergerissene Bahnen gelenkt hat, so führen diese doch immer wieder zusammen. Der zähe Kampf, den unsere Volksgenossen an der Donau für ihr Volkstum kämpfen, wird auch für uns mitgeführt, und wir sollten uns in Reichsdeutschland nicht mehr einbilden, daß wir ihnen gegenüber nur noch die Gebenden sind. Das geistige Band, das die Reichsdeutschen und die Deutschen Österreich-Ungarns umschlingt, darf niemals zerrissen werden. Es ist für beide Teile Lebensnerv, und es sollte nie mehr daran gedacht werden, diese Ketten in eine andere politische Form zu bringen, wie mancher Alldeutsche träumt, so sehr man einen noch engeren Zusammenschluß der Staaten und Wirtschaftsgebiete erhoffen möchte. Seien wir uns bewußt, daß die Zukunft uns Deutschen in dieser politischen Trennung die zwei Probleme zugeteilt hat, deren Lösung mehr als die irgendeines andern ein neues Stück des Weges freigibt in der Richtung sehnsüchtig erstrebter Betätigung freien, reinen Menschentums in friedlichem Miteinanderleben aller Völker und Rassen. Die Deutschen des Reichs sollen die Versöhnung zweier Religionen und Weltanschauungen im Körper der politisch geeinigten Nation verwirklichen; der südostdeutsche Stamm aber soll die Frage des Zusammenlebens mit Nationen anderer Rasse in dem gleichen Staat lösen. Das verknüpft das Deutschtum in Nord und Süd trotz aller Trennung, denn diese beiden Aufgaben berühren sich aufs innigste und zwingen sie zu Leistungen, die ihnen in gemeinsamer Arbeit noch eine große geschichtliche Zukunft sichern.

Am 10. Oktober sprach der österreichisch-ungarische Minister des Auswärtigen Graf Berchtold in der Ungarischen Delegation folgende Worte: „Wir haben auch in der letzten Phase der Weltpolitik für den Statusquo Stellung genommen. Wir verfolgen auf dem Balkan keine Eroberungspolitik. Das bedeutet aber nicht, als wären wir an den Balkanereignissen nicht interessiert. Wir haben auf dem Balkan die wichtigsten Lebensinteressen und sind entschlossen, sie unter allen Umständen zu wahren." Die Sätze bilden eine programmatische Erklärung mit greifbarstem Inhalt. Sie sind die in ernster Stunde gemachten Äußerungen eines Ministers, der sich der Bedeutung seiner Feststellung bewußt ist und in aller Klarheit erkennen läßt, daß sein Staat ein festes Ziel vor Augen hat, von dem nicht abgewichen werden kann, wenn er sich nicht selbst aufgeben will. Welch Glück für einen Staatsmann, in dieser Lage zu sein! Welch Ansporn zur Tat! Zunächst hat der Hinweis auf Österreich-Ungarns Lebensinteressen seine gute Wirkung gehabt, aber Graf Berchtold wird in der nächsten Zeit, bei Konferenzen oder Friedensschlüssen, noch manchmal in die Notwendigkeit kommen, seine Worte zu wiederholen und danach zu handeln. Hinsichtlich der Gesamtrichtung der auswärtigen

Politik des Donaureichs darf es für ihn keine Unsicherheit und kein Schwanken geben. Im politischen Tagesstreit aber ist er keineswegs frei: in der gegenwärtigen Weltlage ist Österreich-Ungarn mehr denn je an Deutschland gekettet. Deutschlands politisches Interesse jedoch ist mit dem österreichisch-ungarischen im einzelnen nicht unbedingt identisch, mag es auch die Unterstützung der Balkanpolitik des Donaureichs sich ernstlich und mit Überzeugung angelegen sein lassen, wie die deutsche Regierung schon mehrfach bewiesen hat. Indessen darüber wird in Berlin wie in Wien volle Klarheit bestehen, und wir dürfen das Vertrauen haben, daß die Rücksichtnahme auf gewisse Divergenzen des Tages in loyalster Weise geübt wird, und daß unter aufrichtiger Verständigung über Einzelfragen die Interessengemeinschaft der beiden verbündeten Staaten um so wirksamer vertreten wird

Rudolph Stratz, der Verfasser unseres neuen Romans.

Von Carl Conte Scapinelli. — Hierzu 2 photographische Aufnahmen.

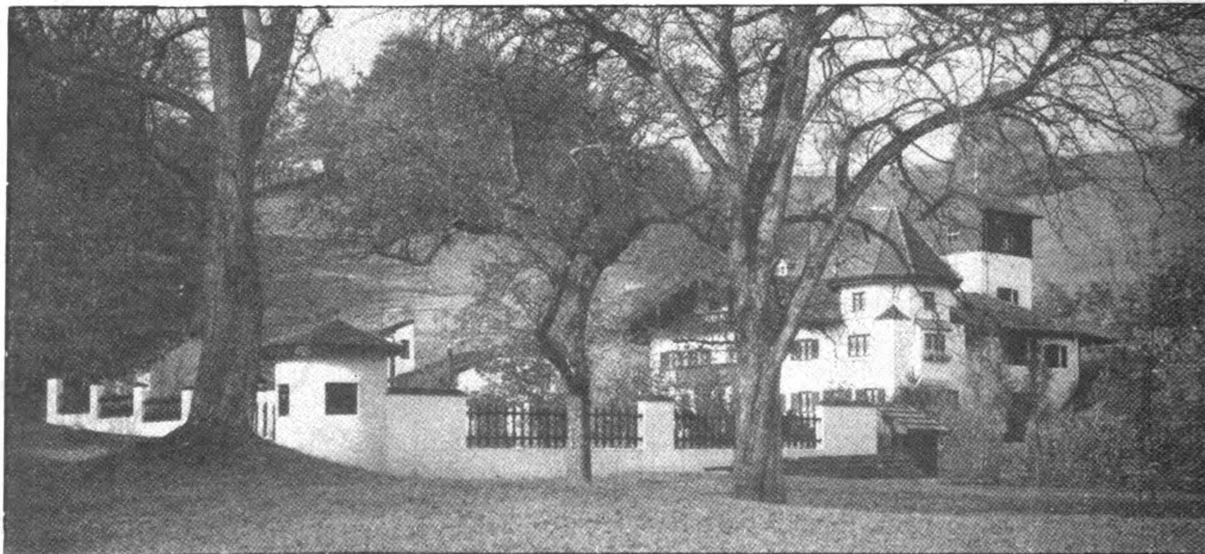
Ein kurzer, markiger Name, der Name eines alten deutsch-russischen Kaufmannsgeschlechts, der Name eines echten, deutschen Dichters und Erzählers, eines, der viele Menschen und Länder gesehen, der die Gesellschaft dreier Weltreiche kennt.

Von all den fernen und fremden, ihm vertrauten Welten, die er bereist, von Fahrten in deutsche und südliche Länder ist er endlich selbst mitten in den Bergen Oberbayerns seßhaft geworden. Dort hat er sich als echter Dichter das ruhige Idyll geschaffen, von dem aus er heute die Welt betrachtet, die stille Warte mitten im Grün auf eigenem Grund und Boden. Dort steht er am Wegrain der Heeresstraße des Lebens und sieht mit Seheraugen den breiten Strom der hastenden, ringenden, Glück suchenden Menschlein an sich vorbeiziehen, versteht ihre Freuden und Leiden, erzählt uns von ihren Kämpfen und singt uns das ewig junge Lied ihres Liebens. Aber hinter dem allen, da wächst machtvoll und groß als wuchtige Kulisse der deutsche Himmel, das deutsche Reich, die deutsche Art empor. Über der Kleinen Leben und Streben hinweg, weiß er uns immer wieder durch einen großen aktuellen Gedanken an große Aufgaben, an große Fragen zu erinnern. So auch in seinem neusten Romanwerk „Stark wie die Mark“, das heute in der „Woche“ beginnt.

Seit Rudolph Stratz auf Gut Lambelhof an der Seite seiner geistvollen Gemahlin im Kreise schöner Geselligkeit von Weltfahrten ausruht, hat er vielleicht zu vielen Großen erst die richtige Distanz gewonnen. Es ist kein riesiger, unübersehbarer Besitz, der ihn hier umgibt, kein Landgut, das die Arbeitskraft des Besitzers ganz für sich fordert, sondern ein Sonnenwinkel, gebettet in grüne Matten, geschützt von Hügeln und Bergwäldern. Von dem behaglichen Herrenhaus, das im Herzen der ihm gehörigen Landschaft liegt, von der Höhe der aufsteigenden Parkwege kann er seine eigene, kleine Welt übersehen. Erzählen die reich ausgestatteten Empfangsräume, die warme, in sattem Braun gehaltene Diele vom Sammlerfleiß und von den Reisen ihres Besitzers, so spricht uns der Wirtschaftsbau, die Pferde- und Geflügelställe, die Fischweiher und die Kaninchenzucht, die stillen Steige auf hügeligem Terrain, die alten Bäume des schützenden Parkes von der Zusammengehörigkeit Stratzens mit der Natur.

Von seinem im Parterre gelegenen Arbeitzimmer kann er, wenn er sich im Geist mitten in der Ebene Norddeutschlands, mitten im Trubel von Paris und London befindet, zu den ruhigen, gigantischen Bergriesen des Chiemgaus aufsehen.

Der Vormittag gilt der ernsten, literarischen Arbeit, der Nachmittag der Sammlung und der Geselligkeit, der Abend oft der Lektüre. Und in der Stille seines Besitzes, die kein Wagengerassel, kein Hupenton eines Autos stört, mögen die Gedanken, die er mit großer, eiliger Schrift festhält, doppelt laut und weihevoll zu ihm sprechen.



Phot. Max Hauch.

Das Wohnhaus auf Gut Lambelhof, dem Heim von Rudolph Stratz.

Wie jedem echten Erzähler ist ihm die Arbeit, das Schaffen, das Niederlegen seiner Ideen, ein inneres Bedürfnis, ein ernster, priesterlich ernster Beruf.

Und nach dem Festhalten des Großen und Weltbewegenden hat er immer wieder das Bedürfnis zur Freude am Kleinen, an den zahlreichen Lebewesen seiner Ställe, an den schönen Pflanzen vor dem Haus.

Wer innerlich reich ist, dem wird immer der Friede und die Stille um ihn zu lauten Kündern, zu dröhnenden Sprechern werden. Wer innerlich reich ist, dem wird der Alltag zum Wunder, der sieht hinter dem scheinbar Nebensächlichen die Hauptsachen, hinter der ewigen Natur ihre Wunder.

Geistige Abgeklärtheit sieht über das Idyll hinweg immer das Große, sieht über Hügel, Wälder und Seen die Gesamtheit und die Einheit, sieht auch über Bayerns Berge hinweg das große Reich.

Und während er stumm auf aufsteigenden Waldwegen dahingeht, reifen in ihm die geistigen Früchte, und während er schweigend im Feuerschein in die friedliche Stille seines Besitzes hinausträumt, spricht er laut und eindringlich zu der großen Schar seiner Leser.

Stratz' literarische und menschliche Persönlichkeit ist in seinem Aeußern schon klar ausgedrückt. Ein ragender, großer, schlanker Mann, dessen Worte in vornehmer Gelassenheit wohlerwogen und nicht laut fallen. Dessen Augen mehr sprechen als seine Zunge; dabei von knapper, verhaltener, gedämpfter Liebenswürdigkeit. Einer, der sich über die andern vergißt, der nicht wie so viele Schriftsteller nur von sich und seinen Werken zu sprechen weiß. Halb die ruhige, gelassene Art des weltgewandten Großkaufmanns, der sich der würdigen Repräsentation seines Deutschtums bewußt ist in allen Lagen, halb der ehemalige Offizier, der Zucht, Zurückhaltung und Strenge gegen sich kennt.

So sammeln sich in seinem Haus in schönen, sonnigen Herbsttagen die einflußreichsten und vornehmsten Vertreter bayrischen Grundbesitzes, und mit tiefem Verstehn horcht er auf ihre Reden, immer der liebenswürdige Hauswirt, immer der verstehende, in allem unterrichtete Mann, der, von seiner Gattin unterstützt, es seinen Gästen behaglich zu machen weiß. Dann kann er ganz Gutsherr sein, kann sich ganz in die Fragen der Landwirtschaft, denen er von jeher kein Fremder war, vertiefen und kann sich mit den Gästen nicht seines schönen Besitzes allein, nein, der herrlichen umgebenden Bergwelt naiv erfreuen.

Der stete Umgang mit der Natur, ihr ewiger Reichtum macht auch ihn innerlich so reich, daß er in jedem neuen Werk seiner Feder andere Fragen, andere Schicksale anschlagen kann.



Hofphot. Ernst Sandau.

Rudolph Stratz und Gemahlin.

Die klare Logik seines ganzen Wesens teilt sich seinen Werken mit, und die konzentrierte, im stillen gereifte Arbeitsart macht auch den inneren Aufbau seiner Romane so straff und von unerbittlicher Konsequenz. Nur sein warmes Herz schlägt flammend durch das festgeschmiedete Gerüst seiner Handlung durch, und der Brand seiner Sprache macht darin jene Note, die alle Leser mitreißt.

Erfrorene Hoffnung.

Eine Weinbetrachtung von Joseph Lauff.

„Junge, Junge, Junge — das wird ein properer Jahrgang!" pflegte mein Freund, der treffliche Amtsgerichtsrat Petrus Zenz, des öfteren zu sagen, wenn wir durch seine köstlichen Lagen im Valwiger Herrenberg spazierten oder weinfroh und verständnisinnig in der Traube bei Papa Brixius saßen, die Mosel zu Füßen und im Angesicht der wispernden Rebenberge . . . „Junge, Junge, Junge!" . . . Und dann fuhr er fort, wonnig schnalzend und seine Begeisterung in fetten Gutturallauten über Glas und Tisch deklamierend:

„Erst müßt die Rebe ausgerottet werden,
Vielleicht wär dann das Weib das Schönste auf der Erden!"

Also Petrus Zenz, der treffliche Amtsgerichtsrat, der es gut meint mit seiner Klientel, aber auch mit denen, die noch nicht zum hohen Orden der Temperenzler gehören und in einem guten, süffigen Tropfen noch immer die Allmacht und Allgüte ihres Schöpfers erkennen. Aber in diesem Jahr — jetzt, wo die Wingertsleute keine Lieder mehr haben und es klapperdürr in den verfrorenen Rebstöcken rappelt . . . ich meine: wird er auch heuer den „Neuen" so tiefgründig apostrophieren und die'e seine Anrede mit dem verheißungsvollen, seligen Ausruf „Junge, Junge, Junge" beginnen . . .?! Fraglich! — Denn nach den kalten Nächten hängt es tränenschwer in der Luft, der Häher spektakelt durch den Nebel, und auf den fröstelnden Thyrsusstäben hocken die Krähen, plustern sich auf und orakeln böse Zeitung von Wingert zu Wingert.

Länger denn sonst hielt es mich in diesem Jahr auf unserm kleinen Sommersitz an der Mosel. Mich fesselte die Arbeit, aber allmorgens ließ ich meine Blicke von lustiger Höhe durch das gesegnete Land gleiten — für kurze Spanne, um mein Herz fröhlich zum Schaffen zu machen. — So auch heute. Aber es ist keine heitere Ausschau!

Dickbauschig liegt es zwischen den Schroffen der Brauselay und den Rebenhängen von Valwig. Klumpig zieht es vorüber, wie segelnde Watte, die kalte Winde mit sich führen. Dunstig webt es zwischen Himmel und Erde, und man muß schon optimistisch veranlagt sein, um irgendwo ein herzerquickendes Lächeln, ein Hoffnungstrählchen in der herbstlichen Natur zu erwischen. — Die erste Morgenglocke erschallt. Andere schließen sich an. Es sind die Glocken von Cochem, Ernst und Valwig. Aber wie klangen sie sonst in früheren Herbsttagen. Damals! . . . — Herrgott nochmal, waren das prächtige Stimmen! — Sonor wie Domorgeln, und mit jauchzenden Zungen sangen sie ihr „Vinum bonum, vinum bonum!" durch die buntgefärbte Landschaft, in der fröhliche Menschen zwischen gesunden Stöcken herbsteten und der weintrunkene Kranz ganz taumelselig vor den Straußwirtschaften auf und nieder schaukelte.

Aber heute! . . . — Himmel erbarme dich unser!

Es ist gerade so, als hätten sich die fetten Kirchenglocken baumwollene Nachtmützen übergezogen, als hätten sie das Zipperlein im Nebel bekommen und müßten jetzt ein spitzes, betrübliches „Aeppelpäppel, Aeppelpäppel!" in alle Welt hinauswinseln.

Ja, mein lieber Petrus Zenz, „Aeppelpäppel" singen die Glocken, das „Vinum bonum" ist ihnen im Halse steckengeblieben . . . Und wie das mit den Glocken bestellt ist, also ist es auch der diesjährigen Weinlese und dem diesjährigen Neuen ergangen: „Aeppelpäppel, Aeppelpäppel! . . ."

Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
Ich muß euch anschaun immerdar . . .

Aber was ich sehe, das macht die Seele nicht selig und das Herz nicht begeistert.

Und doch ließ sich das Jahr so trefflich und gesinnungstüchtig an. Das gut ausgereifte und überwinterte Holz kam glücklich durch die kalten Frühlingsnächte hindurch, setzte köstliche Gescheine an und verstreute verschwenderisch seinen duftigen Weihrauch in den jungen Sommertagen. Wonniger Sonnenschein hing wochenlang auf den Bergen, förderte und ließ gedeihen und versprach ein fröhliches Reifen, bis die Tage einsetzten, von denen ein kundiger Thebaner behauptet: „Sie gefallen mir nicht." Regenschwere, unselige Tage! — Unter ihrer Herrschaft gedieh der infame Traubenwickler, der in seiner ersten und zweiten Generation ärger unter den Beeren hauste als in früheren Jahren die Landstörzer unter Gänsen und Enten aufräumten — und dennoch: alles wäre noch zu ertragen gewesen, hätten nur die lumpigen Herbstfröste ein Einsehen gehabt und wären später gekommen. Aber sie hatten kein Einsehen, fielen erbarmungslos über die schutzlosen Weinstöcke her, schrumpfelten das lebenerhaltende Laub ein, zerrten ihnen den Schmuck vom Leib und zogen den Trauben und Träubchen ekelhafte Fuchsperücken über die Ohren.

Da war denn auch die letzte Hoffnung auf eine leidliche Mittelernte zunichte gegangen. Viele brave Männer, die das ganze Jahr hindurch mit krummem Rücken und schwerem Atem geschafft und gerungen, stehen jetzt vor dem Ruin, denn das Winzerelend macht gierige Augen, knöchelt auf den Tisch und sagt: „Ich will Brot haben." — Hilfe tut not; die Weinbauern können sich selbst nicht mehr helfen. Der Staat und die Vertreter des Volkes müßten segensreich eingreifen. Wenn auch von der Forderung eines Notstandgesetzes abzusehen ist, so ist doch unbedingt an eine Aenderung des vorliegenden Weingesetzes zu denken, wonach die zeitliche und räumliche Begrenzung erweitert werden müßte und für die Verschnittvorschriften der Deklarationzwang zu fordern wäre. Helft ihnen! — denn es ergeht den Winzern hundsmiserabel. —

Zwei kalte Nächte nur — und vieles Hoffen und Wünschen und die heiße Sehnsucht von Tau'enden war zu Grabe getragen! Was die letzten vierzehn Tage noch gut machen wollten, das haben jene verhindert. Widerwillig zieht der Winzer zu Berg oder zur Mark, um die Trauben zu schneiden, denn fuchsig ist alles, was sie herbsten, und spärlich dazu, denn Frost und Kälte haben viele Beeren verkrumpelt und von den Rappen gebissen. Widerwillig bestellt er die Kelter, denn was in den Bottich rinnt und träufelt, weist einen Säuregehalt von 12—17 pro Mille auf und einen Geschmack nach Frost, der die Zunge beleidigt. Das kann nichts Hervorragendes werden, das kann nicht an das heran, von dem die Nassauer, kirchenfromm und kirchenandächtig, sagen, indem sie das Tröpfchen quer nehmen und die Hände ob dem Bäuchlein falten: „Herrgott, was e Weinche!" — Und daher: wir müssen halt still bei dem „Neuen" halten und, wenn es nicht anders geht, ihn auch trinken, denn kein Zweifel: er ist noch verbesserungsfähig.

Nicht überall ist es so traurig bestellt. Es gibt noch Gebiete am Rhein und der Mosel, in der Pfalz und sonstwo, wo es noch leidlich abging und Mostgewichte bis zu 97 Grad nach Oechsle erzielt wurden; aber auch hier schneidet die Säure ein bedrohlich Gesicht, und die letzten vierzehn Tage konnten keine rechtschaffene Arbeit mehr leisten.

Im großen und ganzen ist das Jahr 1912 für Weinbau, Weinpflege und Weingenuß ein verpfuschtes gewesen, und der Frost schlug dem schon halblecken Faß völlig den Boden aus.

So dachte ich und schrieb nieder, was meine Seele bewegte — und dann . . .

Es will Abend werden, die Dämmerung sieht durchs Fenster, und da entschließe ich mich, noch ein gemütliches Schöppchen zu trinken. Bei Hermann Joseph Brixius jenseit der Mosel ist gut pokulieren. Eine brave Tafelrunde empfängt mich. Der Herr Direktor ist da, der Doktor, der Rentmeister, der Meister der schwarzen Kunst und andere . . . und in seiner ganzen Würde und Herrlichkeit präsidiert Herr Petrus Zenz, hebt ab und zu sein Gläschen und kräuselt bläuliche Zigarrenwölkchen zur Decke. Er sitzt schwer in Betrachtung. Kurz vorher ist er von den Weinbergen und der Kelter gekommen. Plötzlich erhebt er sich, klingelt wehmütig ans Glas und spricht mit umflorter Stimme, die allmählich aber eine freudige Klangfarbe annimmt, denn der Herr Amtsgerichtsrat ist niemals eine Art von Kassandra gewesen: „Meine Herren! — Wir stehen an der Bahre einer erfrorenen Hoffnung. Die Hoffnung ist tot, es lebe die Hoffnung! Hoffen wir auf bessere Jahre, auf bessere Herbste, damit es den braven Wingertsleuten wieder wohl ergehe und wir wieder ein Tröpflein genießen, das an das Jahr 1895 erinnert. Vinum bonum, vinum bonum! Das walte der Himmel."

Die Formierung der Armeen im Balkankriege.

Von Generalmajor z. D. Imhoff.

Um sich einen Begriff über die Gründe für die jetzt tatsächlich bekannt gewordene Aufstellung der verschiedenen Balkanarmeen zu verschaffen, empfiehlt es sich, vorerst eine oro-hydrographische Karte zu studieren und dann erst eine politische Karte mit möglichst wenig Namen, aber gut eingezeichneten Wege- und Eisenbahnverbindungen zu Rate zu ziehen. Der Vergleich beider Hilfsmittel gibt zu nachstehenden, ganz allgemeinen Schlüssen Veranlassung.

Der erste Blick auf die orographische Karte zeigt uns, daß die ganze Balkanhalbinsel durch das serbische Grenzgebirge, der Fortsetzung desselben, den Rilo Dagh, und dann durch das Rhodopegebirge in zwei vollkommen getrennte Abschnitte zerlegt wird; jeder von diesen wird ein besonderes Kriegstheater bilden, und in jedem werden wir je zwei oder mehrere feindliche Abteilungen sich einander gegenüberstehen sehen. In dem östlichen Abschnitt finden wir die Maritzaebene, die Festung Adrianopel und das rauhe, für größere Truppenmassen nicht passierbare Istrandscha-Gebirge, das in Verbindung mit dem Ostende des Rhodopegebirges dort nur einen Zugang nach Südosten gewährt, den man mit trouée d'Adrianopel bezeichnen könnte. Bis zur serbischen Grenze befinden sich in dem hohen, steilen Despoto- oder Rhodopegebirge und in Rilo Dagh, abgesehen von dem kaum passierbaren steilen Weg Chaskowo—Kirdjali—Gümürdjina, nur zwei nach Südwesten führende Tore, die für größere Truppenmassen benutzbar sind; es sind das die Wege von Dubnitza nach Djumaja bala und von Küstendil nach Egri Palanka.

Bei dem von **Bulgarien** sicher offensiv zu führenden Krieg sind also zwei getrennte Heeresabteilungen aufzustellen und auch aufgestellt worden, deren eine, in der Maritzaebene und aus der Gegend östlich Jamboli vordringend, gegen die allgemeine Linie Adrianopel—Kirkilisse vorgehen wird, um von hier aus eventuell den Stoß gegen die türkischen Kräfte und die Hauptstadt zu führen. Es ist dies die **bulgarische Ostarmee**. Ihr werden die Türken, nach Vollendung des Aufmarsches ihrer Ostarmee, voraussichtlich in der allgemeinen Linie Adrianopel—Kirkilisse entgegentreten oder, ihrerseits auch die Offensive ergreifend, ihre Kräfte mit dem Gegner in jenem Gelände messen.

Für die bulgarische Westarmee muß das Ziel Uesküb und die Störung der wichtigen Bahnlinie Saloniki — Adrianopel sein. Die beiden Defileen Egri Palanka und Djamabala stehen hierzu zur Verfügung.

Für die **serbische Armee** ist ebenfalls, in Verbindung mit den bulgarischen Kräften, Uesküb das Ziel und ferner Pristina sowie Mitrowitza und das Sandschak. Die zu Gebote stehenden Wege sind das Tal der bulgarischen Morawa, das der Toplica und des Ibars, der Weg nach Novibasar sowie kleinere Zugänge über das serbische Grenzgebirge nach dem nordöstlichen Teil des Sandschaks.

Wir finden daher die bis jetzt bekannt gewordene Teilung der serbischen Kräfte derart, daß **ein Teil** mit den Bulgaren über Küstendil—Egri Palanka vorgeht, daß der zweite Teil über Vranja auf Kamanow—Uesküb operiert, und daß ein oder zwei fernere Abteilungen auf Novibasar und den Sandschak marschieren.

Gegen diese vereinten serbisch-bulgarischen Kräfte hat die Türkei ihre Westarmee etwa in der Linie Uesküb—Ischtip, mit Vortruppen gegen die Grenze, formiert und voraussichtlich eine Abteilung in die Gegend von Petritsch—Seres dirigiert, um dort einem evtl. Vorstoß des Gegners im Strumatal zum Schutz der Eisenbahn energisch entgegenzutreten.

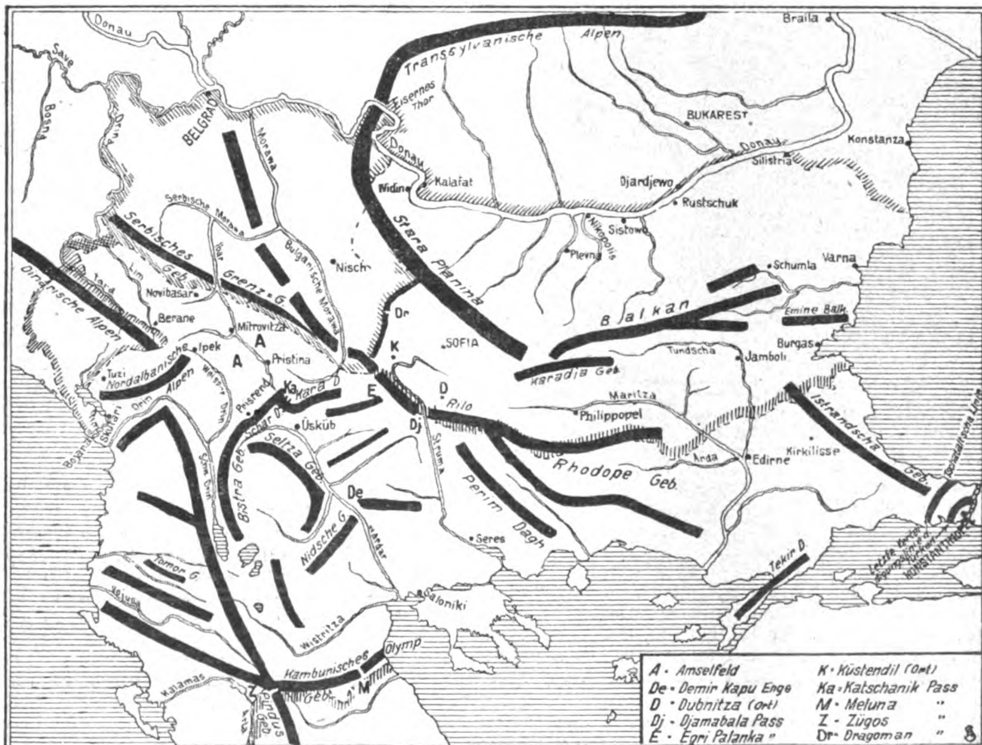
Das Verhalten der türkischen Westarmee wird voraussichtlich defensiv sein, bis die Entscheidung bei Adrianopel gefallen ist.

Die Hauptverbindungslinie in Mazedonien von Süd nach Nord ist einmal das Wardar- und Ibartal. Quer durch das Gelände zieht sich aber das Bistragebirge, der Schar Dagh und der Kara Dagh. Nördlich Uesküb liegt hier der bekannte Paß von Katschanik. Eine andere Verbindungslinie nach Norden geht von Uesküb aus um den Kara Dagh herum nach der bulgarischen Morawa; es ist der Weg, den die Eisenbahn aus politischen und wirtschaftlichen Gründen gewählt hat, um die Donau zu erreichen. Beide Linien wolle der Leser sich genau markieren.

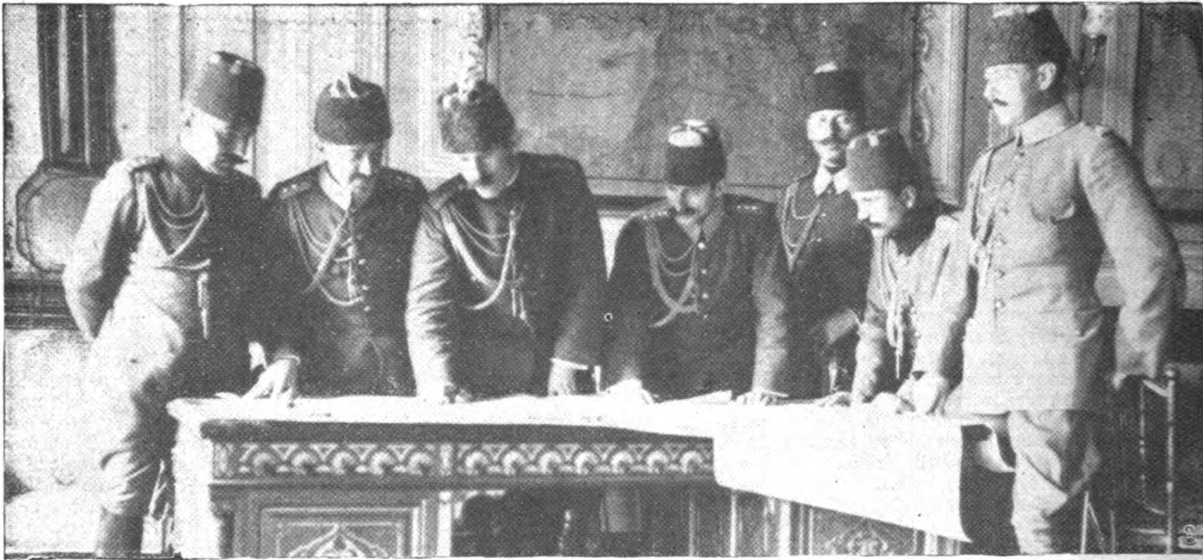
Montenegro hat gewissermaßen die Deckung des Vormarsches des rechten Flügels der Verbündeten, müßte daher möglichst bald über Berane die Verbindung mit den Serben herstellen. Aus politischen Gründen erfolgte aber auch der Vorstoß der Montenegriner auf Skutari, um sich in Besitz des dortigen fruchtbaren Geländes und eines Teils des für die Weiterentwicklung Montenegros wichtigen Küstenstrichs zu setzen.

Montenegro gegenüber finden wir eine selbständige türkische Division (die 24.), die jetzt durch Zuzüge unter Essad-Pascha und durch Redifs verstärkt worden ist. Das Verhalten dieser türkischen Kräfte wird voraussichtlich bis zur Entscheidung im Osten defensiv bleiben.

Wichtig für die Türkei ist das **Verhalten der Alba-**



Karte für die sich aus oro- und hydrographischen Bedingungen ergebende Formierung der Armeen im Balkankriege.



Phot. Illustrationsbüro.

Wo die Fäden der türkischen Kriegsführung zusammen laufen: Türkische Generalstabsoffiziere beim Studium der Kriegslage.

nier, von denen sich ein Teil, die Malissoren und Miriditen (?), für die Verbündeten erklärt haben (desgl. der bekannte Isa Boletinaz), während der Hauptteil der Gebirgsbewohner fest zur Türkei hält. Daß letztere in der Gegend nördlich des Katschanikpasses in Verbindung mit türkischen Truppen noch eine große Rolle spielen werden, liegt nicht außer dem Bereich der Möglichkeit.

Griechenland ist durch die Kambunischen Gebirge von der Türkei getrennt; wichtig ist auch der Zug des Pindus (siehe Karte), der seinerseits wieder Südalbanien in zwei Teile zerlegt. Der Leser möge sich besonders den Meluna- und Zygospaß und die Wegeverbindungen von Süd nach Nord auf seiner Karte markieren. Die griechische Armee hat sich in der Gegend von Larissa gesammelt und den Vormarsch i ber den Melunapaß angetreten. Nicht ausgeschlossen erscheint auch das Vordringen ihres linken Flügels nach Epirus in Richtung auf Janina, um sich in den Besitz des lang erstrebten Epirus zu setzen.

Die in Janina und Kotschana stehenden türkischen Divisionen (22. und 23.), die türkische Südarmee, werden, durch Redifs verstärkt, voraussichtlich zuerst defensiv auftreten und wie die andern auf diesem westlichen Kriegschauplatz die Entscheidung, voraussichtlich bei Adrianopel, abwarten.

Zum Schluß verweise ich nochmals auf die orographische Karte und das Aufsuchen der Striche, wo allein größere Heeresbewegungen möglich sind, z. B. das Amselfeld, die Gegend Uesküb—Ischtip—Kumanowo, die Maritzaebene, die Küstenstriche an der Adria und dem Aegäischen Meer.

Die Zukunft wird bald zeigen, wer in diesem Kampf um die Vorherrschaft auf der Balkanhalbinsel als Sieger hervorgeht! Und was sind die Folgen?

Unsere Bilder

Der Kaiser in Hamburg und Wilhelmshaven (Abb. S. 1803). Anläßlich der Einweihung der neuen Michaeliskirche hat sich der Kaiser nach Hamburg begeben. Nach Abschreiten der Ehrenkompagnie begab sich der Kaiser in die Vorhalle der Kirche, in der er von den Geistlichen und den Gemeindeältesten empfangen wurde. — Von Hamburg aus reiste der Monarch nach Wilhelmshaven, wo er an der Enthüllung des Coligny-Denkmals teilnahm. Nachdem die Hülle vom Denkmal gefallen war, hielt der Kaiser eine bemerkenswerte Ansprache, in der er Coligny als Kriegsheld und Glaubensheld feierte.

Fürst Karl Lichnowsky (Portr. S. 1801) ist zum deutschen Botschafter in London ernannt worden. Fürst Lichnowsky, der vor fast zwei Jahren aus dem diplomatischen Dienst ausgeschieden war, steht im Alter von 52 Jahren. Der neue Londoner Botschafter wird für den wichtigen Posten in London als besonders geeignet gehalten.

Ein Denkmal für Friedrich den Großen (Abb. S. 1802) ist vor kurzem in Torgau feierlich enthüllt worden. Im Auftrag des Kaisers nahm Prinz Oskar von Preußen an der Feier teil. Das Denkmal ist ein Werk des Bildhauers Friedr. Arnold.

Das neue Krankenhaus in Offenburg (Abb. S. 1802) wurde vor wenigen Tagen in Gegenwart der Großherzoginwitwe Luise von Baden seiner Bestimmung übergeben. Mit der Einweihung war eine Landesversammlung des deutschen Frauenvereins verbunden.

Die Silberhochzeit des Freiherrn von Reischach (Abb. S. 1808), des Oberstallmeisters des Kaisers, wurde auf Schloß Rauden beim Herzog von Ratibor gefeiert.

Die Taufe des „Stollwerck" (Abb. S. 1808). In Johannisthal bei Berlin wurde vor kurzem das ehemalige Luftschiff „P L 6" auf den Namen „Stollwerck" getauft. Zu dieser Feier hatten sich außer den Direktoren der Luftverkehrsgesellschaft eine größere Zahl geladener Gäste eingefunden.

Der Süddeutsche Rundflug (Abb. S. 1802), der von Mannheim aus seinen Anfang nahm, ist vom Wetter nicht besonders begünstigt gewesen. Als Sieger aus der Veranstaltung ging Hirth hervor.

Personalien (Portr. S. 1802). Der bekannte konservative Reichstagsabgeordnete Oberstleutnant a. D. Oskar von Normann ist im Alter von 68 Jahren gestorben. Er gehörte seit 1890 dem Reichstag und seit 1897 dem preußischen Abgeordnetenhaus an und vertrat den pommerschen Wahlkreis Greifenberg-Kammin. — Herr Albert Katzenstein ist zum Kgl. Preußischen Kommerzienrat ernannt worden; er ist Inhaber des Luxuswarengeschäfts A. Liebmann. — Zwei bekannte Piloten sind beim Ausbruch des Balkankrieges in die Dienste der türkischen Armee übergetreten: Hauptmann Jahnow und Aviatiker Rentzel.

Die Toten der Woche

Prof. Ernst Flügel, bekannter Komponist, † in Breslau im Alter von 68 Jahren.

Alphonse Lemerre, bekannter französischer Verleger, † in Paris im 74. Lebensjahr.

Julius Maggi, Chef der bekannten Nahrungsmittelfirma, † in Zürich im 66. Lebensjahr.

Oberstleutnant a. D. v. Normann, Reichstags- und Landtagsabgeordneter, † auf Schloß Barkow bei Greifenhagen am 18. Oktober im Alter von 68 Jahren (Portr. S. 1802).

Nummer 43.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 1801.



Phot. Deutsche Illustrations-Ges.

Karl Max Fürst Lichnowsky.

Der neue deutsche Botschafter in London.



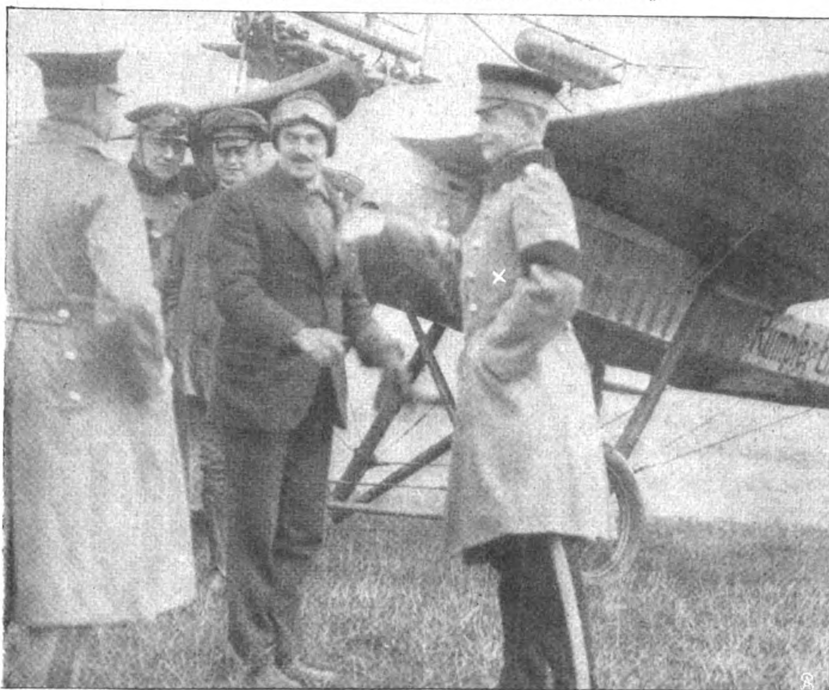
Hofphot. Grimm.

Begrüßung der Großherzoginwitwe Luise von Baden.
Einweihung des neuen Krankenhauses in Offenburg.



Hofphot. Sandau.

Oskar von Normann †
Vorsitzender der konservativen Reichstagsfraktion.



Presse-Foto-Verlag.

Begrüßung des Siegers Hirth durch d. bayr. Kriegsminister
Frhr. Kreß von Kressenstein (×) in München.
Vom Süddeutschen Rundflug.



Phot. Leipziger Presse-Bureau.

Enthüllung des neuen Denkmals
für Friedrich den Großen.
Ein historischer Gedenktag in Torgau.



Hofphot. Sandau.

Albert Katzenstein, Berlin,
wurde zum Kgl. Preußischen Kommerzienrat ernannt.



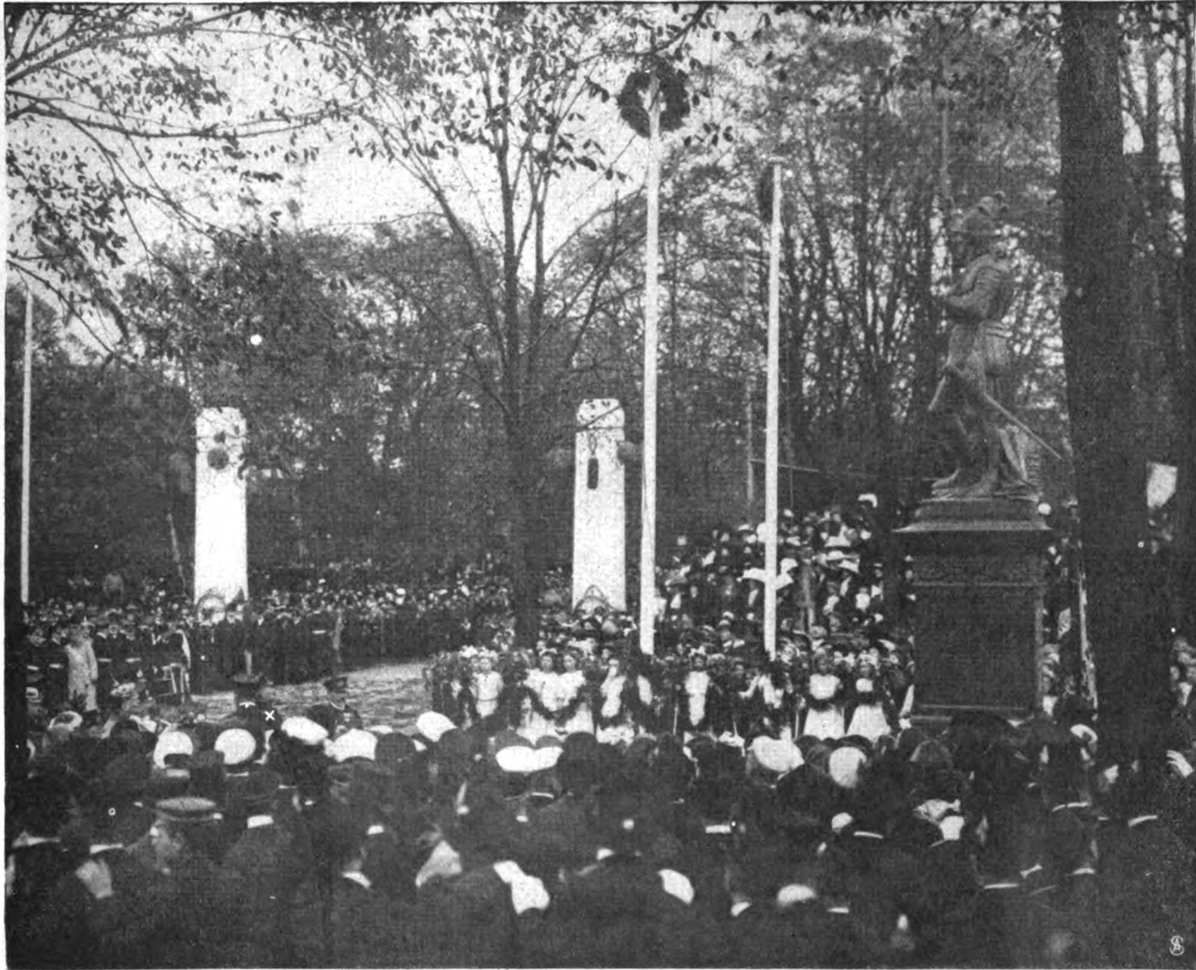
Aviatiker Rentzel.



Phot. Fischer

Hauptmann Jahnow.

Deutsche Flieger, die in die Dienste der türkischen Armee traten



Hofphot. Kloppmann.

Enthüllung des Denkmals für den Admiral Coligny durch den Kaiser (×) in Wilhelmshaven.



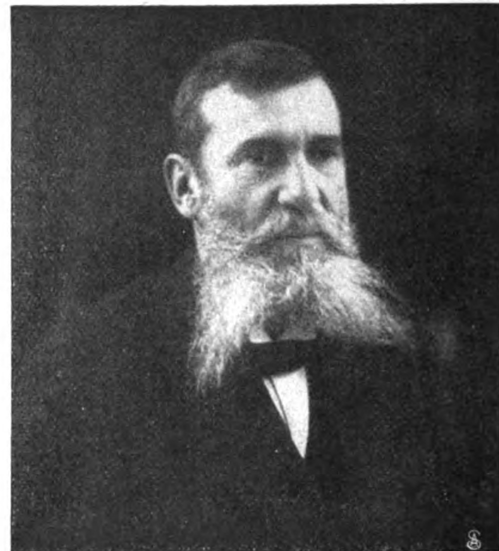
Phot. A. v. Zychlinski.

Einweihung der Michaeliskirche in Hamburg: Der Kaiser grüßt vor dem Portal der Kirche die Ehrenkompagnie.

Der Kaiser in Hamburg und Wilhelmshaven.

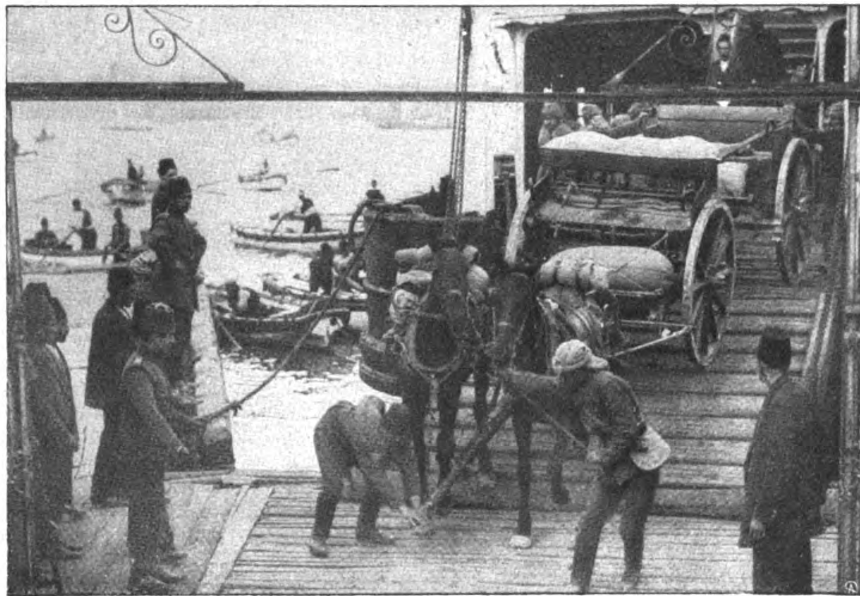


Der Sultan (×) mit dem Oberbefehlshaber Nasim-Pascha (××)
auf dem Bahnhof in Konstantinopel zur Verabschiedung von den ausziehenden Truppen.



Phot. C. C. Bulla.

A. Ludskanow,
der bulgarische Minister des Innern, traf zur Rücksprache mit Führern der panslawistischen Bewegung in Petersburg ein.



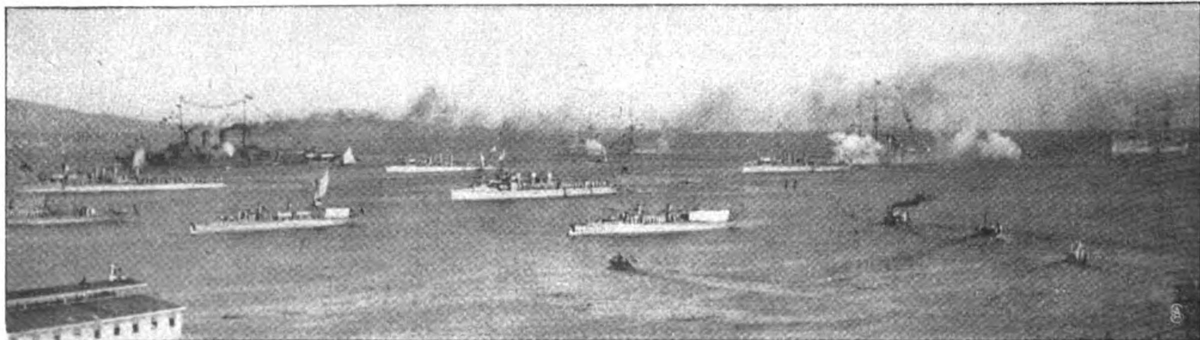
Phot. Illustrations-Bureau.

Ausschiffung von Artillerie in Konstantinopel.
Heranziehung türkischer Streitkräfte aus Kleinasien.



Phot. Rochlitz.

General Jankowitsch,
der Führer der III. serbischen Armee.



Phot. Central Photos.

Von links: „Nike", „Doxa", „Averoff", „Thuella", „Aspis", „Velos", „Lonchi"; (dahinter): „Psara", „Sfendoni", „Hydra", „Spetsai".

Die griechische Flotte in Kampfbereitschaft.

Vom Kriegschauplatz auf dem Balkan.



Der Kronprinz bei der Abfahrt nach Thessalien.

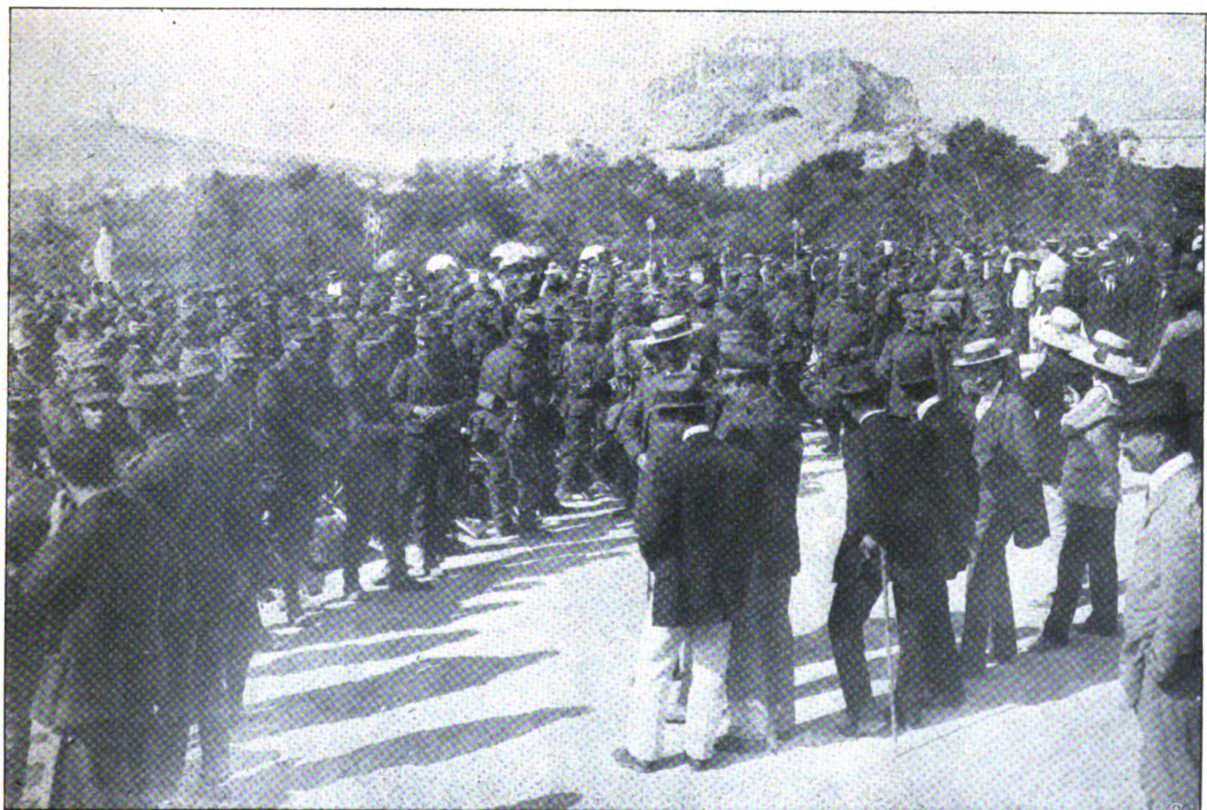


Privatpferde, die vom Kriegsministerium für die Armee ausgehoben wurden.

Griechenlands Auszug auf den Kriegschauplatz.
Phot. Boehringer.



Zum Bahnhof marschierende Reservisten in Athen.



Sammelplatz der Truppen vor der Abfahrt zur Grenze.



Versendung von Verbandsmitteln aus Petersburg nach Montenegro.
Russische Samariterhilfe des Roten Kreuzes für den Kriegschauplatz.



General Wukotitsch, Nordarmee.



Gen. Martinowitsch, Südarmee.
Führer der montenegrinischen Streitkräfte.



General Sawow,
der milit. Begleiter König Ferdinands.



General Kutintschew,
Führer der I. Armee.



General Iwanow,
Führer der II. Armee.



Oberst Papadojow,
Stabschef der I. Armee.

Führende Männer im bulgarischen Heer. — Phot. Karastojanow.



Zum Krieg der Balkanstaaten: Übersichtskarte über den türkisch-bulgarischen Kriegschauplatz (Vormarsch auf Adrianopel).





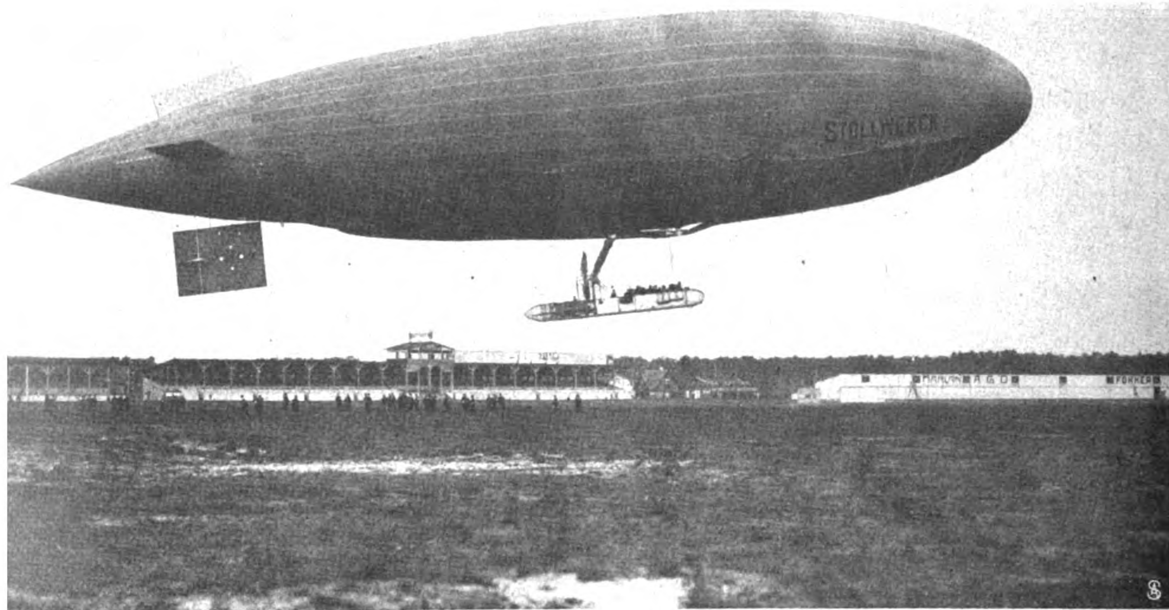


Samaritertätigkeit auf dem türk.-montenegr. Kriegschauplatz.

1. Miß Durham, die englische Kriegsberichterstatterin und Krankenschwester. Phot. Newspaper Illustr.
2. Dr. Matenowich (×), der einzige medizinische Beistand der Verwundeten in Podgoritza. — Phot. Illustrations-Bureau.
3. Montenegrinische junge Damen begeben sich zur Militärbehörde, um sich als Krankenschwestern einschreiben zu lassen. Phot. B. J. G.
4. Verwundete werden zum Hospital in Podgoritza gebracht. — Phot. Illust.-Bureau.
5. Kronprinzessin Militza von Montenegro, die die Leitung der freiwilligen Krankenpflege übernahm. — Hofphot. Wolff.







Phot. Franz Fischer.

Taufe eines Parseval-Luftschiffes in Johannisthal: P. L. VI. erhielt den Namen „Stollwerck“.



Phot. A. Jüttner, Ratibor.

Von links (Vordere Reihe): Der Herzog von Ratibor, Prinzessin Marie Therese von Preußen, Prinzessin Friedrich Wilhelm von Preußen, Prinzessin Franz von Ratibor, Prinz Franz von Ratibor, Gräfin von Franckenberg, Freiherr Eck von Reischach, Freiherr Wolfgang von Reischach, Freiin Elisabeth von Reischach, Freifrau von Reischach, Oberstallmeister Freiherr von Reischach, Prinzessin Margarethe zu Hohenlohe-Oehringen, Prinzessin Margarethe von Ratibor. Mittl. Reihe: Prinz Karl von Ratibor, Prinz Karl Gottfried zu Hohenlohe-Ingelfingen, Prinzessin Elisabeth von Ratibor, Prinzessin Victoria von Ratibor, Prinzessin Ernst von Ratibor, die Herzogin von Ratibor, Prinzessin Marie Agathe von Ratibor, Erbprinz Victor von Ratibor, Prinzessin Mary von Ratibor, Prinzessin Margarethe von Ratibor. Hintere Reihe: Prinz Max von Ratibor, Prinzessin Max von Ratibor, Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen, Prinz August zu Hohenlohe-Oehringen, Prinz Max zu Hohenlohe-Oehringen, Prinz Max Hugo zu Hohenlohe-Oehringen, Prinz Hans von Ratibor, Prinz Waldemar zu Hohenlohe-Oehringen, die Erbprinzessin von Ratibor, Miß Ellcome, Prinz Moritz von Ratibor, Mlle. Mellier.

Feier der Silberhochzeit des Oberstallmeisters Freiherrn von Reischach und seiner Gemahlin, geb. Prinzessin von Ratibor, beim Herzog von Ratibor auf Schloß Rauden.

Stark wie die Mark.

Roman von

Rudolph Stratz.

Der, den wir in diesem Buch ein gutes Stück seines Lebens durch Kampf und Fehle, durch Schuld und Reue und Irrtum und Erkenntnis begleiten wollen, der war an diesem Potsdamer Frühlingstag eigentlich noch ein grüner Junge. Erst nahe an neunzehn. Ein Portepeefähnrich wir die hundert andern Kriegsschüler um ihn. Silberglanz der Berliner Gardeinfanterie an Kragen und Aufschlägen, die Reihen neben ihm entlang auf Pickelhauben und Pelzmützen und Stahlhelmen, auf Tschakos und Tschapkas, über den jungen Gesichtern die Wappen aller Fürsten zwischen Maas und Memel: der fliegende Adler und der steigende Löwe, der Greif und die Sonne, das Hirschhorn und das springende Roß. Mit Ausnahme der Bayern die ganze deutsche Armee.

Noch nicht anderthalb Jahrzehnte nach dem großen Krieg von 1870 . . . in der ersten Hälfte der achtziger Jahre... Und der erste Mai. . . . Ein tiefblauer Himmel über dem alten Potsdam und seinem Stadtschloß, vor dessen Front die Fähnriche aufmarschiert standen. Frühlingsgrün drüben über den weißen Marmorkuppen des Lustgartens . . . davor die sandige Exerzierfläche . . . Auf die brannte die Sonne . . . Fern klimperte vom Turm der Garnisonkirche, hoch über den Grabstätten Friedrichs des Großen und seines Vaters, des Soldatenkönigs, das Glockenspiel sein uraltes „Üb immer Treu und Redlichkeit . . ." Dann Stille. Erwartungsvolles Schweigen.

Der Fähnrich Achim von Bornim sah aus, wie ein Fähnrich aussehen soll. Lang, mager, stramm, den ersten Flaum auf den Lippen, mit einem verwegen dienstlichen Gesichtsausdruck. Seine spöttischen und klugen grauen Augen musterten lebhaft den Paradeplatz. Mochten die Kameraden dösen, im Stehen, die Köpfe hängen lassen wie die Schwadronsgäule oder gar fortwährend gähnen wie diese Oberschlafmütze, der Kürassierfähnrich Lauckardt, zwei Mann von ihm. Er war ein anderer Kerl . . . Und überhaupt . . . Von Kindesbeinen an hier zu Hause, in Potsdam, seinen Kasernen und Kasinos.

Drüben, am Rand des Lustgartens, harrte das Erste Garderegiment zu Fuß seines Kriegsherrn. Kaiser Wilhelm der Siegreiche wollte heute das erste Bataillon besichtigen, das sein Enkel, der Major Prinz Wilhelm, befehligte. Achim von Bornim blinzelte sachkundig zu dem Regiment hinüber. Tadellose Kerle! Wie 'ne lange Mauer! Eine Mauer aus drei bunten Längsstreifen, dem Gelb der spitzen Blechhelme, dem Blau der Röcke, dem Weiß der Hosen. Das war wie ineinandergebacken. Das rührte sich so wenig, wie wenn man daheim auf Sommerwerk die große Dampfdreschmaschine abgestellt hatte.

Nur etwas flackerte leise im Maiwind. Zerschossene und vergilbte Seidenfetzen an den drei Fahnenstangen. An den Stangen blinkte etwas. Silberne Ringe. Die trugen die Namen derer, die bei Königgrätz und Gravelotte mit der Fahne in der Hand gefallen.

Und allerhand Gedanken im Kopf des Fähnrichs von Bornim: die Fahne hatte mein Vetter Stobberow damals gerade zu fassen gekriegt, da blieb er schon tot. Und sein Bruder. Und die Vettern Hellmich und Henning Bornim, die armen Kerle, und . . . na ja . . . im Krieg. . . . Es sollte mal wieder Krieg geben. Besser als Kriegsschule. Herrgott ja. . . . Die Franzosen! Bismarck mußte doch vernünftig sein und mal wieder anfangen. . . . Und Moltke! . . . Na, Moltke war doch natürlich gleich dabei.

Der Offizier du jour der Kriegsschule, der Premierleutnant der Jäger von Herrenknecht, hinkte vorbei. Er hatte noch zwei Chassepotkugeln im Bein und auf der Brust das Eiserne Kreuz. Das Eiserne Kreuz war überall. Auch Feldwebel trugen es drüben in der Front. Nur bei den Leutnants war es schon sehr rar geworden.

Sobald es wieder losging, holte es man sich auch! Hoffentlich bald! 1870 platzte die Bombe ja auch so heiler Haut, mitten in den Hundstagen! Achim von Bornim träumte sich das vor, wie es gegen den Feind ging. Hinten lagen die abgelegten Tornister, und war der Boden weiß von weggeschmissenen Spielkarten . . . vorn, weit drüben die Rothosen. . . . Hui — das pfiff . . . krach: die erste Granate . . . da stürzten schon Mannschaften — da fielen die ersten Herren . . . kalt Blut . . . ruhig zielen . . . vorwärts auf die verfluchte Bande! . . . Er sah das vor sich. Er hatte es hundertmal im Kasino gehört. Immer noch sprachen ja die Mitkämpfer von den drei Kriegen. Noch lebte die große Zeit.

Verdammter Friede! Dummes Zeug, was die andern Junker halblaut um ihn schwatzten. Der brünette Husarenfähnrich von Solkowski, der Sohn des einflußreichen Hofpolen, mußte sich natürlich dicke tun und aus hohen Kreisen erzählen. Die Kaiserin Augusta war immer noch krank. Es werde für sie in den Kirchen gebetet. Und auch die Fürstin Bismarck sei leidend. Bei der großen Soiree zu fünfhundert Gedecken, die der Reichskanzler am Sonnabend in seinem Palais in der Wilhelmstraße gebe, werde die Gräfin Rantzau die Honneurs machen. . . .

Ach . . . Du Pole! dachte sich Achim von Bornim. Immerhin: Leute von Rang und Namen, in der Gnadensonne des Thrones, imponierten ihm doch, auch wenn es Sarmaten waren. Hinter ihm stritten der Fähnrich von Rakenitz, ein Sachse, und der Württemberger Freiherr Thürmer von Neudeck über das neue, versuchsweise

bei ein paar Bataillonen eingeführte Repetiergewehr! Eine tolle Knarre! . . . Schoß immer nach rechts. . . . Klemmte sich im Löffel fest. . . . „Also mir isch's recht!" sprach der biedere Schwabe gottergeben. „Ich wollt lieber, ich wär schon zu End mit der saudummen Kriegsschul!"

Zugleich gähnte im ersten Glied der Kürassierfähnrich Lauckardt ungeduldig:

„Herrgott, Kinders, nun könnt es aber losgehen!"

Es war ein großer, hellblonder, rosiger Bursche, in weißem Koller, nicht so windhundmager wie die andern, sondern eher zu breitschultriger Fülle neigend, mit einem weichlichen, verwöhnten Lächeln. Achim von Bornim wandte sofort kampflustig seinen hageren, gebräunten Kopf zu ihm herum. Mochte in Gottesnamen ein Kerl von Kreuzzugadel wie der Thürmer von Neudeck auf die Kriegsschule schimpfen. Aber diesem Lauckardt ließ er nichts durch. Den mußte man immer ducken mit seiner Selbstgefälligkeit. Er sprach so scharf, als wäre er ein Vorgesetzter:

„Sagen Sie mal, Lauckardt . . . Sie sind wohl verrückt?"

„Wieso?"

„Sie genießen hier das ganz unmaßliche Glück, Seine Majestät zu sehen! Der Kronprinz kommt. Prinz Wilhelm. Dort drüben steht das Erste Regiment der Christenheit. . . . Ja — was wollen Sie denn eigentlich noch auf der Welt?"

Die Fähnriche ringsum lachten über seinen hochmütigen Verweis. Achim von Bornim hatte einen gewaltigen Einfluß auf sie. Er gab sich kaum Mühe, es darauf anzulegen. Es kam ganz von selbst. Sie hatten ihn gleich in den ersten Tagen zu einem ihrer Inspektionsältesten gewählt. Sie hieben förmlich, mit halblauten Worten, auf den Kürassier ein.

„Still, Lauckardt!"

„Sie haben's nötig!"

„Kß! Kß!" hetzte aus dem dritten Glied der Fähnrich von Chambaut de Chauvet. Jeder wußte: Lauckardt und der von Bornim standen sich wie Katz und Hund. Es gab noch einmal einen Krach. Aber Achim von Bornim sagte nur gelassen und anscheinend harmlos:

„Von mir aus können Sie nach Hause gehen, Lauckardt, wenn es Ihnen hier zu langweilig wird! Ich wasche meine Hände in Unschuld."

Dabei machte er eine Bewegung der weißbehandschuhten Finger, als hielte er zwischen ihnen ein Stück Seife, und dem Kürassier stieg in hilflosem Zorn eine Blutwelle bis unter das hellblonde, leicht gelockte Haar. Sein Vater hatte im Westen eine Weltfabrik ätherischer Oele und Essenzen. Das war durch einen unglücklichen Zufall Achim von Bornim zu Ohren gekommen. Und durfte man dessen Schilderungen seitdem glauben, so stand der Geheime Kommerzienrat und Vorsitzende des Aufsichtsrats der Aktiengesellschaft vormals Theodor Lauckardt irgendwo da unten zwischen Ruhr und Wupper persönlich Tag um Tag am Seifenkessel und rührte eigenhändig die brodelnde Masse.

Der Fähnrich von Bornim schaute, als sei nichts geschehen, an den andern vorbei nach dem rechten Flügel der Paradeaufstellung. Dort wehten Dutzende von Generalsfederbüschen im Wind. Neben ihnen, am rechten Flügel des ersten Bataillons, stand dessen Kommandeur, ein auffallend junger Major mit blondem Schnurrbart, die Schuppenkette unter dem Kinn — Prinz Wilhelm von Preußen, der künftige Kaiser. Weiter nach hinten, in buntem Durcheinander der Uniformen die fremdländischen Militärattachés — und ein auserlesenes, nur spärlich durch die Schutzmannskette bis zu dem Rand des Exerzierplatzes zugelassenes Zivil, Herren und Damen der Gesellschaft aus Potsdam und der Umgegend.

Richtig, dort stand jetzt auch Papa . . . war also doch von Sommerwerk herübergekommen! . . . Na ja . . . was hieß das für den alten Herrn — um fünf Uhr aus den Federn und fünf Meilen Chaussee, wenn er dafür wieder einmal den Kaiser sehen konnte. Seinen König. . . . Achim von Bornim unterschied deutlich die hagere, kaum mittelgroße Gestalt des Vaters drüben, obwohl sie sich in dem schlichten, schwarzen Rock, dem ehrwürdigen Zylinderhut unscheinbar in dem Gewimmel der Generalspracht und Gardegala, der Großkreuze und Haussterne, der Kriegs- und anderer Orden verlor. Daneben Achims Schwestern. Alle drei . . . die in Ostpreußen natürlich nicht . . . Aber die Daniela . . . die Berta und die Eva-Marie. . . . Drei semmelblonde Mariellen, wie er sich in brüderlicher Liebe dachte, viel blonder als er. Weiße Waschkleider, weiße Schirme, rote Backen . . . eigentlich ganz stramme Mädels . . . konnten so bleiben. An ihrem linken Flügel, neben der Eva-Marie, unter einem knallroten Sonnendach, noch ein bräunliches, dunkelhaariges, dunkeläugiges Kleinmädchengesicht . . . kaum vierzehn. Wo hatten sie denn wieder den Balg, die kleine Zültz, aufgegabelt? Dann merkte Achim, wie der Vater ihn erkannte und ihm zunickte, und stand unwillkürlich im Glied stramm und lächelte, und drüben fragte einer der mit Eichenlaub und Lorbeeren goldüberstickten Potsdamer Riesen den kleinen Herrn im schwarzen Röckchen: „Wohl ein Filius, Exzellenz?"

„Ja, mein Jüngster!" sagte Herr von Bornim bedächtig. Seine Stimme klang immer etwas heiser. Sie knarrte, kam knapp und befehlsgewohnt heraus.

„Alles Offiziere?"

„Nee . . . den Aeltesten hab ich im Auswärtigen Amt . . . unter Herbert. . . . Den mittleren in Berlin bei der Gardekavallerie . . . mit Gottes Hilfe schon Premier . . . aber der drüben ist der fixeste von der Gesellschaft. Der muß mal das Rennen machen" . . .

Der alte Herr war so gewohnt, außerhalb seiner selbst, im Rahmen des Staates in den Grenzen von Preußen zu denken, daß er den Faden der Familie gleich wieder verlor und auf das Gespräch des Granden zu seiner Linken einging.

„An der Heuernte werden wir Freude erleben, lieber Graf! Kartoffeln . . . wollen sehen. Aber Roggen notiert jetzt 145. Gegen 150 für russischen. Wenn einmal die Zeit kommt, wo wir die Spannung nicht beibehalten" . . .

„Na . . . das lassen Sie mal Bismarcks Sorge sein!"

„Der lebt auch nicht ewig!" sprach der alte Bornim.

Es klang streng. Voll widerwilliger Anerkennung für das menschenübersteigende Maß des Mannes aus der Altmark. Er, Wilke von Bornim auf Sommerwerk, fühlte sich nirgends wohl als Zweiter. Er hatte hellblaue, flammende Blücheraugen in dem vom Alter gefurchten Gesicht, gesträubtes, weißes Haar, kriegerischen, weißen Schnurrbart. Sein Kopf war scharf und trocken wie der eines kleinen, wilden, alten Raubvogels. Er schüttelte ihn mißbilligend:

„Ja, kann denn der Mann nicht reiten?“

Vor ihm hatte das kleine, dunkelhaarige Mädchen mit dem roten Sonnenschein diesen grüßend zu dem Fähnrich von Bornim hinübergeschwenkt. Durch die rasche Bewegung war der Gaul eines berittenen Gendarmen unruhig geworden. Er stieg. . . . Der Reiter war unten am Boden, hielt noch die Zügel, hatte den Fuß im Bügel, war schon wieder oben. . . . Alles in Ordnung. . . . Nichts geschehen. . . . Der alte von Bornim räusperte sich und tadelte die Kleine, deren gebräuntes Gesichtchen mit den großen dunklen Augen verdutzt und halboffenen Mundes dreinschaute:

„Ilse . . . Kind . . . hab die Güte und schmeiß uns nicht mit deinem Parapluie die Parade um! Da kann ja 'ne Kuh scheu werden!“

Er schwankte in letzter Zeit gegenüber der Tochter seines Gutsnachbarn von der Zültz zwischen Du und Sie! Das Kleinzeug wuchs um einen heran, ehe man sich's versah. Die Ilse war jetzt gerade so im Uebergang mit ihren dreizehn oder vierzehn . . . in kurzem Röckchen. Dicht vor der Konfirmation. Der richtige Backfisch. Er wandte sich wieder gedämpft an den Grafen:

„Das ist nun wieder so echt der Zültz! Fährt unterwegs mit seinen ungarischen Katzen an mir vorbei, als ob es brennt, schreit: ‚Exzellenz . . . tun Sie mir den einzigen Gefallen und heben Sie mir heute das Kind auf! Ich kann sie heute nicht brauchen. . . . Ich hab Geschäfte!‘ . . . Stoppt mir das Mädel herüber in den Break und heidi!“

„Was hat er denn wieder für Geschäfte?“

„Gott . . . Sie wissen ja“ . . .

Freilich: es war im ganzen Kreis bekannt, daß Kaspar von der Zültz auf Wendisch-Wiesche das Wasser an der Kehle stand. Schon seit Jahr und Tag. Es war ein Wunder, wie er sich immer wieder herauszog. Ein aufregendes Schauspiel für die Landeingesessenen. Der alte Bornim schloß:

„Helfen kann man ihm nicht! Der Mann spielt! . . . Und neuerdings macht er Geschichten . . . Ich habe da von einem Holzhandel gehört. . . . Nee . . . danke“ . . .

Der General an seiner rechten Seite mußte lächeln. Gerade vor ihm hatte die jüngste der drei blonden Schwestern, die Eva-Marie, einen raschen Gruß, mehr ein verstohlenes Kopfnicken mit einem jungen Husarenleutnant ausgetauscht, der, in Paradeuniform, aber als Zuschauer, in einer Entfernung mit einer anderen Familie stand. Dabei war sie plötzlich feuerrot geworden. Er fragte:

„Wer ist denn der blaue Belling-Husar da drüben, Exzellenz?“

„Bei den Zotzens? . . . Ja, wenn ich Namen behielte! . . . Er ist schon seit Wochen auf Urlaub in Rhinow!“

Der alte Herr war so harmlos, wie nur Väter sein können: er hing anderen Gedanken nach.

„Ja . . . nun geht Wendisch-Wiesche nächstens auch vor die Hunde!“ sagte er halblaut, damit ihn die kleine Ilse von der Zültz nicht hörte, die ahnungslos dicht vor den Herren stand. „Es ist ein Jammer mit den Gütern.“ . . .

Und dann, in einem seltsamen, jähen Gedankensprung:

„Na . . . hoffentlich heiraten mir meine Sprößlinge mal wieder ein bißchen Geld ins Haus! Wenigstens die Aelteren. Um den Achim ist mir nicht bange. Der beißt sich schon fel. . .“

Eine jähe Bewegung lief über den ganzen Platz. Ein Strammstehen. Ein Lüften von Hüten. Hundert weißbehandschuhte Hände hoben sich an den Helmrand. Damen sanken knicksend in sich zusammen. Ein hochgewachsener, vollbärtiger Generalfeldmarschall stand da, das Großkreuz des Eisernen Kreuzes auf der Brust, ein Bild siegender, männlicher Schönheit. Er schüttelte dem Kommandeur des ersten Bataillons die Hand. Der Kronprinz des Deutschen Reiches begrüßte seinen Sohn. Dann zog er viele Generale und Große des Landes ins Gespräch. Auch den alten Bornim. Die Kriegsschüler drüben beobachteten es aufgeregt. Es war ein Geflüster: der Kronprinz . . . der Kronprinz. . . . Der Fähnrich Kausert, ein respektloser Berliner, erkundigte sich:

„Was ist denn das für ein alter Knabe, den er jetzt am Rockknopf faßt?“

„Der alte Knabe ist mein Vater, wenn Sie nichts dagegen haben, Kausert!“ sagte Achim von Bornim kühl und mit unendlichem Hochmut.

Der Linieninfanterist schwieg betreten. Sein Nachbar, der Pionierfähnrich Roßnagel fragte: „Was ist denn Ihr Herr Vater?“

„Oberpräsident z. D. und früherer Staatsminister!“

Dann setzte der junge Bornim noch nachlässig hinzu: „Er konnt sich mit Bismarck nicht mehr vertragen. Da ging er. Nun sitzt er auf unsern Gütern.“ . . .

Und weil er sich immer noch über den „alten Knaben“ ärgerte, obwohl der Berliner Kausert für ihn kein Entrüstungsobjekt war:

„Zeitung lesen Sie wohl nie — was? Sonst müßten Sie doch was von meinem Vater wissen! Er ist doch Mitglied des Reichstags und des Herrenhauses!“

Die Fähnriche lauschten achtungsvoll. Das war etwas für sie. Der Pionier hatte eine tollkühne, unbestimmte Hoffnung, daß Achim von Bornim ihn einmal am Sonntag nach Sommerwerk mitnehmen würde.

„Sind Ihre Güter weit von hier?“

„Ein paar Meilen! Aber dann können Sie 'nen halben Tag laufen, bis Sie rundherum sind!“

Und weil er schon im Zug war, setzte Achim von Bornim hinzu:

„Früher waren es natürlich mehr. Aber in letzter Zeit, seit die Hohenzollern ins Land gekommen sind, haben wir viel hergeben müssen!“

In letzter Zeit! Das war dem Fähnrich Lauckardt,

dem großen, rosig-blonden Kürassier, doch zu bunt. Er wandte den Kopf und meinte verweisend, in seiner verwöhnten Art:

„Unsinn! Das ist doch mehr als vierhundert Jahre her!" —

„Und meine Familie ist achthundert Jahre alt! Das heißt: in ununterbrochener Ahnenfolge! Eigentlich stammen wir, der Ueberlieferung nach, von dem Wendengott Zornebog ab!"

„Nu wird's Tag!" sagte der Berliner trocken. Die andern lachten und Achim mit. Aber eigentlich imponierte es den jungen Burschen doch! Und am meisten, obwohl er einen roten Kopf bekam und verächtlich überlegen die Achseln zuckte, dem Fähnrich Lauckardt selbst. Das war eben das Schlimme: Er war gegen diesen Bornim wehrlos. Dessen tollste Aufschneidereien machten hier noch Eindruck. Was man dagegen an Lauckardtscher Wirklichkeit ins Feld führen konnte, der industrielle Name des Vaters, die großen Fabriken — das stieß auf Verständnislosigkeit. Achim von Bornim lächelte kaltblütig und, um den Kürassier noch weiter zu ärgern, lud er die Fähnriche Kaufert und Roßnagel, und was an Bürgerlichen in der Nähe war, ein, nächstens mit ihm nach Sommerwerk hinauszukommen. Dort wollte er ihnen alles zeigen. Er war ganz einfach und liebenswürdig mit den Kameraden. So ... nun konnte der gute Lauckardt als einziger Uebergangener sehen, daß es nur an ihm selbst, nicht an seinem Namen lag, wenn ihn ein Bornim schlecht behandelte. . . . Und das von Rechts wegen!

Jetzt war es nur noch zwei Minuten bis halb zwölf. Ein eigentümliches, stilles Fieber, eine letzte, fast lautlose Geschäftigkeit auf dem Paradeplatz: Noch einmal ein Nachsehen der Richtung — die Front stand so haarscharf, als sei dieser lange Strich von Menschen mit dem Lineal in den gelben Sand des Lustgartens gezogen, ein sich Ordnen der Generale am rechten Flügel. Und in dies atemlose Schweigen das Flattern des Federbüsches eines Leibjägers auf dem Bock einer offenen Viktoria, die in raschem Trab von der Langen Brücke heranrollte, gedämpftes Hurrarufen in der Ferne. . . . Es kam näher und näher. . . .

„Gewehr . . . auf!"

„Achtung! Präsentiert das — Gewehr!"

Im Aufklirren von sechshundert Gewehrschlössern an breite Handflächen neigte sich langsam, grüßend die zerschossene Fahne zur Erde. Die Musik setzte rauschend ein: „Heil dir im Siegerkranz!" Quer über den Platz ging Kaiser Wilhelm der Siegreiche, dem Wagen entstiegen, bedächtig, gebeugt von der Wucht der Jahre, auf sein Regiment zu. Er begrüßte seinen Sohn, den Feldmarschall, er nahm aus den Händen seines Enkels, des Majors, der mit gesenktem Degen vor ihm stand, den Frontrapport entgegen und schritt die erstarrte Mauer der Grenadiere entlang. Hinter ihm weithin das Gefolge, Dutzende von Generalen, Ordensmassen, wehende Federbüsche, strenge, altersgefurchte Züge — die meisten mit dem Backenbartschnitt ihres Königs und Herrn, die Helden der drei Feldzüge, nun Greise wie er. Es lag wie feierliches Abendrot der versinkenden großen Zeit über den alten Kriegern.

Achim von Bornim konnte sich gar nicht erinnern, wann er zum erstenmal Kaiser Wilhelm gesehen. Schon als winziger Dreikäsehoch, nach dem Friedenschluß von Einundsiebzig, beim Einzug der Truppen in Potsdam. Seitdem immer wieder. Jahr um Jahr. Dutzende von Malen. Der Kaiser war immer da. Und Bismarck und Moltke. So wie Sonne und Mond am Himmel. Man vermochte es sich nicht anders vorzustellen. Aber den Kameraden, den Kriegsschülern aus der Provinz, war der Anblick des Kaisers neu. Die mochten sich wundern, daß das nicht nur der gütige Greis war, der drüben in Berlin, wenn der Paukenwirbel der Wache erscholl, am historischen Eckfenster seines Schlosses sich der jubelnden Menge unter den Linden zeigte, sondern hier, in seinem eigentlichen Element unter seinen Garden, der ernste, dienstlich prüfende, jede Kleinigkeit an Anzug und Richtung musternde preußische General. Nun trat er rückwärts, gegen das Marstallgebäude, um den Vorbeimarsch des Bataillons abzunehmen. Er stand immer noch ziemlich fern von den Fähnrichen der Kriegsschule. Um sie herum war ein Gewimmel von Fürsten und Generalen und Adjutanten und fremdländischen Offizieren. Der Kronprinz selber ging vorbei und ließ sich von einem der Junker die gelockerte Schärpe fester schnallen und machte dazu, absichtlich die Berliner Mundart gebrauchend, einen Scherz. Von drüben hallte in durchdringendem preußischen Kommandoton die Stimme seines Sohnes, des Prinzen Wilhelm, der mit gezogenem Degen zu Fuß sein Bataillon dem Kriegsherrn vorexerzierte, es kunstvoll in dem engen Raum zwischen den Bäumen und Sandsteinstatuen tummelte, es schwenken und aufmarschieren ließ, Linien und Sektionskolonnen, Zugfronten und Vierecke aus der gehorsam beweglichen Masse schuf. Die jungen Seelen der Fähnriche waren voll von dem Bild. Beinah bedrückt und doch gehoben. Nur der Kürassier Lauckhardt meinte, als das Gefechtsexerzieren begann:

„Also, daß man die Schützenlinie von hinten ausschwärmen läßt und dann die Soutiens zum Eindoublieren von vorn nimmt ... ich würde es gerade umgekehrt machen!"

„Schade . . . wenn Moltke hier wäre, könnten Sie's ihm gleich sagen!" riet Achim von Bornim. Aber Moltke war allerdings nicht zur Stelle. Der hatte anderes zu tun. Der saß jetzt drüben in Berlin, im Generalstabsgebäude am Königsplatz. Der Offizier du jour blieb vor der Front der Kriegsschüler stehen und versetzte freundlicher, als es sonst seine Art war:

„Da schauen Sie mal hinauf!"

An einem der großen Fenster der Paradegemächer des Stadtschlosses standen auf der Brüstung, von Lakaien gehalten, zwei kleine Prinzen in weißen Kleidchen mit lichtblauen Schärpen. Dahinter eine Dame in einfachem Schwarz. Die Prinzeß Wilhelm und ihre beiden ältesten Söhne, die Urenkel des Kaisers.

„Vier Generationen Hohenzollern!" sagte unten der Premierleutnant von Herrenknecht zu den Fähnrichen.

Vier Generationen Hohenzollern. . . . Drüben der Kaiser. Dort oben der dereinstige vierte Träger der neuen Reichskrone. Das war ein Stück Weltgeschichte — die

jungen Leute fühlten es und schwiegen. Der Leutnant du jour fragte nach einer Weile:

„Wissen Sie, was morgen für ein Tag ist? Der 2. Mai?“

Allgemeine Stille.

„Morgen ist der Jahrestag von Großgörschen, wo Seine Majestät zum erstenmal in den Freiheitskriegen gegen Napoleon im Feuer stand. . . .“

Nun wußten es die Fähnriche, und es war doch wie ein Märchen: der greise Kriegsherr dort drüben hatte schon gegen den großen Korsen gefochten und zwei Menschenalter später, als ganze Geschlechter schon ins Grab gesunken, sich dessen kleinen Neffen als Gefangenen aus Frankreich geholt. Der greise Kriegsherr hatte Preußen erlebt von Jena bis Sedan. Er hatte Blücher und hatte Moltke an seiner Seite gesehen. Dreimal war er siegreich in Paris eingezogen. Er war der einzige Mensch auf Erden, der das Eiserne Kreuz der Freiheitskriege und das von 1870 zugleich trug. Die Zeit schien um ihn stillzustehen, der noch Theodor Körners Waffengefährte gewesen und jetzt eben dort drüben, unbeirrt von allem Wandel der Dinge, ruhig und nüchtern durch das Knallen der Platzpatronen hindurch sagte: „Mir scheint, mir scheint, der Abstand zwischen der vierten und fünften Schützengruppe von rechts ist um zwanzig Zentimeter zu groß!“

Nun kam der Schluß: der Parademarsch. Diesmal des ganzen Regiments. Parademarsch in Kompagniefront. Die Musik schmetterte. Die Vorgesetzten kotonierten, die Hand am Helm. Vor der Front ihrer Kompagnien marschierten zu Fuß die Kapitäne in elegantestem Potsdamer Stechschritt. Dahinter flogen die weißen Beinreihen in einem: Eins, zwei! — Eins, zwei!, als donnerte eine einzige Maschine, und sprangen im Rücken der Züge in Laufsätzen die vielen, als Leutnants eingetretenen, kleinen, noch minderjährigen Prinzen in ihren hohen Blechmützen, die mit den langen Beinen der Potsdamer Riesen nicht gleichen Schritt zu halten vermochten. Achim von Bornim sah sich den Vorbeimarsch sachkundig und gespannt an. Er war ja auch von der Garde. Und lange, ehe die jetzige preußische Garde bestanden, hatten seine Vorfahren schon auf eben demselben geschichtlichen Boden des Lustgartens die Söldner des Großen Kurfürsten gedrillt und Friedrich dem Großen mit gesenktem Sponton, den Ringkragen auf der Brust, ihre Kompagnien vorgeführt. Dann hörte er, wie neben ihm ein Fähnrich tieftraurig sagte: „Ach Gott . . . jetzt fährt er weg!“ . . . In der Tat: Kaiser Wilhelm hatte schon seine Viktoria bestiegen. Aber nun sah er aus der Ferne die sehnsuchtsvollen Augen der jungen Leute, die ihn die ganze Zeit noch nicht recht zu Gesicht bekommen, und fast zugleich gab er, sich lebhaft an einem Handgriff im Wagen aufrichtend, dem Kutscher einen Wink, zu wenden, und fuhr langsam, im Schritt, die Front der Kriegsschule entlang. Seine Stimme war kräftig, als er freundlich sagte:

„Guten Morgen, meine Herren!“

„Guten Morgen, Eure Majestät!“

Dann standen die Fähnriche atemlos still. Sie fühlten die blauen Augen ihres Kriegsherrn auf sich ruhen. Viele waren blaß geworden. Alle waren glücklich. Der Kaiser war eigens ihretwegen umgedreht, hatte zu ihnen gesprochen. . . . Das war das größte Erlebnis in ihrer bisherigen kurzen Soldatenlaufbahn. Es zitterte noch in ihnen nach, während sie nach beendeter Parade den Kanal entlang durch die stillen Straßen Potsdams nach der Kriegsschule zurückmarschierten.

Sie waren schon beinah daheim, an der Ecke des „Langen Stalls“, des großen Exerzierhauses des Ersten Garderegiments zu Fuß, als ein steckengebliebener Lastwagen die Kolonne zum Haltmachen zwang. In diesem Augenblick trat vom Bürgersteig her ein schlanker, hochgewachsener Herr in den Vierzigern, viel eleganter gekleidet, als sonst gemeiniglich das Zivil in Potsdam ging, lebhaften Schritts an die Fähnriche heran und überflog sie mit seinen nervösen, unsteten Augen. Dann winkte er lässig mit der Hand.

„Ah! . . . Morgen! Morgen! . . . Herr von Bornim!“ Und mit einer flüchtigen Verbeugung gegen den Offizier du jour, immer in einem schnellen, hochfahrenden Ton: . . . „Von der Zültz! . . . Pardon . . . dürfte ich eine Sekunde den Junker sprechen?“

Ohne eine Antwort abzuwarten, wandte er sich wieder an Achim von Bornim. Er wippte dabei unruhig mit seinem Spazierstöckchen, das er wie eine Reitpeitsche hielt.

„Ich muß nämlich rasch rüber nach Berlin! . . . Sehen Sie Ihren Herrn Vater nicht jetzt?“

„Nee . . . der fährt gleich nach Sommerwerk zurück!“

„Ach so . . . ich wollte Sie sonst bitten. . . . Er hat doch meine Ilse bei sich . . . daß er mir die nach Wendisch-Wiesche hinüberspediert! Ich kann sie beim besten Willen nicht abholen!“

„Das wird Papa gewiß von selber tun!“

„Na . . . um so besser!“

Kaspar von der Zültz nickte zerstreut. Er war ein schöner, etwas abenteuerlicher Mann, mit dunklem Haar und dunklem Spitzbart. Immer in Unruhe. Immer in Aufregung. Dabei überstürzten sich seine Worte:

„Sagen Sie mal, was war denn das? Eben trabt der Wilhelm an mir vorbei und schreit mir zu: ‚Na, Ihre Kleine hat ja um ein Haar Malheur bei der Parade angerichtet!‘“ . . .

„Ach, es war nicht so schlimm! Ein Gendarm . . .“

„Stillgestanden! . . . Bataillon — marsch!“

Das Kommando des Offiziers schnitt das Gespräch ab. Herr von der Zültz sprang zurück, grüßte herablassend: „Morjen, lieber Junker . . . Morjen!“ und eilte die Straße hinunter. Er hielt, was hier in der Militärstadt besonders auffiel, seine aristokratisch hagere Gestalt etwas vornübergebeugt und trug den Hut im Genick. Er ging noch einmal so rasch wie andere Leute. Er hatte schon halbwegs den Bahnhof erreicht, als die Fähnriche endlich in dem Hof der alten Kriegsschule wegtraten und der Kürassier Lauckardt dabei sagte:

„Der Gendarm hätte sich das Genick brechen können! . . . So 'ne kleine Krabbe wie die mit dem roten Sonnenschirm gehört doch überhaupt nicht auf den Exerzierplatz!“

„Was fällt Ihnen denn ein, von einem jungen Mädchen aus solchen Kreisen per ‚kleine Krabbe‘ zu reden?“

„Sind Sie mit ihr verwandt oder verschwägert, Bornim?"

„Das nicht, aber" ...

„Na schön! Dann lassen Sie mich gefälligst in Ruhe — ja?"

„Kß! Kß!" machten hinten wieder die Fähnriche. Aber Achim erwiderte nichts. Er fühlte, daß er diesmal zu hitzig gewesen war. Da wurde man lächerlich, wenn man sich zum Ritter eines unmündigen Backfisches aufwarf. So begnügte er sich damit, während sie die Treppen hinaufstiegen, die Melodie des Parademarschs im Laufschritt vor sich hinzupfeifen. Dessen gewöhnlich unterlegter Text lautete: „Lampenputzer ist mein Vater!", aber Achim von Bornim hatte eine Variante ersonnen: „Seifensieder ist mein Vater!", und wenn der Fähnrich Lauckardt seitdem die Laufschrittweise hörte, reizte es ihn so, wie der rote Sonnenschirm der kleinen Ilse von der Zültz auf einen Stier gewirkt hätte, und trieb ihm das Blut zu Kopf. Auch jetzt zitterte er vor Zorn am ganzen Körper. Dann wurde er plötzlich bleich. Er fühlte: so ging das nicht weiter.

Eine Hauptnahrung der bitteren Feindschaft zwischen ihm und Achim von Bornim war es, daß sie gemeinsam mit zwei anderen Fähnrichen das gleiche Quartier innehatten: ein Arbeitzimmer und daran anstoßend zwei Schlafkammern mit je zwei Betten. So war man Tag und Nacht beisammen. Auch jetzt wieder. Kurz vor dem Mittagsappell. Es war ein Wassergepladder, ein Kämmen und Bürsten, der Musketier Valentin, die Ordonnanz der vier Kriegsschüler, lief mit Hosen über dem Arm und Stiefeln in der Hand auf und ab, und Achim von Bornim rief, während er sich wusch:

„Valentin ... bringen Sie mir ein Handtuch! Ich habe die ganzen Hände voll Seife!"

Diesmal sagte er es wirklich harmlos. Er hatte gar nicht an Lauckardt gedacht. Aber im nächsten Augenblick stand der neben ihm. Atemlos vor Wut. Und keuchte: „Tun Sie die Seife weg, oder" ...

„Die Seife? ... Ach so." ..

Achim von Bornim hatte durch Zufall noch die Seife in der Hand. Jetzt behielt er sie mit Absicht darin und sagte scharf:

„Lauckardt ... Sie finden nie den rechten Ton! ... Vorhin erlaubten Sie sich deplacierte Redensarten über unsere Nachbarfamilie von der Zültz. ... Da mußte ich Ihnen schon über den Mund fahren. ... Jetzt schreien Sie mich gar selber an." ...

„Jawohl! Die Seife weg ... oder es setzt etwas!"

Der andere lachte. Jetzt ging er dem Streit nicht aus dem Weg.

„Dies Stück Seife ist mein unbestrittenes Eigentum, Verehrtester, Kostenpunkt ein Meter zwanzig! Teuer, aber gut! ... Donnerwetter ... wollen Sie wohl gleich ..."

Der Kürassier hatte ihn am Arm gepackt und entriß ihm die Seife. Sie fiel zur Erde. Zugleich stieß ihn Bornim vor die Brust. Dann traten sie beide zurück. Eine Sekunde war dumpfes Schweigen. Endlich sagte Achim von Bornim kühl zu einem der beiden anderen Kriegsschüler, die im Zimmer waren:

„Bitte, Morlock, überbringen Sie Herrn Fähnrich Lauckardt meine Forderung!"

„Nein, bitte, Chambaut, meine an Herrn Fähnrich von Bornim!"

Unten im Hof läutete die Glocke zum Mittagsappell. Die Tischordonnanzen standen schon in Reih und Glied aufmarschiert und streckten dem Fähnrich du jour ihre frisch gewaschenen, roten Pfoten entgegen, der sie kritisch auf ihre Sauberkeit hin musterte. Daneben ordnete sich die Kriegsschule selbst. Gleich nach dem Appell stülpten sich die beiden Fähnriche Stahlhelm und Pickelhaube auf und liefen nacheinander zu ihrem Inspektionsoffizier, einem breitschulterigen, pommerschen Infanterieleutnant. Der hörte erst den einen, dann den anderen bedächtig an. Ja ... dat war ja nu wohl slimm! ... Also nach Tisch bekämen sie weiter Bescheid! ...

Heute beteiligte sich Achim von Bornim nicht an den Scherzen, mit denen sich die hundert Fähnriche in dem großen Speisesaal die Zeit beim Essen vertrieben. Er mischte keinen jener trügerischen Schnäpse aus Essig, Wasser, Senf oder Roterübensaft, die man durch eine Ordonnanz einem Kameraden schickte, um sich an den Grimassen des Beschenkten zu erfreuen, er erfand keine neuen fürchterlichen Namen für die Tischgerichte, deren es heute die „Leichensauce", Hammelragout mit Zwiebeln, gab, er ließ sich auch nicht, wie sonst, durch die Namen der Fähnriche an den Wänden, die seit der Gründung der Kriegsschule ihr Offiziersexamen mit Kaisers Belobigung bestanden hatten, zu guten Vorsätzen auf Eifer im Hörsaal anspornen. Er dürstete nur danach, vor den Feind zu kommen. Sein Herz klopfte, als ihn nach der Mahlzeit ein Offizier beiseite rief. Dann kehrte er verklärt zu den gespannt harrenden Kameraden im Hof zurück.

„Morgen nachmittag um drei Uhr in der Turnhalle. Rapier glacé! ... Kinder! Das wird ein Mordszauber!"

„Aber paß nur höllisch auf!" sagte sein Freund, der junge Graf von Luyn. „Mit so 'nem Kürassier ist nicht zu spaßen. Die Brüder sind an schweren Pallasch gewöhnt. Wenn der dir mit seinen Schwadronssauhieben durch die Parade fährt" ...

Der Fähnrich von Bornim lachte sorglos. Er war so glücklich wie ein Kind zu Weihnachten.

„Er soll nur kommen! ... Er soll sich wundern! ... Ich bin auch nicht von Pappe! ... Ach, wenn es doch nur schon morgen wär!" ...

* * *

Kaspar von der Zültz auf Wendisch-Wiesche war am Tag nach der Parade zeitig am Morgen von Berlin auf sein Gut heimgekehrt. Er brachte einen Herrn mit. Einen respektablen, älteren Herrn mit goldener Uhrkette und leicht sächsischem Tonfall, der sich Krüger nannte. Mehr wußte er selbst nicht von ihm. Aber Przywow und Libochowitz und Rehfisch und wie all seine Berliner Agenten und Geldleute hießen, hatten ihm geschworen, es sei ein seriöser Mann, ein entschlossener Käufer. Der Richtige für Wendisch-Wiesche. Wenn es gelang, ihm in letzter Stunde noch die Sandbüchse anzuhängen. ...

Mit dem Angeld ließ sich wenigstens die verwünschte Geschichte wegen des Waldverkaufs aus der Welt schaffen — es war die letzte Rettung . . . eigentlich nur noch ein Rettungsschimmer, aber Kaspar von der Zültz sprach unaufhörlich, nervös lachend, in seiner liebenswürdig erregten Art, während er seinen Gast durch Höfe und Ställe des verwahrlosten Gutes führte:

„Ich züchte hier ein Schwein!“ sagte er, als sie in den süßlich scharfen Brodem der Saubucht traten, und machte rasch die Tür hinter sich zu, um die durch Ammoniakdünste zerfressene Decke möglichst zu verdunkeln, „ein Schwein . . . ich möcht am liebsten immer den Hut abnehmen, wenn ich hier mithereinkomm . . . veredeltes Landschwein natürlich . . . was tu ich mit Yorkshire — nicht wahr? . . . Na . . . hier haben wir nun den Kuhstall!“ Er wandte in der Zerstreutheit die erste Jungkuh rechts am Horn zur Seite, damit man nicht merkte, daß sie erst gestern verkalbt hatte. „Großartige Absatzverhältnisse für die Milch. — Elf Pfennig zahlt die Dampfmolkerei. — Magermilch kriegt man fast geschenkt zurück. — Hier ist's eine Lust, Schweine zu mästen, bei den Kartoffeln.“

Der Inspektor Wiegang, die rechte Hand seines Herrn, hatte schon dafür gesorgt, daß im Kartoffelkeller alles, was faul war, zu unterst lag. Oben sah man nur eine tadellose Sorte Magnum Bonum. Der stetige Hengst im Stall hatte seit dem Mittag vorher kein Wasser mehr bekommen. Er stand da wie ein Lamm. Kaspar von der Zültz pries die struppigen Ackergäule wie vorher seinen Breitenburger Schlag Kühe. Er donnerte bei den landwirtschaftlichen Maschinen, als der Besitzer eines Musterguts, der unerbittlich nach dem Rechten sieht:

„Den Heuwender gerade rücken! . . . Den Düngerstreuer mehr nach links! Der Exstirpator sieht wie ein Ferkel aus! . . . Warum hat ihn niemand geputzt? So geht's, wenn man einen Tag von zu Hause weg ist! . . . Da sind die Sackschen Pflüge, Herr . . . Herr . . . Krüger. Da die Walzen. . . . Da haben wir das Göpelwerk für das Wasser! Jedes Pony zieht es! . . . Famos — was?“

Der Herr mit der goldenen Uhrkette nickte. Er war glatt rasiert und sah wie ein Landgeistlicher aus. Er sprach fast nichts. Offenbar, um sich nicht zu blamieren.

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Pyrenäenbädern.

Von J. Lorm. — Hierzu 19 Originalaufnahmen von Fauré und Labouche frères.

Nicht „aus den Pyrenäen b ä d e r n“, sondern „aus den Pyrenäen“ müßte es heißen, wo zwischen dunklem Grün und Schnee, zu Füßen hoher Bergketten und in engen Tälern, in denen der Wildbach in breitem Fall schäumend in die Tiefe stürzt, Orte liegen, die durch die heilkräftigen Wasser, die sie bergen, im Lauf der Zeiten zu Weltruf gelangten. Das sind die „Pyrenäenbäder“, die aufzusuchen Mode wurde. Drei bis vier unter den vielen, die sämtlich überreich sind an kalten und heißen Schwefelquellen, von denen man behauptet, daß sie an Güte von keinen andern auf Erden übertroffen werden. Aber sie alle hatten nicht das Glück, das den drei bis vier zuteil wurde, als sie durch die Laune eines Mächtigen oder den Zufall zu Ruhm und Reichtum gelangten. Die meisten von ihnen — nicht minder schön gelegen, kaum minder bevorzugt an heilkräftigen Quellen — führen ein recht bescheidenes Dasein, sie sind kaum gekannte Bäder, die „in den Pyrenäen“ liegen, während die andern „die Pyrenäenbäder“ bleiben, alljährlich von Hunderttausenden aufgesucht.

Zu ihnen gehört vor allem L u c h o n (Abb. S. 1817), im gleichnamigen Tal im Herzen der Pyrenäen gelegen und von dem fast 2000 m hohen Superbagnères überragt, an dessen Fuß sich das Badegebäude schmiegt, das, vor nahezu 80 Jahren erbaut, Badeeinrichtungen von einer Primitivität enthält, die es unverständlich erscheinen ließen, daß Luchon von ungefähr 60 000 Gästen aufgesucht wird, wenn man nicht wüßte, daß nur ein winziger Bruchteil von ihnen seiner Gesundheit wegen hier weilt. Für die allermeisten bedeutet der Aufenthalt nur eine Fortsetzung ihres Pariser Lebens, wie überhaupt Luchon fast ausschließlich von Franzosen, zumeist Parisern und einem geringen Prozentsatz Toulousern, aufgesucht wird, zu denen sich viele Spanier gesellen, die bei der nur sechs Kilometer betragenden Entfernung Luchons von der spanischen Grenze es längst zum Lieblingsaufenthalt erkoren. Und überaus reizvoll liegt es auch da, von einer wunderbar würzigen Luft durchweht und bezaubernd durch die Kontrastwirkungen, die sich zwischen seiner Lage, seiner Einfachheit und dem Luxus ergeben, der für wenige Wochen dieses stille Tal mit seinem Glanz erfüllt. Durch die Alleen d'Etigny, die ihren Namen nach dem Schöpfer des Kurortes tragen, der um die Mitte des 18. Jahrhunderts das Wasser der Quellen untersuchen und diese vierfache Reihe von Lindenbäumen pflanzen ließ, promenieren Damen in den allerletzten exzentrischen Modellen, die Pariser Schneiderphantasie ersann. Automobile ohne Zahl sausen die Avenue herab, um beim Parc Quinconces, das ein Standbild d'Etignys ziert (Abb. S. 1818), zu den Kaskaden von Juzet und Montauban den Weg zu nehmen oder nach Castelvieille, einem Turm aus dem 14. Jahrhundert, der hoch oben über der Straße, die nach Spanien führt, auf die Villen und ärmlichen Hütten hinabblickt, die hier aneinandergereiht von dem Wohlstand und dem Elend der Einwohner erzählen. Denn dieser Aufschwung, den das Bad genommen, und das, was dieses Volk der Berge hier an städtischem Prunk und städtischen Sitten von Menschen sah, deren Leben nur dem Genuß geweiht ist, hat einen merkwürdigen Einfluß auf sie ausgeübt, der sich sichtbarlich in allem kundgibt: Sie arbeiten längst nichts mehr, trotzdem sie arm sind. Sie warten das ganze Jahr auf die sechs Wochen „Saison“, die die Mode nur vom 15. Juli bis Ende August gelten läßt, und lassen ihre Häuschen in einem Zustand, der aller Begriffen von Reinlichkeit Hohn spricht. Ganz kurz vor Saisonanfang beginnt ihr Ordnungsinn zu erwachen, sie richten Häuser und Räume auf die äußere Wirkung her, schlagen Buden auf, wie sie auf Jahrmärkten üblich sind, aber in Weltbädern, wie Karlsbad, Wiesbaden, Baden-Baden usw., mit denen doch Luchon gleichwertig rangieren will, undenkbar wären, und bieten darin zu ungeheuerlichen Preisen Waren aus, die bedeutend geschmackvoller und besser in unsern Mark-

basaren erhältlich sind. Und ihr Glaube an die gedankenlose Kauflust der Gäste wird nicht enttäuscht. Das Geld fließt ihnen in Strömen zu. Man zahlt Phantasiepreise für alles, gleichviel was es sei, und die Reisebücher, die bemerken: „les voitures n'ont pas de prix", sagen die Wahrheit. Wer von den Einwohnern sich Pferde beschaffen kann, deren Schönheit und Ausdauer ja bekannt ist, fügt zu seinen Einnahmen noch weitere phantastische hinzu. 30, 40, 50 Frank für eine Spazierfahrt sind Preise, die man als selbstverständlich betrachtet, und Ausflüge nach dem See d'Dô, in den, von Felsen umgeben, ein Wasserfall aus einer Höhe von 273 m herabstürzt (Abb. S. 1821), werden nur vierspännig empfohlen. . . Daß man die Schönheit der Vallée du Lys (Abb. S. 1820), dem engen Tal, aus dem man bis zur Rue d'Enfer gelangt, bedeutend teurer bewertet, ist klar, trotzdem der beschwerliche Weg an den Wasserfällen vorbei und zur Steinschlucht zu Fuß zurückgelegt werden muß. Für Bergsteiger, die hier vortrefflich geschulte Führer finden, bietet sich in den Pyrenäen bekanntermaßen eine unerschöpfliche Zahl von Klettergelegenheiten, unter ihnen der auf Luchon herabblickende, 2417 Meter hohe Port de Venasque (Abb. S. 1820), über dessen Schneegipfel vor mehr als 2000 Jahren Hannibal gezogen sein soll. — Nach Versicherung der Luchoner, die für historischen Schnee eine dementsprechende Entlohnung fordern, sofern man ihnen nicht zu bedenken gibt, daß auch der nur 290 Meter Höhe betragende, bedeutend östlicher gelegene Col du Perthus auf die gleiche Ehre Anspruch erhebt, die Angelegenheit vorerst also noch als unentschieden betrachtet werden muß.

Wer jedoch einen Anblick genießen will, den Lamartine ganz unbestritten „das wunderbarste Landschaftsbild" genannt, der besteige den Vignemale, diesen 3298 Meter hohen König der französischen Pyrenäen mit seinem über drei Kilometer langen Gletscherfeld, das seine neun Gipfel umschließen, und den sieben Grotten in 3280 und 2400 Meter Höhe, die dem Grafen Russell ihre Entstehung verdanken. Einem der größten Bergfexe, die es jemals gegeben hat, und dem die französische Regierung zum Dank und in Anerkennung der ungeheuren Verdienste, die er sich um die Schaffung von Wegen, die Schulung von Führern, die Anlegung von Schutzhütten, die Ersteigung unbeschrittener Gebiete unter Anwendung großer Geldmittel erwarb, vor mehr als zwei Jahrzehnten den Vignemale mit allen seinen Gipfeln und Gletscherfeldern für 99 Jahre unentgeltlich als Eigentum überließ. Ihm war es beschieden, einen noch weit überwältigenderen Anblick zu genießen, als er Lamartine zuteil wurde, der den ganzen Höhenzug der Pyrenäen in einer Ausdehnung von fast 100 km nur aus der Entfernung, vom Boulevard des Pyrénées in Pau, bewunderte (Abb. S. 1819). In ihrer Mitte der Vignemale, zu seiner Rechten der Pic du Midi d'Ossau, zwei der charakteristischsten und am schwersten zu erklimmenden Pyrenäengipfel, während zur Linken der Pic du Midi de Bigorre in einsamer Größe emporragt, auf seinem östlichen Plateau in 2859 Meter Höhe ein Observatorium tragend. Die ganze Schönheit dieser Bergwelt breitet sich vor Pau aus, das die Engländer sich nach und nach vollständig als Winterstation erwählten, in der sie in einem allerdings um sechs bis acht Grad kühleren, aber von Winden geschützteren Klima, als es jenes an der Riviera ist, auch ohne deren lärmende Festlichkeiten ein beneidenswertes Dasein führen. Der Sport bietet naturgemäß eine der Hauptvergnügungen der englischen Kolonie, die Fuchsjagden und Pferderennen veranstaltet — Pau besitzt eines der bekanntesten Gestüte der Pyrenäen — dem Polo, Ballspielen und Golf huldigt, während das Kasino, das den Namen Palais d'Hiver trägt, alle möglichen Zerstreuungen birgt. Und der Zauber des alten Schlosses, in dem durch zehn Jahrhunderte die Vicomtes von Béarn und ihre Nachkommen gehaust, wirkt immer wieder aufs neue, wenn man die Räume durchschreitet, in denen Margarete von Navarra ihre Kunst der Konversation und der Märchendichtung vor einem glänzenden Hof bewährte. Diese prunkvollen Säle mit ihren antiken Gobelins, den Tischen mit Phorphyrplatten, den Venezianer Spiegeln, geschnitzten Truhen, wunderbaren Ebenholzschränken, Stickereien und Uhren und alten Sevresvasen auf Kaminen, die Pyrenäenmarmor deckt, bergen eine Welt von Erinnerungen an eine Zeit der Abenteuer und Gefahren, an ein Leben in Feuer und Kampf. Vor allem an Heinrich IV., dessen Wiege, aus der Schale einer Schildkröte gebildet, noch in dem Zimmer steht, in dem ihm vor mehr als 3½ Jahrhunderten seine Mutter Jeanne d'Albret singend das Leben gab, „damit er kein schwächlicher Griesgram werde" (Abb. S. 1818). An diese verklungene Ritterzeit mögen jene denken, die in Pau, diesem berühmtesten und bekanntesten Pyrenäenbad, weilen, das — seltsamerweise — das einzige unter allen ist, das keine Quellen besitzt. Nur als Luftkurort und als heilkräftiger Aufenthalt für ruhebedürftige Nerven wird es aufgesucht und so hoch bewertet, daß die Summe von 10 000 Frank als Mietpreis für eine Villa während der Saison nicht zu den seltenen Ausnahmen gehört.

Cauterets dagegen (Abb. S. 1820), das um mehr als 700 m höher gelegene, lockt durch seine 24 Schwefelquellen, die täglich über 1½ Millionen Liter Wasser spenden, nahezu 50 000 Gäste in das von hohen Bergen umschlossene Tal. Wie viele dieser Bäder verdankte es ursprünglich seinen Ruf nur der Tatsache, daß irgendeine fürstliche Persönlichkeit dort geweilt; Königin Hortense war es, deren Kurgebrauch in Cauterets die große Menge anzog, wie Vichy zu Ende des 17. Jahrhunderts durch Madame de Sévigné für den Hof Ludwigs XIV. in Mode kam und später durch die mehrfachen Kuren, denen sich der dritte Napoleon dort unterzog, einen fast unerreichten Aufschwung nahm. Für uns hat Cauterets außer seinen Quellen, von denen die eine den König Abarca von Aragon, die andere den großen Cäsar geheilt haben soll, — für die Weltgeschichte wie für die Medizin bedarf man des Glaubens — noch ein anderes, viel wärmeres Interesse: Heinrich Heine hat da geweilt im Juli 1841 und dort Heilung seiner körperlichen Leiden gesucht, während sein Geist sich mit der Schöpfung Atta Trolls befaßte:

„Rings umragt von dunkeln Bergen,
Die sich trotzig übergipfeln,
Und von wilden Wasserstürzen
Eingelullet wie ein Traumbild,

Liegt im Tal das elegante
Cauterets. Die weißen Häuschen
Mit Balkonen; schöne Damen
Stehen drauf und lachen herzlich.

Herzlich lachend schaun sie nieder
Auf den wimmelnd bunten Marktplatz,
Wo da tanzen Bär und Bärin
Bei des Dudelsackes Klängen."

Die Nachkommen Atta Trolls und seiner Gattin dienten seither nicht nur „zur Belustigung der Gäste". In den



Blick auf Pau und das Schloß Heinrichs IV.

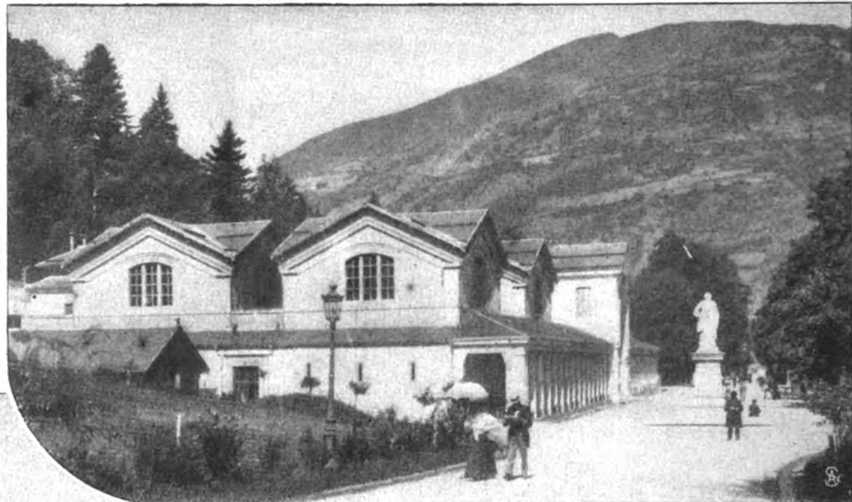


Zeiten, da sich in Frankreich die Trennung von Staat und Kirche vollzog, vor ungefähr sechs Jahren, wurden sie von den Bewohnern der kleinen Ortschaften im Departement Ariège sogar dazu benutzt, um den Vertretern der weltlichen Macht den Zutritt zu den Kirchen zu verwehren, was ihnen auch mehrfach gelang. Die fanatischen Bauern trugen kein Bedenken, in einem Fall sogar noch in der



Auf der Straße nach Spanien. Im Hintergrund Luchon. Oberes Bild: Schutzhaus im Port de Venasque. Abstieg nach Spanien (2787 m).

Fassade einer Dorfkirche ein mit Pulver gefülltes Gerät unterzubringen, das entzündet werden sollte, sowie die Staatsbeamten, die die Inventur der Kirche vorzunehmen hatten, sich ihr nähern würden. Daß dieser etwas weltfremde Sinn dazu beitragen mag, daß viele der mit großem Schwefelquellenreichtum und eisenhaltigen Wassern gesegneten Orte außerhalb Frankreichs so gut



Aus Luchon: Etablissement Thermal
und Standbild d'Étignys.

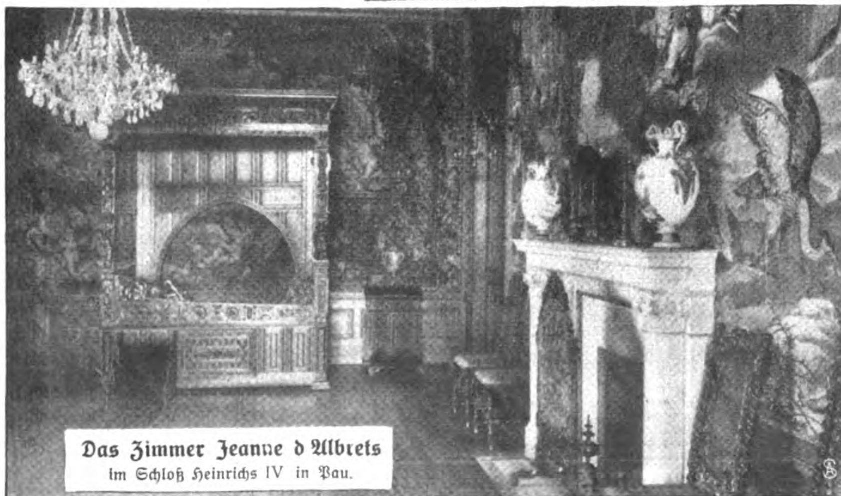


Das Kasino von Luchon.

wie unbekannt geblieben sind, trotzdem die Heilkraft ihrer Brunnen kaum hinter jener der berühmt gewordenen Badeorte zurückbleibt, steht außer Zweifel. Da ist Aulus mit seinen an Magnesia und Natron reichen fünf Quellen; **Salies-de-Béarn** (Abb. S. 1819) und **Salies-de-Salat** mit ihren Salinen und Brom und Jod enthaltenden Wassern; Audinac mit zwei und Encausse, ein Dörfchen bei St. Gaudens, mit drei bedeutenden Schwefel-



Badeanstalt und Hotel in Barèges.



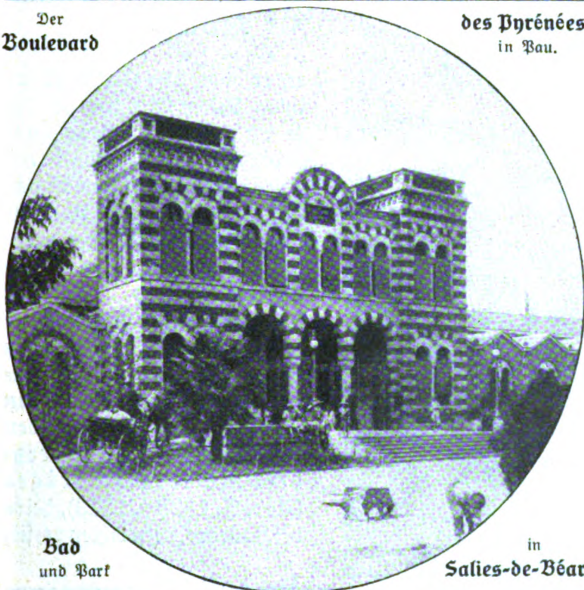
Das Zimmer Jeanne d'Albrets
im Schloß Heinrichs IV in Pau.

salzquellen. Sie alle und noch mindestens zwei Dutzend gleichwertige führen eigentlich ein Dasein im verborgenen und werden nur — wie Argelès-Gazost — bekannter, wenn sie in der Nähe der bereits akkreditierten Bäder liegen. Das letztgenannte, das über zwei kalte Schwefelquellen verfügt, ist durch seine Lage, unweit der berühmten Pyrenäenorte, besonders bevorzugt. Nur 15 Kilometer von **Lourdes**, dem weltbekannten Wallfahrtsort, entfernt, liegt es auch nahe



Der Boulevard des Pyrénées in Pau.

bei Tarbes, Luz (Abb. S. 1821) und St. Sauveur, das als eine Art französisches Franzensbad, also als Damenbad gelten kann, während das beiden benachbarte Gavarnie, zu dem man über den Pont Napoléon gelangt, einen der sehenswertesten Ausflüge bildet. Es ist ein überwältigender Anblick, den der Cirque de Gavarnie mit seinen bis über 3600 Meter hohen Kalkbergen bietet und seinen



Bad und Park in Salies-de-Béarn.



In den Schneefeldern des Cirque de Troumouse.

Gletscherfeldern, von denen dreizehn Wasserfälle herabstürzen, deren größter durch seine 422 Meter betragende Höhe als der bedeutendste Europas gilt.

Von Argelès wie auch von Pau ist es nicht weit nach Eaux-Bonnes und Eaux-Chaudes, zwei weniger mit Badegästen als mit Quellen bedachten Badeorten,

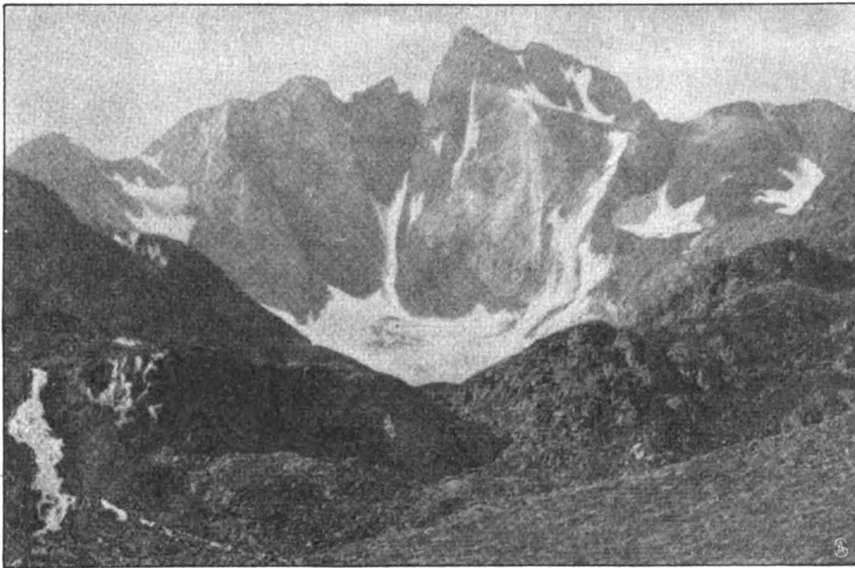


Lescar und sein Kloster aus dem XII. Jahrhundert.

von denen die Wasser des ersteren gegenwärtig bei Hals- und Lungenkrankheiten als sehr wirksam bezeichnet werden, während sie zur Zeit Franz' I., der seine bei Pavia verwundeten Soldaten hinsandte, zur Heilung von Wunden dienten. Ein mächtiger Umschwung, der sich da in der Ansicht der Aerzte kundgibt, und der für die Zukunft noch weitere, heitere Möglichkeiten nicht ausschließt. Eaux-Chaudes, an sieben Quellen reich, liegt, von Bergen umschlossen, am Ufer des Gave d'Ossau, der, im Lauf der Jahrhunderte mehrfach seinen Lauf ändernd, nun um fünfhundert Fuß tiefer

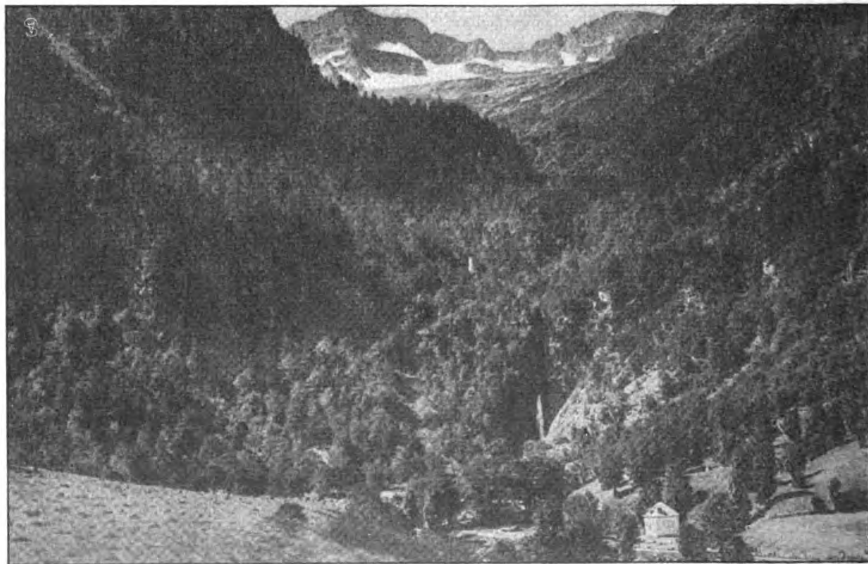


Blick auf Cauterets.

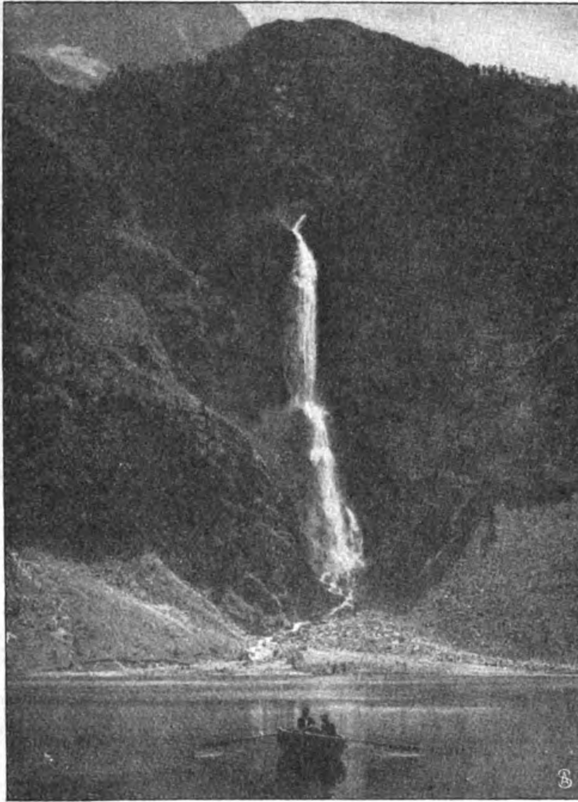


Gletscherfeld des Port de Venasque.

dahinrauscht als zur Zeit, da Heinrich IV. es mit einer der Hofdamen seiner Gemahlin Margarete zu Kurzwecken aufsuchte, dem Fräulein von Fosseuse, von der die schöne Königin viel Unterhaltsames und wenig Erbauliches zu erzählen wußte. Dort trägt man auch noch die Volkstracht, die außerdem fast nur noch in Laruns, im Tal von Ossau, getragen wird. Von allen diesen Orten hat keiner die Popularität von Pau, Cauterets und Luchon erreicht, trotzdem mancher unter ihnen und ganz besonders Ax-les-Thermes mit seinen 61 Schwefelquellen, die in einer Temperatur von 25—78 Grad an allen Ecken und Enden der Stadt aus der Erde sprudeln, es unzweifelhaft mit jenen beiden letztgenannten aufnehmen konnte. Aber sie kamen nicht in Mode, ebensowenig wie das unweit von Ax-les-Thermes gelegene Ussat-les-Bains, dessen Wasser, das aus einem von Felsen eingeschlossenen, unterirdischen See strömt, sich gegen Frauen- und Nervenleiden bewährte. Nur Bagnères-de-Bigorre und Barèges (Abb. S. 1822 u. 1818), beide bei Lourdes, vermochten es, sich



Die Vallée du Lys mit den Schneegipfeln des Crabioules (Luchon).

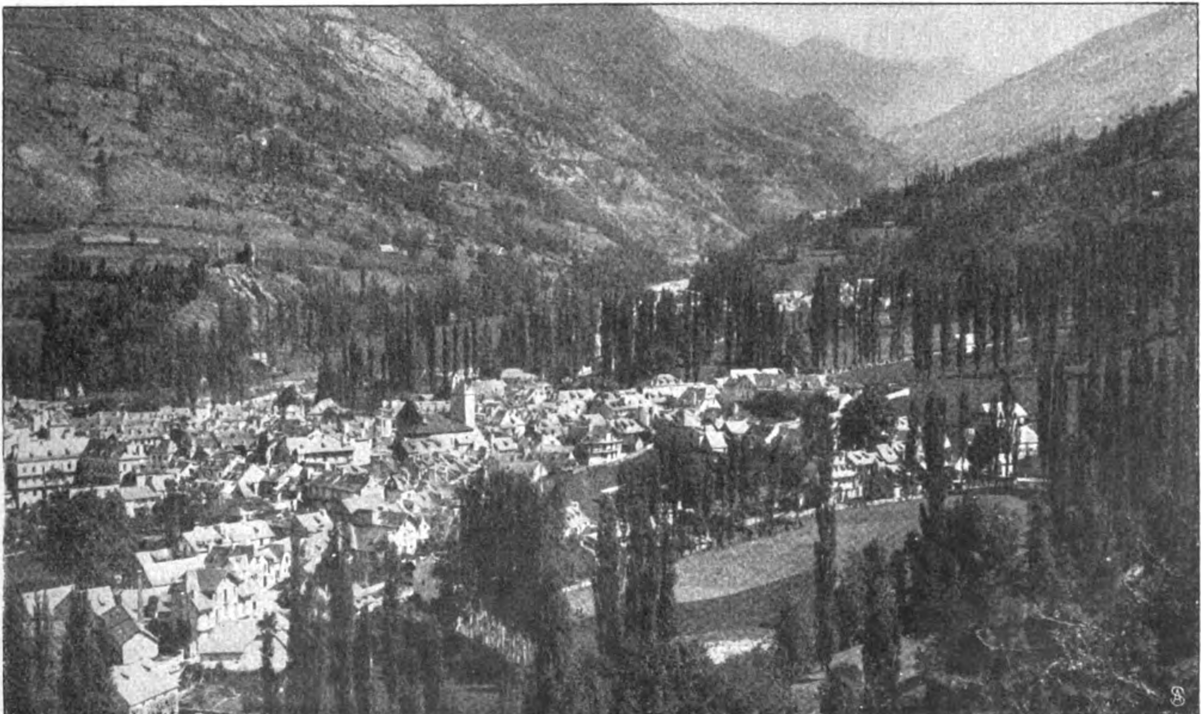


Der Wasserfall am Lac d'Oô (273 m).

zur Geltung zu bringen. Das erstere an Marmorbrüchen reich, und wird von französischen Ärzten gegen alle erdenklichen Krankheiten empfohlen, von denen, je vier auf eine Quelle gerechnet, bei den 30 vorhandenen Quellen der Heilung von 120 Krankheiten dienen müßten. Barèges, dessen Name für Frauen einen anheimelnden Klang besitzt, weil das leichte, altbekannte Kleidergewebe, das in jenem Tal zuerst hergestellt wurde, nach ihm benannt ist, hat alkalisch-salinische Schwefelquellen, die sich in ernsten Fällen vortrefflich bewähren sollen. Aber es ist eigentlich ein fortwährender Kampf, der sich zwischen diesem nur aus einer Straße bestehenden Ort und den



Pyrenäenbären,
die den Eingang der Kirche in Cominac beschützen (Ariège).



Ansicht von Luz.

Elementen vollzieht: Jahr um Jahr stürzen furchtbare Lawinen in das rauhe, enge und wilde, vom Bastanfluß durchquerte Tal, das immer den Charakter chaotischer Zerstörung aufweist. Und Jahr um Jahr beginnt man immer wieder aufs neue dem Vernichtungswerk Einhalt zu tun. Bald nachdem der letzte Badegast im Herbst den Ort verlassen hat, ziehen auch die meisten seiner Einwohner fort, nach Luz hinab, und in dieser fast wüstesten Schlucht der Pyrenäen, die auf Monate hinaus völlig unzugänglich wird, toben Stürme, ungeheure Schneemassen decken das Tal, und Bergstürze halten den wilden Bastan in seiner Flucht über Schnee und Eis und Geröll auf. Und im Frühjahr finden die Armen, deren Heimaterde dieser furchtbare, meist in Nebel gehüllte Ort ist, etwas weniger von ihrer Straße, von ihren Häusern wieder. Und ihr Kampf um die Scholle beginnt aufs neue, während unweit von ihnen, in lachenden Tälern, in den „berühmten" Pyrenäenbädern, ungezähltes Gold in die Hände untätiger Menschen fließt, die ihren Wohlstand den Launen einer gedankenlosen Menge verdanken, die dem Zug der Mode folgte.



Die Badeanstalt von Bigorre.



Auf der Esplanade vor dem Kasino in Cauterets.

Wiener Bühnenschönheiten.

Von Ludwig Klinenberger. — Hierzu 9 Aufnahmen von Atelier d'Ora und R. v. Kreyfelt.

Jeder Schauspieler, jeder Sänger hat das Bestreben, sich auch in Wien sein Zeugnis der Reife zu holen. Hier stehen auch die alten Tempel, wo dem deutschen Künstler der Lorbeer auf die Stirn gedrückt wird. Wien darf sich noch immer rühmen, kraft seiner künstlerischen Oberhoheit den Rang einer theatralischen Weltstadt einzunehmen. Das Wiener Theaterpublikum mit seinem bald naiv treffenden Instinkt, bald fein abwiegendem Geschmack, mit seinem fast untrüglichen Gefühl für das Wahre und Bedeutende, für das Echte und Ursprüngliche hat sich im Lauf der Jahre wenig geändert; auch die viel gefürchtete Wiener Kritik hat ihre strengen Satzungen, nach denen sie Recht spricht, nicht aufgegeben. Nur wenige Künstler wissen das empfindliche Instrument zu spielen, das man Publikum nennt. Hat aber ein Künstler das Publikum erobert, dann bleibt es ihm treu, dann sind des Mimen Angelegenheiten Dinge von öffentlichem Belang, dann verfolgt ihn die Liebe des dankbaren Theaterpublikums sogar bis in sein intimes Privatleben hinein.

Als Fräulein Hedwig Reinau (Portr. S. 1823) vor zwei Jahren an das Deutsche Volkstheater verpflichtet worden war, hatte die junge Künstlerin keinen leichten Stand. Der Ruf seltsamer Schönheit war ihr vorangegangen und bedrohte ihr Talent. Man sprach in den ersten Zeiten nur von der blendenden Erscheinung der Schauspielerin, weniger von den Leistungen. Das kränkte die strebsame Dame mit Recht, und man mußte sich erst an ihre erfreuliche äußere Person sozusagen gewöhnen, bis ihrer starken Begabung auch die richtige Anerkennung zuteil wurde. Nun hat Fräulein Reinau das Publikum besiegt. Man schätzt Fräulein Reinau vollends als eine der besten Repräsentantinnen des Charakterfachs und der Salondamen. Ihre Kunst ist einfach und natürlich und erzielt darum meist die beabsichtigte Wirkung.

Eine dramatische Sängerin von ungewöhnlicher Gestaltungskraft ist Fräulein Mathilde Ehrlich (Portr. Seite 1823). Gegenwärtig ist sie eine Hauptstütze der Wiener Volksoper. Eine Künstlerin von Temperament und Esprit, gleitet sie über die schwindelnden Passagen der schwierigsten Arien mit einer spielenden Leichtigkeit. Glockenrein klingt der Ton ihrer metallreichen, blühenden Stimme. Fräulein Ehrlich liegen besonders jene Partien, in der Sängerin und Schauspielerin sich vermengen wie die Tosca, eine ihrer Glanzrollen.



Frl. Hedwig Reinau (Deutsches Volkstheater).



Frl. Marietta Weber (Theater in der Josefstadt).



Frl. Hilda Radnay.



Frl. Mathilde Ehrlich (Volksoper).

Das Sympathische der Persönlichkeit von Marietta Weber (Portr. S. 1823) von den Jarnoschen Bühnen sowie die fröhliche Heiterkeit und die ergreifende Schlichtheit ihres Spiels haben etwas Bestechendes an sich. Ihre innige, milde und herzliche Stimme ist so fein, als wenn ein dünnes, silbernes Stäbchen leise an ein helltönendes Glas streifen würde. Die Künstlerin hat einen pariserischen Zug und versteht sich auch auf das schickste zu kleiden. — Das heitere, muntere, „süße Mädel“ findet in Frl. Mizzi Pellar (Portr. S. 1825) vom Deutschen Volkstheater eine liebenswürdige Darstellerin. Frl. Pellar verkörpert die lustige, fidele Wienerin mit gleichem Reiz auf der Bühne wie im Leben. — Ihre Kollegin Hilda Radnay (Portr. S. 1823) hat der Bühne vorläufig Valet gesagt, um sich dem nahrhafteren Varieté in die Arme zu werfen. Ihre Grazie entzückt die Besucher der Rauchtheater in einem Tanzakt. — Die neueste Wiener Bühnenerscheinung Frl. Claire Kretschmer (Portr. obenstehend) hat am Beginn der Saison in der Josefstadt debütiert und als zierliche, schalkhafte, stimmbegabte Soubrette einen hübschen Erfolg erzielt. Sie wird sich bei den Wienern warm spielen. — Ein besonderes Kapitel im Wiener Theaterleben bildet das Ballett der Hofoper. Welch einen Schatz von Schönheit, echt wienerischem Liebreiz und bezwingender Jugend birgt das Ballett der Hofoper! Direktor Hans Gregor ist auch sehr zum Nutzen des Hofinstitutes daran gegangen, diesen Schatz zu heben, indem er sich des von seinem Vorgänger mit Unrecht vernachlässigten Genres angenommen und dem Tanzpoem den verdienten Platz im Repertoire eingeräumt hat. Meister Josef Haßreiter



Frl. Paula Zulka, Solotänzerin am Hofoperntheater.



Phot. R. v. Kreyfelt.

Frl. Claire Kretschmer.



Frl. Regine Fleischinger, Solotänzerin am Hofoperntheater.

hat die Wiener Ballettschule auf eine hohe Stufe gebracht. Zwei seiner begabtesten Schülerinnen sind ihm in der letzten Zeit untreu geworden. Die Solotänzerin Paula Zulka (Portr. S. 1824), die plötzlich ihre Stimme entdeckte und nun den hohen Sprung zur Opernsängerin wagen will, und die gefeierte Beauté, die Solotänzerin Lydia Berger (Portr. nebenst.), die mit Beginn der Saison in den — Ruhestand getreten und damit wohl die jüngste und fescheste Pensionistin auf dem Erdenrund geworden ist. — Ihre Kollegin, die Solotänzerin Regine Fleischinger (Portr. S. 1824), ist dem Metier mit altem Eifer und alter Liebe ergeben. Ja, die Schicksale von Ballettdamen sind wandelbar.



Frl. Mizzi Pellar (Deutsches Volkstheater). Oben: Frl. Lydia Berger, Solotänzerin am Hofoperntheater.

Gerold Beckhusen.

Roman von

Wilhelm Schaer.

8. Fortsetzung und Schluß.

Engel kam, von der Mutter herbeigezogen, um sich noch einmal für alles Gute zu bedanken.

„Gott, mein Liebling, und du — willst du denn auch schon fort? Ach — ach, so ja — es ist gut — so!“ Freuke war dem Weinen nahe. Sie errötete über und über, da ihr Fährmannsche Nummer zwei beide Hände vielsagend drückte.

Noch einmal wurde die Gartentür geöffnet. Die Männer und Burschen mit Windlichtern voran, gefolgt von den Frauen, so verschwanden die letzten Hochzeitsgäste aus dem festlich erleuchteten Haus.

Gerold Beckhusen stand in der geöffneten Tür. Seine Blicke folgten den im Nebeldunst schnell entschwindenden Gestalten. Sein Ohr lauschte hinaus. Der Sturm sauste und schlug mit ungeschwächter Kraft dicke Zweige von den Bäumen. Nur die Luft war etwas milder geworden, und der Regen hatte aufgehört zu strömen.

Freuke entließ derweilen die Spielleute und gebot der Magd — das scharf beobachtende Auge der Schrötern hatte recht gesehen — dem einzigen dienstbaren Geist, zu Bett zu gehen. Für das sichere Löschen der Lichter in der besten Stube wolle sie schon selber Sorge tragen!

Unter dem Kronleuchter mit seinen fünfzig brennenden Kerzen traf das Paar wieder zusammen.

Still, unheimlich still war es plötzlich nach lauter, ausgelassener Freude in dem weiten Raum geworden.

Ueberdies die feierliche Erleuchtung und der mit Knallbonbons und Flaschen übersäte Tisch, den man, um Platz für den Tanz zu schaffen, an die Wand neben den Glasschrank gerückt hatte!

„So, sie sind glücklich alle fort!“ rief Gerold Beckhusen. „Wir sind allein! Das hatte ich mir gewünscht!“ Er breitete die Arme aus, aber legte sie Freuke nicht, wie sie erwartet hatte, um den Nacken. Er hielt sich beide Hände — wie gestern und heute schon einmal — unter wehem Aufschrei gegen die Schläfen. „Freuke — beste, liebe Deern, mach mich gesund! Mach mich nun endlich — ganz — gesund! . . . Vorüber! . . . Ach ja, rein um verrückt zu werden! Vorüber — ah! . . . Und die Sturmflut, wie ich sie herbeigesehnt habe! Nun stört uns niemand mehr! Du gehörst mir nun an — bist mein!“

Freuke zuckte zusammen. So wild und stürmisch hatte er seinen Arm plötzlich um sie geworfen. „Komm — hier ins Sofa!“

„Willst du denn wirklich bleiben? Willst du ihnen nicht folgen, deine Pflicht — nicht erfüllen?“

„Pflicht — Pflicht erfüllen? Morgen — gewiß, ja! Aber wie magst du mich danach fragen! Mädchen, kennst du mich und meinen Dickschädel immer noch so wenig? Du heiratest keinen Engel! 'n wahrer Satan bin ich, wenn's drauf ankommt! Das wirst du noch hören — schon morgen, wenn ich meine Pflicht tu und — ja, und rede! Aber heute gibt's nur diese eine Pflicht, Freuke — Freuke, hier!“

Sie wich unwillkürlich vor ihm und seinem heißen Atem zurück.

„Ach — küsse mich!“

Und sie tat es.

„Schatz — Freuke — mein Weib! Das ist — das Glück! Und wie ich's mir heiß erkämpft habe!“

Holle, die unter dem Sofa ihrer Herrin zu Füßen saß, knurrte leise.

„Komm, ja, komm! Laß uns noch ein volles, schäumendes Glas trinken! Es sei das letzte an diesem Abend und dann —“

Neben ihnen auf dem stummen Diener stand noch eine unangebrochene Flasche mit goldenem Hals und goldenem Kopf. Gerold erhob sich, löste die Drahtumschnürung und ließ den Pfropfen gegen die Zimmerdecke knallen. Von den klirrenden Prismen der Kristallkrone splitterte Glas, und der weiße Gischt des Schaumweins spritzte in weitem Bogen durch die Stube.

„Freuke, es lebe“ — mit fliegender Hand reichte er ihr den Kelch hinüber — „der Feind!“

Da! Im gleichen Augenblick sprang die Teckelhündin hell aufbellend von ihrem Sitz auf, stürmte in rasenden Sätzen gegen das geöffnete Fenster vor, nahm den Stuhl — das Sims und war im Dunkel verschwunden.

Von draußen her ein wildes, durchdringendes Freudengeheul. Dann verstummte es plötzlich . . .

„Was — war — das?“ Der Hausherr, die Flasche in den Händen, sah sich überrascht und bestürzt um. „Freuke — mein Gott — was hat — das zu bedeuten?“

„Ich weiß — auch nicht!“

Gerold Beckhusen stellte die Flasche auf den Fußboden und hastete durchs Zimmer.

„Um Gottes willen — Gerold, richte kein Unheil an! Es wird einer der Gäste sein oder — jemand von den Leuten!“

Der erregte Mann lachte heiser auf. Seine Gestalt legte sich weit über die Fensterbrüstung hinaus. Sein Blick durchirrte die Dunkelheit. Drüben auf dem Hauptweg glaubte er — es war mehr wie ein Schatten — eine hohe, massige Gestalt im Mantel und mit einem großen, breitrandigen Hut, wie ihn verwegene Burschen mit Vorliebe tragen, kurz vor ihrem Verschwinden im Nebel zu erkennen.

Der Späher legte sich noch weiter vor und rief mit lauter, vor Erregung zitternder Stimme: „Wer geiht um nachtslapen' Tied in min'n Gaarn um?“

Keine Antwort.

Die Gestalt, der Schatten drüben — Gerold Beckhusen schloß die Augen und öffnete sie wieder — waren kein Traum, auch kein Nebelspuk gewesen, denn — wo blieb der Hund?

Der Hausherr pfiff und pfiff. Aber die Hündin kam nicht wieder.

An der Abendseite hatte das Haus keine Fensterläden. Gerolds Hand zog deshalb die Gardinen aufs sorgfältigste vor die Scheiben.

„Ach, schrecklich, du — du machst ja auch mich ganz bange! Und — Gerold — wie siehst du blaß und ange-

griffen aus! Du mit deiner ewigen Erregtheit reibst dich völlig auf! Natürlich einer von den Knechten — der Junge! An den hat sich Holle, seitdem die — die freche Person fort ist, durchs Futterreichen gewöhnt!"

Gerold Beckhusen schüttelte den Kopf. „Nein — ganz groß und breit, mit einem weiten Mantel und 'nem Hut wie — ja, genau so, wie der ihn hatte!" Seine Hand wies auf den Glasschrank — auf die leere Stelle, wo die Uhr gestanden hatte.

„Nun hör aber auf!" befahl Freuke ernstlich böse.

„Ich hör nicht auf! Ich trinke, und wenn er es tausendmal gewesen ist! Und du — komm her — trinkst auch!"

„Ich kann — nicht mehr!"

„Wenn du mich liebhast: trink und vergiß!"

„Nein! Und du trinkst jetzt wie ich keinen Tropfen mehr!" Sie entwand ihm Flasche und Glas.

Er ließ es sich lachend gefallen, denn sie legte sich ihm von selber in den Arm und strich ihm — wie er es gern, ach, so gern hatte! — über die brennenden, schmerzenden Augen. „Das tut gut! Gewiß, das hilft mir wieder!"

Da Freuke plötzlich innehielt, sah er sie voll und dankbar an. „Du selber schaust so — hart aus den Augen! Wüßte ich nicht, daß du mich — liebhast —"

„Still — still!" Ihre lichten Brauen zogen sich zusammen. Sie sah ihn klar prüfend an. „Wird alles noch werden! ... Heiße, zehrende Liebe! Ich hatte schon von ihr geträumt. Und ich hatte gehofft, daß es heute schon — so — sein — könnte!"

„Könnte — könnte?" lachte er. „Wird heute noch sein!"

Sie strich sich über die Falten ihrer Schleppe. „Müde — ach, Gott, ja — man wird müde! Wenn du mich nur nicht immer wieder so — erschrecken wolltest!" Jetzt war sie es, die mit der Hand nach dem Schrank hinüberwies.

„Manchmal — nein, nicht manchmal — aber so wie eben kam und kommt mir der Gedanke, daß du mir irgend etwas verbirgst, was schrecklich und darum mir vorzuenthalten nicht recht ist. Ein Geheimnis darf nicht zwischen uns liegen! Es macht mich in Augenblicken, wenn ich weich werden möchte, plötzlich kalt. Zwischen Eheleuten muß alles klar — ja, ja — so klar wie meine Augen sein, aber auch heiß wie dein Blick! Klar und heiß! Eine köstliche Mischung! Beides zusammengetan, wird dir wie mir schon die richtige Wärme geben!"

Er blieb ihr die Antwort schuldig.

Daher begann Freuke noch einmal: „Und wenn er es gewesen wäre, unser — ja, unser armer fliegender Holländer, an den ich nicht mehr glauben kann und auch nicht mehr glauben darf: soll ich hier — zu dieser Stunde, da ich dir schutzlos gegenübersitze, weil ich keinen Schutz mehr vor dir haben will, soll ich dir heute bekennen —."

„Nein!" rief Gerold Beckhusen und sprang hitzig empor. „Nein, schweig! Die Zeit ist mir teuer! Sturmflut ..." Er neigte sich über sie. „Ich will meine Sturmflut — erleben! Ich will sie sehen! Sturmflut entführt mir die Sorgen, die letzten grüblerischen Gedanken! Arm in Arm mit dir — ist Sturmflut! Und ich will sie genießen — ungestört, hier — ganz mit dir allein!"

Und weil sie stumm blieb, nur mit hochwogender Brust vor ihm dalag, küßte er ihr die blauen, klaren Augen, hob er ihre von schneeiger, flimmernder Seide umflossene Gestalt mit einer Leichtigkeit empor, die ihm allein die große, übergroße Leidenschaft verlieh, und stürmte mit ihr durchs Zimmer in die Kammer. — —

Trübe dämmerte der zweite Januarmorgen über den schweigenden Marschen herauf. Der heulende Nordwest, der von Mitternacht bis tief in die zweite Morgenstunde am heftigsten gewütet und die Fluten donnernd in die Strommündung gepeitscht hatte, war allmählich abgeflaut. Es fächelte eine fast frühlingsmilde Luft um die riedergedeckten Häuser, die nach wie vor diesseit und jenseit der unteren Weserufer stolz und sicher hinter ihren Schutzwällen träumten.

Gut ruhen in tosender Flutnacht, wenn treue, wetterharte Männer derweilen auf Deichwache stehen! Mann für Mann — selbst viele Frauen und halbwüchsige Jugend unter ihnen — hatten sie Sturm, Regen und Nebel stundenlang Trotz geboten und voll Sorge auf das wild bewegte Wellenmeer geschaut, bis endlich ein langsames, aber stetiges Abfluten des drohenden Wassers zu erkennen gewesen war. Höher noch als vor zehn Jahren hatten die Schaumspritzer an der Deichböschung emporgeleckt. Aber die Wälle hatten sich diesmal überall gefestigt und verläßlich erwiesen.

Bei Morgengrauen lag der Deich menschenleer.

Ein schmaler, mattrosiger Hauch stand im jungen Ost.

Da stieß die hohe, tief in ihren Wettermantel gehüllte Gestalt, die der kundige alte Fährmann gegen doppelte Zahlung geleitete, schweigend vom Ufer ab.

Von allen — ohne Ausnahme — war er nachts gesehen worden — der fremde Mann, der sein Gesicht unter der Krempe eines gewaltigen Kalabresers verborgen gehalten hatte, niemand auf Fragen Antwort hatte erteilen wollen, wie ein Ruheloser mitten unter ihnen gewesen war und obendrein noch ein dunkles, unheimliches Etwas unter dem Arm mit sich geführt hatte.

— Ja, ein fremder Gast sei dagewesen!

Der junge Wirt, noch ein Neuling im Ort, vermochte seinen Gästen, die sich zu später Stunde zwecks Erwärmung ihrer verklammten Glieder um seinen Grogtisch drängten und ihn mit Fragen neugierig bestürmten, nähere Auskunft zu erteilen.

Also! Gegen Abend sei ein Fremder zu ihm in die Gaststube getreten. Sein Gesicht habe ein großer, heller Vollbart umrahmt. Erst habe der Gast hier in der Stube allein gesessen. Aber hernach, als Herr Thedinga hinzugekommen sei, habe er sich schleunigst in die Nebenstube beiseitegedrückt. Stolz — nein — sei der Mann dabei gar nicht gewesen! Im Gegenteil! Wie ein Ortszugehöriger habe er sich voll Teilnahme von allem erzählen lassen. Dann, als er die Hochzeit im Beckhusenschen Haus erfahren habe, sei er plötzlich ohne Abschied davongegangen. Doch schon kurz darauf sei er wiedergekommen und — das sei das Wundersamste von allem — habe eine gespickte Geldkatze für die Armen schwer auf den Tisch fallen lassen. Wenn das Gold nicht irgendwo unredlich erworben sei, stehe er als Menschenkenner nicht an, den seltsamen Spender für reicher als den Kaiser von China und für freigebiger als die meisten Marschbauern diesseit und jenseit der Weser zu erklären!

Unter den Gästen war man geteilter Meinung. Weitaus die Mehrzahl erwies sich geneigt, in dem Fremdling einen dem Tollhaus entlaufenen reichen Bremer zu wittern. Drei oder vier der sogenannten kleinen Leute — unter diesen der jüngere Fährmann — schlossen frischweg auf einen Schiffbrüchigen, den die Springflut als Geist noch einmal ans Land gespült habe.

„Dat is dumm Tüg! Un dat, wat de annern seggt hefft, is man half wahr!"

Sämtliche Grogtrinker am Schenktisch hatten sich überrascht nach der Zimmerecke umgesehen, aus der die Stimme, wie aus dem Grabe kommend, ihren Einspruch erhoben hatte.

Dort saß der greise Vorknecht vom Beckhusenschen Hof.

„Dat is eenzig un alleen use Junge, de Seemann, wesen!"

„Beckhusens Hermann? De drög doch sin Lewdag keen'n Bart!"

„De wast!"

Und allen schien bei näherer Erwägung einleuchtend, daß diese Auffassung die richtige war!

Als draußen lichter Tag herrschte, zogen Wahrheit und Dichtung Hand in Hand die Dorfstraße hinab. „Beckhusens Hermann is't wesen! Aberſten nich he sulwst — bot sin Gesicht!"

Hier konnte freilich hernach zur Verwunderung vieler der alte Fährmann, der Abergläubischsten einer, als Aufklärer dienen. „Nich blot sin Gesicht! Ick segg: he is't leibhaftig wesen! Denn so heff ick em mit'n Schipp nah Brake äwersetten most. Un Beckhusens lüttje Holle is ok bi em wesen. De sprung em bi't Utschippen lut belfernd von'n Arm." — —

Die junge Herrschaft auf dem Beckhusenschen Hof war trotz der gestrigen Feier früh in die Wohnstube an den Kaffeetisch gekommen.

Der erste süß-wilde Rausch war verflogen — wenigstens aus des Mannes Seele. Und in der kühleren Freukes schien sich ein gleich heiß-begehrendes Verlangen überhaupt nicht oder doch nicht so, wie Gerold Beckhusen es sich erträumt hatte, geregt zu haben. Beide hatte es unter dem Geräusch des Hoflebens in der Kammer nicht länger gelitten. Beide hatten in geheimer Sorge an das, was der Tag ihnen an unliebsamen Überraschungen bringen mußte — ja, mußte! — gedacht.

„Gerold, forsche vor allem nach dem Verbleib des Hundes!"

„Ja, ja!" Es hätte der Mahnung kaum erst bedurft.

Vor dem Tennentor traf der Hofherr mit dem Vorknecht zusammen.

„No, use Hoff steiht noch!" spottete der pflichtvergessene Deichgraf bedrückten Gewissens.

Der Alte entgegnete nichts, knurrte nur in sich hinein und ging achselzuckend seines Wegs.

Dann begann der Hofherr nach dem Teckel zu forschen. Freilich auf seine Art! Er fragte niemand — wagte niemand zu fragen — und schlich völlig geistesabwesend, nur immerfort vor sich hinpfeifend — im Garten und in der nächsten Umgebung des Hofs umher.

Die Leute lachten. „Em, de sin'n Broder um de Brut brocht hett, bitt dat Gewäten! He socht!" Sie alle gehörten bereits zu den Eingeweihten. Aber niemand sagte ihm ein Wort.

Pünktlich um Mittag stand der Kutschwagen vor dem Tor.

Man fuhr durch die milde Winterluft nach dem Hause des Pastors.

Das Paar hielt sich an den Händen.

„Wie es nun Frühling wird!" meinte Freuke.

Ihr Begleiter schwieg finster.

Als die beiden mit den Trauzeugen endlich vor dem Bett des schwer erkrankten Geistlichen versammelt waren, konnte der geplagte Alte vor Hustenreiz kaum sprechen. Er tat nur das Nötigste. Und Freuke, die heute mit Herzklopfen zu ihm gefahren war, dankte ihm für seine Milde. Er hatte nichts von der gestrigen Feier ohne ihn in seine Worte miteinfließen lassen. Oder — ob er nichts wußte? Ob man ihn mit Rücksicht auf seinen leidenden Zustand hatte schonen wollen?

Draußen vor der Haustür forderte der junge Ehemann die Trauzeugen auf, mit ihnen zu fahren, um daheim noch einen Imbiß zu nehmen.

Aber Tiark Wenke und der Vorsteher lehnten ab.

Im letzten Augenblick trat Tiark vor und erklärte: „Wir haben unsere Pflicht als Nachbarn getan. Mehr tun wir jetzt nicht. Beckhusen, daß du diese Nacht nicht zu uns rausgekommen bist — lange wäre es gar nicht mal nötig gewesen! — haben wir von dir, just von dir am wenigsten erwartet. Junge Liebschaft ganz schön! Aber wir Bauern in der Marsch nehmen auch das kommod! Beckhusen, dein Ausbleiben war pflichtvergessen!"

Schon im Anziehen begriffen, scheuten plötzlich die Pferde.

„Tjunge, Tjunge, Tjunge!" Breitspurig hatte sich der behäbige Mann mitten auf die Dorfstraße gepflanzt. „Dat kost't di — so wahr ick Klas Jan Thedinga heet — dat Diekamt!"

Gerold Beckhusen zuckte zusammen.

„Hattest du es denn anders erwartet?" fragte die junge Frau nach einigem Zögern.

Seine Antwort brannte ihm heiß aus den Augen. „Soll ich losplärren wie'n altes Weib? Sieh mir ins Gesicht! So weißt du Bescheid!"

„Sprich dich gegen mich aus!" erwiderte sie. „Dann wird's schon wieder gut zwischen uns werden!"

Daheim am Ende der Mahlzeit plagte Freuke ihn schon wieder mit der Teckelhündin.

Er stand vom Tisch auf. „Hm — ja, heute morgen habe ich lange nach Holle gesucht! Ich will mit dem Vorknecht sprechen! Aber ich sage dir, es kostet mich" — er schüttelte sich wie im Fieber — „Überwindung!"

Sie sah ihn mit grenzenloser Verzweiflung an. „Er zögert noch immer! Und doch — er weiß von ihm mehr als ich!

„Suche!" befahl sie plötzlich rauh. „Ich werde auch suchen. Hier, Gerold, treffen wir uns wieder!"

Er senkte vor ihr den Blick. Die Hausfrau ging in die Küche und der Hausherr zum Knecht auf die Tenne.

Nach einer Stunde, da sie wieder zusammentrafen, wußten beide, wo die Teckelhündin geblieben war, wußten sie, daß Hermann Beckhusen sich zum Zeugen ihrer gestrigen Liebesfeier gemacht hatte.

Im Wohnzimmer war es stark dämmerig — beinah dunkel — geworden. Dort saßen sie einander gegenüber,

Der junge Ehemann griff sich an die Stirn. Das Blut hämmerte ihm brausend gegen Ohren und Schläfen. Es drohte, ihm den Kopf — den Verstand zu sprengen. Gerold Beckhusen fühlte: der gefürchtete Augenblick der Rede und Antwort war gekommen. Ob er wollte oder nicht, er mußte sein Geständnis aus seiner Seele, aus — den Bracken heraufholen, ihr seine Schande, seine Lüge, seinen ganz gemeinen Betrug bekennen.

Und er tat es im Schutz der Dämmerung. Er sagte ihr alles. Er ließ nichts fort und fügte nichts hinzu. Nur die nackte Tatsache: der Brief lag drunten auf den Bracken — der Mund, der hatte schweigen sollen, war nicht verstummt.

Schwer ließ der Erzähler den Kopf auf die Tischplatte fallen.

Freuke rührte sich nicht. Sie starrte ihren Gatten an, ohne ihm etwas zu entgegnen.

Irren Blickes schaute Gerold Beckhusen endlich auf. „Sagtest du was?"

Sie schüttelte den Kopf.

„Freuke, was ich getan habe, geschah — um deinetwillen!"

„Ja, das weiß ich!"

„Um deinetwillen vergaß ich auch die Pflicht vor den Leuten!"

Sie nickte nur stumm.

„Um deinetwillen, um dir zu gefallen, aß ich" — er würgte an jedem einzelnen Wort — „von den — gräßlichen — verfluchten — Fischen!"

„Das scheint dir schlimmer als deine Lüge!" Freuke wollte auflachen. Aber das Hohngelächter verging ihr, als plötzlich ein heller Lichtschein auf Gerolds völlig entfärbtes, zuckendes Gesicht fiel.

Die Magd hatte die Lampe gebracht, außerdem einen Brief und den Bescheid: Thedingas Edo warte auf Antwort.

Bald hatte der Hausherr die wenigen Zeilen rollenden Auges überflogen. Jetzt legte er den Brief vor Freuke auf den Tisch und erklärte der Magd mit eigen matter Stimme, daß es so recht — ganz gut sei.

Dann kam er an den Tisch zurück.

Freuke las das Schriftstück.

„Wir sitzen in der Wirtschaft zusammen und raten dem Deichgrafen als ehrliche Nachbarn, sein Amt freiwillig niederzulegen. Nur im Fall der Weigerung wird Anzeige gemacht.

Vorsteher Jan Schröter. Tiark Wenke.
Klas Jan Thedinga."

Die junge Frau war aufgesprungen. „Gerold! Mein Gott — Mann, nimm dich zusammen! Dein verstörtes Gesicht! Wie — wie siehst du wieder aus!"

„Wie ich aussehe?" Er ließ sich auf dem Ofenstuhl nieder, schloß die Augen und begann leise, dann lauter, gleichsam erzählend: „Sie haben Eile gehabt und sind dabei doch so nachsichtig gewesen — die lieben, die guten Menschen! Ach, Freuke, meine Leidenschaft zu dir war der Anfang! Und meine Leidenschaft zu dir wird auch das Ende sein! Du hast mich lange warten lassen. Hätten wir eher zusammenfinden können — wär es besser mit uns geworden. Fährmanns Heinrich hat ganz recht: kein Freund kann mir helfen! Das Schicksal treibt uns. Alles hat eben so kommen müssen — auch das mit den Fischen! Du vermagst mich darin nicht zu verstehen. Bist eine Jessen! Hätte ich nicht von den gräßlichen Fischen gegessen, so wäre ich hernach — ich weiß es, weiß es heute bestimmt — noch zu ihnen hinausgegangen! Beide Male die Leidenschaft und — das Weib! Damals der Ahnherr ein Deichgraf — pflichtvergessen, abgesetzt und in den Bracken verdorben — gestorben! ... Freuke, blase die Lampe aus!"

Als sie seinem Befehl nicht folgte, stand er auf, tat es selber und setzte sich von neuem scheinbar ebenso ruhig, wie er sich erhoben hatte. „Schwarz wie unter den Wassern der Bracken! Da liegen wir nun! . . ." Der grause Träumer streckte sich auf dem Stuhl aus.

„Gerold — Gerold, was soll das — wieder!"

„Hm — ja, wenn das alles noch Spuk wäre! Dann hätten wir voreinander Ruhe! Aber so — nicht! Wir leben eben weiter und zwischen uns — du sollst mich nicht immer unterbrechen!"

„Mein Gott, Gerold, unterbrach ich dich denn?"

„— und zwischen uns wird ewig sein Brief liegen. Du sagst wohl, daß er gegangen ist! Er ist aber nicht gegangen, oder — er, ja, er wird wiederkommen! Heute nacht noch wird er wiederkommen — und meine Lüge, die du mir nie vergeben wirst!"

„Hab ich dir denn schon gesagt, daß ich dir nie vergeben kann? Mein grundgütiger Himmel, Gerold —" Freuke erhob sich langsam und machte Licht. Entsetzten Blickes starrte sie ihren Gatten an. „Du redest ja wie im Fieber! Du redest ja das törichtste Zeug, das sich denken läßt! Laß mir Zeit, ich werde deine Lüge vergessen und —"

„Lüg nicht! Mach dich nicht schuldig — mit mir! Das wäre ja noch gräßlicher — viel, viel gräßlicher! Du gerade darfst ihn am allerwenigsten belügen! In meinen Armen mußt du erschaudern, wenn du an seinen Brief denkst! Und er wird wiederkommen. Jeden Augenblick kann er wiederkommen. Lüg nicht! ... Aber ich will meine Lüge wieder gutmachen!" Gerold Beckhusen erhob sich schwerfällig. Er taumelte, öffnete die Kammertür und verschwand.

Als er zurückkehrte, hatte er die Flinte in der Hand.

„Nein," rief die besorgte Frau außer sich, „die Flinte — auf keinen Fall — die nimmst du nicht mit!"

„Da — nimm sie! Wozu auch die Flinte! Menschen erschießt man — Geister nicht! Sein Geist ist es, den ich dir suchen werde — und seinen Brief! Wenn ich dir beides bringe, wirst du mir dankbar sein. Dann werden wir endlich Ruhe vor ihm haben! Und du, Freuke — versprich es mir — wirst mich in deine Arme nehmen und mich nicht so kalt — nein, ganz warm ansehen! So warm, Freuke, wie du es mir schuldig bist — nach all den Kämpfen und all den monatelangen Qualen! Dann vernichten wir seinen Brief hier vor unseren Augen im Ofenfeuer! Dann wird er nicht wiederkommen! Und unsere Liebe wird schön sein, voll Leidenschaft — hörst du, Freuke, — voll Leidenschaft! Und so ist Leidenschaft keine Sünde! Und sie werden mich wieder zu ihrem Deichgrafen machen!"

Freuke hing sich ihm an die Schultern. „Du gehst jetzt nicht, Gerold! Du — du bist krank!"

„Das werde ich dir zeigen!" Sein Arm warf sie so heftig zurück, daß ihre schwere Gestalt taumelte.

Den Augenblick ihrer Verwirrung nutzte er.

Schon war Gerold Beckhusen durch die Kammer- und durch die Gartentür zum Hause hinaus — verschwunden!

Freuke stand unschlüssig. Was sollte sie tun? Einen der Knechte rufen und ihn aufklären? . . . Nein, nein, das kostete Zeit!

So stürmte das unglückliche Weib dem Davoneilenden selber nach.

Im Garten lag dichter Nebel.

„Es geht nicht! Ich hole ihn so — doch nicht ein!" Freuke ging die wenigen Schritte zurück und blieb harrend auf der Schwelle der Gartentür stehen.

Es währte nicht lange. Da hörte sie seine Schritte.

Und plötzlich stand er unmittelbar vor ihr.

Beide schrien laut auf.

„Freuke, ich kann nicht über die Brücke! Dort schon — ist er mir begegnet! Grauschwarz liegt's über dem Weg!"

„Mann, du gebärdest dich ja dauernd wie im Wahn! Unsere liebe, gute Brücke! Hermann ist fort — kann dir ja gar nicht in den Weg gelaufen sein! Und unsere Deiche sind frei von Gespenstern — vom Dränger! Nie hat ihn in unseren Marschen hier je ein Menschenauge gesehen! Der alte Fährmann, auf den du schwörst, müßte es doch wissen! Die Aufregung all dieser Tage und Wochen hat dich aufgerieben und elend gemacht! Komm, ich bring dich zu Bett!"

„Ach, ja — wenn du das für mich tun willst! Ich bin — so müde! Ich sinke — um!"

Sie stützte ihn dank ihrer Körperkraft. Noch ahnte ihr nichts! Noch hielt sie ihn nur für fieberkrank!

Aber als sie die Lampe herbeigeholt hatte und ihn ansah — da wußte sie alles!

Gerold Beckhusen verzog das Gesicht. „Na, hast du ihn nun gesehen?"

Dann stutzte er betroffen und fiel lautlos hintüber aufs Bett.

Freuke hielt bei ihm Nachtwache.

Sie saß da, ohne sich zu rühren — stundenlang!

Und hätte der Schläfer jetzt ihre Blicke erkannt, so würde der Gatte mit der Wärme ihres Ausdrucks zufrieden gewesen sein.

Da er leise stöhnte, schlug die junge Frau ihre Arme fest um ihn, denn Freuke war, als müsse er es empfinden.

„Ich vergebe dir alles — alles!" hauchte sie. „Deine Lüge ist nicht so groß und schwer gewesen! Ich liebe — ich liebe dich! So habe ich den andern ja nie geliebt!"

Am nächsten Morgen erkannte Gerold Freuke nicht.

Und als der Arzt kam, ließ er der jungen Gattin nur aus Mitleid Hoffnung. — —

Ein volles Jahr pflegte Freuke Beckhusen ihren geisteskranken Mann. Aber Aufopferung und Treue halfen nicht das letzte Schreckliche verhüten.

Eines Tages war der Kranke trotz Freukes Wartung den Händen der Pflegerin entschlüpft.

„In den Bracken!" erklärte das arme Weib denen, die nach ihrem Herrn suchen sollten, mit wunderbarer Festigkeit und Klarheit.

Und dann — an einem lichten, eigen milden Frühsommertag, da die Lerchen die hohe Luft mit ihrem Jubelsang erfüllten, die grünen Wetterpropheten in den Hecken der Beckhusenschen Gracht quarrten und die Unken in den Bracken ihnen Antwort gaben, die ganze Marschenwelt voll pulsenden, warm atmenden Lebens war, da in den Wiesen die Gräser sich den Sensen entgegenstreckten und zwischen den Deichufern die Weser sich wie ein silberner Faden ruhig an die nahe Küste hinanschlängelte — trug Freuke Beckhusen ihren toten Gebieter hinaus unter die alte, blitzdurchfurchte Esche des Friedhofs. — —

Mit sicherer Hand — wie immer — leitete Freuke die Wirtschaft.

Doch als sich mit den Jahren ein Käufer für das Beckhusensche Erbe fand, erteilte die Witwe ohne Zögern ihre Zustimmung. Es drängte sie aus der Vereinsamung hinaus in eine andere Umgebung.

Sogar der Stiftung Gerolds an Hermann wurde von ihr gedacht. Sie verfügte über eine gleiche Summe und schickte sie am Morgen ihres Abschieds vom Hof dem Hause Seefahrt, dem Witwensitz einheimischer Kapitänsfrauen, nach Bremen ein. In ihrem Begleitschreiben stand klar und großzügig das bedeutungschwere Wort: „Im Sinne dreier Toten!"

Der junge Goldfuchs, der seit kurzem in den Sielen ging, hatte seine Herrin am Tage ihres Aufbruchs zu geleiten. Freuke trug noch den Witwenschleier.

Heiß war der Tag. Heiß auch der Blick ihrer Augen!

(Ende.)

Deutsche Ballonaufnahmen: Karlsruhe.

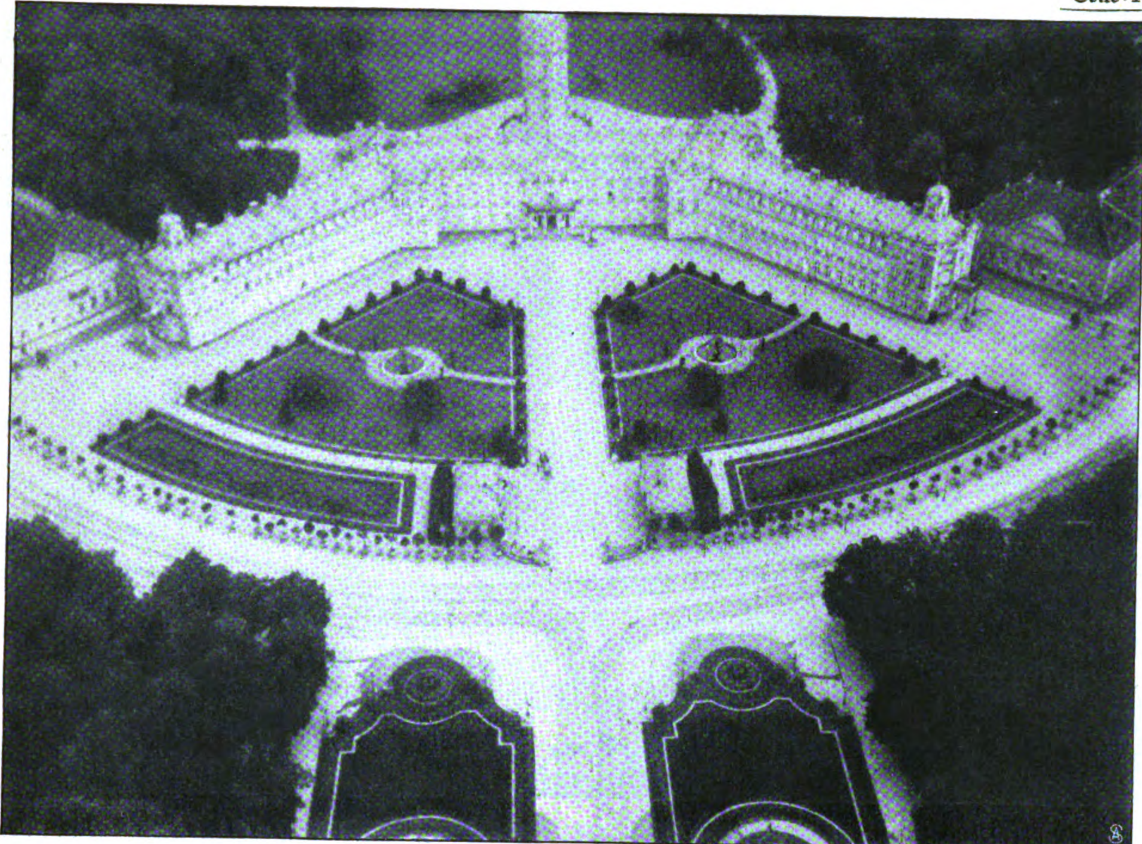
Von A. von Steg. — Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Der Rhein liegt wie ein breites Silberband in der Sonne glänzend tief unter uns, bis die grauen Nebelschwaden von Nordwesten her immer dichter heranziehen und den schimmernden Fluß unsern Blicken verhüllen. Da steuert das Luftschiff östlichen Kurs, und über Wiesen und Aecker dahinfliegend, sehen wir in kurzer Zeit das Häusermeer einer großen Stadt herannahen, bis es schließlich unter uns liegt, von einem weitgestreckten dunklen Wald begrenzt. Es ist die Haupt- und Residenzstadt des badischen Landes: Karlsruhe.

Welch eine merkwürdige Stadt von oben gesehen! Wie ein Fächer liegt ihr innerer Teil tief da unten ausgebreitet, und in regelmäßigen Streifen laufen alle diese vielen tief eingeschnittenen Straßenrinnen auf ihren Mittelpunkt, das Schloß, zu. Diese innere Stadt ist das Werk des Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach, der im Jahr 1715 die badische Residenz in solch eigenartiger Weise anlegte und ausbaute. Wir sehen das schöne, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts vollendete Schloß (Abb. S. 1831) deutlich unter uns; die in weitläufige Flügel verlaufenden einzelnen Teile, in französischem Mansardenstil äußerst regelmäßig und in imposanter Ausdehnung hingestellt, erglänzen hell im Sonnenlicht; ihren Mittelpunkt bildet der hohe bleigedeckte Turm, auf dem die rotgelbe Fahne im Wind flattert, und zweiunddreißig strahlenförmig angelegte Straßen und Alleen laufen diesem würdevollen Mittelpunkt schnurstracks entgegen. Vor der Front des Schlosses liegen, buntem Kinderspielzeug ähnlich, die symmetrischen Teile gärtnerischer Anlagen mit Springbrunnen und Rabatten, und dahinter dehnt sich weit und grün der Schloßgarten mit Rasenflächen und vielen Bäumen.

Gar zu schnell fliegen wir weiter, jetzt schon wieder fern den stillen, weiten, ein wenig menschenverlassen anmutenden breiten Fahrwegen um das Schloß herum, und jetzt schweben wir mitten über dem Häusermeer, über dem scharfen Einschnitt der belebten Kaiserstraße. Dort drüben grüßt die Stadtkirche, und plötzlich gewahren wir das unruhige Gekribbel eines Marktes, von oben gesehen lauter Dächer von kleinen Buden und Ständen und dazwischen eine Menge Menschen im Vergleich zu den andern so leer und verschlafen aussehenden sonnigen Straßen der stillen, vornehmen Viertel.

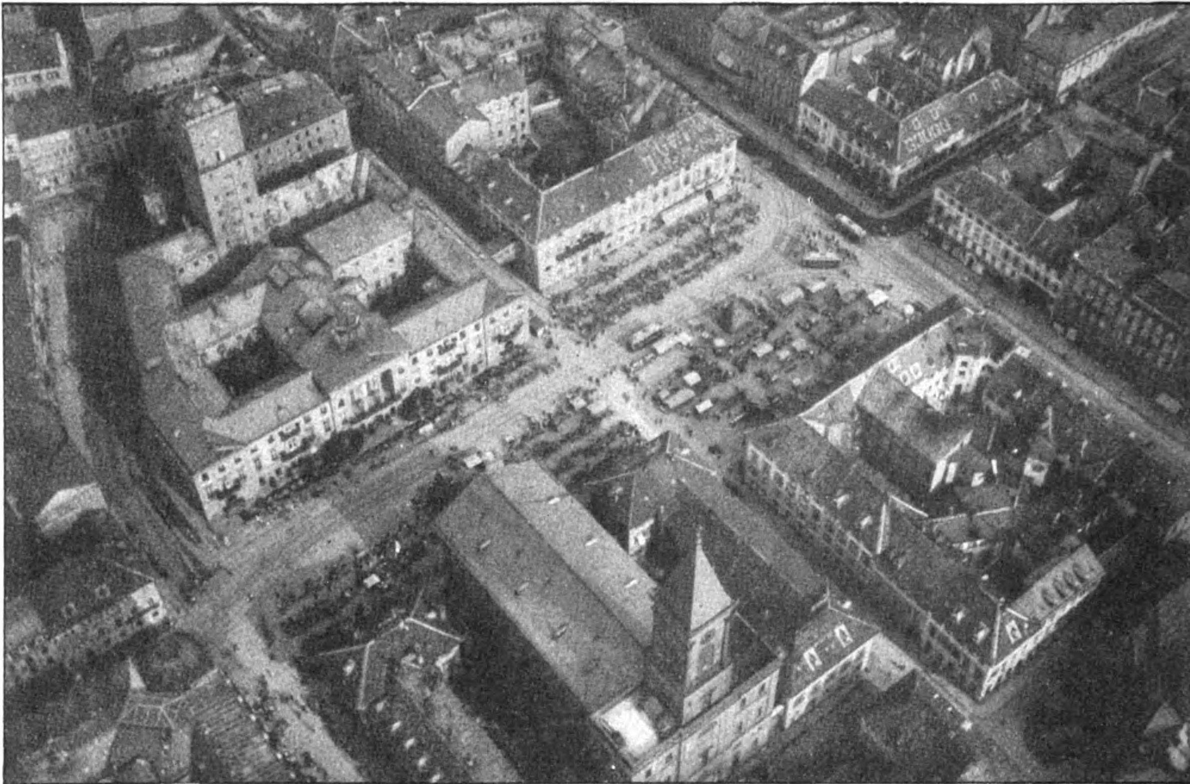
Jetzt fliegen wir ziemlich nahe über das Dach der Kunstschule dahin, Tücher winken uns entgegen, es ist das Haus mit den vielen großen Glasfenstern der Ateliers, in denen die fleißigen Jünger und Jüngerinnen der Kunst tagsüber schaffen. Und jetzt schwebt das



Das Großherzogliche Residenzschloß in Karlsruhe. Phot. Hauptmann Loymüller.



Blick auf Karlsruhe aus dem Ballon. Phot. Hugo Kühn.



Phot. Hauptmann Lohmüller.

Karlsruhe vom Ballon aus: Blick auf die Kaiserstraße.

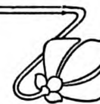
Luftschiff über den Dächern von mancherlei schönen und vornehmen Einzelhäusern, die alle so weit und geräumig, behaglich auseinandergerückt, von oben aussehen im Kranze grüner Rasen und Beete. Ja, dort unten liegt eine eigenartige und vornehme Stadt, in der viele bedeutende Künstler leben und schaffen und sich wohlfühlen.

Wir sahen noch die imposant wirkenden Anlagen des noch unvollendeten neuen Bahnhofes, und jetzt befinden wir uns über dem weitgedehnten blumenreichen Stadtgarten mit seinem stillen Wasserspiegel und sehen bewundernd die rotgoldene Herbstfärbung von Büschen und Bäumen. Noch herrlicher zwar ist sie weiter drüben im großen Hardtwald, das leuchtet goldrot und brandgelb wie ein riesiges buntgewürfeltes Tuch und hebt sich satt und farbig ab von dem hellen Grau der Straßen und Gebäude. Ganz nahe diesem schönen Waldgürtel gewahren wir wie große markante Vierecke die weithin erkennbaren Gebäude der neuen Kasernen, wo alle Waffengattungen nebeneinander und auch die kleinen Kadetten ihre Wohnstätte finden.

Welch eine schöne und heitere Umgebung hat diese Stadt! Da drüben grüßen Hügel mit Reben und noch weiter östlich die dunklen blaugrünen Hänge des Schwarzwaldes. Jetzt, nachdem das Nebelmeer in der Ebene sich zu teilen begonnen, erscheint auch wieder, deutlich sichtbar, drüben bei Maxau das helleuchtende Band des alten Vater Rhein.



Das Käppchen.



Hierzu 8 photographische Aufnahmen von H. Manuel.

Der große Umschwung hat stattgefunden. Der Riesenhut, der den Pinsel der Karikaturisten in Bewegung setzte, den Spöttern einen ständig neuen Angriffspunkt gab, unterliegt jetzt der Uebermacht des kleinen Käppchens. Das Käppchen ist die letzte Laune der Mode, und da es trotz seiner Kleinheit oder vielleicht gerade wegen seiner Kleinheit so viele Reize birgt, entfacht es die Begeisterung der Extreme liebenden Damen. Es ist ganz das, was man unter einer Laune der Mode verstehen kann. Eine zierliche Spielerei, geschickten Händen unendlich fügsam, kokett und dabei für die geeignete Trägerin ein ungemein reizvoller Schmuck. Gerade in der Herstellung dieser kapriziösen Kleinigkeit dokumentiert sich wahrer Schick. In der Art, wie das Käppchen aufgesetzt wird, zeigt die Trägerin ihr Verständnis für die Eigenart ihrer Person. Diese Käppchen sind für die Straße besonders bequem und angenehm und geradezu eine Erlösung nach den umfangreichen Hüten, mit denen man in Straßenbahnwagen, in den Aufzügen leicht aneinander geriet und sich sogar häufig lächerlich machte, indem man sich selbst durch den kolossalen Hutrand den Eingang versperrte. Auch der Kampf mit der Hutnadel, die überall kategorische Verbote hervorrief, verläuft im Sand. Das zierliche, den Kopf eng umspannende Mützchen macht die Hutnadel überflüssig.

Gerade in der Vielseitigkeit der Formen liegt der Reiz. Da ist zuerst ein Fasson, das an die lang-



1. Maulwurfskappe mit Hermelin.





2. Pelzkappe mit Marabustutz.



4. Chinchillaplüschkäppchen mit Stangenreiher.



5. Schwarze Polichinellform mit Hermelinrand.



6. Blaue Samtkappe mit hellem Rand.



Oberes Bild:
3. Weiße Felbelkappe.
Unteres Bild:
7. Samtkappe mit Reihern.



8. Weiße Schirmkappe mit Skunksumrandung.

gestreckte Mütze des Polichinell erinnert (Abb. 5). Glatt gespannter schwarzer Samt, von kleinen Falten unterbrochen, läuft an beiden Enden spitz aus und wird von einem Hermelinrand eingefaßt. — Aus Chinchillaplüsch ist die schmalrandige Form komponiert (Abb. 4). Links neigt sich der Rand nach unten, vorn hebt er sich ein wenig, an der andern Seite ist er vollständig hochgeschlagen. Dort, wo die Form sich neigt, fällt ein Büschel weißer Reiher herab. — Weich und faltig, ohne abstehenden Rand, nur mit einem Hermelinvorstoß geschmückt, zeigt sich die elegante Kappe aus weichem Velourschiffon in einem leuchtenden Bischofslila (Abb. 3). Aus der Agraffe hebt sich ein Büschel weißer Reiher. — Ein anderes Bild gibt das weiße Schirmkäppchen mit breitem, etwas vorstehendem Rand, um den sich ein Streifen Skunks schlingt (Abb. 8). Der Kopf aus geripptem Samt ist dicht gebauscht. — Blaue Samtpflaumen liegen auf dem etwas dunkler gefärbten, krausgezogenen blauen Samtkopf (Abb. 6). — Recht sportmäßig mutet die kleine Kappe aus weißem Felbel an (Abb. 3), die seitlich ein apartes Phantasiestück als Garnitur aufweist. — Sehr hübsch ist die Kappe aus Maulwurfsfell, die tief in die Stirn gedrückt getragen wird (Abb. 1). Um ihren Rand schmiegt sich ein Hermelintierchen. O. A.

Bilder aus aller Welt.

Professor Dr. Ludwig von Hörmann, der volkstümliche Schilderer der deutschen Alpenländer, feierte kürzlich in Innsbruck seinen 75. Geburtstag. Professor v. Hörmanns zahlreiche Werke über Tirol werden von allen Freunden des Gebirges hochgeschätzt.

Auf Schloß Ratzenried fand kürzlich die Vermählung der Reichsgräfin Gabriele von Beroldingen mit dem Grafen Emanuel von Galen statt. Der Bräutigam ist Herr auf Beverfundern.

Der Komponist Johannes Doebber hatte in kurzem Zeitabstand zwei Erfolge seines musikalischen Schaffens zu verzeichnen. Seine „Fidelio-Rezitative“ erlebte am 8. Oktober in Trier ihre Uraufführung, während die Hofkapelle in Sondershausen seine Sinfonie am 2. November erstmals aufführen wird.



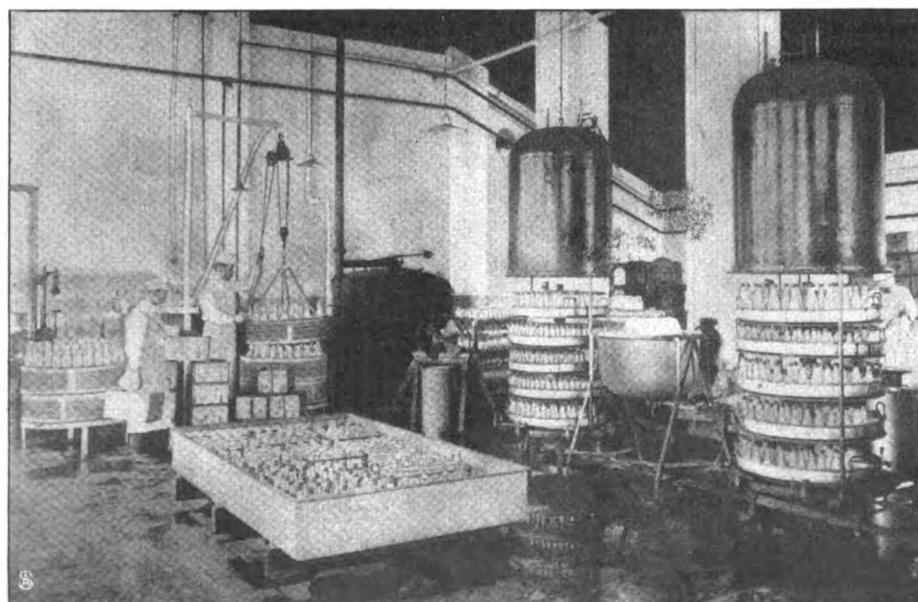
Prof. Dr. Ludwig v. Hörmann,
der bekannte Innsbrucker Kulturhistoriker, feierte seinen 75. Geburtstag.



Das Brautpaar: Graf Emanuel Galen und Gräfin Gabriele Beroldingen.
Eine Hochzeit auf Schloß Ratzenried. (Württemberg).



Komponist Johannes Doebber.
Zur Uraufführung seiner Sinfonie von der Fürstlichen Hofkapelle in Sondershausen.



Pasteurisierung von Milch in einer argentinischen Fabrik.

Aus dem Inhalt von Nr. 43 der „Export-Woche“.

Wirtschaft und Kapital. — Die argentinische Industrie und ihre Bedeutung für den deutschen Export (Schluß). — Automobilverwendung in kommunalen Diensten. — Deutschlands landwirtschaftliche Maschinenindustrie (Schluß). — Die Bedeutung der Leguminosen für unsere Kolonien. — Handel und Verkehr. — Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieurwissenschaft.

Näheres in der anliegenden Nummer der „Export-Woche“. Das Heft ist der Auslandsausgabe der „Woche“ beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von ihr trennen.

Schluß des redaktionellen Teils.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberseeische Zahlstellen für die „Export-Woche": Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche" unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 43. **BERLIN** **26. Oktober 1912.**

Wirtschaft und Kapital.

Von Leo Jolles.

Die Politik wird nicht so bald aus dem Gesamtbilde der Wirtschaft verschwinden. Die Balkankrisis hat mit einem Mal die politische Sorge wieder in den Vordergrund gerückt, und die Bewertung der wirtschaftlichen Konjunktur fängt an, unter der politischen Beklemmung zu leiden. Man ist nicht sicher, ob die wirtschaftlichen Faktoren Widerstandsfähigkeit genug zeigen werden, um sich auch vor der Politik zu behaupten. Die Warnung, man solle nicht durch weitere Preiserhöhungen die Konsumenten auf eine zu harte Probe stellen, wird mehr beachtet als zuvor. Sie hat die Frage rege gemacht, ob nach Wiederkehr ruhiger Verhältnisse auf dem Balkan die wirtschaftliche Konjunktur noch da sein werde.

Die Leistungen der Montanindustrie

bilden noch immer die Pièce de résistance der Gesamtwirtschaft. Die Roheisenproduktion bringt fortgesetzt neue Rekorde hervor. In den ersten neun Monaten des Jahres wurden 12.86 Mill. Tonnen gegen 11.50 Mill. im Vorjahr produziert. Vom Roheisenverband wird über ein Wachstum des Versandes berichtet. Die Beteiligungsziffer ist in den letzten beiden Monaten überschritten worden. Preiserhöhungen, die beim Rheinisch-Westfälischen Kohlensyndikat für das neue Geschäftsjahr 1913-14 geplant sind (es soll eine Steigerung der Preise um durchschnittlich eine Mark für sämtliche Brennstoffe erfolgen), deuten gleichfalls nicht auf eine Schwächung der industrieellen Chancen. Eine der angesehensten Persönlichkeiten des westfälischen Montanbezirks, Kommerzienrat Peter Klöckner vom Hasper Eisen- und Stahlwerk, stellte der Montanindustrie eine günstige Prognose. Er bemerkte in der Generalversammlung seiner Gesellschaft, daß die gute Lage des Weltmarktes für eine Zeitlang gesichert scheine. Der Krieg zwischen der Türkei und den Balkanstaaten werde, wenn er lokalisiert bleibe, die Konjunktur ebensowenig beeinflussen, wie es der Krieg zwischen der Türkei und Italien getan habe. Die deutsche Ausfuhr nach den Balkanstaaten ist, wie hier schon gesagt wurde, nicht so bedeutend, um nicht durch eine stärkere Nachfrage aus anderen Ländern ausgeglichen werden zu können. So rechnet man damit, daß Italien nach dem Friedensschluß großen Bedarf zeigen werde.

Die Ansichten der Großbanken

weichen nicht sehr von der Meinung des Montanmannes ab. Auch sie glauben, daß die deutsche Industrie durch den Krieg nicht zu schwer leiden wird. Sicher ist, daß die deutsche Ausfuhr, die sich auf landwirtschaftliche Maschinen, Metall- und Textilwaren erstreckt, ins Stocken gerät, während die Möglichkeit besteht, daß durch vermehrten Bedarf für Kriegszwecke ein Ausgleich geschaffen wird. Die Balkanländer exportieren fast ausschließlich Erzeugnisse der Landwirtschaft, und dieser Verkehr wird natürlich durch den Krieg unterbunden. Schon zu Beginn des Konfliktes war die Schiffahrt auf dem Schwarzen Meer und auf der Donau lahmgelegt. In den südrussischen und rumänischen Hafenplätzen stapeln sich die Getreidevorräte, die für die Märkte Westeuropas bestimmt sind. Die Getreidebörsen haben die Einsperrung dieses bedeutenden Kontingents mit einer Preishausse begleitet. Aber die Preisbewegung ist nicht die einzige Folge der Unterbrechung der Getreidetransporte. Die Händler, die ihren Verpflichtungen nicht nachkommen können, erleiden große Verluste, da ihre Dispositionen durch den Krieg über den Haufen geworfen sind. Die Sperrung der Dardanellen, die während des Konfliktes mit Italien erfolgt war, ist trotz der kurzen Dauer ihres Bestehens von sehr schmerzhafter Wirkung für den Getreidehandel gewesen. Wie groß die Verluste sein werden, läßt sich auch nicht annähernd sagen. Jedenfalls wird Oesterreich-Ungarn schwerer getroffen als das Deutsche Reich, da sein Handel mit der Levante viel bedeutender ist als der Deutschlands.

Das Einsetzen der Moratorien

ist für die Exportfirmen und für die Banken, die mit den Balkanländern arbeiten, eine unangenehme Störung. Wenn die Geschäftsleute in den Balkanstaaten sich auch bemühen wollten, von dem Aufschub der Zahlungsverpflichtungen nur mäßigen Gebrauch zu machen, so würde der Erfolg dieser Absicht nicht von ihrem Willen abhängen. Wenn der Krieg mehr als einige Wochen dauert, so wird die Zahlkraft der be-

troffenen Länder aufs äußerste ausgenutzt werden, und dann hört eben die Rücksicht auf fremde Forderungen von selbst auf. Für die Valuta der Balkanmächte ist der Krieg natürlich keine Förderung. Gold ist ein seltener Artikel geworden, und sein Preis ist erheblich in die Höhe gegangen. Das Papiergeld, das zur Ergänzung der Umlaufmittel ausgegeben wird, bewirkt eine Verwässerung der Valuta, für deren Beseitigung nach dem Frieden Sorge getragen werden muß. Wer am besten ausgerüstet ist, hat die meisten Chancen, sich bald wieder zu erholen. Im übrigen hängt alles davon ab, wie hoch der Kredit der einzelnen Länder nach dem Kriege von den Großmächten noch bewertet wird.

Die Erregung an den Börsen

kontrastierte einigermaßen zu den Berichten aus der Industrie. Die Kriegserklärung Montenegros rief an der Pariser Börse eine Panik hervor, in deren Verlauf der Kurs der französischen Rente sich unter 90 Proz. senkte. Seit 1890 war ein so niedriger Preis für das französische Staatspapier nicht mehr verzeichnet worden. Der Russisch-Japanische Krieg hatte den Kurs nicht unter 94 drücken können. Weniger schlimm als in Paris war die Wirkung des ersten Kanonendonners in Berlin und Wien. Die Kurse gingen auch an diesen Plätzen erheblich zurück, ohne daß aber von einer Panik die Rede zu sein brauchte. Jedenfalls war die Haussespekulation nicht leicht aus ihren Stellungen zu verdrängen. Eine Tendenz, die seit drei Jahren, mit wenigen Unterbrechungen, aufrechterhalten wurde, ist nicht im Handumdrehen zu beseitigen. Das Publikum besitzt zwar nicht die Routine, die den erfahrenen Börsenspekulanten auszeichnet, und folgt deshalb oft den ersten Impulsen; aber die Verkäufe waren doch nicht übermäßig groß. Jedenfalls hängt das Schicksal der Börse mehr vom Verhalten der regulären Effektenkäufer ab als von der Taktik der Spekulation.

Die Bevorzugung des Dividendenpapiers

war hauptsächlich auf die Haltung des Publikums zurückzuführen, das seit Jahren an seiner Abneigung gegen festverzinsliche Werte festhält. Dieser Anschauung ist es zuzuschreiben, daß die besten deutschen Anlagewerte immer mehr an Substanz verloren. Man hätte nie geglaubt, daß sich die dreiprozentige Reichsanleihe jemals unter 80 Proz. senken würde. Und die übrigen Vertreter des Rentenmarktes sind nicht viel besser daran als das feinste Anlagepapier. Ob eine Aenderung in diesem Verhältnis eintritt, läßt sich nicht sagen. So lange die Besorgnis wegen der Folgen des Balkankrieges anhält, werden möglicherweise die Verkäufe von Aktien fortgesetzt werden. Und es ist denkbar, daß die Gelder, die dadurch frei werden, Unterkunft im Bereich der Renten suchen. Die Banken sind allerdings als ernsthafte Konkurrenten in Rechnung zu ziehen, da sie für die Notwendigkeit möglichst großer Barreserven durch das Angebot guter Verzinsung der Depositengelder sorgen. Wer damit rechnet, daß die Kursverluste später wieder eingebracht werden, wird sein Geld flüssig halten, um zu möglichst niedrigen Preisen einzukaufen. Die Gestaltung der Geldverhältnisse ist ein wichtiger Faktor in der Gesamtrechnung. Obwohl der Zinsfuß sich besser hielt, als man vor der Erledigung des letzten Quartalsultimos vermutete, ist damit keine Garantie für den Winter gegeben. Die Reichsbank wird mit einer Aenderung des Diskontsatzes so lange warten, wie es die Situation zuläßt. Sie kann sich Zurückhaltung auferlegen, da die Banken die Grenzen ihres Kreditbereiches enger zusammengezogen haben. Im übrigen wird die Unternehmungslust durch die politischen Wirren von selbst gehemmt, so daß eine übermäßig große Beanspruchung der Barmittel des Zentralinstituts nicht zu befürchten ist. Ein Imstichlassen von Firmen, die infolge des Krieges bedrängt sind, wäre eine falsche wirtschaftliche Taktik. Daß sie von der Reichsbank oder den Kreditinstituten angewendet wird, ist nicht anzunehmen. Am weitesten außerhalb der Kriegszone befindet sich

die nordamerikanische Union,

deren Wirtschaftsleben keine Störung in seinen Fortschritten zu befürchten hat. Die amerikanischen Unternehmer sind der Meinung, daß nach der Präsidentenwahl eine geschäftliche Hochkonjunktur im Lande einsetzen werde. Die kommerziellen Kräfte sind noch nicht zur vollen Entfaltung gekommen, da sich die Politik immer wieder als Störenfried erwies. Man glaubt also, daß die Chancen, die sich bisher ungenutzt angesammelt haben, nach dem Tage der Wahl sich wie ein unerschöpflicher Segen über das Land ausbreiten werden. Das Wachstum der Auswanderung nach Amerika unterstützt die Annahme außergewöhnlich günstiger Lebensbedingungen in der Wirtschaft. In den ersten neun Monaten des Jahres 1912 sind über Hamburg und Bremen 216,714 Personen ausgewandert. Diese Ziffer bleibt nicht mehr weit hinter dem Ergebnis des Jahres 1910 zurück, das, von dem Ausnahmejahr 1907 abgesehen, die größte Auswanderung brachte. Noch deutlicher tritt die Zunahme des fremden Elements in den Vereinigten Staaten hervor, wenn man sich die Ziffern der amerikanischen Statistik ansieht. Die gesamte Einwanderung in den ersten sieben Monaten des Jahres war mit 582,000 Personen um mehr als 100,000 größer als im Vorjahre. Durch die Belebung des Wirtschaftsverkehrs sind die Umlaufsmittel stark in Anspruch genommen, so daß der amerikanische Zinsfuß wieder in die Höhe geklettert ist. Für den internationalen Geldmarkt sind die Ansprüche, die Amerika stellt, von erheblicher Bedeutung. Die Diskontpolitik der Bank von England steht unter unmittelbarem Einfluß der amerikanischen Geldverhältnisse. Sie hat oft gegen ein Uebermaß amerikanischer Ansprüche Front gemacht.

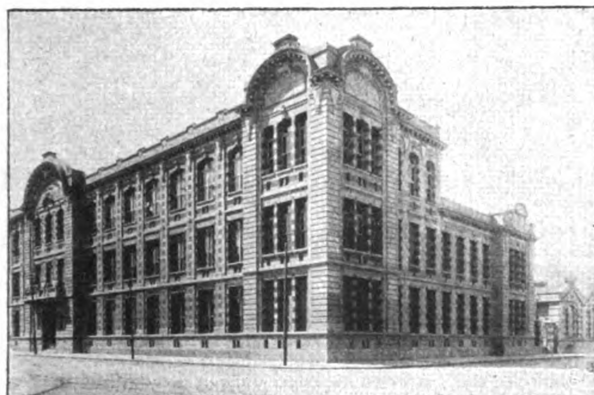
Die Entwicklung des Kupferpreises

seit Anfang des Jahres hat gleichfalls den Aufschwung in der amerikanischen Wirtschaft bestätigt. Im Januar 1912 hatte der Durchschnittspreis für Standardkupfer in London $62\frac{3}{8}$ Pfd. St. betragen. Im September hatte er die höchste Erhebung von $79^{3}/_{16}$ Pfd. St. erreicht. Seit der Zeit ist er um 2 Pfd. St. zurückgegangen. Die Politik hat auch ihn berührt. Aber der ermäßigte Kurs weist gegen die Januarnotiz noch eine Spannung von mehr als 15 Pfd. St. pro Tonne auf. Die Weltvorräte hatten mit 67,934 Tonnen im Juni den niedrigsten Stand erreicht. Im September betrugen sie rund 76,000 Tonnen gegen 148,500 Tonnen im September 1911. Amerika ist also zurzeit allen andern Ländern überlegen.

Die argentinische Industrie und ihre Bedeutung für den deutschen Export*).

Von Gustav Niederlein.

Im Anschluß an die Erörterungen in letzter Nummer ist auch die Liste der Industrien nach ihren Produktionswerten von Interesse. Diese Ziffern repräsentieren in ihren Einzelheiten für das Ausland die einheimische Konkurrenz, einen sehr respektablen Faktor, mit dem die fremde Industrie und der fremde Exporthandel in erster Linie rechnen muß. Eine dritte Liste ist aus gleichem Grunde von Bedeutung und zeigt gewisse argentinische Industrien in ihrer verhältnismäßigen Abhängigkeit in ihrem Rohstoffbezuge vom Ausland. Sie zeigt zugleich mit ihren Bedarfswerten dem fremden Exporthandel, wie er als Lieferant aus der ihm gewordenen Konkurrenz Nutzen ziehen oder ihr erfolgreich begegnen kann. Aus dieser Liste lassen sich 11 große konkurrenzfähige argentinische Exportindustrien ausschließen, weil dieselben ihren Rohstoffbedarf fast ausschließlich im Inland oder aus Nachbarländern decken, zusammen 981 Etablissements mit einem jährlichen Rohstoffverbrauch von 266,563,859 Pesos, davon für 2,263,975 Pesos aus dem Ausland, nämlich



Nationale Industrieschule in Buenos Aires.

		jhrl. Rohstffbedf.	davon v. Ausl.
8	Fleischgefrieranstalten	86,641,430	248,406
330	Mühlen	77,289,597	26,282
54	Barracas de frutos	52,597,639	71,622
227	Gerbereien	11,878,036	508,261
1	Wollwäscherei	8,000,000	—
6	Fleischkonservenfabriken	7,190,000	650,000
8	Butterfabriken	6,841,615	—
33	Fettfabriken	5,925,969	549,080
100	Holzschläge	5,002 803	123,658
5	Saladeros	4,752,666	86,666
9	Quebrachoextraktfabriken	4,444,104	—

*) Siehe den Artikel in Nr. 42.

Aus gleichen Gründen haben auch noch folgende neun gutgehende, für den heimischen Bedarf berechnete argentinische Industrien sekundäre Wichtigkeit:

		jhrl. Rohstffbedf.	davon v. Ausl.
3409	Kellereien	41,271,841	4,644,848
2600	Bäckereien	30,043,743	129,428
37	Zuckerfabriken	18,419,479	—
22	Yerbamühlen	10,925,400	9,177,400
142	Molkereien	4,260,289	13,290
1281	Ziegelbrennereien	3,904,723	140,018
116	Kalkbrennereien	3,307,425	225,254
6	Stearinkerzenfabriken	1,984,409	86,796
20	Speiseölfabriken	1,861,130	109,085
	zusammen 7633 Betriebe	115,978,439	14,526,119

Für weitere Einzelheiten verweisen wir die Interessenten auf den Censo Industrial de la República Argentina vom Jahre 1908, der vom Ackerbauministerium in Lieferungen herausgegeben worden ist. Zu besserem Verständnis empfiehlt es sich, die detallierte argentinische Handelsstatistik einzusehen, sei es die von Argentinien selbst (Anuario de la Dirección General de Estadistica) oder die vom Deutschen Reich über Argentinien veröffentlichte Handelsübersicht, auch die vor kurzem vom Deutsch-Argentinischen Zentralverband veröffentlichte argentinische Einfuhrstatistik.

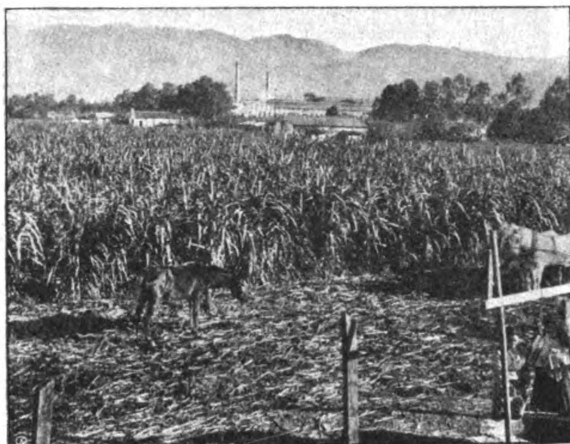


Panorama von Buenos Aires.

Wie schon erwähnt, ist die industrielle Produktion der Hauptstadt Buenos Aires von wesentlichster Bedeutung. 31.72 Prozent der professionell tätigen Bevölkerung finden in der Industrie Beschäftigung, wogegen nur 17.74 Prozent oder 121,747 Personen im Handel ein Unterkommen gefunden haben. Es übertreffen die Fremden an Zahl ganz bedeutend die der Argentinier, und zwar sowohl im Industrie- und Handwerksbetriebe wie im Handel. Im ersteren kommen auf 142,028 Fremde 75,649 Argentinier. Im Handel stellt sich die Zahl wie folgt: auf 23,990 fremde Besitzer von Handelshäusern kommen 4713 argentinische, dagegen aber auf 69,560 fremde Handelsangestellte schon 39,037 Argentinier. Man zählt 21,604 Handelshäuser nach dem städtischen Zensus von 1909 in Buenos Aires, denen ein Kapital von 725,699,660 Papierpesos angerechnet wird. Davon handeln nur 1628 Häuser mit fremden Produkten, 6823 mit einheimischen und 12,764 mit fremden und nationalen Artikeln.

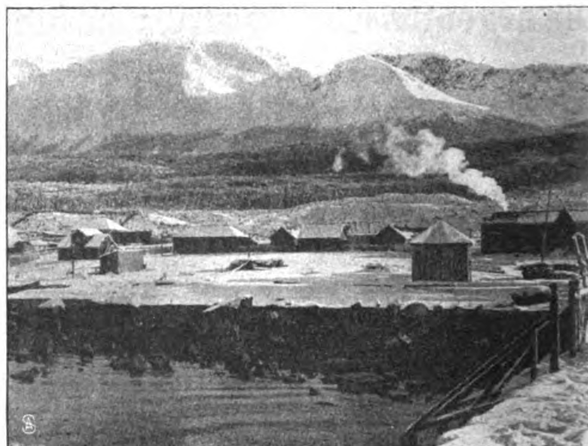
Über dies hochinteressante Thema hat der Deutsch-Argentinische Zentralverband im Septemberheft seiner Mitteilungen eine Monographie über das argentinische und fremde Geschäftsleben in Buenos Aires in seinen Beziehungen zum deutschen Export publiziert, die eine Fülle von Tatsachen und eine Fundgrube von Aussichten und Möglichkeiten sowie Anregungen für gewinnbringende Geschäftsverbindungen und Unternehmungen bietet.

Die Industrie Argentiniens besitzt einen großen Nachteil darin, daß ihr immer noch zumeist nur ein ungeschultes Arbeiterpersonal zur Verfügung steht sowohl in der Handarbeit und bei Benutzung der Werkzeuge wie in der Behandlung der Maschinen. In vielen Industrien verursacht der Überfluß von Angebot von Gelegenheitsarbeitern ein fortwährendes Kommen und Gehen, zum Schaden der Fabrikanten und Fabrikate. In verschiedenen Industrien kommt es vor, daß je nach Orders oder Bedarf gearbeitet wird. Industrien mit geringer Konkurrenz, Fabriken von Artikeln von hohem Wert oder großem Absatz und die in großem Stil angelegten Etablissements, in denen die Vorteile der Arbeitsleitung in höchstem Maße ausgenutzt werden, oder die Landesprodukte verarbeiten und auf ununterbrochenen Export und einheimischen Konsum rechnen können, wie z. B. Fleischgefrieranstalten, Brauereien, Mühlen, Molkereien, Gerbereien, Hutfabriken, Fabriken landwirtschaftlicher Maschinen, werden bessere Löhne gezahlt.



Zuckerfabrik und Zuckerplantage San Pablo, Tucuman.

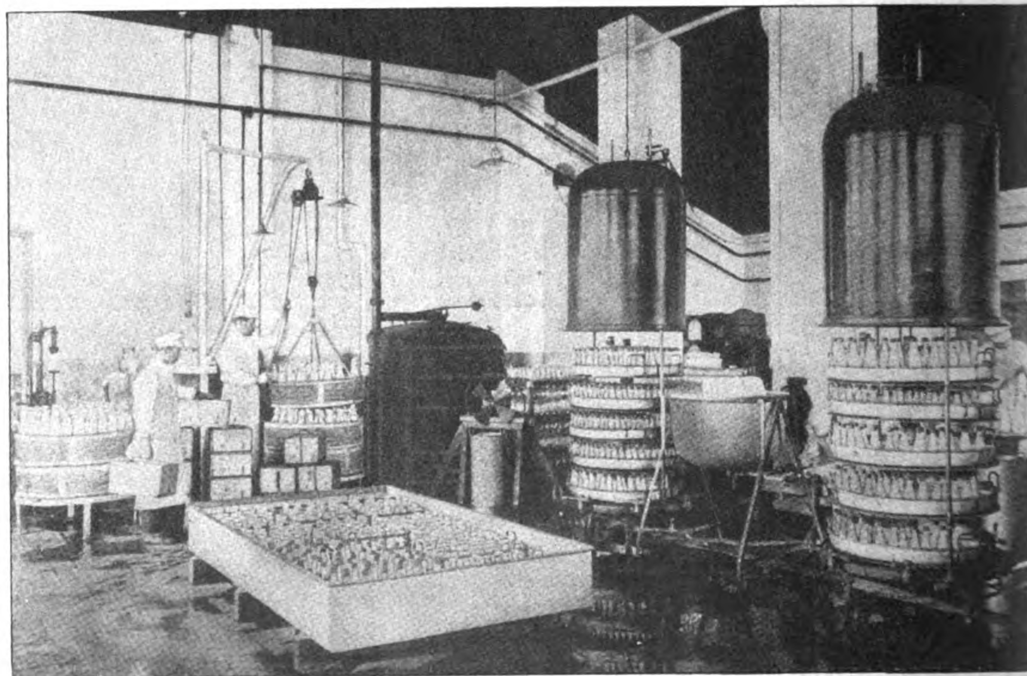
Es ist interessant zu wissen, daß Buenos Aires 112,383 Eigentümer zählt. Davon sind, was wir besonders hervorheben wollen, nur 44,470 Argentinier, 40,058 Italiener, 14,355 Spanier, 4811 Franzosen, 1048 Deutsche, 859 Engländer, 3224 Uruguayer und 3328 Personen anderer Nationalitäten. Diese Zahlen erhalten erst das richtige Relief durch Vergleich mit der Gesamtzahl der in Buenos Aires lebenden verschiedenen Nationalitäten. Der Zensus der Stadt Buenos Aires vom Jahre 1909 gibt darüber die folgenden Ziffern: Argentinier 670,513, Italiener 277,041, Spanier 174,291, Franzosen 25,751, Deutsche 7444, Engländer 7113, Uruguayer 26,788, andere Nationalitäten 42,761.



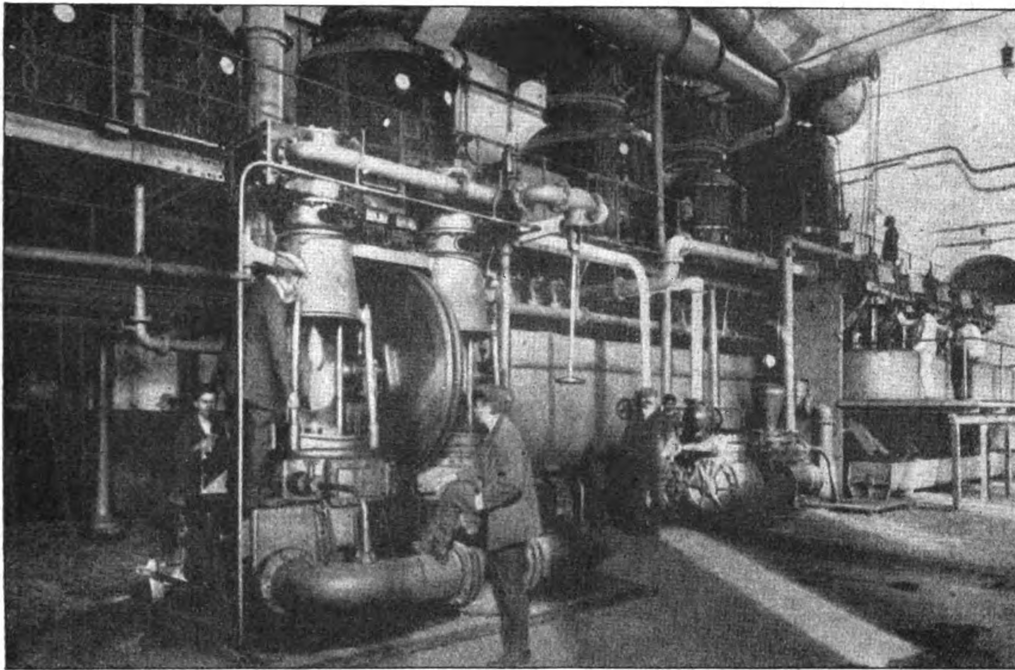
Holzindustrie in Feuerland.

Durch die in den letzten Jahren wiederholt vorgekommenen Streiks ist im allgemeinen als Resultat eine Verringerung der Arbeitszeit herbeigeführt worden, so daß jetzt zumeist nur 8—10 Stunden anstatt 12 am Tage gearbeitet wird. Durch ein Gesetz ist auch die Sonntagsruhe gesichert. Nachtarbeit findet teilweise noch statt in Druckereien, Seifen-, Glas-, Firnis- und Farbenfabriken, Färbereien, Mühlen, elektrischen Etablissements, Destillerien, Bäckereien, Ziegelbrennereien, Brauereien, Ölfabriken, Fleischgefrieranstalten, keramischen Werken, Kalköfen, Schuhmacherwerkstätten, Korbflechtereien, Hanfschuhfabriken usw.

Ein nationales Arbeitsamt überwacht die industriellen und gewerblichen Betriebe und deren Arbeiterschaft und sammelt systematisch Material für gesetzgebende Maßnahmen. Ein gleiches Ziel verfolgt das sogenannte Museo Social, eine aus hervorragenden Männern gebildete private



Pasteurisation von Milch.



Inneres einer Zuckerfabrik in San Juan, Prov. Tucuman.

Institution unter der Präsidentschaft eines bedeutenden Staatsmannes, Herrn Dr. Emilio Frers, dem auch der große Erfolg der argentinischen Jahrhundertfeier zuzuschreiben ist. Eine andere Fürsorgetätigkeit der Regierung erfolgt durch die sogenannte Asistencia y Beneficencia Pública, das öffentliche Wohlfahrtswesen, allerdings zumeist auf Kosten von Lotterien und sportlichen Veranstaltungen, die 10 Prozent ihrer Einnahmen dafür abführen müssen. Daneben bestehen aber auch noch zahlreiche Hospitäler, Asyle und dergleichen. Auch die verschiedensten Nationalitäten bilden Wohltätigkeitsvereine, besitzen Hospitäler usw. Nach Nationalitäten sind auch die meist schon nach Hunderten zählenden gegenseitigen Unterstützungsvereine und patriotischen Gesellschaften zusammengesetzt. Einerseits zu gegenseitigem Schutz, andrerseits zur gemeinschaftlichen Förderung ihrer Interessen sind in Argentinien auch zahlreiche Gesellschaften von Industriellen und Gewerbetreibenden gleicher Branche entstanden, sogenannter Sociedades Patronales. In ähnlicher Weise haben sich auch die Arbeiter zu zahlreichen Verbänden vereint.

Es sei noch besonders hervorgehoben, daß zahlreiche argentinische Industrielle ihre Arbeiter gegen Unfälle in der Arbeit versichert haben. Die argentinische Regierung unter dem gegenwärtigen Präsidenten Dr. Roque Saenz Peña und seinem führenden Minister des Innern Dr. Indalecio Gomez, dem früheren argentinischen Gesandten in Berlin, ist ernstlich bestrebt, alle in Deutschland mit Erfolg zur Geltung gebrachten Fürsorgeeinrichtungen auch nach und nach in Argentinien einzuführen. Diese Fürsorgetätigkeit ist besonders bei dem eingeborenen Arbeiter am Platze, der sorglos dahinlebt und wenig Sparsinn besitzt. Die in argentinischen Banken bestehenden großen Depositen von Sparern stammen fast ausschließlich von Fremden, die aus Gewohnheit sparen, auch dann, wenn sie von zahlreicher Familie umgeben sind. Das Sparen dokumentiert sich in Bankdepositen, Geldsendungen, in Erwerbungen von Grundstücken und Häusern nach dem System der allmählichen monatlichen Teilzahlungen. Der argentinische Arbeiter zieht ein festes Gehalt der Akkordarbeit vor.

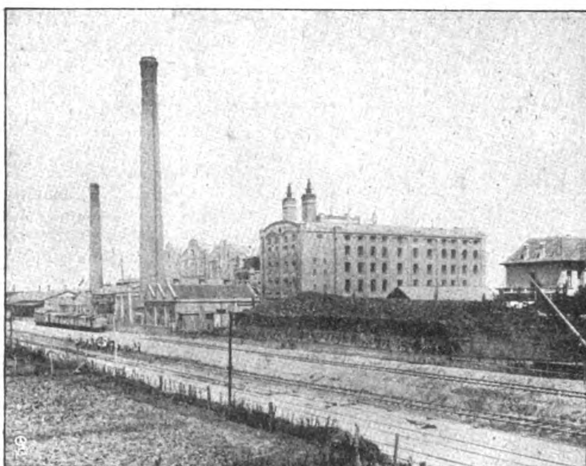
Was die Provinzen und Territorien anbetrifft, so haben sich dort, abgesehen von Handwerkern, verhältnismäßig wenig große Industrien etabliert, die nicht auf der Benutzung der Landesprodukte basieren, einerseits weil ihnen das große andauernde Arbeiterangebot bei minimalen Löhnen, wie in der Hauptstadt Buenos Aires, nicht zur Verfügung steht, andrerseits weil wegen beschränkter Einwohnerzahl kein großer Absatz für ihre Produkte an Ort und Stelle möglich ist. So sind Hunderte von Städten und Ortschaften der Provinzen und Territorien von Großindustriellen fast ganz unbeachtet geblieben, teilweise trotz besonderer Gesetze und Reglements, die zu deren Errichtung einladen und sie protegieren wollen, wie in Santa Fé, Enterios usw. Die meisten in den Provinzen entstandenen größeren Industrien sind hauptsächlich aus dem Grunde dorthin verlegt worden, damit dieselben die von ihnen zur Fabrikation benötigten Rohmaterialien in unmittelbarer Nachbarschaft haben.

Ein interessantes Phänomen, das man in der argentinischen Industrie beobachten kann, besteht in der zeitweisen Wanderung des Industriearbeiters auf das Land, und zwar zuzeiten der Schafschur, der Bodenbestellung und der Ernte, d. h. zu Zeiten, wo im allgemeinen bedeutend höhere als die üblichen Industrielöhne bezahlt werden. Diese Eigentümlichkeit kann als segensreich bezeichnet werden, damit jene wandernden Industriearbeiter eine gewisse Erholungspause zur Kräftigung ihrer Gesundheit gewinnen. Gar viele würden auch auf dem Lande verbleiben, wenn die Arbeiter im Ackerbau und in der Viehzucht, im Weinbau, in der Zuckerkultur und in der Waldausbeutung in den verschiedenen Provinzen besser bezahlt würden.

Die Regierung tat früher wenig, um den konsumierenden Charakter der Nation in einen produktiven und industriellen umzuwandeln. Der argentinischen Volksbildung fehlte die Erkenntnis ihres unmittelbaren Nutzens für die Produktion. Man begann in Argentinien erst vor etwa einem Vierteljahrhundert mit der Errichtung von Handelsschulen, an die sich Industrieschulen anschlossen, bis sich diese vor etwa zwölf Jahren zu selbständigen Instituten von jenen trennten. Der nächste Zweck war, die allmählich durch die Fremden ein-



Wachsstreichhölzerfabrik in Buenos Aires.

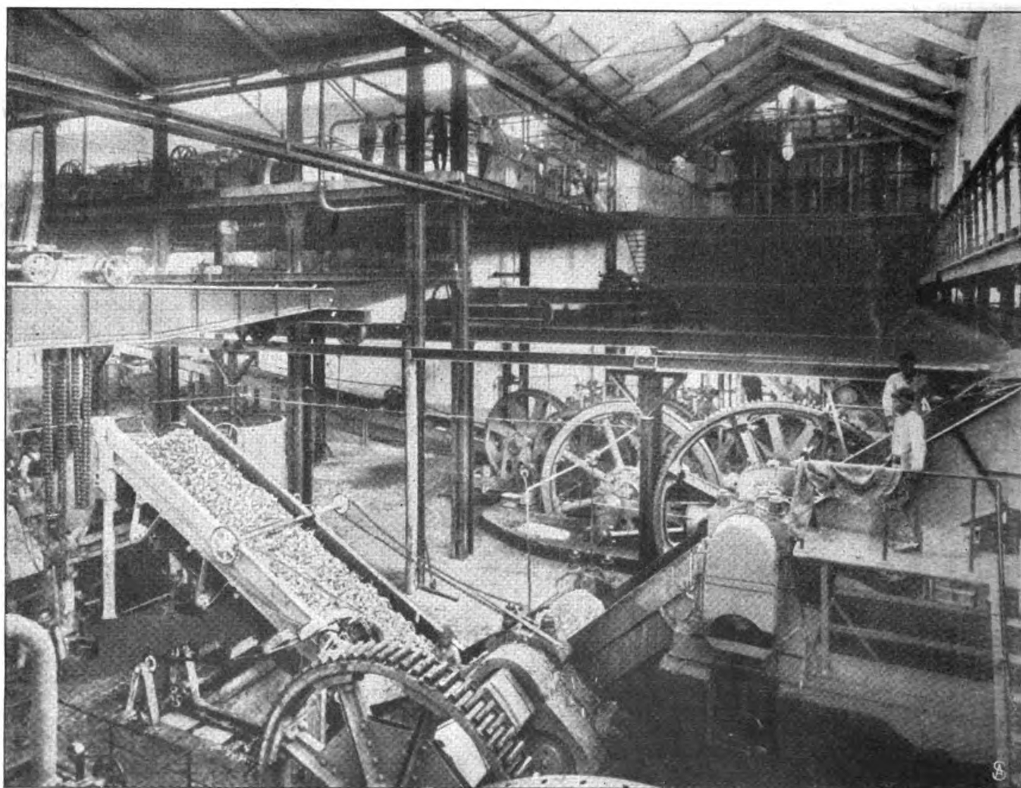


Brauerei Quilmes.

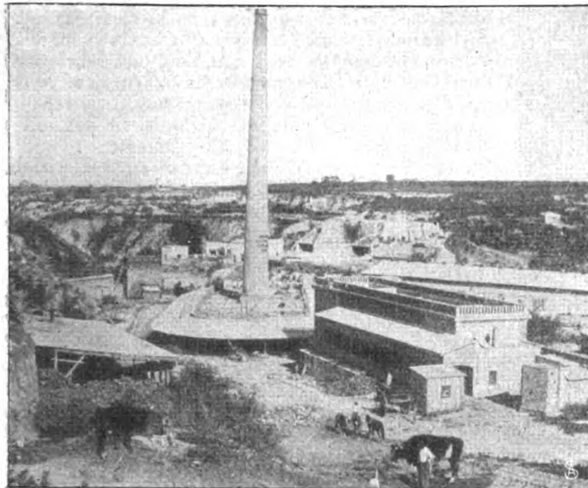
geführten Industrien durch Bildung von Arbeiteraufsichtspersonal zu unterstützen. Es war ein Deutscher, Herr Otto Krause, der die erste Industrieschule in Buenos Aires zunächst als Anhang der nationalen Handelsschule begründete und dann zu einem imponierenden technischen Institute, der sogenannten „Escuela Industrial de la Nación", entwickelte. Sein Institut ist nach deutschen und französischen Mustern ausgebildet und bezweckt eine systematische Erziehung zur mechanischen, chemischen, elektrotechnischen und konstruierenden Tätigkeit, mit der Arbeitsteilung und dem Gebrauch von Maschinen als Basis und unter Berücksichtigung des Rechnungs- und Kalkulationswesens und des Endresultats: des Handels.

Durch diese Industrieschule, der ein Abendkursus für Arbeiter beigefügt ist, wird der argentinischen Fabrikation und Gewerbetätigkeit eine sehr beachtenswerte Hilfe zuteil. Die Schule beschäftigt 79 Professoren in den Tageskursen und 17 in den Abendkursen für Arbeiter. Sie besitzt einen mit den modernsten Maschinen und Geräten ausgestatteten dreistöckigen neuen und sehr zweckmäßig ausgeführten Gebäudekomplex am Paseo Colon in Buenos Aires und hat ein jährliches Budget von 782,136 M., wovon 48,888 für die Abendschule der Arbeiter entfallen. Außer dieser nationalen Industrieschule gibt es eine in Rosario mit einem jährlichen Budget von 405,864 M., ferner eine Industrieschule, sog. Escuela Regional (Industrial de Santa Fé) mit einem Budget von 296,352 M. pro Jahr und eine Industrieschule in La Plata mit einem Budget von 263,736 M. Dazu kommen eine sogenannte Escuela Nacional de Industrias Químicas in San Juan (Nationale chemische Industrieschule) mit einem Budget von 119,000 M., eine Escuela Industrial de Artes y Oficios in Chivilcoy (Industrielle Kunst- und Gewerbeschule) mit einem Budget von 120,960 M., die Escuela de Artes y Oficios in Catamarca (Kunst- und Gewerbeschule) mit einem Budget von 167,400 M., eine weitere in Veinticinco de Mayo (Buenos Aires) mit einem Budget von 134,120 M., außerdem fünf weibliche Industrieschulen in Buenos Aires, La Plata, Córdoba und Concepcion del Uruguay zusammen mit einem Jahresbudget von 693,352 M. und schließlich noch sechs weibliche professionelle Schulen in Buenos Aires, Provinz Buenos Aires, Tucuman und Salta mit einem Jahresbudget von zusammen 819,108 M. Alle genannten Schulen werden von der Nation unterhalten mit einem Gesamtkostenaufwand von jährlich 3,801,028 M. Nicht inbegriffen sind dabei die Fakultäten der exakten Wissenschaften an den nationalen Universitäten Córdoba, Buenos Aires und La Plata.

Mögen deutsche Fabrikanten und Exporteure für die Zukunft den hier mitgeteilten Tatsachen Rechnung tragen. Eine viel beschleunigtere industrielle Entwicklung Argentiniens wird zwar behördlicherseits nicht möglich sein, da durch die in den Hauptstädten vorhandene Industrie die wichtigste Aufgabe: eine rasche Besiedlung des großen, weiten Landes und die landwirtschaftliche Entwicklung weit mehr gehemmt als gefördert wird, indem sie einen großen Teil der intelligenten Einwanderer und der Argentinier an sich fesselt, ganz abgesehen von den Riesenkapitalien, die in der Industrie festgelegt sind. Ein gewinnbringender Austausch von argentinischen Rohprodukten mit europäischen Industrieprodukten ist vielleicht zum Besten des Landes. Das schließt nicht aus, daß die argentinische Industrie sich weiter entwickeln wird und die argentinischen Industriellen weitere Protektion durch Zollerhöhungen oder Änderung der Schätzungswerte (aforo) erstreben. Es sollten also die Tendenzen der weitsichtigeren argentinischen Staatsmänner beizeiten jedmögliche Förderung erfahren, u. a. auch bei der Vorbereitung von Handelsverträgen.



Inneres der Zuckerfabrik Concepcion in Tucuman.



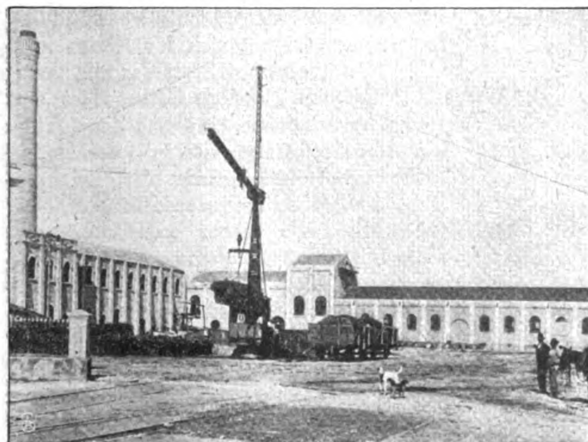
Eine Kalkbrennerei in Parana, Entre Rios.

Der Deutsch-Argentinische Zentralverband, Berlin W 35, Potsdamer Straße 28, hat sich speziell zur Aufgabe gemacht, die Förderung der wechselseitigen wirtschaftlichen



Große Mühle mit Elevatoren und Silos
der Firma Bunge & Boon im Hafen von Buenos Aires.

Interessen hüben und drüben mit Nachdruck zu betreiben, und trachtet, sämtliche mit Argentinien erfolgreich tätigen deutschen Firmen aller Branchen zu einer wohlorganisierten



Zuckerfabrik „Esperanza" in Tucuman.

Interessengemeinschaft zu vereinigen und dieselben mit Hilfe seiner Auskunftsstelle über alle argentinischen Vorgänge orientiert zu halten.

Automobilverwendung in städtischen Diensten.

Feuerwehr-Drehleiter auf Lloyd-Benzin-Chassis. Die Drehleiter ist auf ein normales Benzinwagengestell montiert, an welchem besondere Einrichtungen angebracht sind (Abb. 1). Der Benzinmotor kann nach Umschaltung im Getriebe eine unter dem Führersitz befindliche Dynamo antreiben (siehe Abb. 2). Die Kraftübertragung erfolgt durch eine geräuschlose Gelenkkette von der Getriebewelle aus. Diese Dynamo-Maschine erzeugt die elektrische Energie für die Bewegungsmotoren

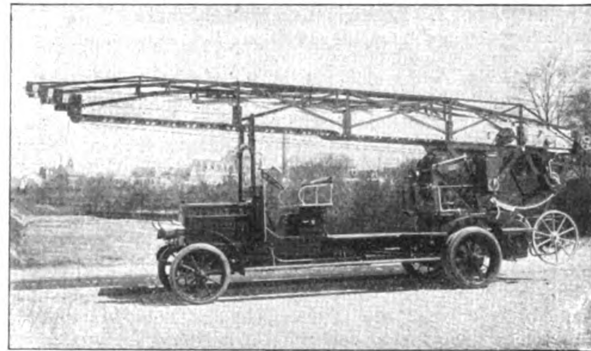


Abb. 1. **Benzin-Automobil-Feuerwehrleiter**
der Nordd. Automobil- und Motoren-A.-G., Bremen-Hastedt.

der Leiter, so daß das Drehen und Aufrichten der 25 Meter hohen und schweren Leiter nicht von Hand, sondern auch maschinell, und zwar in sehr kurzer Zeit, erfolgen kann. Auf diese Weise ist die Zwischenschaltung von Akkumulatoren überflüssig, wodurch der Betrieb bedeutend vereinfacht und verbilligt wird. Die Fahrgeschwindigkeit dieser automobilen Leiter beträgt bis zu 40 Kilometer pro Stunde. Mit einmaliger Füllung der Betriebsstoffbehälter können zirka 250 Kilometer zurückgelegt werden.

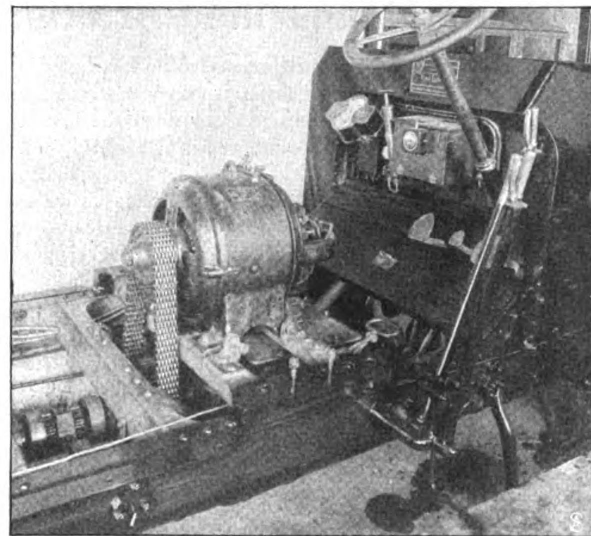


Abb. 2. **Antrieb des Dynamos für die Drehleitermotoren.**

Vorspannwagen für Müllabfuhrzüge. Die Müllabfuhr deutscher Großstädte bedient sich mehr und mehr der Automobilwagen mit besonders angewandter Konstruktion. Die Müllabfuhr, Müllverwertung, Müllverbrennung und Beseitigung ist nach und nach zu einer kommunalen Industrie geworden. Diesen Verhältnissen entsprechen auch die Betriebswagen. (Abb. 3.) Hauptmerkmale der z. B. von der

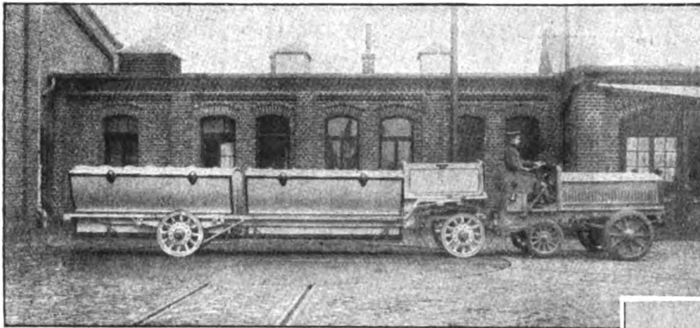


Abb. 3. **Elektrischer Müllabfuhrzug**
der Norddeutschen Automobil- und Motoren-A.-G., Bremen-Hastedt.

Norddeutschen Automobil- und Motoren-Aktiengesellschaft, Bremen-Hastedt, geschaffenen Lloyd-Vorspannwagen sind: Elektrischer Vorderradantrieb mit schnellaufenden Motoren, deren elektrischer Wirkungsgrad ein erheblich besserer ist als der von Radnabenmotoren. Durch die Anordnung der Batterie über der Vorderachse wird erreicht, daß die Vorderantriebsräder eine größere Belastung erhalten und ein Gleiten derselben, besonders beim Anfahren, auf glatter Straße nicht stattfindet. Durch kurzen Radstand erreichen die Wagen leichte Eigenbeweglichkeit. (Abb. 4.) Nach der Kupplung des Vorspannwagens mit dem Anhänger wird die Hinterachse des Vorspannwagens in die Höhe gehoben, so daß ersterer mit dem Vorderwagen des Anhängers ein Ganzes bildet und so gewissermaßen ein Drehgestell (Truck) darstellt, auf dessen Drehzapfen der Anhänger ruht. Durch diese Konstruktion ist der Müllabfuhrzug in der Lage, sehr kleine Kurven zu durchfahren, was ihn für den inneren Stadtverkehr außerordentlich geeignet macht. Die Ausführung des Anhängewagens kann beliebig sein, je nach Art des zu transportierenden Materials. Das Gewicht des Vorspannwagens beträgt komplett und fahrfertig ungefähr 3600 Kilogramm, dasjenige des vollständigen Zuges mit voller Belastung etwa 11,000 Kilogramm. Die größte Geschwindigkeit des vollständigen Zuges ist auf 12 Kilometer in der Stunde bemessen, jedoch können auch dauernd geringere Geschwindigkeiten bis zu 2 Kilometer in der Stunde gefahren werden. Der Aktions-

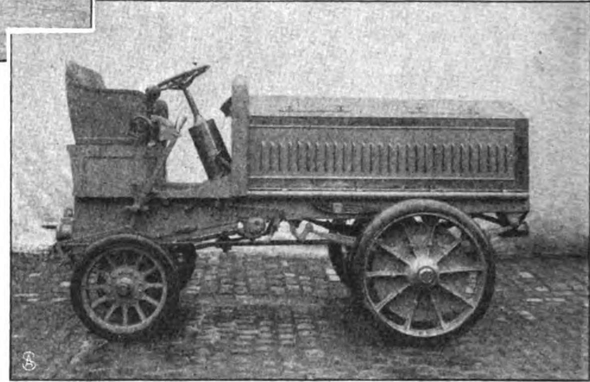


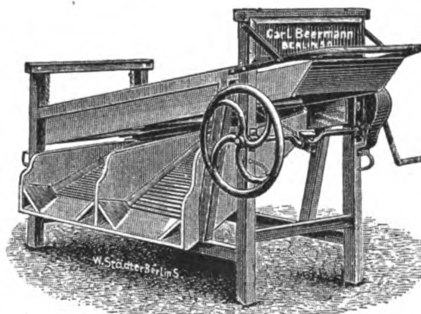
Abb. 4. **Elektrischer Vorspannwagen für Mülltransport**
der Norddeutschen Automobil- und Motoren-A.-G., Bremen-Hastedt.

Radius, d. h. die Strecke, welche ohne Neuladung der Batterie durchfahren werden kann, beträgt 50 bis 60 Kilometer.

Deutschlands landwirtschaftliche Maschinenindustrie*).

Für Landwirtschaften mittlerer Größe werden die Dreschmaschinen mit Göpelantrieb bevorzugt. Aber auch diese Apparate können, da sie mit Ober- und Untertrieblager ausgestattet sind, außer mit Göpel auch mit Menschenkraft betrieben werden. Die größte Verwendung findet jedoch der Göpelbetrieb, denn durch die Benutzung von Pferdebetriebskraft wird nicht nur die Leistungsfähigkeit der Maschine erheblich gesteigert, sondern das Göpelwerk gestattet auch den Antrieb anderer landwirtschaftlicher Maschinen, insbesondere Futterzubereitungsmaschinen. Sowohl der Antrieb der Hand- als auch der Göpeldreschmaschinen kann direkt oder auch mittelbar bewirkt werden. Zur Herbeiführung eines geräuschlosen Betriebes wird in neuerer Zeit der indirekte Antrieb zum Teil bevorzugt; derselbe kann sowohl mittels Gelenkkette als auch Riemens erfolgen.

Für kleinere landwirtschaftliche Betriebe dagegen ist andererseits auch die kleine Stiftendreschmaschine mit etwa 350 mm Trommelweite gut geeignet. Sie ist ein äußerst leistungsfähiger Apparat und findet nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland mannigfache Verwendung. Bei dieser Maschine wird der Göpel unmittelbar mit der auf der Hauptwelle befestigten Gabel verkuppelt. Eine Vervollkommnung in der Gattung der Dreschmaschinen ist dadurch herbeigeführt worden, daß die Dreschmaschine mit unterschlägiger offener Trommel und Patent-Keil-Stiften je nach Bedarf sowohl mittels Göpels als auch Motors betrieben werden kann. Dieser Apparat, der wie der vorgenannte im Ausland ebenfalls ausgedehnte Verwendung findet, eignet sich für Klein- und Mittelbetriebe. Statt des allgemein üblichen Hordenschüttlers ist ein Breitschüttler eingebaut, mit stufenförmig abgesetztem, verlängertem Holzsieb, der die Leistung der Maschine wesentlich erhöht. Mit Hilfe dieser Anordnung erfolgt eine vollkommene Absonderung des Getreides vom Stroh, wodurch jedwede Nacharbeit von Menschenhand fortfällt. Für solche landwirtschaftlichen Betriebe, die Wert auf die Herstellung von ausgedroschenem Glattstroh legen, eignet sich ferner die Putzdreschmaschine für Motorbetrieb. Das die Maschine verlassende Getreide ist marktfertig gereinigt, sortiert und auch entgrannt, bedarf also keiner weiteren nachträglichen Reinigungsarbeit. Für mittelgroße Güter eignet sich desgl. die Dresch-

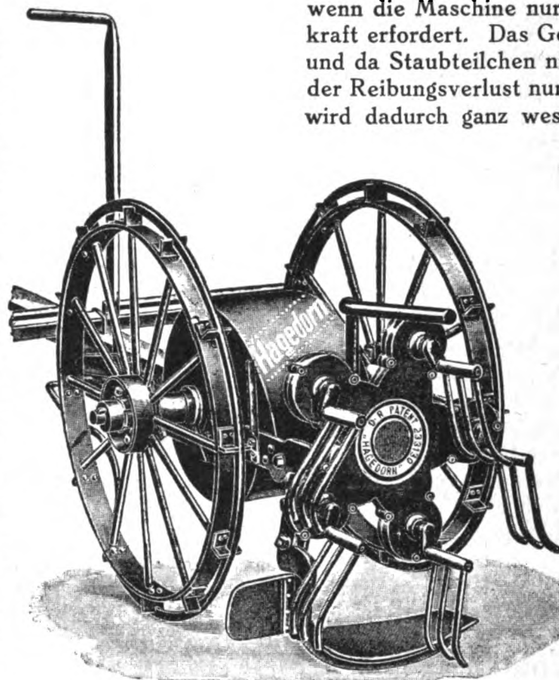


Kartoffel-Sortiermaschine.
Carl Beermann, Berlin SO.

*) Siehe den Artikel in Nr. 42.

maschine mit einfacher Windreinigung und etwa 160 Zentimeter breiter Trommel, die sowohl mittels Lokomobile als auch durch einen Benzinmotor oder Elektromotor von etwa vier Pferdekräften betrieben werden kann. Daher ist der Besitzer dieses Apparates weder von dem Ort, an dem die Maschine verwendet werden soll, noch von der Art des Antriebes abhängig. Er kann sich sowohl der alten Kraftmaschine als auch des modernen Elektromotors bedienen. Bei einer Umlaufzahl von etwa 1350 pro Minute können in etwa zehn Arbeitsstunden 1200—1500 Garben gedroschen werden.

Ein außergewöhnlich leistungsfähiger Apparat ist in der großen Dampfdreschmaschine entstanden, die sich in der Hauptsache nur für landwirtschaftliche Großbetriebe eignet. Diese fahrbaren Maschinen werden in etwa sechs verschiedenen Spezialgattungen und etwa sieben Trommelbreiten mit vierfacher Windreinigung und Putzerei hergestellt. Neben Staubsaugeapparaten haben die Dampfdreschmaschinen verstellbare Sortierzylinder, Nachreinigungseinrichtung sowie Strohschüttler und wirksame Nachschüttler usw. erhalten. Die fahrbaren Apparate, welche sowohl auf freiem Felde als auch in Scheunen in kurzer Zeit betriebsfertig gemacht werden können, sind mit den neuesten Sicherheitsvorrichtungen ausgestattet. Das für die einzelnen Konstruktionen verwendete Material ist bester Stahl, so daß auch bei der größten Leistung irgendwelche Betriebsunfälle in keiner Weise vorkommen können. Zur wesentlichen Vereinfachung des Betriebes tragen in erster Linie auch die leicht zugänglichen Schmiervorrichtungen bei, da alle rotierenden Teile gefahrlos untersucht und geölt werden können.



Kartoffel-Erntemaschine.
Gebr. Hagedorn & Co., Warendorf.

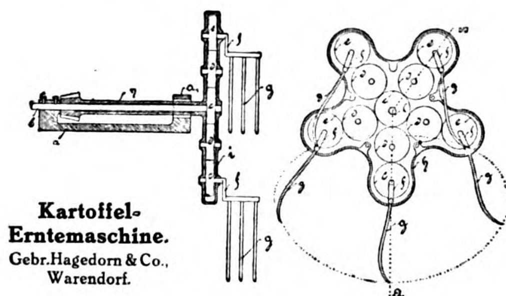
In solchen landwirtschaftlichen Gegenden, wo es sich um chronischen Mangel an Arbeitern handelt, findet die Hand- bzw. Selbstbinde-Glattstrohpresse weitgehende Verwendung. Diese sinnreiche und zugleich praktische Konstruktion ist ein Erzeugnis, das dem Landwirt über viele Hindernisse hinweghilft und ihm nicht nur manchen Aerger, sondern auch verschiedene Sorgen erspart, die die Arbeiterfrage mit sich bringt.

Für landwirtschaftliche Betriebe, die sich in der Hauptsache mit Kartoffelbau befassen, wofür während der Erntezeit eine große Anzahl Arbeitskräfte erforderlich sind, ist in vortrefflicher Weise die Kartoffel-Erntemaschine am Platze. Dieser sinnreich durchgeführte, kräftig gebaute Apparat eignet sich nicht nur für jeden Boden, sondern auch für solche Ländereien, die mit reichem Unkraut bewuchert sind, wodurch die Erntearbeit erschwert und zeitraubend gestaltet wird. Zum Betrieb der Kartoffelerntemaschine ist nur eine Kraft von zwei leichten Pferden notwendig. Die Wurfzinken können durch ein exzentrisches Getriebe bequem gesteuert werden. Auch können Wurfrichtung und Streubreite der Zinken in wenigen Sekunden verstellt werden, so daß durch diese kurze Unterbrechung des Betriebes die Leistungsfähigkeit der Maschine nicht beeinträchtigt wird. Da der Apparat mit einem Krauthaken und Krauträumer ausgestattet ist, so kann auch selbst auf krautreichen Kartoffelfeldern ohne Betriebsunterbrechung gearbeitet werden. Das Getriebe ruht in einer vollkommen schließenden Blechkapselung und ist daher sowohl gegen Staub als auch gegen sonstige Verunreinigungen hinreichend geschützt. Es ist daher natürlich, wenn die Maschine nur eine relativ geringe Betriebskraft erfordert. Das Getriebe läuft vollständig in Oel, und da Staubteilchen nicht hinzutreten können, so ist der Reibungsverlust nur gering, und der Wirkungsgrad wird dadurch ganz wesentlich günstig beeinflußt.

Ein gleichfalls sehr nützlicher Apparat für landwirtschaftliche Betriebe ist die Kartoffelsortiermaschine. Das relativ viel Zeit in Anspruch nehmende Auslesen von Kartoffeln kann durch diese praktisch und zugleich sinnreich konstruierte Maschine ersetzt werden. Infolge der hohen Leistungsfähigkeit ist der Apparat insbesondere für mittlere und große Betriebe unentbehrlich. Der verhältnismäßig niedrige Anschaffungspreis von etwa 125 Mark wird binnen weniger Jahre durch die Verminderung von Menschenarbeit herausgeholt. Derselbe ist daher sowohl in wirtschaftlicher als auch praktischer Hinsicht ein äußerst rationell arbeitender Apparat. Er ist mit fünf Sieben ausgestattet, die es gestatten, während einer Stunde etwa 50 Zentner Kartoffeln zu sortieren. Da die Maschenweite zwischen 30 und 42 mm variiert, so können die Kartoffeln in fünf verschiedenen Größen sortiert und marktfertig gesondert werden. Die Kartoffelsortiermaschine dürfte jedoch nicht nur für Landwirtschaften, sondern auch für größere Kartoffelhandlungen ein unentbehrlicher Apparat geworden sein.

Auch die Kartoffelwaschmaschine ist zu einem gesuchten Werkstück geworden. Die aus Eisen hergestellte Maschine ist gleichfalls dem Bedürfnis der Praxis entsprungen und hat speziell im Großbetriebe weitgehende Verbreitung gefunden. Sowohl Landwirte als auch sonstige Interessenten werden den Maschinenkonstrukteuren Dank wissen, daß dieselben es auch in diesem Falle verstanden haben, die Arbeit der Menschenhand durch mechanische Apparate zu ersetzen, wodurch die Wirtschaftlichkeit im günstigen Sinne beeinflußt wird.

Wie die vorstehende kritische Besprechung desgl. die veröffentlichten Abbildungen erkennen lassen, hat es die landwirtschaftliche Maschinenindustrie verstanden, sich der durch die ausländische Konkurrenz geschaffenen Lage anzupassen. Sie hat mit kaufmännischem Weitblick die Lücke auszufüllen gewußt, welche der Weltmarkt im landwirtschaftlichen Maschinenbau zeigte, und ist bestrebt gewesen, die ausländischen Fabrikate zum großen Teil durch deutsche zu ersetzen. Wenn ihr letzteres auch bisher noch nicht in dem gewünschten Umfange geglückt ist, wie dies, vom nationalen Standpunkt aus betrachtet, wohl



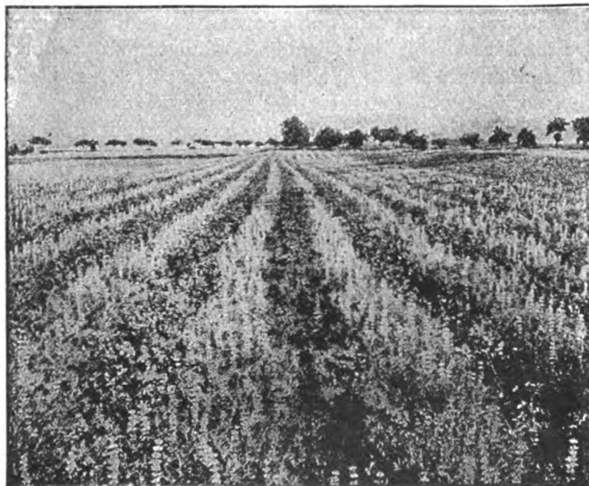
Kartoffel-Erntemaschine.
Gebr. Hagedorn & Co., Warendorf.

notwendig gewesen wäre, so bedeuten die mühsam erkämpften Erfolge doch ein günstiges Zeichen für die Zukunft. Energie, Ausdauer und zielbewußtes Streben werden in Verbindung mit deutscher Gründlichkeit dazu beitragen, die begonnene Arbeit nicht nur fortzusetzen, sondern auch zu Ende zu führen. Daher darf mit Recht erwartet werden, daß es der deutschen landwirtschaftlichen Maschinenindustrie nicht nur gelingen wird, im Laufe des nächsten Dezenniums den Bedarf an landwirtschaftlichen Maschinen in der Heimat zu decken, sondern daß sie sich auch im Auslande immer weiter Geltung und Ansehen schaffen wird.

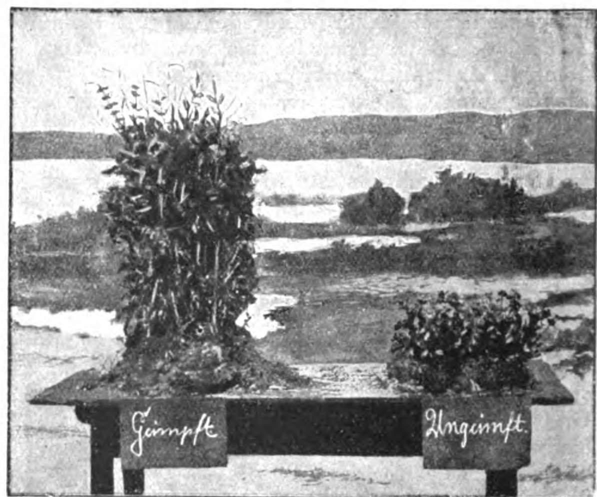
G—g.

Die Bedeutung der Leguminosen für unsere Kolonien.

Zur Zeit, als die meisten unserer Kolonien gegründet wurden und die ersten deutschen Ansiedler sich in den neuen Gebieten niederließen, waren es die an der Küste



Lupinensaat in Kartoffelfurchen zur Gründüngung.



Freiland-Impfung des Gutsbesitzers Taucher, Bodenwöhr, mit Lupinen.

gelegenen, durch günstige Verbindung und besseres Klima bevorzugten Ländereien, die mit Kulturgewächsen bebaut wurden. Meist fand man in dem jungfräulichen Boden (wo vorher durch ewige Zeiten fruchtbare Steppen oder Urwälder gestanden hatten) solche Mengen notwendiger Pflanzennährstofe vor, daß in vielen Fällen von einer Düngung Abstand genommen werden konnte. Heute sind die Kolonien, laut statistischen Zahlen, ebensolche Großabnehmer für Düngemittel wie die deutsche Landwirtschaft.

Da die Düngerpreise sich alljährlich steigern und die Kosten für den Transport hinzukommen, so muß der Farmer auf den Ersatz des Stickstoffs bedacht sein, der für die Entwicklung der Pflanzen die bedeutungsvollste Rolle spielt. Außer durch Chilisalpeter und schwefelsaures Ammoniak kommen als stickstoffhaltige Düngemittel hauptsächlich Stallmist und Guano in Frage, Zweifelsohne sind die beiden letzteren die wertvolleren, da sie günstig auf die Bakterienflora des Bodens einwirken, ohne die für die Vegetation infolge ihrer regulierenden und wasserhaltenden Kraft so überaus wichtigen Humusbestandteile zu zerstören, sie im Gegenteil bedeutend vermehren. Guano und Stallmist sind jedoch zu teuer.

Der Farmer sieht sich infolgedessen genötigt, nach anderen Mitteln zu suchen, die den Stickstoff im Verein mit nützlichem Humus ohne übermäßige Kosten vollwertig zu ersetzen vermögen.

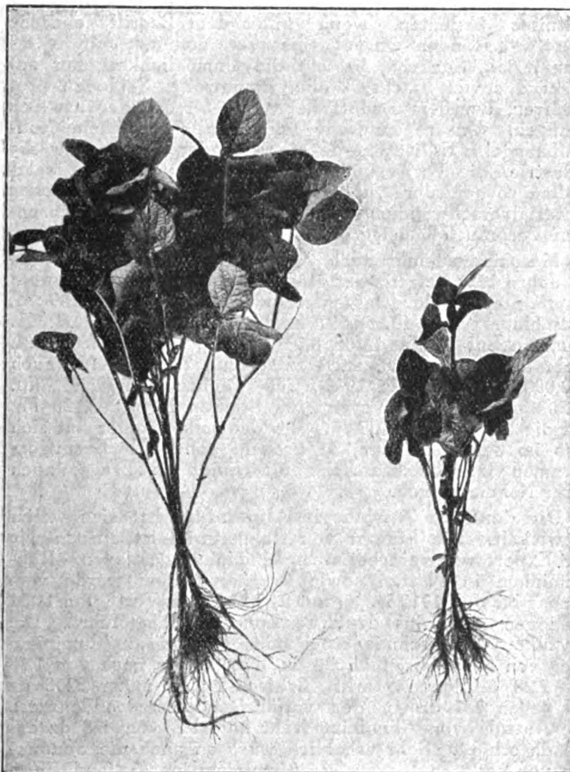


Nitraginwirkung bei Bohnen.

Seit längerer Zeit ist bekannt, daß die Leguminosen imstande sind, mit Hilfe der ihren Wurzeln anhaftenden Knöllchen Stickstoff aus der Luft zu assimilieren. Diese Fähigkeit ist jedoch keine Eigentümlichkeit der Pflanzen selbst. Vielmehr werden die Wurzelknöllchen erzeugt von stäbchenförmigen Bakterien, die, falls sie am Boden in genügender Menge vorhanden sind, in die Wurzelhaare der jungen Pflänzchen eindringen und durch Zellenwucherung die Knöllchenbildung verursachen. Diese eigenartigen

Kleinlebewesen sind imstande, Stickstoff aus der Bodenluft zu sammeln und in eine eiweißähnliche Substanz umzuwandeln, die von den Pflanzen überaus gierig aufgenommen wird und sie zu günstigster Entfaltung bringt. Da die den Pflanzen angepaßten Bakterien jedoch, z. B. auf Neuland und unkultivierten Flächen, häufig fehlen, so ist es notwendig, sie mechanisch dem Boden einzuverleiben. Man hat eine künstliche Züchtung solcher Bakterien auf besonders präparierten gelatinösen Nährböden im Laboratorium zuwege gebracht, die, vor der Aussaat mit den Samen vermischt, an den jungen Wurzeln Knöllchen in größter Zahl erzeugen. Das Produkt erscheint unter dem Namen „Nitragin" seit einigen Jahren im Handel und wird mit den besten Resultaten von den meisten deutschen Landwirten ständig angewandt. Der Erfolg der sogenannten „Impfung" ist oft ein solch bedeutender, daß Pflanzen, die u. a. nur wenige Zentimeter hoch wurden, nunmehr eine volle Ernte ergaben. Der Anbau verschiedener Leguminosen, der bis dahin aus unbekannten Ursachen nicht gelingen wollte und sogar für unmöglich gehalten wurde, gelang spielend. Auf die Weise wurden in Deutschland mit dem Anbau der japanischen Sojabohne und sonstiger fremdländischer Samen befriedigende Resultate erzielt. In Sachsen gründet sich auf die Nitraginimpfung der Wohlstand ganzer Gemeinden, die früher vergeblich den Anbau einiger Kleearten, z. B. der Serradelle, versucht hatten.

Ist der Anbau der Leguminosen (wozu außer allen Kleegewächsen insbesondere Luzerne, Lupinen, Serradelle, Erbsen, Bohnen, Wicken, Linsen, Akazien u. a. m. gehören) einmal gelungen, so bietet sich dem Kolonisten eine reichliche Gelegenheit der Verwertung. Es gehören bekanntlich zu den Hülsenfrüchten sehr wertvolle menschliche Ernährungsprodukte und die wichtigsten Futter- und Gründüngungspflanzen. Ihre Bedeutung für Menschen und Tiere bedarf keiner ausführlicheren Erwähnung. Es sei nur darauf hingewiesen, daß die jetzt in großen Schiffsladungen aus Ostasien in Europa überall eingeführte japanische Sojabohne auch in den meisten Kolonien einen nutzbringenden Standort finden könnte.


Geimpft. Ungeimpft.
Anbau- und Impfversuch mit Sojabohnen in der Rheinebene.

Von einer nicht minder großen Bedeutung verspricht jedoch für unsere Kolonien die Gründüngung zu werden. Ihr Wesen besteht darin, daß man stickstoffsammelnde Pflanzen (Leguminosen) anbaut, die aber nach der entsprechenden Entwicklung untergepflügt werden. Da alle Hülsenfrüchte und Kleearten zugleich der Gruppe der Tiefwurzler angehören, so erreicht man damit zweierlei: das Heraufholen von wichtigen kali- und phosphorsäurehaltigen Nährstoffen aus der Tiefe der Erde und eine billige Stickstoffdüngung, da die Gründüngungspflanzen eine reichliche Menge von diesem kostbaren Nährmaterial infolge des Zusammenlebens mit den Knöllchenbakterien besitzen. Beim Unterpflügen gelangen alle diese Nährstoffe wieder in den Boden und dienen nach der Zersetzung für die Nachfrucht als willkommene Düngung. Da die im Boden steckenbleibenden Wurzelenden allmählich humifiziert werden, so machen sie die nachgebauten Flachwurzler (Getreide, Hackfrüchte usw.) selbst wiederum auf diese Weise zu Tiefwurzlern, wodurch ihnen eine reichliche Entfaltung ihrer Wachstumskräfte ermöglicht wird. Diese erreichen viel eher das Grundwasser, wodurch anhaltende Dürre leichter überwunden werden kann. Es ist erstaunlich, zu sehen, wie diese Gründüngungsfelder längere Trockenperioden weit besser überstehen als solche ohne Gründüngung.


Wurzelknöllchen
an einer geimpften Pflanze.

Die für die Gründüngung geeignetsten Pflanzen sind außer allen Kleearten vor allem die Serradelle, Luoinen, auch Pferdebohnen, die man meist im Gemisch mit Erbsen und Wicken baut.

Die Gründüngung erzielt nicht nur beim Ackerbau günstige Erfolge, auch bei Obstplantagen und Baumpflanzungen kann sie von größtem Nutzen werden, weil auf diese Weise der zwischen den Bäumen unbenutzt liegende Boden für die Pflanzungen selbst nutzbar zu machen ist. Verfüttert man einen Teil der grünen Masse oder läßt sie sich so weit entwickeln, daß die Samen reifen und geerntet werden können, so werden sich die Kosten noch weit eher bezahlt machen.

Sollten sich die angeführten Pflanzen für bestimmte Gegenden aus irgendwelchen Gründen nicht eignen, so läßt sich leicht konstatieren, welche Leguminosen eventuell in Frage kommen. Man braucht sich nur die Unkräuter anzusehen und wird bald darunter gewisse Schmetterlingsblütler finden, die sich zu einem Anbauversuch eignen. Ebenso wie sich in Deutschland viele Anhänger der Gründüngung gefunden haben, so werden sich auch in den Kolonien jene Farmer finden, die sich den Vorgang zunutze machen. (Nähere Auskünfte erteilen die Agrikulturwerke Dr. A. Kühn, Bonn und Wesseling-Köln.)

Handel und Verkehr.

Seidenindustrie Brasiliens. Seit etwa 10 Jahren ist in Brasilien Seidenweberei vorhanden, die sich aus bescheidenen Anfängen zu ziemlicher Bedeutung entwickelte. Die für Seidenstoffe in Betracht kommenden Fabriken sind: Fabrica de Seda de Werner in Petropolis; Fabrica de Seda Santa Helena in Petropolis; Tecelagem de Seda Italo- Brasileira in Sao Paulo; Guilhermo Polotti & Co. in Sao Paulo. Die ersten drei genannten Fabriken haben mittleren Umfang, die Wernersche Fabrik arbeitet mit 2000 Arbeitern u. a. einfarbige, ungemusterte Stoffe, die als Kleiderstoffe, Futter, Besatz, Schirmseiden usw. verwandt werden. Die Fabrikation ist aber so weit vorgeschritten, daß sie einfachere Muster, die sich als gleich bleibender Längsstreifen charakterisieren, ausführen kann. Ebenso werden „Changeant" Stoffe durch verschieden gefärbte Garne für Kette und Einschlag und auf Ober-und Unterseite verschiedenfarbige Stoffe hergestellt. Die meisten Fabriken besitzen keine Färbereien. Sie führen die Garne in Dockenform gefärbt ein. Mit der Herstellung von seidenen Bändern,

Litzen, Kordeln und Passementeriewaren befassen sich zwei Fabriken, außerdem ist diese Industrie als Hausindustrie in Sao Paulo und den Südstaaten ausgebildet. Die bedeutendste Fabrik dieser Art ist die von Müller, Albert & Co. in Villa Americana im Staate Sao Paulo. Die Webstühle stammen aus der Schweiz. Es werden einfarbige Bänder für Hüte, Besatz usw. hergestellt. Eine andere kleinere Fabrik ist die von Oskar Schaitzer in Porto Alegre. Die Hausindustrie für Passementerie usw. verwendet neben eingeführten auch brasilianische Garne, die in kleinen Spinnereien aus brasilianischen Kokons hergestellt sind. Diese Garne sollen sich für Gewebe nicht eignen. Zunächst befassen sich die Fabriken mit dauernd in Masse verkäuflichen Waren. Man kann von einer Verpflanzung europäischer Industrien nach Brasilien sprechen, denn es stammen nicht nur die Leiter, Meister und Vorarbeiter aus Deutschland, der Schweiz oder Italien, sondern auch die größere Menge der Arbeiter und Arbeiterinnen. Die meisten Fabriken haben schweizerische oder deutsche Maschinen.

Das Außenhandelsgeschäft mit deutschen Nähnadeln hat im laufenden Jahr sich wenig befriedigend entwickelt. In den ersten sieben Monaten dieses Jahres wurden nur 7797 dz Nähnadeln aus dem deutschen Zollgebiet ausgeführt gegen 8479 dz im nämlichen Zeitraum des Vorjahres. Gleichzeitig sank der Wert der Sendungen von 3.64 Mill. Mark auf 3.37 Mill. M. China bezog in diesem Jahr nur 2901 dz gegen 3940 dz in der vorjährigen Vergleichszeit. Dagegen stieg die Ausfuhr nach Britisch-Indien von 766 dz auf 1184 dz. Maschinennadeln aller Art kamen in der Berichtszeit aus Deutschland 805 dz an den Weltmarkt gegen 669 dz von Januar bis Juli 1911. Es ergab sich eine Wertsteigerung von 2.10 auf 2.52 Mill. M. Hauptabsatzgebiete waren wie im Vorjahr Großbritannien und die Union. Eine Abnahme weist der Export von anderen Nadeln, als Steck-, Strick-, Häkel-, Haarnadeln usw., auf. Von diesen Fabrikaten nahm das Ausland in den Berichtsmonaten nur 14,239 dz auf gegen 15,370 dz im vergangenen Jahr. Der Export des laufenden Jahres war mit 3.09 Mill. M. bewertet. Rußland empfing von Januar bis Juli dieses Jahres 2179 dz, Argentinien 905 dz. Die Ausfuhr nach den Vereinigten Staaten ging von 3259 dz auf 2202 dz zurück, während Frankreich 748 dz der genannten Waren abnahm gegen 697 dz in der vorjährigen Parallelzeit.

Handelsverkehr mit Peru in Postpaketen. Im Verkehr mit Peru spielt die Versendung von Postpaketen eine erhebliche Rolle. Es handelt sich dabei namentlich um den Verkehr zwischen Warenhäusern und dem Privatpublikum Limas. Aber auch kleinere und mittlere Ladengeschäfte in Lima gehören zu den Empfängern. Der Versand erfolgt gegen vorherige Einsendung des Betrages oder unter Nachnahme durch eine Limaer Bank. Einzelne Warenhäuser unterhalten in Lima eigene Vertreter, teils um dem Publikum die mündliche Aufgabe von Bestellungen zu ermöglichen, teils um die Abwicklung des Verkehrs, die Empfangnahme und Bezahlung der Waren zu überwachen. Die Geschäfte werden oft auf dem Katalogweg gemacht; die Kataloge sind nur teilweise in spanischer Sprache abgefaßt. Es handelt sich bei diesem Verkehr nicht etwa nur um Mode- und Konfektionswaren, sondern um alle Artikel, wie z. B. Küchengeräte, Spielwaren, Eisenkurzwaren, auch Revolver usw.; Mode- und Konfektionsartikel dürften an der Spitze stehen. Nach den Nachrichten für Handel und Industrie erscheint es empfehlenswert, namentlich auf dem Gebiet der Wäscheartikel, für die Peru ein gutes Absatzgebiet sein soll, Angebote zu machen.

Verkehr auf der Tientsin—Pukou-Bahn. Vor kurzem ist die südliche Strecke der Tientsin—Pukou-Bahn (Tsin—Pu-Bahn) für den allgemeinen Verkehr eröffnet worden. Damit ist der Durchgangsverkehr auf der ganzen Strecke vom Jangtse bis zum Peiho mit Ausnahme des kleinen Stücks über den Hoangho hergestellt. Die Fahrtdauer beträgt drei Tage mit zweimaliger Unterbrechung der Fahrt über Nacht in Hsüchoufu und Tsinanfu. Den Personen- und Frachtverkehr über den Hoangho besorgen eine Dampffähre und Leichter in vier Minuten; die Passagiervermittlung zwischen Nanking und Pukou bewirkt ein Schraubendampfboot. Sobald die Hoanghobrücke fertiggestellt sein wird, und wie auf der Peking—Hankau-Bahn Nachtzüge eingestellt sein werden, verkürzt sich die Fahrtdauer um etwa 24 Stunden auf 36 Stunden für die Strecke Pukou—Tientsin. Außer dem Durchgangszuge laufen Lokalzüge zwischen Pukou und Pangpu am Huaiflusse, Pangpu und Yenchowfu und Youchowfu und Tsinanfu.

Die deutsche Ausfuhr nach Mexiko ist in den letzten Jahren gestiegen. Sie steht seit 1907, abgesehen von den Vereinigten Staaten, an der ersten Stelle. Im Jahre 1910/11 betrug die Gesamteinfuhr nach Mexiko rund 410 Millionen Mark. Hiervon entfielen unter den wichtigsten Herkunftsländern auf die Vereinigten Staaten von Amerika rund 282 Millionen Mark, also mehr als die Hälfte der Gesamteinfuhr. An zweiter Stelle stand Deutschland mit 52 Millionen, dann folgten Großbritannien mit annähernd 48 Millionen, Frankreich mit rund 38 Millionen, Spanien mit etwa 11 Millionen und Belgien mit etwa 9 Millionen Mark.

Textilwarenexport. In den Vereinigten Staaten wird ein Gesetz vorbereitet, das den Verkehr in verfälschten oder mit falscher Etikette versehenen Geweben verbieten soll. Das in Aussicht stehende zwischenstaatliche Gesetz für die Vereinigten Staaten von Amerika beabsichtigt nicht Normen für die Zusammensetzung der Gewebe, sondern im Sinne des Gesetzes gegen unlauteren Wettbewerb einen Schutz der Qualitäts- und Herkunftsbezeichnung. Als „gefälscht" werden Gewebe gedacht sein, welche z. B. die Bezeichnung „Rein Leinen" tragen, während sie größtenteils aus Baumwolle bestehen, oder die Bezeichnung „Sorau Damentuche", während sie Forster Damentuche sind. Als falsche Etikette wird gedacht sein eine Bezeichnung wie z. B. „Made in Germany" auf englischer Ware. Derartige Fälle von Verschleierung der Tatsachen (ev. auch von bewußtem Qualitätsbetrug) kommen leider überall vor. Etwas anderes ist die Normierung von Geweben nach dem Material, und es würde eine naive Auffassung der praktischen Verhältnisse bedeuten, wenn unter dem Begriff „ehrliche Ware" verstanden würde: eine Ware nur aus natürlichem Urmaterial. Zunächst besteht die Unmöglichkeit, nur annähernd soviel Flachs, Wolle, Baumwolle, Seide zu produzieren, um dem Bedarf der Welt für Kleider usw. zu genügen. Unsere Industrie leidet an chronischem Rohstoffmangel. Es ist gerade ein besonderer Ruhm für die Industrie, die Verwertung von Abfällen und von Ersatzstoffen so gefördert zu haben, daß der unwirtschaftlichen Materialverschwendung vorgebeugt und zugleich wachsendem Verbrauch Genüge geleistet ist.

Maschinenausfuhr nach Ägypten. Deutschland stand im Jahre 1911 betreffs der Maschinenausfuhr nach Ägypten an zweiter Stelle. Insgesamt wurden für 15,069,189 M. Maschinen gegen 10,766,697 M. im Vorjahr eingeführt. Es kommen auf England für 8,039,691 M. (etwa 600,000 M. mehr als im Vorjahr), auf Deutschland 2,516,300 M. (auch 600,000 M. mehr als 1910), auf Frankreich 1,795,995 M. (Stillstand), auf die Vereinigten Staaten für 1,262,720 M., auf die Schweiz 960,707 M. Die deutsche Einfuhr hat sich also im Jahre 1911 um 31 Prozent gehoben. Besonders kommen landwirtschaftliche Maschinen in Frage, noch mehr Nähmaschinen.

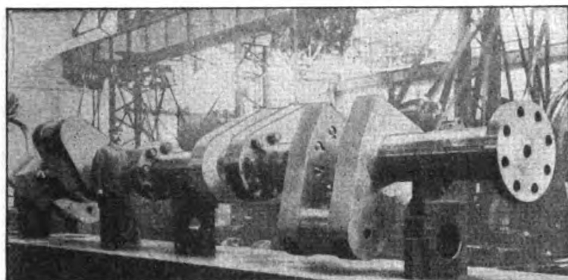
Die deutsche Ausfuhr in Aluminium hat sich weiter entwickelt. Die Einfuhr von Rohmaterial ist ebenso wie der Export von verarbeitetem Aluminium gestiegen. Rohaluminium in Platten sowie Bruchaluminium wurde vom Januar bis Juli 1912 insgesamt 91,972 dz im Werte von 11.31 Millionen Mark ins deutsche Zollgebiet eingeführt. Die Ausfuhr von geschmiedetem oder gewalztem Aluminium stieg von 5112 dz auf 11,620 dz, dem Werte nach von 1.18 auf 2.28 Millionen Mark. Britisch-Indien nahm 3253 dz auf gegen 701 dz in der vorjährigen Korrespondenzzeit. Die Ausfuhr von Aluminiumdraht hat sich von 423 dz auf 868 dz erhöht. Sehr erheblich wuchsen auch die Sendungen von anderen Waren aus Aluminium ins Ausland. Von diesen Produkten wurden vom Januar bis Juli 1911 insgesamt 6697 dz, bewertet mit 3.44 Millionen Mark, im Ausland untergebracht. Auch für diese Artikel ist Britisch-Indien ein wichtiges Absatzgebiet geworden.

Im nächsten deutschen Reichsetat wird der Forderung nach Vermehrung von Handelssachverständigen bei unseren Gesandtschaften in erwünschter Weise Rechnung getragen werden. Auch ist geplant, technische Sachverständige in größerer Anzahl bei den diplomatischen Vertretungen einzustellen.

TECHNISCHE WOCHE

Kraftanlagen.

Kurbelwelle aus flüssig gepreßtem Nickelstahl. Jeder Stahl, sei es Tiegel-, Martin- oder Elektrostahl, Nickel- oder Chromstahl, hat die Eigenschaft, bei dem Uebergang vom flüssigen in den festen Zustand infolge Schrumpfung Hohlräume, sogenannte Lunker, zu bilden, die, wenn sie unbemerkt in dem aus dem betreffenden Stahlblock hergestellten Schmiedestück verbleiben, zu verhängnisvollen Havarien Veranlassung geben können. Ganz besonders gefährlich können derartige Wellenbrüche werden, wenn sie bei

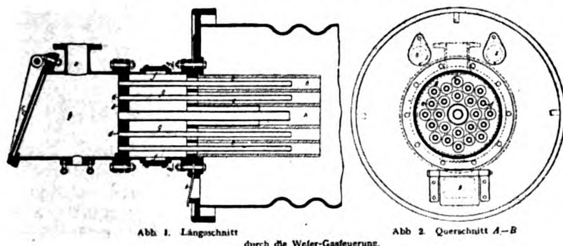


Kurbelwelle aus flüssig gepreßtem Nickelstahl.

einem Kriegs- oder Handelsdampfer vorkommen, der sich auf hoher See befindet. Mancher verschollene Dampfer kann auf dies Konto verbucht werden. — Um diese innerlichen, unsichtbaren Fehler zu vermeiden, hat man seit mehreren Jahren ein Verfahren eingeführt, mittels dessen man den flüssigen Stahl bis zu seiner Erstarrung unter hohen Druck setzt und so die Entstehung der Hohlstellen unmöglich macht. — Auf dem Oberbilker Stahlwerk in Düsseldorf ist eine solche Prese seit Jahren in Betrieb, die den flüssigen Stahl mit einem Druck von 3,6 Millionen Kilo zusammenpreßt. Es werden auf diese Weise dort Blöcke bis 20 000 kg Gewicht verdichtet. Dieses Material wird mit Vorliebe von in- und ausländischen Marinen verwendet. Obenstehendes Bild zeigt eine Kurbelwelle für ein holländisches Kriegsschiff, die aus flüssig gepreßtem Nickelstahl geschmiedet und in den umfangreichen Werkstätten dieses Werkes fix und fertig bearbeitet wurde. Dr. Kd.

Feuerungstechnik.

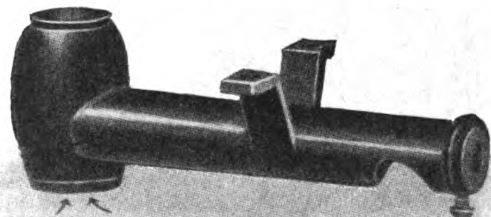
Wefer-Gasfeuerungen. In vielen Fällen bietet sich für überschüssige Koksofengase keine andere Verwertungsmöglichkeit als das Verbrennen unter den Kesseln. Die anfänglich recht primitiven Verbrennungseinrichtungen erhielten durch Terbeck eine wesentliche Verbesserung, insofern er in Anlehnung an das Prinzip des Bunsenbrenners



Wefer-Gasfeuerung.

das Gas vor der Verbrennung mit Luft mischte. Bei den schwankenden Gasdruckverhältnissen sind aber Explosionen innerhalb der Düsen nicht ausgeschlossen; man hat deswegen vielfach von ihrer Benutzung abgesehen und dafür eine Unterteilung des Gasstromes bei Verwendung der einfachen Gasfeuerung vorgesehen. Bei hochwertigen Koksofengasen schmelzen aber, bei nicht genügender Luftzufuhr, die einzelnen Röhren leicht ab, was beträchtliche Störungen im Gefolge hat. Betriebsführer Wefer von der Zeche Victor hat eine neue Gasfeuerung erdacht, die das Prinzip des Bunsenbrenners wahrt und durch Verwendung einer schwerschmelzbaren Graphitmasse für den Brennerkopf ein Zuschmelzen unmöglich macht. Die Anordnung ist aus der beiliegenden Schnittzeichnung ersichtlich. Wesentlich ist hier die sogenannte Explosionsklappe c, die die Kammer b nach vorn abschließt. Sie ist an einem Gelenk frei beweglich und an den Aufliegeflächen durch einen Bleikranz abgedichtet, dabei so schwer, daß sie durch den normalen Gasdruck nicht abgehoben wird. Tritt aber eine Explosion ein, so wird die Klappe in ihrem Gelenk gehoben, und die Explosion verläuft vollkommen ungefährlich, wie verschiedene, darauf hingerichtete Versuche erwiesen haben. Aus der Kammer strömen die Gase durch 25 Eisenrohre d, die in die eiserne Verschlußplatte eingebördelt sind, zu den eigentlichen Brennern h. Die Luft tritt durch einen Ringschieber f in die Luftkammer, mischt sich mit dem Gase an dem vorderen Teile der Gasrohre und entzündet sich an den Brennerköpfen aus Graphit bei h. Um die Wirtschaftlichkeit dieser Gasfeuerung zu erproben, wurden auf Zeche Victor bei Rauxel in diesem Jahre Verdampfungsversuche ausgeführt, über die im „Glückauf" berichtet wird. Es wurden hierbei folgende Ergebnisse erzielt: Leistung von 1 cbm Gas an Dampf von 637 W. E. kg 4.59, Leistung auf 1 qm Heizfläche kg/st 21.83, Gewinn in Form von Sattdampf Prozent 71.0, Gewinn durch Ueberhitzung Prozent 8.2. Schornstein-Leitungs- und Strahlungsverlust 20.8 Prozent. Die Wartung ist so einfach, daß ein Kesselwärter für die Bedienung von 6 Gaskesseln ausreicht. Auf der genannten Zeche sind 48 derartige Feuerungen im Betriebe, die von der Firma Wencker & Berninghaus, Dortmund, gebaut sind. In der neunmonatigen Betriebsdauer haben sich irgendwelche Störungen nicht gezeigt.
Dr. Kd.

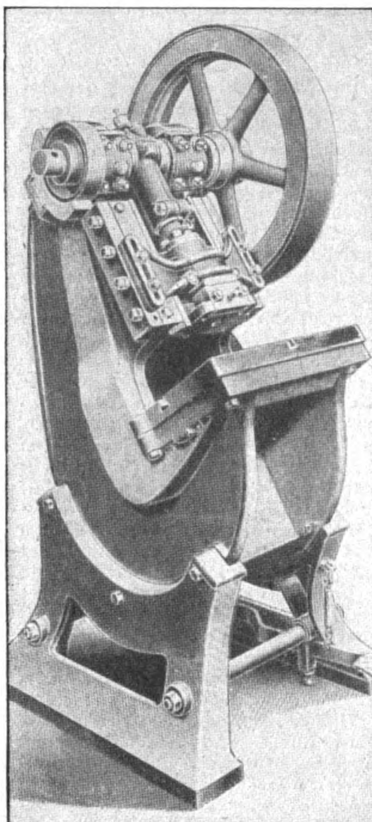
Fortschritt im Gaskochen: Der Lefcobrenner. Die Verwendung des Gases zum Kochen im Haushalt ist in stän-



Lefco-Brenner.

digem Steigen begriffen. Wenn auch allmählich Fortschritte in der Konstruktion der Brenner und Herde erzielt worden sind, so ist doch keineswegs bisher der höchste ökonomische Effekt erreicht worden: der Nutzungswert beträgt selten mehr als 50 Prozent. Eine wesentliche Steigerung desselben ist aber durch den von der Firma Lefèvre & Co., Neukölln, neu konstruierten „Lefcobrenner" ermöglicht. Durch denselben kann 1 Liter Wasser von 15 Grad bei einem Verbrauche von nur 24 Liter Gas zum Sieden erhitzt werden, und zwar in Töpfen, wie sie im Haushalt Verwendung finden. Das bedeutet aber gegen die früheren Brennerkonstruktionen eine Gasersparnis von 25—50 Prozent. In der beifolgenden Figur ist der Brenner — mit abgenommenem Brennerrohr — wiedergegeben. Das Brennerrohr besitzt unten ein Gewinde, welches in das in den Brennerkopf geschnittene Gewinde paßt; es wird so weit eingeschraubt, daß die Flamme mit tadellosem, blau-

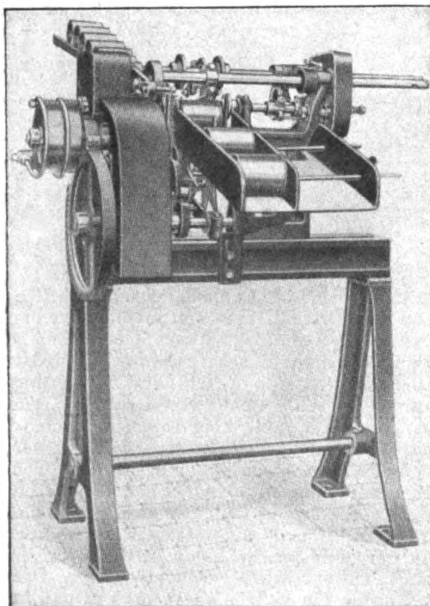
grünem, gleichmäßigem Kern brennt. Ist das Rohr einreguliert, so wird es durch eine Gegenmutter in seiner Stellung festgehalten. Sollte der Gasdruck in der Leitung eine abnorme Veränderung erleiden, so ist die Regulierung durch Höher- oder Niedriger-Schrauben des Brennerrohres leicht möglich. Die sekundäre Verbrennungsluft tritt an der durch die Pfeile bezeichneten Stelle in den Brennerkopf ein. Durch diese Art der Luftzuführung wird einmal die eigenartige Form und die hohe Temperatur erreicht, zugleich ist damit aber der Vorteil verbunden, daß die größte Wärmeentwicklung in der Mitte des Gefäßbodens auftritt. Im Gegensatz hierzu findet man bei den Brennern älterer Konstruktion, daß die Mitte des Gefäßbodens verhältnismäßig kalt bleibt, so daß es da sogar zum Absetzen von Ruß kommt. Dr. Kd.



Kurbelpresse für Blechbearbeitung.

Werkstattstechnik.

Neue Blechbearbeitungsmaschinen. Die Firma Karges-Hammer, Maschinenbetrieb A. G. in Braunschweig, bringt letzthin einige neue Blech-Bearbeitungsmaschinen in den Handel, die gegenüber älteren Konstruktionen wesentliche Vorzüge aufweisen. Die unt. Abb. zeigt eine automatische Doppel-Bördelmaschine zum Ausbördeln von Konservenrümpfen, die in ihrer Ausführung sehr einfach, leicht für verschiedene Größen umstellbar ist und äußerst zuverlässig arbeitet. Die große Zuverlässigkeit des Arbeitens wird durch zwangläufige Anordnung der bewegenden Teile erreicht, indem Übertragungsriemen und -ketten vermieden sind und zur Betätigung der Bewegung nur allein Kurven dienen. Ein Schaltstern führt die Arbeitsstücke der Maschine zu und wirft sie nach vollendetem Arbeitsvorgang selbsttätig aus. Gleichgültig ist es dabei, ob Rümpfe auf beiden Seiten gebördelt oder einseitig gebördelt und einseitig gesickt (bzw. durchgesetzt) werden. Die Leistung ist eine sehr große und beträgt bei mittelgroßen Rümpfen ca. 3500 pro Stunde. Es lassen sich Rümpfe bis 160 mm Durchmesser mit der Maschine verarbeiten. Die obere Abb. zeigt eine Kurbelpresse mit einer Ausladung von 275 mm, mit der man also imstande ist, aus ganzen Weißblechtafeln in dem bekannten Format von 530×760 mm, ohne zu zerschneiden, gleich zu Anfang aus der Mitte Arbeitsstücke ausstanzen zu können. Es ist bei dieser Presse darauf Wert gelegt, trotz der großen Ausladung ihr Gewicht möglichst klein zu halten. Der Stößelmechanismus ist äußerst kräftig ausgeführt, die Ausrückung eine unbedingt zuverlässige. Dr. Kd.



Bördelmaschine.

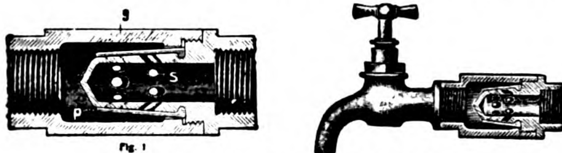
Elektrische Beleuchtung.

Elektrisches Gratislicht. Mit diesem etwas eigenartigen Namen wird eine Erfindung belegt, durch die ein schon lange schwebendes Problem in der elektrischen Beleuchtung anscheinend eine sehr glückliche Lösung gefunden hat. Die Gleichstrombogenlampe behauptet sich noch immer trotz der Konkurrenz, die ihr in der Inkurio-Widerstandslampe und der Quecksilberdampflampe entstanden ist, und trotzdem ihr ein nicht wegzuleugnender Mangel anhaftet. Bei der jetzt fast allgemein angewandten Netzspannung von 110 bzw. 220 Volt müssen mindestens zwei bzw. vier Lampen hintereinander geschaltet sein, andernfalls eine unnütze Energievergeudung in den Vorschaltwiderständen erfolgt. Selbst bei der Hintereinanderschaltung mehrerer Bogenlampen muß man immerhin noch einen Verlust von 20—30 Prozent in Kauf nehmen. Versuche, die Lichtbogenspannung in wirtschaftlich besserer Weise der Netzspannung anzupassen, sind resultatlos verlaufen. Nun lag ja der Gedanke nahe — und seine Ausführung ist verschiedentlich vorgeschlagen worden — als Vorschaltwiderstände Glühlampen zu benutzen. Der Verwirklichung dieses Gedankens trat aber ein Umstand entgegen, der im Wesen der Bogenlampen selber liegt: die Spannungsschwankungen, die die Bogenlampe zur Regulierung selber durchmachen müssen. Diese Schwankungen hätten sich in den vorgeschalteten Glühlampen aber auch bemerkbar machen müssen, und an eine Stetigkeit dieser Art „Gratisbeleuchtung" wäre nicht zu denken gewesen. Durch eine sehr sinnreiche, von Ingenieur W. Schäffer, Berlin, erdachte Schaltungsart, die im wesentlichen auf der Verwendung von Polarisationszellen und Variatoren beruht, wird aber den Glühlampen stets die gleiche Strommenge von derselben Spannung zugeführt. Selbst wenn mehrere der vorgeschalteten Lampen durchbrennen, wird der Betrieb dadurch nicht gestört. Die neue Beleuchtung wird überall da Anwendung finden, wo bei Verwendung von Bogenlicht gleichzeitig noch Glühlampenbeleuchtung gebraucht wird. Zur Benutzung sind natürlich nur Lampen von niedriger Spannung geeignet, und speziell sind es die Metallfadenlampen wegen ihres geringeren Stromverbrauches und ihrer geringeren Empfindlichkeit gegen Spannungschwankungen. Dipl.-Ing. Brencklé berechnet im Journ. f. Gasbeleuchtg. den Gewinn an Gratislicht für zwei Lampen bei 110 Volt Spannung zu 160 Hefnerkerzen, für eine Lampe zu 550 H.-K., bei 220 Volt Spannung für vier Bogenlampen zu 360 H.-K., für eine Lampe zu 1100 H.-K. Durch diese Ersparnis wird die Rentabilität einer Gratislichtanlage, die von der Beleuchtungsgesellschaft, G. m. b. H., Berlin, ausgeführt wird, gewährleistet. Dr. Kd.

Rohrtechnik und Armaturen.

Patent - Rücksaugverhinderer. Hygieniker und Fachleute haben der Beschaffung gesundheitlich einwandfreien Trink- und Brauchwassers stets reges Interesse entgegengebracht. Aber selbst unsere technisch mustergültig ausgestatteten Wasserversorgungsanlagen waren gegen das Eindringen verunreinigten Nebenwassers nicht hinreichend geschützt. Werden z. B. die Hauptleitungen gespült oder entleert, oder tritt Rohrbruch ein, so kann leicht verunreinigtes Wasser aus Spülbehältern, Badewannen, Becken, in welche von der Zapfstelle aus Gummischläuche hinein-

hängen, aus Klosetten, aus Endleitungen mit stagnierendem Wasser, selbst verdorbene Luft kann in die Leitung eingesaugt werden. Diese Gefahren der Verunreinigung und Verseuchung werden durch den Patent-Rücksaugverhinderer der Firma Bopp & Reuther, Mannheim-Waldhof, beseitigt.



Patent-Rücksaugverhinderer.

In allen Betrieben, wo Wasser vom Sammelbecken nach verschiedenen Orten geleitet wird, kann der Rücklaufverhinderer gute Dienste leisten. Unentbehrlich wird er aber bei der Verbindung von Wasserleitung und Feuerlöschleitung, denn der durch die Dampfspritze erzeugte Hochdruck kann sich der Wasserleitung nicht mehr mitteilen. An den Warmwasserleitungen der Wohnhäuser wird der Rücklaufverhinderer die unzuverlässig wirkenden Rückschlagventile vorteilhaft ablösen. Die günstige Konstruktion dürfte zur schnellen Verbreitung führen. Der Paragummistulp p wird vom Wasserdruck gehoben, und das Wasser durchströmt die Öffnungen des Stulpsitzes S. Hört der Durchfluß auf, so legt sich Stulp p wieder geräuschlos und ohne Rückschlag auf die Öffnungen des Stulpsitzes S dicht auf, so daß also ein Rückfließen des Wassers vollkommen ausgeschlossen ist. Mks.

Briefkasten der Redaktion.

R. G. in M. Neuzeitliche Milchwirtschaft. In dem Artikel in Nr. 40 sind die Abbildungen 10, 11 und 12

lediglich zur Ergänzung der Illustration mit aufgenommen, ohne auf die spezielle Abhandlung des Verfassers besonders Bezug zu haben. Der Apparat zur Herstellung von Milchpulver nach dem Verfahren von Just Hatmaker wird auch in Deutschland von der Aktiengesellschaft der Maschinenfabriken Escher Wyß & Cie, Ravensburg in Württemberg, gebaut.

Geschäftliche Notizen.

— Erntemaschinen. Als Lieferanten von Erntemaschinen (vgl. den Artikel in dieser Nummer) kommen hauptsächlich folgende deutsche Maschinenfabriken in Betracht: Maschinenfabrik Badenia, Weinheim, Baden; Eisen-

werk Bassum m. b. H., Bassum; Carl Beermann, Berlin SO, Vor dem Schles. Tore; H. Dreyer, Gaste, Station Hasbergen b. Osnabrück; Fahr, A. G., Gottmadingen, Baden; Heinrich Lanz, Mannheim; Gebr. Hagedorn & Co., Warendorf i. W.; H. Hummel Söhne, Ehrenstein-Ulm a. D.; Ph. Mayfarth & Co., Berlin N, Chausseestr. 8; A. Zemsch, Wiesbaden.

— Es ist nicht zu verkennen, daß der Verbrauch an Feuerzeugen einen ganz großen Aufschwung genommen hat und sich fortwährend in aufsteigender Richtung bewegen wird, da eine weitere Erhöhung der deutschen Zündholzsteuer geplant ist, so daß jeder Händler, sofern er nicht in seinem Umsatz zurückbleiben will, gezwungen ist, diesem Artikel seine volle Aufmerksamkeit zu widmen; er ist heute nicht nur stark begehrt, sondern bringt auch dem Verkäufer Gewinn. Die Losung ist: Stets das Neueste, und immer wieder verbessert, immer praktischer. Vollkommen auf der Höhe in diesem Sinn ist die allseits als leistungsfähiges Spezialhaus bekannte Firma: Paul Ely, Berliner Metallwaren-Idustrie, Berlin S, Ritterstraße 21. Die Kollektion der Firma ist in jeder Hinsicht sehenswert und bietet eine Fülle von Neuheiten, die bei der nun volleinsetzenden Saison überall zu sehen sein werden. Jede dieser Neuheiten einzeln zu besprechen, würde uns wegen ihrer Fülle zu schwer werden. Man wird sich daher darauf beschränken müssen, auf die Riesenauswahl neuer Modelle in den jetzt den Markt beherrschenden Drehfeuerzeugen mit Rädchen hinzuweisen. Die Firma trägt hierin jedem Geschmack Rechnung. Die elektrische Taschenlampe in Browningform ist ganz dazu angetan, ein

Schlager zu werden. Außer dem Erwähnten bringt die Firma auch eine Fülle von Neuheiten in elektrischen Taschenlampen, Rasierapparaten und Massenartikeln, die den Beifall eines jeden Interessenten finden werden.

— Dauerfedern. Überall liegt das Bestreben vor, durch Verbesserungen an den nötigen Werkzeugen Zeit zu ersparen. Wo früher Hunderte von Arbeitern mühsam unter großen Kraftanstrengungen eine Arbeit zu verrichten hatten, wird diese jetzt von sinnreich durchdachten maschinellen Einrichtungen in kürzester Zeit zur Ausführung gebracht. Auch für diejenigen Arbeiten, die noch von Hand ausgeführt werden müssen, stehen dem Arbeiter jetzt so vervollkommnete Werkzeuge zur Verfügung, daß hierdurch seine Leistungsfähigkeit bedeutend gesteigert worden ist. Hierzu gehören auch: die Schreibmaschine, der Füllfederhalter, die Dauerfeder. Die Schreibmaschine hält ihren Siegeslauf über alle Kulturstaaten, ist aber teuer. Der Füllfederhalter, ebenfalls ein viel gebrauchtes Schreibgerät, ist nicht teuer, besitzt aber Mängel, die vielen den Gebrauch verleiden. Die Dauerfeder nimmt unter den Schreibgeräten eine Sonder-

stellung ein. Sie ist weder teuer (nicht teurer als eine gewöhnliche gute Schreibfeder) noch hat sie Mängel, besitzt aber die Fähigkeit, so viel Tinte aufzunehmen, um eine ganze Seite damit beschreiben zu können. Die Adhäsion des Stahles wird hier in der einfachsten Weise nutzbar gemacht. Die Art, wie dieses geschieht, ist das Resultat sinnreich durchdachter Technik. Die Firma Schagen & Co. in Aachen bringt diese Dauerfedern auf den Markt.

— Dr. Lahmanns Sanatorium Weißer Hirsch bei Dresden. Die Eröffnung des neuen Logierhauses Urvasi ist erfolgt; die neue Villa erfreut sich des regsten Zuspruchs. Unmittelbar gegenüber dem Sanatorium erhebt sich mitten in Gartenanlagen mit herrlichem Blick auf die Dresdner Heide Dresden und die Höhenzüge der Lößnitz der stattliche, nach den Entwürfen des Dresdner Architekten Max Herfurth errichtete Bau mit 53 Zimmern. Warm- und Kaltwasserzufluß für jedes Zimmer arbeiten geräuschlos. Sämtliche Zimmer sind durch Doppeltüren vom Flur getrennt, die Zimmer sind mit Doppeltüren verbunden, so daß eine Vereinigung mehrerer zu einer größeren Wohnung ebenso möglich ist wie ihre einzelne Verwendung. Die speziell von den Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst in Dresden-Hellerau ausgeführten weißlackierten Möbel verbinden praktische Handhabung mit ästhetischer Gestaltung. Für das nächste Jahr steht die Feier des 25jährigen Bestehens der Anstalt bevor. Der Denkmal-Ausschuß hat mit der Ausführung des Dr.-Lahmann-Denkmals den Dresdner Künstler Professor Wrba betraut.

Landschulheim Am Solling bei Holzminden f. Knaben v. 7. Jahre an. Liebevolle individuelle Erzieh. in Gruppen von höchst. 10 Knaben z. Selbständigkeit, Pflichttreue u. Ehrgef. Sorgf. Körperpflege, gesunde reichl. Kost, Handfertigkeit, Gartenbau, Spiel, Sport. Gewissenh. wissensch. Vorbereit. z. „Einjähr." u. Abiturium d. Oberrealschule; Latein u. Griechisch fakultativ. Erstkl. Referenz. Prosp. u. näh. Ausk. d. **A. Kramer**, Direktor.

Lausanne. Töchterpensionat I. Rg. Campagne Beau-Regard. **Sorgf. Erzieh. Gesellsch. Ausb. Gründl. Erl. d. Spr., Malen, Musik,** Haush. etc. — Mod. Komf. Herrl. schatt. Park. Wundersch. Aussicht. Tennis. Turnhalle. Sommer- u. Wintersport. Prächt. Lage. Beste Ref. Prosp. m. phot. Ansicht. **Mlle. P. Bramer.**

Godesberg **Töchterpensionat** I. Ranges **Frau Dr. Brown** **b. Bonn a. Rh.**

BONN am RHEIN **Quambusch - Bovermann, Altrenommiertes Töchterpensionat.** I. Ranges. Ia. Referenzen. — Näheres: Prospekt.

Technikum Bingen a./R. *Maschinenb. Elektrot. Automobb. Brückenbau. Direktor Prof. Hoepke* *Chauffeurkurse.*

Ehemalig. schwerer **Stotterer** gibt umsonst Auskunft, wie man sich selbst vom **Stottern** befreien kann. **L. Warnecke, Hannover**, Friesenstr 33.

Zucker-Kranke prüft Euern Harn selbst mit m. **neuen ges. gesch.** Präzisions-App., bis 10% Zuck. anzeig. Pr. M. 4.50. **Dr. E. Weidenkaff, München W. 39, W.**

Sachsen - Altenburg. **Technikum Altenburg** Ingenieur-, Techniker-, Werkmeister-Abteilungen. Maschinenbau, Elektrotechnik, Automobilbau. 5 Laboratorien. **Programm frei.**

München **Töchterpensionat mit höh. Mädchenschule** u. **Frauenschule;** auch Ausbildung in einz. Fächern. Schönst Lage Münchens (VIII). Näh. durch **Frau Direktor Sickenberger, Trogerstraße 44.**

KÄSE, tropenfest. **Meierei Heinrichsthal, Radeberg III.**

Adressentafel exportierender Firmen aller Branchen

Erscheint wöchentlich in der Export-Ausgabe der „Woche". Preis: 5 Nonpareille-Zeilen in 52 aufeinanderfolgenden Nummern 180 Mark.

Abzeichen Plaketten, erstklassige Spezialfabrikation. **Preismedaillen** **Berliner Medaill.-Münze O. Oertel, BERLIN 43, Gollnowstrasse 4.**

AFRANA-Nähmaschinen aller Systeme. Erstkl. deutsches Fabrikat. **Biesolt & Locke, Meissner Nähmaschinen-Fabrik. Meissen.**

Alkoholfreie Natur-Weine Unvergorene Trauben- u. Obstsäfte. **Ohne Konservierungsmittel! — Tropenfest!** **Friedrich Bechtel,** Kreuznach 10 (Rheinland).

Aluminium-Kochgeschirre in dauerhafter Ausführg. sowie sonst. Massenartik. nach Muster od. Zeich. Preisl. grat. u. fr. **Cölln-Meißner Lampen- u. Metallwarenfabrik vorm. Th. Herrmann, Meißen-R.**

Ansichtskarten nach jeder Photographie oder Zeichnung fertigen **Glass & Tuscher, Leipzig 150**

Ansichts-Postkarten (nur Extra-Anfert. v. Ansicht. nach jed. Photogr.) in div. neuen Spezial-Ausführ. Koll. geg. Eins. v. 50 Pf. in Mark. **Karl Braun & Co., Kunstanst., Berlin S42, Ritterstr. 24.**

Apparate f. autogenes Schweißen und Schneiden. für Dampf- u. Kondenswasserentölung. f. Oel- u. Putzwollreinig. etc. **Künneth & Knöchel, G. m. b. H., Magdeburg 2.**

APPARATE für die chemische Industrie **J. L. CARL ECKELT** BERLIN N 4, Chausseestr. 24.

Architekten u. Baumeister erhalten Prospekte über vorzüglich beurteilte Studienwerke von **Seemann & Co. Leipzig 14**

Autogene Schweiß- u. Schneideapparate in höchst. Vollkommenheit. Tragbar, **Brüning & Co., Essen-Ruhr.** Fahrbar. **Spezialfabrik für autogene Schweißung.** Ortsfest.

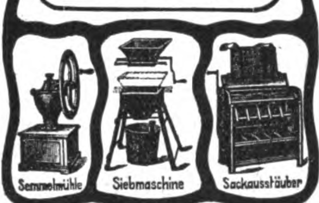
AUTOMOBILE LUXUS u. LAST VOLLENDETSTE KONSTRUKTION LIEFERUNG — HEERESVERWALTUNG PAUL HEINRICH PODEUS WISMAR i/M

Automobile, Lloyd-Wagen **Norddeutsche Automobil- und Motoren-Aktien-Gesellschaft, Bremen.**

Jndulfy's Puddingpulver Hamburger Rote Grütze Jndulfy's Vanillinzucker Allbekannt als beste Fabrikate M Gesz. von Jndulfy & Co. Hamburg 49 (Wiener Backpulver)



Bäckerei-Maschinen als Spezialität: **Teig-Knet-Maschinen, Teig-Teil-Maschinen,** sowie alle anderen Bäckerei- und Konditorei-Maschinen und -Gerätschaften **G. L. Eberhardt, Halle a. S. 38** Maschinenfabrik. **Katalog 76 gratis und franko.** Tüchtige Vertreter gesucht.



Badewannen **Waschmaschinen,** Staubsauger, Schornstein-Aufsätze. Oel- und Schmierkannen fabriziert als Spezialität **Louis Krauss,** Schwarzenberg No. 256 i. Sachs.

Baumkuchen Spezialgeschäft **Max Sellge, Berlin W, Kurfürstenstraße 71.** à Pfund versandfert. (Blecheins.) 2.70 M. exkl. Porto.

Baumkuchen-Spitzen (D. R. W. 153 109). **Feinstes Dessert-Gebäck!** In all. Zon. haltb. Spez.-Firma f. Baumkuchen. Vers. n. jed. Platz d. Welt. p. Pf. 2,40 exkl. Porto. **Albert Karius, Cöthen, Anhalt.**

Beleuchtungskörperfabrik Guss-, Treib- und Stanzarbeit. **NICKEL & FLEISCHMANN, BERLIN SO. 26 O.**

Benzin- Gasolin- Glühlicht stehend u. hängend. Jllustr. Preisliste gratis **Louis Runge, Berlin NO 18**

Berliner Sitzmöbel-Industrie G. m. b. H. Neue Promenade 1, BERLIN. Preisliste grat. u. frko.

BESTECKE, schwer versilbert, Ersatz für echtes Silber. Versilberte u. vergoldete Gebrauchs- u. Luxusartikel. **Friedrich & Rust, Berlin O 27, Markusstrasse 50.**

Bier: Pschorrbräu München Export-Vertr.: **Paul Ed. Nölting & Co.,** Repsoldstr. 76, **Hamburg.** Spezialität: Pasteurisiertes Bier, dunkel u. hell in Spezial-Metallfässern für die Tropen.

Bijouterien Gold- und Silberwaren **Gumprecht & Collignon** Berlin S 42, Alexandrinenstr. 93/94.

Bilder erstkl. farb. u. einfarb. Wiedergaben n. Motiv. **aus der Heimat** als Wandschmuck. Farb illust. Prosp. kostenfr. Kat. (800 Abb.) M. 3,50 portofr. **Clemens Kauffmann Kunstverlag, Berlin SW 68, Friedrichstrasse 40 W.**

Billardbälle. Neue **Imitation,** nahtlos und mit Elfenbeinmaserung. Größte Haltbarkeit. Alle übrigen Billardartikel. **Hilmar Kreher, Chemnitz.**

Blätterfabrik **Josef Hentschel Nachfl., Sebnitz i. S.** **Spez.: Hutlaubzweige u. Ranken, Dekorationsstengel u. einzel Laub.**

Maschinen zur Herstellung von **Bleiröhren u. Walzblei** sowie **Pumpen** liefert als Spezialität **Johannes Wöller, Maschinenfabrik, Uerdingen a. Rhein.**

Blumengefässe, Ton, antik, patiniert. Dekorativ, billig, haltbar. **Eugen Taurat, Dresden 16.**

Briefmarken-Tausch. Gegen bessere Uebersee-Marken sende postwend. gleiche Anzahl ält. Europa etc. Franko geg. franko. **A. V. Swendsen,** Kopenhagen K, Amagertorv 16 (früher Hamburg).

Briefmarken **Kohls Handbuch 1912** **9. Aufl. — 2 Bände — M. 10.—** **Paul Kohl, G. m. b. H., Chemnitz 7.** Verlangen Sie unsere Mitteilungen.

Briefschließmaschine „Velopost" schließt ohne Verstellung Kuverts in allen Dimensionen schnell, sicher u. sauber. **OLIVER-Büromaschinen-Gesellschaft m. b. H., BERLIN SW 68.**

Bronzefarben Blattmetalle Metallfolien **M. Brünn & Co. Fürth i. Bayern.**

Buchbinderei-, Buchdruckerei- und Kartonnagen-**Maschinen** Walterwerke Maschinenfabrik m. b. H., Leipzig-Pl. **WW LEIPZIG**

Buchdruck- Typen, Messing-Linien, Vignetten Schriftgiesserei Emil Gursch Berlin

Glas- Metall- Buchstaben **R. Dittmeyer** Berlin C 33 **Firmenschilder :: Spiegel ::**

Zelluloid-, Karton- und Metall-Buchstaben **Schilder** jeder Art. **Otto Raabe,** BERLIN N 54, Brunnenstr. 16.

Bücher: Fachm. Einricht., regelm. Ergänzg. jeder Geschäftsbiblioth. Kostenanschl. u. Prosp. frei. **Albert Nauck, Berlin SW 68, Kochstr. 3**

BÜCHER lief. auch nach dem Ausland portofrei. Kataloge gratis **Otto Zehrfeld,** Buchhandlung, **Leipzig-R 39.**

Bücher: Kataloge all. Wissenszweige, wissenschaftliche Werke und Schöngeistige Literatur enthaltend, gratis. Neue Bücher u. vorteilhafte Antiquaria. **Alfred Lorentz, Exportbuchhandlung, Leipzig 35.**

Büsten u. **Wachsköpfe** in bester und billigster Ausführg. Katalog W frei und unberechnet. **Erdmannsdorfer Büsten-Fabrik,** G. m. b. H., **Berlin C 21, Seydelstr. 29.**

BUNT-PAPIERE in grösster Auswahl :: **BUCHBINDEREI-Materialien Werkzeuge** **WILH. VALENTIN, BERLIN SW 19.**

Butterei- **Maschinen** Fässer, Kneter, Milchkühler :: **Gebrüder Bayer, Augsburg.**

Butterfarbe, Käsefarbe Labextrakt (1 : 10,000) und Labpulver (1 : 100,000) u. Reinkulturen. Apoth. **U. Wenckebach Nchf., Flensburg, Schl.-Hol.**



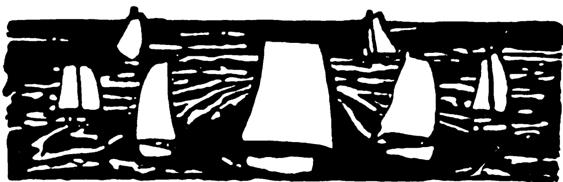
Closetpapier Vertreter der British Paper Co. f. d. Export **Armleder & Haugaard,** Hamburg, Posthof.

Auserlesene, in allen Zonen haltbare Gemüse-, Frucht- **Conserven** **Carl Säuberlich, Braunschweig.**

DIE·WOCHE

Nummer 44. | Berlin, den 2. November 1912. | 14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 44.



Die sieben Tage der Woche.

24. Oktober.

Die griechischen Truppen besetzen den die Straßen nach Saloniki und Uesküb beherrschenden Paß von Servia, um die Bahn nach Saloniki in ihre Gewalt zu bekommen.

Beim Verkauf russischen Fleisches kommt es in Berlin zu ernsten Krawallen, bei denen mehrere Personen erheblich verletzt werden.

Prinzessin Rupprecht von Bayern stirbt plötzlich in Sorrent, wo sie zur Erholung weilte, infolge Herzparalyse (Portr S. 1847).

25. Oktober.

Die türkischen Truppen treffen Vorbereitungen, um den Griechen in der Linie Monastir—Saloniki gegenübertreten zu können.

Im Stuttgarter Hoftheater hat die Oper „Ariadne auf Naxos“ von Richard Strauß bei der Uraufführung einen großen Erfolg (Abb. S. 1840 u. 1841).

Im preußischen Abgeordnetenhaus beantwortet Reichskanzler v. Bethmann Hollweg die Interpellation wegen der Fleischteurung.

26. Oktober.

Aus Sofia wird gemeldet, daß die bulgarischen Truppen einige Forts von Adrianopel besetzt haben; ein Teil der Stadt soll in Flammen stehen. — Aus Belgrad kommt die Nachricht, daß Uesküb von den serbischen Truppen ohne Kampf genommen worden ist.

27. Oktober.

Der französische Ministerpräsident Poincaré hält auf einem Bankett in Nantes, das ihm zu Ehren gegeben wurde, eine Rede, in der er der Hoffnung Ausdruck verleiht, daß der gegenwärtige Meinungsaustausch der Mächte bald zu einer gemeinsamen Vermittlung auf dem Balkan führen werde.

Die montenegrinische Nordarmee vereinigt sich mit den serbischen Truppen bei Sjenitza, um gemeinsam gegen die türkischen Truppen vorzugehen. Die Montenegriner unter Kronprinz Danilo und General Martinowitsch rücken auf Skutari vor.

28. Oktober.

Aus Konstantinopel kommt die Nachricht, daß Prinz Aziz-Pascha und der Gouverneur von Kirk-Kilisse nach dort gebracht und unter Anklage gestellt wurden, weil sie die Flucht der türkischen Armee verschuldet hätten.

Die bayrische Kammer der Abgeordneten nimmt das Gesetz betreffend die Verhängung des Kriegszustandes über das Königreich an.

29. Oktober.

Zum Erzbischof von Köln wird als Nachfolger des verstorbenen Kardinals Dr. Fischer der bisherige Bischof von Münster Felix von Hartmann gewählt.

Vom Balkan wird gemeldet, daß die Bulgaren Bunar Hissar besetzt haben.



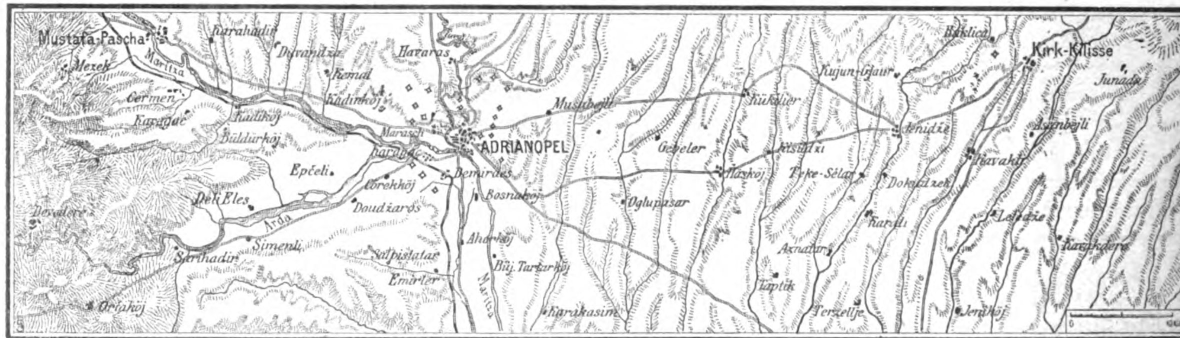
Die kriegerischen Erfolge des Balkanvierbundes.

Von Generalmajor z. D. Imhoff.

Die Würfel sind gefallen, das Rad ist im Rollen. Das Kesseltreiben hat begonnen. Alle Nachbarn der Türkei haben ihr den Krieg erklärt, sind schon über die Grenze marschiert und haben mit den osmanischen Truppen blutige und lang andauernde Gefechte gehabt. Mag man nun auch alle möglichen Gründe für diesen Krieg seitens der Nachbarstaaten anführen, nach der bevorstehenden Entscheidung wird man klar sehen, daß es „der Kampf um die Vorherrschaft auf dem Balkan“ ist, daß die Welt von einem Krieg behufs Ausdehnung der verschiedenen Landesgrenzen — einem Eroberungskrieg — sprechen wird. Wir müssen nun abwarten, wie sich die Großmächte dem Sieger gegenüber verhalten, und was das Resultat von deren eventuellem Eingreifen sein wird. Lassen wir alle Klügeleien über eventuelle Verwicklungen, im Fall der Sieg sich auf die Seite der Verbündeten neigt, die offen aussprechen, von einem Statusquo könne keine Rede mehr sein. Fest scheint zu stehen, daß auch eine siegreiche Türkei immer die Kosten tragen wird; denn eine durchgreifende Reformation ist jedenfalls zu erwarten, deren Garantie die Mächte übernehmen sollen. Diese unblutige Amputation ist dann nach historischem Muster nur der Vorläufer der Abtrennung Mazedoniens vom türkischen Reiche.

Für die Verbündeten war jetzt bei den inneren Unruhen in der Türkei und ihrem Kriege mit Italien eine günstige Zeit, sie durfte für sie nicht wieder zu der „Occasion perdue“ werden, da der Moment beim Sturz Scheffet-Paschas schon einmal verpaßt war.

Je nach dem Standpunkt des Beurteilens wird das Hauptgewicht auf den Kampf um die Machtfrage oder auf den auf das Äußerste gesteigerten Nationalhaß gelegt, der durch die Erinnerung an das jahrhundertelange Sklavenjoch geschürt wird; man ist sich klar darüber, daß der Islam um seine letzte Position in Europa kämpft, daß die Türken wohl wissen, um was es sich handelt, daß die



Karte zu den Kämpfen um Kirk-Kilisse und Adrianopel

Verfolgten von früher heute die Verfolger sind, und prophezeit (auch im Hinblick auf den bislang unbekannten herabsetzenden Ton in den offiziellen Bekanntmachungen oder der Nichtbeantwortung seitens der Türkei), daß der Krieg grausamer und blutiger als jede Erwartung sein, d. h., einen a s i a t i s c h e n Krieg auf europäischem Boden bilden würde.

Ein kurzer Überblick über das bisher Geschehene ergibt das folgende:

M o n t e n e g r o hat den Kriegsreigen eröffnet und mit drei Kolonnen die türkische Grenze überschritten. Seine linke Flügelkolonne hat Bjelopolje, Berane und Gusinje genommen.

Das Zentrum hat Tusi genommen und scheint auf Skutari vorzugehen.

Der rechte Flügel der montenegrinischen Kräfte steht in harten Kämpfen vor dem Taraboschberg westlich des Skutaripasses.

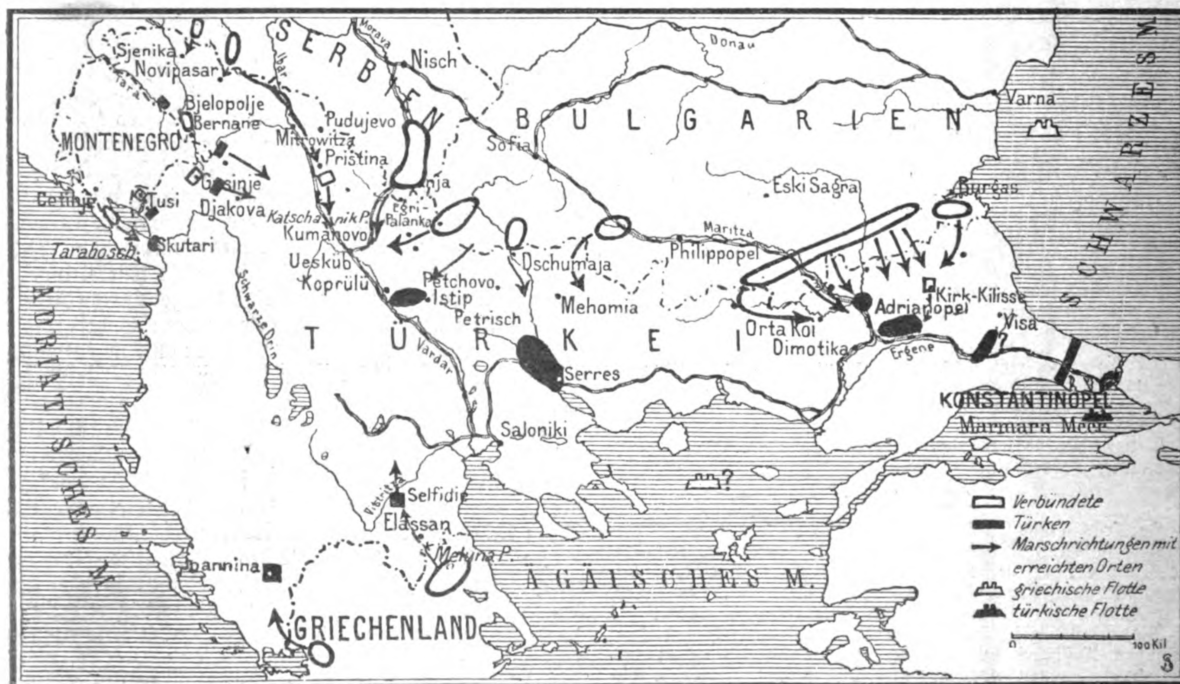
B u l g a r i e n überschritt die Grenze; die ersten Kämpfe fanden bei Mustafa-Pascha mit günstigem Erfolg für die Angreifer statt.

Auf diesem ö s t l i c h e n K r i e g s c h a u p l a t z ist die Lage am 28. etwa derart, daß eine bulgarische Kolonne des dortigen rechten Flügels über Haßköj auf Kiedjali vorgegangen ist und versucht, über Mestaali-Ortaköj an der Einschließung Adrianopels teilzunehmen.

Die Hauptkräfte des bulgarischen rechten Flügels sind zu beiden Seiten der Maritza vorgerückt und haben die Einschließung der Festung zwischen Maritza und Tundja begonnen. Dort wird heftig gekämpft.

Das Zentrum der Bulgaren ist auf den Raum Adrianopel—Kirk-Kilisse angesetzt worden, während der linke bulgarische Flügel über die Linie Malkotschlar—Tirnowo konzentrisch auf Kirk-Kilisse vorging, die dortigen türkischen Kräfte zum Rückzug zwang und so einen unbestreitbaren Erfolg errang.

Die türkische Armee hält Adrianopel als Stützpunkt, scheint sich aber in ihr eigentliches Aufmarschgebiet südlich der Linie Adrianopel—Kirk-Kilisse zurückgezogen zu haben. Dort — w o , ist natürlich jetzt noch unbekannt — wird nun der entscheidende Angriff der Bulgaren (nachdem Adrianopel eingeschlossen ist) bei ihrem Vorgehen erfolgen — oder die Türken werden nach Vollendung ihres Aufmarsches ihrerseits zur Offensive schreiten. Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, wissen wir vielleicht schon, wo sich diese für die Entscheidung des



Uebersichtskarte der verschiedenen Kriegsschauplätze.

Krieges von ausschlaggebender Wirkung seienden Kämpfe abspielen.

Auf dem westlichen Kriegschauplatz sind die serbischen Hauptkräfte, vielleicht verstärkt durch schwächere bulgarische Kräfte, aus der Linie Vranja—Köstendil über Preschowo, Egri Palanka und Kotschana auf Kumanowo vorgerückt. Dort stießen sie auf Teile der Türken, die sich zwischen Üsküb und Ischtip sammeln. Kumanowo wurde genommen und am 26. auch der wichtige Eisenbahn- und Straßenknotenpunkt Üsküb — ein großer Erfolg für die Serben.

Eine serbische Gruppe ist im Ibartal vorgegangen (eine Seitenabteilung hat Nowibasar besetzt) und hat Prischtina eingenommen. Diese Kolonne hat jetzt nach der Einnahme des Katschanik-Passes direkte Verbindung mit Üsküb. Der Paß kann jetzt von beiden Enden angegriffen werden und wird voraussichtlich von den Türken geräumt.

Der äußerste rechte Flügel der Serben hat Sjenitza besetzt, eine Operation von vorläufig untergeordneter Bedeutung.

Die Türken haben sich vorläufig südlich Üsküb wieder gesammelt. Zwischen diesen beiden Kriegschauplätzen operiert anscheinend eine bulgarische Verbindungsgruppe, um die Eisenbahn zwischen Adrianopel und Saloniki zu unterbrechen. Der linke Flügel dieser Gruppe ist nach dem oberen Mertatal in Richtung auf Nevrokop, der rechte Flügel über Djemaga in das Strumatal vorgerückt. Die Türken, voraussichtlich bei Petritsch und Serres stehend, müssen nun diese Kräfte an ihrem Vorhaben hindern, werden aber nach der Einnahme von Üsküb bei allgemeinem Vorgehen der Serben und Bulgaren einen schweren Stand haben.

Der griechische Kriegschauplatz.

Die Hauptkräfte der Griechen sind von Larissa aus auf Elasona vorgegangen, haben die auf Serfidge zurückgegangenen Türken angegriffen, geschlagen und setzen ihren Vormarsch gegen Saloniki fort.

Eine zweite griechische Kolonne ist von Arta aus auf Janina im Marsch, hat Strivina erreicht und soll dort von den Türken geschlagen sein. Letztere werden sich auf diesem Kriegschauplatz jedenfalls defensiv verhalten, bis der Hauptschlag bei Adrianopel gefallen ist. Je nach seinem Ausfall werden wir hier seinerzeit weitere Defensive oder eine kräftige Offensive sehen.

Die beiderseitigen Marinen sind bislang noch nicht zusammengestoßen. Die griechische Flotte hat sich am Eingang der Dardanellen gezeigt und dann schwache Truppen auf Lemnos gelandet.

Die türkische Flotte hat die Dardanellen bis jetzt nicht passiert und so die für die Türkei so enorm wichtige Seeverbindung Smyrna—Saloniki dem numerisch schwächeren griechischen Gegner noch überlassen. Einige türkische Kreuzer sind in das Schwarze Meer ausgelaufen und haben Varna bombardiert, wollen eventuell die bulgarische Flottille unschädlich machen und dann auch den Transportweg von der Nordküste Anatoliens nach Europa sichern.

Die beigefügten Karten ergeben annähernd die augenblicklichen Stellungen der verschiedenen Streitkräfte.

Der Rhein-See-Kanal.

Von Wirklichem Geheimem Rat Unterstaatssekretär a. D. Fritsch.

In unserer Zeit, die man nicht mit Unrecht das Jahrhundert des Verkehrs genannt hat, erregt das schon oft erörterte Projekt des Baues einer Wasserstraße vom Rhein zur deutschen Nordsee, wieder lebhaftes Interesse. Im Frühling dieses Jahres traten bekanntlich die beiden Herren Königl. Bauräte Herzberg, Berlin, und Taaks, Hannover, mit einer Studie an die Öffentlichkeit, in der sie der Schaffung eines Kanals vom Rhein zur deutschen Nordsee das Wort redeten. Soeben hat nun Herr Ingenieur Josef Rosemeyer, Köln, Projekte ausgearbeitet, die wie vorgenannte Studie gleichfalls vom „Verein zur Förderung des Baues eines Großschiffahrtweges vom Rhein zu deutschen Nordsee“ in Gestalt einer Broschüre im Verlage von J. G. Schmitz, Köln a. Rh., herausgegeben werden.

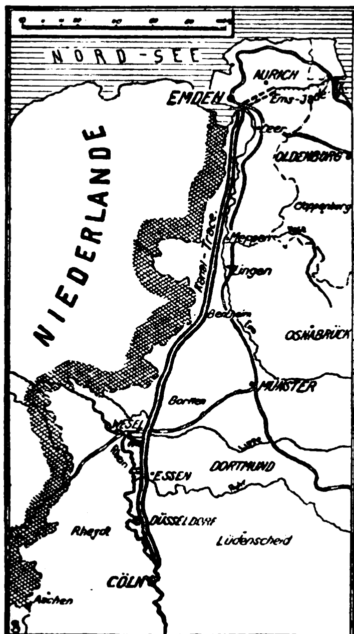
Die Wege, die er einschlägt, um diese Frage zu lösen, sind völlig neu. Sie sind aber auch derartig beachtenswert, daß es sich wohl verlohnt, sie in Kürze hier zu behandeln.

Die Grundidee, von welcher der Verfasser geleitet wird, ist, bereits oberhalb Düsseldorfs den Kanal vom Rhein abzuzweigen und auf diese Weise durch Verlängerung des Gefälles bis zur Nordsee die Zahl der Schleusen auf ein Mindestmaß zu beschränken und außerdem im Interesse einer Verbesserung der Rentabilität das Gefälle zur Erzeugung von elektrischer Energie auszunutzen. Wie aus nebenstehender Karte ersichtlich, ist als Ausgangspunkt Wiesdorf unweit Köln gewählt, und zwar aus dem Grunde, weil sich hier das bedeutende Niederschlagsgebiet des Wupperbeckens befindet, ferner der Niederrhein an dieser Stelle den höchsten Wasserspiegel aufweist, so daß ein natürliches Gefälle ohne unerschwinglich hohe Kosten zur deutschen Nordsee zu erreichen wäre. Die Linie wird dann östlich an Düsseldorf und Duisburg vorbeigeführt, welche Städte ebenso wie Köln durch entsprechende Hafenanlagen angeschlossen werden sollen. Eine gleichtiefe Zufahrtstraße nimmt Wesel auf, und die Trasse mündet, man kann sagen, in wesentlich nördlicher Richtung verlaufend, nachdem das westfälische Textilindustriegebiet durchschnitten ist, bei Dietzum an der unteren Ems gegenüber von Emden.

Generell gesprochen sind die Dimensionen dieses Kanals auf eine Länge von 272 Kilometer zuzüglich 7 Kilometer von Dietzum bis Emden-Außenhafen, 60 Meter Spiegel- und 30 Meter Sohlenbreite, bei 7 Meter Tiefe berechnet. Das bedeutet aber für die mitten im Binnenland liegenden Häfen einen Seeverkehr mit der ganzen Welt, so daß dieser Wasserstraße eine internationale Bedeutung zuerkannt werden muß. Und das mit Recht, wenn man berücksichtigt, daß beispielsweise von allen jetzt in Rotterdam, das man wohl als einen deutschen Nordseehafen zu bezeichnen pflegt, anlaufenden Schiffen 90 Prozent einen Tiefgang unter 7 Meter haben.

An einem so gearteten Wasserwege dürfte aber die rheinisch-westfälische Industrie lebhaft interessiert sein, zumal die Fahrtzeit für die 308 Kilometer lange Strecke von Köln—Duisburg nach Rotterdam und zurück 102 Stunden beträgt, bei Benutzung dieser Straße aber, die sich, wie erwähnt, auf 279 Kilometer beläuft, nur 79 Stunden ausmachen würde.

Das ergibt also eine Fahrtverkürzung von 23 Stunden. Aber hiermit nicht genug, für alle von Norden kommenden und gehenden Schiffe ist noch die Ersparnis der 280 Kilometer langen Seestrecke Emden bzw. Borkum-Feuerschiff—Rotterdam und zurück, ein Gewinn von 30 Fahrstunden, in Betracht zu ziehen. Insgesamt also würden 53 Stunden erspart werden.



Trasse des projektierten Rhein-See-Kanals von Köln bis zur unteren Ems.

Aber nicht nur die Industrie, auch unsere Landwirtschaft dürfte dem Bau eines solchen Kanals größte Sympathien entgegenbringen. Wenn jüngst anläßlich der Fleischteuerungsinterpellation im preußischen Abgeordnetenhaus künftige Kolonisation der Moore Ostfrieslands in die Erörterung gezogen wurde, so kann es nunmehr nur sehr willkommen sein, zu hören, daß ein solcher Kanal durch Entwässerung der Moore ganz enorme Länderstrecken erschließen wird. Die in Frage kommenden Gebiete, besonders das Bourtanger Moor, um eins zu nennen, betragen rund 170,000 Hektar. Rechnet man nur 10 Hektar für ein Bauerngut, so lassen sich bequem 17,000 Gehöfte schaffen, auf denen, angenommen jedes mit 6 Personen besiedelt, so 100,000 Menschen eine neue Ernährungstätte gegeben werden könnte, ganz abgesehen von den jährlich an Getreide, Kartoffeln und Vieh zu produzierenden Werten.

Von den 8 Varianten seines Projektes, die Herr Rosemeyer als durchführbar bezeichnet, verdient wohl jenes am meisten Beachtung, das auf drei Schleusen berechnet ist, dessen Kosten sich auf 235 Millionen Mark belaufen und elektrische Kraftnützung von 53,000 Kilowatt ermöglicht.

Bedenkt man, daß die Beförderung auf unseren Wasserstraßen sich im steten Steigen befindet, so verfrachtete der Rhein 1902 15 Millionen Tonnen, 1911 aber 31 Millionen Tonnen, und ferner, daß die Kohlenausfuhr und die Erzeinfuhr über die holländische Grenze im Jahre 1909 13 Millionen Tonnen betrug, daß England 1909 11 Millionen Tonnen Kohle im Werte von 150 Millionen Mark nach den Nord- und Ostseehäfen und noch größere Mengen nach den nordischen Ländern lieferte, so würde durch den Rhein-See-Kanal die westfälische Kohlenindustrie fraglos leistungsfähiger. Die Ausfuhr würde größer, damit aber auch die Inanspruchnahme dieses Kanals sich steigern. Es kann daher mit einer Gesamtverkehrsschätzung für die ersten Jahre in Höhe von 15 Millionen Tonnen jährlich gerechnet werden.

Als Schiffahrtsabgabe ist 0,10 Pf. pro Tonnen-Kilometer in Aussicht genommen. Berücksichtigt man, daß gegenwärtig die Frachtkosten für 1000 Tonnen von Ruhrort über Rotterdam bis Borkum-Feuerschiff 1902,50 Mark betragen, sie aber einschließlich der Abgaben auf dem Kanal nur 1050,50 Mark ausmachen werden, erwägt man ferner, daß die Fahrt auf dem holländischen Rhein stärkere Schleppboote als auf dem neuen Kanal bedingt, und zwar um mindestens 50 Prozent, so daß pro 1000 Tonnen bis Rotterdam um 125 Mark mehr für Kohle und Schmiermaterial aufzuwenden wäre, so macht das eine Gesamtersparnis von 977 Mark für 1000 Tonnen gleich 0,977 Mark pro Tonne aus. Welche beredte Sprache diese Zahlen für die deutsche Industerie sprechen, bedarf wohl keiner weiteren Erörterung.

Eine völlige Wandlung aber würde für die an der Linie liegenden Plätze eintreten. Köln würde zum Güterumschlagsplatz für Süddeutschland und dadurch eine ähnliche Stellung einnehmen wie heute Rotterdam und Antwerpen. Düsseldorf wird den Umschlag für das Bergische Land vermitteln. Die Bedeutung von Duisburg bleibt durch das Hinterland, die rheinisch-westfälische Kohlen- und Eisenindustrie, gesichert. Wesel wird erheblich an Bedeutung gewinnen. Für Rückfrachten und Beiladungen würde sich in Emden schnell eine Sammelstelle bilden und es auf diese Weise zum internationalen Stapelplatz werden.

Die Anlage eines Seeschiffahrtsweges vom Rhein zur Nordsee, dessen Schwerpunkt der direkten Verzinsung in seiner guten industriellen Ausnutzung durch die Erzeugung elektrischer Energie und deren Verkauf liegt, wird von größter wirtschaftlicher Bedeutung sein.

In Verbindung hiermit könnte auch an eine Vergrößerung des Ems—Jadekanals, der für unsere Landesverteidigung von allerhöchster Bedeutung, aber auch für den Verkehr mit den deutschen Hafenplätzen im Norden nicht ohne Interesse ist, gedacht werden.

Nach allem würde also der Bau des Rhein-See-Kanals als eine Kulturtat ersten Ranges anzusehen sein, ein hervorragendes Werk nationaler Verteidigung wie wirtschaftlicher Wohlfahrt. Und es wäre zu wünschen, daß der Plan in allen nationalgesinnten Kreisen unseres deutschen Volkes lebhaften Widerhall und tatkräftige Unterstützung und Förderung fände.

———o———

Das Leihsouper.

Plauderei von Ola Alsen.

Liebe Annelies!

Sieg, Sieg, Sieg!

Die große Schlacht ist geschlagen, eine Premiere mit glänzendem, applaudierendem Publikum, mit blitzenden Raketen und Blendwerk. Blendwerk — bei diesem Worte bleibe ich hängen. Ich gestehe, ich schäme mich ein wenig. Muß aber nicht ein jeder mit dem Strome schwimmen? Der kreisende Strudel der Geselligkeit reißt mit, zwingt, mit den Fluten zu schwimmen. Selbst ein Aufrechter lernt, sich unter der Macht der Konvention zu beugen.

Glaube nur, erst hat es mich viel Überwindung gekostet. Meine Individualität, vor allem meine Wahr-

heitsliebe wehrte sich gegen das „Mittun". Wahrheitsliebe, Gastfreundschaft und Eitelkeit rangen miteinander, und der Verstand sprach ein bedachtes Wörtlein mit.

Wir hatten immer nur von einem kleinen Kreis intimer Freunde geträumt, von Diners und Soupers mit dem frohen Gefühl enger Freundschaftsbande. Dann kam die Großstadt, der Kreis von Freunden, von interessanten reizvollen Bekanntschaften, die, wenn sie auch nicht ihr Innerstes enthüllen, reiche Anregung bieten, die wir beide freudig aufnehmen. Zum Schluß die gesellschaftlichen Verpflichtungen. Du lächelst hochmütig und kräuselst Deinen stolzen Mund. Gesellschaftliche Verpflichtungen. Ein Schwacher, der sich nicht davon zu befreien weiß. Bedenke, daß meines Mannes Stellung mir diese Pflichten auferlegt.

Vielleicht ist es der Reiz des Neuen, daß mir große Gesellschaften Freude machen. Es ist nicht zu leugnen, daß viel Totes in unserer heutigen Gesellschaft ist. Banalität, Prunksucht, Übersättigung unterdrücken häufig die feine Geistesblüte und lassen uns Sehnsucht nach den Salons früherer Jahrhunderte empfinden. Die Hast, mit der genossen wird, zeitigt Teilnahmlosigkeit und Müdigkeit in der Unterhaltung, daneben gieriges Ausblicken nach Spielgelegenheiten. Und dennoch — — etwas Anregendes gibt mir jeder Abend. Ich betrachte es als Zeichen eigener Stumpfheit, sich unter gebildeten Menschen zu langweilen. Fast jedem ist eine interessante Seite abzuringen.

Nun, da uns die Reihe traf, unsere Kunst als Gastgeber zu zeigen, wurde mir ein wenig bange. Unser gemütliches Heim, der ganze Zuschnitt unseres Hauses ist nicht auf zahlreiche Gäste eingerichtet. In einem kaum zweijährigen Haushalt fehlt manches. Aber ich löste die schwere Aufgabe recht gut. Zauberin nannte mich mein Gatte, als die letzten Gäste befriedigt unser Haus verließen und der letzte Akt des „Leihsoupers" (so nannte ich meine Premiere) vorüber war.

Soll ich den Schleier meines Geheimnisses vor Dir lüften?

Sechsunddreißig Gäste sollte ich aufnehmen. Ich stand lange ratlos vor dem schweren Tisch unseres Eßzimmers — hier war kein Platz.

Und nun begann ich zu leihen. Runde Tische und Stühle, die so gestellt wurden, daß ich alle bequem unterbringen konnte. Aber Tische und Stühle waren fremd, die Tische standen auf fremdem Boden und daher in keinerlei Beziehung zu meinen Tischtüchern. Also auch das Leinen, sonst der Stolz der deutschen Hausfrau, mußte aus fremden Wäscheschränken den Weg zu unseren Tischen finden. Und weiter ging's auf gleiche Weise. Der Schmuck der Tische, die zierlichen runden Decken, die vielen Teller, Gläser, Messer, Gabeln, Löffel, kurzum alles, was nötig und erforderlich ist, war fremdes Gut.

Was halfen mir nun die vielbestaunten Hochzeitsgeschenke, die damals, als sie mein Eigentum wurden, mein Herz stolz schwellen ließen. Was nützte mir der Silberkasten mit dem Nötigsten für zwölf Personen, bei dessen Übergabe Onkel Eberhard mich von allen gesellschaftlichen Nöten zu befreien glaubte. Der Gute hatte weder die Notwendigkeit von Fischbestecken noch die Unumgänglichkeit von Eis- und Mokkalöffeln erkannt, ebensowenig den erforderlichen Besitz von ......

Ich will Dich nicht mit der Reihe der Notwendigkeiten langweilen, bei deren Aufzählung mir heute noch der Pulsschlag stockt.

Und die beiderseitigen Schwiegermütter, die sich in Liebe zusammenfanden, um uns mit einem schönen Porzellanservice zu versorgen, hatten weder an Bouillontassen noch an eine reichliche Anzahl Teller, geschweige an genügend Salat- und Kompottschüsseln und Saucieren gedacht. Mit dem Kristall ging es nicht besser.

Also auf, ins Leihbureau! Ich hatte von verschiedenen Damen gehört, daß man dort alles findet, was man nicht selbst besitzen kann. Mit bewundernswerter Offenheit hatte man davon gesprochen.

Ich gestehe, daß mir der Weg dorthin recht schwer wurde. Ich fand aber alles, was man nötig hat, alles war vorgesehen, und pünktlich am Premierenvormittag brachte man den Leihluxus in unsere Wohnung. Ich hatte die schlichtesten Muster aller Dinge gewählt. Man hatte mich reichlich versehen, selbst passende Salznäpfchen fehlten nicht. Die silbernen, vielarmigen Leuchter, die als antike Erbstücke auf zahllosen Festtischen prunkten, hatte ich abgelehnt. Falschen Besitz unnötig vortäuschen wollte ich ebensowenig, wie fremden Geschmack in meiner Regie dulden. Die meisten lassen sich die Tischdekorationen von Blumengeschäften liefern, fix und fertig in Schalen und Vasen geordnet, die samt den Schleifen und was sonst noch dazu gehört, am nächsten Tage abgeholt werden. So traf ich kurz hintereinander viermal dieselbe Tischdekoration in verschiedenen Häusern. Ein Blumengeschäft war auf eine für meine Begriffe sinn- und geschmacklose Neuheit verfallen. Sie machten den unglücklichen Versuch, mittels Spiegelplatten die Illusion von Wasser herzustellen, an dessen „Gestaden" sie Vergißmeinnicht und Maiglöckchen blühen ließen. Jede Hausfrau beanspruchte die Originalität dieser Idee für sich. Auf diesem Gebiete sollte mein eigener Geschmack zu seinem Recht kommen, und ich glaube, ich löste diese Aufgabe auf eine einfache, aber glückliche Weise.

Nun blieb mir noch das Schwerste — nämlich die fremden Hilfskräfte in meiner Premiere auf den rechten Platz zu bringen, die Lohndiener mit den stets zu kurzen baumwollenen Handschuhen dem so vielgestaltigen Ensemble einzufügen. —

Man kann alles leihen — selbst einen guten Koch. Er kam -- seiner Wichtigkeit und seines Wertes voll bewußt. Und auf meinem Gasherd (sonst mit dem Sparkocher) loderten jetzt die Flammen unter fremden Kasserollen. In meiner blitzsauberen Küche hantierten acht- und rücksichtslos fremde Hände, herrschte ein entliehener Held aus einem Unternehmen für „Leihsoupers", der nur in seinen mitgebrachten Töpfen kochte und die Geheimnisse seiner Kochkunst ängstlich hütete.

Während dieser Vorbereitung war mir ein wenig seltsam zumute.

Als aber die Entreeglocke zum erstenmal klang, als die ersten Gäste ihre Garderobe mit der Hilfe unseres „Leihdieners" ablegten, man Mäntel, Hüte, Tücher auf geliehenen Garderobenständern unterbrachte, gewann in mir der Humor die Oberhand. Ich nahm die lustige Rolle auf mich, die morgen eine andere spielt. Was tut's — ein Spiel mehr im bunten Narrentanz des Lebens!

Sich lachend biegen und neigen
In des Lebens buntem Reigen.

Nimm diese Beichte als Zeichen meiner Ehrlichkeit, als Dokument unserer Freundschaft. Und richte ....

Deine Renate.



Mizzi Jeritza (Ariadne) u. Hermann Jadlowker (Bacchus).



Margarete Siems (Zerbinetta).



Von links nach rechts: Scaramuccio, Truffaldin, Zerbinetta, Harlekin, Brighella.

Von der Uraufführung der Oper „Ariadne auf Naxos" im Stuttgarter Hoftheater. — Phot. Rembrandt, Charlottenburg.



Hofphot. Hildenbrand.
Hofrat Gerhäuser,
der Oberregisseur.



Phot. Rembrandt, Charlottburg.
Von links: Tiedtke (Musiklehrer), Blumner (Magister der Philosophie), Biensfeld (Tanzmeister), Eckert (Fechtmeister).
Aus dem Schauspiel: „Bürger als Edelmann".

Die Uraufführung der „Ariadne auf Naxos"

von Richard Strauß am Stuttgarter Hoftheater.

Als „Verwirklichung eines Künstlertraumes" bezeichnete Richard Strauß die Stuttgarter Uraufführung seiner neusten Schöpfung. Ein entzückendes wie eigens für seinen Zweck geschaffenes Theater war ihm zur Verfügung gestellt worden, die besten Schauspieler, Sänger und Instrumentalisten aus Nord und Süd durfte er sich zusammenrufen; mit der Regie konnte er einen Mann ganz nach seinem Herzen betrauen; ein Künstler seiner Wahl entwarf Figurinen und Dekorationen; die vortrefflichsten Hilfskräfte mühten sich in wochenlangen Proben; und schließlich trat der Komponist selbst als Dirigent an die Spitze dieses erlesenen Ensembles und führte dem glänzendsten Auditorium, das sich denken läßt, sein Werk vor: wahrlich, kein schaffender Musiker hat Kühneres erträumt, als was hier Wirklichkeit geworden ist!

Ganz abgesehen von der Frage, ob solch phantastischer Aufwand der Bedeutung des musikalisch-dichterischen Gegenstandes entsprach, haben wir alle Ursache, stolz darauf zu sein, daß das Stuttgarter Kunstereignis möglich war; bedeutete es doch einen erneuten Beweis für die hohe Leistungsfähigkeit unserer Kunstinstitute und für die Opferwilligkeit unserer Künstler. Aber man braucht der Frage, ob „es der Mühe wert war", ob „es sich lohnte", sicherlich nicht aus dem Weg zu gehen; man kann sie ganz unmöglich verneinen. Denn die „Ariadne auf Naxos", das läßt sich heute schon klar erkennen, wird nicht nur für Strauß' Persönlichkeitsgeschichte von Bedeutung bleiben, sondern auch in der Entwicklungsgeschichte des deutschen musikalischen Dramas künftig als markante Erscheinung hervortreten. Vornehmlich aus zwei Gründen.

Zunächst ist es die musikalisch-poetische Problemstellung, die hier als ganz neu und eigenartig hervortritt. Pathetisches und Burleskes ist in der „Ariadne" ineinandergewirkt, wie es bisher in gleicher Art wohl noch nicht versucht worden ist. Aus der Verschmelzung von opera seria und comedia dell'arte hat der Komponist einen Stil zu gewinnen gesucht, für den ein Vorbild nicht eigentlich existiert. Es ist gleichgültig, ob es ursprünglich in der Absicht des Autors lag, etwas Aehnliches zu unternehmen, oder ob erst während des Entwurfes das Problem aufgetaucht ist; Molières „Bürger als Edelmann", von dem der Verfasser des Textes, Hugo von Hofmannsthal, ausging, verlangt jedenfalls zunächst nicht diese besonders geartete musikalische Zutat. Aber wie dem auch sei: für die Abschätzung des Wertes einer Schöpfung sind die mehr oder minder zufälligen Umstände, die seinen Entstehungshergang beeinflußt haben, kaum von Belang. Und für das Genießen des Vollendeten sind sie's erst recht nicht.

Das pathetische Moment in der Oper liegt natürlich in den Vorgängen, deren Mittelpunkt Ariadne ist, und tritt eigentlich nur in zwei großen, wie von einem Bogen überspannten Szenen



Hofphot. Hildenbrand, Stuttgart.
1. Cello: A. u. H. Amati, Cremona. 2. Viola: A. u. H. Amati, Cremona. 3. Viola: D. Montagnana, Venedig. 4. Cello: J. Gagliano, Neapel. 5.—7. Violinen: A. Stradivarius, Cremona (1673, 1703 u. 1720). 8. Violine: P. Guarnerius, Cremona (1737). 9. Cello: J. B. Guadagnini, Placentiae. 10. Violine: J. B. Guadagnini, Mailand (1750). 11. Violine: F. Ruggerie, Cremona. 12. Violine: P. Maggini, Brescia. 13. Kontrabaß: italienisch (Eigentum des Kgl. Hoftheaters). 14. Violine: A. u. H. Amati, Cremona.
Die Instrumente gehören zur Sammlung Hamma & Co., Stuttgart.

Die bei der Uraufführung von „Ariadne auf Naxos"
vom Orchester benutzten alten Streichinstrumente, die einen Wert von rund 300000 Mark repräsentieren.

zutage: die erste wird ganz ausgefüllt von der Klage der auf einsamer Insel hausenden, den Tod erwartenden Ariadne, die zweite von dem Zwiegesang zwischen Ariadne und Bacchus, der von der Todbereiten als Erlöser, als Führer zum dunklen Reich des Friedens angesehen wird, der aber ihre Todessehnsucht in selige Lebensfreude umwandelt. In diese beiden Szenen eingesprengt ist nun die Harlekinade von Zerbinetta und ihren vier Liebhabern, und zwar in der Weise, daß die Komödianten, insbesondere ihre „Direktrice", in die ernste Handlung eingreifen

und deren Heldin unmittelbar apostrophieren. Eine närrische Idee, wenn man's so hört. Aber hierin ist eben das Bemerkenswerte der Straußischen Schöpfung zu erblicken: Daß nämlich durch die Musik tatsächlich ein Ausgleich zwischen den beiden heterogenen Elementen geschaffen ist, will sagen, daß sie ein Nebeneinander aufs schärfste sich widersprechender Dinge ermöglicht. Es läßt sich natürlich nicht beschreiben, sondern nur rühmend bezeugen, mit welch einem Feuerstrom von Musik Strauß Ariadnes Klage und ihr wunderbares Ende dem Hörer nahebringt, ja ihm damit ans Herz greift; mit welch einem Witz, welch einem kecken Humor er die lustigen Personen des Stückes zeichnet, und mit welch genialen Fingern er lyrisch pathetische Ausdrucksformen mit manchmal fast coupletha ft leichten verkittet. Ganz ohne Frage finden sich sowohl in den ernsten wie in den heiteren Partien dieser Musik Eingebungen, die nicht nur zum Besten gehören, was Strauß bisher geschaffen hat, sondern zum Ausdrucksvollsten, was in der Sprache der Musik überhaupt gesagt worden ist.

Zu der vom Gewohnten völlig abweichenden Aufgabe, die Strauß hinsichtlich der musikalischen Einkleidung in der Ariadne zu lösen hatte, bediente er sich, was das Orchester anbelangt, auch eines ganz ungewohnten Apparates. Und dies nun ist der zweite Punkt, der das Erscheinen des Werkes so interessant und bedeutungsvoll macht.

Strauß, den man jeder Gewalttätigkeit im Orchester glaubte fähig halten zu dürfen, begnügt sich plötzlich mit einem Ensemble von Musikern, das noch nicht vierzig Köpfe zählt; er weiß kammermusikalische Wirkungen dem musikalisch-dramatischen Ausdruck dienstbar zu machen, ja, er bekommt es fertig, sechzig, achtzig Partiturseiten lang mit kaum mehr als ein paar Geigen, Bratschen und Violoncello das Ohr in Spannung zu halten und, was ebenso wichtig ist, das Herz zu befriedigen. Dem Harmonium und dem Klavier werden in diesem kleinen Orchester bedeutsame Rollen zugewiesen, und mit ihrer Hilfe werden Steigerungen und Fortissimowirkungen von erstaunlicher Kraft und Fülle erzielt. Diesem Orchester ab zu lauschen, ist für den Fachmann ein Genuß ohnegleichen, ein apartes Vergnügen, wie es nur eben Dokumente vollendeter technischer Meisterschaft zu bieten vermögen.

Ohne die Lustspieleinleitung wäre das nach Stil und Inhalt problematische Opernwerk freilich wohl nicht möglich. Ob indessen das, was aus Molière herübergenommen worden ist, nicht für den vorliegenden Zweck zu reichlich bemessen ist, mag dahingestellt bleiben. Möglich, daß die Praxis der Aufführungen da noch mancherlei literarisch-ästhetische Wucherungen beseitigt. Schon von der Hauptprobe bis zur Uraufführung war einiges gefallen. Allerdings dürfte die Zusammenziehung der vorbereitenden Szenen nicht so weit gehen, daß die reizenden Musikstücke, die in das Vorspiel eingefügt sind, ihren Rahmen verlören, denn sie stehen ihrer musikalischen Qualität nach durchaus auf der Höhe der nachfolgenden Oper.

W. K.

Unsere Bilder

Zu den Tauffeierlichkeiten in Weimar (Abb. S. 1846) waren auch der Kaiser und die Kaiserin erschienen. Unsere Bilder zeigen die hohen Herrschaften in Begleitung des Großherzogpaares auf der Fahrt zum Schloß.

Prinzessin Rupprecht von Bayern (Abb. S. 1847), die Gemahlin des ältesten Sohnes des Prinzen Ludwig von Bayern, ist im jugendlichen Alter von 34 Jahren in Sorrent einem Herzschlag erlegen. Der Tod der Prinzessin, die eine Tochter des bekannten fürstlichen Augenarztes Herzog Karl Theodor in Bayern war, bedeutet einen schweren Verlust für das bayrische Königshaus.

Das Kronprinzenpaar (Abb. S. 1849) hat kürzlich zur Parforcejagd bei Herrn v. Oldenburg auf Januschau in Ostpreußen geweilt. Während der Kronprinz im Roten Rock den Hunden folgte, begleitete die Frau Kronprinzessin mit Frau v. Oldenburg die Jagd im Wagen. Der Kronprinz verteilte nach der Jagd den Bruch.

Der russische Thronfolger (Abb. S. 1847) war in letzter Zeit Gegenstand ernster Besorgnisse für das Zarenpaar wie für die ganze russische Nation. Die letzten Nachrichten über die Erkrankung des jungen Großfürsten sind jedoch wieder beruhigender.

Der österreichisch-ungarische Minister des Aeußern Graf Berchtold (Abb. S. 1847) weilte kürzlich mit seiner Gemahlin und seinem Kabinettschef Hoyos in Italien, um sich dem italienischen König vorzustellen und Rücksprache mit dem italienischen Minister Marquis di San Giuliano zu pflegen. Die Zusammenkunft der beiden Minister fand in Pisa statt.

Graf v. Schwerin-Löwitz (Portr. S. 1850) ist einstimmig zum Präsidenten des preußischen Abgeordnetenhauses gewählt worden. Graf v. Schwerin-Löwitz steht im Alter von 65 Jahren und hat bekanntlich auf landwirtschaftlichem Gebiet große praktische Erfolge errungen.

Ein neues zahnärztliches Institut (Abb. S. 1846) hat die Universität Berlin erhalten. Es ist mit den modernsten Einrichtungen versehen und ausgestattet und kann wohl als Musteranstalt bezeichnet werden. Bei der feierlichen Eröffnung hielt Prof. Williger die Eröffnungsrede.

Zum Gouverneur von Kreta (Abb. S. 1846) ist der frühere griechische Ministerpräsident Stefan Dragumis ernannt worden.

Das Deutsche Opernhaus Charlottenburg (Abb. S. 1848) wird eröffnet. Der prächtige Bau, mit allen modernen Einrichtungen des Komforts und der Technik ausgerüstet, ist vollendet. Eine große Schar hervorragender Künstler und Künstlerinnen sind gewonnen worden. Die Leitung liegt in Händen von Direktor Georg Hartmann.

Vom Internationalen Hotelier-Kongreß in Wien (Abb. S. 1850). In Oesterreichs Hauptstadt fand vor kurzem unter reger Beteiligung der interessierten Kreise der Internationale Hotelier-Kongreß statt.

Personalien. (Portr. S. 1845 u. 1850.) Professor Julius Jacob, der bekannte Berliner Landschaftsmaler, ist vor einigen Tagen 70 Jahre alt geworden. Der Künstler ist seit Jahren Mitglied der Berliner Akademie der Künste. — Sein 25jähriges Dozentenjubiläum an der Karlsruher Technischen Hochschule konnte Geh Hofrat Prof. Dr. Hans Bunte begehen. Der Jubilar, der im 64. Lebensjahr steht, ist Professor der chemischen Technologie in Karlsruhe — Zur Leitung des roten Halbmondes ist der langjährige Leibarzt des Sultans Prof. Richard Bier, Berlin, ernannt worden und bereits nach dem Kriegschauplatz abgefahren. Die Leitung des serbischen Roten Kreuzes hat Dr. Walter von Oettingen, Berlin, übernommen, während Prof. von Eiselsberg, Wien, auf Bitten der Königin Eleonore die Leitung des Lazaretts in Philippopel übernommen hat.

Todesfälle (Portr. S. 1850). Die Göttinger Universität hat einen ihrer bedeutendsten Mediziner verloren. Im 76. Lebensjahr ist dort der bekannte Kliniker Geh. Rat Professor Dr. Wilhelm Ebstein gestorben. — Das konservative Mitglied des Abgeordnetenhauses Geh. Baurat Bernhard Felisch ist in Berlin gestorben; er war eine der bekanntesten Persönlichkeiten des deutschen Baugewerbes. — In dem vor kurzem aus dem Leben geschiedenen Hofrat Anton Hartmann verliert das Leipziger Schauspielhaus seinen Direktor. Der Verstorbene, hat ein Alter von 48 Jahren erreicht. — Durch Selbstmord endete der Kommandant der Zarenjacht „Standart“, Konteradmiral Tschagin. Das Motiv zu der Tat wird in einer Liebesaffäre gesucht, in die der im Alter von 52 Jahren stehende Offizier verwickelt war.

Die Toten der Woche

Prinzessin Rupprecht von Bayern, Gemahlin des präsumtiven Thronfolgers, † in Sorrent am 24. Oktober im Alter von 34 Jahren (Portr. S. 1847).

Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Wilhelm Ebstein, berühmter Kliniker, † in Göttingen im 76. Lebensjahr (Portr. S. 1850).

Geh. Baurat Bernhard Felisch, Mitglied des Abgeordnetenhauses, † in Berlin im Alter von 73 Jahren (Portr. S. 1850).

Hofrat Anton Hartmann, Direktor des Leipziger Schauspielhauses, † in Leipzig am 23. Oktober im Alter von 48 Jahren (Portr. S. 1850).

Konteradmiral Tschagin, † in Petersburg am 24. Oktober im Alter von 52 Jahren (Portr. S. 1850).



Zu dem stürmischen Vordringen der bulgarischen Armee:
General Michael Popow Sawow
der erfolgreiche Stratege und Gehilfe des Höchstkommandierenden Zaren Ferdinand.





1. Ali Beg (×), der in montenegrinische Gefangenschaft gefallene türkische Oberst, nach seinem Besuch bei König Nikolaus in Podgoritza.
2. Türkische Gefangene auf dem Weg nach Podgoritza. — Phot. Benninghoven.
3. Blick auf die Stadt Skutari mit der Zitadelle. — Phot. Newspaper Illustr

Vom türkisch-montenegrinischen Kriegschauplatz.

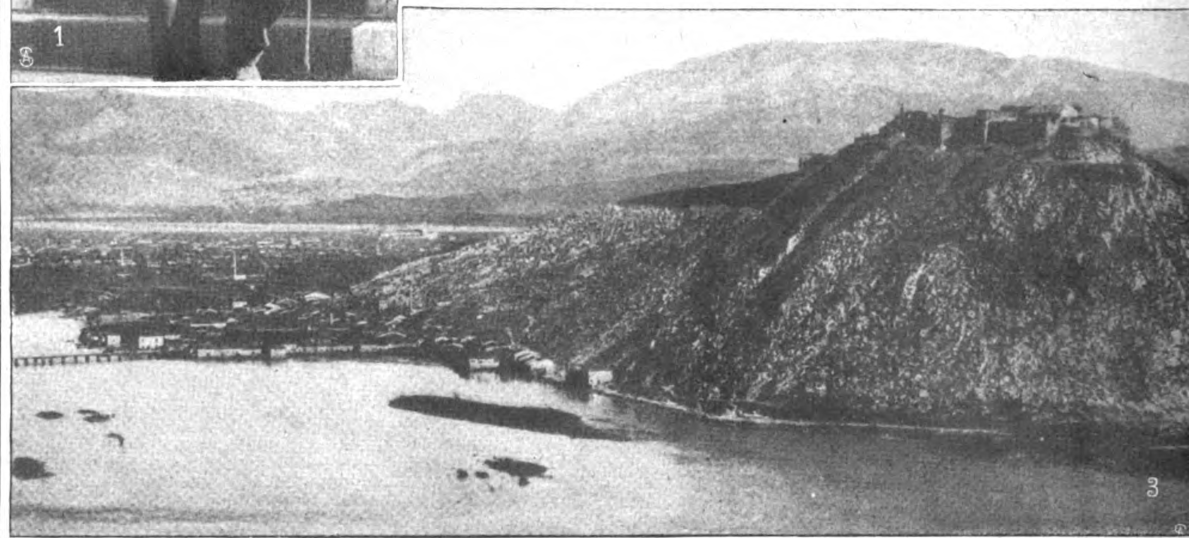




Photo-Union.

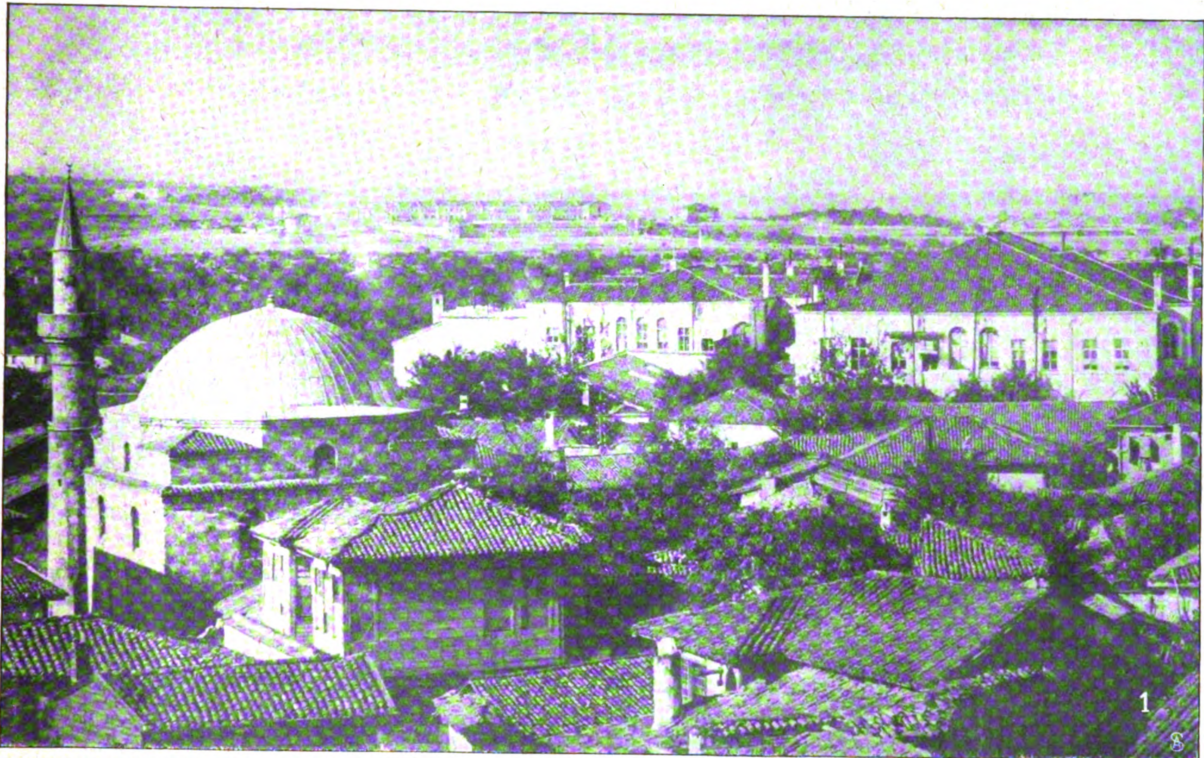
Mme. Ellka Terra Tamboraski,
eine reiche serbische Dame im Dienst des Roten Kreuzes.

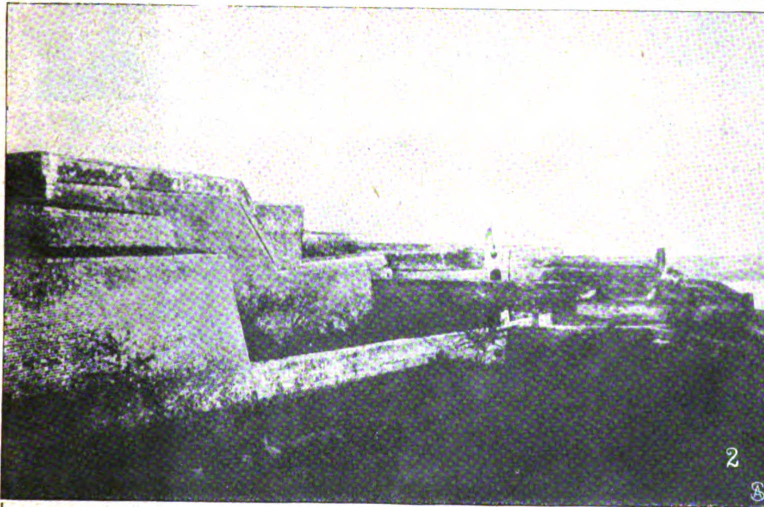


Phot. B. J. G.

Blick auf Üsküb,
das durch die serbischen Truppen besetzt wurde.

Vom türkisch-serbischen Kriegschauplatz.







Zum Vormarsch der bulgarischen Hauptarmee auf Adrianopel.

1. Adrianopel mit den Kasernen im Hintergrund. — Newspaper Illustr.
2. Alte Befestigungen von Adrianopel. — Argus Photo.-Rep.
3. Das Wahrzeichen von Adrianopel: Die Moschee Sultan Selim. — Newspaper Illustr.
4. Das von den Bulgaren eroberte Kirk-Kilisse.





Die Kaiserin und die Großherzogin von Sachsen.



Der Kaiser und der Großherzog von Sachsen.

Von den Tauffeierlichkeiten in Weimar. Phot. Franz Vältl.



Prof. Dr. von Eiselsberg,
Wien, wurde zum Leiter des bulgar Lazaretts in Philippopel ernannt.



Atel. Wertheim.

Dr. Walter von Oettingen,
Berlin, geht als Leiter des Roten Kreuzes nach Serbien.

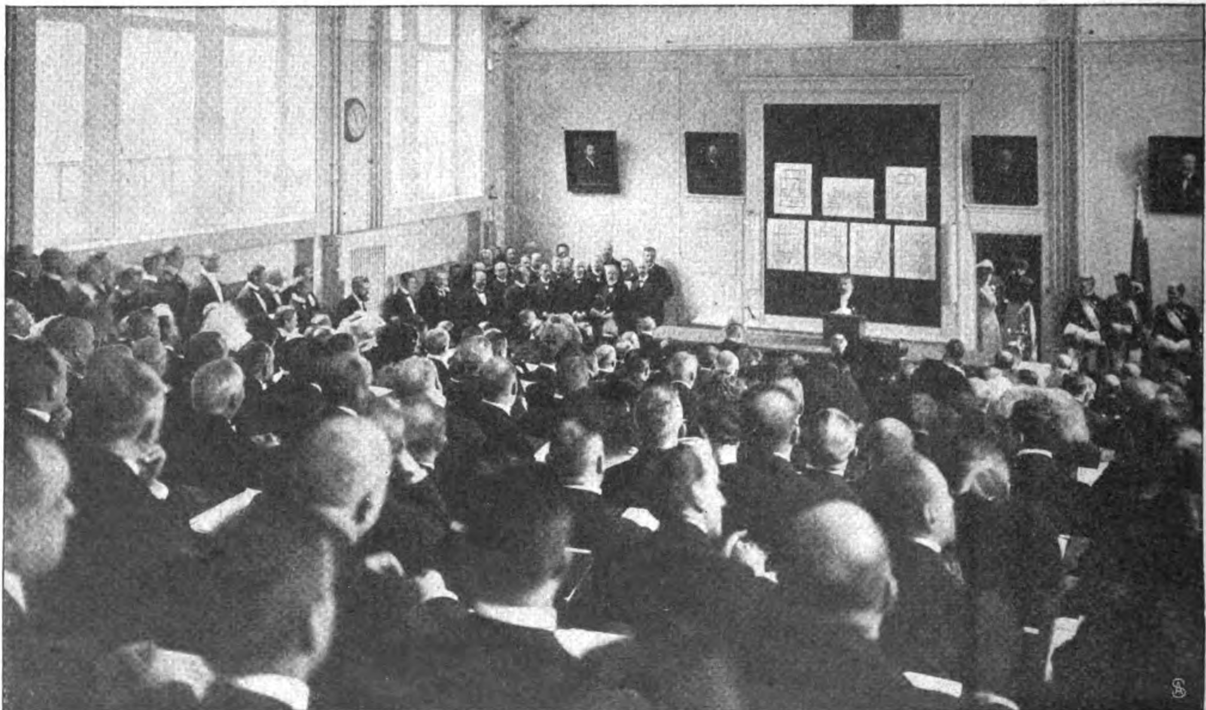


Phot. Fechner.

Prof. Dr. Richard Bier,
Berlin, wurde zum Leiter des Roten Halbmondes nach der Türkei berufen.



Stefan Dragumis,
Athen, wurde zum Gouverneur von Kreta ernannt.



Prof. Williger hält die Eröffnungsrede.

Zur Einweihung des neuerbauten zahnärztlichen Instituts der Berliner Universität



Hofatelier „Elvira", München.

Frau Prinzessin Rupprecht von Bayern †

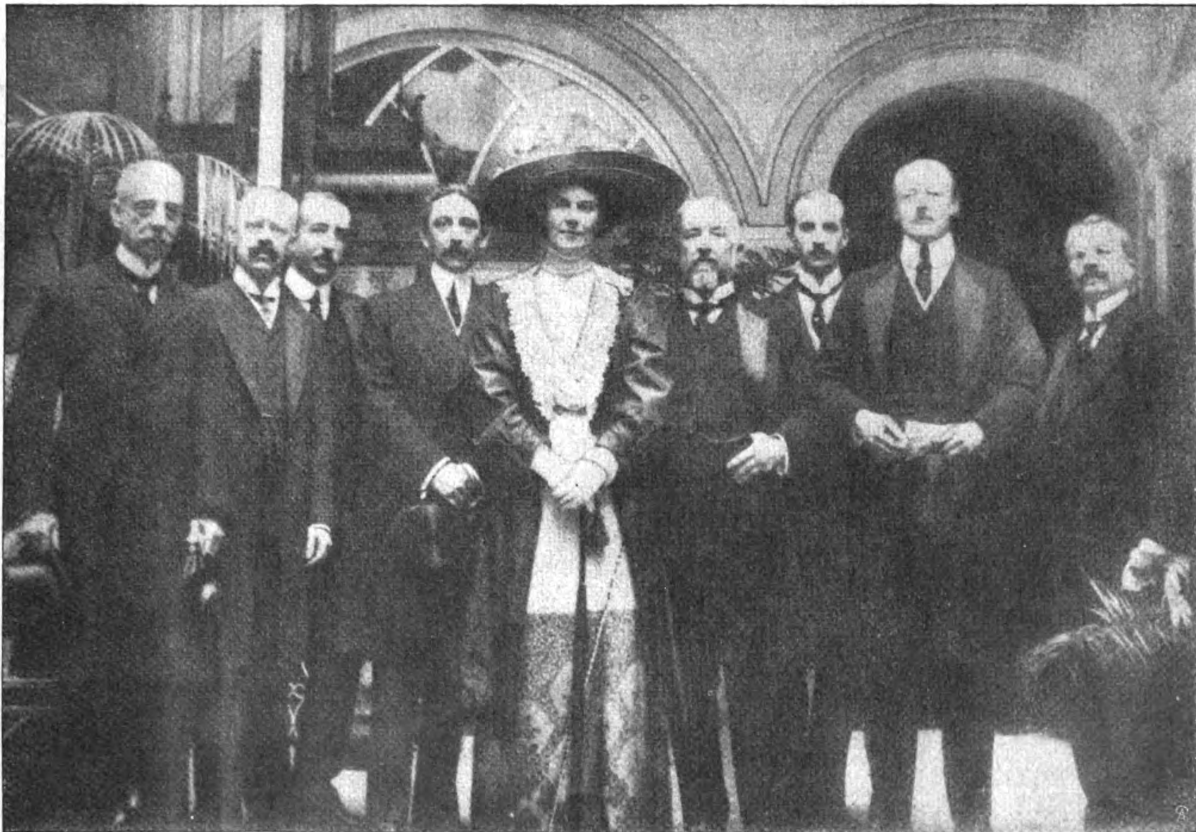
Die Gemahlin des ältesten Sohnes des Prinzen Ludwig.



Phot. Boissonnas & Eggler.

Großfürstthronfolger Alexej Nikolajewitsch.

Zur Erkrankung des einzigen Sohnes des russischen Zarenpaares.



Argus Photo-Reportage.

Von links: Herzog v. Avarna; österr.-ungar. Botschafter in Rom v. Merey; Graf Hoyos; Prinz de Scalea; Gräfin Berchtold; Marquis di San Giuliano; Marquis Visconti Venosta; Graf Berchtold; Graf de Martino.

Die Begegnung d. österr.-ungar. Ministers d. Aeuß. Grafen Berchtold mit d. ital. Minister d. Aeuß. Marquis di San Giuliano in Pisa.



Direktor Georg Hartmann.



Das Deutsche Opernhaus in Charlottenburg.



Sitzend von links: Frl. Hallama, Frl. Elsa Bland, Frl. Else Jaeger, Fr. Burg-Zimmermann, Frl. Kaesser. Stehend von links: Frl. Ellie Sander, Frl. Mizzi Fink, Frl. Elfriede Dorp, Fr. Elleanor Painter-Schmidt, Frl. Herta Stolzenberg, Frl. Luise Marck, Frl. Nelly Heyl.

Die Damen des Deutschen Opernhauses Charlottenburg.



Sitzend von links: Dr. A. Haßler, Carl Waschmann, Alfred Goltz, Carl Braun-Großer, A. Kirchner. Stehend von links: Julius Lieban, Julius Roether, Ferd. Scheidhauer, Heinz Arensen, Peter Lordmann.

Die Herren des Deutschen Opernhauses Charlottenburg.

Zur Eröffnung des Deutschen Opernhauses in Charlottenburg. — Spezialaufnahmen der „Woche“.







Das kronprinzliche Paar zur Parforcejagd bei Herrn von Oldenburg-Januschau.

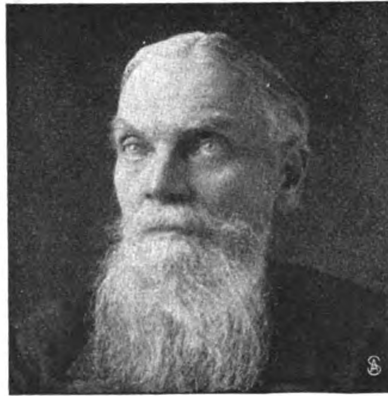
1. Der Kronprinz und Graf Posadowsky beim ersten Grabensprung.
2. Kronprinz (×) und Kronprinzessin (××) auf dem Jagdterrain.
3. Auf der Terrasse in Januschau: Der Kronprinz und Herr und Frau von Oldenburg.
4. Der Kronprinz überreicht Frau von Oldenburg den Bruch.

Phot. Karl Schaeffer.





Geh. Med.-Rat Prof. Dr. W. Ebstein †
Göttingen, bekannter Kliniker.



Graf von Schwerin-Löwitz,
wurde z. Präsidenten des preuß. Abgeordnetenhauses gewählt.



Prof. Jul. Jacob, Berlin,
bekannter Landschafter, wurde 70 Jahre.



Phot. Löhrich.

Hofrat Anton Hartmann †
Direktor des Leipziger Schauspielhauses.



Geh. Baurat B. Felisch †
Berlin, Mitgl. d. preuß. Abgeordnetenh.

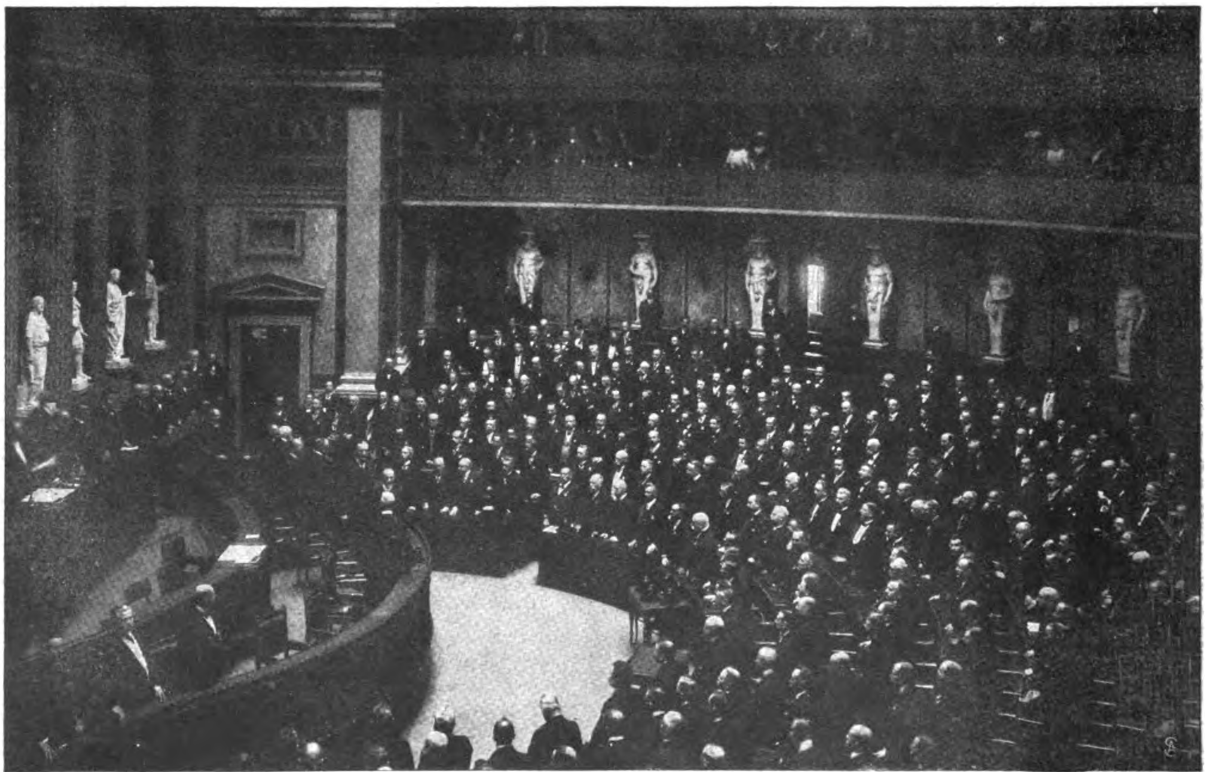


Konteradmiral Tschagin †
Kommand. d. Zarenjacht „Standart".



Hofphot. Gebr. Hirsch.

Geh. Rat Prof. Dr. Bunte,
Karlsruhe, beging sein 25jähr. Jubiläum.



Phot. R. Lechner.

Die Begrüßung der Kongreßteilnehmer durch die Behörden im Parlament.
Vom Internationalen Hotelier-Kongreß in Wien.

Stark wie die Mark.

Roman von

Rudolph Stratz.

1. Fortsetzung.

Der Fremde, der mit Herrn von der Zültz auf Wendisch-Wiesche umherging, verstand anscheinend blutwenig von allem. Einmal öffnete er seine Brieftasche, um stumm etwas nachzusehen. In dicken Bündeln staken darin die Tausendmarkscheine. Kaspar von der Zültz tanzte es vor den Augen... Ein Stoßgebet: „Lieber Gott, steh mir bei!" Er hüstelte, lachte und begann wieder. Zu verräterisch schimmerten die frischen Schnittflächen der Baumriesen des Parks, die er, um ein bißchen Geld ins Haus zu bekommen, hatte abholzen lassen.

„Ja . . . hier hat der Sturm bös gehaust! . . . Es tut einem im Herzen weh.... Aber was soll man machen? Nu möcht ich Ihnen vorschlagen, Herr . . . Herr Krüger, wir fahren mal draußen die Gutsgrenzen ab! . . . Ein Boden . . . rotkleefähig ist noch zu wenig! Und eine Jagd! ... Ich glaube, da draußen am Waldrand steht schon ein Rudel Wild." ...

„Ich sehe nichts!" sagte der fremde Herr.

„Drei- und vierschnittige Wiesen . . . jawohl: vierschnittig!"

„Nach der Karte steht das ja eigentlich alles meist unter Wasser." Der fremde Herr hatte auf einmal eine Generalstabskarte herausgezogen. Dem andern wurde es etwas zu schwül zumut. Er lachte jovial.

„Na . . . jetzt im Frühjahr . . . nach den Wolkenbrüchen. . . . Man muß auch nicht zu ängstlich sein, Herr . . . Herr Krüger! . . . Bitte . . . betrachten Sie mal hier den Dampfdreschplatz!"

„Bezahlt?"

Wieder lachte Herr von der Zültz etwas gezwungen.

„Auf Abzahlung! Es steht ja noch ein Pöstchen. . . . Aber da ist der Wagen! Bitte, steigen Sie ein! . . . Prüfen Sie alles, und dann entschließen Sie sich am besten rasch! . . . Sonst kommen Sie zu spät!. . . . Es sind eine Menge Bewerber da!"

Und hinter dem Rücken des Gastes raunte der Inspektor, würdigen Ernst auf dem roten Biedermeiergesicht:

„Ich bin ein alter Praktikus. . . . Ich kann Ihnen nur raten: Steigen Sie in die Goldgrube rein, Herr..."

„Krüger ist mein Name!" sagte der fremde Herr. „Ich bin Königlich preußischer Amtsrat. Auch ein Praktikus. Ich suche auch nicht für mich, sondern für meinen künftigen Schwiegersohn! . . . Na. . . . Ich will jetzt nach Berlin zurück! Hat mich sehr gefreut, Herr von der Zültz!"

„Wollen Sie nicht den Wagen?"

„Nee, danke! Ich geh das Stück bis zur Station." Der Domänenpächter blieb, auf seinem Stock gestützt, noch einmal stehen und nickte:

„Ich bin nun bald vierzig Jahre Landwirt! Wollen Sie einen guten Rat von mir, Herr von der Zültz? . . . So werden Sie das Ding nicht mehr los! Es gibt ja genug Dumme auf der Welt . . . aber so dumm? . . . Ich glaub nicht! . . . Wünsch guten Morgen!"

Er stapfte bedächtig davon. Kaspar von der Zültz schaute ihm finster nach. Dann tauschten er und der Inspektor einen Blick. Beide sagten kein Wort, und der Herr auf Wendisch-Wiesche trat in sein Haus zurück.

Vom Flur aus sah er in dem großen Eckzimmer seine Tochter Ilse mit ihrer Französin. Die Kleine saß, zurückgelehnt, die Hände im Schoß, mit verdrießlichem Gesicht. Ein paar unordentliche, dunkle Haarsträhnchen hingen ihr in die weiße Kinderstirn. Sie sagte halblaut und gottergeben einen Abschnitt aus der voyage de Télémaque auf. Weder sie noch Mademoiselle Roger bemerkten den Hausherrn, der auf den Fußspitzen vorüberging. Er setzte sich in dem letzten Raum nach dem Garten zu auf ein Kanapee, den nannte er sein Arbeitzimmer. Er hatte die Auswahl unter den vielen Gemächern. Im ganzen Hause waren ja nur er und das Ilschen und die törichte Französin. Er dachte sich: „Seit zehn Jahren ist meine Frau nun krank. Das ist's . . . das ist's" . . .

Er zündete sich eine Zigarre an. Er saß ganz still — blaue Wolken, kleine Ringe . . . lösten sich . . . sonderbar, sonderbar war doch das Leben. . . .

In einem jähen Ruck schnellte er empor, öffnete das Geheimfach seines Schreibtisches, las wieder diesen verwünschten Brief, den Schluß:

„. . . und kann es keinem Zweifel unterliegen, daß der Verkauf und die Bevorschussung der bereits anderweitig hypothekarisch verpfändeten Forst gegen das Strafgesetzbuch verstößt. Wir ersuchen Euer Hochwohlgeboren, die Angelegenheit spätestens bis zum ersten Mai abends durch Rückzahlung des Vorschusses an unsere Firma zu regeln, und wir werden dann den Vertrag als annulliert betrachten. Andernfalls müßten wir zu unserm Bedauern der Staatsanwaltschaft" . . .

Verflucht und zugenäht! . . . Kaspar von der Zültz verschloß tiefsinnig den Brief. Er wunderte sich eigentlich immer noch! So viele Jahre war das nun gegangen! . . . So viel Ruhe wie ein Seiltänzer! . . . Schulden . . . Schulden. . . . Ein Loch zu . . . das andere auf . . . mal auch ein gesegneter Abend im Klub in Berlin . . . ein bißchen Luft . . . man hielt sich doch über Wasser . . . man gewöhnte sich daran . . . und nun auf einmal . . . man war doch immerhin ein anständiger Mensch! So hatte er das gar nicht gemeint mit Rehfisch und Kompagnie, Holzhandel und Güteragentur....

Wenn man nun hier mäuschenstill saß . . . ei was . . . leg nur die Löffel an und duck dich! . . . Sie schießen dich doch wie 'nen Hasen im Lager! . . . Sie kommen . . . sie kommen . . . heute noch. . . .

Kaspar von der Zültz stand wieder auf, goß sich Kognak ein und stürzte ihn herunter. Der Wandspiegel drüben warf ihm sein Bild zurück: ein schmächtig schlanker, schöner Mann in der ersten Hälfte der Vierzig. Haar und Bart tief dunkel wie drüben bei dem Ilschen. In den Augen . . . komisch — seinen Augen traute man nie! Nun noch mit der infam elenden Gesichtsfarbe. Wie ein ausgenommener Hering. . . .

Er war sonst ein Kind des Tages und der Welt. Und jetzt diese ungewohnte Stimmung. Über sein Leben hinaus. In das Leben rückwärts mit den Gedanken. Die Jugendzeit. . . . Lieber Gott, was hatte so ein Leutnant viel Sorgen? Gar, wenn einen nun noch der Erbprinz Freund nannte . . . Flügeladjutant an dem kleinen Hof . . . Kammerherr . . . schöne Tage. . . .

Mußte denn nun ausgerechnet der Erbprinz sterben? Wieder in die Front zurück? Kaspar von der Zültz zupfte sich an seiner Krawatte. Er redete sich selbst gut zu: meine Frau hatte doch ein bißchen was, wie wir uns heirateten! Es war ganz vernünftig, daß ich mich angekauft hab! . . . Vielleicht zu groß . . . aber wer kann das wissen? . . . Man will doch mal sein eigner Herr sein. . . . Wenn meine Frau gesund geblieben wäre. . . .

Er fing beinah an zu weinen. Er schlug die Knöchel der Finger aneinander. Sein schönes Abenteurergesicht war schmerzlich verzerrt. Die Frau für immer im Sanatorium. Selten mehr bei sich. Und ich nicht Witwer und nicht Ehemann, das Wurm, die Ilse, auf dem Hals — mit einer Gabe, zu bummeln. . . . Kein Wunder. . . . Und was die Krankheit kostete. . . . Zwei Jahre war er nun bei der Anstalt im Rückstand gewesen. . . . Der leitende Arzt war ja ein anständiger Kerl, mit einer Engelsgeduld . . . aber schließlich hatte er doch gedroht, er müsse die Kranke nun zurückschicken . . . ja . . . wohin denn dann mit ihr . . . um Gottes willen . . . wohin? So war damals das Geschäft mit Rehfisch zustande gekommen. . . Er war so überzeugt gewesen, noch irgendwie Deckung zu finden. Ein Vierteljahr war lang. Aber gestern war der erste Mai. . . .

Komisch, daß es einen gerade an den paar guten Eigenschaften packte, die man noch an sich hatte . . . sonderbar . . . das Leben: Wenn man's jetzt überschaute, war's, als hätt es so sein müssen. Man lief blindlings drauf zu . . . ratsch in die Falle . . . W e r das alles so leitete . . . Herrgott, andere Menschen waren doch auch leichtsinnig . . . Freilich sollte der Mensch nicht spielen . . . Aber er tut's doch nu mal . . . er tut's . . .

Kaspar von der Zültz stand nachdenklich, die Hände in den Hosentaschen. Jetzt nur kalt Blut, sagt der Fuchs beim Kesseltreiben. Noch war nichts geschehen. Vor allem mußte man hier raus aus dem Haus. Den ganzen Tag über. Sonst kamen sie einem über den Hals. Und dann noch einmal zu den Nachbarn. Es war der letzte Versuch. Vielleicht half doch einer im Lande. Dumm nur: die Geschichte hatte sich schon rumgesprochen! . . . Einerlei . . . Nur jetzt keine falsche Scheu . . .

„Anspannen, Johann!" schrie er in den Hof. Dann ging er hinüber in das Eckzimmer. Da saß Ilse immer noch mit der Mademoiselle. Er fuhr der Kleinen mit der Hand über den seidendunkeln Backfischscheitel.

„Na, min Döchting — willste mit? Ich fahr aus!"

„Ja, Papa!"

Ilse schnellte stürmisch empor. Der Télémaque bekam einen Schubs, daß er bis zum Tischrand glitt. Sie hatte das Temperament ihres Vaters.

Die Französin sagte vorwurfsvoll: „Monsieur nimmt Ilse in letzter Zeit fortwährend mit!"

„Na ja . . . wenn's uns doch Spaß macht! . . . Was, Mausi?" Der Hausherr lachte, immer das Unstete im Blick. Er sprach das fließende Französisch des ehemaligen Hofmanns.

„Aber sie bleibt im Lernen zurück, Monsieur! . . . Sie erkältet sich auch noch einmal bei dem Wind und Wetter. Ich übernehme keine Verantwortung!"

Kaspar von der Zültz wurde plötzlich wieder ernst. Bleich. Fünf Jahre älter.

„Nichts zu machen, Mademoiselle Roger! Es gibt Zeiten . . . ich kann jetzt nicht allein sein . . . Verstehen Sie . . . ich muß immer jemand um mich haben . . . Hab aber niemand außer meiner Maus da . . . Also man los . . Pell dich gut ein, Ilse! . . . So! . . . 's kann Abend werden, bis ich zurückkomm! . . . Wer unter Tage nach mir fragt, wird abgewimmelt. Nach Rhinow, Johann!"

Der Wagen rollte lautlos auf weichem Weg durch die weite, ebene Mark. Goldenes Sonnengeglitzer auf tiefblauen Seen, schwarzgrünes Luch und Bruch und lichtgrüne Saat und Föhrendunkel auf weißem Sand, Windmühlenflug auf niederem Hügel, braune Sturzäcker mit Reihen pflügender Gespanne, die Ziegelei da hinten, die Kirchtürme am Horizont . . . es war alles wie sonst und schien, als könne es sich nie ändern, und als sei kein Berlin auf der Welt, und über Kaspar von der Zültz kam allmählich etwas von dem Frieden frischer Luft und würziger Scholle. Er saß gefaßt, in seinen Mantel gewickelt, und rauchte, bis der Kutscher vor einem altmodischen, niederen, still in einen uralten Park gebetteten Gutshaus hielt. Ein junger Leutnant in blauer Attila trat zufällig auf die Freitreppe hinaus. Er erwiderte die Vorstellung des andern.

„Von Sillein! Jawohl! Mein Onkel ist daheim!"

Über der Tür zum Arbeitzimmer stand der Bibelspruch: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen!" Der alte, schlichte Herr von Zotzen-Rhinow war gerade in eine Besprechung mit Förster und Inspektor vertieft, drei ernste, sonnengebräunte Köpfe staken da beisammen. Nun schickte er die beiden Angestellten weg, setzte sich Kaspar von der Zültz gegenüber und sagte, nachdem er mit seinem nervösen Hüsteln und Lachen kurze Zeit geredet, in seiner einfachen Art: „Wieviel oder wie wenig Sie auch brauchen mögen — ich hab es nicht! Ich bin kein reicher Mann. Ich bewirtschafte mein Rhinow und bin froh, wenn ich es meinem Sohn so hinterlassen kann, wie ich es von meinem Vater ererbt hab! Mehr schaut heutzutage da nicht heraus!"

„Ich dachte auch nur: wenigstens eine Unterschrift zum Gutsagen!"

„Da sei Gott vor! Ich werde mich hüten und dem Teufel den kleinen Finger geben!"

„Nun denn . . . Adieu!"

Der stille Christ begleitete seinen Besucher bis zum

Tor. Unterwegs sagte er, und der andere merkte, daß jener schon etwas von der Holzgeschichte wußte: „Beten Sie, Herr von der Zültz. Es liegt Kraft im Gebet!“

Die kleine Ilse wartete im Wagen. Sie saß stillvergnügt und ließ sich von der Sonne bescheinen, froh, die Lerchen zu hören statt der Vokabeln der Mademoiselle Roger. Als sie wieder mit ihrem Vater durch den weiten Rhinower Forst fuhr, fragte der plötzlich mit erstickter Stimme: „Kind, kannst du das Vaterunser?“

„Natürlich, Papa!“

„Bitte ... bet es einmal!“

Die Kleine war verwundert. Aber sie faltete die magern Kinderfinger und fing an: „Unser Vater, der Du bist im Himmel ...“ Und Kaspar von der Zültz krampfte die Hände ineinander und schaute vor sich nieder und bewegte kaum die Lippen, bis es in dem Frühlingswind verklang: „Denn Dein ist das Reich und die Kraft und die Herrlichkeit! Amen!“ Eine wilde Angst zog ihm das Herz zusammen. Nein. Umsonst. Da rührte sich nichts Rechtes. Da war kein Glauben. Keine Hoffnung. So rasch holte man das in zwölfter Stunde nicht nach ...

„Zültz!“ schrie eine heisere Stimme vom Grabenrand. „Zültz! ... Morjen, oller Schwede! ... Morjen, Ilseken! ... Na — wo führt Sie denn der Deibel her?“

Ein kleiner, runder Herr stand da im Jagdanzug, die Flinte in der Hand, das Hütchen über dem krebsroten Kopf bis in den Stiernacken zurückgeschoben, einen Zwicker auf der scharfgebogenen Nase, unter der ein Schnurrbärtchen kriegerisch starrte. Die wasserblauen Äugelchen blickten schlau in die Welt. Der Gurt der Joppe wölbte sich über dem spitzen Bäuchlein. Trotzdem sprang der Fünfziger gelenkig über den Graben und trat an den Wagen heran.

„Guten Morgen, Leggien! Ich wollte eben zu Ihnen nach Bernöwel.“

„So? Schön! Hohe Ehre! Da fahr ich mit!“ Er stieg ein. „Bleib sitzen! ... bleib sitzen, Ilseken. Oder soll ich Sie zu dir sagen, mein Kind ...? Na ... wie du willst!“ Er nahm neben von der Zültz Platz. „Krähen hab ich geschossen! Die Biester gehen mir an meine Fasaneneier! Da versteh ich keinen Spaß ... Na ... Wie steht's bei Ihnen? Was macht das Futter? Gut? Ja ... aber wissen Sie: ich schimpf doch! Ich schimpfe immer! Schließlich zahlt der Landwirt ja doch die Zeche!“

„Na ... Sie gewiß am wenigsten!“

Der kleine dicke Junker lachte. Man war jetzt schon auf seinem Grund und Boden. Dort hinten lag Bernöwel. Das war kein altfränkischer Herrensitz wie bei den Zotzens. Das erinnerte an eine Fabrik mit dem hohen Turm der Brennerei, den Schornsteinen der Dampfmolkerei, den linienweise wie blaugestrichene Batterien aufgefahrenen landwirtschaftlichen Maschinen, dem Wellblechschuppen für die Sachsengänger, den endlosen Reihen von Schweineställen, der kleinen Feldbahn in die Torfmoore hinaus — an eine Fabrik kaufmännischer Großindustrie zur Erzeugung von Branntwein, Schinken, Butter und Mehl, mit dem Hauptbuch im Kontor.

„Ein toller Betrieb — was?“ sagte der von Leggien stolz. Um sie herum waren bunte Kopftücher, fremdartige Gesichter, slawische Laute. Ungarn. Galizier. Russen.

„Ja ... nu geht die Kampagne los! Anno Tobak war's gemütlicher! Aber jetzt muß sich der Mensch wehren — gegen Berlin! ... Wissen Sie: ich mag trotz alledem die Berliner gern! ... Sie haben so was Naives!“

„Da sind Sie auch der erste Mensch, der das ...“

„Doch! Doch! ... Sehen Sie mal: die Berliner halten jeden, der Kartoffeln baut, für dumm! ‚Jotte doch! So'n Ajrarier!‘ Da zuckt schon der Jüngling an der Heringstonne mitleidig die Achseln. Ein Segen fürs Geschäft! ... Ich kann ein Gesicht machen, töricht wie ein Waisenknabe, wenn es sein muß! Ich reiß die Leutchen nicht aus ihren Illusionen!“

„Ja. Sie ...“

„Wollen Sie mit mir frühstücken, Zültz? Ich seh's der kleinen Gnädigen an: sie hat Hunger! Ich hab einen Bordeaux — noch ehrenfeste Bremer Ware, nicht das moderne Gesöff! ... Tröstet einen bei den schlechten Zeiten! ... Das Geld ist knapp! Ich bin froh, daß ich bei meiner Bank Kredit habe! Aber wie son brauner Lappen in natura ausschaut, das weiß ich kaum mehr! Nee — Spaß beiseite ... wahrhaftig, Verehrtester!“

Dabei zwinkerte er den andern treuherzig aus seinen kleinen wäßrigen Augen an. Das war deutlich genug. Es hieß: „Gib dir keine Mühe! Ich weiß schon alles! Aber hier gibt's nischt! ... Keinen polnischen Groschen!“

Kaspar von der Zültz begriff das. Er stieg entschlossen wieder in den Wagen. Der Bernönoeler heuchelte Erstaunen.

„Und ich dachte, Sie hätten mir was zu sagen?“

„Ach nee — lieber nich!“

„Na, denn: Morjen!“

„Morjen!“

Als sie außer Sicht der großen Spiritus- und Schinkenfabrik waren, sagte Ilse kläglich: „Papa! Ich hab aber wirklich Hunger!“

Der Vater fuhr aus seinen Gedanken auf und strich sich über die Stirn, auf der trotz des lauen Maiwindes kalte Schweißtropfen perlten.

„Ja, ja!“ sagte er. „Die Gäule müssen ja auch verschnaufen!“

Sie frühstückten unter alten Linden vor einem Dorfkrug. Ilse fütterte die Hühner und streute Krümel für die Spatzen und ahmte als sachkundiges Landkind das gereizte „Kauter! Kauter!“ des großen Truthahns nach, bis dem vor Zorn der ganze Hals blaurot schwoll. Ihr Vater sah sie, den Kopf auf die Hand gestützt, gramvoll von der Seite an, wie sie, seelenvergnügt kauend, in ihrem weißen Kleidchen dasaß, auf dem durch das noch halbkahle Lindengeäst hindurch die goldenen Sonnenkringel tanzten, das zarte, schmale Kindergesicht mit den dunkeln Augen von dem großen Strohhut überschattet. Dann fuhren sie weiter. Auf Rosenrade zu. Das war kein schlichter Edelsitz wie die andern. Das war ein Schloß, neuerbaut, mit ragenden Türmen, inmitten eines englischen Parks. Hier kam es aufs Geld nicht an. Die Herrin des Hauses stammte aus Hamburg und hatte die drei wilden Schwäne im Wappen derer von Machwitz neu vergoldet. Ihr Gatte war reicher, als es seine Vorfahren hier in sechshundert Jahren je gewesen. Er war ein blonder, eleganter Mann mit einem langen Heidelberger

Durchzieher über die linke Backe, Dr. juris, Kammerherr, mit seiner Frau mehr in seiner Stadtwohnung in Berlin, bei Hof und in der Hofgesellschaft zu Hause als hier draußen. Zu ihm kam man nicht so leicht wie zu den andern. Ein Haushofmeister meldete an, ein Lakai verschwand mit der Karte, ein zweiter führte den Besucher geräuschlos in das Arbeitskabinett.

„Bitte, nehmen Sie Platz! Womit kann ich dienen, Herr von der Zültz?"

Es klang äußerst kühl. Zurückhaltend bis zur Möglichkeit. In seiner gesellschaftlichen Stellung vermied der Kammerherr von Machwitz auf Rosenrade alles, was nicht ganz zweifelsohne war, so ängstlich wie mit Lackschuhen eine Pfütze am Wege. Der andere fühlte das. Er sagte sich: „Was fahr ich eigentlich bei all den Leuten herum? Es hilft ja nichts! Ich bin ja im Kreise bekannt wie 'n bunter Hund!" Aber er war nun einmal da. Er lachte und hüstelte und fing zu reden an. Nicht lange. Dann machte Herr von Machwitz eine Handbewegung.

„Ersparen wir uns das Weitere, Herr von der Zültz! Ich bin leider ganz außerstande ..."

„Ja, aber lassen Sie mich nur ..."

„... völlig außerstande, mich mit Ihren Angelegenheiten zu befassen! Diese Berliner Geschäfte sind nicht nach meinem Geschmack ... bitte, verargen Sie mir meine Offenheit nicht!"

„Oh, bitte sehr!"

Der Kammerherr begleitete mit der Höflichkeit, die ihn nie verließ, seinen Gast bis an die Schwelle des Schlosses. Er begrüßte auch Ilse, die im Wagen aufstand und knickste, mit einer Verbeugung, als sei sie schon eine Dame. Das schmeichelte der Kleinen. Sie war vor Verlegenheit rot geworden. Wieder trotteten die Gäule dahin. Sie ließen die Köpfe hängen. Es ging im Schritt. Die Räder mahlten in weichem Sand. Kaspar von der Zültz schrak empor: „Wo sind wir denn, zum Kuckuck?"

„Bei Görtzke, gnädiger Herr!"

Der Kutscher deutete mit der Peitsche nach dem kaum hundert Schritt entfernten Gutshof hinüber. An den grenzte ein See. Ein graulöpfiger, großgewachsener, hagerer Herr ging da still spazieren, der verwitwete Generalleutnant von Stobberow, dessen beide Söhne 1870 an einem Tag gefallen waren. Es hatte keinen Zweck, den einsamen, weltabgeschiedenen Mann erst aufzusuchen. Jetzt gab es nur noch eine Möglichkeit der Rettung. Kaspar von der Zültz rang mit sich, fuhr sich mit der Hand zwischen Hals und Kragen, als würgte ihn da etwas, und stieß endlich heiser hervor: „Nach Sommerwerk! Zu Exzellenz von Bornim!"

Die Sonne stand tief am Horizont. Die Schatten der Räume wurden lang. Wilde Enten strichen schweren Flügelschlags über den See zur Linken. Wanderstare schwebten schlaftrunken zu Tausenden im Schilf. Fledermäuse huschten.

Kaspar von der Zültz sagte plötzlich: „Ja, damals, wie die gute Mama noch gesund war, Ilse — das war ein Leben" ...

Und dann, weich: „Da hab ich nicht so auf den Landstraßen herumgelegen. Da war ich daheim. Ich hab sie sehr liebgehabt, Kind!"

Und endlich: „Ich hab sie auch jetzt noch lieb! ... Dich auch, Ilse!"

Seine Augen waren feucht. Die Kleine bemerkte es im Dämmer nicht. Sie war müde. Drüben blitzten Lichter. Das war das mächtige Herrenhaus von Sommerwerk, dem größten Dominium rings im Land. Man unterschied nur noch undeutlich die hohen Giebel und die weiten Dächer der Stallungen und Speicher dahinter. Kaspar von der Zültz' Herz pochte. Er dünkte sich sonst in seiner selbstbewußten, lässigen Art jedem überlegen. Aber vor dem alten Bornim hatte er einen Heidenrespekt wie alle Welt. Er war förmlich froh, als er gebeten wurde, einen Augenblick im Salon zu verziehen. Exzellenz seien noch über Land, würden aber bald kommen.

In der Tat fuhr gleich darauf ein hochrädriger Break vor, in dem Wilke von Bornim und zwei andere alte Herren saßen. Sie nahmen vor dem Haus voneinander Abschied. Von der Zültz hörte durch die offenen Fenster, wie der eine raunte: „Überhaupt — was macht Minnigerode jetzt in Berlin? Die Wahlen sind doch erst im Herbst?"

Drauf ein gedämpftes: „Kommen Sie diesen Sommer mal nach Varzin, Bornim?"

Ein Nicken.

„Also dann sagen Sie ihm, daß wir ..."

Das Weitere erstarb in einem Gemurmel. Der Schatten Bismarcks lag einen Augenblick über den drei Junkern. Dann zogen die Pferde. Die beiden andern fuhren weiter. Wie zwei alte Geier saßen sie, mit ihren scharfen, verwitterten Köpfen in ihre Mäntel gewickelt, oben auf dem Wagen, und Wilke von Bornim trat in sein Haus.

Diese unheimlichen, leuchtenden blauen Augen! In denen lag so etwas von selbstlosem Fanatismus ... rücksichtslosem Einsetzen der eigenen Persönlichkeit ... ein: „Hier stehe ich. Ich kann nicht anders. Gott helfe mir. Amen!" ... Es war Kaspar von der Zültz gar nicht wohl zumut unter dem Blick des alten Herrn. Sie saßen einander gegenüber. Er konnte keine Umschweife mehr machen. Er war ganz matt und kaputt. Er brach nach wenigen Sätzen los: „... und kurz und gut: Wenn ich nicht heute noch zwanzigtausend Mark auftreib, so werde ich einfach verhaftet ... vielleicht schon diese Nacht ..."

In dem hundertfach gefurchten Antlitz des alten Bornim regte sich nichts. Die Lampe beschien hell sein aufrechtstehendes weißes Haar, den kampflustig gesträubten, schlohweißen Schnurrbart. Er rauchte. Er sprach kein Wort.

Der andere sprang auf. Er lachte heiser. „Herrgott — das ist ja gräßlich, Exzellenz! ... Reden Sie doch wenigstens irgendeinen Ton!"

„Ich weiß nichts, Herr von der Zültz!"

„Aber was soll ich denn machen?"

Wieder keine Antwort.

„Ich soll mich totschießen — meinen Sie? ... He?"

Schweigen.

Der Wendisch-Wiescher rang die Hände. Er flehte beinah. Die Stimme überschlug sich ihm.

„Exzellenz ... Sie sind doch hier im Kreis sozusagen unser mahnendes Gewissen ... unser Vorkämpfer ...

unser Vorbild ... Alles schaut mit Verehrung zu Ihnen auf ... Sie haben die höchsten Würden erreicht ... Sie kennen das Leben wie keiner ... Herrgott ... Sie sind doch ein Christ ..."

Das wirkte. Exzellenz von Bornim hob das Haupt.

„Ich bin ein alter Mann!" sagte er. „Und das Leben hat mich gelehrt, daß man alle Leute retten kann, nur die Spieler nicht! ... Sie sind ein Spieler. Waren's immer. Mein Zweiter, der Lüdecke, der Kavallerist, jeut auch und wird einmal daran um die Ecke gehen. Das weiß ich jetzt schon ... Und was Sie betrifft: Sie wären in einem Jahr wieder gerade so weit wie jetzt, Herr von der Zültz, und das Geld wäre ins Wasser geworfen."

„Und da soll ich nun so einfach mir nichts, dir nichts verloren sein — was? Keiner streckt die Hand aus, um mir zu helfen?"

„Seien Sie nicht ungerecht!" sprach der alte Herr ernst. „Sie wissen genau: es hat Ihnen jeder hier schon einmal geholfen. Ich selbst schon dreimal. Und es war immer umsonst. Und diesmal ist die Geschichte einfach schmuddelig ..."

Das Feuer in seinen blauen Augen verstärkte sich. Er stand auf und stampfte mit dem Fuß.

„Eine verfluchte Schmuddelei ist es, Herr von der Zültz! Das mit dem Holzverkauf. Das wollen wir doch einmal offen aussprechen. Da geh ich nicht mit. Das können Sie nicht verlangen. Es tut mir weh genug, daß so was möglich ist! Was soll ich denn im Reichstag sagen, wenn man mir solche faulen Sachen meiner Standesgenossen unter die Nase hält? ... Das Maul muß ich halten wie ein dummer Junge! Ich schufte für uns alle, und Sie machen mir hier meine Arbeit zunichte! ... Wenn wir die Ersten im Lande Preußen sein wollen, Herr von der Zültz, dann müssen wir 'ne weiße Weste anhaben, so weiß, wie sie grade von der Plättfrau kommt. Auch nicht ein Stäubchen drauf! ... Nee ... Nee ... da hab ich kein Mitleid mehr ... nee ... nee ... tut mir leid ..."

Der alte Herr ging ein paarmal stürmisch durch das Zimmer. Dann blieb er stehen.

„Wenn Ihnen mit dem Geld nach Amerika gedient ist, das können Sie haben! Auf der Stelle!"

„Herr von Bornim ..."

„Sie brauchen gar nicht aufzubrausen! Was faul ist, fällt vom Stamm. Mehr kann ich nicht tun. Soll ich das Geld holen?"

Kaspar von der Zültz fing an, nervös zu schluchzen. Er überragte die kleine Exzellenz vor ihm um zwei Hauptеslängen. Aber er stand vor ihm wie vor einem Richter. Der alte Bornim sah ihn mit unverhohlenem Widerwillen an. Ein weinender Mann ... Pfui ... Plötzlich stieß der andere einen unartikulierten Ton aus, stürzte ohne ein weiteres Wort aus dem Zimmer, lief durch den Flur, sprang in den Wagen ... Wilke von Bornim sah im Dunkel des Hofs die beiden Laternen sich bewegen, die Pferde anziehen ... Wer lehnte denn da noch neben dem Unglücksmenschen auf dem Rücksitz? ... Ein halbwüchsiges Mädchen, den Kopf schlaftrunken vornüber gesunken, friedlich schlummernd ... Ach so ... die kleine Ilse ... seine Tochter ...

Das Antlitz des alten von Bornim wurde noch ernster. Er ging hinüber in seinen großen Arbeitsraum. Dort sah es nicht so aus wie sonst bei den Landjunkern. Wohl fehlten auch hier die Schriftstücke der Gutsverwaltung nicht, Holz- und Korn- und Lohntabellen, Abrechnungen mit der Dampfmolkerei, Spiritus- und Steuerkorrespondenzen, Briefe an das Kirchenpatronat und den selbständigen Gutsbezirk Sommerwerk, aber sie verschwanden neben den Aktenstößen, die den mächtigen Schreibtisch, die Stühle, den Fußboden bedeckten, die Regale an den Wänden füllten: die Drucksachen des Reichstags und des Herrenhauses, die Verhandlungen des Provinziallandtags und des Kreisausschusses, der General- und der Provinzialsynode, des Kriegervereins und des Johanniterordens, des patriotischen Wahlvereins und der Brandschätzungskommission, Schreiben von Parteifreunden aus nah und fern, Zeitungsnummern mit blau angestrichenen politischen Artikeln, Zuschriften aus den Ministerien ... Aus diesem niederen, von Tabakrauch durchzogenen, mit Rehgehörnen geschmückten Raum, von diesem unscheinbaren kleinen Hern, der in ihm saß, strömte ein zäher, unbändiger Wille zur Macht hinaus über das Land, über Preußen und das Reich.

Über dem Schreibtisch hing ein Kruzifix. Auf das richtete der alte Bornim die Augen. Er sann. War das nicht eine Unterlassungsünde? Der, den er eben in die Nacht und in sein Schicksal hinausgesandt, der besaß eine kranke Frau, ein unmündiges Kind. Die durften nicht für ihn leiden. Denen mußte man beispringen.

Diese Sorge begleitete ihn zum Abendessen, das er allein mit seiner Frau einnahm. Die drei Töchter waren für den Abend zu den Zotzens nach Rhinow geladen, wo sich durch einen merkwürdigen Zufall auch der Neffe dieses Hauses, der Husarenleutnant von Sillein, seit Wochen aufhielt. Die beiden alten Leute, die in einer lächerlich glücklichen Ehe lebten, saßen bei Tee und kalter Küche und taten, was sie zum Zeitvertreib immer bei der Lampe taten — sie stritten sich über Gott und die Welt, diesmal über das Datum ihrer Ankunft in Innsbruck auf ihrer Hochzeitsreise vor dreißig Jahren, bis Herr von Bornim scheinbar böse wurde und mit der flachen Hand auf den Tisch schlug: „Hoho ... Malwinchen! Da muß ich aber doch sehr bitten" ...

Und ebenso entrüstet sie, die rundliche Exzellenz: „Wilkchen ... du bist manchmal wirklich komisch ..."

Gleich darauf taten sie, als sei gar nichts geschehen, und Philipp, der greise Diener hinten am Büfett, verzog keine Miene. Er kannte das seit einem Vierteljahrhundert. Als er hinausgegangen, schob Wilke von Bornim seinen Teller zurück und sagte plötzlich: „Weißt du, Malwinchen: ich hab wirklich allen Grund, unserm Herrgott dankbar zu sein. Er hat mich gnädig geführt!"

„Du verdienst es auch, Wilkchen!"

„Die Eitelkeit der Welt mein ich nicht. Ob ich abends meine Orden wegschließ oder meine Hosenträger abknöpf, das ist mir egal. Aber daß ich dich bekommen und behalten hab und die Meinen und mein Haus und Dach ... Ich weiß einen, Mallichen, der muß morgen von Haus und Hof, und seine Frau ist unheilbar krank, und was aus seinem Kind wird, weiß keiner ..."

„Hilf ihm, Wilkchen!"

„Nicht wahr, Mutter?" sagte der alte Herr. „Ich muß doch!"

Er fand diese Nacht keinen Schlaf. In ihm klang das Wort der Schrift: „Was du tust, das tue bald!"... Was konnte jetzt, zwischen Eulenruf und Hahnenschrei, alles drüben in Wendisch-Wiesche passieren? Ein Mensch wie der Zültz, der gleich toll aufflackerte wie 'ne Strohmiete im Blitzschlag... der unsinnige Abenteurer!... Exzellenz von Bornim stand auf. Ging unruhig auf und nieder. Um halb vier Uhr morgens weckte er selbst den Kutscher und ließ anspannen.

Es war noch dunkel draußen, als er nach Wendisch-Wiesche fuhr. Morgenkühle. Totenstille. Kaum hörbar das Janken der Bauernköter in der Ferne. Sanftes Unkenklagen und breites Froschknarren aus dem Bruch. Dann erhellte sich allmählich die Welt. Weiße Schwaden wallten über der Erde, hingen im Parkgeäst von Wendisch-Wiesche. In tiefem Schlaf, mit geschlossenen Fensterläden lag unter ihnen das Herrenhaus.

Wilke von Bornim stieg aus und klingelte. Klingelte wieder. Lange und durchdringend. Ein schlaftrunkener Diener schlürfte endlich auf Pantoffeln durch den Flur, machte das Haustor auf, erkannte die Exzellenz, ließ ihn erstaunt, mit tiefem Bückling eintreten. Im selben Augenblick öffnete sich im Oberstock ein Fenster und wurde sofort wieder klirrend zugeworfen... kurze Stille... dann, deutlich vernehmbar, ein Schlag... oder Fall... oder Schuß...

Und zugleich fuhr es dem alten Bornim durch den Kopf: Um Himmels willen... er hat den Wagen gesehen... das Läuten gehört... er hat geglaubt, das Gericht kommt, ihn zu holen... Er stürzte hinter dem Diener die Treppe hinauf. Oben roch es in der Luft, ganz leise, ganz fein, nach Pulverdampf, wie bei der Jagd... Die Tür zum Schlafzimmer war unverriegelt...

Da lag der Zültzer auf dem Bett. Im Nachthemd. Ein bloßes Bein am Boden. Daneben ein schwach dünstender Revolver. Er hatte die Augen geschlossen. Blut träufelte aus Mund und Nase auf das weiße Kissen. Wohin er sich in den Kopf geschossen, war nicht zu erkennen. Er röchelte. Er lebte noch...

Der alte Bornim war 1870 als Johanniter mitgewesen. Hatte Lazarette unter sich gehabt. Wußte Bescheid: Hier war keine Zeit zu verlieren. Zum Arzt! So rasch wie möglich! Jetzt war er noch daheim. Die Kreisstadt war eine Viertelstunde raschen Trabs entfernt. Zum Glück hatte der Diener die Ackerknechtskräfte seines früheren Berufs. Er trug fast allein den Bewußtlosen, in eine Decke gewickelt, hinab in den Wagen. Vorwärts!... Niemand sonst im Hause hatte etwas gemerkt.

Als Wilke von Bornim nach einer guten Stunde allein wieder vor dem Herrenhaus von Wendisch-Wiesche hielt, lachte goldener Sonnenschein und zwitscherten die Vögel. Innen hantierten ahnungslose Mägde. Schwatzten. Trällerten vor sich hin. Machten große Augen beim Anblick des alten Herrn. Nun befahl er: „Wecken Sie mal gleich das Fräulein Ilse, sie möchte so gut sein und sofort aufstehen und herkommen! Und ihre Mademoiselle auch!" Und als die Französin hinter ihrer verschlossenen Tür etwas von: „Mon Dieu!" piepste, wurde er ärgerlich auf das unnütze Frauenzimmer.

„Keine Sperenzchen, zum Kuckuck! Sonst fahr ich ohne die dumme Trine ab... Oh... da sind Sie ja, Ilschen!" Seine Stimme war sofort freundlich, väterlich gütig. „Papa läßt Sie grüßen! Er hat plötzlich nach Berlin müssen und mich gebeten, Sie wieder für ein paar Tage zu uns nach Sommerwerk zu nehmen. Möchten Sie?"

„Oh fein!" sagte die Kleine erfreut und kletterte in den Wagen. Daß die Französin auch mitkam, war ihr einziger Kummer. „Nach Hause!" befahl Herr von Bornim.

Die kleine Ilse sagte plötzlich: „Oh, pfui!"

„Was denn, Kind?"

„Sie haben ja Blut am Ärmel, Exzellenz!"

Der alte Herr biß sich auf die Lippen. Er ersann rasch etwas. Er hatte sich beim Rasieren geschnitten... natürlich... heute im Dunkeln.... Aber Ilse von der Zültz dachte schon nicht mehr daran. Sie saß still da, ein Lächeln um den Mund. Die Morgensonne stand schon ziemlich hoch. Sie übergoß ihr zartes, fein geschnittenes Gesicht mit einem geheimnisvollen rötlichen Schein. Und die großen, dunklen Augen. Das seidenweiche Haar. Die schlank knospende Gestalt. Wilke von Bornim sah sie von gegenüber an, und es ging ihm, zum erstenmal, unwillkürlich durch den Kopf: Herrgott... wird das Mädel mal schön... Und das Temperament des Vaters in den Adern... Und keine Mutter... kein Elternhaus... kein Geld.

Aus der jungen Wintersaat am Weg stiegen die Lerchen mit hellem Schlag empor ins weite, unendliche Blau. Ilse folgte ihnen mit dem Blick und lächelte träumerisch. So fuhr sie in das Leben hinaus.

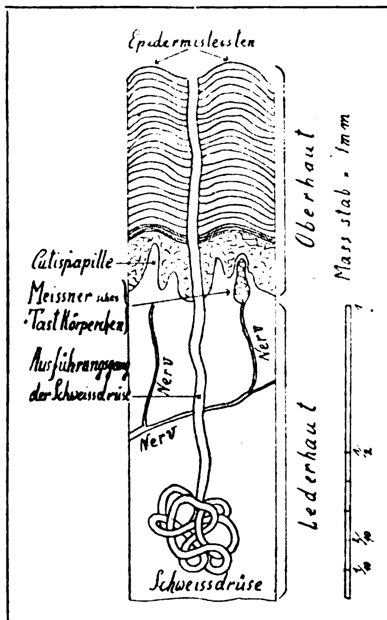
(Fortsetzung folgt.)

Der Tastsinn des Menschen

Von Prof. Dr. Adolf Basler.

Die Annahme, daß den Menschen fünf Sinne zur Verfügung stehen, kann — auch wenn darunter nur die sogenannten äußeren Sinne verstanden werden sollen — der modernen Physiologie nicht mehr genügen, denn wir kennen jetzt eine wesentlich größere Zahl. Diese Vermehrung rührt hauptsächlich daher, daß wir gezwungen sind, das „Gefühl" in eine Reihe von Sinnen zu zerlegen, die nur die gemeinsame Eigentümlichkeit besitzen, daß ihre Organe in der Haut liegen. Deshalb werden sie auch allgemein unter den Namen der Hautsinne zusammengefaßt. So unterscheiden wir von diesen Hautsinnen einen Tast-, einen Wärme-, einen Kälte- und einen Schmerzsinn.

An dieser Stelle soll nur über den Tastsinn gesprochen



1. Durchschnitt der Haut der Fingerspitze bei etwa 40facher Vergrößerung.

werden. Er hat die meiste Aehnlichkeit mit dem Gesicht, insofern, als wir durch die Haut unterrichtet werden über das räumliche Nebeneinander der äußeren Objekte, eine Fähigkeit, die von den übrigen Sinnesorganen nur noch das Auge besitzt. Aus diesem Grunde wird es möglich sein, die Haut im Laufe der Arbeit mehrfach mit dem Auge zu vergleichen.

Der Unbefangene wird ohne weiteres sagen: Wir fühlen mit jeder Stelle der Haut, ob ein Körper eine Erhabenheit hat oder nicht, ebenso ob er rauh ist oder glatt. Und doch befindet sich der, der diese Überzeugung ausspricht, in einem großen Irrtum. Es können nämlich nur einzelne, ziemlich scharf umgrenzte Punkte der Haut Berührung wahrnehmen, alle dazwischenliegenden Gebiete dagegen nicht.

Die empfindlichen Stellen, die als Tastpunkte bezeichnet werden, lassen sich dadurch ermitteln, daß man die Haut mit einer feinen Borste an möglichst vielen nebeneinanderliegenden Stellen berührt. Die Empfindung davon tritt dann jedesmal auf, sooft zufälligerweise ein Tastpunkt getroffen wird.

Fast die ganze menschliche Haut ist mit Härchen bedeckt. Diese sind zwar gewöhnlich klein und zart, so daß sie häufig nicht bemerkt werden. Wenn man aber genauer zusieht, so kann man sich von ihrem Vorhandensein leicht überzeugen. Da, wo sie aus der Haut heraustreten, liegen im allgemeinen die Tastpunkte. Frei von Haaren ist nur die Hohlhand und die Fußsohle; das ist ein Zwanzigstel, also nur ein kleiner Bruchteil der ganzen Körperoberfläche. An diesen Partien stehen die Tastpunkte wahrscheinlich im Zusammenhang mit besonderen Sinnesapparaten, die nach ihrem Entdecker als Meißnersche Tastkörperchen bezeichnet werden. Es sind 1/10—2/10 Millimeter lange und wesentlich schmälere Gebilde, die demnach mit dem unbewaffneten Auge nicht zu erkennen sind. Um ihre Lage beschreiben zu können, ist es nötig, etwas näher auf den Bau der menschlichen Haut einzugehen.

Die obenstehende Figur 1 stellt schematisch einen Durchschnitt der Haut der Fingerspitze bei ungefähr 40facher Vergrößerung dar. Die wirklichen Dimensionen der einzelnen Teile kann man aus dem daneben gezeichneten Maßstab leicht ersehen. Die oberste Schicht wird gebildet von der Oberhaut oder Epidermis, die an ihrer äußeren Fläche, namentlich an der Hohlhandseite der Fingerspitzen (Abb. 2) gebogene Leisten trägt. Zwei von ihnen sind auf dem Durchschnitt (Abb. 1) quer getroffen. In der Tiefe schließt sich an die Epidermis die Lederhaut oder Cutis an. Unter jeder Leiste sendet diese Schicht zwei Reihen kegelförmiger Fortsätze, die Cutispapillen, nach oben. In vielen Papillen nun sind Meißnersche Tastkörperchen enthalten. Von jedem dieser Gebilde geht eine Nervenfaser aus, die durch viele Nervenäste hindurch schließlich mit dem Gehirn in Verbindung steht und so die Erregung dorthin gelangen lassen kann.

In neuerer Zeit sind zwar Stimmen laut geworden, daß die Tastkörperchen nicht der Tastempfindung dienen, doch sind diese Behauptungen zu wenig gestützt, als daß hier darauf eingegangen werden könnte. —

Wird eine Hautpartie an zwei Punkten gleichzeitig berührt, etwa mit beiden Spitzen eines stumpfen Zirkels, dann nimmt man je nach der Entfernung der beiden Zirkelspitzen entweder zwei getrennte Reize oder nur eine einzige Berührung wahr. Der Abstand der beiden Zirkelspitzen, bei dem die Reize gerade als doppelt empfunden werden, gibt uns ein Maß für die Feinheit des Tastsinns. Diese Distanz ist für die einzelnen Teile des Körpers sehr verschieden. An dem Handgelenk z. B. müssen zwei aufgedrückte Zirkelspitzen weiter von einander entfernt sein, um einzeln empfunden zu werden, als an den Fingerspitzen, und noch größer muß der Abstand am Arm sein. Wie auffallend die Unterschiede sein können, mag daraus hervorgehen, daß die kleinste wahrnehmbare Entfernung an den Fingerspitzen auf 2 Millimeter angegeben wird, am Oberarm auf 68 Millimeter.

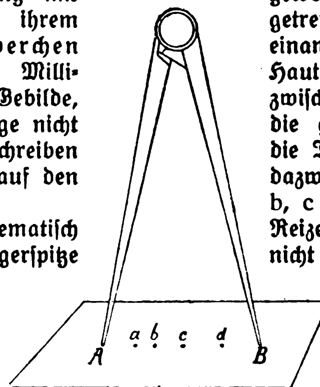


Abb. 2. Epidermisleisten am Endglied der Finger. Dieselben sind, damit man sie besser sieht, tiefschwarz gezeichnet. Ein ähnliches Bild erhält man, wenn man seinen Finger auf einem berußten Papier abdruckt; nur werden dann die Leisten weiß u. die Täler schwarz.

Auf Abb. 3 sind die eben erkennbaren Entfernungen der zwei Reize auf den einzelnen Körperstellen eingetragen.

Ganz allgemein läßt sich das Gesetz aufstellen, daß je beweglicher der Körperteil, um so feiner die Tastempfindung ist.

Wenn an den Fingerspitzen die eben wahrnehmbare Distanz von zwei gereizten Punkten ungefähr 2 Millimeter beträgt, so ergibt sich daraus, daß der Raumsinn an der Haut für gleichzeitige Reize viel schlechter ist als der der Augen. Denn ein normales Auge sieht auf die gewöhnliche Leseweite noch zwei Punkte als getrennt, die 0.06—0.08 Millimeter voneinander entfernt sind. Sucht man an einer Hautstelle (auf Abb. 3 als Rechteck dargestellt) zwischen den beiden Zirkelspitzen A und B, die gerade unterschieden werden, auch noch die Tastpunkte auf, so findet man stets mehrere dazwischen. Sie sind mit den Buchstaben a, b, c und d bezeichnet. Der Abstand der beiden Reize darf jedoch nicht kleiner sein, wenn sie nicht gleichzeitig, sondern der zweite etwa eine Sekunde nach dem ersten erfolgen. Man kann dann sogar schon erkennen, daß es sich um zwei Berührungen handelt, wenn zwei unmittelbar benachbarte Tastpunkte erregt werden, also etwa der Punkt b und c nebenstehender Skizze.



3. Hautstelle, als Rechteck dargestellt.

Beim absichtlichen Tasten verwenden wir nicht beliebige Teile unseres Körpers, sondern ganz bestimmte Hautgebiete, wenn irgend möglich die Hohlhandseite der Fingerspitzen. Die Finger werden aber dabei nicht einfach auf den befühlten Gegenstand gelegt, sondern sie gleiten mit einem Druck von 1—3 Gramm darüber hinweg. Soll festgestellt werden, ob ein Papier oder Stoff sich rauh oder glatt anfühlt, dann nehmen wir den Stoff zwischen Daumen und Zeigefinger und führen reibende Bewegungen aus. Ihre Geschwindigkeit beträgt gewöhnlich 30—40 Millimeter in der Sekunde.

Ganz erstaunliche Leistungen liefern die Personen, die auf das Tastgefühl am meisten angewiesen sind: die Blinden. Um diesen Unglücklichen das Lesen zu ermöglichen, hat man Bücher hergestellt, bei denen die Schrift aus erhöhten Lettern besteht. Da aber die gewöhnlichen Buchstaben zu viele Einzelheiten enthalten, wird in neuerer Zeit in den Blindeninstituten stets die Braillesche Punktierschrift gelehrt. Bei dieser bestehen die Buchstaben aus einzelnen erhöhten Punkten, die in verschiedener Weise kombiniert sind. Zum Lesen dieser Schrift bedienen sich die Blinden, soweit meine Erfahrungen reichen, stets des Zeigefingers, in der Regel des rechten und linken zugleich. Dabei fährt der Blinde langsam über die Zeile. Nach einer flüchtigen Schätzung wurden in einem Fall, bei dem ich zugesehen habe, vom Finger etwa 2 Zentimeter in der Sekunde zurückgelegt. Dabei handelte es sich um durchaus keinen geübten Blinden, und doch ist diese Leistung für einen Sehenden fast ganz unbegreiflich. Denn hier soll ja nicht nur festgestellt werden, ob ein Objekt sich rauh oder glatt anfühlt, wie bei den eben beschriebenen Versuchen, sondern der Blinde muß die einzelnen erhöhten Punkte in ihrem Zusammenhang erfassen. —

Für die Haut selbst muß es ganz gleichgültig sein, ob der Finger sich über das stillstehende, mit erhöhten Punkten versehene Papier bewegt, oder ob er in seiner ursprünglichen Lage bleibt und das Papier wandert. Deshalb ist es nicht ohne Interesse, das Erkennen von Bewegungen mit Hilfe des Tastgefühls zu untersuchen.

Wenn die Lageveränderung eines an sich wahrnehmbaren Objekts nicht gefühlt wird, kommen zwei Gründe dafür in Frage: nämlich die Bewegung kann sich einmal mit zu kleiner Exkursion vollziehen, oder zweitens, sie erfolgt zu langsam. Es war also zunächst notwendig, festzustellen, wie groß die Verschiebung eines über die Haut gleitenden Objekts sein muß, damit sie als solche gerade noch erkannt wird. Um dergleichen Versuche auszuführen, wurde durch eine besondere Vorrichtung ein Hartgummistift, den man mit der Zeigefingerspitze berührte, eine sehr kurze, aber trotzdem meßbare Strecke weit hin und her geschoben. Dabei ließ sich feststellen, daß an der Zeigefingerspitze von den meisten Personen eine Bewegung schon bei einer Exkursion von $^{2}/_{100}$ Millimeter erkannt wurde, nicht mehr dagegen, wenn sie nur $^{1}/_{100}$ Millimeter betrug. Die Leistung der Haut erwies sich demnach für das Erkennen von Verschiebungen ebensogut wie die der Augen. Denn bei gewöhnlicher Leseweite kann eine Bewegung von $^{2}/_{100}$ Millimeter gerade noch gesehen werden. Damit man aber gleichzeitig auch die Richtung erkannte, in der der Stift verschoben wurde, war allerdings eine viel größere Exkursion nötig.

Um die eben erkennbare kleinste Geschwindigkeit zu ermitteln, wurde eine Versuchsanordnung getroffen, die es ermöglicht, den oben erwähnten Hartgummistift sich verschieden schnell bewegen zu lassen. Es ergab sich, daß die Verschiebung selbst von Ungeübten mit dem Zeigefinger erkannt wurde, wenn der Stift in der Sekunde einen Weg von mindestens $^{1}/_{20}$ Millimeter zurücklegte. Bei einiger Übung durfte die Bewegung sogar noch langsamer erfolgen. Auch diese Leistung des Tastgefühls ist eine recht ansehnliche und kommt auch wieder ungefähr der des Auges bei einer Entfernung des Objekts von 30 Zentimeter gleich. —

Zwei nacheinander die gleiche Stelle unserer Haut treffende Tastreize werden selbstverständlich als zwei gesonderte Schläge gefühlt, wenn das gleiche Intervall zwischen ihnen groß ist. Läßt man aber die dazwischenliegende Pause immer kleiner werden, dann müssen selbstverständlich einmal die Reize so schnell aufeinander folgen, daß sie nicht mehr als getrennt unterschieden werden können. Sollten die zwei Schläge mit der Zeigefingerspitze als getrennt erkannt werden, so durfte das zeitliche Intervall nicht kleiner sein als rund $^{5}/_{100}$ Sekunde.

Anders verhält sich aber die Sache, wenn es sich um eine ganze Reihe rhythmischer Stöße handelt, die auf die Haut treffen. Eine solche Folge von Erregungen wird an den Fingerspitzen im allgemeinen erst als einh.itlicher Druck empfunden, wenn mehr als 800 Reize in d.r Sekunde erfolgen. Liegen dagegen die einzelnen Schläge weiter auseinander als $^{1}/_{800}$ Sekunde, fühlt man ein eigentümliches Schwirren. An anderen Körperstellen tritt aber schon bei kleinerer Schwingungzahl eine Verschmelzung ein. So genügen am Vorderarm z. B. schon 300—600 Reize in der Sekunde, um eine kontinuierliche Empfindung hervorzubringen.

Alles bisher Gesagte bezieht sich in der Hauptsache auf die Stellen, mit denen wir absichtlich tasten. Andererseits ist aber unsere ganze Körperoberfläche befähigt, Tastempfindungen zu übermitteln. Fühlen wir doch sofort jede zufällige Berührung, an welchem Körperteil sie auch stattfinden möge. Und was besonders hervorgehoben sei; wir erkennen diese Berührung, auch wenn sie mit verschwindend kleiner Kraft ausgeführt wird. Hierin sind die meisten Teile des Körpers sogar den Fingerspitzen überlegen.

Es lag nicht in meiner Absicht, eine erschöpfende Darstellung des Tastgefühls zu geben, doch dürfte das Mitgeteilte schon genügen, um den eminenten Wert dieses Sinnes zu zeigen. Daß die Blinden auf ihn vollkommen angewiesen sind, wurde schon erwähnt; aber auch für normale Menschen ist er geradezu unentbehrlich. Seine Notwendigkeit wird wie bei so vielen Dingen erst erkannt, wenn er fehlt. So läßt sich zeigen, daß man bei geschlossenen Augen nicht einmal mehr richtig stehen kann, wenn durch geeignete Maßnahmen die tastempfindlichen Apparate in der Haut der Fußsohle gelähmt werden. Noch viel weniger könnten wir die außerordentlich fein abgestuften Bewegungen unserer Finger, wie sie z. B. zum Schreiben nötig sind, ausführen, wenn wir nicht die Kontrolle durch das Gefühl hätten.

Wenn wir demnach den Tastsinn unter keinen Umständen entbehren können, und wenn er sogar imstande ist, das Auge zum großen Teil zu ersetzen, dann erfordert es sozusagen unsere Dankespflicht, neben dem mehr imponierenden Gesicht und Gehör auch einmal den bescheideneren Bruder ins Gedächtnis zurückzurufen. Denn neben der leuchtenden Rose übersieht man gar zu leicht das bescheidene Veilchen.

Belauschte Tiere.

Von Fritz Skowronnek. — Hierzu 11 Momentaufnahmen.

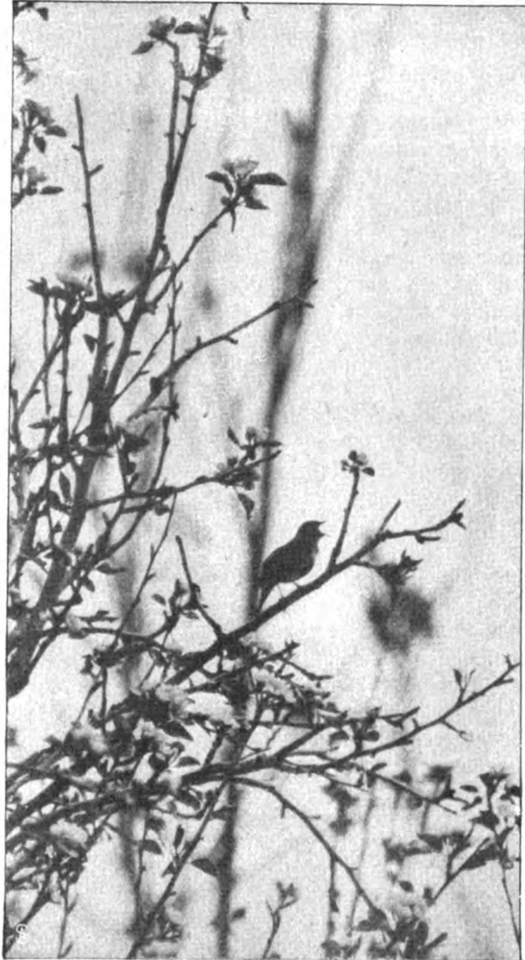
Der große Aufschwung der Naturwissenschaften, der etwa in der Mitte des vorigen Jahrhunderts einsetzte, hat allmählich alle Schichten des Volkes mit Interesse für die Natur erfüllt. Aus dem Interesse erwuchs die Freude an der Natur, und aus dem Verständnis keimte die Liebe auf, deren Erfolge sich auf allen Gebieten zeigen. In früheren Jahrhunderten dachte niemand daran, daß die Tiere Lust und Qual empfinden wie wir, niemand empfand die Schönheit eines uralten Baumriesen ... Ohne Rücksicht auf die Nachwelt wurden ganze Tiergattungen ausgerottet, prächtige Landschaftsbilder wurden zerstört, wenn irgendwelche materielle Interessen es verlangten.

Jetzt suchen wir zu schonen und zu erhalten, was irgendwie der Beachtung wert ist. Aus den Menagerien, die nur der Schaulust dienten, sind zoologische Gärten geworden, die sich neuerdings Naturparks nennen, weil sie uns die Tiere nicht mehr einzeln in engen Käfigen oder umgitterten Räumen zeigen, sondern zu Familien vereinigt und in einer Umgebung, die der Natur ihrer Heimat möglichst genau nachgebildet ist.

Darin liegt ohne Zweifel ein großer Fortschritt, der nicht nur den gefangenen Tieren, sondern auch der Belehrung des Menschen dient, denn in den engen Käfigen sehen wir wohl die Gestalt des Tieres, aber nicht, wie es sich in der Natur benimmt. Das ist für die Erweiterung unserer Naturerkenntnis von großer Wichtigkeit, weil die Beobachtung völlig freilebender Tiere mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Es gibt nur wenige Arten, die, wie Storch, Schwalbe, Sperling, sozusagen unter den Augen des Menschen leben, so daß er ihr Tun und Treiben aus geringer Entfernung beobachten kann.

Alle andern Arten sehen in dem Menschen ihren schlimmsten Feind und entziehen sich einem Zusammentreffen durch eilige Flucht. Daher kommt es, daß selbst harmlose Spaziergänger so selten einen Fuchs, einen Marder, eine wilde Taube aus der Nähe erblicken, weil das mit feinen Sinnen ausgerüstete Tier das Herannahen des Menschen schon von weitem erkennt und sich beizeiten entfernt.

Nur dem Jäger, der unter Vermeidung jeglichen Geräusches pirscht, gelingt es, ein Wild so zu beschleichen, daß er es genau beobachten kann. Auch auf dem Anstand frühmorgens oder abends, wenn man stundenlang in guter Deckung sitzt oder steht und



Phot. M. Steckel.

Schlagende Nachtigall.



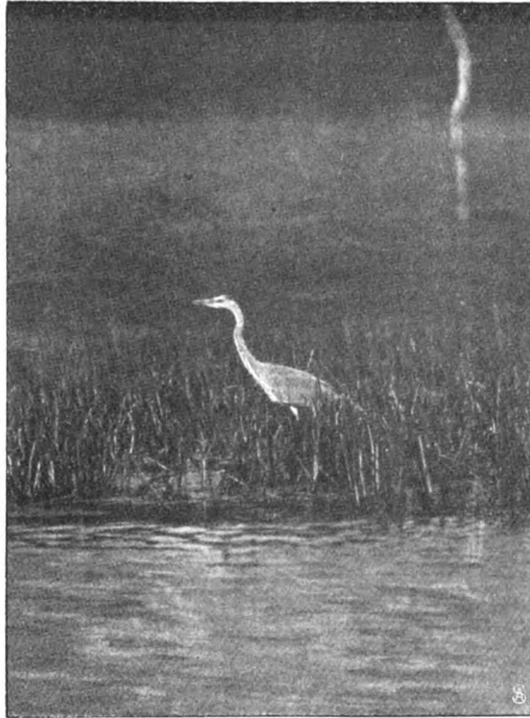
Phot. M. Steckel.

Elchkälber im Revier Ibenhorst am Kurischen Haff.

sich mäuschenstill verhält, erlebt man reizende Szenen.

Der Versuch, freilebende, scheue und vorsichtige Tiere auf die photographische Platte zu bannen, ist daher das Schwierigste, was diese Schwarzkunst bisher unternommen hat. Genau wie der Jäger muß der Photograph mit dem Standort und den Lebensbedingungen der Tiere vertraut sein, um zu wissen, wo er sie beschleichen oder erwarten könnte. Dabei muß er die Gewandtheit eines Indianers auf dem Kriegspfad und noch öfter die stoische Geduld eines indischen Fakirs betätigen, und schließlich muß er auch seine Kunst beherrschen, damit sie ihm im entscheidenden Augenblick nicht versagt.

Wir sind heute in der Lage, unseren Lesern einige hochinteressante Momentaufnahmen freilebender Tiere



Phot. M. Steckel.

Grauer Reiher am Möwenbruch bei Rossitten.

Förster in Ostpreußen, der von der Veranda seines Hauses mit dem Glas eine Reiherkolonie beobachten kann, hat mir berichtet, daß ein Elternpaar seinen Jungen täglich mindestens zehn größere Fische von einem Pfund und darüber zuträgt. Der dritte Teil würde trotz des unheimlich lebhaften Stoffwechsels dieser Tiere zur Ernährung hinreichen, wenn die Jungen nicht so wählerisch wären, den Bauch und die Weichteile zu fressen. Der Rest wird einfach aus dem Nest geworfen.

Außer seiner Schädlichkeit besitzt der Reiher auch noch Federn, die als Kopf- oder Hutschmuck für Damen sehr beliebt sind und wesentlich dazu beitragen, daß ihm eifrig nachgestellt wird. Das Bild, daß am Möwenbruch bei Rossitten auf der Kurischen Nehrung aufgenom-



Phot. M. Steckel.

Goldfasane im Revier Kritschim bei Philippopel.

zu zeigen, die wir dem Photographen Max Steckel in Kattowitz verdanken. Obenst. Abb. zeigt uns einen überaus scheuen Vogel, den selbst der Jäger meistens nur aus respektvoller Entfernung zu Gesicht bekommt: den grauen Reiher. Der schöne stattliche Vogel wird wohl leider bald aus unserem Landschaftsbild verschwinden. Er hat sich durch seine Kunst, viele und große Fische zu fangen, die erbitterte Feindschaft aller Fischer und Teichwirte zugezogen. Und namentlich die letzteren können ihn an ihren Teichen nicht dulden, weil er sie empfindlich schädigen würde. Ein

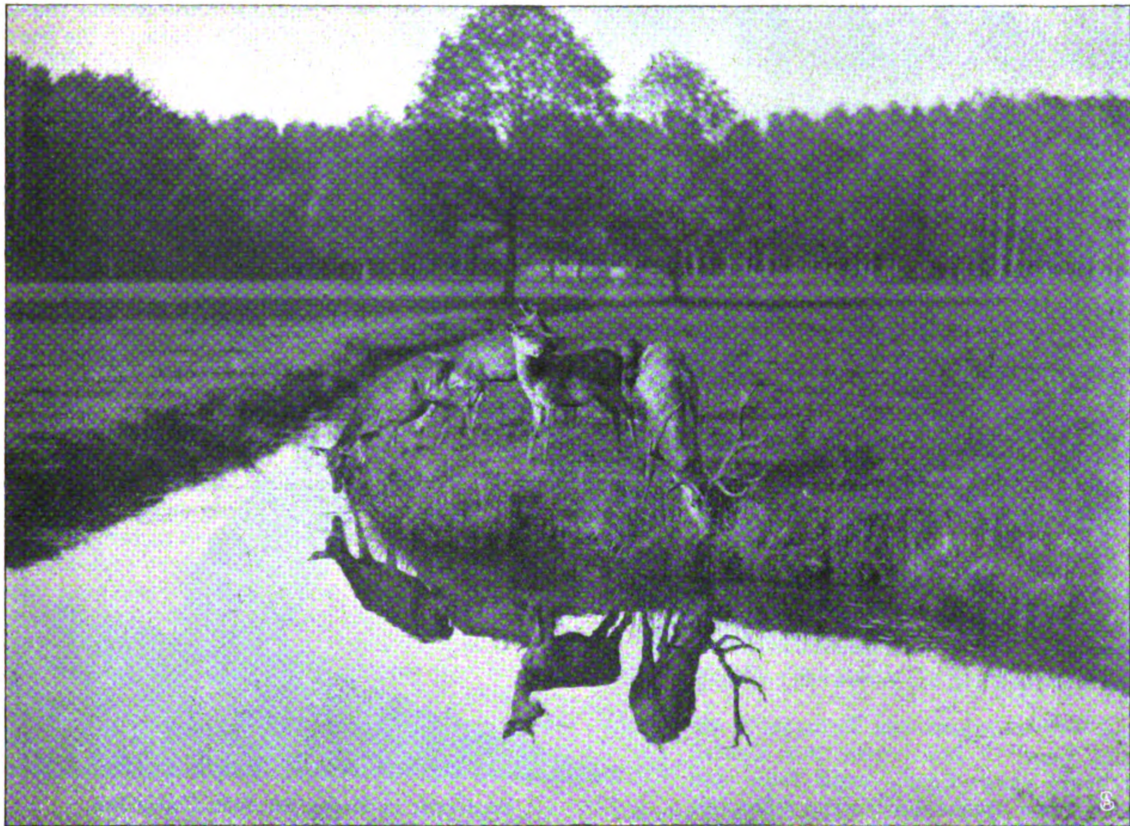


Phot. M. Steckel.

Ziesel auf dem Schießplatz Lamsdorf in O.-S.

men ist, zeigt den Reiher in der charakteristischen Stellung, die deutlich erkennen läßt, daß etwas sein Mißtrauen erregt hat.

Auf Abb. S. 1861 sehen wir zwei Birkhähne in der Balz. Die kurze Minnezeit bietet auch dem Jäger die einzige Gelegenheit, den scheuen Vogel in Schußweite zu beobachten. Die Balzplätze sind ihm bekannt. Am Abend „verhört" er die Hähne, d. h., er vergewissert sich, wo sie einfallen, und baut sich nach Eintritt der Dunkelheit aus Zweigen eine Deckung. Aber noch ehe der erste Schimmer der Morgenröte im Osten aufsteigt, muß er auf sei-



Phot. M. Steckel.

Platzhirsch mit Kahlwild zur Brunftzeit.



Phot. M. Steckel.

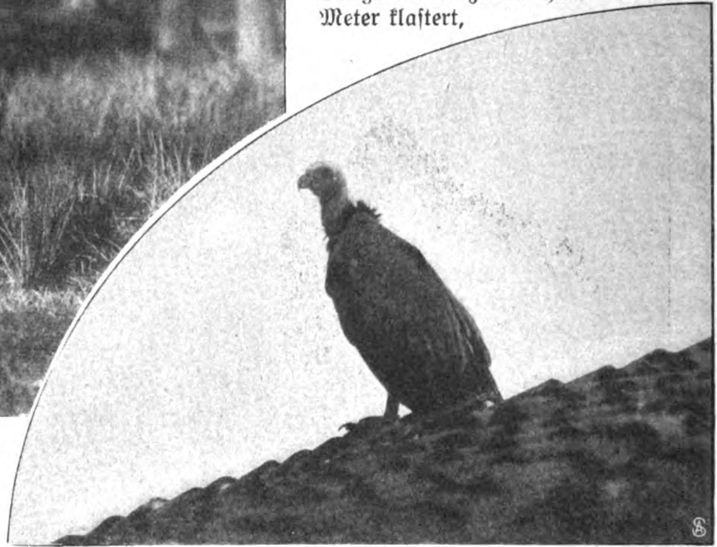
Balzende Birkhähne im Revier Tworog in Oberschlesien (morgens 5 Uhr).



Phot. M. Steckel.

Starker Keiler im Revier des Fürsten von Pleß (O.-S.).

Auch die untenstehende Aufnahme stammt aus Bulgarien. Sie zeigt uns einen der dort häufigen Gänsegeier, die sich in allen südlichen Ländern durch Vertilgung von Abfällen und Kadavern verdient machen und deshalb nicht verfolgt werden. Der stattliche Vogel, der bei einem Meter Länge über zweieinhalb Meter klaftert,



Phot. M. Steckel.

Gänsegeier in Wrana bei Sofia (Bulgarien).

hat sich auf dem Dach eines Hauses niedergelassen und hält von hier aus Umschau. Charakteristisch ist der mit weißgrauem Flaum bedeckte Hals und der starke, an der Spitze hakig übergebogene Schnabel.

nem Stand sein, denn der Birkhahn ist ein „früher Vogel“. Stört man sein Spielen nicht durch einen Schuß, dann kann man öfter mehrere Hähne beieinander sehen, die sich heftig raufen. — Das Bild auf S. 1860 stammt aus Bulgarien von einem Jagdgebiet des Königs Ferdinand und zeigt uns drei Goldfasane, die gegen Abend das schützende Dickicht verlassen haben, um auf dem Feld Nahrung zu suchen. Der in herrlichen Farben prangende Vogel ist nicht sonderlich scheu, weil er bis auf kurze Zeit im Herbst den Menschen nur als freundlichen Heger kennen lernt.

In die Wildbahn führt uns die untenstehende Aufnahme mit drei Kapitalböcken und einer Ricke. Dies Bild wird alle Jägerherzen erfreuen, denn solche braven Böcke mit so starkem Gehörn sieht man nicht oft beisammen. Das Gehörn ist noch nicht ganz entwickelt, denn es ist noch mit Bast bedeckt, der durch Scheuern an einem dünnen Bäumchen „gefegt“ wird, sobald das Gehörn ausgewachsen und erhärtet ist.



Phot. M. Steckel.

Rehböcke mit Bastgehörn im Revier Kritschim (Bulgarien).

Abb. S. 1863 gibt uns einen Anblick, der auch dem Jäger ziemlich selten zuteil wird: ein Hirschkalb, das am Tier säugt. Man sieht deutlich, wie geduldig die Mutter, die recht mager geworden ist, stillhält.

Der Schwarzkittel auf dem obensteh. Bild ist dem Photographen ganz ahnungslos vor den Apparat gelaufen. Wahrscheinlich auf dem

Wege zur Fütterung, wo es den Menschen nur von der guten Seite kennt. Sonst ist unser Schwarzwild, das in der freien Wildbahn keine Schonzeit hat, sehr vorsichtig und so gewitzt in der Vermeidung der Gefahr, daß es der Jäger nur in hellen Nächten vom Hochsitz zu Gesicht bekommt. — Die beiden Elchkälber auf Abb. S. 1859, die in der Ibenhorster Forst am Kurischen Haff aufgenommen sind, scheinen den Menschen noch nicht als Feind kennen gelernt zu haben, denn sie stehen ganz ruhig, obwohl an der Kopfhaltung und den aufgerichteten Lauschern deutlich zu erkennen ist, daß sie den Photographen sehen und hören. Auch der erwachsene Elch hält nicht selten den Jäger aus, aber dann steht er so gedeckt, daß man nur seine hellen Läufe erblickt.



Säugendes Hirschkalb im Revier Tillowitz (O.-S.).

Einen ganz seltenen Anblick vermittelt uns die Aufnahme auf S. 1859, die bei Sofia in Bulgarien aufgenommen ist: eine schlagende Nachtigall auf einem mit Blüten bedeckten Strauch. Die Nachtigall und auch der bei uns lebende Sprosser sind nicht gerade scheu, aber der kleine Sänger verschweigt doch, wenn ein Mensch sich ihm nähert, und ist dann wegen seiner Kleinheit und wegen seines unscheinbaren Gefieders schwer zu entdecken. Hier sehen wir den kleinen König der Natursänger, wie er aus weit geöffnetem Schnabel sein Liebeslied singt. — Die Abb. auf S. 1860 endlich zeigt uns einen kleinen interessanten Nager, den Ziesel, der, in Rußland beheimatet, sich neuerdings in Schlesien angesiedelt hat. Der kleine Bursche ähnelt in seiner Lebensweise dem Hamster. Er gräbt sich einen Bau und trägt zum Winter Getreide als Vorrat ein.

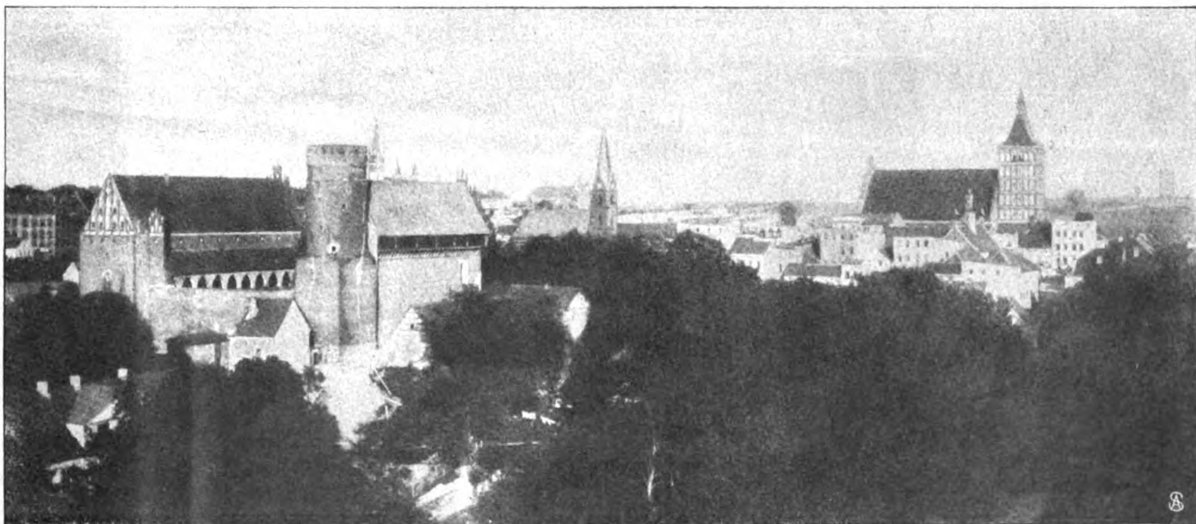
Wie er mißtrauisch den Kopf hebt und mit seinen klugen Aeuglein nach dem Photographen guckt ... Er „verhofft", wie der Jäger sagt. Im nächsten Augenblick wird er im hohen Gras spurlos verschwinden ...

Das moderne Allenstein.

Von H. v. d. Alle. Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Wenn ein Offizier oder Beamter in der Mitte oder im Westen des Reiches seine Versetzung nach Allenstein in Ostpreußen erfährt, so überläuft ihn wohl zunächst ein leiser Schauer vor dem unbekannten, kalten Osten, dem unwirtlichen Land Masuren mit seinem Eis und Schnee, wo die Wölfe und Füchse sich „Gute Nacht" sagen. Und dieses Frostgefühl überträgt er dann vom Land auf die Stadt, bis er erst hier ist und dann bald die Wahrheit des Wortes bestätigt findet: „Mit Tränen kam ich her, mit Tränen ging ich fort."

Schon von der Bahn aus gewährt Allenstein mit seinen hoch und tief gelegenen Stadtvierteln, seinem alten, imponierenden Schloß und seinen Kirchen einen schönen Anblick, und das unverkennbare „Etwas" der aufblühenden Stadt, Unternehmungsgeist und Schönheitsinn, fällt beim Betreten in die Augen. Eine elektrische



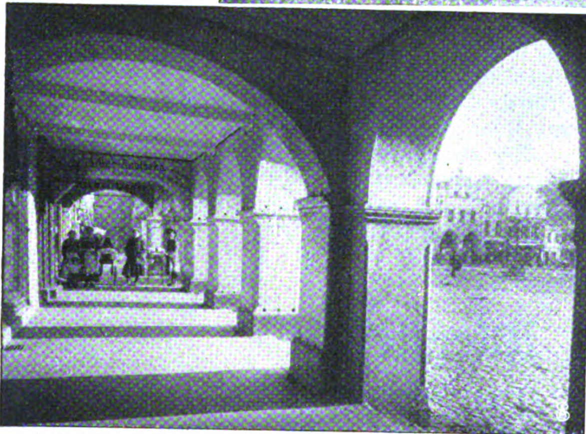
Verlag A. Danehl.

Blick auf die Stadt Allenstein.

Bahn bringt den Reisenden vom Bahnhof an den Blumenanlagen des Kopernikusplatzes vorüber, wo sich im Hintergrund der große dreiflüglige, allerdings nur provisorische Bau des neuen Generalkommandos erhebt mit der ebenfalls nur provisorischen Villa des Kommandierenden Generals zur Linken. Villen

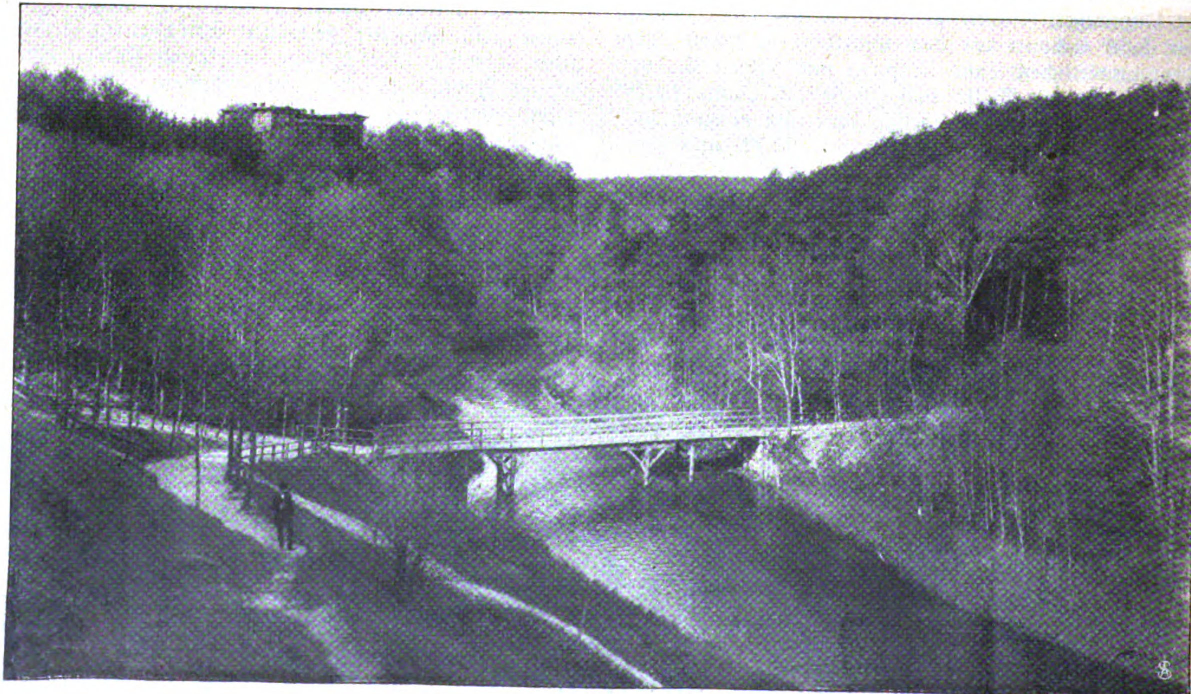


Sonntagsbummel auf der Kaiserstraße.



Verlag R. Tancyl. Die Lauben am Markt.

im Blumenschmuck mit wohlgepflegten Vorgärten wechseln auf der mit doppelten Baumreihen bestandenen Kaiserstraße (Abb. obenst.) mit schmucken Dienst- und freundlichen Bankgebäuden, mit modernen, schönen Hotels und Schulen (Gymnasium, Oberrealschule, Lyzeum und Oberlyzeum), mit kleineren, wohlbepflanzten Plätzen mit Denkmälern und bilden so wohl die schönste Straße der Stadt, die noch vor zwanzig Jahren eine mit Scheunen bestandene Landstraße war. Jeden Sonntag, wenn eine der Militärmusiken ihre Weisen hier ertönen läßt, sammelt sich zum Kunstgenuß eine vielköpfige Menge, und wer Frauenschönheit zu schätzen weiß, findet

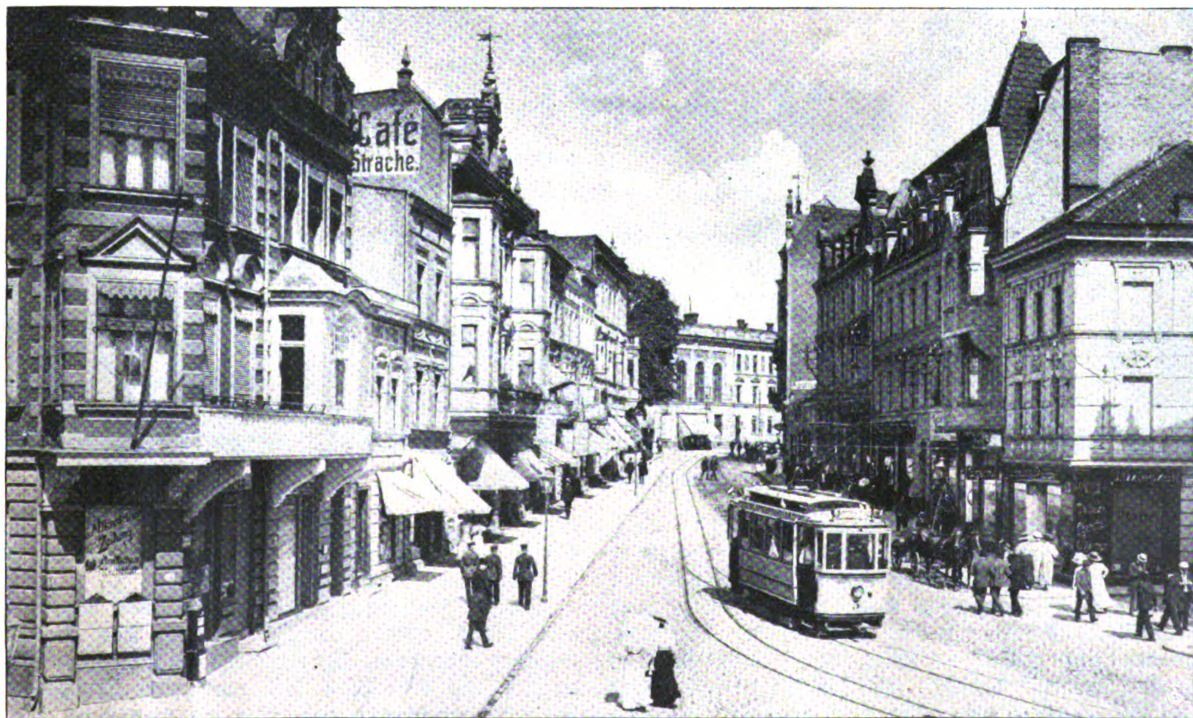


Partie aus dem Stadtwald. Phot. A. Dorn.



Phot. A. Dorn.

Landschaftsbild aus der Umgebung von Allenstein.



Verlag R. Danehl.

Die Zeppelinstraße in Allenstein.

an den schicken Figuren und den hübschen, frischen Gesichtern der jungen Allensteinerinnen eine herzerhebende Freude.

Schon am Anfang der Zeppelinstraße (Abb. S. 1865), wo binnen kurzem ein neuer, geschmackvoller Rathausbau im Renaissancestil erstehen wird, und wo die hauptsächlichsten Läden mit modernen Schaufenstern sich befinden, fällt der alte, rote Backsteinbau des hohen Tores ins Auge, eines Restes der alten Befestigungen, deren Kernwerk die Burg oder das Schloß war. In nächster Nähe steht die imposante katholische Jakobikirche. Eine zweite katholische Kirche, die Herz-Jesu-Kirche, befindet sich in einem neuen Stadtteil, und eine dritte katholische Kirche ist im Bau.



Phot. A. Dorn.

Das hohe Tor.



Verlag A. Danehl.

Wochenmarkt in Allenstein.

Wer die Laubengänge des Marktes (Abb. S. 1864) mit seinem an den Markttagen reichen Leben durchschritten und die kleine evangelische Kirche passiert hat — zwei evangelische Kirchen, davon eine für die Garnison, werden jetzt gebaut — unter deren Altar sich der große „Allestein" befindet, nach dem die Stadt benannt sein soll, ehemals einer alten Sage nach ein Opferstein heidnischer Preußen — der steht vor dem alten Wahrzeichen Allensteins, dem Schloß. Es ist in der üblichen Form der Ordensburgen in einem Viereck angelegt und in seinen Hauptteilen, Gewölben, Wehrgängen und Remtern, gut erhalten.

Im Jahr 1348 als Burg auf dem rechten Alleufer erbaut, ist sie im Laufe der Jahrhunderte im heißen Kampf von Deutschen, Polen, Litauern, Russen, Tataren, Schweden und Franzosen umtobt worden, hat aber meist dem Feind Trotz geboten. In ihr wohnte in den Jahren 1516—24 der mit Waffen streitbare und in der Wissenschaft hochgelehrte Domherr und Administrator Nikolaus Kopernikus, der auf dem hohen, massigen Turm seinen astronomischen Studien oblag. Jetzt ist das Schloß in seinem kürzlich renovierten Mittelbau die Wohnung des Regierungspräsidenten.

In der Franzosenzeit hätte sich auf dem Marktplatz der Stadt (Abb. obenst.) beinah das Schicksal Europas entschieden. Als Napoleon am 3. Februar 1807 zu Roß auf dem Platz hielt und seine Truppen an sich vorbeimarschieren ließ, stieg ein preußischer Jäger auf das Dach eines Hauses und schlug seine scharf-

geladene Flinte auf den Kaiser an. Aber einige Bürger, die Zerstörung der Stadt fürchtend, waren ihm nachgeeilt und hielten ihn zurück.

Die Stadt Allenstein hat in den letzten 35 Jahren einen Aufschwung genommen, wie er bei ähnlich liegenden Verhältnissen in Deutschland vereinzelt dasteht. Während die Einwohnerzahl im Jahr 1880 etwa 7000 betrug, hat sie gegenwärtig eine Höhe von 35000 erreicht. Die stetig wachsende Garnison, der Sitz des seit 1905 neu eingerichteten Regierungsbezirks gleichen Namens, der reiche Ausbau des Eisenbahnnetzes nach sechs verschiedenen Richtungen und ganz besonders die umsichtige und weit schauende, die günstigen Umstände energisch und gewandt benutzende Stadtverwaltung der letzten Jahrzehnte sind die Grundlagen für das schnelle, erfolgreiche Emporblühen der Stadt. Neue Wohlfahrtseinrichtungen — Volksschulen, Siechenhaus — zeugen von der Fürsorge der Stadtväter und der Ankauf eines ausgedehnten Geländestückes an der Stadtforst für 450 000 Mark zur Errichtung einer Gartenstadt und eines Sportplatzes für Pferderennen und andere Veranstaltungen von kühnem Unternehmungsgeist und großzügigen Anschauungen.

Seit dem 1. Oktober d. J. ist die Stadt Sitz des neugegründeten Generalkommandos des XX. Armeekorps. Es stehen hier ferner die Stäbe der 37. Division, der 75. Infanterie-, der 37. Kavallerie- und Feldartilleriebrigade, an Truppen die Infanterieregimenter 146 und 150, das Dragonerregiment König Albert von Sachsen und das Feldartillerieregiment 73.

Ein ganz besonderer Reiz Allensteins liegt in seiner Umgebung. Den Stadtwald (Abb. S. 1864), unmittelbar vor den Toren der Stadt, kann man als ihren kostbarsten Besitz bezeichnen. Mit seinem prachtvollen, kernigen Kiefern- und Laubholzbestand, seiner reinen, stärkenden Luft und seinem reichen Wechsel an Berg und Tal, seinen Wasser- und Wiesenflächen, seinen herrlichen Aussichtspunkten hat er, in seinen schönsten, romantischen Teilen von der tief eingeschnittenen, rauschenden Alle durchflossen, eine große Aehnlichkeit mit dem Thüringer Wald. Am Rand dieser Forst, am blumengeschmückten Stadtgarten mit seinen Terrassen und gärtnerischen Schönheiten soll in Kürze das neue Generalkommandogebäude erstehen.

Aber auch die weitere Umgebung bietet viel mit seinen herrlichen Ausflugsorten, vor allem die städtische Forst im Süden und der königliche Bezirk Ramuck, das kronprinzliche Jagdrevier mit seinem reichen Hochwildbestand. Noch imposanter als der Stadtwald ist das Stück kraftvoller Natur mit seinen wildgewachsenen Baumriesen, die sich im blauen Wasser weiter, waldumsäumter Seen spiegeln, mit seinen rauschenden Bächen im Tal und seinen kiefern- und eichenbestandenen Höhen, die einen weiten Blick ins Land gewähren.

Schnipp.

Eine Highlife-Liebesgeschichte von Hans von Kahlenberg.

Schnipp war ein Affenpinscher mit dem korrektesten aristokratischen Eulenköpfchen seiner Rasse. Seine Ohren hatten entzückend kokette, dunkelbraune Spitzen — gerade das äußerste Spitzchen war braun, mit einem Sepiapinsel nachgetuscht — sonst war seine Farbe Champagner, Sauerkraut, blond, beige, wie man es nennen will, eine höchst delikate, fashionable und comme il faut-Farbe! Selbst seine Strümpfe und Füße waren champagnerfarben, was seine Bewunderer hervorhoben; es war nämlich mal ein Konkurrent Schnipps aufgetaucht, dessen linke Vorderpfote, wenn man sie aufnahm und sehr genau betrachtete, einen weißen Fleck aufwies. Alle Hundekenner wissen, daß dieser Makel unverzeihlich ist. Schnipps Nebenbuhler war gezeichnet und deklassiert. Er wurde vor Schnipp nie mehr erwähnt.

Das Schönste an Schnipp waren seine Augen, feuchtschwarze Diamanten — soviel Seele lag darin! behaupteten seine Freundinnen. Die Augen waren für sein kleines Schnauzerlgesicht merkwürdig groß und wandlungsfähig wie die See, wie das Auge einer Frau! Dies sagten die Herren. Er konnte aber auch mit der Melancholie eines gefallenen Engels blicken, durch diesen Ausdruck bezauberte er die Damen. Ein erlesenes, vornehmes und rätselvolles Wesen war Schnipp — der Hund von Distinktion, ein Hündegentleman.

In Schnipp verliebte sich die Kommerzienrätin Freyer-Dungs. Die Kommerzienrätin war unermeßlich reich, sie fuhr in ihrem Landauer auf der Lichtentaler Allee in Baden-Baden und sah dort Schnipp — Schnipp, den einzigen Schatz und steten Begleiter des Barons von Watzdorf, eines Kavaliers, schon etwas vorgeschritten in Lenzen, vom Leben vielfach geprüft und pfenniglos. Man wußte nicht ganz genau, wovon der Baron lebte, er mußte von außerordentlich wenig leben, trotzdem er im Sommer tadellos weiße Flanellanzüge und im Winter einen Gehpelz trug. Dazu gehörten schmale, feine Lederstiefel und immer ein kleiner Hut — der Baron bevorzugte kleine Hüte, er fand sie angezogener.

Frau Freyer-Dungs, die gewohnt war, jeder ihrer Launen zu folgen und die Anwandlung eines Wunsches sofort erfüllt zu sehen, ließ ihren Wagen halten und entsandte ihre Gesellschafterin, um sich Schnipps zu bemächtigen. Sie mußte Schnipp besitzen, er hatte Jettaugen, seine Augen erinnerten sie an Flock, einen ebensolchen Pinscher, den sie vor Jahren besessen hatte. Flock war an Herzlähmung gestorben, infolge von Übermästung wohl. Niemals hatte Flock im Herzen seiner Besitzerin einen Ersatz gefunden; was sie von Herz besessen hatte, gehörte damals Flock, denn der selige Freyer-Dungs — — Es war besser, einen Gedankenstrich hinter ihn zu setzen; er war tot und hinterließ seine Frau als unabhängige Herrin eines Dutzend Millionen. Sie hätte mit diesen Millionen viel kaufen können: Freiherren, Kronen, Grafenkronen — vielleicht ein Fürstendiadem! Niemals war ihr ein Appetit auf alle diese guten Sachen gekommen — jetzt wollte sie bloß Schnipp.

Die Gesellschafterin, ein säuerlich ältliches Fräulein, lockte Schnipp, der als Hund von Erziehung sie natürlich kaum beachtete und mit leisem Glöckchenklingen artig hüpfend seines Weges zog. „Komm, du reizendes Hündchen! Hierher, mein Liebi!" Die Stimme des Fräuleins fiel wie in Essig getauchte Zuckerstücke hinter ihn. Schnipp nahm Zucker nur im Restaurant, mit seinem Herrn, zum schwarzen Kaffee. Er bemerkte den gesellschaftlichen Ver-

stoß gar nicht. Aber die Kommerzienrätin hielt es gepackt, sie hatte den Blitzschlag empfunden, der zündende Funke war übergesprungen. Jetzt brauchte sie Schnipp. Mit außergewöhnlicher Behendigkeit verließ sie ihren Wagen, sie lief, auf der öffentlichen Promenade, trotz des Seidenmantels mit irischer Gipüre, lief sie, sie ergriff Schnipp. Merkwürdigerweise — er war ein extraordinäres Tier von seltener Fassungsgabe — ließ Schnipp sich greifen. Er saß da, gegen ihre klopfende Brust ein Bündel aus Seide, mit dem klugen Achatschwarz seiner Äuglein, seiner witternden, kecken, kleinen Nase. „Ich muß den Hund haben!" sagte die Dame, atemlos vom schnellen Laufen und vor Aufregung. „Ich kaufe ihn. Was kostet der Hund?"

Der Baron verbeugte sich höflich, er zog den Strohhut — der Strohhut war immer eine Nummer zu jünglingshaft und zu klein, auch die Sakkos des Barons fielen stets etwas reichlich kurzgeschnitten aus, er trug umgeschlagene Beinkleider, tadellos war der Seidenstrumpf mit dem Schuh. „Der Hund ist mir nicht feil. Es ist mein Hund, den ich aufgezogen habe, und an dem ich hänge."

„Ich biete Ihnen tausend Mark", stammelte die Kommerzienrätin, verwirrt vor einem wirklichen Herrn, zu gierig und eingefangen, um ihren Einfall aufzugeben. Sie hatte eine gewisse Erziehung, aber der Wunsch, Schnipp zu besitzen, war überstark, das Zusammenleben mit dem seligen Freyer-Dungs hatte einiges gesellschaftliches Zartgefühl in ihr getötet. Vor allem hielt sie seine Millionen für unwiderstehlich. „Ich biete Ihnen dreitausend. Was Sie wollen!"

„Ich bin kein Hundehändler."

Schnipp, unter dem Arm seiner Räuberin, in seinem Nest von Heliotropparfüm und Libertyseide, hörte zu. Er hatte sein Schnäuzchen etwas vorgestreckt, schnobberte und spitzte die Ohren. Einfach bezaubernd war er so!

„Mein Herr" — die Dame war tief errötet.

„Baron von Watzdorf", half der Baron ein.

„Herr Baron" — Fast weinte die Kommerzienrätin, sie hatte etwas blaßblaue Augen, ihre Augen wurden jetzt Saphire — es war erstaunlich, wie das eindringende Wasser sie ihr Feuer hergeben ließ! „Ich sah den Hund, ich liebe ihn! Einmal habe ich einen ähnlichen besessen, er war mein ganzer Schatz in einem einsamen und einförmigen Leben. Mein Flock starb. Dieser gleicht ihm, er könnte sein Bruder sein, Flocks Ausdruck ist durchaus der seinige. Ich glaubte, meinen Flock wiederzuerkennen. Es war eine Täuschung. Überlassen Sie mir den Hund! Er ist mir über alles wert. Sie sehen selbst, er kennt mich schon, er hält ganz still! Er fühlt, daß er eine Heimat gefunden hat!"

In der Tat verhielt Schnipp sich während dieser Beschwörung musterhaft. Er äugte nur klug von der Sprecherin zu seinem Herrn und nickte dazu mit dem zierlichen, natürlich gestutzten Stummelschwänzchen.

Der Baron war kein Unmensch, aber er hielt auf Schnipp. Schnipp war ihm als ein winziges Bündel Elend von einem Freund, der ihn aufgegeben hatte, zurückgelassen worden, er hatte sich das Tierchen mit unendlicher Mühe großgepäppelt, nun war es ein elegantes Kleinod. Sein Herr ging nie aus, ohne daß Schnipp seine Schleife umgebunden erhielt, kokett, über dem Ohr links. Schnipp hatte zeisiggrüne, lavendelblaue und cerisefarbene Schleifen — nie solche von ordinärem Himmelblau oder Bordeau — sein Haar wurde bis zum Seidenglanz gestrählt, es kräuselte sich ein wenig in den Spitzen, außerdem duftete Schnipp nach Mandelseife, er roch wie ein Lord. Alle diese Vorzüge empfand die Liebende, während sie ihn an sich gepreßt hielt, aufs eindringlichste. An diesem Tag trug Schnipp eine Schleife aus kardinalviolett; es war die Modefarbe des Sommers — — sie trug die gleiche an ihren Hutfedern und Seidenstrümpfen, an ihren Schuhabsätzen sogar.

Auch der Baron trug kardinalviolette Seidenstrümpfe. Er antwortete: „Gnädige Frau, es ist mir unmöglich, mich von Schnipp zu trennen. Ich halte auf den Hund, er ist mir ein Freund geworden, ich bin ein einsamer Mensch, in einer schweren Krankheit war er mein Trost und mein Gefährte. Ich mag Ihnen sentimental erscheinen — so ist es! — Schnipp und ich sind untrennbar!"

Die Dame ließ den Hund los, der sich sofort zu seinem Herrn begab, ihn zierlich anhüpfend und mit den Pfötchen kosend, während das schwarze Schnäuzchen die Hand des Barons suchte. Schnipp leckte nicht — o nein! Dazu war er in guter Schule zu wohlerzogen. Solche lieblichen Anstalten, die seine Verdienste in noch helleres Licht setzten, brachen seiner Gönnerin fast das Herz. Sie sagte: „Ich bitte meine Anfrage und Dringlichkeit zu entschuldigen. Das Hündchen hatte es mir angetan, er rief mir zuviel zurück. Ich liebte meinen Flock zu sehr in einer Zeit, die für mich im übrigen trüb und seelenlos war. Schnipp hat nicht zufällig einen Sohn oder Bruder?"

Schnipp war der einzige und Chef seiner Dynastie, wie es sich für einen Hund von Rang mit Standesbewußtsein ziemt. Der Baron versicherte galant, daß, im Fall sich eine ebenbürtige Gattin für Schnipp fände — in Deutschland schien das so ziemlich ausgeschlossen, es gab blaublütige Exemplare der Schnipp-Art in Brüssel und in Paris — und falls diese Vereinigung sich fruchtbar erwiese — sehr umschweifend zierlich drückte der Baron sich aus — die Kommerzienrätin in erster Linie mit der Frucht bedacht werden sollte. Er würde sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus machen usw. Vorläufig, in Ermangelung einwandfreien Anschlusses, war Schnipp Junggeselle wie er.

Aufgefordert, sich artig zu verabschieden, tat Schnipp es in einer zugleich so zärtlichen und selbstbewußten Weise, daß die Kommerzienrätin halb gebrochen in den Wagen zurückwankte, ihre Gesellschafterin mußte sie stützen. Im Hotel warf sie sich auf ihre Chaiselongue, sie blieb dort, schmerzzerfressen und liebebedürftig, sie träumte von Schnipp. Die Phantasie malte ihr seine Vorzüge mit lockender Deutlichkeit noch einmal vor: er hatte die feucht ergebenen Augen eines Menschen, einer Eule und einer Antilope. Seine Augen waren glänzende, schwarze Perlen, die Sepiaspitzen seiner Oehrchen hoben und senkten sich, manchmal stand er in der Pose eines Miniaturlöwen da, eine förmliche Flamme übersprühte dann sein sandfarbenes Fell, oder er war ein Spieläffchen, ein halber Kater.

Der einzige Seufzer, den sie von Zeit zu Zeit ausstieß, war: Schnipp!

Die Kommerzienrätin magerte ab und verlor die Lust am Ausfahren. Am vierten Tag schrieb sie dem Baron ein Billettchen: Könnte Schnipp nicht, hin und zurück geleitet von ihrem Diener natürlich, unter Aufsicht des Fräuleins, sie von Zeit zu Zeit besuchen? Täglich nur eine Stunde? Sie war krank, sie vermißte ihren Flock

mehr denn je, kein King Charles oder Pekingese (ihr waren solche zu sechstausend und achttausend Mark angeboten worden) konnte sie trösten. Der Baron würde sich als Menschenfreund erweisen, er rettete eine Existenz, die sonst der schwarzen Schwermut und dem Grab verfallen war, wenn er Schnipp, wie schon vorgeschlagen, schickte.

Schnipp kam, er trug ein Veilchensträußchen in seine linksseitige Scheitelschleife eingebunden, wodurch er zum Küssen wirkte. Er war die Liebenswürdigkeit selbst, naschte von etlichen zerbröckelten Kakes und leckte etwas Wasser aus einem Kristallschälchen vom Toilettentisch der Kommerzienrätin. Diskret, wohlerzogen und zutunlich, verkörperte er den vollkommenen Hund von Welt.

Frau Freyer-Dungs vergoß Tränen über ihn, sie streichelte ihn und vertraute ihm die Geheimnisse ihres Lebens an. Es war wahr, daß man mit Schnipp sprechen konnte, er begriff alles, und was die Hauptsache war, er plauderte nichts aus.

Einen Moment dachte die Kommerzienrätin daran, nach Brüssel oder nach Paris zu fahren, dort die passende Gefährtin für Schnipp unter den Preisgekrönten und Kostspieligsten des Landes auszuwählen. Schnipp würde Hochzeit feiern, und kleine Schnipps in der gebührenden Zeit würden seiner Hochzeit folgen. Schnipp zwei und drei waren nicht Schnipp, sie teilten die Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Flock vielleicht nicht, auf alle Fälle besaßen sie nicht Schnipps Seele, diese alles verzeihende, jedes begreifende, durchgebildete und feinfühlende Hundeseele!

Der Kuraufenthalt der Kommerzienrätin und ihrer Suite verlängerte sich über die Gebühr, zur Freude des Hotelbesitzers. Jeden Tag kam Schnipp, er brachte immer die seiner Schleife entsprechende Blume mit, einmal eine Gladiole, eine Nelke oder eine Petunie. Diese letzten Tage, weil es Herbst wurde, brachte er Astern.

Die Kommerzienrätin vermochte sich von Schnipp nicht mehr zu trennen, es war unmöglich! Sie unternahm einen letzten Verzweiflungschritt — sie bot dem Baron ein Vermögen. Unter der Hand hatte sie über seine finanzielle Lage Erkundigungen einziehen lassen, und sie wußte, daß diese keineswegs rosig waren. Ja, der Baron spielte auch — mit Maß, soviel als ein Klubmann spielen mußte, er emballierte sich nie und verwaltete sein winziges Patrimonium mit Vorsicht. Er war in jedem Punkt Kavalier, obgleich arm. Er sollte es beweisen.

Auf den fast beschämenden Vorschlag der Kommerzienrätin erfolgte zuerst gar nichts, sicher war des Edelmanns überfeines Zartgefühl dadurch verletzt. Aber am Nachmittag, in einem Körbchen, von einem Dienstmann überbracht, erschien Schnipp. Er war in changeant Pensee, zu einer Traueriris reizend abschattiert — sie hatte dem Baron zwei Mark gekostet — sein Herr sandte ihn als Geschenk, ihm war es unmöglich, einer liebenswürdigen und alleinstehenden Dame auf die Dauer etwas abzuschlagen. Geld nahm er für Schnipp nicht an, denn Schnipp — wie gut begriff es die Verliebte! bedeutete für ihn mehr als Geld. Schnipp war Sonnenschein, Stolz und Ausfüllung seines Lebens.

Diesmal flüchtete die Kommerzienrätin in die Arme ihrer Gesellschafterin. „Ich kann das nicht annehmen! Eine solche Gabe! Von einem solchen Mann! Wie nobel und beherrscht schreibt er! Er nennt mich liebenswürdig und alleinstehend. Ich bin es. Es ist zu viel zu viel!"

Trotzdem wurde Schnipp dem kommerzienrätlichen Besitzstand einverleibt, er wurde in Flock umgetauft und erhielt ein goldenes Kettenhalsband mit hängender Münze. Um sich jeder Danksagung zu entziehen, hatte der Baron seinem Schreiben hinzugefügt, daß er auf Reisen ginge. Er mußte die Trennung von seinem Teuersten zu verwinden suchen. Für ihn war das Leben mit Fortgabe seines Lieblings beschlossen, es brachte ihm nur noch Gicht, Asthma und ein einsames Alter. Der Gedanke, Schnipp zu ersetzen, war für ihn ebenso unerträglich wie etwa der Ankauf eines Vierhundert-Pfund-Pekingese für die Kommerzienrätin.

Wer aber nicht verzichtete, war Schnipp. Er hielt sich keinen Moment still in seinem seidengefütterten Körbchen, er sprang, er kratzte an den Türen, er stieß ein markerschütterndes, nicht absetzendes Jammergeheul aus — er heulte Tag und Nacht. Versuchen, ihn zu locken oder zu streicheln, entging er dadurch, daß er sich unter das Bett oder unter ein Sofa flüchtete, da saß er im Dunkel, heulend, er fraß und trank nicht. Vergebens wurden die Frauen selber krank und weinten, Schnipp war untröstlich, er magerte zusehends ab, sein sonst seidenglänzendes Haar wurde struppig fahl. Gegen lächelnden Zuspruch bleckte er die Zähne, Knochen, Zucker, Kakes und andere Leckerbissen verachtete er — — Schnipp war entschlossen zu sterben.

In ihrer Angst telephonierte und depeschierte seine neue Mutter überallhin. Endlich erreichte eine ihrer Botschaften den Baron in einer bescheidenen württembergischen Sommerfrische, er konnte aus guten Gründen nicht sehr weit reisen, und sein Friseur besaß seine Adresse. Sofort kommen! Bitte dringlichst! Schnipp gefährlich erkrankt, sehnt sich zu Tode!

Der Baron raffte seine kleine Barschaft zusammen und trat seine Rückreise an, sein Herbstausflug war eine Extravaganz gewesen, er litt unter Schnipps Abgabe und wollte der Beschenkten doch die Größe seines Opfers verdecken. Wirklich gehörte der Baron noch zu den Kavalieren der alten Schule, die ihn auch verhindert hatte, sich nach der neuen Mode auskömmliche Renten zu sichern. Er hatte als einzig neidenswerten Schatz nur Schnipp besessen.

Frau Freyer-Dungs befand sich in gefährlicher Aufregung, sie war mager geworden und hatte viel geweint. Vom ersten Moment des Wiedersehens schon brach Schnipp in ein Freudengeheul aus, er sprang seinem alten Herrn auf die Knie, beroch Gesicht und Bart, pfotete und rieb ihn. Von den Knien seines ehemaligen Herrn entsprang er auf den Schoß der neuen Mutter, legte ihr die Pfoten auf die Schultern, blickte sie aus den treuen Augen klug und heischend an, bellte wieder scharf und froh, tanzte, kehrte zu seinem Herrn zurück, sprang wieder die Dame an, rannte, drehte sich pfeilschnell zwischen dem einen und der anderen, hüpfte, schnappte nach seinem Schwanzstummel vor Lust. — — Plötzlich begab er sich in eine Ecke, wo das nicht angerührte Mahl des vorigen Tages sauber zerschnitten auf einem zarten Porzellanteller wartete, er fraß alles, schleckte den Teller noch sorgsam ab und trank dann in langen, durstigen Zügen: Schnipp war geheilt.

„Er kann ohne Sie nicht leben", sagte die Kommerzienrätin, „er stirbt mir! Ich kann ihn nicht mehr entbehren, ich würde sterben. Nicht wahr, Magda, sagen Sie, daß ich krank würde und sterben müßte!"

In der Tat war das Dilemma ein schweres, nur Schnipp schien seine Unlöslichkeit nicht zu empfinden. Er

machte unaufgefordert alle seine Kunststücke, gab bald hier Pfötchen, bald da, bellte, sprang beiden auf die Knie, guckte, fragte, zog. Ja, es schien, als zupfte Schnipp am tadellos gebügelten Hosenbein seines Herrn und am Spitzenrock der Kommerzienrätin — er faßte den Rock — und lief dann wieder zum Hosenbein.

„Er ist solch wundersames, solch seltenes Tier!“ seufzte die Frau.

„Er ist klüger als wir“, meinte der Baron. Unauffällig hatte die Wirtschafterin sich entfernt; die Kommerzienrätin bemerkte erst jetzt, daß sie fort war.

Wer ein solcher Tierfreund war, der Freund dieses besonderen Tieres war, mußte ein edler Mensch sein, er mußte auch eine Frauenseele besser zu verstehen wissen als der selige Freyer-Dungs. Schließlich, wozu hatte jener so überreichlich viele Millionen hinterlassen?

Schnipp wußte es. Schnipp hatte von allem Anfang an richtig operiert, er wollte das seinem verstorbenen Vorgänger Flock bewiesene Vertrauen belohnen, er ließ seinen guten, bedürftigen Herrn nicht im Stich, nicht um die Schätze Indiens!

Unnötig zu sagen ist, daß Schnipp die Hochzeitsreise des Watzdorffschen Ehepaares in einem rosaseidenen Körbchen mitmachte. Er trug jetzt auch zartseidene Faveurs; eine gewisse Gefahr, daß Schnipp fett werden könnte, besteht. Man würde für die nächste Saison Marienbad wählen müssen.

Braver Schnipp! So tut's ein kluges Hündchen!

Die neuste Mode.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen von Talbot und Félix.

Das Weiterwerden der Kleider ist das Ziel der neuen Mode. Man verschwendet den Stoff in einer lange nicht dagewesenen Art, und den Stoffabrikanten, die so bitterlich über die Mode der engen Kleider klagten, muß das Herz im Leib lachen. Aber es darf nichts geschehen, die Linien des Körpers zu überbauschen; die Silhouette muß nach wie vor scharf gezeichnet erscheinen. Als natürliche Folge dieser Tendenz haben sich die nun schon in der ganzen zivilisierten Welt allbekannten „Wickelkleider“ ausgebildet, die, neben einer ganzen Reihe abweichender Modelle, fast vollkommen das Feld beherrschen, und die auch das Panier von ständig prophezeitem Untergang vorläufig noch zurückhalten. Erobert sich das Panier doch sogar außer den Kleidern noch die großen Abend- und Wagenmäntel. Abb. 3 zeigt einen solchen paniergezierten Mantel; die Garnierung wird gebildet durch eine bauschige Ansäumung des oberen violett samtenen Mantelteils an den langschleppenden, oberhalb der Knie beginnenden ceriseroten und violetten Saum des mit den abenteuerlichen orientalischen Zeichnungen gemusterten und mit Gold broschierten Samts. Kragen und Manschettenaufschläge des oberen Kimonos sind aus Chinchilla. — Einen ähnlichen, ceriserot mit Gold broschierten Samt, dessen riesige Farnkräuter den grellroten Grund überziehen, finden wir an dem überaus prunkhaft wirkenden Gewand auf Abb. 5. Der ungarnierte, die Gestalt modern einwickelnde Rock,



1. Modell der „Wickelmode“: Abendtoilette aus grüner Seide.



2. Gesellschaftskleid mit heller Bluse zu dunklem Rock.



3. **Samtmantel**
mit Paniergarnierung.

und bringt damit eine besondere Spielerei der letzten Mode zum Ausdruck: die vorn angebrachten Schoß-, Lappen- und winzigen Schürzengarnierungen. Stoff des eigentlichen Mieders ist der goldbroschierte rote Samt, Bruststreif und Aermel aber sind aus teilweise goldgesticktem, weißem Seidenmusselin. Linksseitig schließt eine blaßrosa Seidenrosette, an eine halb entblätterte Rose erinnernd, die ungleichseitige Miederanordnung ab. Erwähnenswert ist außerdem der im Rücken spitz aus dem Mieder niederfallende Ansatz einer Courschleppe aus broschiertem Samt, der, in sich zurückgefaltet, unterhalb der Hüften in einem bauschigen Stoffbeutel endigt und an die früheren Watteaufalten anklingt. An dem über den Stuhl gebreiteten Mantel ist die Tatsache besonders erwähnenswert, daß der Hermelin, wie jetzt überall, ungeschwänzt verarbeitet ist. Die Jackengarnierung des oberen Mantelteils ist aus goldpaillettiertem Goldtüll. — Reichpaillettiert ist auch das Gesellschaftskleid, in Schwarz, Gold und Rosa gehalten, auf Abb. 2. Der Rock und das ganze Mieder sind dabei dunkel — eine sehr beliebte Anordnung

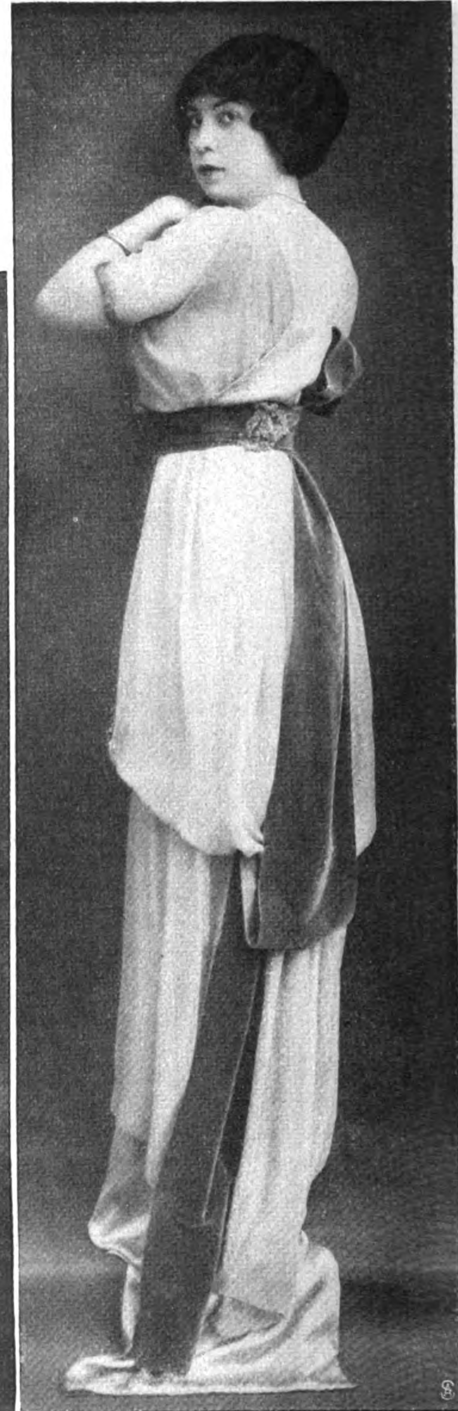
der die Füße vollständig zusammenzuschnüren scheint, endigt in einer sehr langen Zipfelschleppe. Vom Mieder fällt vorn ein spitzer Latz, der etwa wie ein überhängendes Blusenteil in einer Goldquaste endigt, auf den Rock herab



Phot. Félix.

4. **Empiretoilette mit byzantinischer Stickerei.**

moderner Abendeleganz. Die Wickelbewegung um die Füße ist nur schwach, dagegen die lose Hüftumspannung des hohen, in einer Spitze vorn hochsteigenden Miederrocks sehr ausgeprägt. Der Stoff ist schwarzer, reich in Schwarz und Gold paillettierter Seidentüll über schwarzer, weicher Seide. Die sehr lose gefaltete „Bluse" erinnert an die moderne Hemdenform der Hauskleider und ist aus rosa goldpaillettiertem Tüll über gleichfarbigem Seidenfutter. Das Haar durchschlingt eine rosa Perlenschnur, aus dem über der Stirn ein rosa Reiher emporragt. — Ist die Toilette auf Abb. 2 nur ein ungenügendes



6. Einfaches Abendgewand aus rosa Seidenmusselin.



5. Abendtoilette in Wickelform mit Zipfelschleppe aus Samt.

Modell der Einwicklungsmode, so vertritt dafür das Kleid auf Abb. 1 dies Genre in ausgeprägtestem Maß. Der dunkelgrüne weiche Seidenstoff (Charmeuse) der Dinertoilette umgibt in mehrfacher Wickelbewegung als schleppender, vorn die Füße knapp ein-

schließender, in hohem Mieder endender Rock die Gestalt. Die Hälfte des oben im Gürtel reich eingekrausten Stoffes bildet die Schleppe, die andere Hälfte wird in einem Panierarrangement eigener Art um den Körper geschlungen und vorn in den Gürtel wieder hineingeführt, wo ein breiter, viereckiger, weißer aufgesteppter und in Gold gestickter Musselinstreifen das hochgeleitete Ende zusammenpreßt, um unter dem runden, dunklen Gürtel sich nach oben in das Fichuarrangement des ausgeschnittenen Mieders fortzusetzen. Dieses Mieder aus grüner Charmeuse verschwindet seinerseits fast unter dem erwähnten Fichu aus goldgesticktem weißem Seidenmusselin, dessen letzter Ausläufer die vordere Garnierung ist. Originell und hübsch sind auch die halben, die Ellbogen in einem vorn offenen Ballonbausch einfangenden Aermel aus weißem ungefüttertem Musselin. Um den Hals schmiegt sich eine dicke Kette aus grünem undurchsichtigem Kristall. — Als Vertreterin eines schlichteren Genres zeigt sich die große Abendtoilette auf Abb. 6 aus rosa Seidenmusselin über gleichfarbiger Seide. Der schleppende, schlichte, aber sehr stoffreiche, normal hoch ansetzende Rock bildet im oberen Teil ein durch Einhalten des Oberstoffes hergestelltes Panier. Den Saum umschließt ein breiter rosa Libertystreif. An dem glatten, viereckig ausgeschnittenen Kimonomieder mit den halben Aermeln fällt der Gürtel von rubinrotem Samtband auf, der im Rücken mit einer Goldschnalle geschlossen wird; er läßt eine Schärpenschleife bis zu den Knien und in einem Ende bis zum Saum niederfallen, wodurch die blasse Tönung des Ganzen sehr vorteilhaft gehoben wird. — Eine Toilette, an der sich der Geschmack der Empirezeit mit byzantinischen Anklängen in der Ausstattung zeigt, stellt Abb. 4 dar. Ein Gürtel aus Metallplatten und Passementerien umschließt den Rock oberhalb der Knie, teils über, teils unter langen, mit perlgestickten Borten und Ornamenten besetzten Stoffstreifen, die den an sich engen Rock etwas weiter erscheinen lassen. Klementine.

Italienische Küche und Restaurants.

Von E. von Igel.

Es war im Frühling. Ein Philologenkongreß tagte gerade in der ewigen Stadt. Und überall stieß man auf bebrillte oder unbebrillte würdige Herren, deren ganzes Wesen den deutschen Gelehrten und Lehrer verriet. Die Erwägung, auf diese Weise bequem Italien kennen zu lernen, hatte einige von ihnen bewogen, ihre Eheliebste mitzunehmen. Diese schritten am Arm der Gatten in sehr sauberen neuen Visitenkleidern einher und blickten mit neugierigen, auch wohl ängstlichen Gesichtern in das unruhige und lärmende römische Straßenleben.

Ein solches Pärchen hatte den Tisch neben mir im Ristorante „Tre Re" eingenommen. Der Professor studierte eifrig die italienisch abgefaßte Speisekarte, blätterte dazwischen in einem Wörterbuch und gab dann nach gründlicher Beratung mit seiner Hausehre dem Kellner die Bestellung. Für sich hatte er unter den Suppen „riso" (Reis), für seine Frau „zuppa inglese" (englische Suppe) gefunden. Mit Lächeln sah ich auf die verblüfften Gesichter der beiden, als der Kellner vor den Professor einen mächtigen Suppenteller voll trockenen gelben Reis und vor seine Ehehälfte ein großes Stück Torte stellte — So haben wir alle unser Debüt in den italienischen Restaurants begonnen!

Die Torte wurde zurückgestellt, der Reis tapfer gemeinsam in Angriff genommen. Was sie dann weiter bestellten, verstand ich nicht. Als aber zum zweitenmal der Kellner ihnen Speisen hinstellte, auf die sie in hilfloser Verwunderung schauten, rangen sich aus der Brust des Professors seufzend die Worte: „Ich weiß nicht, ich bestelle doch genau nach dem Wörterbuch, aber wir bekommen immer etwas ganz anderes!"

Ich glaub's, Herr Professor. Sie sind nicht der einzige, dem solches widerfährt. In den italienischen Küchenausdrücken liegen für den Neuling Fußangeln, denen er nur schwer entgeht.

Fragt man Bekannte, die aus Italien zurückkehren, wie ihnen die italienische Küche gemundet habe, so kommt in acht von zehn Fällen die Antwort: „Wo denken Sie hin! Ich werde doch meinen Magen nicht dem mit Öl und Knoblauch gekochten Zeug aussetzen?" Und einige fügen hinzu: „Außerdem hatte ich es in meiner Pension ja so bequem. Wozu sich da die Mühe machen, anderswo zu essen?" —

Bequem, gewiß. Aber man geht damit eines der Hauptvorzüge Italiens, seiner vorzüglichen Küche, verlustig. Sie ist äußerst vielseitig, leicht und sehr wohlschmeckend.

Für den, der nicht fertig die Landessprache spricht, mag es zuerst ein unbehagliches Gefühl sein, sich auf den unbekannten Boden eines echt italienischen Restaurants mit seinen nur hin und wieder in Rom oder Neapel einer anderen Sprache wie des Italienischen mächtigen Kellnern zu begeben. Man tritt ein. In meist engen, niedrigen, fast schmucklosen Räumen sitzt an einer Menge kleinerer, einfach gedeckter Tische eine möglichst bunt zusammengewürfelte Gesellschaft. An diesem Tisch in blitzenden Uniformen Offiziere, an jenem ein Soldat. Dort an einer größeren Tafel haben sich neben eleganten Touristen einige Landleute und Handwerker niedergelassen. Hier im korrekten schwarzen Habit ein Beamter, dort ein Priester in staubiger Soutane. Ein gutgekleideter Herr, der sich eben setzte, putzt nachdrücklich, nachdem er es gegen das Licht hielt, erst sein Glas, dann Teller und Besteck mit der Serviette. Ein anderer Gast läßt sich von dem Kellner eine Schüssel mit rohen Fischen bringen, die er einzeln betastet, beriecht, während er wegen des Preises und der Zubereitung laut verhandelt. Sein Nebenmann gibt ihm einen Rat. Noch ein anderer mischt sich darein. Es entspinnt sich eine lebhafte Debatte untereinander völlig fremden Leuten über die Güte der Fische. Der Kellner eilt mit der Bestellung von dannen.

Der Neuangekommene sucht sich irgendwo einen freien Platz, setzt sich und versucht, die flüchtig und fast unleserlich geschriebene lista (Speisekarte) zu entziffern. Selbst der, der zu Haus etwas Italienisch trieb, fühlt sich diesen Hieroglyphen gegenüber ratlos, bis der Kellner sie erklärt. Der Fremde ist anfangs meist so klug wie zuvor, aber bestellt aufs Geratewohl.

Ein Junge mit Zeitungen geht von Tisch zu Tisch. Ein anderer bietet Blumen feil.

Jetzt bringt der Kellner dem neuen Gast eine hochgetürmte Schüssel voll Makkaroni. Und man hatte geglaubt, Bouillon mit einer Nudeleinlage zu erhalten. — Amüsiert sehen die Einheimischen auf den Fremden, der die langen Fäden ihres Nationalgerichts mit dem Messer schneidet. Sie stecken die Gabel in das Nudelgewirr, stützen dann die Spitzen der Gabel gegen die Innenseite des Löffels, so daß nichts heruntergleiten kann, und drehen die Gabel äußerst rasch so lange, bis sich alle daran hängenden Fäden fest darum gewickelt haben. Dann führen sie den Kloß zum Mund.

Der Gast hat die Makkaroni vertilgt und wünscht eine weitere Speise. Aber der Kellner ist nicht zu sehen. Doch richtig, da steht der sonst Dienstbeflissene hinter einem der Gäste, der gerade seine Zeitung liest, und studiert über dessen Rücken hinweg ungeniert die Neuigkeiten mit. Er ist taub auf allen Ohren, und nur die lauten, wiederholten Rufe ungeduldiger Besucher wecken ihn aus seiner Versunkenheit. Er eilt an die Tische und verkündet ihm bekannten Gästen wichtig die neusten Tagesereignisse. —

Die Wirte der italienischen Restaurants sind durchschnittlich ungemein kulant und gehen liebenswürdig auf die Wünsche des Gastes ein.

Dieser fordert einen Artischockenpain — gewiß, er soll morgen auf der Speisekarte sein. Jener verlangt gebackene Mozzarella (einen neapolitanischen Käse) — bis heute abend wird er besorgt. Ein anderer wünscht dies oder jenes Gericht, das auf der Speisekarte steht, etwas anders bereitet. Der Kellner übermittelt dem Koch die Bestellung, der Gast wird zufriedengestellt — und zwar ohne Aufschlag, wenn es sich nicht um besonders teure Zutaten handelt.

Es ist auch gar nicht so schwer, wie man das erstemal denkt, sich durch die scheinbar unenträtselbaren italienischen Küchenausdrücke hindurchzufinden. Besonders nicht in Rom, wo doch ab und zu ein Kellner Französisch, Englisch, vereinzelt auch Deutsch radebrecht und damit dem Neuling zu Hilfe kommt. Und da der Reisende in Rom meist Station macht, so ist das eine gute Vorübung für Sizilien, trotzdem die Bezeichnungen für dieselbe Speise, denselben Fisch, dasselbe Fleisch vielfach voneinander abweichen, was Mißverständnisse nicht ausschließt. Aber mit etwas Humor verwindet man die leicht.

Nun noch ein paar Winke für das Studium der italienischen Speisekarte.

Bouillon, Suppe in unserem Sinn, heißt brodo. Die Italiener essen diese wenig, deshalb wird ihr manchenorts wenig Sorgfalt zugewandt, andernorts ist sie wieder vorzüglich. Die Einheimischen bevorzugen einen mächtigen Teller voll trockenen Safranreis oder Makkaroni. Für letztere haben sie eine unglaubliche Menge, je nach der Form der Nudeln, verschiedene Namen. All diese Vorspeisen gehen meist unter der Überschrift minestre (Suppen). Sie werden al burro (mit einem großen Stück Butter darauf), oder geschmolzener brauner Butter, mit Tomatensauce (al pomidoro oder con salsa di pomidoro), mit Hühnerlebern (con fegatini di pollo), mit kleinen gebratenen Fischchen (con sarde) und mit noch unzähligen anderen Dingen höchst schmackhaft gewürzt. Der Gast nimmt sich dazu von dem stets auf dem Tisch befindlichen geriebenen Parmesankäse, soviel er mag. Wünscht man Bouillon, so bestellt man brodo (Brühe) con riso (mit Reis), con verdura mista (mit Julienne, wörtlich: gemischtes Grünzeug) oder con tagliatelli (mit kleinen Nudeln). Es gibt auch noch viele andere gute Einlagen. Ich möchte an die zuppa pavese erinnern (Bouillon mit zwei verlorenen Eiern und in Butter gebratenen Brotschnitten). Wem die Bouillon nicht kräftig genug ist, der bringe sich etwas Zusatz oder Fleischextrakt mit. In der Beziehung hat man völlige Freiheit in Italien. —

Die Fische haben durchschnittlich keinen festen Preis auf der Speisekarte, mit vereinzelter Ausnahme der größeren, die in Scheiben (da taglio) geschnitten bereitet werden. Bei allen Fischen tut der Fremde gut, dem Beispiel der Italiener zu folgen und sich die Fische roh zeigen zu lassen. (Mostratemi questo: Zeigen Sie mir diesen!) Der Kellner, der an dies Verlangen schon gewöhnt ist, bringt die rohen Fische herein. Man prüft, ob der Geruch und das Aussehen frisch sei, wählt sich den in Größe zusagenden und fragt: Quanto costa? (Was kostet er?) Der Kellner gibt Antwort (die man sich für das spätere conto (Rechnung) am Schluß der Mahlzeit merkt) und fragt, ob der Fisch fritto (gebacken, worin die Italiener Meister sind), lesso (gekocht und mit Zitronensaft gegessen), in umido (in Butter mit Petersilie gedämpft) oder noch anders bereitet werden soll. Für Fremde wird zum Braten und Schmoren in den besseren Restaurants meist ohne weiteres Butter genommen. Sonst fragt der Kellner, ob con burro (mit Butter) o con olio (oder mit Oel).

Saucen kennt man nicht, außer zu gedämpftem Fisch oder Fleisch, wo die Bereitungsart, die sehr mannigfach ist, selbst die Sauce liefert. Doch gibt es zu kaltem Fisch und den wohlschmeckenden aragoste (Langusten, eine scherenlose Hummerart) vorzügliche Mayonnaisen. Bei gekochtem, gebratenem und in Fett gebackenem Fleisch oder Fisch erhält man sein Stück trocken und eine zerschnittene Zitrone dazu, deren Saft man sich darüber auspreßt. Es schmeckt sehr erfrischend und besser als die für jedes Fleisch gleiche Restaurationsauce.

Italien verfügt über verschiedene Fische, die wir nicht kennen. Es sind vorzügliche wie minderwertige darunter. Einen ungefähren Anhalt gibt der Preis. Im übrigen muß man sie durchprobieren. Der merluzzo entspricht ungefähr dem Kabeljau, ähnelt aber in dem festeren und blätterigen Fleisch wie auch der nasello mehr unserm Schellfisch. Die triglia ist die Seebarbe, die tinca der Schlei, die sogliola die Seezunge, der rombo der Steinbutt. An guten Fischen seien noch ombrina, spigola, cernia, alicci (kleine, den Neunaugen ähnliche Fische) und calamari (die dünnen Arme des Tintenfisches) genannt.

Die Bezeichnungen der Fische sind in manchen Orten — wie bei uns auch — verschieden. So wird der Aal als anguilla, als capitone und auch als bastone aufgeführt. Läßt man sich die Fische roh zeigen, so sieht man am besten, was man bekommt. Auch das selbe Fleischstück hat verschiedene Namen. Man findet z. B. Kalbsmilch als latteruolo (Rom) und animelle (Sizilien) auf der Karte. Vitello bezeichnet durchschnittlich Kalbfleisch. Unter diesem Namen erhält man auch in Rom und Neapel ganz exquisites Kalbfleisch, in Sizilien aber ein Stück aus dem Hinterviertel des Ochsen. Und wer dort ahnungslos vitello fordert, dürfte einen ähnlichen Schmerzenschrei ausstoßen wie der Professor in Rom, obwohl es zart und saftig zubereitet ist. Sehr gut brät der Italiener auf einem primitiven Rost über Holzkohlen (ai ferri), was unserm Grill entspricht.

In Rom und Neapel ist Hammel (montone) und Lamm (agnello) ganz vorzüglich. In Sizilien bildet Zickleinfleisch (capretto) den Ersatz für das dort kaum oder doch nur selten gut erhältliche Lammfleisch und steht dem deutschen Osterlamm in keiner Weise nach. Es ist ein sehr zartes und wohlschmeckendes Fleisch, das man zu den Delikatessen rechnen könnte, wenn es nicht so billig wäre. Man genießt es meist al torno (gebraten oder geschmort) und bekommt es verschieden, hier mit, dort ohne Sauce, mit Zitronenhälften serviert. Der schwächste Magen verträgt es. Als lingua glassata erhält man zwei dicke Scheiben sehr zarter, geschmorter Ochsenzunge, als petto di cappone lesso (gekochte Kapaunbrust) die halbe Brust und den Flügel eines jungen Huhnes. Auch arrosto (gebraten) ist es zu haben.

Wild ist verhältnismäßig selten. Doch habe ich Wildschwein (cignale), Schnepfe (beccaccia), Hasen (lepre) hin und wieder gefunden. Gedämpft (in umido) ist Wild am besten. Gebraten schmeckt es, infolge des meist primitiven Kochherdes (torno da campagna) trocken. Kleine Vögel, wie Wachteln (quaglie), geraten auch zu hart. Von der in Italien beliebten süßsauren Zubereitung des vierfüßigen Wildes möchte ich abraten.

An Gemüsen (verdure, legumi) herrscht selbst im Winter Reichtum. In Rom erhält man den Blumenkohl (eine grüne, auch lilafarbene Art) unter dem Namen bróccoli, in Sizilien heißt er cavolifiore. In Neapel bezeichnet man mit dem Namen bróccoli di rape ein Gemüse, das, unserm Rübstiel ähnlich, vorzüglich schmeckt. Ebenso möchte ich auf die schmackhaften sizilianischen sparacelli (dicke Knospendolden in dunkelgrüner Farbe) hinweisen und die in Neapel häufige Eierfrucht (melanzana oder petonciano), die, mit Käse und Tomatensauce gebacken, eine Delikatesse darstellt. Sonst findet man mit wenigen Ausnahmen unsere sämtlichen Gemüse, deren Bezeichnungen allerdings auch nicht überall die gleichen sind.

In den großen römischen und neapolitanischen Restaurants fertigt man ausgezeichnete Zwischengerichte an: zarte Gemüsepains in kleinen Randformen mit delikatem Ragout von Hahnenkämmen, Kalbsmilch usw. (alla finanziere), auch Hühnerbrüste in einer Painhülle und ähnliche Speisen, für die man bei uns, wenn sie überhaupt ein Restaurant führen würde, den vierfachen Preis zahlen müßte.

An süßen Speisen (dolci) ist mit Ausnahme von kleinen Törtchen, der in Rom beliebten zuppa inglese (einer Torte aus in Arrak und roten Likör getauchtem, mit Creme gefülltem und mit gebackenem Eierschnee bedecktem Biskuit), und der Omelette soufflée wenig vorhanden. Was man erhält, ist gut.

Der Wein ist, wenn man den schmackhaften Landwein wählt, sehr preiswürdig, besonders in Sizilien, wo die halbe Flasche bzw. das halbe Liter von 30 Centesimi aufwärts bis 45 Centesimi berechnet wird.

Da die italienischen Weine durchschnittlich das Fünffache an Alkohol enthalten wie unser Moselwein, so ist es ratsam, sie nach italienischem Brauch stark mit Wasser verdünnt zu trinken. Uebrigens herrschte nirgends Weinzwang, wohin ich auch kam. Viele Gäste trinken Wasser oder einen kleinen Säuerling, trotz der billigen Weinpreise. Die Preise für eine sehr reichliche Fleischportion bewegen sich meist zwischen 80 Centesimi und 1 Lire 20 Centesimi. Geflügel ist durchschnittlich teurer als anderes Fleisch.

Zum Schluß noch den Rat, sich immer genau die Preise auf der Speisekarte zu merken und danach die Zahlen auf der vom Kellner oder padrone (Wirt) ausgestellten Nota zu kontrollieren, ebenso auch die Addition zu prüfen, da Irrtümer oft vorkommen.

Bilder aus aller Welt.

Vor wenigen Tagen vollendete Geh. Reg.-Rat Dr. Bonstedt zu Danzig-Langfuhr sein 70. Lebensjahr. Der Jubilar, einer der ersten von Minister Falk seinerzeit ernannten Kreisschulinspektoren, war lange Leiter des Erziehungsinstitutes „Conradinum“.

Kommerzienrat P. J. Boeckel, ein geborener Mecklenburger, in Petersburg einer der größten Kohlenimporteure, wurde anläßlich seines 50jährigen Jubiläums als Kaufmann durch Verleihung des Komturkreuzes des Greifenordens ausgezeichnet.

In München starb der in Theaterkreisen sehr bekannte Hofrat Karl Ritter von Stehle, langjähriger Chef des Intendanzbureaus der Königlich Bayrischen Hofbühnen.

Oberbürgermeister Rauch in Wandsbek trat nach vierzigjähriger Amtstätigkeit in den Ruhestand. Er amtierte vorher in Hanau und Düsseldorf.

Der Königliche Obermusikmeister a. D. Eduard Ruschewehy in Pforzheim hat sich im Alter von 78 Jahren vom öffentlichen Musikleben zurückgezogen, um sich nur noch dem Privatunterricht zu widmen. Er war 52 Jahre lang Dirigent.

Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Otto Krümmel, Lehrer der Geographie an der Universität Marburg, starb vor wenigen Tagen in Köln. Die Ozeanographie war sein Sonderfach.



Geh. Reg.-Rat Dr. Bonstedt,
Danzig-Langfuhr, wurde 70 Jahr



Kommerzienrat P. J. Boeckel,
Petersburg, erhielt den mecklenburg. Greifenorden.



Hofrat Karl Ritter von Stehle †,
München, Chef des Intendanzbureaus der Hoftheater.



Phot. Thiele.
Oberbürgermeister Rauch,
Wandsbek, tritt in den Ruhestand.



Kunstlicht-Atel.
Obermusikmeister Ruschewey,
Pforzheim, tritt in den Ruhestand.



Geh. Reg.-Rat Dr. O. Krümmel †
Professor der Geographie in Marburg.



Welt-Preß.-Phot.-Komp.
Thomas Koschat, Wien,
Chorherr der Oper, tritt in den Ruhestand.

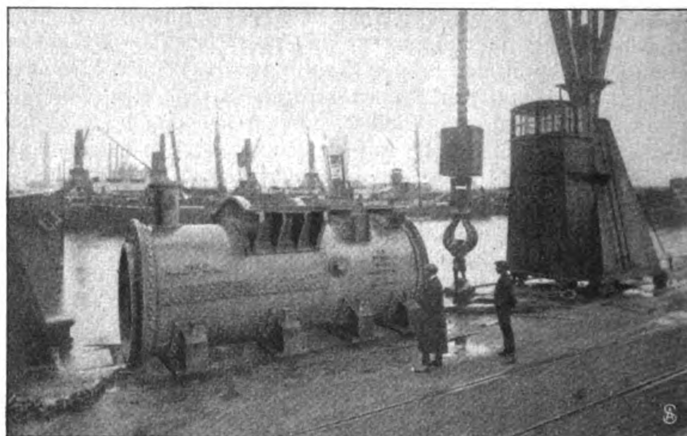


Phot. Frhr. v. Kaminski.
Rita Manny, Krefeld,
wurde an das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg verpflichtet.

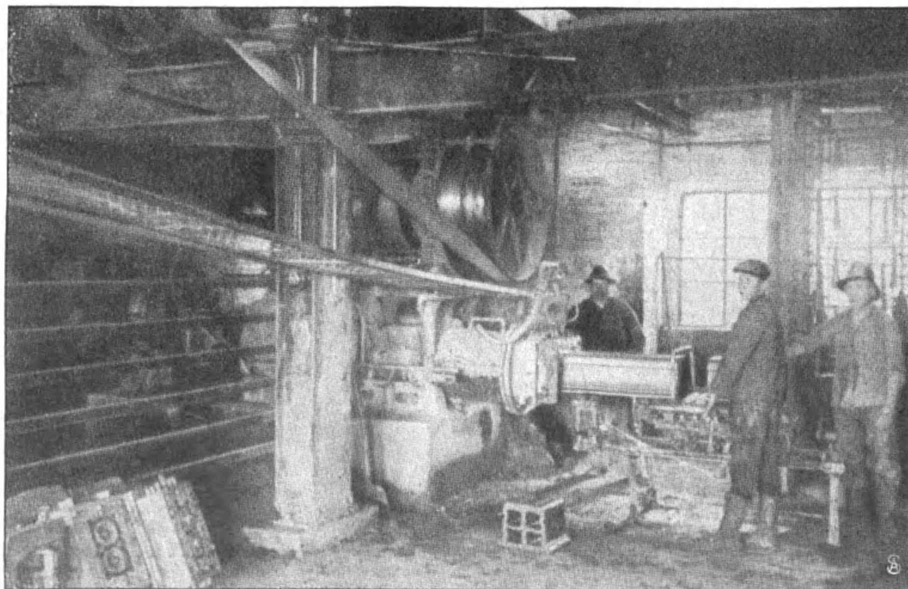
Der seit 45 Jahren an der Wiener Hofoper tätige Chorherr Thomas Koschat, ein liebenswürdiger, vielgenannter und verehrter Poet und Sänger, zieht sich von seiner Tätigkeit an der Oper zurück.

Rita Manny, die jugendliche Salondame des Krefelder Stadttheaters, wurde an das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg verpflichtet.

England, das Mutterland der Lokomobilenindustrie, bezieht jetzt die vervollkommneten Erzeugnisse dieses Fabrikationsgebietes auch aus Deutschland. Unser Bild zeigt eine 800pferdige Heißdampflokomobile der bekannten Firma R. Wolf, Magdeburg-Buckau, bei ihrer Ankunft in Cardiff.



Landung einer 800 pferdigen Wolfschen Heißdampflokomobile
im Hafen von Cardiff.



Pressenhaus einer neuzeitlichen Ziegelei.

Aus dem Inhalt von Nr. 44 der „Export-Woche".

Wirtschaft und Kapital. — Die gegenwärtige Struktur der deutschen Auswanderung. — Die neuere Entwicklung der Bildtelegraphie. Von Prof. Dr. Glatzel. — Neue Maschinen der Tonindustrie. Von G. Benfey, Fachlehrer und Ingenieur. — Technisch - industrielle Konjunktur. — Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieurwissenschaft.

Näheres in der anliegenden Nummer der „Export-Woche". Das Heft ist der Auslandsausgabe der „Woche" beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von ihr trennen.

Schluß des redaktionellen Teils.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberseeische Zahlstellen für die „Export-Woche“: Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche“ unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 44. **BERLIN** **2. November 1912.**

Wirtschaft und Kapital.

Von Leo Jolles.

Die Erörterungen über die wirtschaftlichen Folgen des Balkankonflikts haben sich von den schwersten Befürchtungen zu emanzipieren vermocht, da die Wahrscheinlichkeit einer Begrenzung des Krieges gewachsen ist. Nur die Börse verfiel vorübergehend in eine neue Schwäche und brachte es nach der Zwischenhausse zu neuen Rekordkursen.

Die niedrigsten Börsenpreise

wurden am 12. Oktober notiert. Nach den ersten kriegerischen Erscheinungen hatte sich des Publikums neue Sorge bemächtigt, und die Verkaufsorders nahmen einen gewaltigen Umfang an. Unter dem Druck der Verkäufe waren die Banken genötigt, die spekulativen Engagements ihrer Kundschaft aufzulösen, falls sie nicht genügende Deckung bekamen. Durch diese Zwangsverkäufe wurde natürlich die Summe der den Markt belastenden Wertpapiere erheblich vermehrt. Man hat den Banken, vielleicht mit Recht, den Vorwurf gemacht, daß sie vor dem Eintritt der Krisis zu wenig streng in der Beurteilung ihrer Kundschaft gewesen sind. Leute durften auf einen verhältnismäßig geringen Garantiefonds hin spekulieren. Für die Folgen solcher Konzessionen sind also die Banken mitverantwortlich gewesen. Die schroffe Kündigung der Kredite hat unter derartigen Umständen keinen günstigen Eindruck gemacht. Dabei ist allerdings zu bedenken, daß auch die Gegenseite sich in einer Zwangslage befand. Kriegszeiten werfen jede Berechnung über den Haufen; es läßt sich also niemals sagen, bis zu welchen letzten Konsequenzen eine Kursderoute führen kann. Nachdem die erste Verwirrung mit ihren geradezu verheerenden Wirkungen überstanden war, setzten die Interventionskäufe der Banken ein. Die großen Finanzinstitute brachten das Urteil des Publikums auf den richtigen Weg. Sie zeigten ihm die wirklichen Risiken des Krieges und als Gegenstück die Eigenschaften, die das deutsche Wirtschaftsleben in die Wagschale zu werfen hat. So gelang es, nach drei sehr schlimmen Tagen ein gewisses Gleichgewicht herzustellen und die meisten Papiere über ihren niedrigsten Kursstand hinauszubringen.

Die Korrektur der Industrierente

ist kein Fehler. Die Aktien der meisten Gesellschaften sind, soweit günstige Voraussetzungen bestanden, im Kurs gut bedacht gewesen. Eine Verkürzung des Aufschlages ist zwar für die Effektenbesitzer, die zu den höchsten Preisen gekauft haben, sehr schmerzhaft, bietet aber dem anderen Teil die Chance einer neuen Aufbesserung nach dem Verschwinden der politischen Sorgen.

Was die Industrie an Beschlüssen lieferte, umfaßt natürlich eine Zeit, die vor den politischen Ereignissen liegt. Die guten Dividenden beweisen trotzdem, daß die gewerbliche Konjunktur nicht auf dem Papier gestanden hat. Sie ist in den Gewinnen der Industrie wirksam geworden. Es gibt ja auch zahlreiche Geschäftszweige, die vom Kriege Nutzen ziehen. Einzelne Aktien haben solche Möglichkeiten bereits erfaßt und auf ihre Kurse übertragen. Ein Beispiel liefern die Automobilfabriken, die vom Balkan so große Aufträge erhielten, daß sie sie nicht rechtzeitig ausführen können. In der elektrotechnischen Industrie rechnet man gleichfalls nicht mit einer Beeinträchtigung durch die Politik. Die Allgemeine Elektrizitäts-Gesellschaft hat ihren Jahresabschluß veröffentlicht, der aus dem Fabrikationsgeschäft einen Gewinn von 24,38 Millionen (gegen 22,14 Millionen) ausweist. Die Dividende auf 130 Millionen Mark Aktienkapital beträgt 14 Proz. (im Vorjahr wurden 14 Proz. auf 100 Millionen Mark und 7 Proz. auf 30 Millionen Mark neue Aktien verteilt). Die offenen Reserven betragen 65 Millionen. Das Aktienkapital soll, wie bekannt, um 25 Millionen auf 155 Millionen erhöht werden. In den ersten zwei Monaten des neuen Geschäftsjahres haben, wie die Direktion mitteilt, die Umsätze wieder eine sehr erhebliche Steigerung erfahren. Fast so wichtig wie die Wirkungen des Krieges ist für die Industrie die Frage, ob

die Erhöhung der Kohlenpreise,

die das Syndikat für das Geschäftsjahr 1913/1914 beschlossen hat, das Erträgnis der Kohle verbrauchenden Fabriken nicht schmälern wird. Schon am 1. April

1912 war eine Preiserhöhung in Kraft getreten, die jedoch durch die gute Konjunktur schmerzlos absorbiert wurde. Für die Zukunft hängt das Resultat von der Dauerhaftigkeit der geschäftlichen Tendenz ab. Es ist nicht sicher, ob der Aufschwung bereits die höchste Spitze erreicht oder schon überschritten hat. Ist dieses der Fall, so werden natürlich höhere Kohlenpreise nicht ohne weiteres im Exempel aufgehen. Daß der Beschluß in Tagen politischer Unruhe gefaßt wurde, hat seinen Eindruck verschlechtert. Er wäre vielleicht nicht so sehr beachtet worden, wenn er normale Verhältnisse angetroffen hätte. Besonders drastisch wurde aber seine Wirkung durch die ablehnende Haltung des preußischen Bergfiskus. Am 1. Januar 1912 trat ein Abkommen zwischen dem Kohlensyndikat und dem Ruhrfiskus in Kraft. Dieser hatte sein Förderquantum mit bestimmten Einschränkungen an das Kohlensyndikat verkauft. Das Syndikat sollte den Vertrieb dieser Kohlenmengen übernehmen. Die preußische Regierung hatte sich das Recht des Rücktrittes von dem Abkommen gewahrt, besonders für den Fall, daß ihr die Preise nicht passen sollten. Die Vereinbarung sollte als ein Versuch zu gemeinschaftlicher Arbeit gelten. Der Rücktritt des Fiskus muß deshalb als eine Absage an das Syndikat angesehen werden. Die preußische Regierung ist mit der Politik des Kohlenkartells nicht einverstanden und hat sich wieder von ihm getrennt. Wie dieses Vorgehen auf das künftige Schicksal des Syndikats einwirken wird, läßt sich noch nicht sagen. Die Existenz des Kohlensyndikats ist von der Mitwirkung des preußischen Bergfiskus nicht abhängig. Die Entscheidung liegt nicht bei diesem, sondern im Bereich des Syndikats selbst. Die Außenseiter werden in dem Rücktritt des Fiskus eine neue Chance für sich erblicken und in ihrem Widerstande gekräftigt werden. Aber auch diese Folge der Trennung braucht noch keine dauernde Wirkung zu haben. Der Beschluß, den der preußische Staat gefaßt hat, ist von symptomatischem Wert. Er findet in seiner volkswirtschaftlichen Bedeutung eine Fortsetzung durch den Plan eines

Reichspetroleummonopols.

Das ist die neueste Sensation für das Wirtschaftsleben. Die Reichsregierung hat sich entschlossen, gegen das Monopol des amerikanischen Petroleumtrusts Front zu machen. Sie will den Petroleumhandel und den Konsum aus der drückenden Abhängigkeit von der amerikanischen Trustgesellschaft befreien. Dem Privatkapital ist es nicht gelungen, der Standard Oil Co. die Herrschaft über den Markt zu verkürzen. Nun will das Reich den Versuch eines Widerstandes unternehmen, und man muß sagen, daß die Regierung mit ziemlich großer Zuversicht an das schwierige Werk herangeht. Gedacht ist an die Gründung einer aus Privatmitteln zu finanzierenden Verkaufsgesellschaft, die den Großhandel mit Leuchtöl betreiben soll. Die Gesellschaft wird von Kaufleuten geleitet werden, steht aber unter ständiger Aufsicht des Reiches. Jede Aenderung der Statuten und die Wahl von Vorstand und Aufsichtsrat müssen vom Reichskanzler bestätigt werden. Zur Ueberwachung der Geschäfte wird ein Reichskommissar eingesetzt. Die wichtigste Funktion der neuen Monopolgesellschaft besteht in der Versorgung des Marktes mit billigem Leuchtöl. Das Reich wird die Preise kontrollieren und dafür sorgen, daß die Käufer nicht ausgebeutet werden. Diese Absicht wird durch Bestimmungen über die Preisgrenzen garantiert. Es wurde festgesetzt, daß der Gewinn der Gesellschaft nur bis zu einer oberen Preisgrenze steigerungsfähig sein soll. Hat der Petroleumpreis das Maximum erreicht oder überschritten, so hört die Bewegung der Dividende auf, und es bleibt bei einer festen Verzinsung des Aktienkapitals. Je niedriger die Verkaufspreise sind, desto mehr kann die Gesellschaft verdienen und verteilen. Ob das Unternehmen einen Gewinn abwerfen wird, läßt sich nicht sagen, da seine Preispolitik von der Gestaltung des Weltmarktes abhängt. Jedenfalls besteht der Plan, dem durch die Amerikaner zurückgedrängten Handel wieder freie Bahn und den Konsumenten brauchbares und billiges Leuchtöl zu schaffen. Die privaten Großhandelsfirmen (Deutsche Petroleum-Aktien-Gesellschaft, Deutsche Petroleum Verkaufsgesellschaft, Olexgesellschaft, Pure Oil Co.) werden von der Reichsgesellschaft übernommen, entweder im Wege gütlicher Vereinbarung oder durch Enteignung. Da die gesamte Berliner Großfinanz an diesen Handelsfirmen beteiligt ist, so müssen alle Sonderwünsche ausgeglichen sein, bevor der Aufbau der neuen Reichsanstalt erfolgen kann. Zunächst herrscht im Reiche der Banken keine Uebereinstimmung bezüglich ihres Verhaltens zu der Vertriebsgesellschaft. Es ist erklärlich, daß die besonderen Beziehungen der einzelnen Institute auf deren Entschlüsse eingewirkt haben. Die Reichsregierung erklärt, ihr Vorgehen richte sich nicht gegen das amerikanische Oel, sondern nur gegen das Monopol der *einen* Lieferantin. Auch diese soll keineswegs von der Versorgung des deutschen Marktes ausgeschaltet werden. Man rechnet vielmehr damit, daß sie bereitwillig ihr Oel an die neue Vertriebsgesellschaft liefern wird. Da von den 953,000 Tonnen Leuchtöl, die in Deutschland verbraucht werden, 80 Proz. aus amerikanischen Raffinerien stammen, so versteht sich von selbst, daß eine Umgehung der Amerikaner nicht möglich ist. Wenn es der deutschen Regierung gelingt, sich mit dem amerikanischen Oeltrust zu einigen, so ist der Erfolg des deutschen Handelsmonopols sicher.

Durch die Beanspruchung der Geldvorräte infolge des Krieges hat sich das Verhalten des Zinsfußes geändert.

Verschiedene Diskonterhöhungen

haben die Winterkampagne auf dem Geldmarkt eingeleitet. Die Bank von England setzte den amtlichen Wechselzinsfuß von 4 auf 5 Prozent in die Höhe und überragt damit den Dikontsatz der Deutschen Reichsbank, die allerdings kaum lange zögern wird, der englischen Kollegin zu folgen. Auch die Bank von Frankreich, die mit Veränderungen ihres Wechselzinsfußes sehr zurückhaltend ist, hat die Rate von neuem erhöht (von 3 auf 3½ Proz.). Der Lombardsatz des französischen Instituts hat wiederholt geschwankt, ist aber diesmal unberührt geblieben. Da das Wirtschaftsleben mit teurem Wintergeld rechnet, so macht ihm die Bewegung der Geldsätze die geringste Sorge.

Die gegenwärtige Struktur der deutschen Auswanderung.

Im vorigen Jahre beschränkte sich die deutsche Auswanderung auf eine Kopfzahl von 22,690. Seit dem Jahre 1895 einschließlich hat sie niemals mehr 40,000 erreicht, während sie zu Beginn der achtziger Jahre über zweimalhunderttausend hinausgegangen war. Verglichen mit der Gesamtbevölkerung, ist die gegenwärtige deutsche Auswanderung geringfügig. Von je hunderttausend Einwohnern gehen nur 35 über das große Wasser.

Geändert hat sich aber nicht nur die Zahl der Auswanderer, sondern auch ihre Zusammensetzung nach Stand, Beruf und Lebensstellung.

Es ist seltener Arbeitslosigkeit, die zur Aufsuchung überseeischer Arbeitsstätten veranlaßt, oder Landhunger. Im eigenen Lande gibt es Arbeitsgelegenheit und mit Hilfe der Innenkolonisation auch Land genug, um die Nachfrage nach beiden zu stillen. Die Arbeitsgelegenheit ist zurzeit in Wahrheit größer als die heimische Nachfrage. Fehlt doch nicht mehr viel an einer Million Köpfen, die wir alljährlich an ausländischen Arbeitern ins Land ziehen, ohne dadurch etwa die Auswanderung zu vergrößern. Wo sich Arbeitslosigkeit drückend fühlbar macht, da handelt es sich heute weniger um ungelernte Arbeiter als um sog. gebildete Berufe.

Schon die Herkunft der Auswanderer läßt darauf schließen, daß Arbeitslosigkeit und Landhunger nur noch schwache Triebkräfte sind. Von den 11,835 Auswanderern aus Preußen kamen auch prozentual ungleich weniger als zu den Zeiten des Hochstandes der Auswanderung aus den agrarischen Ostprovinzen. Aus Posen freilich noch 1071, aus Westpreußen aber nur 703, aus Pommern 419, aus Ostpreußen 390; die höchste Ziffer hatte Berlin-Brandenburg aufzuweisen, nämlich 2125, demnächst die stark mit Industrie durchsetzten Provinzen des Westens.

Das Hauptziel der Auswanderer blieben nach wie vor die Vereinigten Staaten von Amerika. Auf ein Minimum hat sich die Auswanderung nach Großbritannien zurückgezogen, die in früheren Jahren recht stattliche Ziffern aufzuweisen hatte. Nachgelassen hat auch die Auswanderung nach Brasilien; noch zu Anfang der neunziger Jahre über 1000 Köpfe jährlich umfassend, beschränkte sie sich im Jahre 1911 auf 363. Im Gegensatz dazu ist die Auswanderung nach dem übrigen Amerika erheblich gestiegen, und zwar im Jahre 1911 auf 3065. Es ist dabei zu beobachten, daß namentlich das zukunftsreiche Argentinien landwirtschaftlich eine immer größere Anziehungskraft ausübt. Aber auch das gewaltig aufstrebende Kanada beginnt im Schätzungskurse der deutschen Auswanderungslustigen zu steigen. Geringfügig, aber mit steigender Tendenz, ist die Auswanderung nach Australien (1911: 246 Köpfe), ganz verschwindend gering die Auswanderung nach Afrika.

Einige Rückschlüsse auf die heutige Struktur der deutschen Auswanderung gestattet die Zusammensetzung derjenigen Kreise, die sich an die nun seit zehn Jahren wirkende, leider viel zu spät gegründete Zentralauskunftsstelle für Auswanderer um Auskunft wenden, nach ihrer Berufsangehörigkeit.

Da ist es nun recht bemerkenswert, daß nach dem letzten Jahresbericht der Zentralauskunftsstelle unter den Auskunftbegehrenden mit 4106 die Kaufleute am zahlreichsten vertreten waren. Durch diese Erscheinung werden wir veranlaßt, die bleibende Auswanderung aus Deutschland zurzeit noch geringer zu veranschlagen, als sie nach der absoluten Auswandererstatistik erscheint. Denn die auswandernden Kaufleute haben ja gar nicht durchweg die Absicht, sich dauernd eine fremde Heimat zu suchen. Sie wollen im Auslande lernen, wollen ihren Gesichtskreis erweitern, ihre Sprachkenntnisse praktisch vervollständigen, zum großen Teil aber in späteren Jahren doch wieder in die Heimat zurückkehren. Es folgen in der Zahl der auskunftheischenden Auswanderungslustigen 3722 Handwerker und gelernte Industriearbeiter — eine verhältnismäßig recht geringfügige Zahl, die wiederum für das Vorhandensein ausreichender und befriedigender Arbeitsgelegenheit in Deutschland spricht.

Nur 2307 Personen unter den Anfragenden waren ihrem Beruf nach Landwirte und Gärtner. Die relative Geringfügigkeit auch dieser Ziffer wird um so deutlicher, wenn man sich daneben vergegenwärtigt, daß nach ostmärkischen Ansiedlungsstellen im Jahre etwa 8000 Anfragen an die Ansiedlungskommission ergehen. Allerdings mag auf die Niedrigkeit dieser Ziffer auch der Umstand einwirken, daß auf dem platten Lande die Zentralauskunftsstelle für Auswanderer noch immer nicht so bekannt ist wie in den mehr an Zeitungslektüre gewöhnten städtischen Kreisen der Kaufleute und gelernten Arbeiter.

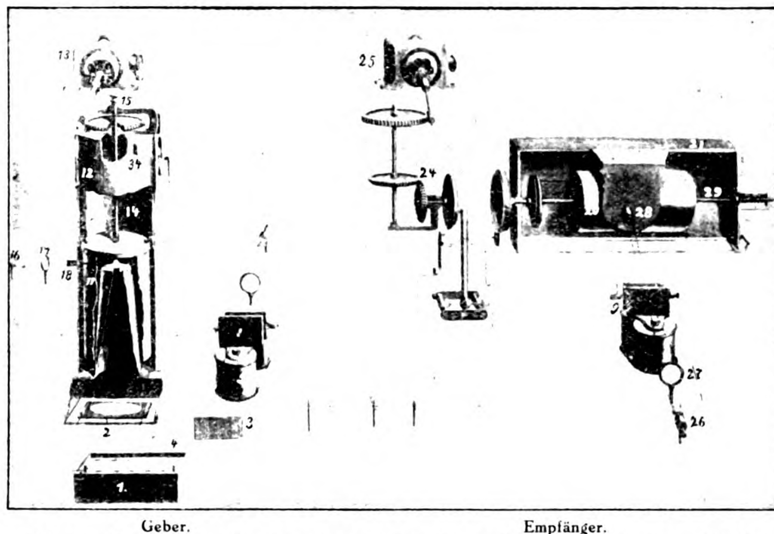
Diese gegen frühere Jahre so wesentlich veränderte Struktur unserer Auswanderung ist nicht ohne Bedeutung für die deutsche Kolonialpolitik. Zeigt sie doch, daß gegenwärtig das Bedürfnis nach einer wirtschaftlichen Entwicklung der vorhandenen Kolonien und ihrer eventuellen ins Auge zu fassenden Abrundungen bedeutsam sind, daß draußen der Angehörige des auf einer gewissen Bildungsstufe stehenden Mittelstandes ein Wirkungsfeld findet. Gerade hierin liegt ja beispielsweise für England ein durchaus nicht zu unterschätzender Teil der Bedeutung seiner Kolonien. Und hierauf noch mehr als bisher unser Augenmerk zu richten, werden wir, wie Arthur Dix im „Tag" schreibt, durch die derzeitige Struktur unserer Auswanderung bzw. durch die berufliche Zusammensetzung der Auswanderungslustigen veranlaßt.

Die neuere Entwicklung der Bildtelegraphie.

Von Prof. Dr. Br. Glatzel.

Als Anfang der siebziger Jahre das Telephon erfunden und bald darauf für die praktische Nachrichtenübermittlung nutzbar gemacht worden war, glaubte man im Hinblick auf die außerordentlich schnellen Fortschritte der Elektrotechnik in den ersten Jahren, daß es kaum ein technisches Problem gäbe, welches nicht mit Hilfe des elektrischen Stromes gelöst werden könnte. Eine der interessantesten Aufgaben, welche im Anschluß an die Erfindung des Telephons auftauchte, war das Problem des Fernsehens, mit dem sich auch sehr bald zahlreiche Erfinder beschäftigten. Leider ist es jedoch bis auf den heutigen Tag noch nicht gelungen, das ersehnte Ziel zu erreichen, und so sinnreich auch viele Vorschläge, welche im Laufe der Jahre gemacht wurden, waren, immer scheiterte die theoretisch vielleicht brauchbare Lösung an ihrer praktischen Unausführbarkeit. Einen Vorteil aber haben diese zahlreichen, fehlgeschlagenen Versuche wenigstens insofern gehabt, als sie zur Klärung der Schwierigkeiten des Problems des Fernsehens beigetragen und uns diejenigen Grenzlinien gezeigt haben, welche durch den gegenwärtigen Stand der Technik gezogen sind. Als diese Erkenntnis, daß es augenblicklich noch nicht möglich sei, eine praktisch durchführbare Lösung des Fernsehproblems zu finden, mehr und mehr zum Durchbruch gelangt war, begann man in richtiger Würdigung der Verhältnisse zunächst zu dem einfacheren Problem der telegraphischen Uebermittlung von Bildern innerhalb längerer Zeiträume zurückzukehren, wie es schon von Bidwell im Jahre

1881 in wenn auch roher Weise gelöst worden war. Während man beim Fernsehen das gesamte Bild in etwa ⅕ Sekunde übertragen muß, stehen für die telegraphische Übermittlung von Bildern 10 bis 20 Minuten zur Verfügung, was naturgemäß die Lösung der Aufgabe ganz erheblich erleichtert. Neben zahlreichen Erfindern, welche sich auf diesem Gebiete, aber ohne praktischen Erfolg, betätigten, gelang es insbesondere dem damaligen Münchener Professor Korn, ein praktisch recht brauchbares Verfahren aufzufinden, mit Hilfe dessen es ihm im Jahre 1906 glückte, gute Porträte über Fernleitungen auf telegraphischem Wege zu übertragen. Aus diesen Anfängen heraus hat sich dann in verhältnismäßig kurzer Zeit die heutige Bildtelegraphie entwickelt, und zwar zu einer solchen Stufe der Vollkommenheit, daß sie jetzt bereits eine ziemlich wichtige Stellung in der bildlichen Berichterstattung für Pressezwecke einnimmt.



Geber. Empfänger.

Abb. 1. **Schematische Darstellung einer phototelegraphischen Station.**

Bevor ich jedoch auf die Einzelheiten einer modernen Station für Bildtelegraphie eingehe, mögen noch einige allgemeine Bemerkungen über die verschiedenen in Frage kommenden Methoden zur Bildübertragung gemacht werden. Wir müssen nämlich zwei Hauptgruppen unterscheiden, welche unter dem Namen „Phototelegraphie" und „Telautographie" zusammengefaßt werden. „Die Phototelegraphie" umfaßt alle diejenigen Methoden, bei denen es sich um die Übertragung von getönten Bildern, das heißt Photographien, handelt, während sich die Telautographie lediglich auf die telegraphische Wiedergabe von Schwarz-Weiß-Bildern, das heißt Zeichnungen, beschränkt. In beiden Fällen wird aber der elektrische Strom als Vermittler zwischen der Sende- und Empfangsstation verwendet. Dabei sind die Aufgaben, welche die Gebe- und Empfangsapparate erfüllen müssen, in der Phototelegraphie etwas schwieriger als in der Telautographie. Bei der ersteren Methode haben wir nämlich, wie bereits erwähnt, auf der Gebestation getönte Bilder mit zahlreichen Helligkeitsabstufungen, während bei der zweiten nur schwarze oder weiße Stellen im Bilde vorhanden sind, so daß die Zahl der zu übertragenden Tonabstufungen wesentlich geringer ist. In der Phototelegraphie verfährt man nun so, daß man auf der Gebestation die verschiedenen Tönungen einer Photographie in entsprechende elektrische Ströme umwandelt, etwa in der Weise, daß bei einer helleren Stelle im Bilde ein stärkerer Strom in die Fernleitung gesandt wird als bei einer dunkleren, und erhält so in der Fernleitung den Tönungen des Bildes entsprechend abgestufte Stromstärken, die zur Empfangsstation gelangen. Auf dieser haben wir die umgekehrte Aufgabe zu lösen, nämlich dafür zu sorgen, daß die ankommenden, verschieden starken Ströme in entsprechende Lichtintensitäten zurückverwandelt werden, welche wir dann dazu benutzen können, einen photographischen Film Punkt für Punkt zu belichten, um so auf ihm die verschiedenen Tönungen des Geberbildes durch mehr oder weniger starke Schwärzungen wiederzugeben.



Abb. 2. **Phototelegraphische Übertragung** über eine künstliche Leitung.

Besondere Schwierigkeiten bietet bei derartigen Phototelegraphen die Konstruktion des Geberapparates. Dieser muß nämlich eine Vorrichtung besitzen, welche automatisch die gewünschte Umwandlung der verschiedenen Tonabstufungen eines Bildes in entsprechende elektrische Ströme ausführt. Von allen in Frage kommenden Körpern eignet sich nun einzig und allein das Selen, ein dem Schwefel verwandtes Element, zu dieser Umwandlung von Helligkeit bzw. Licht in Elektrizität. Bei der praktischen Verwendung streicht man das Selen auf einer mit Draht bewickelten Platte aus isolierendem Material, etwa Schiefer oder Speckstein, aus und erhält auf diese Weise soge-



Abb. 3. **Phototelegraphische Übertragung** von Stockholm nach Berlin.

nannte „Selenzellen". Wird eine solche in den Stromkreis einer elektrischen Batterie eingeschaltet, so beobachtet man, daß, wenn die Zelle sich im Dunkeln befindet, der sie durchfließende Strom sehr schwach ist, während er erheblich an Stärke zunimmt, wenn man die Zelle belichtet. Wir haben also nur nötig, in unseren Geberapparat eine Selenzelle einzubauen und dann das Geberbild, welches man etwa in Form eines durchsichtigen Films herstellen kann, mit Hilfe einer recht kräftigen Lichtquelle Punkt für Punkt zu durchleuchten und das durch das Bild hindurchgegangene Licht auf die Selenzelle fallen zu

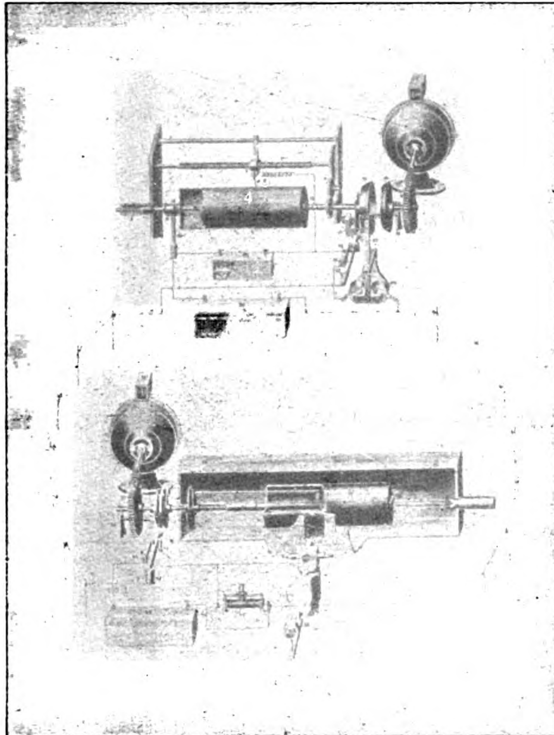


Abb. 4. **Schematische Darstellung** einer telautographischen Station.

lassen. Ist das Bild an einer Stelle dunkel, so wird wenig Licht hindurchgelangen, die Belichtung der Selenzelle ist schwach und ebenso auch der hindurchgelassene Strom. Bei durchsichtigen Stellen wird dagegen der die Selenzelle durchfließende Strom zu größeren Werten anwachsen. Einen Mangel besitzen jedoch derartige Selenzellen insofern, als sie die Umwandlung der einzelnen Lichtintensitäten in Stromstärken nicht momentan ausführen, sondern stets eine gewisse Zeit brauchen, um den der jeweiligen Belichtung entsprechenden Strom hindurchzulassen. Diese sogenannte „Trägheit" der Selenzelle verhindert, daß sehr schnell aufeinanderfolgende Lichtschwankungen richtig wiedergegeben werden. Es verschwimmen vielmehr die einzelnen Töne ineinander, so daß hierdurch Feinheiten in den Tonabstufungen vernichtet werden, sofern man nicht sehr große Übertragungszeiten anwendet, bei denen die Selenzelle Zeit genug hat, sich auf die jeweilige Tönung einzustellen. Es gelang nun nach zahlreichen Versuchen Professor Korn zunächst der wichtige Fortschritt, durch ein eigenartiges Kompensationsverfahren diese Trägheit der Selenzelle beträchtlich herabzusetzen und dadurch die Übertragung von detailreicheren Bildern zu ermöglichen.



Abb. 5. **Telautographische Übertragung** über eine künstliche Leitung.

Im einzelnen geht die Anordnung eines Phototelegraphen, wie sie durch die Abb. 1 dargestellt wird, in folgender Weise vor sich: Von dem zu übertragenden Bild wird ein Diapositivfilm hergestellt, welcher auf eine im Geberapparat befindliche Glastrommel 11 aufgelegt wird. Letztere ist in einen lichtdichten Kasten eingeschlossen, der an einer Seite eine Öffnung 18 hat. Durch diese fällt ein feines Lichtbündel, welches mittels passender Linsenkombinationen 17 von einer Nernstlampe 16 erzeugt wird, in das Innere. Dabei durchleuchtet das Lichtbündel diejenige Stelle des Films, welche sich gerade vor der Öffnung befindet. Je nach der Durchlässigkeit des Bildes an dieser Stelle wird dann das Licht mehr oder weniger geschwächt. Wird nun durch einen Elektromotor 13 unter Zwischenschaltung eines Schneckengetriebes 15 die Glastrommel bzw. die zu übertragende Photographie unter dauernder Umdrehung langsam an der Lichtöffnung des Geberkastens vorbeigeführt, so erhält man im Innern der Trommel Lichtschwankungen, welche genau den verschiedenen Tönungen des Bildes entsprechen.

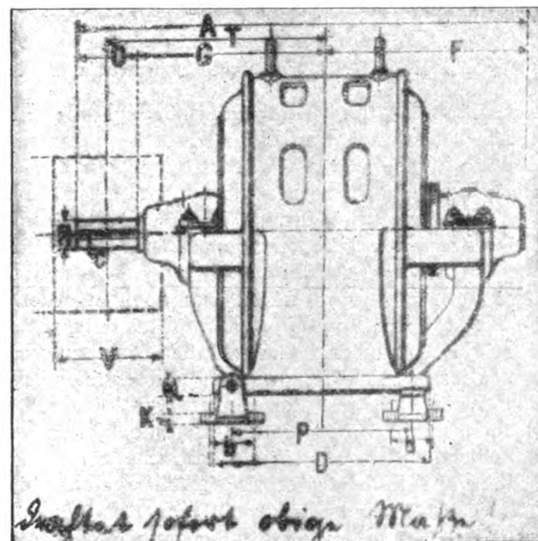


Abb. 6.
Telautographische Übertragung einer Maschinenskizze.

Diese Lichtschwankungen läßt man mittels eines Spiegels 19 auf die kompensierte Selenzellenanordnung 2, 3 wirken und erhält auf diese Weise in der Fernleitung 7 die gewünschten Stromschwankungen, welche das Bild zur Empfangsstation übermitteln. Auf dieser soll nun die Rückverwandlung der ankommenden verschieden starken elektrischen Ströme in entsprechende Lichtstärken vorgenommen werden. Zu dem Zweck wird in einem lichtdichten Kasten 21, dem Empfangskasten, ein photographischer Film auf eine Trommel 20 aufgelegt, welche wiederum durch einen Elektromotor 25 in Bewegung gesetzt werden kann. An der Vorderseite des Kastens befindet sich das Aufnahmeobjektiv 28, welches von einer Nernstlampe 26 die volle Öffnung des Objektivs von ihm bedeckt wird. Die Folge davon ist, daß bei dieser Stellung des Schattens kein Licht in das Aufnahmeobjektiv gelangen kann und somit der von diesem auf dem Film erzeugte Lichtpunkt dunkel ist. Man leitet nun die ankommenden Bildströme durch das oben erwähnte Doppelfadensystem 9 und erreicht dann, daß je nach der Stärke der Ströme das Schattenbild des Blättchens mehr oder weniger nach unten abgelenkt wird und so je nach der Größe der freigegebenen Objektivöffnung einer größeren oder geringeren Lichtmenge den Eintritt in den Empfangskasten gestattet. Dabei wird die Empfindlichkeit des Doppelfadensystems so einreguliert, daß bei dem stärksten ankommenden Strom

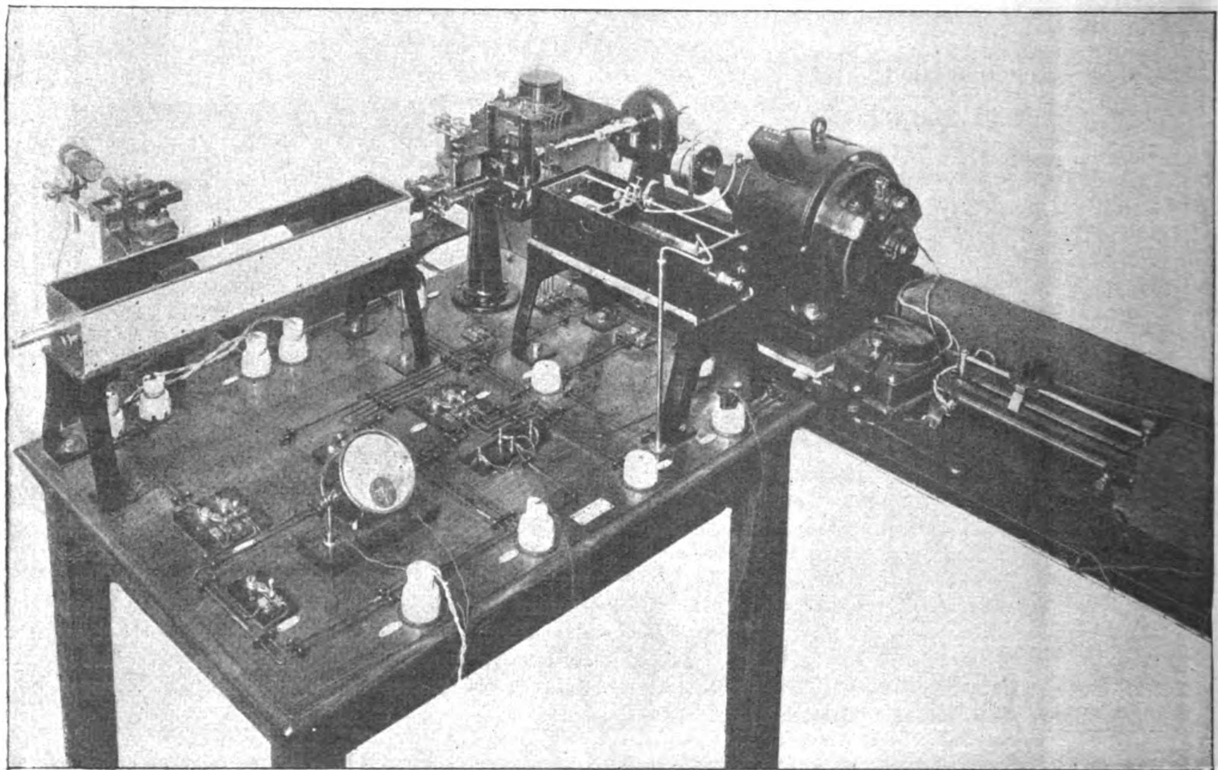


Abb. **7. Der telautographische Apparat der bildtelegraphischen Station des „Berliner Lokal-Anzeigers".**

einen feinen Lichtpunkt auf der Oberfläche des Films entwirft. Wird nun der Film bzw. die Trommel in derselben Weise wie die Gebertrommel an dem Objektiv vorbeigeführt, so beschreibt der Empfangslichtpunkt dieselbe spiralförmige Bahn wie der Geberlichtpunkt und setzt dementsprechend das Bild in derselben Weise zusammen, wie es auf der Geberstation zerlegt wurde. Es ist nun noch erforderlich, die Helligkeit des Empfangslichtpunktes entsprechend der Stärke der ankommenden Bildströme zu verändern. Dies erreichte Korn mit Hilfe seines Lichtrelais in folgender Weise: In den Strahlengang zwischen Nernstlampe und Aufnahmeobjektiv wird ein innerhalb der Pole eines Elektromagneten aufgehängtes Doppelfadensystem 9 gebracht, welches in der Mitte ein kleines, undurchsichtiges Aluminiumblättchen trägt. Das Bild dieses Blättchens wird durch eine Linse auf der Vorderfläche des Aufnahmeobjektivs 28 als Schatten entworfen, und zwar in solcher Größe, daß die Öffnung des Aufnahmeobjektivs gerade voll freigegeben wird, der von diesem erzeugte Lichtpunkt also seine maximale Helligkeit erreicht entsprechend dem in diesem Augenblick auf der Geberstation gerade zur Übertragung gelangten hellsten Punkte des Geberbildes. Diese Anordnung des Lichtrelais, welche im Prinzip nichts anderes als einen durch die Bildströme betätigten Objektivverschluß darstellt, hat den großen Vorzug, daß keine mechanisch bewegten Teile vorhanden sind, und daß infolgedessen ein derartiger Objektivverschluß sehr schnell zu arbeiten vermag, eine Bedingung, welche besonders mit Rücksicht auf die schnellwirkende kompensierte Selenzelle unbedingt erfüllt sein muß, sollen nicht im Empfangsapparat Fehler in der genauen Wiedergabe des Bildes entstehen.

Nach diesem Prinzip gebaute phototelegraphische Stationen wurden bald nach den ersten erfolgreichen Versuchen in Berlin bei dem „Berliner Lokal-



Abb. 8. **Telautographische Übertragung eines Halbtonbildes,**
nach dem Rasterverfahren reproduziert, über eine künstliche Leitung.

Anzeiger", in Paris bei der Illustration, in London und Manchester von dem Daily Mirror sowie in Kopenhagen von Politiken und in Stockholm vom Dagens Nyheter eingerichtet. Von den zahlreichen Übertragungen, die im Laufe der Zeit zwischen diesen Stationen ausgeführt wurden, sind zwei besonders gut gelungene in Abb. 2 und 3 wiedergegeben.

So gut nun auch diese Resultate waren, für die Übertragung von aktuellen Ereignissen, wie sie von der Presse gewünscht wurden, genügten aber diese Bilder doch nicht. Naturgemäß wird nämlich von der Presse nicht so sehr Wert auf Porträts als vielmehr auf Übertragung von aktuellen Ereignissen gelegt, d. h. also, es müssen Bilder übermittelt werden, welche sehr viel Einzelheiten, Gruppen und dergleichen, enthalten. Hierzu genügt aber ein phototelegraphischer Apparat nicht, da die in ihm befindliche Selenzelle auch bei Kompensation ihrer Trägheit nach dem Kornschen Verfahren nicht imstande ist, sehr feine Details wiederzugeben. Es wurden deshalb mit Rücksicht auf diese Bedürfnisse der Presse in Ergänzung zu dem Phototelegraphen noch Telautographen gebaut, welche dem genannten Zweck besser entsprachen. Diese Apparate arbeiten nach einem Geberprinzip, welches zuerst von Bakewell im Jahre 1847 angegeben wurde, aber im Gegensatz zu dem phototelegraphischen Prinzip nur gestattet, Schwarz-Weiß-Bilder zu telegraphieren. Dementsprechend wurde der Geberapparat einer derartigen bildtelegraphischen Station so umkonstruiert, wie es durch die Abb. 4 schematisch dargestellt wird, während Abb. 7 ein Bild des in der Station des „Berliner Lokal-Anzeigers" aufgestellten Apparates ist.

Das zu übertragende Bild, etwa eine Zeichnung, wird mit nichtleitender Tinte auf eine Metallfolie gebracht und diese dann auf die Geberwalze 4, ähnlich wie bei dem Phototelegraphen, aufgelegt. An Stelle des Lichtpunktes läßt man aber einen feinen Metallstift 9 in Spirallinien allmählich über das Bild fortlaufen. Durch diesen Stift fließt der Strom einer elektrischen Batterie 26 hinüber zur Metallfolie. Befindet sich nun der Stift gerade auf einer den Strom nichtleitenden Stelle des Bildes, so wird auch in der an den Geber angeschlossenen Fernleitung der Strom unterbrochen. Bei fortlaufender Bewegung des Stiftes wird auf diese Weise das gesamte Bild in Stromschließungen und -öffnungen zerlegt. Es ist ohne weiteres ersichtlich, daß dieses Geberprinzip keinerlei Trägheit enthält, und daß dementsprechend Bilder mit beliebig vielen Einzelheiten übertragen werden können. Die Aufzeichnung des Bildes im Empfänger erfolgt wiederum mittels eines Lichtrelais. Eine derartige Übertragung, die über eine künstliche Leitung ausgeführt worden ist, und die die Vorzüge eines Telautographen besonders gut zeigt, ist in Abb. 5 wiedergegeben. Die Übertragungszeit betrug hierbei etwa 15 Minuten, und es ist aus dem Bilde durch Vergleich mit den phototelegraphisch übertragenen Porträten 2 und 3 auch ersichtlich, daß die Zahl der Zeichen pro Sekunde erheblich höher ist. Man kommt bei sehr detailreichen Bildern bis zu etwa 2000 Zeichnungen in der Sekunde, und dies bedingte wiederum für den Empfangsapparat Abänderungen am Lichtrelais, welche es ermöglichen, die große Zahl von Stromstößen in einwandfreier Weise auf der Empfangswalze zu registrieren. Erst nach langwierigen Versuchen gelang es, eine geeignete Konstruktion für Lichtrelais zu finden, welche mit der gewünschten Schnelligkeit arbeitete.

Nachdem auf diese Weise die telautographischen Apparate praktisch brauchbar gemacht worden waren, konnte man daran denken, der Bildtelegraphie auch noch andere Anwendungsgebiete als allein für die Presse zu erschließen. Ein Versuch in dieser Hinsicht, welcher schon frühzeitig, als die Apparate noch keineswegs so vollkommen waren, ausgeführt wurde, ist in Abb. 6 dargestellt. Es ist dabei angenommen, daß bei einer Fabrik eine Maschine bestellt ist, daß aber dann aus irgendwelchen Gründen bezüglich der Maße Unklarheiten entstanden sind. Um diese zu beseitigen, wird die in der Abbildung wiedergegebene Skizze mit der zugehörigen Unterschrift telautographisch dem Besteller übermittelt und es ihm so ermöglicht, etwaige Verzögerungen in der Herstellung der Maschine auf schnellstem Wege zu beheben. Abbildung 8



Abb. 9.
Telautographische Übertragung
einer Photographie, reproduziert nach dem Rasterverfahren, von Paris nach Berlin.

endlich ist die telautographische Übertragung eines sogenannten Rasterbildes, bei welchem ähnlich wie bei den bekannten Druckverfahren auch Halbtöne recht gut wiedergegeben werden.

Für die eigentliche Presse-Berichterstattung wurde die fernphotographische Station des „Berliner Lokal-Anzeigers" bereits mehrfach benutzt und hat dann auch zum Teil recht gut gelungene Rekordleistungen erzielt. So wurde z. B. von Berlin nach der in Monte Carlo Anfang 1912 eingerichteten Station ein Bild telegraphisch übertragen, und zwar innerhalb einer Zeit von 15 Minuten über eine Entfernung von mehr als 2000 Kilometer, zu dessen Übersendung die Post wenigstens zwei Tage benötigt hätte. Auch gelegentlich der in diesem Sommer stattgehabten Reise des Deutschen Kaisers in die Schweiz gelang es dem „Berliner Lokal-Anzeiger", telegraphisch Bilder nach Berlin übermitteln zu lassen, welche dann sofort der Öffentlichkeit übergeben wurden. Eines der letzten zwischen Paris und Berlin übertragenen Bilder ist Abb. 9. (Dieses Bild stellt den französischen Oberst Mangin dar, der mit den französischen Truppen in Marrakesch eingezogen ist.)

Es ist anzunehmen, daß die Bildtelegraphie, welche schon jetzt imstande ist, der bildlichen Berichterstattung erhebliche Dienste zu leisten, im Laufe der Jahre immer noch mehr verbessert werden und dann ein fast unentbehrliches Hilfsmittel darstellen wird.

Neue Maschinen der Tonindustrie.

Von G. Benfey, Fachlehrer an der städtischen Zieglerschule in Lauban (Schlesien).

In aller Stille, wenig beachtet unter dem starken Aufschwunge anderer Industrien, hat sich in den letzten Jahrzehnten die Industrie, welche sich mit der Verarbeitung der Tone beschäftigt, entwickelt und mit ihr die Werke, die den Tonwerken ihre Apparate zum Werdegang jener Erzeugnisse liefern. Während unsere Tageszeitungen und ihre technischen Beilagen die Entwicklung anderer Industrien mit reger Teilnahme verfolgen, stolz auf jeden errungenen Fortschritt hinweisen, ist die keramische Industrie fast gänzlich unbeachtet geblieben, so unbeachtet, daß nur wenige Nichtfachleute einen Begriff davon haben, wie so ein Ziegel überhaupt entsteht, wie die Dachziegelerzeuger es fertigbringen, unser Haus in so gefälliger Weise zu decken und es gleichzeitig gegen die schweren Unbilden der Witterung dauernd sicher zu schützen, wie die feuerfeste Industrie es durch den Werdegang ihrer Waren ermöglicht, daß alle Industrien, die der Feuersmacht zur Herstellung ihrer Erzeugnisse benötigen, höchste Temperaturen mit all ihren Folgeerscheinungen entwickeln können, ohne daß die Wandungen der dazu verwendeten Öfen dadurch schädlich beeinflußt werden. Die meisten Nichtfachleute halten die ehemalige Erzeugung des Ziegels mit Handstrich, Plantrocknerei und Feldofen auch heute noch für vorherrschend, ohne zu ahnen, welche mächtigen Fortschritte jene Industrie inzwischen durchgemacht hat, und daß sie sich heute in der Überwindung größter Schwierigkeiten, in ihrer Unabhängigkeit von Wind und Wetter, in ihrer Leistungsfähigkeit jeder anderen Industrie gleichwertig an die Seite stellen kann. Die erwähnten Schwierigkeiten liegen hauptsächlich darin, daß die Tone, auf denen sich doch die ganze Industrie aufbaut, fast überall verschieden auftreten, sei es in ihrer Ablagerung, in ihrer Zusammensetzung oder in ihren Verunreinigungen, und daß deshalb überall andere Maßregeln getroffen werden müssen, andere Apparate angewendet, um die Tone aufzubereiten und sie in richtiger Mischung und masserecht der eigentlichen Gestaltung zuzuführen. Nehmen wir dazu noch die außerordentlich verschiedenartigen Warengattungen, die aus Ton hergestellt werden sollen, die vielen und verschiedenen Ansprüche, welche an jene gestellt werden, so versteht man es wohl, wenn hier die Entwicklung nur sehr langsam und vorsichtig geschehen konnte. Um so mehr muß man die Energie der hier wirkenden Ingenieure und Fachmänner bewundern, die jene Schwierigkeiten so glatt überwunden haben, die heute, um nur einen Teil des Werdeganges keramischer Ware herauszugreifen, mit ihren Maschinen den deutschen Markt nicht nur völlig allein beherrschen, sondern auch sie nach allen Ländern unseres Erdballes in ständig wachsender Zahl ausführen. Wo heute auf unserer ganzen Erde im größeren Betriebe Ziegel maschinell hergestellt werden, bedient man sich zum weitaus größten Teile der Schneckenpresse, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Carl Schlickeysen, Berlin, erfunden und in die Praxis übergeführt hat. — Auch alle weiteren Maschinen, die ich im folgenden kurz besprechen werde, sind zuerst in Deutschland angewandt, vervollkommnet und von dort hinaus unter die Kulturvölker zur direkten Verwendung oder zur Nachahmung verbreitet.

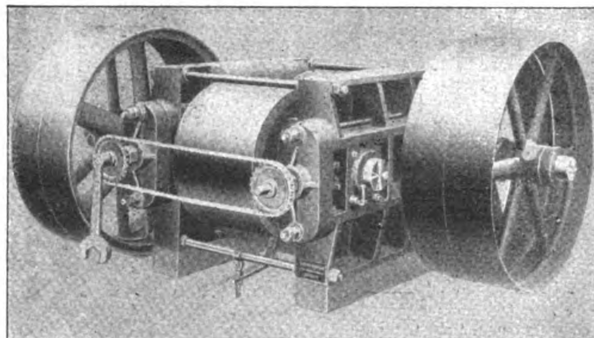


Abb. 1. **Feinwalzwerk** von Richard Raupach, Görlitz.

Folgen wir, um ihn zu beschreiben, dem Werdegange des Ziegels, so muß der aus seinem Lager gelöste Ton zunächst aufbereitet werden. Diese Aufbereitung erfolgt nach mehreren Richtungen. Zunächst durch Zerstörung der natürlichen Struktur des Tones, d. h. durch möglichst vollständige Aufhebung des Zustandes, in welchem die Natur den Ton abgelagert hat.

Ferner in der innigsten Mischung der Tone mit ihren Magerungs- und Versatzmitteln, dann durch die Unschädlichmachung etwa vorhandener Verunreinigungen und endlich durch innige Mischung mit dem Wasser für die weitere Verarbeitung auf nassem und

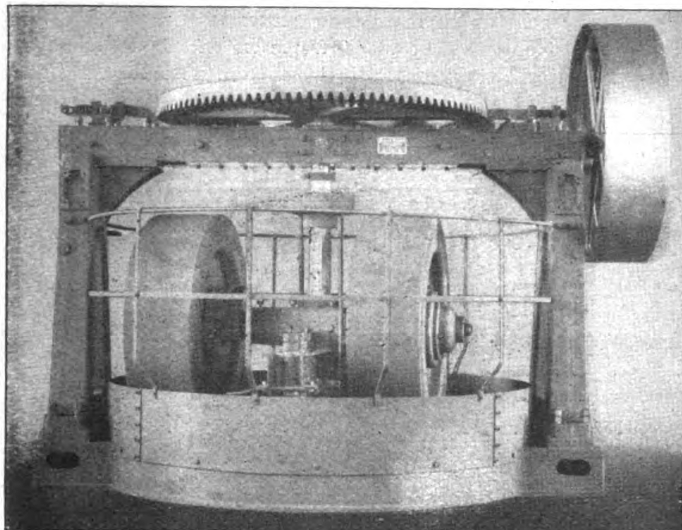


Abb. 2. **Zweibahnen-Naßkollergang** von Richard Raupach, Görlitz.

teilweise auch trockenem Wege. Nur ein Gemenge, in dem diese Bedingungen in vollstem Maße erfüllt sind, in dem alle Bestandteile in jedem kleinsten abtrennbaren Teilchen in gleicher Menge und Beschaffenheit enthalten sind wie im ganzen Gemenge, kann gute Erzeugnisse liefern, vorausgesetzt natürlich, daß die weitere Verarbeitung in sachgemäßer Weise erfolgt. Wie bereits erwähnt, bedingt das ständig wechselnde Auftreten der Tone und ihrer Zusätze, die außerordentlich verschiedenartigen Warengattungen, die aus ihnen hergestellt werden sollen, eine große Anzahl verschiedener Apparate, von denen ich hier, dem Werdegange der Waren folgend, nur die wichtigsten beschreiben kann. Eine wichtige Stellung bei der geschilderten Aufbereitung nimmt das Walzwerk, wie in Abb. 1 dargestellt, ein. In seiner Grundform besteht es aus zwei Walzen aus möglichst hartem Material, in einem festen Gestell gelagert, die sich gegeneinander drehen. Seine auszuübende Wirkung ist das Zermalmen und Zertrümmern kleinerer Verunreinigungen des Tones, wie Gesteinstrümmer usw., großer Tonstücke, indem es den Ton in seinem Gefüge auseinanderreißt, ihn mit seinen Zusätzen vereinigt, daher es wesentlich zum Verarbeiten und Mischen beiträgt. Viel verwendet zu der Aufbereitung wird auch der Naßkollergang, wie ihn Abb. 2 darstellt. Seine vorzügliche Wirkung in jener Richtung wird dadurch erzielt, daß er das aufgegebene Gemenge so lange überwalzt, bis es fein genug ist, um durch die im Mahlteller vorhandenen siebähnlichen Öffnungen gedrückt zu werden. Man hat es nun in der Hand, diese Öffnungen so weit oder eng zu machen, wie es zur weiteren Verarbeitung erforderlich ist. Weitere Vorzüge des Naßkollerganges sind, daß er jedes Gemenge besser angreift als das vorerwähnte Walzwerk, daß seine Tätigkeit leicht beaufsichtigt werden kann, daß er unempfindlich gegen mäßige Schwankungen bei der Beschickung und daß er meist in allen seinen Teilen so kräftig gebaut ist, um Reparaturen, wie Brüche und sonstige Betriebstörungen, auszuschließen. Das Misch-Koller-Walzwerk, System Baur, hat ebenfalls in den letzten Jahren größere Beachtung gefunden. Es besteht, vergl. Abb. 3, aus zwei starken, in entgegengesetzter Richtung sich drehenden Walzen, deren Stahlgußgerippe mit einem Mantel aus perforierten Stahlblechen bekleidet ist. Die Schlitze dieser Bleche sind je nach Erfordernis des vorliegenden Gemenges, der herzustellenden Ware 2—7 mm breit und nach innen zu konisch erweitert. Die sich drehenden Walzen werden durch starken Federdruck gegeneinandergepreßt, ohne sich direkt zu berühren, und drücken das von oben kommende Gemenge in bandförmigen Strängen in das Innere. Hier wird es durch ein am Walzengestell befestigtes Messer in Scheiben geschnitten und fällt, nachdem es durch diesen Vorgang auf das innigste vermischt und bearbeitet worden ist, nach der Mitte zu aus den Walzenmänteln heraus, so daß man es dann in den meisten Fällen direkt der Ziegelpresse zuführen kann. — Diese Aufbereitungsmaschinen können nur dann ihre volle Wirksamkeit entfalten, nur dann ihren Zweck erfüllen, wenn das Tongemenge in genau gleichmäßiger Menge und Qualität je nach Leistungsfähigkeit der betreffenden Maschine zugeführt wird. Diesem richtigen Gefühle verdanken wir in neuester Zeit die Beschickungsapparate, die entweder nur einfach der Beschickung dienen oder auch gleichzeitig eine sorgfältige Mischung der ihnen aufgegebenen einzelnen Gemengeteile besorgen. Als Typ der ersteren Art können wir den Automat von Raupach (Görlitz) ansprechen, den Abb. 4 zeigt. Er besteht aus einem Einschüttzylinder, unter dem ein sich drehender Teller mit einem nach außen liegenden Abstreichkranz angeordnet ist. Über diesem Teller befindet sich im Ein-

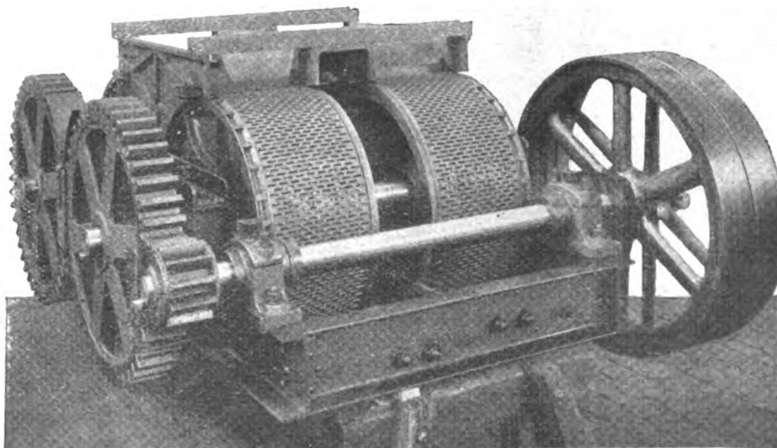


Abb. 3. **Mischkollerwalzwerk** von Gebr. Pfeiffer, Kaiserslautern.

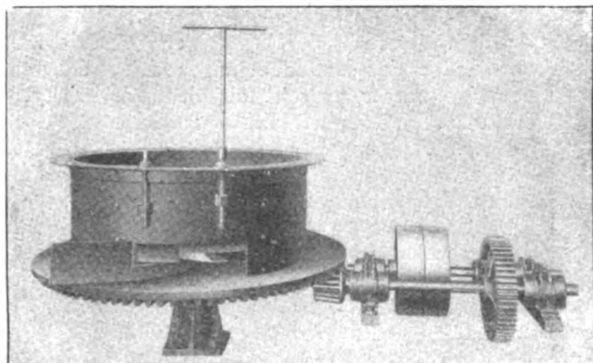


Abb. 4. **Automat** von Richard Raupach, Görlitz.

schüttzylinder eine Austrittsöffnung, die durch Schieber leicht verengt werden kann. Die den Teller bewegende, aufrecht stehende Stahlwelle bewegt gleichzeitig auf ihrem oberen Ende ein Armkreuz, ebenfalls aus Stahl, dazu bestimmt, die eingeschütteten Massen in Bewegung zu halten, sie zu mischen und gröbere Stoffe zu zerkleinern, welche Tätigkeit durch eine oder zwei unter dem Armkreuz angebrachte, feststehende Stahlmesser unterstützt wird. Das Gemenge fällt dann in dieser aufgearbeiteten Bewegung auf den drehenden Teller und wird von ihm gleichmäßig durch die Austrittsöffnung nach außen und auf die weiteren Arbeitsmaschinen befördert. — Ein anderer Beschickungs-Apparat, Bauart Händle, Abb. 5, besteht aus einem Kasten, einem dessen Boden bildenden Transportband aus Eisenplatten und einer Abschneidevorrichtung. In dem Kasten befinden sich nach Anzahl der zu mischenden Stoffe verschiedene Abteilungen, die durch leicht verstellbare Zwischenwände, d. h. Schieber, voneinander getrennt sind. Diese werden nun so eingestellt, daß von den in die einzelnen Fächer eingekippten Stoffen, wie Ton und Zusätze, nur die zum richtigen Mischverhältnis notwendigen Mengen hindurchgehen können. Das Transportband bringt die Tonstränge in Bewegung, und zwar derart, daß sie sich, ähnlich wie in den Sumpfgruben, schichtenweise übereinanderlegen und zum offenen Ende des Kastens gebracht werden. Hier werden sie von der Abschneidevorrichtung in dünne Schichten zerlegt, um, auf diese Weise möglichst innig gemischt und zerkleinert, zur weiteren Aufbereitung zu gelangen.

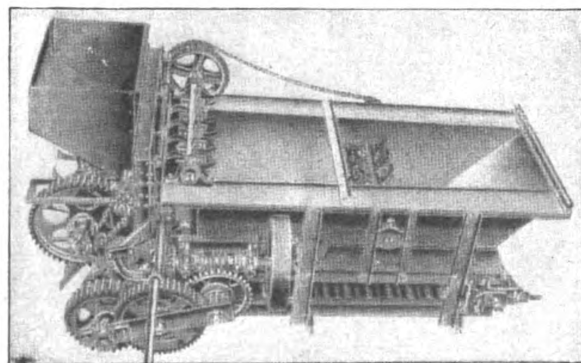


Abb. 5. **Misch- und Beschickungsapparat**
mit Zerschneidevorrichtungen und Sandapparat
von Karl Händle & Söhne, Mühlacker (Württbg.).

Eine wertvolle Bereicherung der Apparate zur Beschickung und Aufbereitung bildet die selbsttätige Beschickungsvorrichtung und Schleppkette zum Füllen und Entleeren der Sümpfe, (System Horn) von Rich. Raupach (Görlitz), wie in den Abb. 6 und 7 dargestellt. In der hier veranschaulichten Anlage wird das sehr schwer zu mengende Material (Braunkohlenton und Kohlenstaub) wagenweise in den Beschickungstrichter eingekippt. Die am Boden desselben befindliche Schleppkette bringt es auf einen Kollergang, eine weitere Schleppkette trägt das zerkleinerte und jetzt wohlgemischte Gemenge über einen Sumpfraum, wo

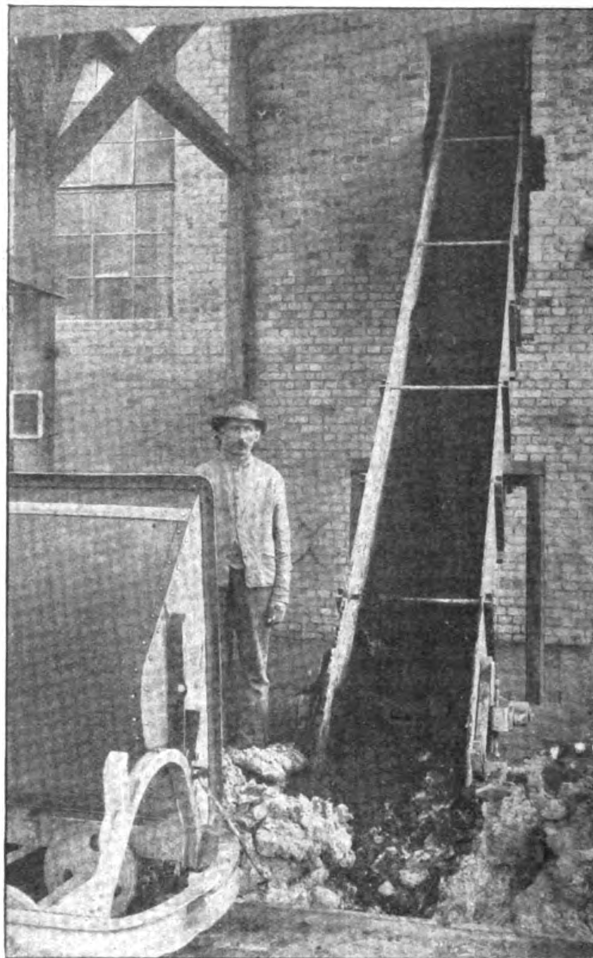


Abb. 6. **Hornbeschicker** von Richard Raupach, Görlitz.

er an jeder Stelle ausgeworfen werden kann. Dieselbe Schleppkette geht dann am Boden des Sumpfraumes entlang, um an jeder Stelle wieder das nun bestens gesumpfte Gemenge aufzunehmen und selbsttätig zur Formgebungsmaschine zu schaffen. Es leuchtet wohl jedem ein, daß eine derartige Anlage außerordentlich billig und zweckentsprechend arbeitet.

Unter den Formgebungsmaschinen behauptet die bereits erwähnte und auch sonst wohlbekannte Schneckenpresse noch immer die erste Stelle, und sind auch hier wesentliche Neuerungen kaum zu verzeichnen. Dagegen hat man sich in den letzten Jahren sehr bemüht, den Handstrich der Ziegel, der für manche

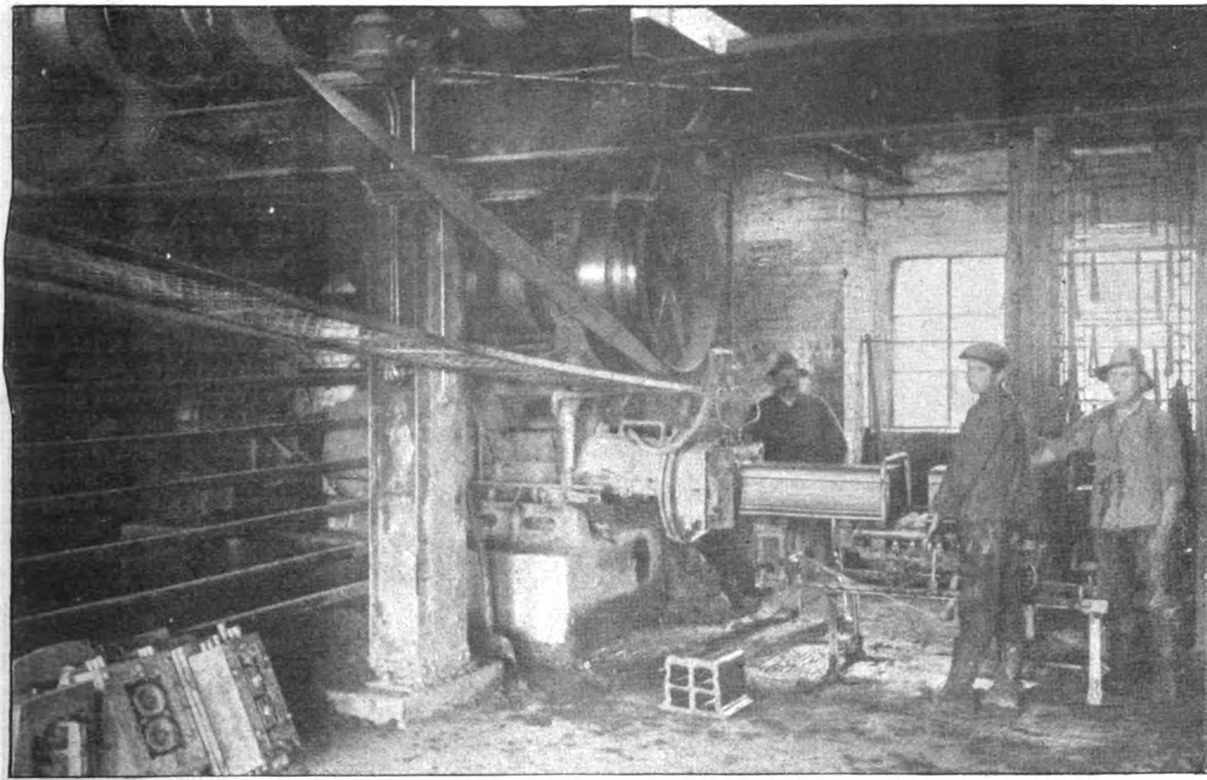


Abb. 7. **Pressenhaus** mit Einrichtung von Richard Raupach, Görlitz.

nicht strangbildende Gemenge noch immer angewendet werden mußte, durch entsprechende Maschinenarbeit zu ersetzen. Hier hat vor allem die Ziegelstreichmaschine, System Dornbusch-Bralitz, große Beachtung und Anwendung gefunden, wie in Abb. 8 dargestellt. Der gut vorbereitete Ton gelangt in den Füllrumpf, einen gußeisernen Zylinder, in dem die Hauptwelle mit Misch- und Füllmessern rotiert. In einer Aussparung unter dem Füllrumpfe bewegen sich zwei gegenüberliegende Drehtische mit je sechs Formen ruckweise derart, daß beim Stillstand des Tisches eine Form unter dem Rumpf durch das Füllmesser vollgestrichen wird. Der Tisch dreht sich nun, und die gefüllte Form gelangt unter einen Stempel, der beim nächsten Stillstand des Tisches den Ziegel aus der Form schiebt und auf ein Brett für ein oder zwei Formlinge legt. Dieses Brett liegt auf einem endlosen Balata-Transportgurt, der nach Ablegen des Ziegels der Brettlänge entsprechend selbsttätig vorgeschoben wird. Die stündliche Leistung einer derartigen doppelseitig arbeitenden Ziegelstreichmaschine soll bis 4000 Ziegel betragen. — Ein wichtiges Problem der Ziegelherstellung ist die Formgebung auf trocknem oder wenigstens halbtrocknem Wege, um den kostspieligen und zeitraubenden Trockenprozeß der Ware zu vermeiden. Gelöst scheint dieses Problem für die schiefrigen, felsigen Tone und einige Lehme, wie sie vor allen Dingen in Rheinland und Westfalen vorkommen. Hierbei soll sich die Trockenpresse „Saint Hubert" der Firma Hermann Becker jun. in Mülheim an der Ruhr gut bewährt haben. Abb. 9 gibt uns ihr äußeres Ansehen. Die mit ihr hergestellten Ziegel sind leicht zu behauen und zu vermauern und sind in ihrem äußeren Ansehen mindestens ebenso exakt und scharfkantig wie die nach dieser Richtung hin gepriesenen Kalksandsteine, dabei liefert diese Trockenpresse bei einem Kraftbedarf von höchstens 8—10 P.S. ungefähr 2500 Stück Formlinge stündlich. — Die „feuerfeste Industrie" ist trotz der gewaltigen Fortschritte, die sie ständig in der Vervollkommnung ihrer Erzeugnisse erringt, recht spröde in der Aufnahme neuer Apparate bei der Herstellung jener. Solche Apparate müssen schon sehr genau den Ansprüchen angepaßt sein, welche hier die feuerfeste Industrie stellen muß. Das scheint der Firma Louis Soest & Cie. in Reis-



Abb. 8. **Einseitige Ziegelstreichmaschine**
(Drehtisch mit 4 Formen) von A. Dornbusch, Oderberg-Brahlitz.

holz bei Düsseldorf mit ihrer Hütwohlpresse gelungen zu sein. Der Arbeitsvorgang mit ihr ist unter Hinweis auf Abb. 10 der folgende: Ein Arbeiter nimmt den wohlvorbereiteten Tonkuchen und wirft ihn in den offenstehenden, leicht eingeölten Formkasten, worauf er den Deckel mit der Hand schließt und durch die Zuhaltungskette feststellt. Die Presse übt hierauf den Druck zur Fertigstellung des Steines aus. Nach Erreichung des größten Preßdruckes öffnet sich die entsprechende Vorrichtung des Deckels des Preßkastens, und der fertige Stein wird durch einen weiteren Hub des Preßstempels so weit gehoben, daß er von den Stempeln abgenommen werden kann. Die nachgewiesene Leistung der Presse beträgt in zehn Stunden 3000 Steine in Normalformat bei einer Beanspruchung von 1.6 P.S.

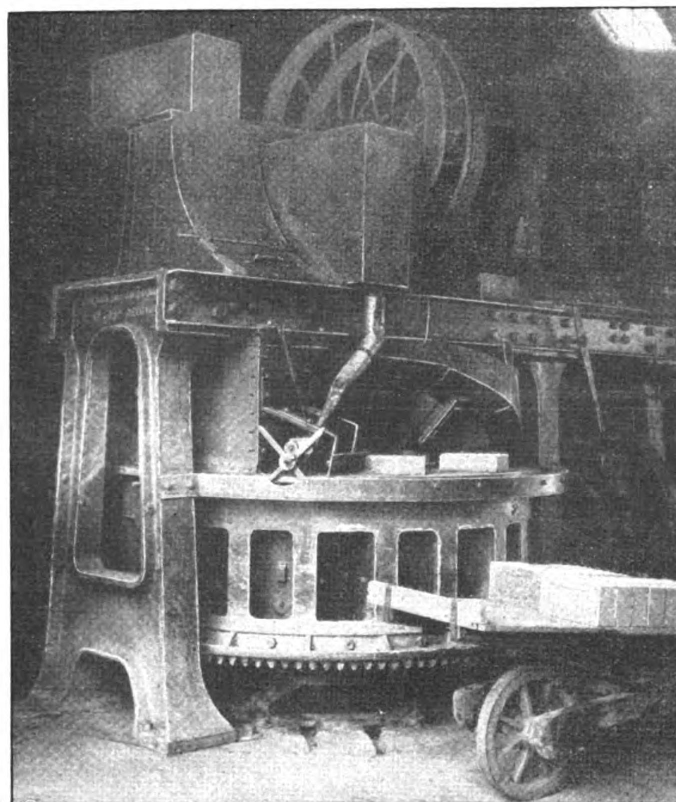


Abb. 9. **Trockenpresse „St. Hubert"**
von Hermann Becker jr., Mülheim, Ruhr

Die Firma C. Keller & Cie. in Laggenbeck i. Württbg. hat die Ziegelindustrie allmählich daran gewöhnt, daß sie ihr im fortschreitenden Aufbau des Werdeganges ihrer Erzeugnisse alljährlich neue wesentliche Verbesserungen liefert. So hat sie mit den Trockenapparaten angefangen; sie führte dann selbsttätige Wagen ein, in weiterer Folge ein Transportsystem zur Überführung der frischen Preßlinge in die Trockenräume und von dort in den Ofen, wobei der wesentliche Vorteil der war, daß eine große Zahl bisher geleisteter menschlicher Tätigkeit entbehrlich wurde und die Formlinge von der Presse bis zum Ofen nicht angefaßt zu werden brauchten. Einen wesentlichen Fortschritt hat dieses System jetzt dadurch erfahren, daß auch die Formlinge vom Strange der Presse selbsttätig abgeschnitten und auf den Trockenrahmen gebracht werden. Auf Abb. 11 sehen wir rechts den Zylinder, Preßkopf und das Mundstück einer Schneckenpresse, aus dem der Strang austritt. Er wird dann durch einen im Bügel eingespannten Draht, der hin und her pendelt, in die einzelnen Preßlinge zerschnitten, die auf einen darunterliegenden Trockenrahmen gleiten und, nachdem dieser völlig belegt, allmählich mit ihm zu der links dargestellten Aufzugsvorrichtung gelangen, welche die Trockenrahmen mit Preßlingen nach oben in die Trockenräume schafft. Durch die Einführung dieses Abschneiders in Verbindung mit den selbsttätigen

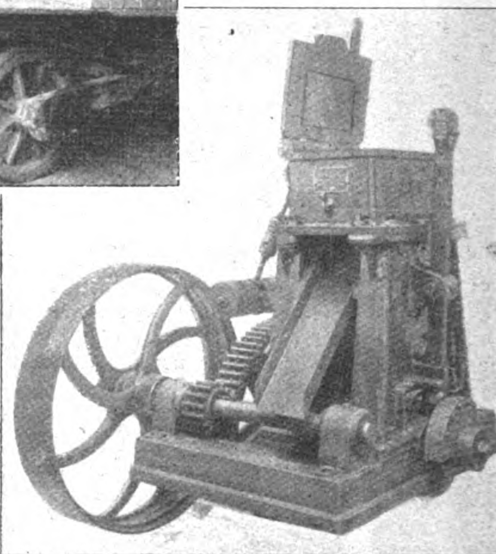


Abb. 10. **Hütwohlpresse**
der Firma Louis Soest & Cie. m. b. H., Maschinenbauanstalt und Eisengießerei, Reisholz bei Düsseldorf.

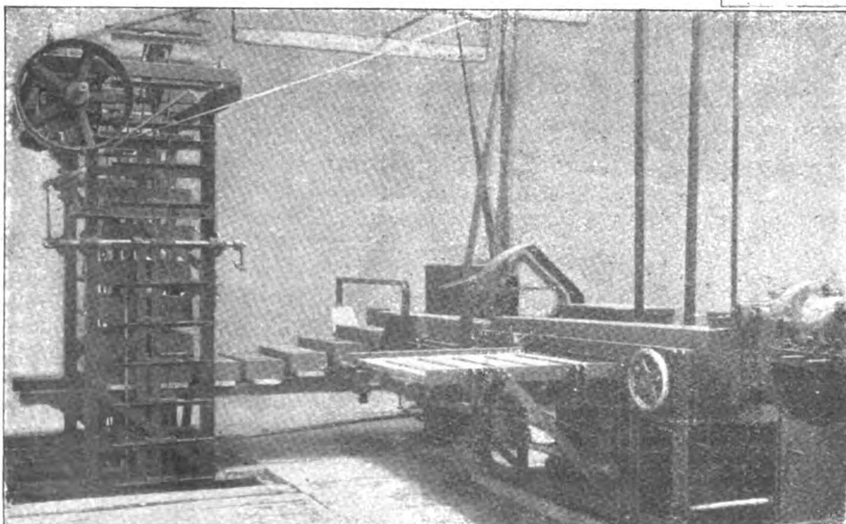


Abb. 11. Automat. Abschneider und Transport von C. Keller & Cie., Laggenbeck (Württbg.)

Transporteinrichtungen ist es genannter Firma jetzt möglich geworden, den Arbeiterbedarf im Ziegeleibetrieb auf das äußerste einzuschränken. So waren in einer von mir besichtigten Anlage, die vollständig von C. Keller & Cie. in Laggenbeck eingerichtet war, bei einer täglichen Erzeugung von 25,000 Stück östr. Normalformat nur 25 Mann von der Grube bis zur Verladung der Ziegel erforderlich; gewiß eine glänzende Leistung und der beste Beweis von der Vorzüglichkeit jener Einrichtungen.

Natürlich konnten im vorstehenden nur einige jener zahlreichen Apparate besprochen werden, die bei der Herstellung der Tonwaren im Inland wie auch im Ausland wohlverdiente Beachtung gefunden haben. Nicht zum wenigsten ist letzteres auch dadurch gefördert worden, daß auf der städtischen, staatlich unterstützten Zieglerschule zu Lauban, einer Schöpfung des Deutschen Vereins für Ton-, Zement- und Kalkindustrie, alljährlich auch eine große Zahl Ausländer für ihren weiteren Beruf mit bestem Erfolge vorbereitet werden. Mit den hier erworbenen theoretischen und praktischen Kenntnissen lernen sie auch gleichzeitig die in Deutschland erzeugten Hilfsmittel ihrer Industrie kennen, sie bedienen sich ihrer gern in ihren Werken und verstärken so das Heer der Pioniere unserer Exportindustrie.

Aus dem Inhalt
früherer Nummern der Export-Woche

Januar-Oktober 1912

Technisch-industrielle Konjunktur.

Wie uns aus Rio de Janeiro gemeldet wird, ist nunmehr der Vertrag betreffend den Bau der Santa Katarina-Bahn zwischen der brasilianischen Regierung und einer deutschen Gesellschaft, in welcher die Deutsche Bank die Führung besitzt, zum formellen Abschluß gelangt. Auf Beschluß des Ministerrats ist die Eintragung des Vertrages vollzogen und damit die Haftung des Staates für die eingegangenen Verpflichtungen festgestellt worden. Es handelt sich bei diesem Unternehmen nicht allein um den Bau einer Bahn von etwa 1000 km Länge, sondern noch um Hafenbauten, Zweiglinien und bedeutsame Landkonzessionen. In deutschen Kreisen mißt man daher begreiflicherweise der Angelegenheit hohe Bedeutung bei. Es ist das erstemal, daß ein großes Bahnunternehmen in Brasilien, wo bisher fast ausschließlich Engländer und Nordamerikaner das Verkehrswesen beherrschten, zustande gekommen ist. Aus Anlaß der Eintragung des Vertrages hat Kaiser Wilhelm dem brasilianischen Minister des Auswärtigen Lauro Müller sein Bild mit eigenhändiger Unterschrift verliehen.

Nach einer Aufstellung des holländischen Generalkonsuls in Birma wurde von Deutschland im Vorjahre dort ein Wert von 5.2 Millionen Rupees eingeführt und nach Deutschland für 30 Millionen Rupees ausgeführt.

In der deutschen Stahlindustrie, z. B. bei den Vereinigten Stahlwerken van der Zypen & Wissener Eisenhütten-Akt.-Ges. in Deutz, ist die Konjunktur auf rege Beschäftigung gestellt. Infolge des Zustandekommens des Roheisensyndikats sowie des Stahlwerksverbandes sind auch für dieses Jahr befriedigende Resultate zu erwarten. An dem bedeutenden Umsatz der deutschen Industrie ist das Ausland, namentlich Rußland, England und Amerika, wesentlich beteiligt. Den Werken fehlt es für den weiteren Verlauf des Geschäftsjahres nicht an Beschäftigung bei guten Preisen.

Die mexikanische Bundesregierung hat der Mausergewehrfabrik in Oberndorf a. N. einen größeren Auftrag auf Lieferung von Mausergewehren nebst der dazugehörigen Munition erteilt, dessen Wert sich auf über 8¼ Millionen Mark beläuft. Die Lieferung hat sofort zu erfolgen.

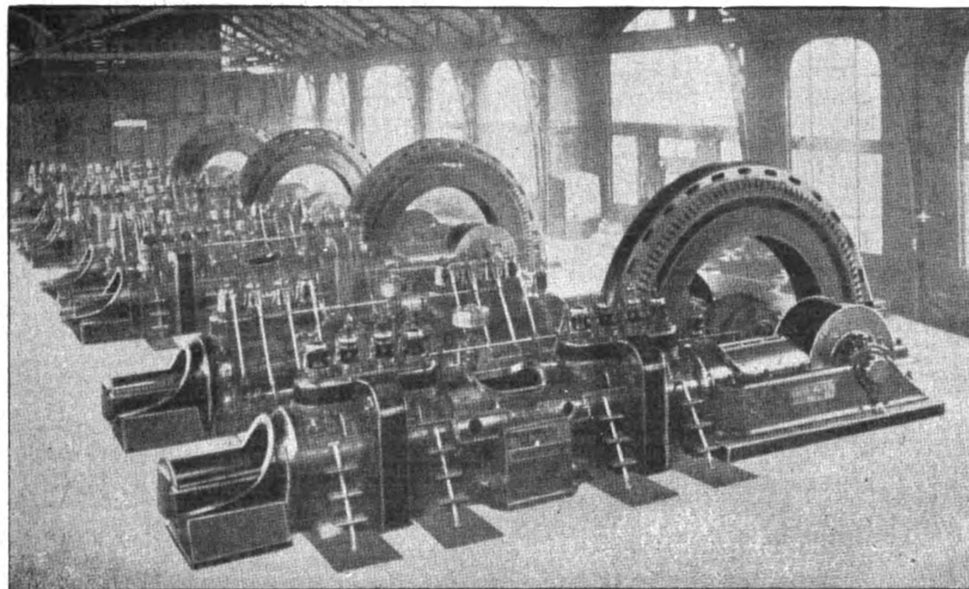
Die Bewegung zum Zwecke der Errichtung von Kühlanlagen in Charkow, Südrußland, macht weitere Fortschritte. Dem Vernehmen nach hat sich in Woronesch eine Gesellschaft „Cholodilnik" gebildet, die in Woronesch und einigen anderen Orten des gleichnamigen Gouvernements Kühlanlagen errichten will. An dem Unternehmen soll auch die Wolga-Kama-Bank beteiligt sein, um Vorschüsse auf

die eingelagerten Waren zu geben. Auch die Stadtverwaltung von Charkow läßt dem Vernehmen nach bereits Pläne und Kostenanschläge für die Errichtung einer großen städtischen Kühlanlage ausarbeiten.

Ein Extrazug mit 30 seemäßig verpackten Benzautomobilen verließ dieser Tage die Benzwerke in Mannheim, um die Fahrzeuge nach dem Antwerpener Hafen zu bringen.

Die Permutit-A.-G., die vor einigen Wochen unter Mitwirkung der Berliner Handels-Gesellschaft gegründet wurde, respektive ihr englisches Schwesterunternehmen, hat von der West-Cheshire-Water Co., welche einen Teil der englischen Provinz Cheshire mit Wasser zu versorgen hat, für ihr Werk in Hooton den Auftrag auf Enthärtung und Enteisung des Trinkwassers erhalten. Es kommt die Lieferung von neuntausend Kubikmeter Wasser pro Tag in Betracht. Die Anlage besteht aus sechzehn Filtern von je 2.85 m Durchmesser. Der Betrieb erfordert die Verwendung von insgesamt hunderttausend Kilo Permutit.

Das Kgl. Eisenbahn-Zentralamt in Berlin ist beauftragt worden, wegen Übernahme der Herstellung von 14,000 Güterwagen verschiedener Bauart für die preußisch-hessischen Staatsbahnen sowie von 1000 Güterwagen für die Reichseisenbahnen in Elsaß-Lothringen mit den beteiligten Wagenbauanstalten zu verhandeln.



Gichtgasmotoren von Ehrhardt & Sehmer G. m. b. H., Schleifmühle-Saarbrücken,
in der Zentrale der Kgl. Berginspektion VII, Heinitz.

Frankreich verwendet nicht nur in seiner Kriegsluftflotte deutsches Material — bekanntlich werden die neuen französischen Militärluftschiffe mit deutschem Ballonstoff versehen — sondern die französische Marineverwaltung hat sich veranlaßt gesehen, für die Marine, und zwar für die Unterseeboote, deutsche Maschinen wegen ihrer hervorragenden Leistungsfähigkeit zu verwenden. Zuerst wurden zwei Unterseeboote, „Circe" und „Calipso", mit deutschen Maschinen ausgerüstet, die von einer deutschen Fabrik in Augsburg bestellt worden sind. Das französische Marineministerium wollte mit der weiteren Ausgestaltung der französischen Unterseebootsflotte durch deutsche Maschinen abwarten, wie sich die ersten Versuche bewähren würden. Die französische Marineverwaltung stellte sehr strenge Aufgaben, um einen Überblick über die Güte und Brauchbarkeit der deutschen Maschinen zu erlangen. Es wurde eine Übungsfahrt angeordnet, die im Hafen von Toulon ihren Ausgang nahm und einen Mindestumkreis von 600 Meilen haben sollte. Die beiden Unterseeboote mußten von Toulon aus über Nizza nach Ajaccio und von dort über Korsika nach Toulon fahren. Die hervorragende Tüchtigkeit, welche die deutschen Maschinen zeigten, hatte den Erfolg gehabt, daß auch weitere Unterseeboote der französischen Marine mit deutschen Maschinen ausgestattet werden sollen.

Die Veröffentlichung der Entwürfe für ein neues Patentgesetz und Warenzeichengesetz wird erst Ende des Jahres erfolgen. Das Warenzeichengesetz ist im wesentlichen fertiggestellt, während über wichtige Fragen des Patentgesetzes und die Organisation des Patentamtes, noch Beratungen bevorstehen. Die Veröffentlichung beider Entwürfe und ihre Einbringung im Reichstag werden gemeinsam erfolgen. Mit der Veröffentlichung wird bezweckt, die von der Reichsregierung vorgeschlagene Neuordnung der öffentlichen Kritik zu unterbreiten.

Auch Schweden blüht wirtschaftlich wie im Sinne der Technik empor. Man glaubte, daß das harte Klima ein Hindernis für eine große Entwicklung sein würde, und es ist bezeichnend, daß es nicht geringe Mühe kostete, Mitte der 1850er Jahre den schwedischen Reichstag für den Bau von Staatseisenbahnen im Lande zu gewinnen. Das Land mußte das Geld für den Bau seiner Bahnen vom Auslande borgen. Jetzt decken die Überschüsse der Staatsbahnen die Ausgaben für Verzinsung und Amortisation der ganzen Staatsschuld. Schweden hat mehr Eisenbahnen im Vergleich zu der Kopfzahl seiner Bevölkerung als irgendein anderes Land Europas. Dieses Bahnnetz ist ein wichtiger Hebel für die schnelle Entwicklung der wirtschaftlichen Hilfsquellen Schwedens. Schweden ist wohlhabend geworden, Einen neuen Beweis hierfür findet man in der neuerlich in der Presse des Landes erfolgten Veröffentlichung über das Einkommen der größten Aktien - Gesellschaften und der reichsten Einwohner der zwei größten Städte Schwedens: Stockholm und Göteborg.

Mit einem besonders großen Bedarf an Werkzeugmaschinen werden die rumänischen Eisenbahnen im Laufe des Jahres 1913 auf den Markt kommen. Sieben Millionen Lei sollen für die Erweiterung der bestehenden Werkstätten angewendet werden, und ungefähr die Hälfte dieses Betrages entfällt auf Werkzeugmaschinen. Auch hat sich ein von Jahr zu Jahr wachsender Bedarf an leichten Werkzeugmaschinen zur Bearbeitung von Eisen und Holz für die ländlichen Schmiede- und Reparaturwerkstätten bemerkbar gemacht.

Erst kürzlich hat sich Direktor Schüddekopf, Leiter des Übersee-Geschäfts des Kalisyndikats, nach Amerika begeben. Es sind Verhandlungen mit den amerikanischen Interessenten geplant, die auf eine Verstärkung des Kaligehalts im Mischdünger abzielen. Ferner wird Direktor Schüddekopf sich nach Kanada begeben, um dort eine Niederlassung der Germania Kali Works zu organisieren. Die Absatzaussichten in Kanada haben sich sehr günstig entwickelt.

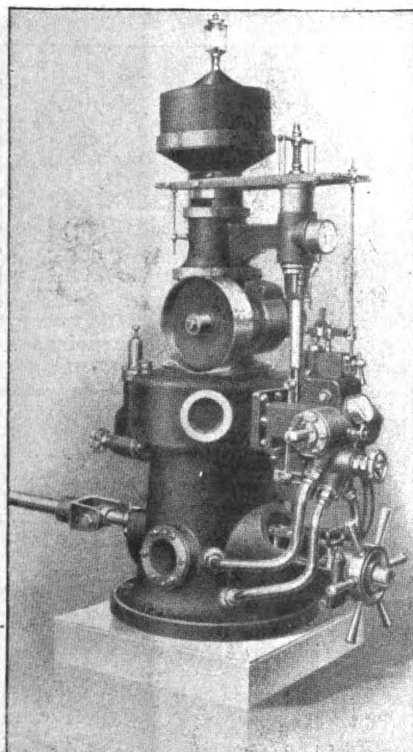
Die Auskunft des Essener Roheisenverbandes lautet dahin, daß die Lage des Roheisenmarktes eine anhaltend gute ist. Die Nachfrage bleibt sowohl aus dem Inlande als auch aus dem Auslande nach wie vor sehr stark, ebenso ist der Abruf auf die getätigten Abschlüsse äußerst lebhaft.

Über die Marktlage der für Schiffbauzwecke bestimmten Bleche äußert sich das Schiffbaustahlkontor, wie folgt: „Der Bedarf an Schiffbaumaterial ist sehr stark, und wird es für die nächste Zeit bleiben, nachdem inzwischen noch weitere Neubauten zur Vergebung gekommen sind. Die Preise sind fest."

Technische Woche

Kraftanlagen.

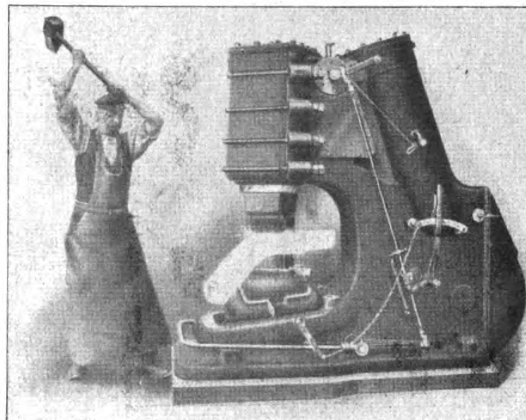
Pneumatischer Turbinen-Regulator. Die Firma Schneider, Jaquet & Cie., G. m. b. H. in Straßburg-Königshofen, bringt lt. untenstehender Abbildung ein neues Modell eines pneumatischen Regulators für Wasserturbinen auf den Markt, der sich durch große Empfindlichkeit und schnelle Wirkung der Regelungsfähigkeit auszeichnet. Namentlich in Betrieben, wo auf genaue Einhaltung der Umlaufsgeschwindigkeit der Arbeits- und Betriebsmaschinen großes Gewicht gelegt wird, wie z. B. in Spinnereien, Webereien, Holzbearbeitungsfabriken oder elektrischen Zentralen, dürfte dieser Regulator besonders geeignet sein. Der Regulator reagiert nicht nur sofort auf die geringsten Belastungswechsel und Geschwindigkeitschwankungen, sondern es garantiert die Firma sogar bei einer Be- oder Entlastung der Turbine von 50 Prozent eine Schwankung der Tourenzahl um nur ± 2 Prozent und einem Lastwechsel von 100 Prozent um ± 4 Prozent innerhalb weniger Sekunden, da der Regler ohne Zwischenhebel direkt auf die Turbine wirkt. Im Falle eines Riemenbruches tritt eine automatische Abstellvorrichtung in Funktion, die den ganzen Betrieb sofort zum Stillstand bringt. Trotz dieser Vorzüge ist der Kraftverbrauch des Reglers ein sehr geringer, da nur der Antrieb für Pumpe und Tachometer erforderlich ist und alle beweglichen Teile gegen Verunreinigungen eingekapselt und von einer Zentralstelle aus geschmiert werden. Mllr.



Pneumatischer Turbinen-Regulator
von Schneider, Jacquet & Cie., G. m. b. H., Straßburg-Königshofen.

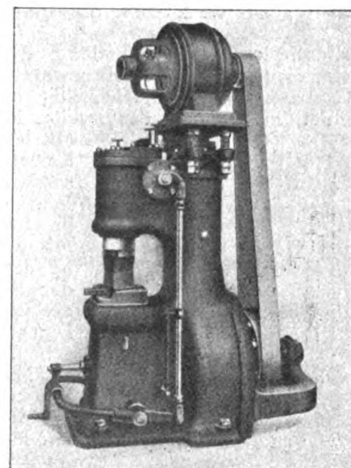
Fabrikbetrieb.

Yeakley-Schmiedehammer. Bei den durch Dampf oder Preßluft betriebenen Schmiedehammern befindet sich zwecks Regulierung der Schlagstärke zwischen Kolben und Bär ein Luftkissen, das bei dem genannten System zum Fortfall gekommen ist. Hierdurch wird erreicht, daß die Leistungsfähigkeit dieser Hämmer erheblich größer ist im Verhältnis zu dem bei andern Systemen notwendigen Kraftaufwand. Man kann daher für den Schmiedebetrieb einen kleineren Yeakley-Hammer wählen, als dies in anderen Fällen zulässig wäre. Die Bewegung des Hammers wird durch eine mittels Transmission oder Elektromotors angetriebene Luftpumpe bewirkt, und zwar arbeitet die Luft nur auf der oberen Seite des als Plunger ausgebildeten Kolbens, indem bei Druckerzeugung der Bär herunterschlägt und bei folgendem Vakuum die Aufwärtsbewegung ausgeführt wird. Zur Erzeugung der Schlagstärke sowie zum Festhalten des Schmiedestücks im Hammer ist, wie Abb. 1



Yeakley-Schmiedehammer
von Billeter & Klunz, A.-G., Aschersleben.

zeigt, eine durch Fuß- oder Handhebel leicht zu betätigende Steuerung angeordnet, durch die der Hammer auch gleichzeitig in Ruhe und auch wieder in Bewegung gesetzt werden kann. Es ist dem Schmied somit genügend Zeit gegeben zum Nachfassen der Schmiedestücke sowie auch zum Auswechseln der nötigen Matrizen. Besonders bemerkenswert ist noch, daß der Hammer gegen Undichtigkeiten äußerst empfindlich ist, was durch die Luftverteilung bedingt ist, und auch nach längerer Betriebszeit gleich gut arbeitet. Die Firma Billeter & Klunz, A.-G., Aschersleben, führt diese Maschinen, wie die Abbildungen zeigen, mit Antrieb durch Transmission wie auch durch Elektromotor in den verschiedensten Bärgewichten aus. Mllr.

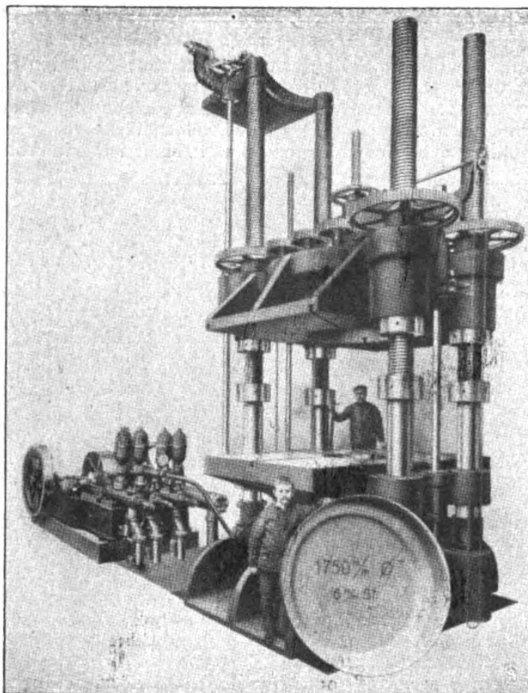


Yeakley-Schmiedehammer
Billeter & Klunz, A.-G., Aschersleben.

Material-Prüfung.

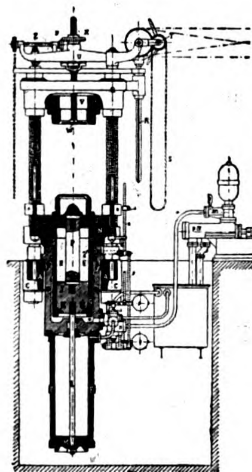
Doppelwirkende hydraulische Ziehpresse. Die Grenze der Leistungsfähigkeit der mechanischen Ziehpressen mit Kurbel-Exzenter- oder Kniehebelbewegung war bei dem Uebergange zu immer größeren nahtlosen Gefäßen, zumal wenn es sich um stärkeres Material handelte, bald erreicht. Von der Firma L. Schuler, Göppingen, wurde, um weitergehenden Ansprüchen zu genügen, eine hydraulische, doppeltwirkende Ziehpresse konstruiert. Das Prinzip dieser Maschine liegt in den beiden ineinandergehenden und in einem gemeinschaftlichen Druckraum nach gleicher Druckrichtung arbeitenden Kolben, wovon der äußere den Blech-

halter und der innere den Ziehkolben betätigt. Die ganze Presse ruht auf einem Fundamentrahmen (siehe Abb. 2), der über einer gemauerten Grube fest verankert ist. Am unteren Ende des Stahlgußzylinders B befindet sich der



Doppeltwirkende hydraulische Ziehpresse D. R. P.
von L. Schuler, Göppingen (Württemberg).

patentierte Rückzugszylinder E, der zugleich als Akkumulator dient. Im Zylinder B bewegt sich genau eingepaßt der Kolben G, welcher gleichzeitig den inneren Zylinder H bildet, in welchem der zweite, innere Kolben J gleitet. Mit letzterem ist die stählerne Kolbenstange L des Rückzugskolbens M verbunden, der sich gleichzeitig mit dem inneren Kolben J bewegt. Mit dem Kolben J verbunden ist der Ziehstempel, während der Kolben G den Tisch N des unteren Blechhalters trägt. Die Kopfplatte, welche an den 4 Säulen D bewegt wird, trägt die Matrize und die Auswerfvorrichtung. Die Kopfplatte hält das obere Blechhalterwerkzeug und nimmt den Gesamtdruck der Kolben G und J auf. Über der Kopfplatte befindet sich die Auswerfvorrichtung (U-Z). Zur Erzeugung der nötigen Druckflüssigkeit dient eine vierzylindrige Pumpe liegender Anordnung. Durch die regulierbare Druckerzeugung und die Sicherheitsventile lassen sich auf diesen Maschinen ohne Gefahr für Bruch Fassonpressungen ausführen, so daß bei Herstellung vieler Artikel die besondere Präge- und Planierarbeit erspart wird. Durch die Kupplung beider Kolben können die Pressen als einfach wirkende hydraulische Pressen zur Erzeugung reiner Prägungen verwendet werden.



Doppeltwirkende **hydraulische Ziehpresse D. R. P.** v. L. Schuler, Göppingen (Württbg.).

Dr. Kd.

Feuerungstechnik.

Pfannenöfen mit mechanischem Rühr- und Wendewerk der Firma Richard Wahle, Hilden bei Düsseldorf, finden Verwendung zum postenweisen Rösten, eventuell auch zum Trocknen von empfindlichem Gut, wie Farben, Chemikalien und dergleichen, welches die Berührung mit den Feuergasen nicht verträgt und den Ofen in einer durch Probenahme zu ermittelnden Beschaffenheit verlassen soll bei Temperaturen von 3—400° C und darüber. Abb. 1 stellt einen Schnitt durch die Pfanne und Entleerungsvorrichtung, Abb. 2 eine Ansicht des Ofens dar (bei welcher sich die Pfanne unterhalb der Auflageplatte fortsetzt); dieselbe besitzt einen oberen lichten Durchmesser von 3 m und kräftige Wandstärken. Sie ruht auf einer kräftigen gußeisernen Unterlagplatte, auf welcher zwei schwere T-Träger befestigt sind, welche die Lagerblöcke für den Antrieb aufnehmen. Durch letzteren wird eine senkrechte Königswelle und eine mittels eines Querhaupts mit ihr verbundene wagerechte Rührwelle, auf welcher kräftige stählerne Rührschaufeln drehbar befestigt sind, in Umdrehung gebracht. Diese schleifen auf dem Boden der Pfanne und nehmen das Gut unter stetem Wenden im Kreise über die geheizte Bodenplatte der Pfanne mit. Letztere ist seitlich und oben von Mauerwerk umgeben, wirkt somit als Muffel. Von gußeisernen Garnituren umsäumte Öffnungen dienen für Luftzutritt bzw. Absaugung, Eingabe, Probenahme, Temperaturenmessung, Zutritt zum Innern (Mannloch), Entleerung. Die letztere erfolgt nach Öffnung des Verschlußdeckels selbsttätig in sehr kurzer Zeit, und es wird hierbei das Gut durch eine von der Maschine angetriebene Schnecke nach einem Auswurfstutzen hinbewegt. Die Heizung erfolgt durch Planrostfeuerung, und die Rauchgase werden derartig geleitet, daß der untere Teil der Pfanne überall gleichmäßig erwärmt wird. Der Brennstoffverbrauch ist ein geringer und die Bedienung eine äußerst einfache — es kann ein Mann zirka vier solcher Öfen gleichzeitig bedienen. Der Kraftverbrauch ist ein mäßiger und beträgt je nach Material etwa 3—4 PS. Die Abb. 3 zeigt einen zweiten kleinen Ofen ähnlicher Art, jedoch mit oben offener Pfanne von 1.5 m oberem lichten Durchmesser, der auf Wunsch gleichfalls mit allseitig geschlossener Pfanne ausgeführt werden kann. Abb. 4 zeigt eine mit festen Wendeschaufeln, Streifblechen zum Ausbreiten und zwei konischen Rollergangwalzen versehene, mittels Dampfes geheizte Pfanne 2.3 m. Die letzteren bewirken ein Zerdrücken etwa vorhandener Klümpchen. Sie besitzen, um die Rollergangwirkung ausüben zu können, Auf- und Abbewegung und können durch eine mittels Handrades zu betätigende Ausrückung angehoben werden, so daß sie das Gut nicht mehr berühren. Die Entleerung erfolgt selbsttätig nach Ziehen eines Schiebers. Die Pfanne kann auch allseitig geschlossen und mit direkter Heizung mittels Rostfeuerung ausgeführt werden.

Mks.

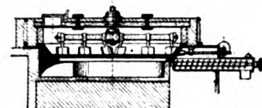


Abb. 1. **Vertikalschnitt.**

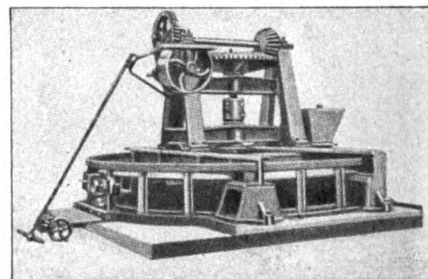


Abb. 2. Ansicht des Pfannenofens
von Richard Wahle, Hilden-Düsseldorf.

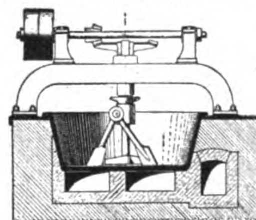


Abb. 3. **Querschnitt** durch offene Pfanne u. Feuerzüge.

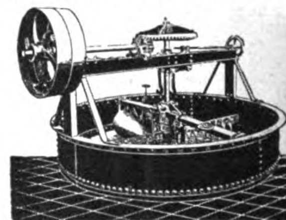
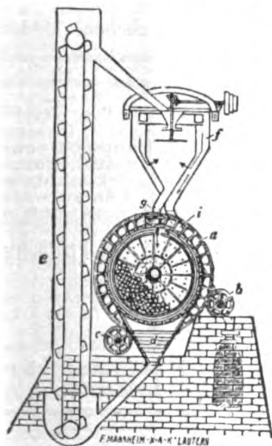


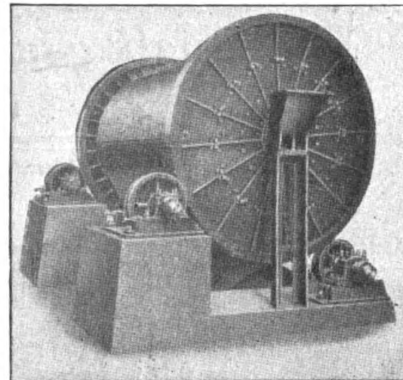
Abb. 4. **Draufsicht** auf das Rührwerk.

Aufbereitung.

Pfeiffers Patent-Doppelhartmühle mit Windsichtung. Die Entwicklung der Zementindustrie hat gelehrt, daß mit der Schwere der Mühlenkonstruktion die Betriebssicherheit und die Leistungsfähigkeit für jede angewandte Pferdestärke wächst. Immerhin bedarf diese Anschauung doch einer gewissen Einschränkung. Man ist neuerdings dazu übergegangen, den Mahlprozeß in einem Gange verlaufen zu lassen, während man früher Vorgrieß- und Grießmaschinen einzeln anwandte. Diese sogenannten Rohrmühlen haben den Nachteil, daß das von Anfang an sich bildende Feinmehl die ganze Mühle durchläuft und so die eigentliche Mahlarbeit verringert, ferner, daß ohne einen gewissen Gehalt an Feinmehl die Mühle überhaupt nicht arbeitet. Diese Erkenntnis führte nun zur Konstruktion der sogenannten Pfeifferschen Doppel-Hartmühle, die von der Firma Gebr. Pfeiffer, Maschinenfabrik und Eisengießerei, Kaiserslautern, hergestellt wird. Das Prinzip dieses Mahlverfahrens beruht im wesentlichen darauf, das sich unter Einwirkung der Mahlkugeln bildende Mehl sofort nach seiner Entstehung durch Austrittsschlitze aus der Mühle herauszuführen und mittels eines Windsichters abzusichten. Die Doppelhartmühle bildet zusammen mit einem Windsichter eine Mahlgruppe. Das der Mühle entfallende Mahlgut wird dem Windsichter durch ein Becherwerk zugeführt, durch welches der Grieß der Mühle wieder zugeführt wird. Wesentlich neue Momente zeigt auch die Bau- und Wirkungsweise der Doppel-Hartmühle. Die Mühle ist auf Rollen gelagert und besitzt keine Zahnräder für den Antrieb, die bekanntlich eine ständige Betriebsgefahr in sich bergen. Die Mahltrommel ruht mit dem Hauptteile ihres Schwergewichts auf den beiden tiefergelegenen Rollen; der hierdurch ausgeübte Druck genügt, um die Mitnahme der Mühle zu sichern. Der Antrieb der Mühle erfolgt unmittelbar durch die Achse der Tragrollen, die von der Haupttransmissionswelle, eventuell sogar von der Kurbelwelle der Dampfmaschine gebildet wird. Das Frischgut tritt auf der einen Seite, der Separatorgrieß auf der anderen Seite ein; infolgedessen kann die Stirnpanzerung, mit welcher gleichzeitig der Austrittsquerschnitt geregelt wird, voneinander unabhängig eingestellt werden. Eine weitere Neuerung besteht darin, daß der sich ansammelnde Staub durch Bildung eines von der Mühle selbst an den Schlitzen erzeugten Unterdrucks zurückgehalten wird, so daß er auch ohne die sonst be-



Schnitt durch Mühle mit Sichter.


Pfeiffersche Doppel-Hartmühle
von Gebr. Pfeiffer, Kaiserslautern.

nutzten Filzdichtungen nicht in den Mahlraum austreten kann. Die Mühle hat sich für die Vermahlung von Zement, Zement-Rohmaterialien, Erzen, Schlacken, Farben, Phosphat außerordentlich bewährt. Dr. Kd.

Briefkasten.

Uns wird aus Java geschrieben: „In Nr. 26 d. Ztschrft. ist unter der Überschrift „Deutschtum im Auslande" eine Rede von Herrn R. Sturn, gehalten in der Bostoner Ortsgruppe des deutsch-amerikanischen Nationalbundes, wiedergegeben. Nach dem Gedanken, der Auslandsdeutsche wünsche mehr Einigkeit im Reiche und weniger Neid, bedauert Redner das Bestehen bayerischer Sonderrechte, welche aber Staatsverträgen entspringen, und gebraucht schließlich die Wendung: „—als ob der Ausländer wüßte, daß es so ein Ding wie Bayern gibt." Als einziger Bayer und Deutscher in einer javanischen Stadt unter 900 Europäern muß ich doch widersprechen. Jeder

gebildete Europäer hier rühmt mir Bayerns Berge, Seen und Schlösser, Münchener Kunst und Leben, die Bayreuther und Oberammergauer Spiele, wenn auch nur vom Hörensagen. Wie könnte das anders sein, wo bayerische Zeitschriften gelesen, bayerische Militärmärsche und Landler gespielt, bayerische Biere und Weine getrunken werden. Und an bayerischen Erzeugnissen beim Europäer und Chinesen zu kaufen sind: Nürnberger Bleistifte und Spielwaren, Münchener Seifen, Ulmer Borax usw. Überdies bringen die Tagesblätter hierzulande fortwährend bayerische Artikel und Telegramme. Die „Export-Woche", welche hier regelmäßig gelesen wird, enthält selbst in gleicher Nummer neun Anzeigen bayerischer Firmen. Gottlob ist Bayern ein beachtenswerteres „Ding" als die Rede des Herrn R. Sturn! Mit deutschem Gruße ergebenster Karl Keßler, Waterstaatsingenieur. Madioen (Java).

Die Abbildungen in Nummer 27 der „Export-Woche": Bremer Rathaus, der Dom und das Gustav-Adolf-Denkmal sind Aufnahmen der Neuen Photographischen Gesellschaft, Berlin-Steglitz.

Die Unterschrift zur Abbildung auf Seite 11 Nummer 39 der „Export-Woche" soll richtig lauten: Mechanischer Dreifach-Beschicker-Apparat, Bauart Seyboth. D. R. P. der Firma Seyboth & Co. in Zwickau i. Sa.

Neu erschienene Kataloge.

Düsseldorfer Maschinenbau-Aktiengesellschaft, vorm. J. Losenhausen, Düsseldorf-Grafenberg. Fallwerke. Maschinen für Torsionsbeanspruchungen und Messungen und Prüfung von Materialien. Härteprüfmaschinen, Kesseldruckprüfmaschinen, Zementprüfmaschinen für Normaldruckproben, hydraulische Pressen für Betonkörperprüfung.

Alfred Vogt, Landshut i. Schl. Elektrischer Tür- und Reklameapparat.

Danneberg & Quandt, Berlin O 112. Daqua-Heizung. Neuzeitliche Luftschnellheizung.

Deutsche „Magneta" Aktiengesellschaft, Köln a. Rh. Fabrik elektrischer Uhren.

Maschinenfabrik F. A. Dörner, Leipzig-Stötteritz. Sägewerke und Holzbearbeitungsmaschinen.

„Lux" Apparatebau- und Vertriebsgesellschaft m. b. H., Köln-Bayenthal. Kadaver-Verwertungs-Apparat „Lux".

Imman. Meffert, Gewehr-Fabrik Suhl Th. Selbstladepistolen und Ausverkaufsliste 1912 über Gewehre etc.

Deutsche Rollmattenfabrik A. Dubber, Charlottenburg, Galvanistraße 6. Rollmatten.

Heinrich Pohlens, Maschinenfabrik und Eisengießerei, München-Gladbach. Riemenscheiben mit Reformkuppelung als Ersatz für getrennte Fest- und Losscheiben.

Klemp, Schultz & Co. G. m. b. H., Düsseldorf. Verlegbare Drehscheiben.

G. Robel & Co., München X., Thalkirchenstraße 210-212. Biegemaschinen, Gleisheber, Mehrlochschwellenbohrmaschinen, Nagelzangen, Schienenwiege-, Bohr- und Hobelmaschinen, Kaltsägen, Schienenrücker, Schnellbohrmaschinen.

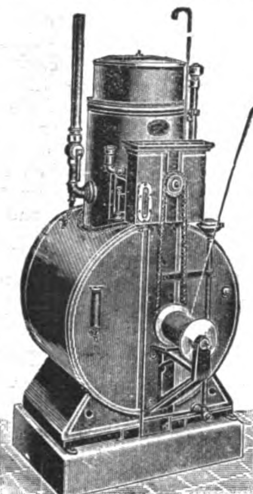
Metallwarenfabrik Schale & Lackmann, Leipzig-Gohlis, Möckernsche Straße 14. Nickel- und Messingwaren, Kupferwaren.

Adolph Pfeiffer & W. Ludewigs G. m. b. H., Werkzeugmaschinen-Fabrik, Mannheim.

Hilfsapparate für Betonbau, ganz aus Stahl gebaute Ausschneide-Handscheren, Biegevorrichtungen.

Geschäftliche Notizen.

— Die moderne Beleuchtung auf dem Lande. Während in den Städten schon längst Kohlengas und elektrisches Licht eingeführt sind, mußte auf dem Lande, wo kein Anschluß an eine Kohlengasanstalt zu erreichen ist, die Beleuchtung auf die primitivste Art bewerkstelligt werden. Hier fehlte es demnach bisher an einer wirklich rationellen Beleuchtung, die bei billigen Anschaffungs- und Betriebskosten, verbunden mit einfachster und bequemster Bedienung, gute Helligkeit und genügende Lichtfülle bietet. Da das elektrische Licht und Acetylen in Anlage und Betrieb zu teuer sind, letzteres auch wegen seines unangenehmen Geruchs und seiner Gefährlichkeit nicht immer geeignet ist, sind neuerdings mit Luftgas bemerkenswerte Erfolge erzielt worden. Gestützt auf langjährige Erfahrungen, ist es der Fabrik der Autogengasapparate Joh. Walter (Speyer-Dudenhofen) nach langjährigen kostspieligen Versuchen gelungen, einen Apparat zu konstruieren, der sich in der Praxis in jeder Hinsicht ganz vorzüglich bewährt hat. Die Konstruktion und Wirkungsweise des Apparates ist folgende: Der Autogengasapparat besteht in seinen Hauptteilen aus dem Karburiergebläse mit Antriebsvorrichtung, dem Gasolinbehälter mit Schöpfwerk und dem Gasometer. Das Gebläse saugt, je nach Gasverbrauch, sich langsam oder schneller drehend, atmosphärische Luft, der durch das Schöpfwerk proportional zur Luftmenge Gasoline zugeführt wird, wodurch die Zusammensetzung des Gases eine stets gleichmäßige bleibt. Gasoline wird auf kaltem Wege verdampft und das dadurch entstandene Gasgemisch in das Innere der Gebläsetrommel gesaugt und von dieser durch den Gewichtsantrieb unter Druck gesetzt (ca. 50 bis 60 mm Wassersäule). Vom Gebläse aus gelangt das bereits fertige Gas in den Gasometer, der einen stets gleichmäßigen Druck garantiert, gleichzeitig aber auch ein absolut sicher wirkendes Ventil betätigt, das den ganzen Betrieb des Apparates regelt, und nun in die Anschlußleitung zum Verbrauch. Der Apparat arbeitet automatisch, d. h., er braucht weder an- noch abgestellt zu werden. Infolgedessen erzeugt er stets nur so viel Gas, als momentan verbraucht wird. Eine Nachentwicklung von Gas kann nicht stattfinden, wodurch der Betrieb gefahrlos wird. Seine Bedienung ist auf Aufziehen des Betriebsgewichtes und Einpumpen des Brennstoffes beschränkt. Das Aufziehen des Betriebsgewichtes kann auch, ohne die geringste Störung zu verursachen, während des Betriebes erfolgen und erfordert nur sehr geringe Kraftanstrengung. Zur Herstellung des Autogengases verwendet man Gasoline mit einem spezifischen Gewicht von 640—680 g, die in allen Raffinerien erhältlich ist. Auch für schwerere Vergasungsstoffe von 680 bis 700 g können die Apparate eingerichtet werden. Die Apparate dürfen ohne Konzession aufgestellt werden, und ist ein besonderes Apparatehaus, wie es bei Acetylenapparaten Bedingung ist, nicht erforderlich. Eine Ausräumung von Rückständen, wie solche bei den Acetylenapparaten täglich nötig wird, braucht nie stattzufinden, da die Gasoline keinerlei Rückstände hinterläßt. Der Betrieb des Autogengasapparates ist vollständig geruchlos und das erzeugte Gas selbst reiner als Kohlengas, da es weder Ammoniak noch Schwefel enthält. Eine Heizflamme ist an demselben nicht vorhanden, somit jede Gefahr ausgeschlossen.



— Die Ingenieur-Akademie zu Wismar bildet Ingenieure für alle Bedürfnisse der Praxis heran. Zu diesem Zweck bestehen dort Abteilungen für Maschinenbau, Elektrotechnik, Bauingenieurwesen (Ausbildung von Wasser-, Straßen-, Brücken-, Eisenbahnbau-Ingenieuren) und Architektur. Diese höhere Lehranstalt rangiert zwischen Baugewerb- bzw. Maschinen-Bauschule und Hochschule und hat danach ihre Aufnahme-Bedingungen, Studiendauer, Studienziel und Studienart eingerichtet. Ehemalige Fachschüler können ihre Studien zunächst noch unter erleichterten Bedingungen fortsetzen bzw. beendigen. Die Prüfungsurkunden werden nicht allein von den Examinatoren, sondern auch von dem Prüfungskommissar und einem Vertreter der Aufsichtsbehörde unterzeichnet und bilden somit die beste Empfehlung für die Praxis. Besonders gute Leistungen werden zudem noch durch Anerkennungs-Diplome ausgezeichnet. Die praktische Ausbildung kann hier ebenfalls in bester Weise vervollständigt werden. Alle Abteilungen sind mit Lehrkräften und Lehrmitteln nach dem Stand heutiger Wissenschaft und Technik bestens ausgerüstet. Die Laboratorien sind von der Stadt Wismar neuerbaut, welche demnächst auch das vom Stadtbauamt entworfene neue Studiengebäude für zirka 600 Studierende fertigstellen wird. Sämtliche Absolventen der Akademie erhielten bisher gut dotierte Stellungen in der Praxis.



S. M. der König von Sachsen
in der Sächsischen Maschinenfabrik von Richard Hartmann Aktiengesellschaft, Chemnitz.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche".

DIE·WOCHE

Nummer 45. | Berlin, den 9. November 1912. | 14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 45.



Die sieben Tage der Woche.

30. Oktober.

In Hottenbach stirbt, 60 Jahre alt, der nationalliberale Landtagsabgeordnete Pfarrer Hackenberg.

In Budapest tritt das ungarische Parlament zusammen. Der ersten Sitzung des Abgeordnetenhauses bleibt die Opposition fern, da die vor der Vertagung ausgeschlossenen Abgeordneten durch Polizei und Militär am Eintritt verhindert werden. Die Regierung bringt einen Gesetzentwurf ein, der zur Aufrechterhaltung der Ordnung die Aufstellung einer Parlamentsgarde vorsieht und den Präsidenten ermächtigt, falls diese nicht ausreicht, Polizei und Militär heranzuziehen.

31. Oktober.

Vom Balkan wird gemeldet, daß die Bulgaren in einer Schlacht am Ergenefluß einen entscheidenden Sieg über die Türken davongetragen haben.

In der Berliner Universität halten die neuen amerikanischen Austauschprofessoren Sloane und Minot in Gegenwart des Kaiserpaars ihre Antrittsvorlesungen.

1. November.

Aus Athen kommt die Nachricht, daß Teile der griechischen Flotte die Inseln Thasos und Imbros besetzt haben.

Im Gordon-Bennett-Wettflug erringt der französische Ballon „Picardie" den Sieg (Abb. S. 1891).

Vom Appellationsgericht in Warschau wird der deutsche Leutnant Dahm wegen Spionage zu fünf Jahren Zwangsarbeit verurteilt, aber gegen Kaution auf freiem Fuß belassen.

2. November.

Aus Sofia wird gemeldet, daß die Bulgaren auch eine in Midia am Schwarzen Meer gelandete türkische Heeresabteilung von 20000 Mann vollständig geschlagen haben.

3. November.

Der italienische Minister des Aeußern Marchese di San Giuliano trifft in Berlin ein (Abb. S. 1890).

Der König von Schweden, der in Begleitung seiner Gemahlin auf der Reise nach Karlsruhe Berlin und Potsdam berührt, stattet dem Kaiserpaar im Neuen Palais einen Besuch ab.

Die türkische Hafenstadt Prevesa wird von den Griechen eingenommen.

4. November.

Die Türkei wendet sich an die Großmächte mit der Bitte, den Frieden zu vermitteln und einen Waffenstillstand herbeizuführen. Der französische Ministerpräsident Poincaré erklärt eine Vermittelung ohne Angabe sofortiger Zugeständnisse der Türkei für unmöglich.

5. November.

In Berlin stirbt, 81 Jahre alt, der frühere preußische Minister Graf Botho zu Eulenburg (Portr. S. 1890).

Bei der Reichstagsersatzwahl in Berlin wird der frühere Präsident Dr. Kaempf, der sein Mandat niedergelegt hatte, wiedergewählt.

Die Urwahlen in Amerika ergeben eine Mehrheit für die Wahl des Demokraten Wilson zum Präsidenten (Portr. S. 1884).

6. November.

Aus Paris wird gemeldet, daß die Türkei sich erneut mit der Bitte um Friedensvermittlung an die Großmächte gewandt hat.



Die Elektrizität auf den Eisenbahnen.

Von Baurat Philipp Pforr.

Wenn man die erstaunliche Entwicklung unserer elektrischen Industrie betrachtet, so fällt es nicht leicht, sich daran zu erinnern, daß von alledem vor etwa 40 Jahren noch nichts vorhanden war. Sie trat erst in die Erscheinung, als die Anwendung der Dampfkraft in der Industrie und auf den Eisenbahnen sich schon seit langem eingebürgert hatte und das Gebiet der Beleuchtung vom Gas schon völlig beherrscht wurde. Auch war der Kampf mit diesen Gegnern durchaus kein leichter. Die Gasindustrie hat die heftigsten Anstrengungen gemacht, um den neuen Gegner aus dem Feld zu schlagen, und die Elektrotechniker mußten immer wieder neue Vervollkommnungen ersinnen, um ebenbürtig und überlegen zu werden. Und wie merkwürdig war das Ergebnis dieses Kampfes! Der elektrische Strom eroberte eine Stellung nach der andern, und die Steigerung seines Absatzes wuchs so schnell, daß die Elektrizitätswerke mit den erforderlichen Erweiterungen kaum nachkommen konnten. Und trotz alledem hat die Verwendung des Leuchtgases keineswegs ab-, sondern noch zugenommen. Der Lichtverbrauch ist also in der Zeit des Wettkampfes ungeheuer gewachsen. Das Lichtbedürfnis ist durch diesen Kampf zu einem Kulturfaktor ersten Ranges gesteigert worden, und wir können deshalb mit großer Befriedigung auf die Tatsache zurückblicken, daß dem Gas in dem elektrischen Strom ein solch tatkräftiger Konkurrent erwachsen ist. Es ist gut, sich diesen Vorgang gegenwärtig zu halten, wenn man die Bemühungen unserer Elektrotechniker, auch mit den Dampflokomotiven auf den Eisenbahnen in Wettbewerb zu treten, richtig würdigen will.

Die Dampflokomotive ist die Mutter der Eisenbahn. Vor ihrer Erfindung kannte man Schienenwege nur in

ganz beschränktem Umfang und in sehr unvollkommener Ausführung, und erst mit ihrer Entstehung ging man daran, auch diese Wege zu verbessern; aus der gegenseitigen Vervollkommnung entstand das gewaltige Eisenbahnnetz, das jetzt unsern Erdball umspannt. Dampflokomotiven von 1600 und sogar 2000 Pferdestärken sind nichts Unerhörtes mehr, und der Umstand, daß immer wieder neue Verbesserungen angebracht werden, läßt vermuten, daß man auch damit die äußerste Grenze noch nicht erreicht hat. Das unüberwindliche Hindernis, das aber allen Bestrebungen auf Verstärkung der Dampfmaschinen einmal ein Ziel setzen muß, liegt in dem sogenannten Normalprofil der Eisenbahn. Dieses Normalprofil ist die Umgrenzung einer Öffnung, die jeder Zug imstande sein muß, zu durchfahren. Seine einheitliche Festlegung für die Eisenbahn war nötig, um den Übergang der Eisenbahnwagen von einer Linie zur andern zu ermöglichen. Man konnte es nicht beliebig groß machen, weil es die Anlagekosten stark beeinflußt, insbesondere dort, wo längere Tunnel erforderlich werden, aber auch auf der freien Strecke und auf den Bahnhöfen. Denn es ist einleuchtend, daß breitere Wagen auch einen breiteren Bahnkörper verlangen. Nun ist es eine Tatsache, daß man bei der Wahl dieses Profils zwar im allgemeinen eine glückliche Hand gehabt hat, daß aber doch ein etwas breiteres Profil sehr erwünscht wäre. Auch der Nichtfachmann kann an jeder Lokomotive sehen, daß ihr geräumigster und wichtigster Teil der Kessel ist. Die Vergrößerung der Leistung einer Lokomotive hängt von der Vergrößerungsmöglichkeit für den Kessel ab, und dieser Möglichkeit setzt gerade das Normalprofil eine Grenze. Wie nahe man dieser Grenze mit der Vergrößerung des Kessels gerückt ist, zeigen am besten die kleinen, beinah schon nicht mehr vorhandenen Schornsteine der neuen Lokomotivgattungen.

Aber noch in einer andern Beziehung gibt es für die Dampflokomotive eine Grenze, nämlich nach unten. Man kann sie nicht beliebig klein bauen, um auch einem ganz schwachen Verkehrsbedürfnis wirtschaftlich gerecht zu werden. Wir sehen zwar auf den Eisenbahnen längere und kürzere Züge fahren, aber Einzelwagen, wie wir sie von den elektrischen Straßenbahnen her gewöhnt sind, konnte man bis vor kurzem nicht sehen, und zwar deshalb, weil ganz kleine Dampflokomotiven, wie sie für solche Wagen gerade passend gewesen wären, wohl gebaut werden konnten, aber doch so unwirtschaftlich arbeiteten, daß die Eisenbahnverwaltungen nach vielfachen Versuchen in dieser Richtung immer wieder davon abgekommen waren. Und doch liegt gerade für die Schaffung eines solchen kleinen Verkehrsmittels ein lebhaftes Bedürfnis vor.

Die Grenzen, die so der Dampflokomotive nach oben und nach unten gesetzt sind, bestehen nicht für elektrische Maschinen. Nach oben bestehen sie nicht, weil die elektrische Maschine eines Kessels nicht bedarf, und nach unten, weil auch die kleinste elektrische Maschine nahezu mit dem gleichen guten Wirkungsgrad arbeitet wie die größte. Und so ergibt es sich denn ganz natürlich, daß der elektrische Strom, nachdem er das Gebiet der Straßenbahnen im Flug erobert hatte, den Kampf gegen die Dampflokomotive gewissermaßen an den beiden Flügeln ihrer Stellung eröffnete mit der Schaffung von elektrisch angetriebenen Einzelwagen und mit der Herstellung von sehr starken Lokomotiven.

Seit etwa fünf Jahren sehen wir auf den preußischen Staatsbahnen die Akkumulatorwagen fahren, die einen Fassungsraum von etwa 125 Plätzen haben und dazu bestimmt sind, auf den verkehrsarmen Strecken ein Beförderungsmitel zu bieten, das häufiger verkehren und damit den Verkehr beleben kann. Sie dienen auch dem Vorortverkehr der kleineren Städte und erfreuen sich einer großen Beliebtheit. Der Umstand, daß die Eisenbahnverwaltung jedes Jahr mehr von diesen Wagen in Betrieb nimmt, beweist, daß hier ein geeignetes Feld für die Einführung der elektrischen Betriebsweise gefunden worden ist. Aber der Akkumulatorwagen ist nicht etwa bereits das allein beherrschende Beförderungsmittel geworden. Die alten Versuche, geeignete Dampfwagen zu schaffen, sind noch nicht aufgegeben, und in dem Benzinmotor ist ein weiterer Konkurrent entstanden. Es ist also auf diesem Gebiet ein ähnlicher Kampf entbrannt wie auf dem Gebiet der Beleuchtung, und es darf wohl die Erwartung ausgesprochen werden, daß schon die nächste Zukunft bedeutende Verbesserungen bringen wird.

Bei den schweren Lokomotiven ist der Kampf noch interessanter. Es ist nicht nur der Wegfall des Kessels und die damit beseitigte Begrenzung in der Leistungsfähigkeit der Maschinen, die hier für den elektrischen Betrieb spricht; es kommen vielmehr noch zwei andere Eigenschaften hinzu. Einmal der Wegfall von Rauch und Dampf, der die elektrischen Lokomotiven für Bahnen mit langen und zahlreichen Tunneln ganz besonders geeignet macht, und der beispielsweise im Simplontunnel von vornherein den Ausschlag für elektrische Zugförderung gegeben hat. Sodann die Teilbarkeit der elektrischen Lokomotive. Während die Dampflokomotive eine Einheit bildet, die für sich mit je einem Führer und einem Heizer besetzt sein muß, so daß also für einen schweren Zug ebensoviel Heizer und Zugführer nötig werden, als Lokomotiven zu seiner Beförderung gebraucht werden, kann man bei dem elektrischen Betrieb beliebig viele aneinanderreihen oder auch über den Zug verteilen und ist dennoch in der Lage, sie alle durch einen einzigen Mann steuern zu lassen. Man kann also die sämtlichen elektrischen Lokomotiven eines Zuges vom betriebstechnischen Standpunkt als eine einzige unterteilte Lokomotive auffassen oder mit andern Worten: man kann jedem Zug so viele elektrische Lokomotiven vorsetzen, als man will, ohne deswegen mehr Bedienung nötig zu haben als bei einer einzigen. Demnach ist es nicht nötig, die elektrische Lokomotiveinheit besonders stark zu wählen, man kann sie vielmehr der kleinsten Leistung jeder Strecke anpassen und ist in der Lage, bei verstärkter Leistung die Aufgabe durch Hinzufügen neuer Lokomotiveinheiten bequem zu bewältigen.

Es spielt zugunsten des elektrischen Betriebes der Umstand auch noch eine gewisse Rolle, daß der Tender der Dampflokomotive als ein Gewicht angesehen werden muß, das nicht nur für die Ausnutzung der Zugkraft verloren geht, sondern sogar das Gewicht des zu befördernden Zuges noch erhöht, eine Wirkung, die auf Gebirgsbahnen ganz besonders unangenehm empfunden wird. Aus allen diesen Gründen beginnt die elektrische Beförderungsweise bei dieser Bahngattung sich ein immer weiteres Feld zu erobern. Außer dem Simplontunnel in der Schweiz wird in Italien der Giovitunnel elektrisch betrieben und auf der Strecke Savona—St. Giuseppe der elektrische Betrieb eingerichtet, während Frankreich eine Strecke in den Pyrenäen und der preußische Staat die Strecke nach dem Riesengebirge elektrisch ausrüsten. Auch in Amerika sind zahlreiche Beispiele der Anwendung von Elektrizität auf diesem Gebiet vorhanden.

Es sind aber nicht allein die Vorzüge der elektrischen Antriebsmittel in den Zügen, die den Kampf gegen die Dampflokomotive aussichtsreich erscheinen lassen; eine sehr wichtige Rolle spielt vielmehr noch der Umstand, daß die Erzeugung der Kraft beim elektrischen Betrieb von der Lokomotive weg und in ein festes Kraftwerk verlegt wird. Dort ist es nicht nötig, nur gerade die beste Kohle zur Feuerung zu verwenden, was ja auf der Dampflokomotive geschehen muß, wenn man das Tendergewicht und die Abmessungen des Feuerraums nicht über die wirtschaftlichen Grenzen hinaus steigern will. Man kann die Kraft vielmehr mit jeder billigen Kohle erzeugen oder auch aus dem Gefälle von Wasserläufen gewinnen. Daß beispielsweise die Schweiz sich sehr lebhaft mit der Frage der Einführung des elektrischen Betriebes auf ihren Bahnen befaßt, liegt an dem Umstand, daß dort die Steinkohle verhältnismäßig teuer, die Wasserkräfte dagegen verhältnismäßig billig sind. Der gleiche Grund ist maßgebend für die Einführung des elektrischen Betriebes auf der im Norden von Schweden gelegenen Ofotenbahn, und auch die preußische Staatseisenbahnverwaltung ist in dem gleichen Sinn bei der Einführung des elektrischen Betriebes auf der Strecke Magdeburg—Leipzig—Halle vorgegangen. Dort sind es nicht Wasserfälle, sondern Braunkohlenfelder, die eine außerordentlich günstige Gewinnung des elektrischen Stromes gestatten.

So sehen wir denn, daß auf dem ureigensten Gebiet der Eisenbahnen die elektrische Betriebsweise immer mehr an Boden gewinnt. Ein Gebiet, das man vielleicht noch zu dem der Eisenbahnen rechnen könnte, das aber wohl besser als ein ganz besonderes behandelt wird, nämlich das Gebiet der städtischen Schnellbahnen, hat sie bereits vollständig erobert. Es gibt kein neues städtisches Schnellverkehrsmittel, einerlei ob es als Tunnel- oder als Hochbahn ausgeführt ist, das nicht die elektrische Betriebsweise angenommen hat, und alle die Bahnen, die schon vor dem Vorhandensein geeigneter elektrischer Zugförderungsmittel als Dampfbahnen gebaut worden sind, verlassen diese Betriebsweise eine nach der anderen. Beispiele dafür bieten die Hochbahnen in Neuyork und Chikago und die Untergrund- und Vorortbahnen von London. Es muß ausdrücklich hervorgehoben werden, daß es sich bei allen genannten (mit Ausnahme der Londoner Untergrundbahn) um reine Hochbahnen handelt, daß also der Wegfall von Rauch und Dampf, der ja für einen Tunnel als ausschlaggebender Vorteil gelten könnte, nicht das Moment ist, das der Elektrizität den Sieg über die Dampfkraft gesichert hat. Bei allen diesen Bahnen war es vielmehr die Möglichkeit, die elektrischen Antriebsmaschinen über den ganzen Zug zu verteilen und damit ein schnelles Anfahren und eine bedeutende Abkürzung der Fahrzeiten zu erreichen, die den Ausschlag gab.

Auch der französische Staat hat sich entschlossen, seine Vorortbahnen von Paris elektrisch zu betreiben, und die Aufträge werden bereits vergeben. Es sind im wesentlichen nur noch die Stadtbahnen von Wien und Berlin, die sich mit dem alten Dampfbetrieb behelfen. Aber auch in Wien beschäftigt man sich lebhaft mit dem Gedanken, den Dampfbetrieb zu verlassen, und für Berlin hat ja die preußische Eisenbahnverwaltung gegenwärtig eine Vorlage für die Einführung des elektrischen Betriebes den Abgeordneten unterbreitet. Es ist selbstverständlich, daß hierbei auch die Frage der Betriebskosten einer sorgfältigen Prüfung unterzogen wird. Aber die Tatsache, daß noch auf allen städtischen Schnellbahnen, die vom Dampfbetrieb zum elektrischen Betrieb übergegangen sind, die Rentabilität gestiegen ist, läßt erwarten, daß die Prüfung mit einem schnellen Sieg der elektrischen Betriebsweise endigen wird. Die Vorteile, die daraus für Berlin erwachsen würden, sind außer dem Wegfall der Rauchplage eine Abkürzung der Fahrzeit um etwa ein Fünftel und eine Verdichtung der Zugfolge, so daß die unbequemen Überfüllungen wenn auch nicht gänzlich beseitigt, doch mit den besten zu Gebote stehenden technischen Mitteln bekämpft werden.

Der Krieg auf dem Balkan.

Von Generalmajor z. D. Imhoff.

Die Kämpfe der letzten Woche erwiesen, daß sich das Kriegsglück wohl für immer auf allen Fronten gegen die Türkei erklärt hat.

Der Verlauf der Ereignisse ist, kurz geschildert, der folgende: Im Süden drangen die Griechen, trotz des Widerstandes der Türken, energisch vor, eroberten Setfidsche und stehen rund 40 Kilometer von Saloniki entfernt; eine Abteilung wurde gegen Monastir entsendet; in Epirus waren ihre Waffen gleichfalls siegreich, die letzte Meldung besagt, daß Prevesa genommen ist.

Die Wardar-Armee der Türken hat sich nach heftigen Kämpfen bei Kumanowo, die zu einer völligen Niederlage führten, nach Aufgabe von Ueskük zum Teil auf Saloniki, zum Teil auf Monastir zurückgezogen. Die Serben haben den Sandschak besetzt und den Katschanikpaß genommen. König Peter ist in die alte



Der Kriegschauplatz an der türkisch-griechischen Grenze:
Karte aus der Vogelschau von den Anmarschwegen der griechischen Truppen auf Saloniki.



Der Kriegsschauplatz an der türkisch-montenegrinischen Grenze:
Karte aus der Vogelschau von dem Gebiet zwischen Skutari und Podgoritza.

se bische Hauptstadt Ueskūb eingezogen. Die Truppen dringen im Wardartal auf Saloniki und über Kalkandelen auf Monastir den Türken nach.

Die osmanischen Truppen bei Serres werden vom Strumatal aus bedroht und müssen sich wohl auf Saloniki zurückziehen, ihre Verbindung und Operationsmöglichkeit nach Osten zu sind abgeschnitten.

Nur im Nordwesten, bei Skutari, hält der energische Hassan Riza-Bei den Montenegrinern stand und den alten Waffenruhm der Armee hoch.

Auf dem östlichen Kriegsschauplatz, wo die Entscheidung erwartet wurde, ist sie nunmehr gefallen. Die an der Ergene im Aufmarsch begriffene türkische Ostarmee hat, nach der für sie unglücklichen Schlacht bei Kirk-Kilisse, in der ungefähren Linie Lüle Burgas—Visa den Kampf angenommen, erzielte auf ihrem rechten Flügel zuerst Erfolge, wurde dann aber auf ihrem linken Flügel entscheidend geschlagen. Da auch der Flankenstoß der bei Midia ausgeschifften türkischen Reserven erfolglos blieb, war die Oberleitung gezwungen, ihre Kräfte hinter die Tschataltscha-Linie zurückzuziehen, und rüstet sich dort zum letzten Widerstand, für den Fall, daß die nachgesuchte Intervention der Großmächte behufs Friedensvermittlung erfolglos bleiben sollte. Adrianopel ist von den Bulgaren eingeschlossen, ein förmlicher Angriff auf die Festung für das erste jedoch noch nicht zu erwarten.

Es fragt sich nun, wie diese unerwarteten allseitigen Mißerfolge der türkischen Armee, deren Tüchtigkeit in früheren Kriegen glänzend bewiesen war, zu erklären sind. Als Gründe kann man die nachfolgenden anführen:

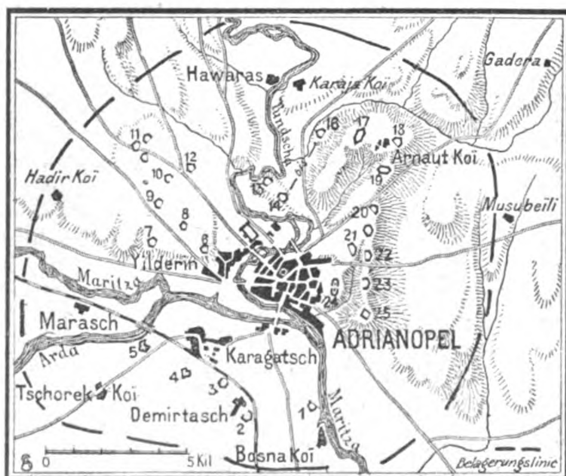
Die Heranziehung der nichtmohammedanischen Bevölkerung zum Waffendienst scheint ein schwerer Mißgriff gewesen zu sein, denn gerade diese Teile der Armee haben das früher einheitliche Ganze gelockert und ihre Sympathien dem Feind kundgegeben.

Hinzutritt der unheilvolle Einfluß der Politik im Heer, die seinen inneren Zusammenhang, Autorität der Vorgesetzten und Disziplin der Mannschaften schwer erschütterte.

Die Untergrabung der Autorität der Regierung in den letzten Jahren ist ein weiterer Faktor, der Einfluß der alttürkischen Richtung machte sich in vielen Maßnahmen mindestens hemmend bemerkbar.

Die nicht genügende Ausbildung der Mannschaften und besonders der Reserven trat in den Kämpfen oft zutage und veranlaßte viele Mißerfolge.

Die Fehler in der höheren und niederen Führung sind durch die Nichtabhaltung oder die nur vereinzelt stattgefundenen Manöver in den letzten Jahren zu erklären.



Karte zur Belagerung von Adrianopel.



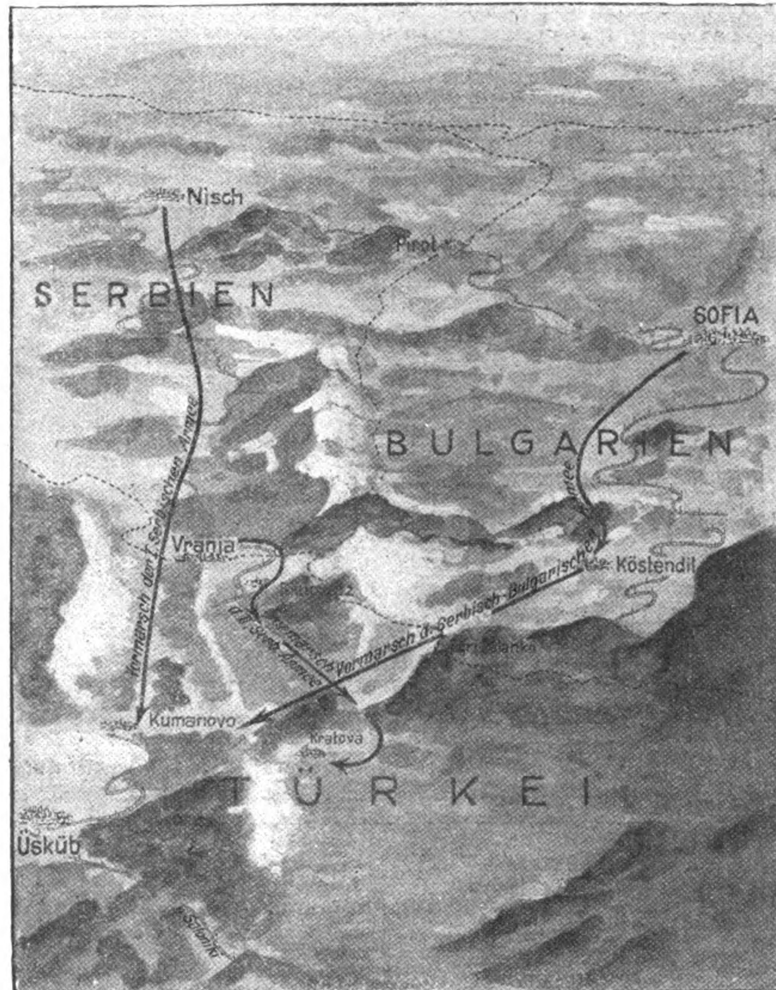
Karte zur türkischen Verteidigungslinie bei Tschataltscha.

Die nicht rechtzeitig vollendete völlige Kriegsbereitschaft ist auf die mangelnden Bahnverbindungen, den Krieg mit Italien, die Entlassung von 150000 Reservisten im September, die nicht funktionierende Intendantur, die Einstellung gänzlich ungeübter Truppen in die aktiven Regimenter und den trotz aller Anstrengungen des Kriegsministeriums doch noch immer schleppenden Geschäftsgang zurückzuführen.

Hinzutritt die numerische Unterlegenheit im Vergleich mit den vier Verbündeten, die nicht genügende Orientierung der türkischen Diplomatie im Ausland, die ihre Regierung nicht rechtzeitig auf die drohende Gefahr aufmerksam gemacht zu haben scheint, und last not least die Zersplitterung der Kräfte, die trotz aller Tapferkeit einzeln dem andrängenden Gegner nicht gewachsen waren.

Als besonders bemerkenswert erscheinen in den Kämpfen die starken Verluste der Türken, die durch das feindliche Artilleriefeuer verursacht wurden. Die türkische Artillerie zeigte sich der des Feindes nicht gewachsen; es liegt dies aber nicht an der Waffe oder dem Geist der Soldaten, sondern an dem Mangel an Schießübungen.

Einschneidend und auf das äußerste bedauerlich bleibt die ungenügende Verpflegung der Truppe, die von höchster Bedeutung im Krieg ist. Ob die in Zeitungen erwähnten Einzelheiten alle auf Wahrheit beruhen, muß späterer parteiloser Kritik überlassen bleiben. Das gleiche gilt für den behaupteten Munitionsmangel und mangelhafte Verproviantierung von Adrianopel.



Der westliche Kriegschauplatz an der türkisch-bulgarischen Grenze:
Karte aus der Vogelschau zum Vormarsch der serbisch-bulgarischen Truppen auf Uesküb.

Warum die türkische Flotte nicht mehr in Aktion getreten ist, und ob sie bei einem eventuellen Kampf um die Tschataltschalinie auf den Flügeln der Stellung eingreifen wird, muß abgewartet werden.

Rein militärisch betrachtet wäre es seitens der Verbündeten ein schwerer Fehler, die Intervention der Großmächte anzunehmen, ehe die Tschataltschalinie genommen und ehe die Entscheidung bei Saloniki herbeigeführt ist.

Aus dem grünen Salon.

Plauderei von Alexander von Gleichen-Rußwurm.

Frau von R. war von der Reise zurückgekehrt und empfing zum erstenmal wieder am Donnerstag. Nur der Schriftsteller und der alte Diplomat stellten sich ein. Aus Anlaß der Kriegswirren war man auf den Heroismus zu sprechen gekommen.

Der Schriftsteller: Finden Sie nicht, daß jetzt ein Gedränge von Menschen und Erscheinungen herrscht, wodurch es sozusagen unmöglich gemacht wird zurückzutreten, die richtige Distanz zu gewinnen, um eine Größe zu beurteilen? Darum hat alles Überlebensgroße, Heroische heute einen sehr schlechten Stand im Leben und infolgedessen auch auf der Bühne.

Der Diplomat: Sie meinen, der Schritt vom Erhabenen ins Lächerliche ist jetzt ganz besonders klein, und der Heroische, der Held, der früher nur für seinen Kammerdiener kein Held war, findet jetzt ein ganzes Publikum von Kammerdienern, das nur darauf ausgeht, sein Allzumenschliches hämisch zu beleuchten.

Frau v. R.: Mir scheint, es ist noch nie eine solche Verhimmelung mit hervorragenden Menschen getrieben worden, ein so leidenschaftlicher Heroenkultus.

Der Schriftsteller: Sie finden wohl, wenn man einigermaßen berühmt ist, hat man sofort die Chance, in Zucker, Schokolade und Pappe dargestellt zu werden, vielleicht sogar einer Zigarre oder einer neuen Pflanzenbutter den Namen zu leihen? Aber den olympischen Siegern, die in ihre Stadt heimkehrten, wurde in die Mauer eine Bresche geschlagen.

Der Diplomat: Das alles hat mit eigentlichem Heroismus und dessen Lohn nichts zu tun. Der Heroismus



Das lebhafte Interesse für den Balkankrieg in Berlin:
Das Publikum vor der Kriegskarte im Depeschensaal des Berliner Lokal-Anzeigers Unter den Linden.

— was ich so darunter verstehe — ist eine besondere physiologische Veranlagung, eigentlich ein Bedürfnis, recht viel Platz einzunehmen, und insofern allerdings wenig passend für unsere Zeit.

Der Schriftsteller: Sie halten also den Heroismus für etwas Unbequemes, dem Ideal des Komforts, diesem uneingestandenen, aber doch einzig wirklichen Ideal modernen Lebens, ganz entgegengesetzt?

Der Diplomat: Gewiß. Ganz Europa denkt im Augenblick nicht anders: L'héroisme est encombrant. Übersetzen kann ich das nicht.

Frau von R.: Wer hat diese Lästerung ausgesprochen, die so kalt lächelnd von Ihnen zitiert wird?

Der Schriftsteller: Wir sind alt genug, uns kann ein Paradoxon nichts schaden. Aber bitte, vor der Jugend vorsichtig damit umzugehen. Was wäre Jugend, die nicht an Heroismus glaubt? Waren Sie nie jung?

Der Diplomat: Vielleicht jünger, als die heutige Jugend ist.

Der Schriftsteller: Sind es nicht die allerschönsten Gefühle, die der Mensch überhaupt kennt, Gefühle, die ich persönlich weit über die gepriesenen Seligkeiten der Liebe stelle, wenn man so recht von Herzen etwas Gutes und Großes bewundern kann?

Frau von R.: Doch ist es nicht gerade die höchste Seligkeit der Liebe, den Geliebten heroisch, gut und groß zu träumen?

Der Diplomat: Es ist merkwürdig. Was man immer mit Damen für ein Thema anschlägt, sie kommen so von ungefähr auf das einzige, was sie wirklich interessiert, nämlich auf die Liebe.

Frau v. R.: Sie sind ein echter Diplomat geblieben. Sie klagen den Falschen an. Wer sprach zuerst von Liebe?

Der Schriftsteller: Ich bekenne mich schuldig. Zur Sache. Würden Sie nicht scheuen, einem jugendlichen Gemüt entgegenzuhalten: L'héroisme est encombrant?

Der Diplomat: Das Wort würde wenig schaden noch nützen. Denn, wie gesagt, der Heroismus ist eine natürliche Anlage. Wenn Platz dafür vorhanden ist und Gelegenheit, großartig, schön! Dann gehört es ins Merkbüchlein vieler Generationen von Schuljugend. Aber wenn kein Platz vorhanden ist, wenn mit der größten Mühe keine Gelegenheit sich findet, den Tatendurst zu stillen? Wenn für die große Geste, nach der mein ganzes Wesen sich sehnt, einfach kein Ellbogenraum da ist? Wenn ich mich opfern will und kein Mensch braucht mein Opfer?

Frau v. R.: Es braucht immer Opfer.

Der Diplomat: Ja, freilich, in gewissem Sinn, gebraucht werden sie und verbraucht, nur allzusehr. Und das ist das schlimmste am Heroismus. Er drückt das allgemeine Niveau herab.

Frau v. R.: Nein, nein, wie können Sie so etwas sagen? Er zieht empor.

Der Diplomat: Selten. Es ist so bequem, gerettet, betreut, erlöst zu werden, Opfer anzunehmen, daß man von dem, der das alles für uns leistet, demoralisiert wird —

Der Schriftsteller: Es ist gar nicht bequem, erlöst, betreut, gerettet zu werden, das ist gerade die schlimmste Seite des Heroismus. Insofern muß ich Ihnen recht geben, daß er zuweilen zu viel Platz einnimmt im Gedränge des Lebens, den Weg versperrt, die freie Aussicht verstellt.

Der Diplomat: Und schließlich wird die allerhäßlichste der menschlichen Eigenschaften von unnötigem Heroismus großgezogen: der Undank. Undank ist nämlich

durchaus nicht bloße Vergeßlichkeit oder Zerstreutheit oder leichter Sinn. Undank ist immer ein wenig Haß gegen den, der uns mit seinen guten Diensten erdrückt und beschämt. Auch können die meisten Leute nur ungeduldig sein gegen jeden, der anders ist als andere und anders handelt, überraschend, verblüffend. Wir fühlen uns erniedrigt, wenn wir uns sagen müssen, das wäre mir und dir nicht eingefallen, das hätte ich nicht zustande gebracht, eigentlich ist es eine Beleidigung, daß es diesem einfällt, daß er es zustande bringt!

Frau v. R.: So bitter haben Sie noch nie gesprochen. Sind Sie vom allgemeinen Pessimismus angesteckt?

Der Diplomat (überhört scheinbar die Frage): Ihr modernes Leben hat die Tendenz, allen unnötigen Ballast beim Namen zu nennen und abzuschütteln. Das versuche ich.

Der Schriftsteller: Einige Schritte bin ich Ihrer schroffen oder wenigstens schroff vorgetragenen Meinung entgegengekommen. Erschütternd ist es, zu bedenken, wie viele ungenannte Helden begraben sind für einen, der genannt wird, aber noch trauriger, wieviel unnötige, ja unheilvolle Opfer gebracht wurden und noch gebracht werden von eigensinnigen Helden und Heldinnen.

Frau v. R. (mit leichter Ironie): Schade, daß die Menschen nicht egoistischer sind!

Der Diplomat: Das nicht, aber schade, daß sie es nicht auf vernünftigere Art sind. Wir lieben uns selbst, und wir lieben andere auf durchaus unvernünftige, quälerische Art, verlangen von uns selbst und anderen Unmögliches und sind undankbar für das Mögliche.

Der Schriftsteller: Aber allzu große Verständigkeit schließt dem Heroismus die Luft ab. Da muß er unbedingt ersticken. Haben Sie es nie beobachtet, daß Unbefangenheit, Harmlosigkeit des Gemütes dazu gehören, um Missetaten und um große gute Taten zu begehen.

Der Diplomat: Ja, das wahrhaft Heldische ist verblüffend einfach und auch darum in Zeiten raffinierter Kultur eher sonderbar und schießt meist übers Ziel hinaus.

Frau v. R.: Heldentum ist ja auch bei intelligenten Tieren häufig beobachtet worden. Die meisten Tierweibchen sind heroisch, wenn es gilt, die junge Brut zu beschützen.

Der Diplomat: Ein durchaus primitiver Instinkt!

Der Schriftsteller: So möchte ich Rousseau-Anwandlungen haben und Rückkehr zur Natur preisen.

Der Diplomat: Das sieht Ihnen gar nicht ähnlich. Der heldenmütige Urmensch im zwanzigsten Jahrhundert!

Der Schriftsteller: Ich glaube gar nicht, daß der tierähnliche, primitive Mensch so viel Heldensinn zeigte, obwohl er noch Platz genug hatte, um ihn zu entfalten. Stumpfsinn, Mangel an Vorbedacht, Trägheit des Denkens gehören zu einer gewissen Art von Mut. Wenn man mehr weiß, mehr kann und kennt, fürchtet man mehr. Aber das edel Heroische besteht darin, Gefahr und Schmerz zu würdigen und bewußt, wenn auch in spontan natürlicher Erregung, zu meistern. Die Freude des Opfers steht über der Freude am Leben. Ganz einfach. Ganz selbstverständlich.

Frau v. R.: Dazu will ich ein Beispiel aus den Erinnerungen eines Vorfahren erzählen. Während der polnischen Kriege hatte sich die Einwohnerschaft eines bedrohten Dorfes über eine Furt gerettet. Die Verfolger konnten nicht schnell genug die Furt finden und wollten einen gefangenen Bauern zwingen, sie zu verraten. Sie warfen ihn in den Fluß. Da versank er und ertrank absichtlich an der seichtesten Stelle, um den Feind zu täuschen und die anderen zu retten.

Der Schriftsteller: Dieses stille, ungeheure Opfer ist für mich einer der schönsten Beweise der Majestät des Menschen.

Der Diplomat: Aber er brauchte die polnische Revolution dazu. Am Balkan werden wir ja wieder solche Dinge erleben. Doch ich frage mich, ob der Aufwand nötig war, einigen Heroen Platz zu schaffen. (Er erhebt sich, und nach Austausch einiger Liebenswürdigkeiten verabschieden sich die Herren von Frau v. R.).

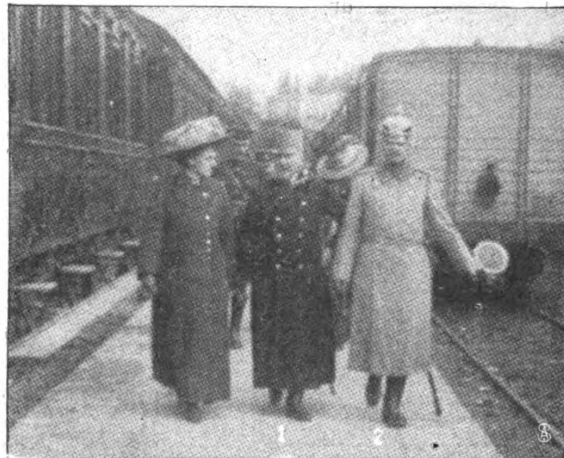
Unsere Bilder.

Vom Krieg auf dem Balkan (Abb. S. 1885—1890). Daß ganz Europa heute mit Spannung auf die blutigen Kämpfe schaut, die unten im Balkan um Freiheit und Fortschritt gekämpft werden, ist durchaus begreiflich. Unser Bild auf Seite 1882 zeigt, wie in Berlin sich das Publikum vor den Kriegskarten des Berliner Lokal-Anzeigers drängt und voll Erwartung die Stellungsänderungen der kriegführenden Heere beobachtet. Bekanntlich pflegen die nicht kriegführenden Mächte als offizielle Vertreter Militärattachés auf den Kriegschauplatz zu entsenden. Unsere Bilder zeigen den deutschen und österreichischen

Deutsche u. österreichische Militärattachés auf dem türk.-bulgarischen Kriegschauplatz.



Major von Massow, der bulgarischen Armee zugeteilt.



1. Oberst Pomjankowsky (Oesterreich). 2. Major von Strempel (Deutschland).
Auf dem Bahnhof in Konstantinopel.



Major von Strempel, der türkischen Armee zugeteilt.

Militärattaché auf türkischer und den deutschen Vertreter auf bulgarischer Seite. Unter den zahlreichen Bildern vom Kriegsschauplatz, die unsere heutige Nummer bringt, sind zwei Bilder besonders bemerkenswert, die der künstlerischen Hand unseres die bulgarische Armee begleitenden Spezialzeichners, des Hofmalers des Zaren Ferdinand, Prof. Vesin, entstammen.

Marquis di San Giuliano (Abb. S. 1890), der italienische Minister des Aeußern, ist in Berlin eingetroffen und hat mit den leitenden Staatsmännern, dem Reichskanzler und dem Staatssekretär von Kiderlen-Waechter, engste Fühlung genommen. Wenn auch der Besuch als ein Akt der Höflichkeit unter allen Umständen stattgefunden hätte, so wird ihm angesichts der Ereignisse auf dem Balkan eine besondere Wichtigkeit beigelegt.

Die Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten (Portr. nebenst.) hat die bei solchen Gelegenheiten leicht erregbaren Gemüter der Yankees diesmal ganz besonders in Atem gehalten, da es sich um drei Kandidaten handelte, die von den einzelnen Parteien aufgestellt waren. Sieger wurde der demokratische Kandidat Dr. Woodrow Wilson, der bisherige Gouverneur von Neujersey, gegen Taft und Roosevelt.



Dr. Woodrow Wilson,
der neue Präsident der Vereinigten Staaten.

Die deutsch-englische Verständigungskonferenz hat in London getagt. Der Führer der deutschen Delegierten ist Graf von Leyden (Abbild. S. 1892). Wir geben außerdem die Bilder zweier hervorragender Vertreter Englands, des früheren Gesandten Sir Lascelles und des betagten Lords Avebury.

Das diesjährige Gordon-Bennett-Rennen der Lüfte (Abb. S. 1891), zu dem der Start in Stuttgart stattfand, hat mit dem Sieg des französischen Ballons „Picardie" sein Ende erreicht. Die „Picardie", deren Führer Maurice Bienaimé war, landete bei Rjäjan südöstlich von Moskau; die Entfernung des Landungsortes von Stuttgart beträgt etwa 2180 km. Damit hat Bienaimé, dessen Mitfahrer Rumpelmaier war, einen neuen Distanzweltrekord aufgestellt.

Eine Festvorstellung im Königlichen Schauspielhaus in Berlin (Abb. S. 1891) findet gelegentlich des 50jährigen Jubiläums des Vereins „Berliner Presse" statt. Es soll die Oper „Der Barbier von Sevilla" unter der Mitwirkung hervorragender Sänger und Sängerinnen gegeben werden. Den Figaro spielt Francisco d'Andrade, während Gustav Schwegler den Basilio darstellt; für die Rolle der Rosine hat man in Hermine Bosetti von der Königlichen Hofoper in München eine ausgezeichnete Vertreterin gefunden, den Almaviva wird Kammersänger Hermann Jadlowker spielen, dessen Porträt wir nebenstehend im Kostüm seiner Rolle bringen.



Kammersänger H. Jadlowker,
als Almaviva im „Barbier von Sevilla".

Personalien (Portr. S. 1891 u. 1892). Zum Erzbischof von Köln ist der bisherige Bischof von Münster, Dr. Felix von Hartmann, gewählt worden. Nur anderthalb Jahre ist der neue Erzbischof, der im 61. Lebensjahr steht, Bischof von Münster gewesen; er steht in dem Ruf, der strengeren Richtung innerhalb der katholischen Kirche zuzuneigen. — Fürst Georg zu Solms-Braunfels hat sich vor kurzem mit der Gräfin Beatrice Saluzzo verlobt. Der Bräutigam ist das Oberhaupt des sogenannten Bernhardischen Stammes des Hauses Solms, die Braut entstammt der bekannten Genueser Familie. — Der diesjährige medizinische Nobelpreis soll dem am Rockefellerschen Institut für medizinische Untersuchungen in Neuyork tätigen Professor Dr. Alexis Carrel zuerkannt werden. Prof. Carrel, der im 39. Lebensjahr steht, hat sich durch seine Behandlung der Nierenerkrankungen und eine neue Arbeit über die Züchtung tierischer Gewebe auf künstlichen Nährböden einen Namen gemacht. — Ihren 50. Geburtstag feierte kürzlich die Kammersängerin Frau Luise Reuß-Belce. Die größten Gesangserfolge hatte sie in den neunziger Jahren in Karlsruhe, wo sie verschiedene Rollen aus Wagnerschen Opern verkörperte. — Zum Bürgermeister von Charlottenburg wurde fast einstimmig Syndikus Dr. Maier gewählt; Dr. Maier steht im Alter von 41 Jahren und hat sich um die Stadt Charlottenburg große Verdienste erworben.

Todesfälle (Portr. S. 1890 u. 1892). James S. Sherman, der Vizepräsident der Vereinigten Staaten, der dieses Amt seit 1909 bekleidet, ist in Utica im Staat Neuyork im Alter von 57 Jahren gestorben. Sherman, der von Beruf Rechtsanwalt war, hatte hauptsächlich seinem Reichtum die zweimalige Nominierung zum Vizepräsidenten zu verdanken. — In Anton Freiherrn von Perfall, der im Alter von 58 Jahren plötzlich in München aus dem Leben geschieden ist, verliert die literarische Welt einen ihrer bekanntesten Vertreter. Freiherr von Perfall hat eine große Anzahl gern gelesener Romane, Novellen und Erzählungen geschrieben. — Der ehemalige preußische Ministerpräsident Staatsminister Graf Botho zu Eulenburg ist im Alter von 81 Jahren in Berlin gestorben; er war von 1878—1881 preußischer Minister des Innern und wurde 1892 zum preußischen Ministerpräsidenten ernannt; gleichzeitig mit dem Reichskanzler Grafen Caprivi trat er 1894 in den Ruhestand. — Während der letzten auf dem Döberitzer Uebungsplatz gerittenen Hubertusjagd erlitt der Generalinspekteur der Kavallerie Generalleutnant Paul von Windheim einen Herzschlag, dem er bald darauf erlag. General von Windheim war seit mehreren Jahren mit der Wahrnehmung der Geschäfte der Generalinspektion der Kavallerie beauftragt, nachdem er vorher dem Generalstab der Armee als Oberquartiermeister angehört hatte. — Der ehemalige Präsident des Reichsgesundheitsamts Wirkl. Geh. Rat Dr. Karl Köhler ist im 67. Lebensjahr in Göttingen gestorben; das Reichsgesundheitsamt hat sich unter seiner Leitung zu einem wichtigen Faktor auf dem Gebiet des Gesundheitswesens entwickelt. — Mit Edgar Tinel, der in Brüssel gestorben ist, ist der gegenwärtig bedeutendste Musiker Belgiens dahingegangen; Tinel war Direktor des Königlichen Musikkonservatoriums in Brüssel. — Im Alter von 66 Jahren ist in Schliersee der Maler Karl Haider gestorben; er war ein bekannter Landschafter und Genremaler.

Die Toten der Woche

Staatsminister Graf Botho zu Eulenburg, ehem. preußischer Ministerpräsident, † in Berlin am 5. November im Alter von 81 Jahren (Portr. S. 1890).

Tiergartendirektor Felix Freudemann, † in Berlin am 5. November im Alter von 53 Jahren.

Pastor D. Hackenberg, bekannter Landtagsabgeordneter, † in Hottenbach (Kreis Trier) am 30. Oktober.

Karl Haider, bekannter Maler, † in Schliersee am 29. Oktober im 66. Lebensjahr (Portr. S. 1892).

Wirkl. Geh. Rat Dr. Karl Köhler, ehem. Präsident des Reichsgesundheitsamts, † in Göttingen im Alter von 66 Jahren (Portr. S. 1892).

Anton Freiherr von Perfall, bekannter Romanschriftsteller, † in München im Alter von 58 Jahren (Portr. S. 1892).

James Schoolcraft Sherman, Vizepräsident der Vereinigten Staaten, † in Utica (Staat Neuyork) am 30. Oktober im Alter von 57 Jahren (Portr. S. 1892).

Edgar Tinel, bedeutender Musiker Belgiens, † in Brüssel am 28. Oktober im Alter von 55 Jahren (Portr. S. 1892).

Generalleutnant Paul von Windheim, Generalinspekteur der Kav., † am 4. November im Alter von 58 Jahren (Portr. S. 1890).



König Nikita von Montenegro in Podgoritza,
beim Kriegsrat



Nasim-Pascha.
Der türkische Oberbefehlshaber.



Kiamil-Pascha,
der neue türkische Großwesir



Konteradmiral K. Trummler
führt das deutsche Schutzgeschwader nach dem Orient.



Phot. Berl. Jll.-Ges. m. b. H.

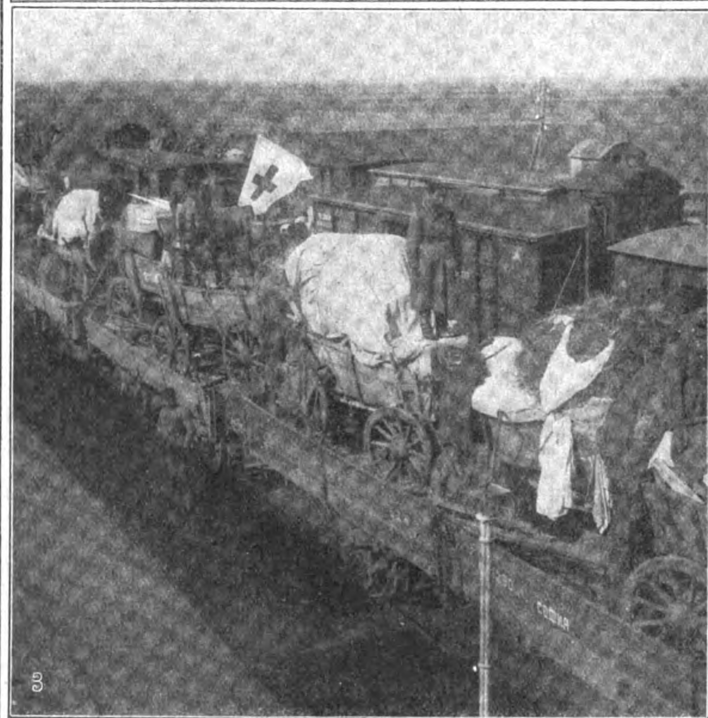
Siegesfeier in Belgrad auf dem Theaterplatz.

Vom Balkankrieg

1. Transport türkischer Gefangener in Belgrad. — Berl. Ill. Ges.
2. Serbischer Landsturm letzten Aufgebotes. — Berl. Ill. Ges.
3. Transportzug des Bulgarischen Roten Kreuzes.
4. Munitionstransport in Nisch.
5. Türkische Redifs gehen zur Front ab.

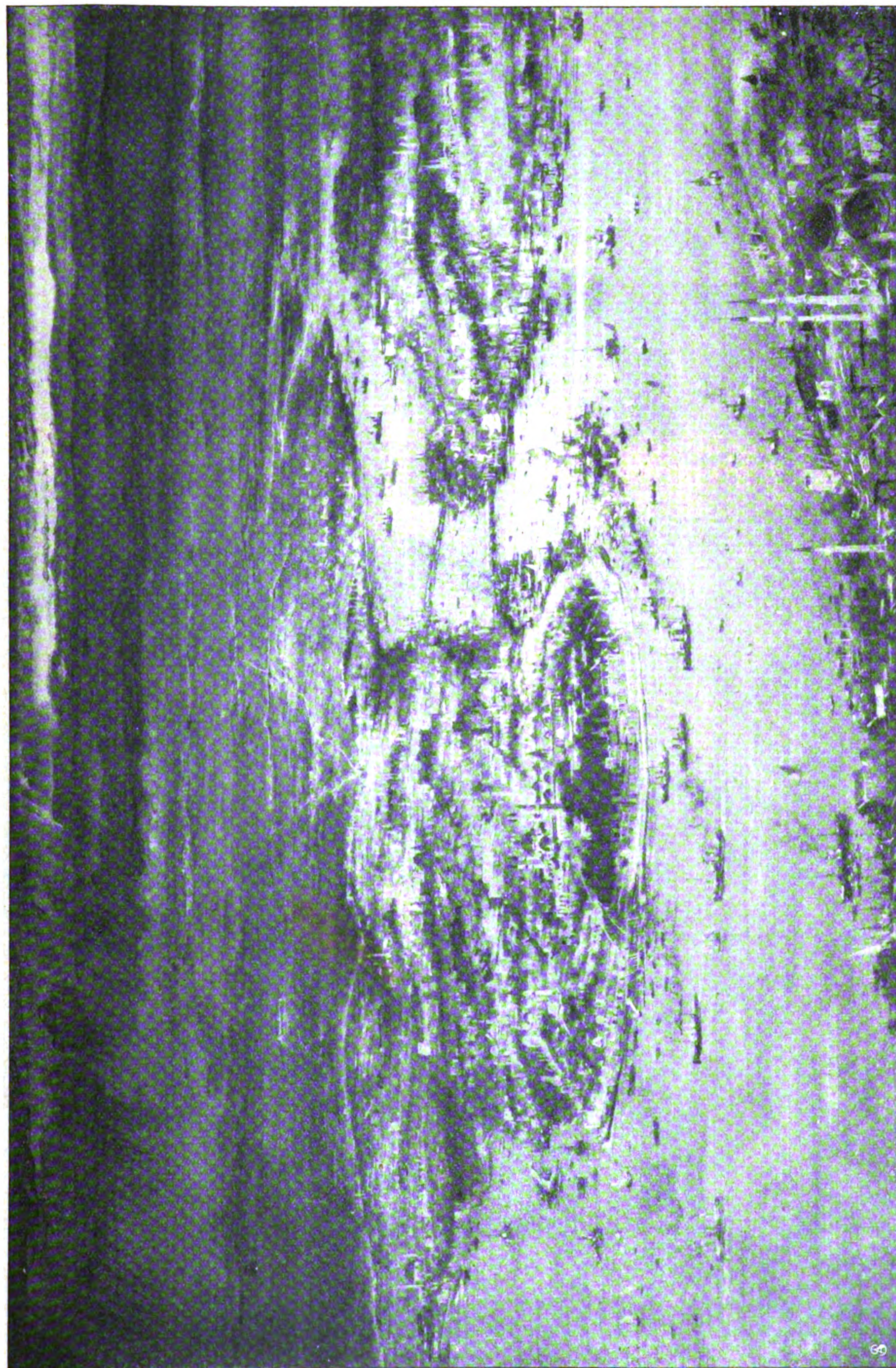








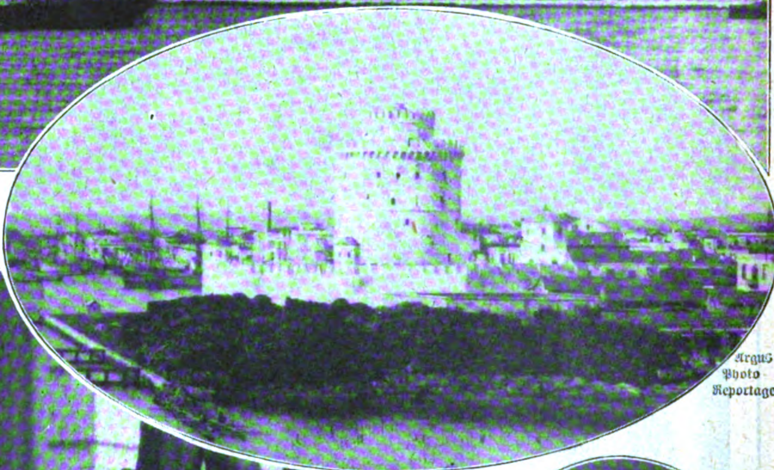




Das Ziel der bulgarischen Armee: Konstantinopel am Goldenen Horn.



Saloniki mit seiner Zitadelle.
Das Ziel der Serben und Griechen.



Argus Photo-Reportage.



Lloyd Ju. Verlag.

Marquis di San Giuliano.
Zum Besuch des italienischen Ministers in Berlin.

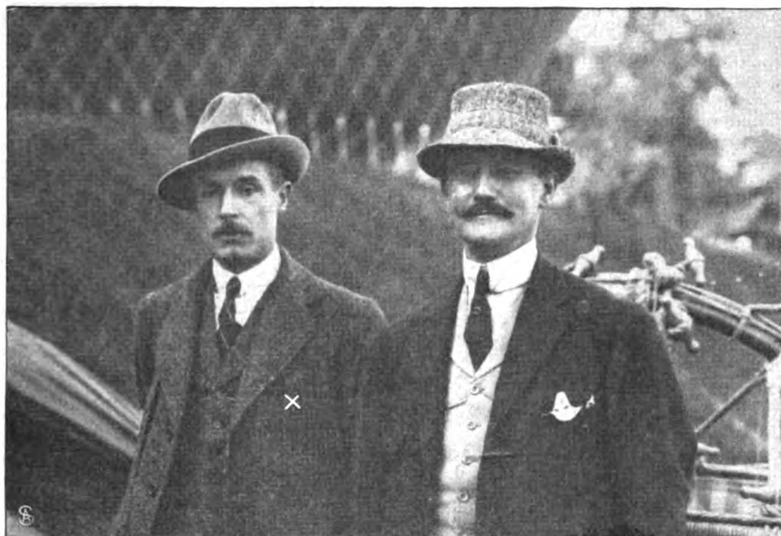


Generalleutnant v. Windheim †
Generalinspekteur der Kavallerie.



Hofphot. E. Bieber, Berlin.

Graf Botho zu Eulenburg †
Preußischer Staatsminister a. D.



Phot. Rol.

Ballon „Picardie": Bienaimé, Führer (×), und Rumpelmaier, Begleiter.
Der Sieger im Gordon-Bennett-Wettfliegen 1912



Hofphot. Hahn Nachflg.

Kammersängerin Luise Reuß-Belce, Dresden,
beging ihren 50. Geburtstag.

Festvorstellung gelegentlich des 50jährigen Jubiläums des Vereins Berliner Presse im Königlichen Schauspielhaus „Der Barbier von Sevilla" am 10. Nov. 1912.

1. Hermine Bosetti als Rosine. Hofatel. Gebr. Hirsch.
2. Francisco d'Andrade als Figaro.
3. Gustav Schwegler als Basilio



1



3



2



Anton Frhr. v. Perfall †
Schliersee, bekannter Schriftsteller.



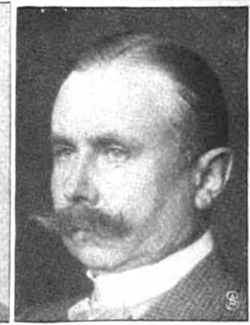
J. S. Sherman †
Vizepräsident der Vereinigten Staaten.



Edgar Tinel †
bedeutender Musiker Belgiens.



Wirkl. Geh. Rat Köhler †
Göttingen, Präs. d. R.-Gesundheitsamts a. D.



Dr. Maier,
der neue Bürgermeister von Charlottenburg.



Hofphot. Voigt.

Fürst Georg zu Solms-Braunfels.



Phot. Fratelli Toppo.

Gräfin Beatrice Saluzzo.

Eine Verlobung im Hause Solms.



Dr. Felix von Hartmann,
der neue Erzbischof von Köln.



Lord Aveburn. **Sir Frank Lascelles.**



Phot. L. N. A.

Graf von Leyden.

Von der englisch-deutschen Verständigungskonferenz.



Atel. Spiegl.

Karl Haider †
Schliersee, hervorragender Maler.



Phot. Gebr. Lacaet.

Prof. Dr. Alexis Carrel,
Neuyork, für den med. Nobelpreis ausersehn.

Stark wie die Mark.

Roman von

Rudolph Stratz.

2. Fortsetzung.

Die Schwestern von Bornim schliefen noch. Die Eltern erst recht. Alles, was herrschaftlich war in Sommerwerk, stak noch in den Federn. Nur Eva Maria, die Jüngste des Hauses, war schon auf den Beinen. Treppauf, treppab. Durch Küche und Keller. Haus und Hof. Einer mußte sich doch darum kümmern ... Es juckte einem ja in den Fingern ...

Der blonde Kopf des Landfräuleins zwängte sich durch die Luke einer Falltür ans Tageslicht. Sie war unten, in der winterlichen Russenstube, gewesen, um zu sehen, wie der dortigen Rattengemeinde die Phosphorpillen bekommen waren. Sie betrat jetzt, frisch, drall, mit blühenden Backen, den mächtig gewölbten, dämmerigen Kuhstall, in dem es leise von Milch plätscherte und die Schweizer, auf ihren Schemeln kauernd, mit nervigen Fingern die weißen Strahlen aus den Eutern fließen ließen. Draußen harrte schon der Wagen, um die Blechkannen auf die Bahn nach Berlin zu bringen. Natürlich wurde Milch gestohlen ... Die Abrechnungen stimmten nie. Aber wo? Wie? ... Es war ein Rätsel ...

Da stand der dänische Zuchtstier in seinen Ketten, stumpfsinnig, mit blutunterlaufenen Augen. Das junge Mädchen fürchtete sich nicht. Sie ging dicht an dem Bullen vorbei, tätschelte flüchtig die Schädel der im Verschlag zusammengedrängten Saugkälber, öffnete dann kräftig mit ihrer weißen, nicht eben kleinen Hand die Tür und schlich lauernd auf den Fußspitzen, wie ein Indianer auf dem Kriegspfad, um die Ecke, dem säuerlichen Geruch des Hühnerhauses zu. Einmal mußte sie doch die Eierdiebe fassen! ... Nein — wieder nichts ... nur geschäftiges, vielstimmiges Gegacker der Orpingtons und Wyandottes um die alte Mamsell. Mit der pflog das Fräulein von Bornim eine lange und ernste Unterredung über die elenden Freitagsfische, die vorgestern als Deputat vom See gekommen waren — winzige Hechte, lächerliche Schleien, Aale wie Regenwürmer. ... Wer die großen Fische fing? Lieber Gott ... man sah ja des Nachts deutlich die Lichter auf dem Wasser ... Die Diebe arbeiteten womöglich mit Dynamit. ...

Und wo man hinsah in Sommerwerk, die gleiche Wirtschaft. Im Gemüsegarten die Glasscheiben der Mistkasten vom Hagel zerschlagen, weil niemand rechtzeitig die schützenden Läden darüber gedeckt hatte, die Spargelbeete versandet, in den Blumenrabatten vor dem Hause kratzten die Italienerhühner den Samen aus der Erde, während ihr Hahn abseits einen heldenmütigen und aussichtslosen Zweikampf mit dem großen Puter ausfocht, daß die Federn stoben und das Blut rann. An den Apfelbäumen fehlten die Kalkringe ... gute Zeiten für die Blutlaus! Dicke Raupen schmarotzten im jungen Lindengrün. Nirgends Ordnung. Nirgends das Auge des Herrn. Eva Marie von Bornim seufzte, sah auf die Turmuhr, die nun schon die achte Morgenstunde wies, und ging den Weg vom Gutshof zur Chaussee und auf dieser weiter mit bloßem, blondem Scheitel; so wie sie war, zuweilen nach vorn spähend, die Hand vor den Augen. Nun hemmte sie den Schritt. Ein Jagdwagen bog in raschem Trab um die Ecke. Drei junge Leute saßen darauf. Ihre Brüder, die aus Berlin und Potsdam für den Sonntag herauskamen. „He, Christian! Halt!" Geschrei und Gelächter. Die Schwester wurde ohne viel Umstände von sechs Armen gepackt und auf das hohe Gefährt geheißt. Lüdecke, der Gardekavallerist in grauem Urlaubzivil, deklamierte dabei:

„Ziehet, ziehet — hebt,
Sie bewegt sich — schwebt!"

Er hatte ein rötliches, süffisantes Gesicht, das durch die Bartkoteletten zu beiden Seiten älter erschien als seine achtundzwanzig Jahre. Wenn für irgend jemand, so paßte für ihn das Monokel ohne Rand und Band im rechten Auge, dessen Lid er noch gemeinhin humoristisch zwinkernd zusammenkniff. Sein älterer Bruder Hans Christoph, der Assessor am Auswärtigen Amt, war sein grades Gegenteil — länglich in Antlitz und Gestalt, peinlich korrekt in der Haltung, ängstlich genau nach Londoner Schnitt gekleidet, fast immer stumm. „Weil ihm nischt gefällt!" meinte Lüdecke, vor dessen Kasinoulk nichts in- und außerhalb der Armee, mit Ausnahme Seiner Majestät, sicher war.

Eva Marie aber wandte sich, als sie Platz genommen, händeringend an den Dritten: „Junge ... Junge ... wie siehst denn du aus?"

Quer über das flaumbärtige, verwegene Gesicht des Fähnrichs von Bornim zogen sich zwei dicke, halb verblaßte blaue Streifen. Er machte eine verächtlich abwehrende Handbewegung. Vor Frauenzimmern renommierte man mit Derlei nicht! Nachher bei Papa ... das war etwas anderes. Neben ihm erkundigte sich Lüdecke: „Evchen ... daß mir die Damenwelt nachläuft, bin ich ja gewohnt! Aber daß einem sogar die schwesterliche Liebe entgegenkommt" ...

„... Wegen der gräßlichen Geschichte in Wendisch-Wiesche! Sonst liefe ich mir wegen euch weiß Gott nicht die Beine ab. ... Herr von der Zülß hat sich doch vor vierzehn Tagen eine Kugel in den Kopf geschossen. ..."

„Lebt!" sagte Lüdecke. „Liegt in Berlin und lebt. Bleibt der Mitwelt erhalten!"

„Das weiß ich. Seine Tochter, die Ilse, ist immer noch bei uns in Sommerwerk. Papa und die andern im Kreis haben gesammelt, um sie für vier Jahre in ein Pensionat in der Schweiz zu schicken, bis sie groß ist. Denn das Gut kommt natürlich unter den Hammer!"

„Und für den Ollen interessiert sich der Staatsanwalt!"

„Laß doch diese Faxkenart! Die Sache ist wahrhaftig traurig genug. Also hört mal: die Kleine weiß von nichts! Soll auch vorläufig von nichts wissen. Sie bildet sich ein, ihr Vater sei verreist. Ihre Französin denkt es auch. Die war ja dumm wie Bohnenstroh. Wir haben sie vorgestern nach Paris heimgeschickt. Also seid so gut und nehmt euch, wenn die Ilse gerade da ist, in acht!"

Achim von Bornim neben ihr nickte. Da lag Schloß Sommerwerk. So wie immer. Seit Anbeginn der Dinge. Als man zur Wenden- und Sorbenzeit hier noch auf allen vieren lief und Albrecht der Bär das Kreuz hob über Luch und Bruch der Mark. Die Bornim waren immer dagewesen. Ihr Herrenhaus freilich stammte aus der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts. Das alte hatten die Russen im Siebenjährigen Krieg verbrannt, das noch frühere die Schweden im Dreißigjährigen Krieg, eine sagenhafte Wasserburg vorher hatte die „Faule Grete" des Burggrafen von Nürnberg niedergestreckt. In den Freiheitskriegen hatten noch die Franzosen böse gehaust. Einerlei: hier und rings im Land wuchs ein zähes Volk. Das ließ sich nicht klein kriegen. Trotzig prangte unter dem steinernen Torbogen der Einfahrt der Wappenspruch:

„Glück herein! Unglück hinaus!
Das ist der Bornim ritterlich Haus
seit sechshundert Jahren.
Gott wolle bewahren
Geschlecht und Haus!"

Um das niedere, langgestreckte, von zwei Türmen flankierte Barockgebäude mit der großen Freitreppe grünte der uralte Park, dehnten sich hinten, gegen die bemoosten Schilfdächer des Dorfes hin, die weiten Scheunen und Ställe des Gutshofs. Exzellenz von Bornim, der Schloßherr, stand vor seinem Haus. Er hatte die Stimmen seiner Söhne gehört und lachte jetzt über sein verwittertes altes Gesicht beim Anblick des Jüngsten und schwenkte den Stock.

„Haste ihn vertobakt, Junge!" schrie er vergnügt. „Haste ihn vermöbelt? Haste ihm heimgeleuchtet ... dem Lauckardt, oder wie der Kerl heißt? Recht so! Sich nur nichts gefallen lassen! Immer raus mit der Plempe!"

Seine blauen Augen flammten über dem weißen Schnurrbart. Er straffte die hagere, kleine Gestalt. Auch in ihm, der wegen seines schwächlichen Körpers nie gedient hatte, kochte das Blut des wilden alten Junkergeschlechts vor den Toren Berlins.

Sein Sprößling meldete aufgeregt: „Also ... es war in der Turnhalle, Papa ... wurden wir bandagiert. ... Und dann wurde gefragt: Sind die Herren fertig? Und nu los. ... Sauhiebe hatte der Lauckardt gleich an sich. ... Aber das Rapier ist doch viel leichter als ein Pallasch. Da ging alles bei ihm flach ... verfluchte Backpfeifen ... ich dacht, ich müßt Zähne spucken! ... Nu wurde ich wild ... und paßt auf wie ein Schießhund und fuhr ihm in die Blöße ... und da sah ich auch schon gleich drüben Rot" ...

„Famos! Famos!" sagte der alte Herr.

„Da rief der Unparteiische halt, und der Lauckardt schweißte mächtig an der Stirn. Aber er war so wütend. Er wollte weiter. Gut. Nu war er aber schon unsicher, und ich langte ihm mit 'ner Prim übern Deez, daß es nur so krachte ... denk nur ... da flog ihm ein gut Talerstück Kopfhaut mit dem Haar glatt weg. Sein Sekundant hat's aufgehoben und zwischen zwei Fingern hochgehalten. Es war aber schon ganz dreckig vom Staub ... man konnt es nicht mehr brauchen" ...

„Pfui!" versetzte Eva Marie schaudernd. Die männlichen Bornims lachten alle herzlich.

Achim schloß: „Noch nicht genug! Geschnauft hat er vor Zorn! Er hat sich anständig gehalten. Das muß ihm der Neid lassen. Aber nu kriegt er eins in die Backe ... klatsch ... die Backe klappt auf wie 'ne Butterstulle ... die Zähne dahinter! Da hat ihn der Stabsarzt endgültig eingeheimst! ... Zehn Märker hat jeder von uns dem Stabsarzt geben müssen, Papa" ...

„Da hast du sie!" sagte der Alte, die zweite Anspielung verstehend, und steckte ihm ein Zwanzigmarkstück in die Hand. „Na — und was macht er denn nun?"

„Er liegt noch im Lazarett. Über seinem Bett hängt von der Decke eine lange Strippe und daran eine Eisblase. Die hat er auf dem Kopf. Sonst geht's ihm gut!"

„Na ... und du" ....

„Gott ... ich" ... meinte der Fähnrich etwas verlegen.

„Kleine Reise in die Schweiz ... was?"

Nun lachte Achim von Bornim und gestand: „Ja, Papa! Acht Tage gelinden Arrest wegen unkameradschaftlichen Benehmens. Ich war ja auch dumm: Sie haben mir tüchtig den Kopf gewaschen. Was mir eigentlich einfiele? Der alte Lauckardt sei ein tadelloser, hochangesehener Herr, bei dem der Kommandierende und der Oberpräsident verkehrten ... klotzig reich ... hat als Landwehrhauptmann das Jahr 70 mitgemacht und das Eiserne Kreuz" ...

Er zögerte und setzte freimütig hinzu: „Weißt du, Papa ... da hab ich mich doch eigentlich hinterher recht geschämt! Und wie ich aus dem Arrest war, hab ich am Sonntagnachmittag meinen Helm aufgesetzt und bin zu dem Lauckardt in das Lazarett gegangen und hab ihn aus freien Stücken um Verzeihung gebeten, daß ich ihn immer so mit der Seife gepiesackt hätte. ... Wir haben uns die Hand gegeben! Nun ist Friede! Ausstehen kann ich ihn freilich immer noch nicht" ....

Der alte Bornim legte seinem Jüngsten die Hand auf die Achselklappe des Gardeinfanterierocks. „Gut so! ... Man muß sein Unrecht eingestehen. Weißt du noch, was ich euch als kleine Jungen hab lernen lassen:

„Der ist nicht flugs ein Edelmann.
der geboren ist aus großem Stamm?" ...

„Ja, Papa ... ich kann das Ganze noch auswendig!"

„Nun, siehst du — das hast du wohl verstanden. Ich bin zufrieden mit dir, Junge! Aber nun kommt mal endlich ins Haus!"

Er trat mit seinen Söhnen durch das Tor von Sommerwerk. Lüdecke als der Letzte. Wie immer außerstande, ernst zu sein. Er blinzelte gerissen: „Evchen — was macht denn der blaue Husar?"

Das Fräulein von Bornim wurde feuerrot und schwieg. Ihr Bruder schnitt ein tieftrauriges Gesicht:

„Das weißte doch, Maus: Mit dem Geld ist's bei den Silleins man mau! Aber äußerst! Nischt haben sie außer ihrer schlesischen Klitsche! ... Auch der blaueste Husar braucht Kommißvermögen, so gut wie andere Sterbliche. ... Gott ... da kommt das Ilschen! Wo hast du denn deine Puppen, Kind? ... Was? ... Du spielst nicht mehr mit Puppen? Du wirst vierzehn? Respekt! ... Ihren Arm, meine Gnädigste! ... Siehst du ... so macht man das bei Hofe.... Voraus der Mann mit dem großen Stock“ ...

Das Kind lachte. Er führte es gravitätisch, sein Spazierstöckchen wie einen Hofmarschallstab aufstoßend und auf den Fußspitzen wippend, in das Dunkel der Halle. Er mußte schauspielern und Witze reißen. Er konnte nicht anders. Kaum daß er in der Kirche nachher, beim Gottesdienst, dem alle Bornims beiwohnten, eine dienstliche Ergebung zur Schau trug und nur durch die Nase gähnte. Als man wieder in die Sonnenhelle hinaustrat, fragte Achim von Bornim seine jüngste Schwester, neben der er gesessen: „Sag mal: Warum bist du eigentlich so tiefsinnig, Evi? Der olle Schörlin geht einem doch nicht so an die Nieren! ... Der predigt doch seinen gewohnten Stiefel herunter“ ...

Das blonde Landfräulein gab nicht gleich eine Antwort. Als sie eine Strecke hinter den übrigen zurückgeblieben waren, sagte sie merkwürdig aufgeregt, gar nicht die sorglose Arbeitsbiene wie sonst: „Du bist noch der Vernünftigste von euch Dreien! Der Lüdecke ist überhaupt nichts, und Hans Christoph ist nicht sehr gescheit. Merkst du denn gar nicht, Achim, daß hier bei uns nicht alles so ist, wie es sein sollte?“

„Wieso denn?“

„Ja, ich weiß selber nicht ... Es ist so ein drückendes Gefühl: Alles geht zurück ... langsam ... unaufhaltsam. Niemand sieht's! Niemand sorgt sich drum! ... Es ist, als müßt es so sein! ... Ich schufte weiß Gott strenger als 'ne Mamsell! Mir kann keiner Faulheit vorwerfen! Aber was ich unter mir hab: Milch und Eier und das bißchen Geflügel und Gemüse, das macht den Kohl nicht fett. Es handelt sich eben um das ganze große Gut ... Ich werd den Verdacht nicht los, daß da schlecht gewirtschaftet wird. Rein in den Tag hinein!“

„Das laß doch Papas Sorge sein!“

„Papa! Das ist ja eben das Elend! Papa merkt doch nichts!“

Ihr Bruder lächelte mitleidig. Dumm waren doch manchmal die Frauenzimmer! Nicht zu sagen!

„Du Schaf!“ sprach er. „Wenn du freilich unsern Vater zu den Minderbegabten rechnest“ ...

„Was Papa ist, weiß ich so gut wie du! Aber hast du nicht beobachtet, wie er die Zeitung liest? Er hält sie ganz weit von sich. Er ist weitsichtig geworden. Er schaut nur noch in die Ferne: Zum Beispiel ... nein ... jetzt sei mal still und laß mich reden ... da ist Papa in der Budgetkommission vom Reichstag! Unter zweihundert Millionen Mark fangen die da gar nicht erst an. Und im Herrenhaus hat Papa vorigen Monat den preußischen Etat bewilligt. Das war, glaub ich, gleich 'ne Milliarde. Solche Zahlen freuen Papa! In denen lebt er. Was unterdessen hier aus Sommerwerk wird...“

„Quatsch!“ sagte der Fähnrich.

„Und wenn er sich auch darum kümmern wollte, er hat ja nie Zeit! Und hat ja auch nie Landwirtschaft getrieben. Er war doch immer im Staatsdienst, sein Leben lang. Von euch wird ja auch keiner Landwirt. Manchmal kommt es mir vor, als wärt ihr alle hier blind, und ich allein hätte die Augen auf...“

Das Fräulein von Bornim brach ab. Ihr Bruder zog ein unmutiges Gesicht: das fehlte einem noch gerade, wenn man mal aus der Potsdamer Tretmühle heim zu Muttern kam, dann dies Geunke und Geklöne.

„Ach, laß mich mit dem Zeug in Ruhe!“ sagte er. „Wo willst du hin? In die Räucherkammer, nach den Schinken sehen? Ja, tu das nur! Adieu!“

Er war aber doch recht nachdenklich, als er allein in die Vorderräume von Sommerwerk trat. Er tat, was er sonst nie tat: er setzte sich auf einen Stuhl und schaute müßig vor sich hin. Es war niemand im Zimmer. Von nebenan hörte er die Stimme des Pfarrers Schörlin, der nach alter Gewohnheit, als früherer Hauslehrer der Söhne, am Sonntagvormittag im Herrenhaus vorsprach und der tauben Tante Brigitte seine Neuigkeiten in ihr Hörrohr trompetete.

„Die Cholera in Marseille wächst!“ schrie er, und die alte Dame, starkstimmig wie die meisten Schwerhörigen, schrie noch lauter: „Gottes Strafe! Gottes Strafe!“

„Das kommt davon, wenn man Bußgebet durch Petroleum und Karbolsäure ersetzt!“

„Hei und der Affenkultus! ... Menschen, die den neuen Schimpansen im Zoologischen Garten anbeten!“

„Bismarck hat sich dieser Tage dort auch die Raubtiere angesehen und ist dann weitergeritten!“

„Er ist selber ein Raubtier!“ schrie die alte Dame. Sie stand für ihre Person mit dem Reichskanzler auf gespanntem Fuß. Schon seit der Deklarantenzeit. Dann wurde es stiller. Die beiden, der Landpfarrer und das alte Fräulein, vertieften sich in einen Bericht über die lutherische Pastoralkonferenz in Köslin und das evangelische Diakonissenhaus in Kairo. Die kleine Ilse kam zu Achim herein. Sie prustete vor Lachen.

„Du ...“ — sie und der Nachbarsohn nannten sich seit Kinderbeinen „du“ — „der Lüdecke hat jetzt ein Rennpferd — das heißt Mäuschen, vom Flohtang aus der Maus! Zu affig — nicht?“

„Tu mir den einzigen Gefallen und laß mich jetzt in Ruh!“

Der Fähnrich ärgerte sich über den kichernden Backfisch. Er hatte jetzt Ernsteres im Kopf. Ilse von der Zültz meinte schnippisch: „Gott ... hab dich doch nicht so ... du hast's überhaupt nötig. Wo sie dich eben auf acht Tage eingesperrt haben! ... Ich hab's schon gehört“ ...

„Wie wär' es denn, Ilse, wenn du jetzt wieder an deine Rechenaufgaben gingst?“

Der künftige Leutnant sagte das in dem freundlichen Ton eines Erwachsenen gegenüber einem Kind. Die dunkelhaarige, schwarzäugige Kleine stand eine Sekunde da, überlegte eine patzige Antwort, sagte dann, nur verächtlich die Achseln zuckend: „Pah!“ und lief, von einem neuen Gedanken erfaßt, aus dem Zimmer und in langen Sprüngen, daß ihr die Zöpfe flatterten und die weißen

Röckchen um die dünnen Beine flogen, über den Rasen hinüber zu Eva Marie, die sie vom Fenster aus beim Verfüttern von gehackten Brennesseln und Eigelb an die jungen Puten gesehen. Ganz erhitzt und zerzaust kam sie später zu Tisch und hob dann bittend ihren Suppenlöffel: „Lüdecke . . . erzähl doch wieder was Komisches?"

„Bin ich der urkomische Bendix?" fragte der Kavallerist entrüstet. Aber er fing sofort an, seinen Regimentskommandeur bei der Kirchenparade nachzumachen — wie die alte knickstiebelige Durchlaucht da widerwillig zu Fuß vorbeiwankt, geistesabwesende Fischaugen unter dem Monokel, unergründliche Verachtung um den halb offenen Mund — Ilse von der Zültz schrie vor Entzücken und trommelte mit ihren roten, mageren Kinderfäusten auf den Tisch, am Büfett hinten kicherte der alte, zahnlose Philipp still in sich hinein, auch die andern lachten.

Exzellenz von Bornim aber sagte, als der Diener draußen war, verdrießlich: „Du bist und bleibst ein Kasinofatzke — weiter nichts!"

Lüdecke schwieg mit süffisantem Lächeln. Das machte den alten Herrn noch zorniger: „Wann schneidest du dir denn endlich die verdammten Bartkoteletten ab? Du siehst aus wie ein Hotelier!"

„Nur im schlichten Gewand des Bürgers!" widersprach Lüdecke und lächelte, die Hände gleich einem Gastwirt ineinanderreibend, die kleine Ilse über den Tisch hinüber verbindlich an, daß sie von neuem losplatzte. Die anderen mit. Auch Achim. Und doch, sonderbar: Eine gewisse Nachdenklichkeit wollte nicht von ihm weichen. Diese dumme Eva Marie!... Nach Tisch bummelte er mit bloßem Kopf, die Hände in den Hosentaschen, eine Zigarette im Mund, allein hinüber in den Hof. Vor der mächtigen Düngerstätte, auf der heute, im Sonntagsfrieden, nur die Hühner scharrten und die Spatzen die Haferkörner suchten und pickten, stand breitbeinig, im guten Rock, die feiertägliche Feströbe rauchend, froh, sich einmal nicht mit den Vögten ärgern zu müssen, der Inspektor Dönges. Der Fähnrich ging auf ihn zu und gab ihm die Hand. Sie sprachen vom Wetter, von der Ernte.

Der lederbraune Landwirt meinte: „Ja — wenn der Roggen man gut körnt. . . . Wir könnten 'ne anständige Ernte brauchen!"

„Na . . . Ihr habt doch in Kunstdünger gewütet, sagt meine Schwester!"

„Dat haben wir! Aber wer kommt heute nachmittag? Der Herr Aust!"

„Der Getreidefritze?"

„Ja, sehen Sie, Herr Achim . . . dat is ja die Zwickmühle: Dünger brauchen wir für die Ernte. Aber um den Dünger zu zahlen, müssen wir Vorschuß auf die Ernte nehmen. So geht dat nun Jahr um Jahr. . . . Schließlich schuftet man nischt mehr raus als die Hypothekenzinsen."

Auf Achim von Bornims sorglosem Fähnrichsgesicht lag wieder ein Schatten: „Sagen Sie mal, Dönges: woher kommt denn das nun?"

„Ja, Gott, Herr Achim . . . die Zeiten werden anders! Es geht nicht mehr so wie früher! . . . Wie ich ein junger Scholar war, da war's noch einfach: Dreifelderwirtschaft und Brache und Punktum. Streusand drauf! . . . Heutzutage, wo sie aus Rußland und Argentinien und Amerika einem mit dem Getreide über den Hals kommen" . . .

„Und dann, Herr Achim" — der Inspektor warf seine Zigarre weg und zertrat vorsichtig den glimmenden Stummel — „wo sollten früher die Leute im Dorf hin? Die waren froh, wenn sie's Leben hatten. Da hat zu meiner Elevenzeit noch der Großvater mit dem Enkel zusammen bei der Herrschaft Kartoffeln gebuddelt. Aber jetzt: Wozu hat der Mensch die Eisenbahn? Immer man rin nach Berlin! Berlin ist groß! Da bleiben sie! Und wir können uns hier mit den Sachsengängern herumhauen. Ein Geld kosten die Brüder! Um das rauszuschlagen, muß man höllisch auf dem Posten sein. . . . Ich bin man bloß ein Angestellter! Exzellenz haben nie die Zeit. Und die jungen Herren haben ja alle einen anderen Beruf. Leben wo anders" . . .

Immer der gleiche Kehrreim! Wie bei der Eva Marie. Das Gut war ein geduldiger Packesel, dem man immer mehr und mehr aufhalste, ohne sich sonst um ihn zu kümmern. Der Himmel blieb den ganzen Nachmittag wolkenlos blau. Trotzdem wurde der Fähnrich von Bornim das Gefühl nicht los, es hinge ein Schatten über Sommerwerk. Schließlich: Was ging es ihn an. Er war der jüngste. Er wollte einmal nichts von diesem Boden. Weder Rechte, noch Lasten. Blieb sein Leben lang Offizier, auf den Zuschuß des ältesten Bruders angewiesen, der sehen mochte, wie er hier zustande kam. Ihn, Achim, den letzten, bissen ja doch die Hunde. . . . Jetzt auch wieder. Am Abend traten, während der Vater mit dem vorgefahrenen Landrat endlos und ernst über die Reichstagswahlen im Herbst konferierte, die beiden älteren Brüder in Jagdausrüstung vor das Haus. Zwei gute Böcke waren für sie ausgemacht. Für den Fähnrich von Bornim war wieder einmal keiner da. Oder vielmehr, der Förster Jahn, der verfluchte Knasterkasten, geizte mit seiner Wildkammer. Drei Böcke an einem Abend — das ging ihm über den Spaß! . . . Lügen konnte das scheinheilige Gestell bei solchen Gelegenheiten . . . Hol ihn der Teufel . . . ging man eben ohne ihn . . . wenigstens auf Enten. . . . Es war ja noch nicht Juni. Aber hier sah es ja keiner. . . .

Achim von Bornim langte sich in der Jagdstube des Schlosses, wo das Weidgerät von Generationen wie Kraut und Rüben durcheinander lag und hing, ein Paar Wasserstiefel hervor, fuhr in ein Paar gebräunte Lederbuxen, die vielleicht schon vor hundert Jahren irgendeinem Bornim gedient hatten, und in eine Joppe mit Hirschhornknöpfen und schaute, den Schlapphut in das junge Gesicht gedrückt, die lange Entenflinte in der Hand, ungefähr so aus, als diente er in einer Räuberbande und nicht in der Berliner Garde auf Beförderung. Er bummelte durch den Park. Heute waren seine Augen geschärft für den Verfall dieses uralten Herrensitzes in der Mark. Wie sahen denn die verwilderten Wege aus? Die Sandsteinfiguren rings um den verschilften Weiher standen schief. Zweien hatten die Berliner Ausflügler die Nasen abgeschlagen und Stullenpapier dafür hinterlassen. Wo waren die Fasane geblieben, die sonst in ihrem sonderbar wippenden Lauf über den Pfad huschten? In dem großen Karpfenteich am Ende des Parkes war mehr Schlamm als Wasser. Der hingeworfene tote Reiher

und das Schweinegeschlinge und anderes Luder faulten auf dem Trockenen. Die Mooskarpfen, die mit schmatzenden Mäulern drüben in der flachen Bucht standen, konnten doch nicht auf allen vieren über Land. . . . Himmel ja . . . hier gehörte freilich überall ein Herrgottdonnerwetter hinein . . . Er trat ins Freie . . . Vor ihm dehnten sich im Abendschein die weiten Saatflächen. Heute am Sonntag feierlich still und leer. Aus dem Buschwerk in der Ferne kamen fremdartig schwermütige slawische Laute. Volkslieder der Sachsengänger. Das Klimpern einer Balalaika. Dann wieder Stille. Nur ein Wehen im Rot des Sonnenunterganges über die Felder, ein Aufschauern und sich Beugen der Sträucher, so als atmete ein unsichtbarer, riesenhafter Mensch . . .

Der Fähnrich pfiff sich eins und drang in die Sumpfwildnis am Rand des Bornimer Sees ein. Das war eine Welt für sich. Das war das Märchen seiner Kindheit gewesen. Indien war nichts gegen diese geheimnisvollen Dschungeln, diese plötzlichen und verlorenen kleinen Wasserspiegel zwischen mannshohem Schilf, auf denen wie weiße Sterne über tückischem Schlinggewächs die Seerosen schwammen, diese klagenden, lachenden, scheltenden Laute im unergründlichen Röhricht. Das gespenstige Brüllen der Rohrdommel, der sanfte Ruf des Regenpfeifers, das leise, geschwätzige Quaken der wilden Enten. Das stumme Rudern und blitzschnelle Untertauchen des Bleßhuhns . . . sogar talergroße, langgeschwänzte Schildkröten gab's . . . die freilich selten . . .

Eigentlich war es kein See. Die Brache floß da in einem der vielen Havelarme. Man merkte kaum, daß das träge Gewässer sich bewegte. Es bildete Schlamminseln, Rohrbänke, versumpfte Brüche. Jetzt, im Frühjahr, war das alles noch von der Schneeschmelze her überschwemmt. Man konnte nirgends recht heran. Nur an einer Stelle, da, wo die Chaussee nach Potsdam auf einer Brücke über freies Wasser führte, erhob sich auf zwei-, dreihundert Schritt festes Gelände aus klarem Kieselgrund. Es war der einzige Hügel weit und breit.

Aber gerade diese paar Morgen gehörten nicht zu Sommerwerk, sondern dem alten Tübecke, dem Kreuzwirt von drüben. Und natürlich stand er auch in Hemdärmeln vor dem Entenkaten, einem halbverfallenen, schon lange nicht mehr von Fischern bewohnten Fachwerkschuppen inmitten der Weidenstrünke und Erlenbüsche, und schrie schon von weitem: „Immer man sachte, Herr Fähnrich! Dat's mein Land!"

Der Junker blieb ärgerlich stehen.

„Gott . . . Herr Tübecke . . . Spannen Sie doch lieber gleich Draht um das bißchen Dreck hier? . . . Jagen dürfen Sie deswegen doch nicht!"

„Aber Sie ooch nich!"

„Also bloß, um uns zu ärgern!"

„Na, wenn schon!" sprach Herr Tübecke gemütlich und verriet den Zweck seiner Maßregel: „Kaufen Sie mir's doch ab . . . Jetzt kost's noch dreihundert Taler . . ."

„So? Voriges Jahr sollten es nur zweihundert sein!"

„Ja . . . ick werd eben teurer, je älter ick werd. Wat mein Sohn is, der verkauft mal überhaupt nich mehr!"

Der reine Hohn in der heiseren Stimme dieses alten Schweinehunds! Und da drüben die Enten! Da konnte man nun endlich bei — schießen — nee — man durfte nicht! . . . Der Fähnrich von Bornim drehte sich stumm um und trug wütend seine lange Entenflinte wieder nach Hause. Auf dem dämmrigen Hof grüßte ihn jemand ehrerbietig. Ein schlauer, dicker Mann. Richtig: der Getreidehändler Aust. Achim hatte einen plötzlichen Einfall — die richtige Fähnrichsidee.

„Sie, Herr Aust — leihen Sie mir doch mal dreihundert Taler. Ich geb's Ihnen so sachte wieder, wenn ich Offizier bin!"

Herr Aust überlegte. Er saß hier in Sommerwerk so recht im Fett . . . duldete keinen anderen . . . hatte eben wieder ein gutes Geschäft gemacht. Wenn das auch nur der dritte Sohn war — man konnte nie wissen, wer schließlich hier . . . Es war für ihn ja auch nur eine Lappalie.

„Na, in Gottes Namen, Herr Fähnrich!" . . .

„Nee! Geben Sie's nicht mir, sondern Herrn Dönges! . . . Dönges, seien Sie doch so gut, und kaufen Sie mir morgen dafür von dem Tübecke seinen verfluchten Entenkaten. Ich will auch was zu schießen haben, wenn ich hier rauskomm! Nicht immer nur die Brüder . . . Ich hab das jetzt mit dem Förster Jahn dick! . . . Haben Sie 'nen Bleistift, Herr Aust, daß ich Ihnen was Schriftliches" . . .

Der Kornhändler hob gutmütig abwehrend die Rechte: „Nich in die Hand! So 'ne Zicken mach ich nich mit so junge Herrn! Dat's bei mir 'ne Gefälligkeit! Dat geht auf Treu und Glauben, Herr Fähnrich!"

„Mir auch recht!" sagte Achim von Bornim hochmütig, legte zwei Finger an seinen Schlapphut und ging ins Schloß, um sich umzuziehen. Spät abends fuhr er mit dem Premierleutnant und dem Kreisassessor vom Elternhaus fort, in Wochentag und Dienst. In Potsdam stieg er aus. Die beiden anderen . . . die Glücklichen . . . die durften weiter nach Berlin. Er schritt, seinen Urlaubspaß in der Tasche, durch die stillen Straßen der Havelresidenz. Er gähnte. Er war müde. Eigentlich ein blöder Tag. So was Dummes . . . So 'ne Stimmung! . . . Und dann noch die dreihundert Taler Pump . . . bloß um das Biest, den Tübecke, aus seiner Sumpfbrühe hinauszuekeln . . . die Eva Marie hatte schon recht: Eigentlich tat in Sommerwerk jeder, was ihm durch den Kopf schoß! Wo das Geld herkam, das . . . pah . . . Man war doch nun mal kein Käsekrämer . . .

Ach . . . wenn man nur erst schon aus Potsdam wegwäre . . . aus der langstieligen Kriegsschule! Da lag sie im Mondschein vor einem, gegenüber dem Langen Stall, dem Exerzierhaus des Ersten Garderegiments zu Fuß, angelehnt an das Militärwaisenhaus. Der Fähnrich von Bornim ging auf das graue Gebäude zu. Noch Dreivierteljahr . . . seine Augen belebten sich: im kommenden Februar, wenn man bis dahin keine Dummheiten gemacht hatte — oder sie kamen wenigstens nicht heraus! — dann war man erst Mensch. Dann war man Offizier. Leutnant in Berlin. Das Leben lag vor einem . . .

* * *

Im milden Westen Deutschlands, gegen den Rhein zu, hatte in diesem Februar der Winter schon seine Kraft ver-

loren. Kein Schnee war hier, an der Scheidelinie von Rheinland und Westfalen, zu sehen. Nur ein unergründlicher Schmutz auf dem Platz zwischen dem Bahnhof und dem Städtchen. Der Leutnant Otto Lauckardt von den Königskürassieren stieg vorsichtig auf den Fußspitzen hindurch, um nicht seine Sporen und Lackstiefel zu beflecken. Immer noch lieber zu Fuß als in einem dieser vorsintflütlichen Flohkasten von Droschken! Außerdem sah ihn bei dieser Gelegenheit die ganze Stadt, die ihn von Kindesbeinen an kannte. Die Mütze etwas schief, den zierlichen Galanteriedegen durch den Überrock gesteckt, mit langen Beinkleidern und umgehängtem Mantel, schritt er dahin, ein großer, rosiger, blondgelockter Bursche, und lächelte leutselig in seinem Glanz.

Ein älterer, freundlicher Major kam um die Ecke ihm entgegen. Der Bezirkskommandeur. Winkte schon von ferne: „Gratulor, Herr Leutnant! Gratulor! Also glücklich so weit?"

„Vorige Woche bin ich Offizier geworden, Herr Major!"

„Na — da werden die Herren Eltern eine Freude haben! Sind wohl auf dem Wege" ...

„Ja. Ich will sie überraschen!"

Sonderbar: der Leutnant Lauckardt kannte diesen guten, alten Bezirksonkel doch nur von früher her flüchtig. Außerdem war der doch schon z. D. Halb schon abgehalftert. Und doch so'ne Art Heimatgefühl bei der Begegnung ... Klasse ... Klasse ... Armee. Von der merkte man sonst nichts in dem Fabriknest! Die Kinder glotzten einen neugierig an, die Frauen warfen stumme Seitenblicke auf einen, im Vorübergehen ... Es war wie in der Fremde. Man kam sich wie verkleidet vor in der nagelneuen Offiziersuniform und war doch daheim, kannte jeden Stein und jedes Haus, hatte in jeder Gasse als Junge gespielt ... Aber es stand etwas Trennendes vor der Erinnerung. Etwas Neues. Leise wippte der Kürassier im Gehen. Silbern klingelten die Sporen ...

Das eigentliche Städtchen hatte hier ein Ende. Die Häuser aber nicht. Die standen jetzt einstöckig und einförmig, eins wie das andere, aber schmuck, mit sauberem Vorgärtchen in Reih und Glied in breiten, ungepflasterten, sich rechtwinklig schneidenden Straßen. Hundert und mehr. Eine Welt für sich. Und das westfälische Ackerstädtchen drüben eigentlich nicht viel mehr als ein zurückgebliebenes Anhängsel an dem Riesengebilde der Aktiengesellschaft, vormals Theodor Lauckardt und Kompagnie, diesen Arbeiterwohnungen, diesen Anschlußgleisen voll Güterwagen, diesen fünfstöckigen, hundertfenstrigen Fabrikgebäuden, diesem Wald von Schornsteinen. Über denen brüteten schwere Schwaden von Kohlenqualm ... ein dumpfes Brummen und Summen war in der Luft ... gehorsam arbeiteten da drinnen in den Sälen die Maschinen, arbeiteten die Menschen, saßen im Verwaltungsgebäude reihenweise die Kontoristen, hantierten in den Laboratorien Herren mit Zwickern in weißen Leinwandkitteln ... Papa brauchte nur in seinem Privatbureau morgens auf den Knopf des ungeheuren Instruments zu drücken: Los! ...

Freilich ... Papa hatte sich dieses Instrument selbst geschaffen, diese Fabrikanlagen, in zähem Kampf, Zoll um Zoll, Jahr um Jahr aus dem Boden wachsen lassen, bis zu dem letzten, seiner prunkvollen Villa — Schloß durfte es bei Todesstrafe niemand nennen — drüben hinter Park und Mauer. Dort begrüßte er den Sohn, vom Schreibtisch aufstehend, mit einem schallenden: „Herrjeses, unser Vaterlandsverteidiger", selbst noch ein Mann im besten Alter, noch nicht fünfzig, mit braunem Haar und braunem langgewirbeltem Schnurrbart und einem Widerspiel im Gesicht zwischen den lustigen Rheinländeraugen und der eisenharten Geschäftsenergie um den Mund.

„Nu laß dich mal ansehen!" sagte er und rückte den Sprößling an den Schultern zurecht. „Junge ... du bist zu dick! ... Nee ... wahrhaftig ... nimm mir's nicht übel! ... Ich möchte dein Gaul nicht sein ... Sei nur nicht gleich empfindlich! Ich dacht, das hätten sie dir glücklich abgewöhnt beim Kommiß! ... Du kennst mich doch! Bist ja ein stattlicher Kerl! ... Mutter ... Mutter ... komm fix ... der verlorene Sohn ist da" ...

Frau Kommerzienrat Lauckardt war klein und zart. Sie stammte aus einer Pastorsfamilie. Sie weinte beim Anblick des Sohnes und schloß ihn in die Arme. Plötzlich erschrak sie.

„Ottochen ... Ottochen ... wie siehst du denn um das Gesicht herum aus?"

„Er war zu gewissenhaft, Mutter!" sagte ihr Mann vergnügt. „Er hält's mit der Bibel: So dich einer auf die linke Wange haut, so halt ihm auch den Kopf hin!"

Wieder blickte der junge Leutnant den Vater empfindlich an.

„Ich hab's euch doch geschrieben von meiner Mensur mit Herrn von Bornim! ... Nein? ... Ich hätte sicher angefangen, Mama? ... Ach was ... weißt du, was der Kerl ausgesprengt hatte: Papa wäre ein Seifensieder!"

„Schade, daß ich das nicht wußte! Ich hätt ihm gern eine Probe meiner Produkte geschickt!" Der Geheime Kommerzienrat Lauckardt lachte unbändig. „Junge ... hast du denn gar keinen Humor? ... Nee ... Mutter ... hat er nicht! ... Tieftraurig steht er da! Immer noch das gekränkte Bratwürstchen! ... Gerade wie als Hosenmatz" ...

Aber Frau Lauckardt war entrüstet. Sie forschte: „Und was ist denn aus dem bösen Buben geworden?"

Im selben Augenblick ging eine Wandlung mit ihrem Sohn vor. Er versetzte beinah verweisend: „So mußt du nicht von Herrn von Bornim sprechen, Mama! Er ist doch seit voriger Woche auch Offizier, so gut wie ich — in einem Gardeinfanterieregiment" ...

Das ganze Jahr auf Kriegsschule hatte er mit Achim von Bornim das Zimmer geteilt, war ständig mit ihm zusammen gewesen. Jetzt, wo er sich bemühte, scharf zu sprechen, klang deutlich dessen nachlässiger Ton durch seine eigenen Worte. Es hatte auf ihn abgefärbt. Er fügte hinzu: „Du mußt doch bedenken: ein Bornim! ... Die Bornim sind so alt wie die Mark! ... Mit die erste Familie im Land" ...

„Das ist was anderes, als wenn einem Müller und Schulze die Zähne einschlägt!" sagte der Vater lachend.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas über deutsche Büchersammler.

Von Heinz Amelung.

Beruf oder Neigung, gelegentlich auch wohl besonderes Finderglück führen jeden Sammler dazu, bestimmte Gebiete in seiner Sammlung vor andern zu pflegen. So sucht der eine Bildersammler möglichst viele Porträte, jener alte Niederländer, ein dritter printillistische Gemälde in seinen Besitz zu bringen. Ein Numismatiker richtet sein Augenmerk etwa mit Vorzug auf heraldische Münzen, ein Philatelist auf ostasiatische Briefmarken. Wie ein schlesischer Gastwirt eine der umfangreichsten Holzschnittsammlungen zusammengebracht hat, so beschränkt sich ein anderer Sammler auf Tücher, die mit kulturhistorisch oft höchst interessanten Bildern bedruckt sind.

Ähnlich verhält es sich mit der Bibliophilie. Ein Bücherfreund ist allerdings noch nicht, wer für den in seinem neuen Herrenzimmer aufgestellten prächtigen Bibliothekschrank, der doch nicht leer bleiben darf, zwanzig Meter schön gebundener alter Bände, gleichgültig welchen Inhalts, das Meter für eine Mark, beim Antiquar erwirbt. (Solche Käufe werden tatsächlich gemacht und häufiger, als ein gewöhnlicher Sterblicher annimmt.) Auf den Namen eines Bibliophilen können auch keinen Anspruch erheben, die da „mehr plaisir aus der schönen parade, langen Reihe, zierlichen Bande der Bücher usw. alß aus der Materie selbst schöpften, oder aufs wenigste bey Leuten das Ansehen haben wollen, als ob sie darum eine große wundersahme Erfahrenheit erlangt haben müssen, weil sie sich so vieler Bücher rühmen könnten", wie es in dem witzigen Schriftchen „Von rechter Art Philobibli" heißt. Dem echten Bibliophilen ist vielmehr das Buch nicht lediglich eine Freude, sondern auch ein Lehrmeister; darum konnte Fedor von Zobeltitz auf der letzten Generalversammlung der Gesellschaft der Bibliophilen in Wien mit Recht betonen, daß nicht die Schönheit oder Seltenheit eines Buches allein maßgebend sei für den wahren Bibliophilen, sondern vor allem der wissenschaftliche oder künstlerische Inhalt. Unter starkem Beifall wies er ferner hin auf den engen Zusammenhang der Bibliophilie mit der Forschung. Die Gelehrten — namentlich der Geisteswissenschaften — haben ja nun auch erkannt, daß die Bibliophilie der Wissenschaft die wertvollsten Dienste leisten kann und bereits geleistet hat. Und wenn sie durch den berufsmäßig, also ununterbrochen gepflegten Verkehr mit Büchern zu allen Zeiten ganz von selbst zu Bücherfreunden geworden sind, so unterstützen jetzt viele von ihnen mit Überzeugung und Eifer die Ziele und Bestrebungen der Gesellschaft der Bibliophilen.

Erst nachdem im Jahr 1899 die genannte Gesellschaft auf Betreiben von Fedor von Zobeltitz und Viktor Ottmann ins Leben gerufen und zwei Jahre vorher die „Zeitschrift für Bücherfreunde" begründet worden waren, ging dank der zielbewußten Arbeit dieser beiden Organe weiteren Kreisen der gebildeten Welt die Erkenntnis auf, daß ein Buch dann erst den ungetrübten Genuß am Besitz gewährt, wenn die Kostbarkeit seines Inhalts durch die äußere Schönheit den ihr gebührenden Rahmen erhält. Jahrhunderte hindurch war in dem Land, von dem aus die Buchdruckerkunst ihren alles umwälzenden Siegeszug über die ganze Welt angetreten hatte, das Interesse und Verständnis für die Buchkunst nur bei wenigen hochkultivierten Menschen zu finden gewesen.

Jetzt aber haben sich die von England in Wort und Tat zur Erneuerung der Buchkunst gegebenen Anregungen bei Künstlern, Schriftgießereien, Druckereien, Buchbindern, Verlegern und — beim Publikum auch in Deutschland erfolgreich durchgesetzt. Was lange Zeit in der Heimat Gutenbergs versäumt war, ist heute mit echt deutscher Gründlichkeit und Zähigkeit eingeholt worden.

Die Gesellschaft der Bibliophilen wurde bald der Mittelpunkt aller bibliophilen Bestrebungen; ihre Aufgabe bestand ja in der kraftvollen Förderung der Bibliophilie im weitesten Sinn, also nicht allein in der Hebung des Geschmacks in bezug auf die Ausstattung des Buches (Papier, Drucktype und -anordnung, Einband), sondern vor allem unter Berücksichtigung des literaturhistorischen, bibliographischen und bibliothekswissenschaftlichen Elements. Der anfänglich kleine Kreis von Mitgliedern, von denen Franz von Lipperheide, dessen unschätzbare Kostümbibliothek einen hervorragenden Bestandteil des Berliner Kunstgewerbemuseums bildet, Paul Lindau, Alexander Meyer-Cohn, dessen großartige Handschriftensammlung leider wieder in alle Winde verstreut ist, genannt seien, erweiterte sich allmählich, und nach dem Beitritt Mommsens schloß sich auch die Gelehrtenwelt an.

Wie in der deutschen Literaturwissenschaft, so ist auch in der Bibliophilie natürlich die klassische Periode unserer Dichtung vor allen bevorzugt. Das Sehnen der meisten Bücherliebhaber geht auf den Besitz möglichst vieler Erstdrucke der Werke unserer Klassiker. Aber die sind nur zu sehr hohen Preisen zu haben, manche von ihnen kommen überhaupt nur gelegentlich einmal im Handel vor.

Eine der schönsten und umfangreichsten Goethe-Bibliotheken nennt Dr. Anton Kippenberg in Leipzig sein eigen. Er besitzt ferner nahezu lückenlos die gesamte, auch fremdsprachliche Literatur zur Faustsage und -Dichtung, zudem in einem als Goethe-Museum eingerichteten Zimmer Handzeichnungen des Dichterfürsten, Briefe, Handschriften, Bilder, Medaillen, Gesichtsmasken aus dem Goethekreise sowie die handschriftlichen Nachlässe Eckermanns und Riemers. Werke über die Faustsage sammelt auch Dr. med. Stumme in Leipzig, der außerdem dreihundert Musikalien zum Faust und eine reiche Wieland-Bibliothek zusammengebracht hat.

Die Werke Schillers in Einzel- und Gesamtausgaben sind vollzählig vertreten in der prachtvollen Sammlung von Fedor von Zobeltitz, die auch alle Erstdrucke der Romane von Willibald Alexis, zahlreiche Abenteurerromane und Robinsonaden, endlich eine kostbare Reihe seltener und entlegener Zeitschriften aufweist.

Eine exzeptionelle Stellung unter den Sammlungen deutscher Literatur nehmen wegen der Größe und Kostbarkeit ihrer Bestände die Bibliotheken von Otto Göritz, Gotthilf Weisstein und Leopold Hirschberg ein. Im Verlauf eines Menschenalters hat Göritz seit 1882 an Druckschriften aus der deutschen Literatur, vorzugsweise der klassischen und romantischen Periode, ferner aus der preußischen Geschichte und der Kunst in Berlin rund 40 000 Bände erworben und dadurch eine beispiellose, in ihrer Wichtigkeit für die Forschung gar nicht hoch genug zu veranschlagende Arbeit geleistet. Denn hier ist so manches sonst nirgendwo aufzutreibende Buch erhalten, das für eine wissenschaftliche Untersuchung oft unschätzbare Dienste tut. Sein Verdienst hat Göritz damit ge-

krönt, daß er durch einen hochherzigen Schenkungsakt schon bei Lebzeiten der Stadt Berlin das Eigentumsrecht an seiner Bibliothek übertrug, unter der Bedingung, daß sie als Göritz-Lübeck-Stiftung ungeteilt bestehen bleibt.

Aus verschiedenen Gründen mag hier auch über die Bibliothek eines leider bereits Verstorbenen, Gotthilf Weissteins, berichtet werden. Diesen Sammler darf man ohne Übertreibung als das Ideal eines Bücherfreundes bezeichnen. Er interessierte sich weniger für das, was alle Welt sammelte, ihn zog das minder Beachtete weit mehr an, das dann merkwürdigerweise regelmäßig mehrere Jahre später „in die Mode" kam. Als ganz große Kostbarkeiten birgt die Bibliothek zwei handschriftliche Sachen der Neuberin und den nur in diesem einen Exemplar bekannten Erstdruck der „Elegie auf den Tod eines Jünglings", die Schiller auf seinen Mitschüler Johann Christian Weckherlin dichtete, und die noch vor den „Räubern" gedruckt wurde. E. T. A. Hoffmann, Karl Philipp Moritz, Goué, Wagner, Klinger sind hier mit ihren heute kaum aufzutreibenden Originalausgaben vertreten. Theatergeschichte und Berolinensia bilden besondere Abteilungen, die Einzelblätter in schier unübersehbarer Menge und von allergrößter Wichtigkeit enthalten. Dankbar muß man daher den Entschluß des Regierungs- und Baurats Weisstein in Brieg, der der Erbe seines Bruders ist, anerkennen, die einzigartige Sammlung als ein Ganzes fortbestehen zu lassen und sie der Forschung nicht zu verschließen. In würdiger Weise ehrt er das Andenken an seinen Bruder dadurch, daß er den von Fedor von Zobeltitz streng wissenschaftlich bearbeiteten, prächtig gedruckten zweibändigen Katalog den Mitgliedern der Gesellschaft der Bibliophilen zum Geschenk darbietet.

Ein vom Finderglück hervorragend begünstigter Sammler ist der durch seine musikhistorischen Vorträge in vielen Städten Deutschlands bekannte Dr. Leopold Hirschberg in Charlottenburg. Bei seinen häufigen und ausgedehnten Reisen hat er überall die Antiquare besucht und bei ihnen mit sicherem Blick die unbeachteten und in ihrem Wert nicht erkannten größten Seltenheiten oft für wenige Groschen erstanden. Seinem nimmermüden, zielbewußt und systematisch betriebenen Sammeleifer hat er es zu danken, daß seine in einem durch zwei Stockwerke reichenden Zimmer wundervoll aufgestellte Bibliothek bis jetzt 18 000 Bände umfaßt. Sie enthält die deutsche Literatur in Originalausgaben von Gottsched bis Wilhelm Raabe. Die Werke Goethes und Schillers sind hier bis auf wenige Ausnahmen vollständig zu finden, ebenso Jung-Stilling, Bürger, Claudius, Fichte, die Romantiker, C. F. Meyer, Gottfried Keller und viele andere. Ein Unikum ist wohl der vor der ersten Ausgabe von „Leier und Schwert" veranstaltete Druck von „Theodor Körners Nachlaß. Oder dessen Gefühle im poetischen Ausdruck, bei Gelegenheit des ausgebrochenen deutschen Freiheitskrieges. Aus dem Portefeuille des Gebliebenen. Leipzig, in der Baumgärtnerischen Buchhandlung" mit der Widmung: „Der Frau Gräfin von der Recke, der Demoiselle Eichmann und Tiedge gewidmet von deren ehrfurchtsvoll ergebenem Diener v. Freymann. Marsch-Quartier Weimar am 13. November 1813." Auch die Werke unserer Zeichner Chodowiecki, Ludwig Richter, Schwind, Hosemann, Neureuther, Menzel zieren die Sammlung, die außerdem eine erhebliche Anzahl von Musikalien in Erstdrucken von Bach bis Peter Cornelius enthält.— Der Sammeleifer beschränkt sich natürlich nicht auf die Werke unserer Dichter, er greift auch auf andere Gebiete.

Eine der größten, nur musikalische und musikhistorische Werke umfassenden Bibliotheken ist im Besitz von Dr. Werner Wolffheim in Grunewald. Drei Stuttgarter Spezialsammlungen dürfen in diesem Zusammenhang nicht unerwähnt bleiben: die 1200 Bände starke Bibliothek des Generaloberarztes Prof. Dr. Kraemer, die aus Reisebeschreibungen, geographischen und volkstümlichen Schriften über die Südsee besteht, die zoologische und hydrobiologische Bücherei des Oberstudienrats Dr. Kurt Lampert und die geschichtliche und hauptsächlich genealogische Sammlung des Hofrats Theodor Schön.

Die gewaltige Literatur einer höchst wichtigen Epoche der neueren Geschichte, nämlich der französischen Revolution bis zum Tod Napoleons, in ihren Hauptwerken zusammenzubringen, ist das Ziel der Sammlung des Leiters des Historischen Museums der Völkerschlacht und der Zeit Napoleons, M. Bartsch in Leipzig. Der in der gleichen Stadt wohnende Fabrikbesitzer Ernst Goetz hat Bismarck in den Mittelpunkt seiner Sammlung gestellt, um den sich Rabelais, Shakespeare und Goethe gruppieren. Sein Bruder Friedrich Goetz sammelt ausschließlich militär- und kriegswissenschaftliche Werke. Ein anderer Leipziger, der Rechtsanwalt Dr. Karl von Zahn, bevorzugt Schopenhauer-Literatur; und noch ein andederer, Carl Cajeri, beschränkt sich auf Bücher kleinsten Druckes oder kleinsten Formates. Daß in der altberühmten Buchhändlerstadt ein besonderes Interesse für die Bibliophilie herrscht, ist leicht erklärlich.

Werke aus ganz anderen Gebieten wiederum weist die 15 000 Bände starke Privatbibliothek des Berliner Antiquars Martin Breslauer auf. Er besitzt die vollständigste Sammlung der Bibliographie des 16. Jahrhunderts, namentlich der Reformation, über das Kirchenlied, Paläographie, Manuskriptenkunde, Bibliophilie und Bibliomanie. Und daß bei ihm die Wissenschaft der von ihm gepflegten Gebiete nicht nur „in den Büchern steckt", beweist sein gelehrter Katalog „Das deutsche Lied, geistlich und weltlich, bis zum 18. Jahrhundert".

Seitdem in den letzten Jahren das lenkbare Luftschiff sowie die Flugmaschine erfunden sind und — nun gleich auf verschiedene Arten — ein Problem gelöst wurde, das die Menschheit jahrhundertelang beschäftigt hat, werden alte Bilder und Bücher über die Luftschiffahrt eifrig gesucht. Und bei dem allgemeinen Interesse für das neue Sport- und Verkehrsmittel ist auch der längst nicht genug gelesene Jean Paul wenigstens mit einem seiner Werke wieder zu Ehren gekommen und manchem bekannt geworden: dem köstlichen, für den Dichter so überaus charakteristischen Seebuch des Luftschiffers Giannozzo.

Die große Sportbegeisterung, von der weite Kreise erfaßt sind, findet naturgemäß auch in der Bibliophilie ihren Ausdruck; sehr beliebt sind z. B. jetzt die englischen farbigen Stiche des achtzehnten Jahrhunderts mit Darstellungen von Jagdszenen u. a.

Wer aber als Büchersammler ganz „auf der Höhe" sein will, der muß sein Augenmerk darauf richten, die ersten Ausgaben der jüngsten Literatur (seit etwa 1880) in seine Bibliothek zu bringen. Das ist heute „das Allerneueste", die Mode des Tages, durch die vielleicht manche Dichtung zur kaum noch erhofften Freude ihres Schöpfers dazu gelangt, in einer zweiten Auflage ihre fröhliche Auferstehung zu feiern.

Fürst und Fürstin Lichnowsky.

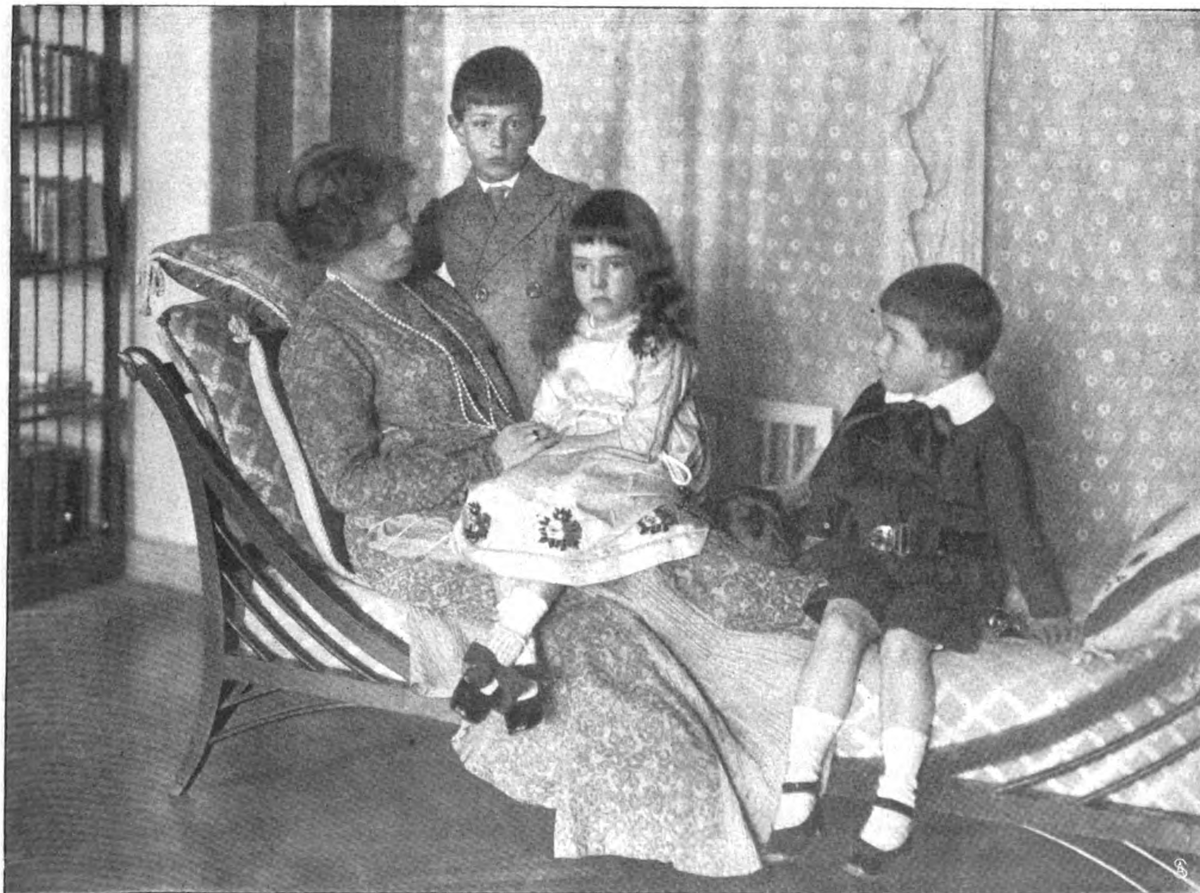
Zur Ernennung des neuen deutschen Botschafters in London.

Hierzu 9 Spezialaufnahmen für die „Woche"

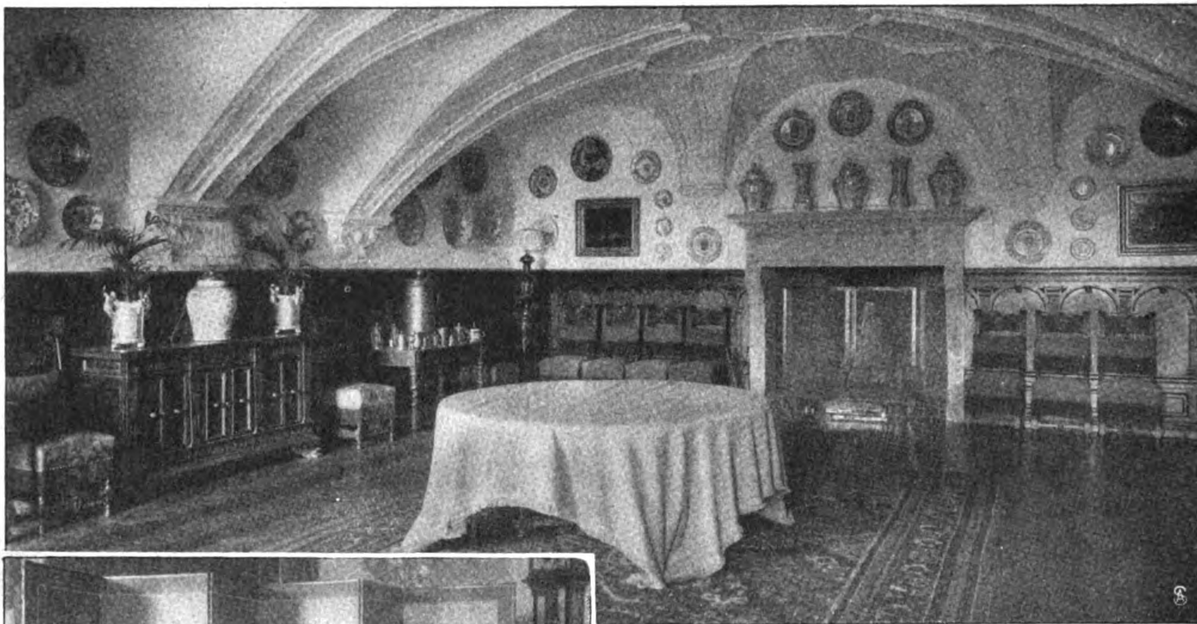
Je größer das Aufsehen, das der rasche und unvermutete Tod des Botschafters Freiherrn von Marschall, auf den die öffentliche Meinung so überaus große Erwartungen gesetzt hatte, gewesen ist, um so gespannter war man allgemein auf den Namen des Mannes, der mit seiner Nachfolge betraut werden würde. Nun gehört die Auswahl der Persönlichkeiten für die Vertretung des Deutschen Reiches im Ausland bekanntermaßen zu den ausschließlichsten Rechten des Trägers der Krone. Es ist daher von jeher Brauch gewesen, beim Freiwerden derartiger hoher Aemter in der Oeffentlichkeit alles zu vermeiden, was wie eine Beeinflussung der freien Entschließungen des Monarchen gedeutet werden könnte. Die große Spannung hat aber diesmal zu einem auffälligen Bruch mit dieser Ueberlieferung Anlaß gegeben. Von verschiedenen Seiten sind in aufdringlicher Weise Persönlichkeiten aus Kreisen, die dem Herkommen nach bisher für derartige Missionen nicht in Betracht gekommen sind, in Tagesblättern als geeignete Nachfolger des Freiherrn von Marschall empfohlen worden. Es hat sich indessen gezeigt, daß die maßgebenden Stellen für eine derartige Beeinflussung heute so wenig wie früher empfänglich sind. Kaiser Wilhelm hat unbekümmert um die Vorschläge unberufener Ratgeber für den Hof von St. James wieder einen geschulten Diplomaten, dem er schon wiederholt Beweise besonderer Schätzung gegeben hat, zu seinem Vertreter gewählt. Karl Max Fürst Lichnowsky, der Neffe des im Jahr 1848 zu Frankfurt



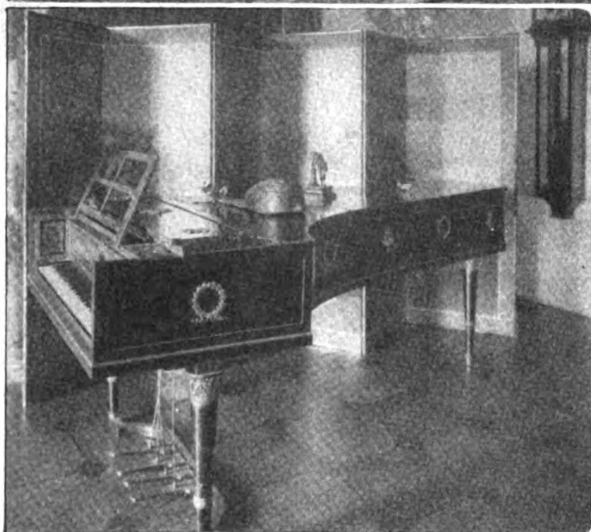
Karl Max Fürst Lichnowsky,
der neue Botschafter in London



Die Gemahlin des Botschafters, Fürstin Lichnowsky, mit ihren Kindern.



Blick in den Speisesaal.



Aus Schloß Grätz: Der Flügel,
auf dem Beethoven einst während seines Aufenthalts gespielt hat.

zusammen mit General von Auerswald vom Pöbel ermordeten Abgeordneten, hat seine Laufbahn im Gardehusarenregiment zu Potsdam, dem damals auch der Kaiser als Prinz angehörte, begonnen. Seit 1884 gehört er dem diplomatischen Dienst an und hat in verschiedenen Hauptstädten Europas an deutschen Missionen gearbeitet. Ein Jahr lang ist er zu Anfang der neunziger Jahre unter dem späteren Reichskanzler Fürsten Bülow an der Gesandtschaft in Bukarest, nachher längere Zeit unter dem Botschafter Fürsten Eulenburg in Wien tätig gewesen. Nach größeren Reisen, auf denen er Ostasien und Nordamerika kennen lernte, trat er später als Vortragender Rat in die Politische Abteilung des Auswärtigen Amtes ein. Er genoß dort das besondere Vertrauen des Fürsten Bülow und übte als Bearbeiter der diplomatischen Personalangelegenheiten einen wichtigen Einfluß aus. Der Tod seines Vaters und die daraus folgende Notwendigkeit der Uebernahme der Verwaltung eines umfangreichen Besitzes veranlaßten ihn, im Jahr 1904 aus dem Dienst auszuscheiden. Er verheiratete sich damals mit der Gräfin Mechthilde von Arco-Zinneberg, die ihm zwei Söhne und eine Tochter beschert hat.

Bereits seit dem Jahr 1902 gehört der Fürst als Besitzer des Majorats Kuchelna dem preußischen



Blick vom Schloß Grätz aus.



Fürstin Mechthilde Lichnowsky, geb. Gräfin von Arco-Zinneberg.

Herrenhaus an und ist dort mehrfach bei der Beratung wichtiger Fragen hervorgetreten. In eingeweihten Kreisen war es längst bekannt, daß Fürst Lichnowsky nicht für alle Zeit sich auf die Verwaltung seiner Besitzungen beschränken würde. Schon vor einigen Jahren wurde er als Kandidat für den Breslauer Oberpräsidentenposten genannt. Seine Neigungen waren aber der Diplomatie treu geblieben. Er bewies das, indem er seit Jahren den von verschiedenen Seiten ins Werk gesetzten Bemühungen zur Besserung der deutsch-englischen Beziehungen besondere Aufmerksamkeit widmete. In Wort und Schrift hat er wiederholt, besonders seit er durch die Erwirkung seiner Versetzung in den Ruhestand die volle Bewegungsfreiheit zurückgewonnen hatte, die von englischer wie deutscher Seite begangenen Fehler freimütig gekennzeichnet und Vorschläge zur Wiederherstellung eines vertrauensvolleren Verhältnisses zwischen beiden Staaten gemacht.

Die Aufgabe, die der neue Botschafter übernommen hat, gehört zu den schwierigsten, die augenblicklich auf politischem Gebiet vorhanden sind. Seit Mitte des neunzehnten Jahrhunderts, wo Preußen zuerst die Neigung an den Tag gelegt hat, sich Geltung auch in den seine Küsten bespülenden Meeren zu verschaffen, ist in



Die Wagenremise in Schloß Grätz.

an dem die nahen verwandtschaftlichen Beziehungen der beiden Höfe wenig geändert haben, während der Kriege mit Dänemark, Oesterreich und Frankreich auch nur einzudämmen. Seit dem Eintritt des Deutschen Reiches in die Reihe der Kolonialmächte ist die englische Mißstimmung so erstarkt, daß heute der Gegensatz zwischen den beiden Staaten für die Entwicklung der gesamten Weltpolitik bestimmend geworden ist. Umsonst haben die Vorgänger des Fürsten Lichnowsky in London, die als Diplomaten einen nicht geringen Ruf in der Welt genossen haben, alle ihre Kraft eingesetzt, um die Engländer von der Irrigkeit ihrer Voraussetzungen zu überzeugen. Die gegnerischen Einflüsse sind leider am Ende stärker als sie gewesen. Sollte es dem neuen Botschafter, der aufs genaueste in die Geheimnisse der

weiten Kreisen Englands lebhaftes Mißtrauen gegen Deutschland wachgeworden. Es hat der ganzen Meisterschaft Bismarcks bedurft, um dieses Mißtrauen,



Fremdenzimmer im Schloß,

das auch der Reichskanzler von Bethmann Hollweg während seines Aufenthalts am 9. u. 10. Oktober dieses Jahres bewohnte



Außenansicht des Schlosses (Nordfront).

politischen Welt eingeweiht ist und durch seine persönlichen Beziehungen in besonders vorteilhafter Lage sich befindet, gelingen, den deutsch-englischen Gegensatz auch nur zu mildern oder abzuschwächen, so würde er sich ein nicht hoch genug zu veranschlagendes Verdienst um Deutschland wie um England, ja um die ganze Welt erwerben.

Das fürstliche Paar hatte bisher auf Schloß Kuchelna in Oberschlesien und Schloß Grätz in Oesterr.-Schlesien seinen Wohnsitz. Unsere Aufnahmen, die kürzlich im Spätherbst in Grätz aufgenommen worden sind, geben ein Bild von dem altehrwürdigen Herrensitz und den Innenräumen, die mit erlesenstem Geschmack eingerichtet sind.

Eine Jagdfahrt ins Nördliche Eismeer.

Von C. von Lekow. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Es war um die Mitte dieses Jahres, als deutsche Jäger den Entschluß faßten, eine Jagdexpedition nach Franz-Josefs-Land zu unternehmen. Erst seit wenig Jahren bietet sich Gelegenheit hierzu, denn es gibt nur wenig Jagdsportschiffe wie die „Minerva“, die uns während unserer sechswöchigen Fahrt ein behagliches Heim war.

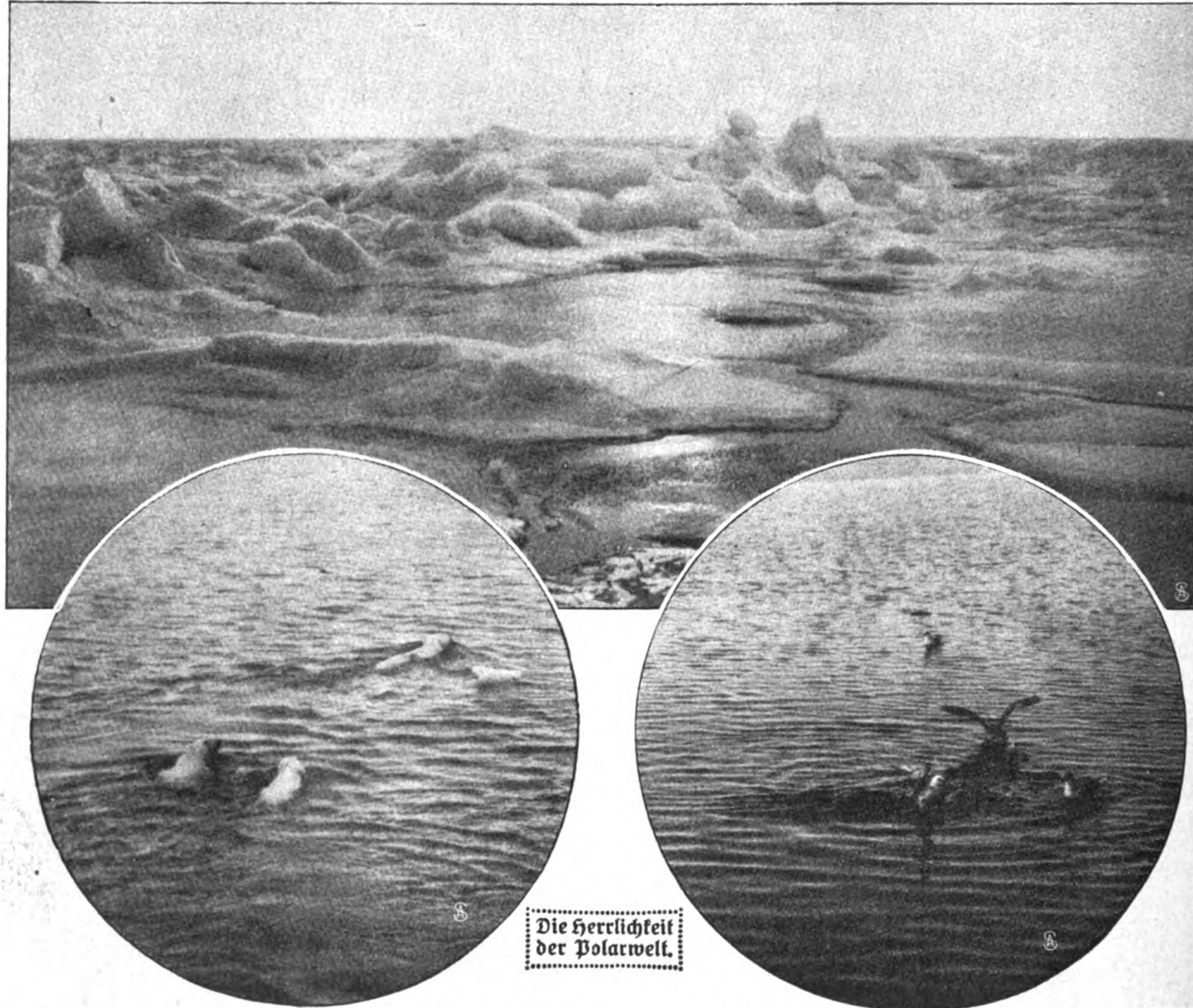


„Wir verließen das Boot und gingen auf das Eisgelände.“

Ende Juli verließ die „Minerva" den Hafen von Tromsö, und die Fahrt ins Nördliche Eismeer begann. Bald trafen wir die ersten Tiere der Polarwelt: den kleinsten aller Seehunde, von den Norwegern „Suat" genannt, den Eissturmvogel und die dreizehige oder Stummelmöwe. Noch trat das Eis vereinzelt in kleinen Schollen auf. Später ein helles Leuchten am Horizont, der Widerschein des ewigen Eises. Der Unterschied von Tag und Nacht hatte aufgehört. Es gab keine Merkmale mehr für das Schwinden der Zeit. Um uns war der ewige Tag und die ewige Stille des schönheitgewaltigsten der Meere. Wir beschäftigten uns mit Scheibenschießen, und die Mannschaft des Schiffes schliff Harpunen und Messer zum Erlegen und Abspecken der Robben.

Wir trieben weiter nach Norden. Das lose Packeis hörte auf, wir fanden zusammenhängende Eismassen und Eisfelder, deren Größe oft viele Quadratmeilen beträgt. Stunden und stundenlang fuhren wir manchmal an der Kante eines solchen enormen Eisfeldes entlang.

Eines Mittags wurde eine Bärin mit zwei noch schwachen Jungen gemeldet (Abb. obenst.). Das Schiff näherte sich den Tieren. Als diese die Gefahr bemerkten, gingen sie ins Wasser, um schwimmend zu entkommen. Mehrere Schüsse krachten rasch hintereinander, auf der Decke der Bärin erschienen Flecken dunklen Schweißes. Ein kurzes, dumpfes Brüllen — noch ein Schuß — leblos sank der mächtige Körper zusammen. Rasch schwangen sich die Fangleute, von denen die meisten erfahrene Robbenjäger und vorzügliche Schützen waren, in zwei Boote, um die Bärin an Bord zu bringen und die Jungen zu fangen. Sehr schnell und mit großer Geschicklichkeit ging das Fangen vor sich (Abb. S. 1907). Die mitgebrachten Schlingen wurden den Kleinen um den Hals geworfen, ein Nachziehen hinter dem Boot, ein Hinaufheißen an Deck, und wir hatten die kleinen Wilden an Bord. Da die schwer gereizten, 3—4 Monate alten Tierchen, die ungefähr die Größe eines Neufundländers hatten, sich gegenseitig heftig bissen, wurden sie in getrennten Käfigen untergebracht. Voraussichtlich werden sie in irgendeinen zoologischen Garten wandern. Die jungen Bären wurden bald unser aller Lieblinge. Sie lieben nach Kinderart allerlei Leckereien und wurden von der Schiffsgesellschaft damit auch reichlich verwöhnt.



Die Herrlichkeit der Polarwelt.

„Eine Bärin mit zwei schwachen Jungen wird gemeldet."

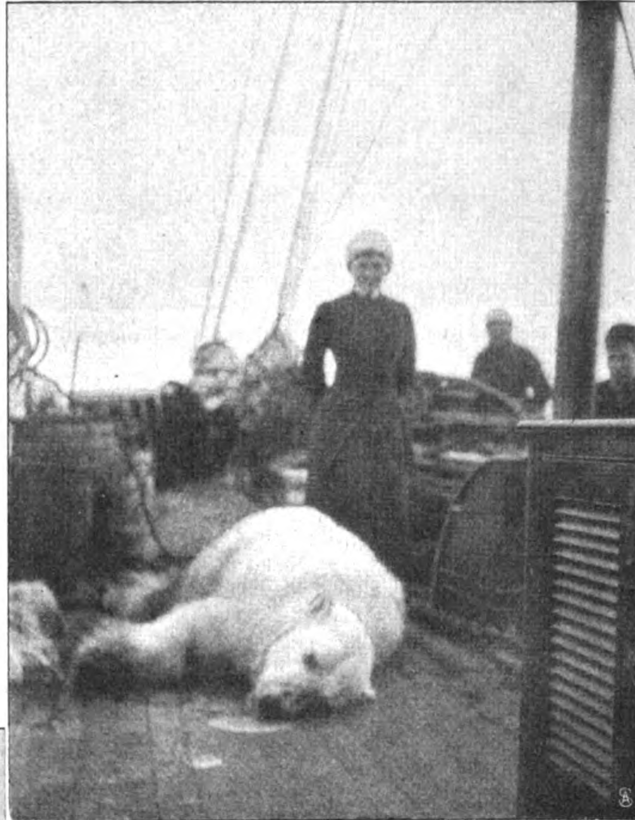
Eissturmvögel im Nördlichen Eismeer.

Nachmittags gab es eine der überaus interessanten Treibjagden auf dem Eis. Auf einer großen Scholle wanderte der Bär. Er wälzte sich mehrfach behaglich im Schnee, gähnte, trottete dann ruhig weiter, sich mehr und mehr vom Schiff entfernend.

Da es nicht möglich war, mit der „Minerva" in Schußweite zu kommen, gingen zwei Mann auf das Eis, um zu treiben. Die Leute entfalten dabei eine erstaunliche Geschicklichkeit. Es ist wohl kaum ein einziges Mal vorgekommen, daß bei diesem Treiben auf das Schiff zu ein Stück Wild entkam. In großem Bogen umgehen die Matrosen den Bären. Dieser richtet sein Augenmerk auf die Leute, denen er auszuweichen strebt, und kommt dem Schiff dadurch immer näher. Da krachen zwei Schüsse über das Eis, und der Bär verendet, ohne auch nur einen Laut auszustoßen, auf der Stelle.

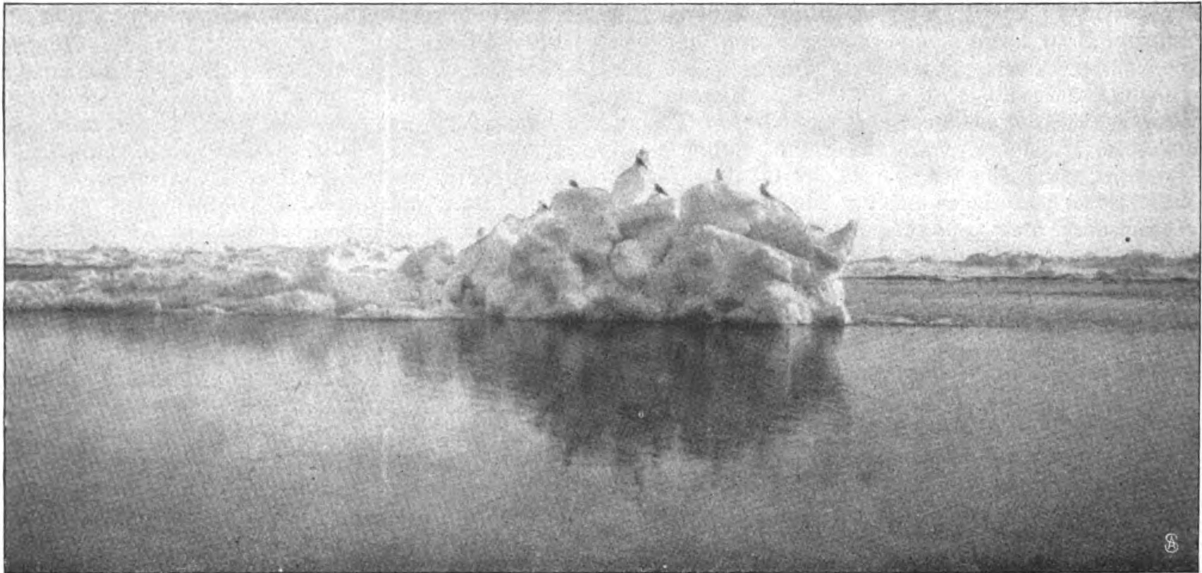
Da bald Nebel herrschte, fuhren wir nur einige Stunden am Tage vorwärts. Die erste große Robbe, „Storkoppe" von den Norwegern genannt, zeigte sich als dunkler Punkt auf dem Eis. Diese durch Bären stets bedrohten Tiere sind sehr scheu. Man muß, um sie zu erlegen, mit großer Vorsicht zu Werke gehen. Nun spielt sich das interessante Schauspiel der Robbenjagd vor unseren Augen ab. Wir stehen als Zuschauer mit unsern Gläsern auf der Kommandobrücke, während der Schütze im weißen Mantel in den Kahn steigt. Ein weißes Segel verdeckt die Ruderer und zugleich die Bewegungen des Schützen. Träge liegt die Robbe auf dem Eis, den verhältnismäßig kleinen Kopf dem Wasser zugewendet, eine Eigentümlichkeit, die man stets bei diesen Tieren beobachten kann. Diese Storkoppen können nur durch Kopfschüsse zur Strecke gebracht werden, da sie stets sehr nahe am Wasser liegen und selbst bei einem guten Blattschuß die letzte Kraft noch dazu verwenden, den unförmigen Leib ins Wasser zu wälzen. Das Boot nähert sich auf etwa 70 Meter. Ein Schuß ertönt, der den Kopf der Robbe trifft. Schnell rudert das Boot heran, das Loslösen des Felles beginnt. Die Decke, deren Farbe zwischen einem dunklen und einem hellen bis weißlichen Grau schwankt, wird in Schlepptau genommen und sogleich an Bord gebracht.

Wir treffen auf unserer Expedition durchs Nördliche Eismeer die verschiedensten Arten von Möwen und Tauchern. Da leuchtet im Sonnenschein der Elfenbeinmöwe weißes Gefieder, dort gleitet der Eissturmvogel, den grauen Mantel um die graziösen Schwingen. Auf weißem Hügel hält





„Die Schlingen werden den Kleinen um den Hals geworfen." Oben: Der 37. Bär an Bord der „Minerva".



„Auf weißem Hügel hält die Stummelmöwe Mittagsrast."

die Stummelmöwe Mittagsrast (Abb. obenst.). Die schöne, dunklere Raubmöwe, die zierliche Seeschwalbe, die Polarmöwe mit dem zarten Blaugrau auf Rücken und Schultern, die Bürgermeistermöwe, die größte ihrer Art — sie alle beleben in großer Zahl des Ostmeeres Weiten. Mit Ausnahme der Seeschwalbe und der Raubmöwe erlegten wir teils mit Schrot, meist mit der Kugel mehrere Exemplare jeder Art dieser schönen Tiere.

Anfang August hatten wir den ersten Tag im arktischen Ozean in strahlendstem Sonnenlicht. Da wurde die Polarwüste zum Märchenland, die Eiswildnis zur Zauberwelt. Hell blinkten des ewigen Eises Weiten, vom Himmel begrenzt, durchbrochen vom Meer. Ein köstliches Leuchten. Die Sonne zauberte Milliarden goldener Flämmchen auf das durchsichtig blaue Dunkel des Wassers. In Mittagsonnenstrahlen fuhren wir mit dem Boot. Ein Hauch von neuem Eis lag auf der glatten Flut. Weit von uns ragte die schlanke „Minerva". In grenzenlose Unendlichkeit von überirdisch wunderweißer Reinheit tauchte der schönheittrunkene Blick.

Wir verließen das Boot und gingen auf das Eisgelände (Abbild. Seite 1905). Hier glich es einem vom Pflug aufgerissenen Ackerland, darauf Winters Hand die weiße Decke schlug. Dort ragten Hügelketten. Der einzelne Felsen von bizarrer Form. Geheimnisvolle Grotten schimmerten auf mit tausend kristallenen Eiszapfen vor bläulichen Toren. Fern spitze Zacken, auf deren höchsten Gipfeln die Elfenbeinmöwe in weißer Schönheit ihr köstliches Gefieder in der Sonne wärmte. Ihr blendend Gewand übertraf die Reinheit des Schnees. Sie ist in Wahrheit des unendlichen Polarmeers Königin.

Weiter und weiter wanderten wir. Mit scharfem Auge und mit Hilfe der Eispickel suchte man die tückischen Stellen zu vermeiden, die dem Jäger leicht gefährlich werden können: die nur von leichter Schneeschicht überdeckten Untiefen.

Farben und Bilder wechselten. Weitab verschwam-



Auf dem Anstand.

men Himmel und Meer zu einem Tiefdunkel von schwärzlichem Blau. Davor ein scharfer Streifen von tiefstem Violett. Im Vordergrund, wie hingegossen, lag schwer und hell zartgrauer Nebelstreif. Ein scharfumgrenztes Farbenspiel, ein nie wiederholtes, nie vergessendes Zusammenwirken von Farben, wie es kein Meister zu erträumen, keine glühendste Phantasie zu erdenken vermag. Die Polarwelt hatte die schweren Nebelhüllen abgelegt und ihre Herrlichkeiten weit ausgebreitet. Die Zauberin Sonne leuchtete auf ihrer weiten Unermeßlichkeit. Das Meer war durchsichtiger als sonst. Ein Schweigen lag über der Unendlichkeit, groß und majestätisch, das die Seele ergriff, ein Schweigen, stark und unvergeßlich, das zu feierlicher Andacht stimmte. Man denkt an das alte Wort arabischer Weisheit, das die endlose Weite der Wüste den Garten Allahs nennt.

Das Boot nahm uns nach zweistündiger Wanderung wieder auf. Still glitt es durch die schimmernde See in der strahlenlosen Mitternachtsonne . . .

Briefe, die sich kreuzen.

Von Friedrich Zeckendorff.

Lena!

Es fällt mir schwer, für diesen Brief die richtige Form zu finden. Darf ich zu Dir noch „Du" sagen? Ich frage — und sage es schon. Mir scheint es unmöglich, anders zu Dir zu sprechen als in diesem weichen Ton der Vertrautheit. Auch jetzt noch, nach diesen Jahren der Trennung, in denen uns nichts verbunden hat als vielleicht gleichzeitig erwachende Erinnerungen, die einander entgegenflogen und draußen auf dem Meer freundschaftlich begegneten. Denn ich meine, daß Du zuweilen an mich gedacht haben mußt.

Ich habe nie an Ahnungen und Vorbedeutungen geglaubt, und nun ist es mir doch eine beglückende Befriedigung, daß der erste Traum in der Heimat Dir gehörte und der erste Tag Dich an mir vorüberführte. Nur rasch zwar im Wagen und im Augenblick vorüberrollend, daß ich nicht die Zeit fand, den Hut zu heben, und Du nicht, zu nicken, aber genügend, um mit vorgebeugtem Kopf einander zu erkennen.

Ich hoffe wieder, daß alles werden kann, wie es war: friedvoll ruhig und zärtlich warm nach einer Zeit, die nur kalte Stürme für mich hatte.

In Romanen — ich weiß es wohl — wenn die verlorenen Söhne heimkehren, sprechen sie so: „Nun wird alles wieder gut." Und schreiben Briefe wie diesen.

Wir lächeln über die Trivialität, bis — wir selber die Briefe schreiben, selber mit zaghaft gekrümmtem Finger an heimatliche Türen klopfen, voll von dem heißen Wunsch und der leisen Hoffnung, daß die Angeln freundlich singen werden, wenn wir die Hand auf die Klinke drücken.

Werde ich Dich wiedersehen? Werde ich wieder bei Dir sitzen dürfen und Dir zuhören? Ich möchte übermorgen abend zu Dir kommen. Darf ich?

Ich will jetzt noch nichts sagen, sondern warten, bis Du mir selbst alles erzählst, was Dich in diesen Jahren getroffen und gestreift hat. Ich will warten, bis Du selbst den Graben, den die Zeit zwischen uns gezogen hat, mit den Dingen der Vergangenheit auffüllst, daß ich hinübergehen kann und zu Dir kommen.

Rudolf.

Berlin, den 8. März 191*

Mein alter Freund!

Du verdienst zwar weder das „Du" noch den Freundestitel, aber die Überraschung und Freude, Dich plötzlich auftauchen zu sehen, machen mich großmütig. Nach so viel Jahren — vier sind es, nicht? — darf man sich schon den Luxus erlauben, ohne Groll das Vergangene zu betrachten.

Damals war alles ein wenig schmerzlich: Deine Vorwürfe, daß man Dich in Deiner Entwicklung hinderte, Dein plötzlicher Entschluß fortzugehen, um ein anderer in einem neuen Leben zu werden. Und dann, kein Lebenzeichen, keine Zeile, denn alle Brücken sollten abgebrochen werden.

Es war wirklich ein wenig hart. Aber vielleicht hattest Du recht. Ich beneidete Dich jedenfalls um die Kraft, Deinen Sehnsüchten nachzustreben.

Wie kommst Du zurück? Mit einem Reichtum an Erlebnissen, Bildern, Erinnerungen, deren Zinsen Du zu Hause verzehren willst? Ich bin begierig, mir alles von Dir erzählen zu lassen, denn ich habe immer noch Interesse für Dich, mein Freund.

Ich habe — heute darf ich es ruhig sagen — ein kleines Winkelchen in meinem Herzen nie anderweitig vergeben mögen, und so eine kleine Anhänglichkeit, die vielleicht nicht einmal so sehr Dir gilt als unserer gemeinsamen schönen Zeit, ist immer, bis auf den heutigen Tag in mir übriggeblieben.

Deshalb schreibe ich diesen Brief.

Und gleichzeitig, weil ich uns die erste halbe Stunde erleichtern, über ihre Fremdheit hinweghelfen will, da ich annehme, daß Du mich aufsuchen wirst, und daß Du es auch ohne diese Zeilen getan hättest.

Ich freue mich über den Zufall, daß ich Dich aus dem Hotel kommen sah und so Deine Adresse erfuhr. Sonst hätten wir einander nicht so bald sehen können. Ich verreise in einigen Tagen.

Schreibe mir, wann Du zum Tee kommen willst. Auf Wiedersehen!

Herzlichst

Lena.

PS. Ich habe meine Witwenwirtschaft aufgelöst.

Berlin, den 9. März 191*

Liebste Lena!

Ich sitze am Schreibtisch, und vor mir liegt Dein lieber Brief. Er ist ungefähr zur gleichen Zeit geschrieben wie mein gestriger, den ich an Deine Mutter adressierte, da ich Deine Adresse nicht ermitteln konnte. Aber ich hoffe, daß Du meine Zeilen schon erhalten hast.

Vielleicht überliest auch Du in diesem Augenblick noch einmal meine Worte wie ich die Deinen. Mir ist diese

mögliche kleine Übereinstimmung eine so wohlig liebe Beruhigung, als wäre sie ein Symbol dafür, daß wir uns nicht fremd geworden sind. Ich fühle, wir brauchen einander nur an den Händen zu halten, uns anzusehen, um zu vergessen, daß sich vier Jahre getrennter Vergangenheit zwischen uns gedrängt haben.

Ich will nicht undankbar sein gegen diese Zeit. Sie liegt nicht hinter mir wie der bewußte „böse Traum", nur wie etwas Fremdes, nicht zu mir Gehöriges ist sie in mein Leben gekeilt. Ich bin kein Kosmopolit. Ich war mit allem, was ich verließ, zu sehr verwachsen, um irgendwo anders heimisch werden zu können. Kosmopolitismus ist nichts als fremd sein in der ganzen Welt.

Die Zeit der Überfahrt und dann die Eisenbahnfahrt von Hamburg nach Berlin war trotz aller freudigen Erwartung bedrückt von einem ängstlichen Bangen. Ob ich wieder Wurzeln schlagen werde durch diesen harten Berliner Asphalt, der spröde sich zur Wehr setzt und den brandenburgischen Sand wie schützend unter sich vergraben hält?

Ich bin glücklich, daß Deine Hand sich freundschaftlich mir entgegenstreckt, und ergreife sie gerührt und dankbar.

Ich komme als der gleiche wieder, als der ich gegangen bin, nur um ein weniges müder und voller Sehnsucht, Dir wieder zu Füßen zu sitzen, den weichen Strich Deiner Hände auf meinem Scheitel zu fühlen. Auszuruhen.

Wenn Du mir nicht abschreibst, werde ich morgen abend bei Dir sein. Ich bin voller Hoffnung. Ich glaube, daß meine Ankunft hier sich unter einem guten Stern vollzogen hat. Ist es nicht ein Glück, daß ich Dich vor Deiner Abreise noch sehen darf?

Ich küsse vielmals Deine Hände. Rudolf.

Berlin, den 9. März 191*.

Mein alter Freund!

Unsere Briefe haben sich gekreuzt, und ich bin froh darüber. Es wäre mir doch ein peinliches Gefühl gewesen, wenn ich Dich erst hätte rufen müssen. Du verstehst — so ein kleines, peinliches Gefühlchen. Denn obgleich ich keine Anrechte mehr auf Dich habe, wäre ich doch sehr enttäuscht gewesen.

Deine Zeilen freuten mich. Ich erkannte diesen wiegenden, etwas müden Rhythmus Deiner Worte, der mich einmal sehr gefangengenommen hat. Aber eigentlich erwartete ich, einen froheren Ton von Dir zu hören. Mehr „Dur", weniger „Moll". Kehren die Eroberer so zurück?

Ich verstehe Dich heute besser als damals. Ich verstehe, daß es Dich von mir, die um ein Jahr, also um vieles älter war als Du, fortzog. Ich verstehe Deine Abenteurerlust, Deinen Hunger nach aller Fremdheit der Welt. Ich kann es Dir heute — nein, nicht n a c h fühlen; ich fühle es einfach selbst.

Vielleicht hat die Einsamkeit das alles in mir geweckt. Einsamkeit macht fremd; wenigstens mich. Und ich bin es hier so geworden, daß mich selbst die vertrautesten Dinge fremd und feindlich anmuten. Du weißt ja, wie das ist. Man kann sich nicht vorstellen, daß man bedauern würde, dies und jenes zurückgelassen zu haben. Man glaubt, in dem neuen Leben, das man beginnen möchte, werde die Vergangenheit gar keine Rolle mehr spielen. Vielleicht —

Ich will aber jetzt an all das nicht denken. Ich will mich freuen, daß Du heute abend kommst, und will mir von Dir erzählen lassen, was diese vier Jahre aus Dir gemacht haben. Am Ende gar einen Ehemann? Du sahst ein wenig würdig und reichlich respektgebietend aus.

Deine alte Lena.

Berlin, den 10. März 191*.

Meine geliebte Lena!

Ich komme von Dir. Eine Stunde bin ich durch die Straßen gerannt in einer übermütigen, glücklichen Stimmung. Ich küsse Deine Hände für diesen Abend. Ich fühle wieder sicheren Boden. Nach tausend Wirrnissen gerade, hoffnungsvolle Bahn.

Du sagtest nichts und tatest nichts, was mich zu Hoffnungen berechtigte. Aber ich schöpfe sie aus jedem Wort, das Du sprachst, aus jedem Blick, aus jedem leisen Händedruck. Aus Deiner Frage, ob ich frei bin, aus Deiner Einsamkeit.

Kannst Du jetzt noch einsam sein, da ich bei Dir bin?

Aber diese Jahre der Getrenntheit mußten wir tragen, um zu lernen, was wir einander sind. Nun finde ich wieder den Mut, die Brücken zu verbrennen, die hinter uns beiden liegen.

Ich lese Deine beiden Briefe wieder und wieder, und sie klingen in mir, als ständest Du hinter mir, über meine Schulter geneigt, daß ich Deinen Atem schmeichelnd im Ohr spüre.

Und ich möchte, daß auch Du diese Zeilen mit m e i n e r Stimme liest, mit meiner Zärtlichkeit und meiner Liebe. Ich bin wieder bei Dir, meine Hand streicht über Deine braunen Haare, ich sehe Dich an und bin beglückt von Deiner lieben Schönheit.

Ich bin ein Schiffer, der nach Stürmen und Nebelnächten die Einfahrt zum Hafen findet. Die großen Segel meines Lebens habe ich eingeholt, der Bug ist hafenwärts gerichtet, und vor mir ist Land. Heimat und Ruhe! Glück!

Ich halte Dich im Arm, Deinen Kopf hintübergeneigt, und beuge mich zu Deinem Mund. Zum erstenmal nach langer Zeit, und aus der Entfernung küsse ich Dich.

Rudolf.

Berlin, den 10. März 191*.

Mein lieber Rudolf!

Seit einer Stunde bin ich wieder allein, und es ist mir ein wenig sentimental zumute.

Ich genieße nachdenklich den Duft der schönen Rosen, die Du mir gebracht hast, und die sich jetzt vertrauensvoll hier in der Wärme öffnen. Es schwebt mir das Bild unseres heutigen Zusammenseins vor, und ich präge es mir fest ein. Mir scheint, als wäre es gut, einen sicheren Schatz von Erinnerungen da drinnen zu tragen.

Wie merkwürdig alles ist. Du bist zurückgekommen wie jemand, der einen langen Spaziergang gemacht hat und keine andere Veränderung vorzufinden erwartet, als daß etwa der Briefträger dagewesen ist.

Ich habe mir Deine Rückkunft immer anders vorgestellt. In der ersten Zeit, da dachte ich, Du würdest als ein Sieger heimkehren, phantastisch reich, und würdest mich in ein Land hinausführen, das Du Dir erobert hast. Man hat so seine Träume. Und dann kam dieses tiefe Gefühl der Einsamkeit, in der man sich alt dünkt. Da wünschte ich, Du kämest, wie Ihr meist kommt: zerschlagen und zermürbt, daß unsere Ausgeruhtheit in Euren ermüdeten Armen stirbt.

Und nun — kommst Du gerade recht, um Abschied zu nehmen. Denn wenn ich es recht überlege — eigent-

lich habe ich nie von Dir Abschied genommen. Auch im Geiste nicht.

Wehmütig habe ich es vorhin gesehen, daß wir zwei noch recht gut zueinander passen, und das ist ein wenig schmerzlich in diesem Augenblick, wo draußen die gepackten Koffer stehen.

Ich weiß, ich muß Dir weh tun. Aber alles, was wir jemand zuliebe tun, tun wir auch gleichzeitig einem andern zuleide. Und wir können nichts erlangen, was wir uns wünschen, ohne etwas aufzugeben, das uns lieb ist.

Ich mochte Dir vorhin nicht sagen, daß ich fortgehe, um nicht wiederzukommen. Ich wollte diesen Abend heraustrennen aus meinem jetzigen Leben und ihn an mein vergangenes heften, das vor vier Jahren seinen Abschluß fand.

Morgen sitze ich auf der Bahn und fahre über Genua nach Kairo, wo ich erwartet werde.

Mein guter Junge, ich sehe Dich ein wenig blaß werden, und Du fragst ein erschrockenes „Wer ist es?" und „Liebst Du ihn?" Doch Du hast kein Recht, all diese Fragen zu stellen, und ich beantworte sie auch nicht.

Ich kann Dir nichts anderes mehr sagen, als daß in meine frohen Erwartungen sich jetzt auch Schmerz mischt, und daß ich Dich — nun, wo ich weiß, daß es das letztemal ist, getraue ich mich es zu sagen — umarme und küsse wie in alter, lieber Zeit.

Lena."

Die Straßburger Gänseleberpastete.

Von E. Kaslauer. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Es gibt wohl wenige ausgesuchte Delikatessen oder Gerichte für Feinschmecker, die in neuerer Zeit eine solche allgemeine Verbreitung und einen solchen Weltruf erlangt haben wie die Straßburger Gänseleberpasteten, die in Gestalt der niedlichen Terrinen wohl überall in der Alten und Neuen Welt anzutreffen und mit der Zeit immer beliebter geworden sind. Es gibt in der Tat heute kein Fleckchen auf dem weiten Erdenrund mehr, wenigstens keins, das der menschliche Fuß betrat, wo die Straßburger Gänseleberpastete nicht bekannt und geschätzt wäre. Keine arktische und antarktische Expedition wird unternommen, ohne daß sich die kühnen Forscher reichlich mit Straßburger Gänseleberpasteten verproviantieren — ich schreibe dies auf Grund mir vorliegender Dokumente — keine Auslandreise der großen überseeischen Dampfer nach Osten und Westen, nach Süden und Norden ohne Mitnahme beträchtlicher Vorräte dieser kostbaren Delikatesse — Kisten voll Gänseleberterrinen sind die unvermeidliche Begleiterscheinung. Und zwar geschieht das mit wohlbedachter Absicht und mit vollem Recht. Denn diese Pastete, die in Straßburg und auch in Colmar i. E. ihre Heimat hat, ist eine Speise, nicht ersonnen, um nur den Hunger zu stillen die Kauwerkzeuge in Bewegung zu setzen und den Magen zu füllen; sondern eine Speise, die auf der Zunge mit köstlichem Parfüm zerfließt, die Wohligkeit und Behagen schafft — sie ist auch — das rechte Gericht, im Kreis auserlesener Gäste freudige Festesstimmung hervorzurufen.



Einkauf der Gänselebern.

Diese besonderen und allgemein anerkannten Eigenschaften der Gänseleberpastete sind es auch neben dem nicht zu unterschätzenden Hochgenuß für den Gaumen, die ihr einen Ehrenplatz auf der Festtafel nicht nur bei den besonders Begüterten, sondern weit in bürgerliche Kreise hinein gesichert haben.

Die Zahl jener, die für die Königin der Gerichte schwärmen, dürfte mithin nicht gering sein, und eine kurze Betrachtung über Entstehung und Zubereitung der Pastete wird gewiß im Interesse vieler liegen.

Wem sich bei einem Besuch im alten Straßburg Gelegenheit bot, die prachtvollen, großen, zartrosa gefärbten Gänselebern in Augenschein zu nehmen, wie sie in großen Massen von den „Stopfern“ — so nennt man die Gänsemäster — herbeigebracht werden, der wird sich nicht mehr darüber wundern, daß gerade hier die Erfindung der Gänseleberpastete gemacht wurde. Ein solches Material mußte einem findigen Kopf, wie es der talentvolle Küchenchef Jean Pierre Clause, der bei dem Marschall von Contades, dem Gouverneur der damals französischen Provinz Elsaß, war, Veranlassung geben, Versuche mit verschiedenartigen Behandlungen anzustellen, um so mehr, als schon mehrere Vorgänger im Amt der Gänseleber als solcher zu hohem Ruhm auf der aristokratischen Tafel verholfen hatten.

Die Verbindung der Gänseleber mit der Périgordtrüffel und das Umhüllen dieses kostbaren Kernes mit einer Teigkruste, damit im Ofen nichts von dem zarten Duft und den wohlschmeckenden Säften verloren gehe, ist der Grundgedanke der Clauseschen Erfindung, der auch heute noch im Prinzip die Elemente der Gänseleberpastete in sich schließt. Nur die Form der Krusten-Pasteten hat sich im Lauf der Jahre, wie es bei der Entwicklung der gesamten Kochkunst nur natürlich ist, noch verfeinert.



Das Entsehnen und Würzen der Stopflebern.



Die Pasteten werden aus dem Ofen genommen.

Als der Marschall von Contades Straßburg verließ, machte sich Clause selbständig und begann im Jahr 1789 nach seiner Verheiratung mit der Witwe eines Konditors gewerbsmäßig die Anfertigung von Pasteten, die für die Folge eine der bedeutendsten Industrien Straßburgs werden sollte.

Heute, nach nicht viel über hundert Jahren, hat die Gänseleberpastete eine Verbreitung gefunden, die deren Erfinder wohl kaum für möglich gehalten hätte.

Verfolgen wir nun den Werdegang einer Gänseleberpastete, deren verschiedensten Spielarten wir so oft als Entree oder Zwischengang auf der Festtafel begegnen.



Blick in den Fabrikationsaal.

Die Lebern werden noch heute wie zu Clauses Zeiten den Fabrikanten direkt von den Gänsestopfern ins Haus gebracht. Der Einkauf der Gänselebern (Abb. S. 1911), eine sehr verantwortungsvolle Tätigkeit, da lange nicht alle Lebern zur Fabrikation von Pasteten tauglich sind und große Erfahrung dazu gehört, die brauchbaren von den andern zu unterscheiden, wird meistens vom Fabrikanten besorgt. Mehrere Zentner dieser kostbaren Ware schichten sich alltäglich auf dem Marmortisch des Einkaufsraumes auf. Das Sortieren der Lebern, das Entsehnen und Würzen sind Arbeiten, die die größte Aufmerksamkeit und Fachkenntnis erfordern und nur von bestgeschultem Personal ausgeführt werden können (Abb. S. 1912). So präpariert wandern die Lebern in die große, luxuriös ausgestattete Fabrikhalle, in der sie je nach Beschaffenheit zu Krustenpasteten, Dosen- oder Terrinenpasteten oder zu Aspik von Gänseleber verarbeitet werden (Abb. untenst.).

In der Metzgerei, einer besonderen Abteilung der Fabrik, sehen wir eine ganze Reihe verschiedenartigster Maschinen aufgestellt, die zur Herstellung der aus Fleisch und Gänseleber bestehenden feinen Farce dienen sowie zum Schneiden der erforderlichen Speckscheiben, zum Zerhacken der Trüffeln, zum Passieren der Lebern usw.

Vier große Backöfen (Abb. S. 1912), die ununterbrochen geheizt werden, stehen zur Aufnahme der zugerichteten Pasteten bereit. Die Dauer des Verbleibens in den Oefen ist verschieden, je nach Größe und Beschaffenheit der Pasteten. Größte Aufmerksamkeit und reiche Erfahrung sind auch beim Backen unerläßlich.

Ebenso praktische wie geräumige Kühlanlagen nehmen die Pasteten nach Verlassen des Backofens auf, in denen sie rasch erstarren, denn in dem heutigen elektrischen Zeitalter, in dem der Besteller die Ware gern möglichst schnell haben will, nachdem er sie telegraphisch bestellt hat, muß der Fabrikant darauf Bedacht nehmen, die Zeit der Erkaltung der Pasteten auf ein Minimum abzukürzen.

Nun bleibt noch die Ausstattung der Dosen und Terrinen und das Verpacken in bruchsichere Kisten und Pakete übrig, damit die Ware versandfertig aus dem Haus gegeben werden kann.

Die Gänseleberpastete, die ursprünglich nur während der Zeit der Gänsemast und wegen ihrer außerordentlichen

Empfindlichkeit für Wärme nur innerhalb eines beschränkten Umkreises erhältlich war, hat dies Stadium längst überschritten. In luftdicht verschlossenen Terrinen und Dosen ist sie heute von beinah unbeschränkter Haltbarkeit und kann das ganze Jahr hindurch nicht nur in ihrer Heimat, sondern auch in der tropischen Hitze der Kolonien unbedenklich genossen werden. — Mächtige, unterirdische Lagerräume sind mit den auf diese Weise konservierten Gänseleberpasteten in allen Größen und Formen vollgepfropft, die jederzeit nach allen Himmelsrichtungen versandt werden können, wo sich nach des Lebens Mühe und Last Bedarf nach Erquickung und Erholung im Kreise froher Gäste einstellt.



Der Füll- und Packraum.

Ein vergessenes Eiland.

Von A. Zetterqvist. — Hierzu 4 photographische Aufnahmen von Grunberg, Riga.

Mitten im Rigaischen Meerbusen liegt ein 5 Kilometer langes und 3 Kilometer breites Eiland, von wenigen bekannt, reich an Ueberraschungen für den, der es aufsucht: die Insel Runö. Es ist nicht einfach, auf diese Insel zu gelangen, denn gefährliche Untiefen, weitgedehnte Sandbänke schützen es vor unwillkommenen Besuchern. Wir verlassen den vorüberfahrenden Dampfer und steigen auf ein breitgebautes, den Wickinger Fahrzeugen ähnliches Segelboot, Yala genannt. Auch dieses kann noch nicht die Gestade der Insel erreichen. Ein kleines Ruderboot und endlich die breiten Schultern eines starken Runömannes bringen uns ans Ufer. Eine merkwürdige Schar hoher, grauer Gestalten empfängt uns. Sie kommen uns vor wie alte Wickinger, wie sie vor tausend Jahren hier hausten. Ihre Sprache ähnelt der altgotischen und ist wohl der Rest des Idioms, das vor tausend Jahren in Schweden gebräuchlich war. Seltsam genug, denn das Festland in der Nähe der Insel ist von Esten und Letten bevölkert. Wir wandern dem Dorf zu, das, eingebettet in grünen Bäumen, einen ganz eigentümlichen, beinah sagenhaften Eindruck macht. Es scheint seit Jahrhunderten zu schlummern. Die wenigen großen Gebäude, bedeckt von einem mächtigen schwarzen Strohdach, umfassen mehrere Familien. Jedes Haus enthält 5 Zimmer: Stua, Forsta, Ria, Lua und Lada. Wenn man das Haus betritt, kommt man zunächst in einen großen, dunklen Raum mit schwarzem Holzgetäfel, schwarzer Decke und schwarzem Fußboden. In der einen Ecke ist die Feuerstelle mit einem metallenen Funkenfänger darüber, aber ohne Rauchfang. Der Rauch darf abziehen, wo er will, und füllt mit scharfem branstigem Geruch alle Räume. Das Wohnzimmer ist sehr groß und muß es auch sein, denn in ihm hausen oft vier Familien, deren jede ein gewaltiges hohes Bett hat, so groß wie

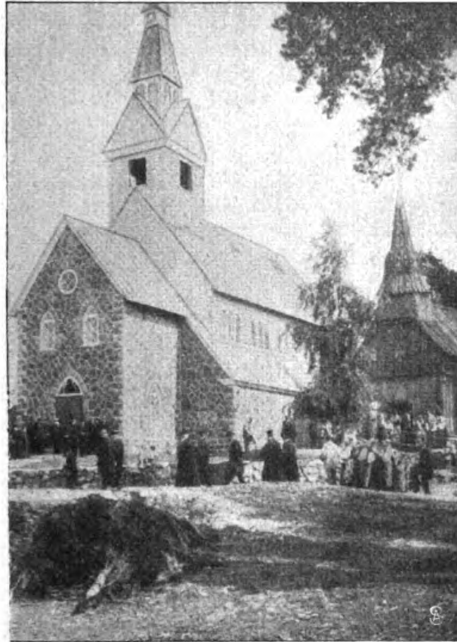


Eine junge Schöne von Runö.

ein Zimmer für sich. Die übrige Möblierung ist die denkbar einfachste und besteht aus einigen teils wandfesten, teils freistehenden Bänken und Tischen. Viele religiöse Bilder und eingerahmte Bibelsprüche schmücken die Wände. Auf einem Wandbrett unter der Decke liegt Handwerkzeug und für jede Familie mehrere selbstgemachte Büchsen ältester Konstruktion, aus denen Bolzen geschossen werden. Der Fußboden läßt meist an Sauberkeit zu wünschen übrig, denn auf ihm tummeln sich hier und da Hausgeflügel und muntere Lämmer, ja gelegentlich wohl auch ein Pferd.



Frauen beim Kirchgang.



Die Kirchen von Runö.

Die Mahlzeiten der vier Familien eines Hofes werden gemeinsam zubereitet und gemeinsam eingenommen. Die Bewohner von Runö kennen als Privateigentum nur ihre Kleider. Es besteht die weitestgehende Gütergemeinschaft. Alles, was ein Mann oder ein Weib verdient, wird verteilt an alle Mitglieder des Hofes. Auch die Höfe mit dem Pastorat, 28 an der Zahl, haben so viel Gemeinschaft miteinander, daß alle größeren Arbeiten von der ganzen „Landschaft" ausgeführt und alle größeren Verdienste im ganzen Land verteilt werden. Alle Bewohner helfen sich untereinander. Die einzige Vergütung ist die Beköstigung. Die Folge dieser sozialen Verhältnisse ist es, daß zwar keiner auf Runö reich wird, aber auch nicht nennenswert arm, sondern daß alle eigentlich gut auskommen.

In der Ehe herrscht unverbrüchliche Treue. Die Eheschließung ist leicht. Ist irgendwo in dem großen Wohnraum ein Winkel



Frauen und junge Mädchen von Runö im Sonntagsstaat.

frei, in dem eine neue Familie ihr Lager aufschlagen kann, und ist in der einen Familie ein heiratsfähiger Sohn oder eine Tochter in der andern, so finden sich die jungen Leute, lassen sich trauen, beziehen ihren Winkel im großen Wohnraum und essen mit den andern am gemeinsamen Tisch. Augenblicklich leben auf Runö 140 Männer und 140 Frauen.

Die Bevölkerung ist sehr fleißig; vom frühen Morgen an gehen sie ihrer Feldarbeit nach. Dem ganzen Leben ist der Stempel unverdorbener Natur aufgeprägt. Herrlich ist die Witterung und Landschaft im Sommer. Die Nachtigall schlägt, das Wild bevölkert die dichten Wälder, die meistens aus Föhren bestehen, ein herrlicher Friede liegt über der sommerlichen Landschaft. Das Meer ladet zum Baden ein, weit hinaus zieht sich der herrliche Strand aus reinem gleißendem Sand, glatt und eben wie Parkett.

Aber der Winter. Er ist furchtbar für den Fremden. Wenn im Herbst das Eis sich in den Buchten um die Insel zu legen beginnt und das Wort ausgesprochen wird: „wir sind eingeschlossen“, dann beschleicht den Besucher ein Gefühl unsagbarer Verlassenheit. Erst seit kurzem hat die drahtlose Telegraphie die Möglichkeit gegeben, mit dem Festland auch während des Winters in Verbindung zu sein. Briefe, Zeitungen und andere Nachrichten sind während 6 Monate nicht zu erlangen. Nicht einmal ein Arzt kann bei Krankheiten und Unglücksfällen gerufen werden. Die Bewohner sind lediglich auf die Hilfe der Pastorsfrau und ihrer Hausapotheke angewiesen. Der Sturm fegt Berge von Schnee vor die Türen, das Eis türmt sich am Strand zu schwer übersteigbaren Gebirgen auf, die täglich von den jagdeifrigen Bewohnern überklettert werden, um die hier zahlreich vorkommenden Seehunde zu erbeuten.

Bemerkenswert ist die Frömmigkeit und Andacht der Bewohner. Regelmäßig versammelt sich die Gemeinde in der kleinen Kirche in der charakteristischen Tracht, bei der das Grau der Kleidung vorherrscht. Andächtig lauschen sie den Worten ihres Seelenhirten, eifrig singen sie die Gesänge des alten schwedischen Gesangbuches aus dem Jahr 1695, und der Besucher hat den Eindruck, daß diese wenigen, auf dem vergessenen Eiland lebenden Menschen in inniger Verbindung mit ihrem Gott sind. Bei besonderer Gelegenheit steigt der Gottesdienst zu einer Erhabenheit empor, die jeden erschüttern und ergreifen muß. So bei der Konfirmation, bei Beerdigungen und Hochzeiten. Man glaube nun nicht, daß diese frommen Runöer Männer jedes Temperaments entbehrten. Es steckt Wickinger Blut in ihnen. Hart prallen oft die Gegensätze aufeinander, und wild erheben sich die Stimmen, wenn es in einer Kirchspielversammlung gilt, gemeinsame Beschlüsse zu fassen.

Diese einsame Insel Runö ist im Lauf der Jahrhunderte nicht die gleiche geblieben. Sie hat sich verändert. Der östliche Strand ist von dem nimmerruhenden Meer abgespült und immer kleiner und kleiner geworden, während an der westlichen Seite der Meeresboden sich allmählich erhöht, immer neue, zu Wiesen geeignete Gründe sich bilden, als ob die Insel langsam und allmählich, ihrer Einsamkeit müde, zum nahen Festland hinüberwandern wolle. Es wird eine Zeit kommen, wo auch Runö keine Insel mehr ist, sondern ein Teil des benachbarten Strandes, und wo nur noch die Sage von diesem einsamen Eiland erzählt.

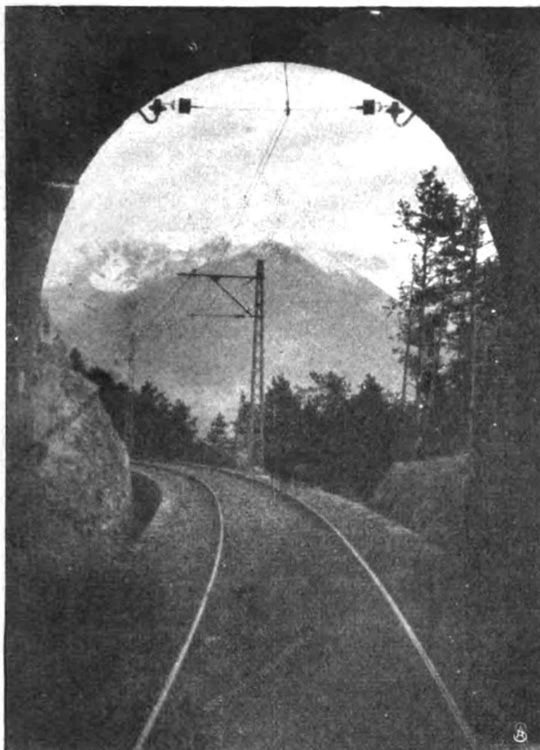
Bilder aus aller Welt.

Wir leben im Zeitalter der Säuglingspflege, allerorten beschäftigt sich die Wohltätigkeit mit der Fürsorge für die Kleinsten der Kleinen. Nicht immer in richtiger Weise, das liegt oft an falschen ererbten Gewohnheiten. Um so erfreulicher ist es, wenn gute, populär gehaltene Anweisungen für die Säuglingspflege erscheinen. Kürzlich ist bei Springer in Berlin eine „Säuglingspflegefibel“ der Schwester Antonie Zerwer erschienen, die inhaltlich als mustergültig bezeichnet werden muß. Wir geben drei der zahlreichen, äußerst instruktiven und leicht verständlichen Abbildungen wieder.

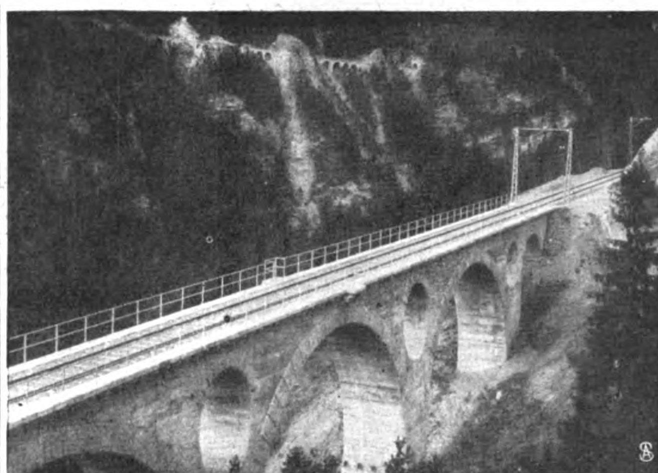

Wie man einen Säugling tragen soll.


Man prüft erst den Geschmack der Milch.

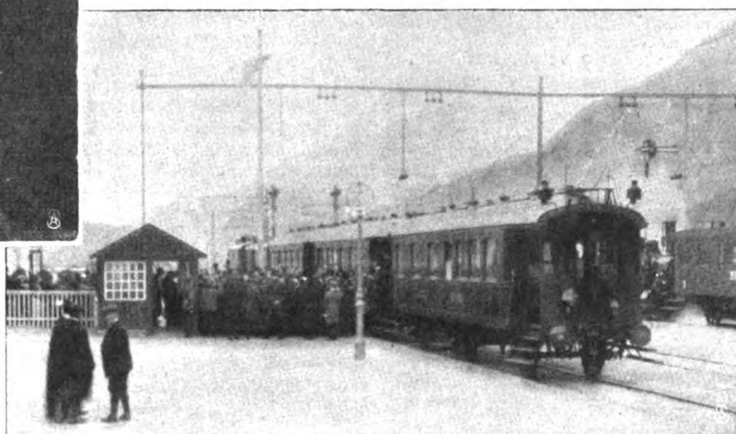

Die Nase wird mit Watte gereinigt.



Ausblick aus dem Vorberg-Tunnel
gegen die Sellrainergruppe.



Vorberg-Viadukt und Terrassen bei Haltestelle Leiten.



Phot. Rechenmacher.

Die Ankunft des ersten elektrischen Zuges aus Innsbruck in Mittenwald.
Die Eröffnung der Karwendelbahn.



Woldemar Haupt,
Berlin, Sekretär im amerikanischen Generalkonsulat, wurde 60 Jahre.

Vor wenigen Tagen wurde die Gesamtstrecke der neuerbauten Karwendelbahn eröffnet. Dieselbe führt von München über Scharnitz-Mittenwald nach Innsbruck. Die Bahn ist elektrisch und durchquert das Karwendelgebirge in seinem schönsten Teil. Der Eröffnung wohnten die Vertreter des österreichischen und bayrischen Eisenbahnministeriums und anderer Behörden bei.

Der langjährige und verdiente Sekretär des amerikanischen Generalkonsulats in Berlin Woldemar Haupt beging vor kurzem im Kreise seiner Kinder seinen 60. Geburtstag.

Der Deutsche Schulschiffverein hielt seine diesjährige Tagung in Mannheim ab. Es wurde unter anderem der Bau eines dritten Schulschiffes beschlossen. Eine Flottenparade auf dem Rhein beendete die zahlreich besuchte Versammlung.

Frl. Betty Seipp, eine talentvolle junge Schauspielerin, **die 1909 bei den Münchner Festspielen mitwirkte, wurde an das Elberfelder Stadttheater verpflichtet, nachdem sie erfolgreich am Theater in Düsseldorf und in Kattowitz tätig war.**

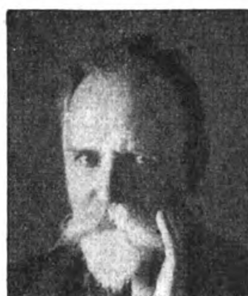


Phot. Tillmann-Matter.

Die Flottenparade auf dem Rhein bei Mannheim.
Von der diesjährigen Tagung des Deutschen Schulschiffvereins.


Atelier Germania.

Betty Seipp, Kattowitz,
wurde an das Elberfelder Stadttheater verpflichtet.


Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Weck,
Reichenbach i. S.,
wurde 70 Jahre.


Hof-Atel. Schafgans.

Emmy Kroeck,
Bonn, wurde dem Nürnberger Stadttheater verpflichtet.


Generaldir. a. D. Schu.,-Briesen,
Düsseldorf,
beging seinen 80. Geburtstag.

Einer der dienstältesten preußischen Gymnasialdirektoren, der Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Weck in Reichenbach in S., beging in bewundernswerter Frische und Arbeitskraft seinen 70. Geburtstag.

Als erste sentimentale Liebhaberin wurde Frl. Emmy Kroeck vom Bonner an das Nürnberger Stadttheater verpflichtet.

Der in Bergbaukreisen bekannte und geachtete Generaldirektor a. D. Schulz-Briesen in Düsseldorf beging seinen 80. Geburtstag. Auch als Volkswirt hat sich der Jubilar in der Literatur einen Namen gemacht.

Der Chef und Begründer der weltbekannten Nahrungsmittelfirma „Maggi" Herr Julius Maggi ist im 66. Lebensjahr in Zürich nach kurzer Krankheit verstorben.

Die im Mai n. Js. nach Nordost- und Nordwestsibirien aufbrechende Expedition des Forschungsreisenden Oskar Iden-Zeller nimmt auch eine Bronzeplakette mit sich, die zu Ehren des seit November 1902 verschollenen hervorragenden Polarforschers Baron Eduard v. Toll an der Seehundsbucht der Insel Kotelny — zu Neusibirien gehörig — aufgerichtet wird. **Martin Müller hat die Plakette geschaffen.**


Julius Maggi †
Zürich, Chef und Begründer der bekannten Nahrungsmittelfirma.



Bronzeplakette für Baron von Toll
gelangt in der Seehundsbucht der Insel Kotelny zur Aufstellung.


Zum Artikel: Gaben und Geber (Deutsche Kunstglasarbeiten).
Näheres in der anliegenden Nummer der „Export-Woche". Das Heft ist der Auslandsausgabe der „Woche" beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von ihr trennen. — **Aus dem Inhalt von Nummer 45 der „Export-Woche" (Weihnachts-Sondernummer):** Wirtschaft und Kapital. — Gaben und Geber: Eine Rundschau über sämtliche den Export der Geschenkindustrie berührenden Fragen. — Der deutsche Buchhandel und seine Neuerscheinungen.

Schluß des redaktionellen Teils.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberseeische Zahlstellen für die „Export-Woche": Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche" unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 45. **BERLIN** **9. November 1912.**

Wirtschaft und Kapital.

Von Leo Jolles.

Die wirtschaftliche Lage in den Balkanstaaten hat sich infolge des Krieges erheblich verschlechtert. Über die Situation in den einzelnen Ländern werden fortgesetzt Berichte ausgegeben, so daß die deutschen Exporteure in der Lage sind, ihre Dispositionen auf die veränderten Bedingungen einzustellen. Von amtlicher Seite wird den deutschen Exporteuren geraten, keine neuen Kredite zu gewähren, im übrigen aber möglichstes Entgegenkommen zu zeigen, damit die durch die Geldklemme im eigenen Lande gefährdeten Häuser nicht gänzlich aufs trockene gesetzt sind. Unter den Balkanstaaten ist Rumänien der wichtigste Kontrahent des deutschen Handels. Obwohl das Moldaureich nicht in den Krieg hineingezogen ist, hat seine geschäftliche Entwicklung Einbußen erlitten. Die Geschäftsleute haben große Schwierigkeiten, ihre Wechsel bei den Banken zu diskontieren.

Vorschüsse auf Getreidelieferungen,

die in den Häfen lagern, nehmen die liquiden Mittel in Anspruch und begrenzen die Möglichkeit der Kreditgewährung. Eine Anzahl rumänischer Textilfirmen hat die Zahlungen bereits eingestellt. Deutschland ist an der Lieferung von Textilwaren mit einer nicht unerheblichen Summe beteiligt. Solche Vorgänge zeigen, in welcher Weise sich der Krieg bei den nicht beteiligten Ländern fühlbar macht. Die Verluste sind aber zu ertragen, und sie verlieren ihre Bedeutung, wenn der Krieg die Grenzen des Balkans nicht überschreitet. Die Aufträge, die nach Wiederherstellung des Friedens zu erwarten sind, werden manchen Verlust ausgleichen.

Die Nervosität der Börsen

ist aber so groß, daß die Furcht vor einer Ausbreitung des Balkanbrandes das vorherrschende Motiv bleibt. Namentlich Paris befindet sich in einem Zustande krankhafter Erregung. Die Vorbedingungen sind, infolge der spekulativen Übertreibungen auf den französischen Effektenmärkten, in allzu reichlichem Maße vorhanden. Das französische Publikum ist dem Einfluß phantastischer Ideen leichter unterworfen, als es die Geschäftskreise anderer Länder sind. So ist die französische Börse ein Spielplatz besonderer Art, und in schwierigen Situationen fehlt ihr der Halt. Die ersten Opfer von Börsenpaniken sind stets die Leute, die mit fremdem Geld spekulieren. Da nun die Summe solcher Engagements in Paris eine sehr bedeutende ist, so bestimmt sie den Grad der Rückwirkung explosiver Ereignisse. Auch die Wiener Börse ist in den letzten Jahren ein Tummelplatz ungeeigneter Elemente geworden. Die Effektenspekulation hat eine gefährliche Volkstümlichkeit erlangt und dadurch an Sachlichkeit und Haltung eingebüßt. Die schwersten Spekulationspapiere sind Gemeingut des Volkes geworden, das natürlich in seine Rechnung niemals die Möglichkeit eines Verlustes einstellt. Das Publikum glaubt, daß die Kurse ständig in die Höhe klettern müssen. Es rechnet lediglich mit Gewinnen und gerät in kopflose Verzweiflung, wenn sich ein Hindernis zeigt Unter solchen Umständen sind Kursderouten nichts anderes wie das Kennzeichen einer schlechten Verfassung des Effektenbesitzes. Wenn die Wertpapiere richtig verteilt wären, so würden sie jedem Versuch einer Entwertung wirksamen Widerstand bieten. Wie ernst die Haltlosigkeit der Börsen in den Kreisen der Regierung beurteilt wird, ersah man aus verschiedenen amtlichen Erklärungen. Die Staatsmänner wissen, daß die Börsen das wichtigste Instrument des Geldverkehrs und der Kapitalbildung sind. Im Falle eines Krieges hängt vieles von der Leistungsfähigkeit der Wertpapiermärkte ab. Wenn man nun sieht, wie leicht diese Stützen ins Wanken geraten, so stellt sich eine gewisse Sorge ein; und der Wunsch, Beruhigung zu schaffen, gibt sich als zwingende Notwendigkeit. Der österreichische Finanzminister hat in diesem Sinne zu wirken gesucht. Er unterstrich die friedliche Gesinnung der Großmächte, ließ aber keinen Zweifel darüber, daß die Spekulation auf Kredit

eine große wirtschaftliche Gefahr

bildet. Sie sei der Anlaß zu den Verheerungen im Aktienbereich. Ob das Publikum aus so schmerzhaften Erfahrungen die nötige Lehre ziehen wird? Mit Recht lenken die Banken die Aufmerksamkeit ihrer Kundschaft auf die verschiedenen Möglichkeiten vorteilhafter Kapitalsanlage. Daß die deutschen Staatspapiere und Hypothekenpfandbriefe den ersten Platz einnehmen müssen, bedarf keiner Begründung. Aber gerade von diesen Papieren hält sich ein großer Teil des Publikums noch immer zurück. Die Überzeugung, daß nur die beste Rentabilität eine Chance sei, ist so tief eingewurzelt, daß selbst die Angst vor Verlusten keine Gesinnungsänderung hervorbringt. In früheren Tagen war es üblich, daß jede Beeinträchtigung, die im Dividendenbereich erfolgte, den Zinsenträgern zugute kam. Wenn die Kurse der Aktien niedrig standen, waren die Preise der festverzinslichen Papiere auf der Höhe. Zwischen den höchsten Kursen vierprozentiger Hypothekenpfandbriefe in den letzten sieben Jahren und den Preisen, die heute notiert werden, ist ein Unterschied von 6 bis 7 Prozent. An die früheren Bewertungen deutscher Reichsanleihe und preußischer Konsols darf man gar nicht denken. Nur so viel ist immer wieder zu sagen, daß die Kursdifferenzen ein Beweis für eine Revolutionierung in den Grundsätzen der Kapitalsanlage sind. Eine solche Umwälzung kann durch die Furcht vor den Folgen eines Krieges nicht beseitigt werden. Sie wurzelt in den wirtschaftlichen Leistungen, deren Glaubhaftigkeit noch immer durch Ziffern nachgewiesen wird. Deutschlands Außenhandel hat vom Januar bis September 1912 einen Gesamtwert von

13,978 Millionen Mark

erreicht gegen 12,918 Millionen in der gleichen Zeit des Vorjahres. Daß diese Entwicklung durch den Balkankrieg nicht sehr gestört werden kann, wurde bereits gezeigt. Der Reichtum der Nationen ist eine gute Friedensgarantie. Wohl bietet er den Staaten die Mittel, Kriege zu führen, aber noch viel wichtiger ist er in seiner Eigenschaft als

Hort des Friedens. Die Größe des Besitzes bedingt die Größe der Gefahr. Riesenvermögen können Riesenverluste erleiden, und wenn die europäischen Staaten sich gegenseitig zerfleischen, so bleibt keinem die Chance, daß er vom Nachbar durch den Aufbau des zerstörten Eigentums Gewinne ziehen kann. Auch die Vereinigten Staaten von Amerika, die sich außerhalb der Gefahrenzone befinden, würden große Opfer bringen müssen. Der amerikanische Außenhandel, der sich sehr gut entwickelt (er repräsentiert in den ersten neun Monaten des Jahres einen Wert von 11,780 Millionen Mark gegen 10,358 Millionen im Vorjahr), ist von der vollen geschäftlichen Leistungsfähigkeit Europas abhängig. Ohne die ausgedehnten Grenzen des Absatzes im Bereich der Alten Welt wäre der amerikanische Export seiner stärksten Ziffern beraubt. Mit der Eröffnung des Panamakanals wird die nordamerikanische Union ein neues Schwergewicht ihres Außenhandels nach der Pazifikküste verlegen. Damit gewinnt sie einen Teil ihrer Abhängigkeit von den Marktverhältnissen in Europa zurück, und eine politische Krisis auf der östlichen Halbkugel würde dem neuen Geschäftsbereich nicht Schaden, sondern Nutzen bringen. Bis es zur Ausnutzung dieser Chancen kommen kann, müssen aber die Vereinigten Staaten die europäische Kundschaft als wesentlichen Faktor in ihrer Rechnung behalten. Sie bleiben, umgekehrt, auch eine Lebensbedingung für die europäische Industrie. Der Überseehandel ersetzt die Schäden einer Verengung des europäischen Absatzgebietes. Deutschland sorgt mit wachsendem Eifer für seine Beziehungen zum Weltmarkt. Die deutsche Handelsflotte hat in ihrem Aufbau, nächst England, das rascheste Tempo. Nach Lloyds Register waren in Deutschland Ende September 101 Handelsdampfer mit zusammen 468,000 Tonnen im Bau. Die Gesamtzahl der zur weiteren Ergänzung der Welthandlesflotte im Bau befindlichen Schiffe war 933 mit mehr als 3 Millionen Tonnen. Die Regsamkeit auf den Schiffswerften ist ein sicheres Symptom für die Stärke des Wirtschaftslebens. Daß man solche Zeugnisse der Überlegenheit nicht vernichtet, um sie sich dann mit geschwächter Kraft von neuem erringen zu müssen, bietet dem Vertrauen in die politische Zukunft eine gute Stütze.



Gaben und Geber.

Wir beabsichtigen im folgenden, ohne irgendwie Anspruch auf Vollständigkeit zu erheben, denen, die als Geber Gaben schenken wollen, eine Anleitung zu geben, wohin sie sich wenden können. Wollten wir den Versuch machen, auch nur halbwegs erschöpfend zu sein, so dürfte dieses Unternehmen an der Überfülle des Vorhandenen scheitern. Der Weihnachtszeit uns anpassend, berücksichtigen wir nur die Geschenkindustrie, wie sie eben zum Feste zur Geltung kommt, und betrachten eine größere Anzahl von Gruppen von Industrieerzeugnissen, indem wir gleichzeitig die Fabriken nennen, in denen diese Artikel hergestellt werden.

Da sind zunächst die Geschenkartikel, die den Weihnachtsmarkt zu beherrschen pflegen, wie Haushaltungs- und Wirtschaftsartikel aller Art; Möbel und Beleuchtungsartikel, Heiz- und Kochapparate; Kochgeschirre aus Aluminium und aus Steingut und Porzellan; Bestecke und Tafelgeräte; Tafelgeschirre und Gläser. Dann folgen die Artikel der Nahrungsmittelbranche: Konserven, Schokoladen, Marzipane, Weine, Liköre.



Photographische Amateur-Aufnahme mit Apparat der Ica A.-G., Dresden.

Ferner alles das, was im besonderen unseren Damen Freude macht: Erzeugnisse der Konfektion, Pelzwaren, Schirme, Stöcke und Fächer. Die Bestandteile des Toilettentisches, Parfüms und Seifen; kosmetische Artikel und dergleichen. Auch Galanteriewaren, Gold- und Silberwaren, Schmucksachen, Lederwaren, Uhren, Papiere und optische Artikel. Im Anschluß daran Spielsachen und Puppen für die Kinder. Pianinos und sonstige Musikinstrumente fehlen schließlich ebensowenig wie all die Gegenstände, die dem Wintersport dienen. Den Beschluß machen Reiseartikel und photographische Apparate.

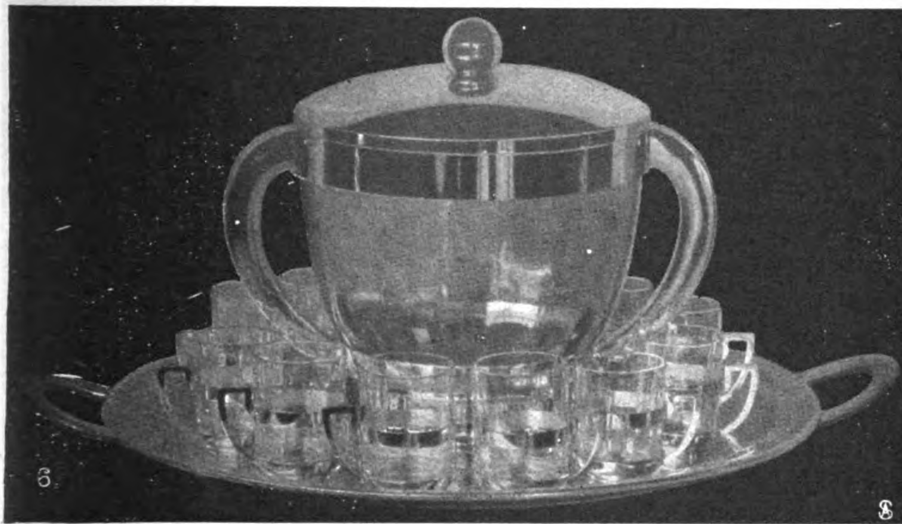
So hoffen wir, vielen etwas zu geben und manche anzuregen, durch Bestellungen und Einkäufe die Qualitätsarbeit deutscher Exportindustrie kennen zu lernen.

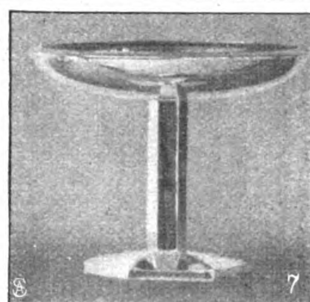
Unsere Möbelindustrie, die vor ein bis zwei Menschenaltern noch durchaus von Frankreich und zum Teil von England abhängig war, ist seitdem zu absoluter Selbständigkeit gediehen. Eine erdrückende Überfülle großer und guter Möbelfabriken oder besser gesagt Werkstätten für Raum-



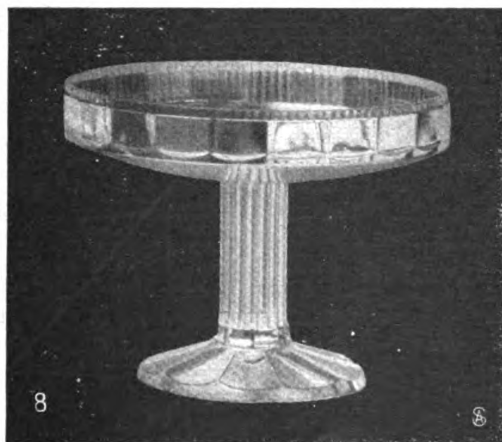














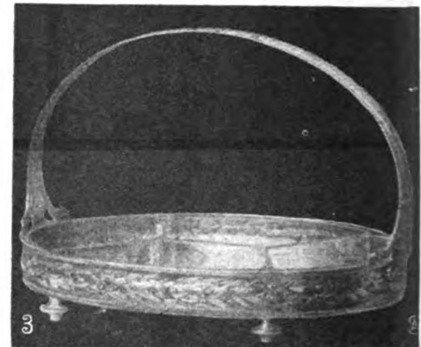
KUNSTGEWERBLICHE EINFACHE ZIERPLASTIK UND METALLARBEITEN

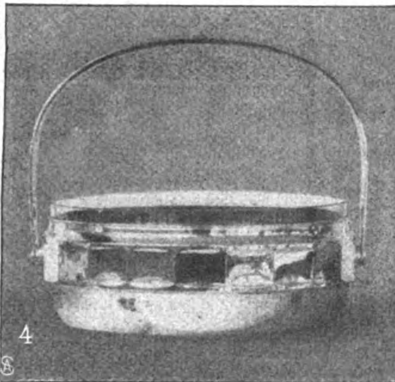
1—5. Keramische Kleinplastik (Wiener Kunstfayencen) von H. F. Kirsch, Wien XIII, Mosbachergasse 18; 6, 7, 8. Arbeiten von F.W. Quist, Metallwarenfabrik, Eßlingen a. N.

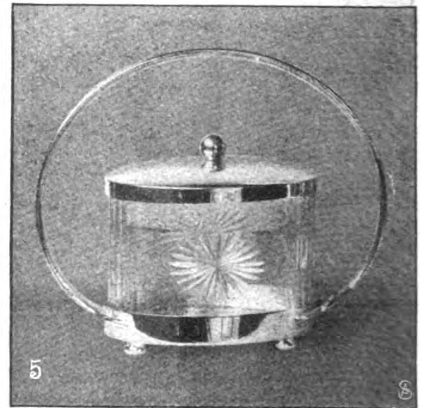
kunst stehen dem Geber hier zur Verfügung. Die Berliner Firma J. C. Pfaff, die seit 1824 besteht, setzt ihren Ruhm darin, nicht nur die ganz luxuriösen Einrichtungen zu liefern, die nur der Millionär erschwingen kann, sondern ebenso die eleganten Möbeleinrichtungen für den wohlhabenden Mittelstand des Bürgertums. Die Firma hat ständig etwa 120 Zimmer in vorbildlicher Weise aufgestellt, wobei sie den größten Wert auf die Zusammenwirkung der Möbel mit den Farben der Tapeten und Möbelstoffe legt. – Auf gleicher Stufe der Vollkommenheit stehen die Werkstätten Bernard Stadler in Paderborn. Auch ihre Erzeugnisse atmen Vornehmheit, vereint mit chen ist ein Haus für künstlerische Wohnungseinrichtungen, außerdem für Brunnen- und Skulpturen, für Gartenanlagen, Gobelins, antike Möbel und dergleichen. — Alfred Bühler in Stuttgart fabriziert als Spezialität Ledermöbel, Klubsessel, Sofas, Stühle nach eigenen und gegebenen Entwürfen. — Die Geschäfte von Fröhling & Lippmann (Inh. Otto Lippmann) in Stuttgart sowie Heinr. Pallenberg in Köln sind durch die Vornehmheit ihrer Fabrikate ebenso berühmt wie Flatow & Priemer in Berlin SW. — Die Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst, G. m. b. H., in Dresden-Hellerau zeichnen sich











Neuzeitliche Richtung der Metallwarenerzeugung
Arbeiten von F. W. Quist, Metallwarenfabrik, Eßlingen.

trauter Wohnlichkeit und Gemütlichkeit, und zeichnen sich durch eine ausgeglichene Formensprache aus. — Eine der ältesten Firmen dieser Branche ist die 1816 gegründete Firma Gebrüder Bauer in Breslau, die in Berlin ein großes Zweiggeschäft unterhält. Sie liefert als Spezialität Wohnungseinrichtungen teuerster Art in echten ausländischen Hölzern; Schloßeinrichtungen, Hotel- und Schiffseinrichtungen in luxuriösester Ausführung. Die Stärke dieser Firma liegt in der vornehmen, fürstlichen Art ihrer Entwürfe und in der absoluten Gediegenheit ihrer Erzeugnisse, wodurch allerdings der Preis, den der bürgerliche Mittelstand für seine Möbel anzulegen pflegt, nicht innegehalten werden kann. — Die Firma C. Buhl, Schlesische Werkstätten für christliche Kunst in Breslau, liefert aus ihrem Atelier für figürliche Bildhauerei besonders Kircheneinrichtungsstücke in jeder Stilart, daneben aber Möbelbauarbeiten nach Wunsch. — J. Doppler in München in ihren Fabrikaten durch gediegene, geschmackvolle Einfachheit aus von ausgesprochen künstlerischer Eigenart. — Die Firma W. Dittmar in Berlin C legt Wert auf gute und moderne bürgerliche Zimmereinrichtungen und ist beim guten und besseren Mittelstand beliebt zur Einrichtung neuer Wirtschaften. — Wir nennen noch einige weitere Firmen, deren Erzeugnisse auf Ausstellungen weiteren Kreisen zugänglich waren und allgemeinen Beifall gefunden haben: Georg Schoettle, Stuttgart; die Worpsweder Werkstätte (Inh. Franz Vogeler) in Tarmstedt bei Bremen; Gebr. Schöndorff, Düsseldorf; Gebrüder Schaar, Berlin; Billing & Zoller, A.-G., Karlsruhe i. B.; Saalecker Werkstätten, G. m. b. H., Saaleck bei Bad Kösen; die Deutschen Werkstätten, G. m. b. H., in Dresden-Hellerau haben Filialen in vielen Städten; Hermann Heinster jun. in Magdeburg;

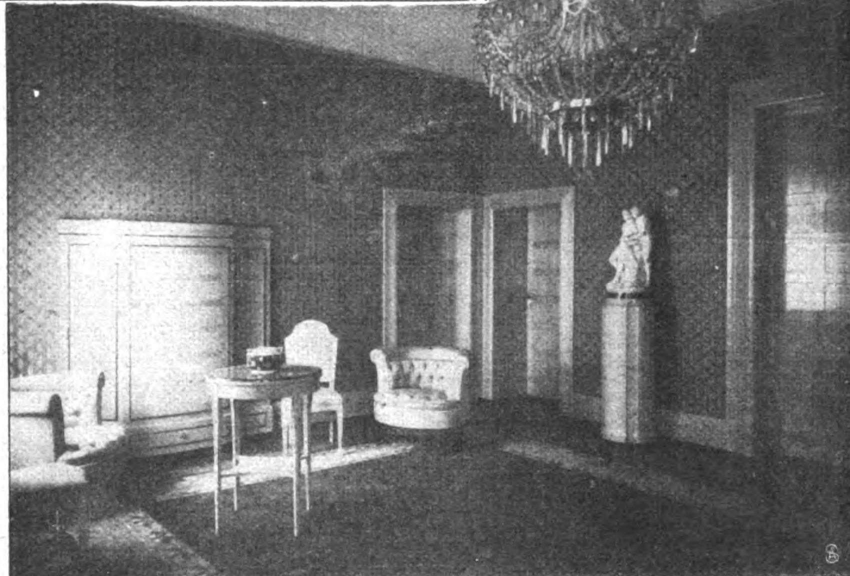
Adolf Dietler, Freiburg i. B.; Wilhelm Knoll in Stuttgart (Klubsessel); Rath & Balbach in Köln a. Rh.; Otto Vetter, Inh. Wilhelm Renz, Stuttgart; Billing & Zoller, Karlsruhe i. B.; Joseph Trier in Darmstadt; Ludwig Stritzinger in Darmstadt; Langenölser Ausziehtisch-



Neuzeitliche Wohnungskunst
nach Entwürfen von K. Bertsch.

und Möbelfabrik A. Hainke in Langenöls; A. Kiemle (Inhaber J. Kiemle), Karlsruhe in Baden; A. Kröning, Berlin SW; Victor Klöpper, München (Klubmöbel); Carl Emil Weise, Finsterwalde N.-L. (hochmoderne Luxusmöbel, Tische aller Art usw.). Die Firma Friedrich Heger in Rabenau (Sachsen) liefert als Spezialität Sitzmöbel in allen Ausführungen und Holzarten, im besonderen einen zerlegbaren Export-Stuhl. Endlich sei noch die Firma Eugen Zimmermann in Berlin genannt, die feuersichere und tropenfeste Bureaumöbel aus Stahl fabriziert. Mey & Edlich in Leipzig-Plagwitz liefern Kleinmöbel, wie Kindermöbel, Versand-, Klapp- und Schaukelstühle. — Endlich ist die Firma P. Raddatz & Co. in Berlin eine bequeme Bezugsquelle für Korbmöbel und Gartenmöbel. —

Nächst den Möbeln, die ja vor allem bei Neueinrichtung eines Haushaltes Beachtung verlangen, sind es die Beleuchtungsartikel, wie Kronleuchter und Lampen, die als Geschenke in Betracht kommen. Hier hat nun die elektrische Industrie geradezu umwälzend gewirkt. Während bei der alten Petroleum- und Gaskrone bzw. -Lampe der Leuchtkörper, die Flamme, stets nach oben gerichtet war und dadurch die Grundform des stehenden Lichtes gegeben war, ist die elektrische Lampe an keine Richtung weiter gebunden, da sie nach unten und seitwärts leuchten kann. Ihr ist die Gasindustrie seit der Erfindung des hängenden Glühstrumpfes wenigstens in einer Richtung nachgekommen, so daß jetzt eine reiche Mannigfaltigkeit der Formen vorhanden ist. Dadurch sind außerordentlich geschmackvolle Anordnungen möglich geworden, die der Erfindungsgabe der Künstler reichen Spielraum gestatten. — Die Firma Küppers & Heynen in Berlin liefert als Spezialität Tisch- und Ständerlampen nach japanischem Muster sowie neuzeitliche Lichtträger aus Marmor, Porzellan, Bronze, Eisen, Holz und Seide. — J. H. Lußmann Söhne in Frankfurt a. M. liefern aparte, äußerst geschmackvolle



Neuzeitliche Wohnungskunst nach Entwürfen von Prof. Niemeyer.
Ausgeführt durch die Deutschen Werkstätten für Handwerkskunst, Dresden-Hellerau.

und stilreine Beleuchtungskörper nach Originalentwürfen und kommen allen Spezialwünschen nach. — Ebenso ist die Firma K. A. Seifert in Mügeln bei Dresden beliebt wegen ihrer eigenartigen kunstgewerblichen Beleuchtungskörper. — Desgleichen Nickel & Fleischmann, Inhaber Pickenbach, in Berlin, deren Spezialität Bronzeguß und Treibarbeiten sind. — Auch die Firma G. Krüger in Berlin zeichnet sich durch die

Eleganz und vornehme Erscheinung ihrer Arbeiten aus. — Eine Sonderfirma für Figuren, die als Träger für elektrische Beleuchtung dienen, ist das Geschäft von Reps & Trinte in Magdeburg, deren Fabrikate entzückend sind. Gerade diese Vereinigung von Lichtträgern und plastischem Schmuck wirkt anheimelnd. — Die Beleuchtungskörper der Isis-Werke, A.-G., in Nürnberg lassen vor allem den Fabrikcharakter vollständig vermissen und wirken so rein künstlerisch in ihrer eigenartigen Auffassung. — Hugo Berger in Schmalkalden i. Thür. liefert u. a. neben sog. Siegfried-Leuchtern alle denkbaren Arbeiten aus grauem Schmiedeeisen in modernen und mittelalterlichen Motiven. — Vollendete Arbeit bei günstiger Preisstellung geben Theodor Holländer & Co., G. m. b. H., in München, deren Metallarbeiten einen frischen, vornehmen Zug atmen. — Auch die Sächsische Bronzewarenfabrik A.-G. in Wurzen zeichnet sich durch Eleganz und Solidität ihrer Arbeiten aus, die der elektrischen Beleuchtung dienen. — Beleuchtungsartikel jeder Richtung liefern ferner die Glashüttenwerke „Phönix", G. m. b. H., zu Penzig in Schlesien. Die Lampenfabrik W. F. Wenzel Nachf. in Soest (Westfalen) führt als Spezialität Tisch- und Hängelampen aus Messing, Onyx und Majolika. Zu erwähnen ist noch die Sächsische Glasraffinerie, Lampen- und Metallwaren-Fabrik, G. m. b. H., in Radeberg in Sachsen, deren Spezialität u. a. dekorierte Lampenschirme sind. Die Firma Schwintzer & Graeff, Berlin S., führt als Spezialartikel elektrische Kronen mit aufrechtstehenden Glühlampen, die durch weiße Milchglasschalen abgeblendet sind und infolgedessen ein sehr warmes und für das Auge angenehmes Licht geben. Die Arbeiten zeichnen sich durch gefällige Formen aus und dienen jeder Wohnung zur Zierde. Weitere Firmen für elektrische Beleuchtung, deren Ruf seit Jahren gesichert ist, und deren Name zum Teil in der ganzen Welt bekannt ist, sind: Die Aktiengesellschaft vorm. J. C. Spinn & Sohn in Berlin, die Aktiengesellschaft Schäffer & Walker in Berlin, H. Frost & Söhne in Berlin, Fritz Kallmeyer in Bremen, Friedrich Lanz in Karlsruhe i. B., Magdeburgische Elektrizitätsgesellschaft Thormeyer & Co. in Magdeburg, Paul Stotz & Otto Schlee in Stuttgart, Wilhelm & Co. in München, Franz R. Conrad in Berlin SO. —

Wir kommen nun zu unserer modernen Koch- und Heizindustrie, soweit sie den Haushalt der Familie berührt. In den größeren Städten ist der alte Kochherd, der mit Holz und Kohle geheizt wurde, längst fast ganz verschwunden. Der Gasherd beherrscht die Situation durchaus und ist selbst dahin gedrungen, wo früher der Petroleumkocher unbeschränkter Herr war, nämlich in die Wohnung einzelner Personen. Es gibt jetzt außer den einfachen Kochplatten mit ein bis vier Löchern und etlichen Wärmvorrichtungen Gasbratöfen der verschiedensten Konstruktion; zum Einstellen von Bratpfannen, zum Braten am Spieß, mit und ohne Uhr- oder Räderwerk, Backöfen und allen Raffinements einer feineren Küche. Daneben sind vorzügliche Spiritusgas-Handkocher im Handel, die besonders da gern gekauft werden, wo Gasleitung noch nicht vorhanden ist. Auch haben sie gegenüber dem alten Petro-



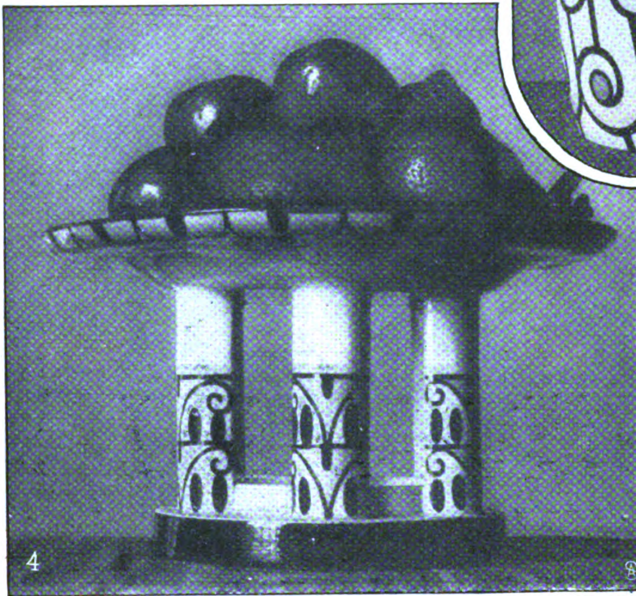
Innenraum. Entwurf Karl Bertsch.
Deutsche Werkstätten für Handwerkskunst, Dresden-Hellerau.

Deutsche Terrakotta Wiener Fayence und Sächsisch. Kunstglas









1 u. 2. Terrakotten von Bernhard Bertram, Lüftelberg bei Bonn am Rhein.

3 u. 4. Wiener Keramik von H. F. Kirsch, Wien XIII/2, Mosbachergasse Nr. 18.

5. Ueberfanggläser, abgeätzt, mit Schleifrad bearbeitet, von Beckmann & Weis, Luxusglasfabrik, Mügeln bei Dresden.



leumkocher den Vorzug der Geruchlosigkeit. Doch auch diese sind in moderner Ausführung auf dem Markt und können stets da empfohlen werden, wo eine sorgsame Hand den Ofen überwacht oder Petroleum billiger und leichter erreichbar ist als Spiritus. Ganz modern sind selbstverständlich elektrische Öfen; leider noch zu teuer im Gebrauch, um Allgemeingut zu werden. Daneben aber hat sich der Petroleumofen neuerdings ein weites Feld erobert, gewissermaßen als Zusatz zu den gewöhnlich nicht richtig beheizten Zentralheizungen moderner Wohnungen. Er hat im Vergleich zum Gasofen den bequemeren Vorzug der größeren Beweglichkeit. Dazu kommen die Heizöfen für Kohle und Koks verschiedener Systeme. An Bezugsquellen für diese Kochapparate ist große Auswahl vorhanden. Wir nennen: Anhaltische Gaskochapparate-Fabrik Schöhl & Pape in Harzgerode, Zentrale für Spiritus-Apparate, G. m. b. H., in Leipzig, Elektrizitätsgesellschaft Sanitas in Berlin, Maschinenfabrik Bremen, G. m. b. H., in Bremen, Metallwarenfabrik Meyer & Niß, G. m. b. H., in Bergedorf, Vereinigte Eschebachsche Werke A.-G. in Dresden, Weintraud & Co. G. m. b. H. in Offenbach a. M. Auch die bekannte Firma Dr. Richard Heilbrun, Fabrik elektrischer Apparate in Berlin, liefert elektrische Heizwärmer, die als Bettwärmer praktische Dienste leisten. Namentlich in Ländern mit feuchtem oder kaltem Klima oder für Kranke dürfte dieser Apparat gut zu gebrauchen sein.

Was die Kochgeschirre anbelangt, so sind hier nach alter Kochgewohnheit verschiedene Gruppen zu unterscheiden. Für gewisse Zwecke werden Kupferkessel vorgezogen, für Bratpfannen u. a. Eisenware, für Schmortöpfe, Wasserkessel u. dergl. emaillierte Ware. Neuerdings ist Aluminiumgeschirr sehr beliebt geworden, weil es neben der Leichtigkeit der Reinhaltung vorteilhaft aussieht. Zum Braten von Geflügel und auch zu anderen Zwecken nimmt von jeher Steingutware den ersten Platz ein. Auch Porzellan ist wegen seiner großen Sauberkeit ein für Kochgefäße äußerst beliebtes Material geworden, das in vorzüglicher Qualität und in großer Haltbarkeit hergestellt wird. Für Aluminiumgeschirr nennen wir: die Aluminitwerke Leonhardts Spezial-Aluminiumputz in Godesberg a. Rh., die „Alu"-miniumwarenfabrik Ambos G. m. b. H. in Dresden, die Aluminiumwarenfabrik „Saxonia" Weißbach & Stiehler in Raschau, die Aluminiumwarenfabrik Seesen G. m. b. H. in Seesen, die Aluminiumwaren-Industrie G. m. b. H. in Schierstein und Berlin, das Aluminiumwerk Carl Albrecht in Göttingen und das Aluminiumwerk Gößnitz F. W. Müller & Co. in Gößnitz; ferner die Bayerische Aluminium- und Metallwaren-Fabrik Com. Ges. in Freising, Bergs Victoria-Aluminiumwaren-Werke G. m. b. H. in Lüdenscheid, die Hallesche Aluminiumwaren-Fabrik und Metalldrückerei Vöttiner & Elste in Halle a. S., das Harzer Aluminiumwerk Erich Harzberg in Gernrode, die Süddeutschen Aluminiumwerke Baier & Co. in Mannheim, die Süddeutsche Metallwarenfabrik G. m. b. H. in Mußbach. Für Nickelgeschirr sind folgende Firmen erwähnenswert: Gebr. Arndt in Quedlinburg am Harz, Basse & Fischer G. m. b. H. in Lüdenscheid, Gebrüder Bing A.-G. in Nürnberg, F. R. Dennert & Co. in Quedlinburg a. H., die Dessauer Kunsttöpferei G. m. b. H. in Colditz i. S., Kallmeyer & Harjes in Gotha, Gebr. Schiffmann in Leipzig und die Vereinigten Deutschen Nickelwerke A.-G. in Schwerte i. W. — Das Alexanderwerk A. v. d. Nahmer A.-G. in Remscheid-Berlin S. wird viel genannt wegen seiner s.g. Alexander-Stahl-Aluminium-Kochgeschirre. Feuerfeste Porzellan- und Steingutkochgeschirre sind gleichfalls in einer großen Reihe von Fabriken zu haben. Wir nennen die Porzellanfabrik Weiden Gebr. Bauscher G. m. b. H. in Weiden (Bayern); ferner die Cölln-Meißner Ofenfabrik „Saxonia" G. m. b. H. in Meißen, die die bekannten feuerfesten Meißner Tonkochgeschirre







Terrakotta-Vasen
von Bernh. Bertram, Lüftelberg bei Bonn,
Post Meckenheim (Bez. Köln).

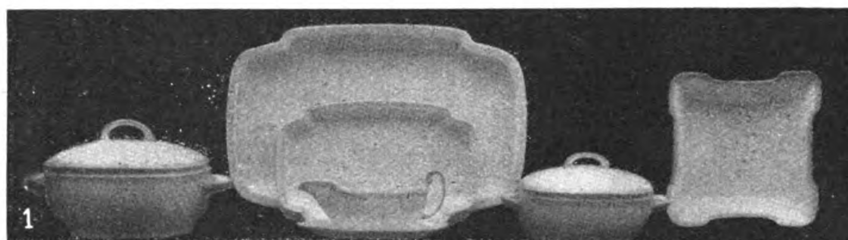
DEUTSCHES PORZELLAN UND MODERNES STEINGUT FÜR DEN FAMILIENTISCH UND DIE KÜCHE

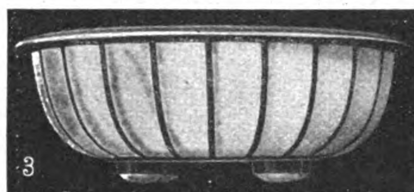
1—3. Porzellan von Lorenz und Frabe, Selb i. Bayern. 4—8. Erzeugnisse der Steingutfabrik Vordamm G.m.b.H., Vordamm a. d. Ostbahn.

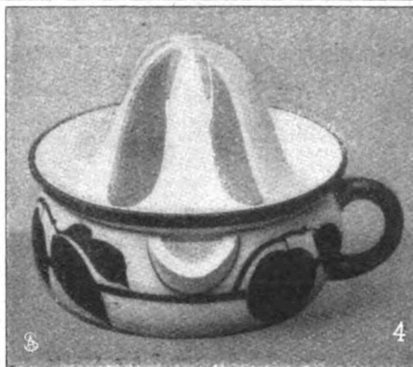



liefert, Bernhard Lotze & Ernst in Vaake a. d. Weser, Villeroy & Boch in Mettlach und die Württembergische Porzellan-Manufaktur C. M. Bauer & Pfeiffer in Schorndorf bei Stuttgart.

Unendlich groß ist das weite Gebiet der Haushaltungsapparate, die so recht als Gaben sich eignen für den Weihnachtstisch der Hausfrau. Da sind neben den Konservengläsern, Kochkisten, Speiseglocken, Speiseschränkchen und Wasserfiltern vor allem die praktischen Thermosflaschen und -Gefäße, die von der Thermos-Gesellschaft m. b. H. in Berlin W. mit so großem Erfolg in den Handel gebracht worden sind. Sie ermöglichen ein Heißhalten der Speisen auf halbe und ganze Tage, ohne ihnen irgendwie den Wohlgeschmack zu nehmen. Da gibt es Fruchtsaftpressen und -Filter, Schälmaschinen für Rettiche und Kartoffeln, Bohnenschneidemaschinen, Haushalts-Buttermaschinen, Kirschenentkerner, Eismaschinen, Knochenmühlen und Fleischmaschinen zum Wurstmachen; Waschmaschinen, Wäschetrockner, Wäschepressen und dergl. Da sind Besen- und Fegmaschinen, Eierschneider, Fischschupper, Aluminiumtrommeln zum Frischrösten altbackener Brötchen, Küchenwagen, Mayonnaiseschüsseln, Schneeschlagemaschinen, Flaschenentkorker, Brotschneidemaschinen, Fleischsaftpressen, Messerputzmaschinen, Back-, Kuchen- und Pastetenformen. Es gibt in dieser Hinsicht eine Legion Möglichkeiten, als Geber die Hausfrau zu erfreuen. Von Spezialhaushaltgegenständen erwähnen wir einen Apfelsinenbohrer, der das unbequeme Abschälen der Apfelsinen erspart. Er wird von Heinrich Baensch in Lettin bei Halle a. S. hergestellt und dürfte vielen Freude machen. Der Seifenspender Nipson für flüssige Seife ist praktisch und handlich. Man bezieht ihn von Alfred Wahl G. m. b. H. in Freiburg i. B. Die Firma Johs. H. Noldt in Berlin bringt als Neuheit den Schnellwäschetrockner Taube auf den Markt, der in jedem Haushalt bald unentbehrlich sein dürfte, Die Firma Winkhaus & Co., G. m. b. H., in Berlin führt eine Wäschepresse Halloh, die sich schon seit einigen Jahren bewährt hat. Die Firma R. v. Hünersdorff Nachf. in Stuttgart bringt als Neuheit eine Messerputzmaschine „Triumph“ auf den Markt, einen amerikanischen Quirltopf, eine „Astra“-Universalmaschine, die Kartoffeln, Gurken und Kohlrabi in Scheiben schneidet, Kartoffeln und Semmeln mahlt und Knollenfrüchte in kleine Streifen zerteilt. Sie führt einen Patent-Brat-, Koch- und Backapparat „Hurra“ für Gas, Spiritus und Petroleum, der jedes Mißlingen ausschließt. Außerdem noch eine große Anzahl weiterer praktischer Haushalt- und Küchengeräte, wahre Heinzelmännchen für die Küchenarbeit. Wir nennen ferner noch aus der großen Menge von Geschäften einige — alle zu bringen verbietet der Raum —: Bayerische Metallwarenfabrik G. m. b. H. in Nürnberg, M. Bentz in Dresden, Blech- und Metallwarenfabrik M. Herczka & Co. in Zwickau, Paul Daimler in Stuttgart, H. Dornheim in Leipzig-Reudnitz, Erste Remscheider Kaffeemühlenfabrik M. Friedrich & Sohn in Remscheid-Hasten, Artur Faber vormals Gutbrod & Co. in Bietigheim, Fuldaer Stanz- u. Emaillierwerke F. C. Bellinger in Fulda, Haeser & Brodt, Holzwarenfabrik in Leubsdorf i. S., Max Knobloch in Döbeln i. Sa., J. G. Leistner in Chemnitz, Lippspringer Holzwarenfabrik A.-G. in Lippspringe i. W., Gebr. Lohoff in Tettenborn i. Harz, Oberlausitzer Eisen- und Blechwarenfabrik Eiselt & Ihm in Oberkunewalde, Fritz Raupach in Pulsnitz i. Sa. und Elberfeld, Gebrüder Richter in Leubsdorf i. Sa., Schlesische Blechwarenstanzwerke

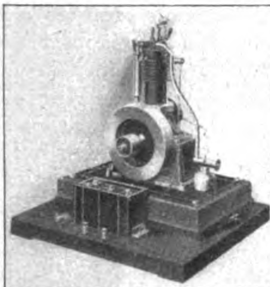




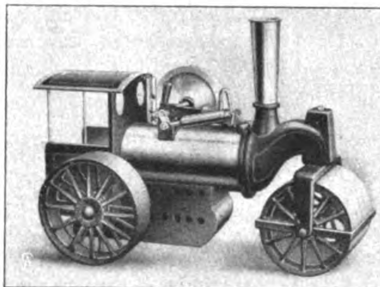


1 u. 2. Modernes Porzellan von Lorenz u. Frabe, Selb i. Bayern. 3. Steingutschale der Steingutfabrik Vordamm G.m.b.H., Vordamm a. d. Ostb. 4. Apfelsinenpresse der Porzellan-Manufaktur Heinrich Baensch, Lettin b. Halle a. S.





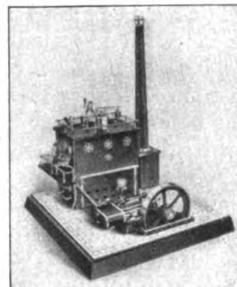
Explosionsmotor für Gas oder Benzin mit Wasserkühlung.



Dampfstraßenwalze in neuer Ausführung.

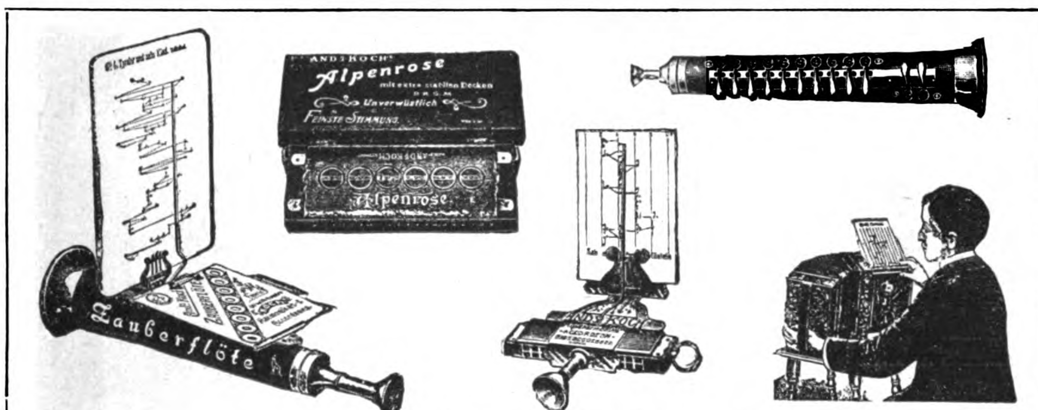


Heißluftmotor mit Ventilator.

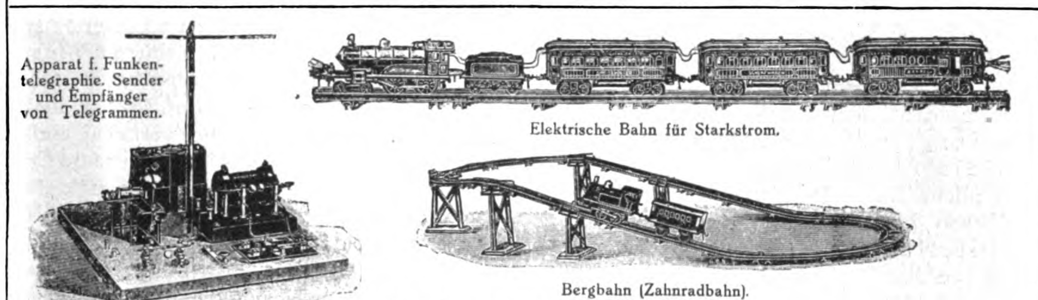


Maschine mit nebeneinander gelagert. Hoch- u. Niederdruck-Zyl.

Gebr. Bing A. G., Nürnberg.



Kinder-Musikinstrumente von Ands. Koch, Harmonika-Fabriken, Trossingen, Württemberg.



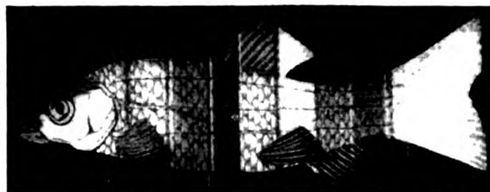
Apparat f. Funkentelegraphie. Sender und Empfänger von Telegrammen.

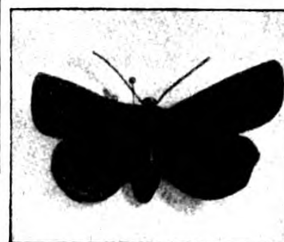
Elektrische Bahn für Starkstrom.

Bergbahn (Zahnradbahn).

Gebr. Bing A. G., Nürnberg.







Marga Eschenbach und Anne Poll, München,
Werkstätten für künstl. Spielzeug und Lehrmittel.

MODERNES KINDERSPIELZEUG.

Albin Müller in Breslau, Schneidemaschinenfabrik Graff & Stein G. m. b. H. in Witten-Ruhr, Vereinigte Ahlen-Gelsenkirchener Stanz- und Emaillierwerke, Weintraud & Co. G. m. b. H. in Offenbach a. M., Robert Zassenhaus in Schwelm i. W. (für Kaffee- und Pfeffermühlen).

Sehr beliebt als Gaben für den Weihnachtstisch sind ferner die metallenen Tafelgeräte, vor allem aber die echten oder versilberten Bestecke. Hierher gehören auch die Obstschalen, Menagen, Messerständer, Butter- und Käsedosen. Sodann aber die Metallbowlen, Kaffee- und Teeservice und endlich die Rauchservice. So führt die Firma Dresdner Treibkunst Wetzig & Roschke in Dresden-N. in Messing getriebene Bowlen und Rauchtischchen und eisengehämmerte Rauchständer von ganz prächtiger Wirkung; Konfektschalen aus emailliertem Goldmessing und ebensolche Kakesdosen; Leuchter und andere Tafel- bzw. Luxusgegenstände aus Messing, Kupfer und Eisen. F. W. Quist in Eßlingen a N. bringt gleichfalls gediegene und geschmackvoll ausgeführte Fabrikate. Uns liegen herrliche Tafeldekorationen vor, Obstschalen und Leuchter in würdigster Ausstattung. Die Württ. Metallporzellan-Fabrik Deutsch & Co. in Schwäb. Gmünd führt höchst eigenartige Kaffee-, Tee- und Rahmservice, Tassen, Vasen, Jardinieren usw. aus Feinsilber, das mit Porzellan verschmolzen ist. Die bekannte Firma J. P. Kayser Sohn in Krefeld bringt versilberte und Zinn-Tafelgeräte in stets hervorragenden Neuheiten. Ihre handgetriebenen Erzeugnisse sind ebenso berühmt wie das in der ganzen Welt gern gekaufte Kayserzinn. Andere weltbekannte Firmen sind J. A. Henckels in Solingen, deren Messer und Scheren bekanntlich Weltruf haben. Auch die beiden Solinger Firmen Karl Wüsthof und Eduard Wüsthof haben jederzeit einen sicheren Platz in der deutschen Industrie behauptet. Die Württembergische Metallwarenfabrik A.-G. in Geislingen hat von jeher neben Tafelgeräten vor allem Tafelbestecke in größter Auswahl geführt. Ebenso bekannt ist P. Bruckmann & Söhne in Heilbronn a. N., deren Groß- und Kleinsilberwaren und Bestecke in echt Silber und in versilbertem Alfenide sich eines großen Freundeskreises erfreuen. Die Firma Adolf Ladwig Ww. in Göppingen in Württemberg bringt Tafelgeräte aus Nickel, die viel Liebhaber finden. Allgemein beliebt sind ferner die Erzeugnisse der Vereinigten Nickel-Werke A.-G. vormals Westfälisches Nickelwalzwerk Fleitmann, Witte & Co. in Schwerte i. W. Auch sie führen neben Bestecken, Kaffee- und Teeservicen viel andere Artikel, darunter höchst geschmackvolle Eierkocher für die Tafel. Wir nennen auch noch die Schwäbische Metallwarenfabrik, G. m. b. H., in Unterlenningen-Teck (Württbg.). Auch ihre Nickelwaren sind preiswert und gut. Taschenmesser, Scheren, Bestecke bezieht man auch in guter Ausführung von Herm. Konejung in Solingen. Wir machen bei dieser Gelegenheit auch noch auf die großen Berliner Firmen Paul Erhardt & Co. und Heinrich Körner aufmerksam, auf letztere besonders für Nickelwaren aller Art.

Für Tafelgeschirre ist naturgemäß die Auswahl besonders groß. Eine fast unübersehbare Reihe von Fabriken ist dauernd damit beschäftigt, durch stets neue Muster Käufer heranzuholen, durch stets neue Arbeit ihrer Künstler das Publikum zu feinerem Kunstempfinden zu erziehen. Die Königlichen Porzellanfabriken in Berlin und Meißen sowie die zu Nymphenburg bedürfen keiner besonderen Erwähnung, sie haben historischen Ruhm, ihre Erzeugnisse sind das Beste, was Deutschland an Porzellangeschirren hervorbringt. Eine Reihe anderer kleinerer Fabriken schließt sich ihnen würdig an und liefert schöne und vornehme dekorative Tafelgeschirre. Wir nennen die Kunstgewerbliche Anstalt Lorenz & Frabe in Selb (Bayern), deren neue Muster „Turin", „Silva" und „Nora" vornehm einfache Wirkung haben. Zu erwähnen ist die dezente Dekorierung der Service, die jede Überladung vermeidet. Auch die schon einmal genannte Firma Heinrich Baensch in Lettin bei Halle a. S. liefert wundervolle kobaltverzierte Porzellansachen, deren Wirkung groß ist. Glasur und Scherben der Muster sind erster Qualität. Wir heben noch einige Fabriken hervor, deren Erzeugnisse sich durch Eigenart und Geschmack auszeichnen. Es sind die Neue Porzellan-Fabrik Tettau, E. G. m. b. H., zu Tettau in Bayern, Möller & Dippe in Unterköditz i. Th., Greiner & Herda in Oberkotzau (Bayern). Richard Waldapfel in Geringswalde liefert als Spezialität Perlmutterdekor, Silber und Gold und führt vor allem Tassen, Kaffee- und Teeservice und dergleichen. Die Porzellanfabrik Sorau, G. m. b. H., in Sorau N.-L. führt weiße und dekorierte Gebrauchsgeschirre. Wir nennen noch: Die Königsee'er Porzellanfabrik Gebr. Beck & Glaser in Königssee in Thür.; Julius Hering & Sohn in Koppelsdorf bei Sonneberg in Thür., Swaine & Co. in Hüttensteinach S.-M., die Manebacher Porzellan-Manufaktur in Manebach in Thür. (besonders Küchen-



Reichverziertes **Grammophon** von den Polyphon-Musikwerken A. G. Wahren-Leipzig.

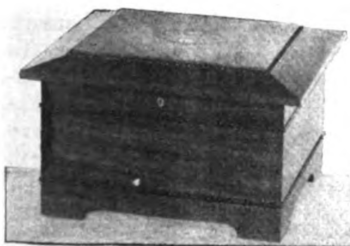
geschirre), endlich die Fürstenberger Porzellan-Fabrik in Fürstenberg a. d. Weser und die Porzellanfabrik Marktredwitz, Jaeger & Co. in Marktredwitz in Bayern.

Die derberen, dabei aber im Geschmack weicheren Fayencegeschirre sind zumeist lebhafter dekoriert, da die Ausschmückung der Geschirre auf der Steingutglasur wärmer steht als auf dem kühleren Porzellan und seinem kälteren Glanz. Wir nennen an erster Stelle die Weltfirma Villeroy & Boch zu Mettlach, deren Fabrikate keiner Empfehlung bedürfen. Ihre Erzeugnisse gehören zu den besten, was die deutsche keramische Industrie hervorbringt. Auch in Bierkrügen und Bowlen liefert sie Hervorragendes in jedem Genre. Die deutsche moderne Keramik hat sich überhaupt guten Ruf erworben. Ihre Werke sind vernehm und gediegen und vermeiden bei aller dem Material erlaubten Buntheit und Vielfarbigkeit Überladung. Wir nennen von Einzelfirmen noch die Steingutfabrik Vordamm G. m. b. H. in Vordamm (Ostbahn), deren Erzeugnisse jedem Freude machen werden. Sauer & Roloff, G. m. b. H., in Neuhaldensleben liefern gute Steingutgebrauchsgeschirre, darunter besonders Küchengarnituren und leichteste Gebrauchsgeschirre. Die Steingutfabrik Grünstadt A.-G. in Grünstadt (Rheinpfalz) fabriziert vor allem Wasch- und Tafelgeschirre in geschmackvoller Majolikaausführung und Exporttassen in Unterglasur-Dekoration. Wir erwähnen noch die Berliner Firma F. A. Schumann, Berlin W. 8, für den Bezug von Porzellan, Steingut und Glaswaren aller Art. —

Nichts schmückt die Tafel herrlicher als schöne Kristallgläser, in denen der perlende Wein erst recht seine volle Geltung erhält. Sie zu schenken, gewährt besondere Freude, da sie sogleich am Festabend in Gebrauch genommen werden können und mit ihrem Glanz und Schimmer die Freude des Festes erhöhen. Die Zahl der Glasfabriken ist wohl gleich der der Porzellan- und Steingutfabriken, und es wäre wie vorhin ein hoffnungsloses Beginnen, auch nur eine Auswahl der Firmen zu treffen. Wir können nur aufs Geratewohl etliche nennen, ohne Vollständigkeit auch nur im geringsten anzustreben. Neben den einfacheren Glasgarnituren kommen die mit großem Schliff in Betracht und dann die einzelnen Prunkgläser. Fritz Heckert in Petersdorf im Riesengebirge ist eine der ersten und bekanntesten Glashütten, deren vollendete Arbeiten allseitig anerkannt sind. Ihre Fabrikate umfassen außer Trinkgläsern auch Luxusgläser aller Art, Jardinieren aus besten geschliffenen Gläsern, Dosen und Luxusglasartikel jeden Genres. Die modernen Tafelservice der Firma J. Gistl in Frauenau in Bayern gewähren auf einer gedeckten Tafel einen ganz vorzüglichen Eindruck, der durch die elegante Form im Verein mit dem hervorragend guten Schliff hervorgerufen wird. Die Weingarnituren, Likörsätze und Biergläser dieser Firma sind alle gleich lobenswert. Die Fenner Glashütte, vorm. Raspiller & Co., G. m. b. H., in Louisenthal-Saar bei Saarbrücken fabriziert prächtige Kollektionen an Hohl-, Preß- und Schleifglas. Die Kristallglas-Hüttenwerke Rückers F. Rohrbach & Carl Böhme in Rückers in Schlesien liefert feinstes Kristallglas für Luxus und praktischen Gebrauch in einfacher bis allerschwerster Schliffausführung. Ihre Muster wetteifern mit den besten Glaswaren aller Fabriken. Die Rheinische Glashütten A.-G., Köln-Ehrenfeld, führt speziell Preßkristallservice in schöner leichter Ausführung. Vasen, Römer, Kelche und Becher führt die Ichendorfer Glashütte m. b. H. in Ichendorf, Bez. Köln; Bierseidel und dergl. die Fabrik Dresdener Bierseidel, Lorenz & Co., in Dresden, ebenso die Firma Wilh. Arenz in Hagen i. W.; dekorierte Becher mit Buchstaben die Gifhorner Glasmanufaktur Rudolf Fleck, Gifhorn Prov. Hannover. Die Firma J. Ilch, Palme, Ruhland O.-L., führt besonders Bier-, Wein- und Likörservice, Prunkbowlen und Pokale, Seidel und Ulkbecher, wie auch Franz Grohmann in Groß-Okulla bei Dresden seine Spezialität in dekorierten Bierservicen sucht.

Zu den Porzellan- und Glaswaren gehören auch die Nahrungsmittel, soweit sie für den Export in Betracht kommen, also vor allem Konserven, Schokolade und Liköre. Die Weinproduktion Deutschlands haben wir schon in mehreren Artikeln besonders behandelt, so daß wir darauf verweisen können.

Unübertrefflich sind an Güte und Ausstattung unsere großen Schokoladenfirmen, deren Fabrikate die Freude aller Freunde von Süßigkeiten sind. Hier brauchen wir nur die Namen nennen, um die Vorstellung von Gutem und Vortrefflichem auszulösen: Theodor Hildebrand & Sohn,



Trichterl. Grammophon im Kasten.



Trichterlos. Grammophon mit off. Kasten.



Ausführung mit offener Platte.

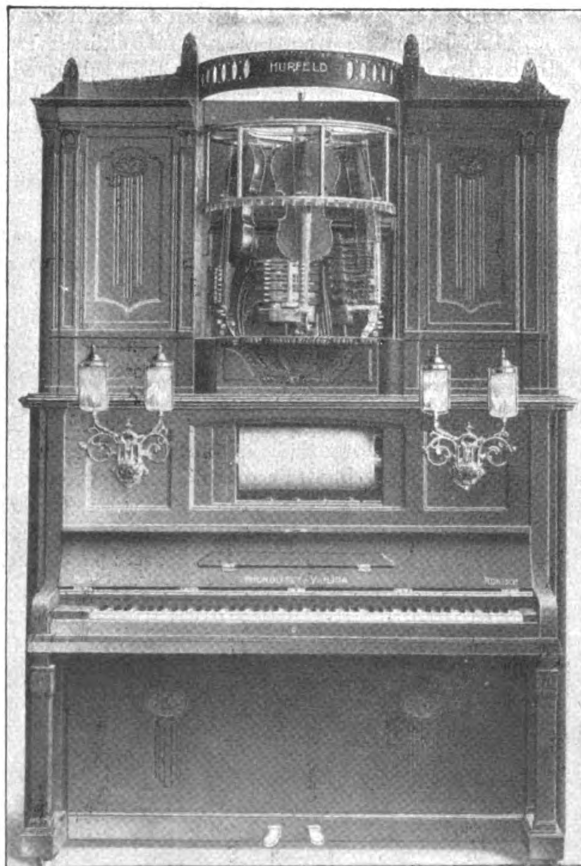
Moderne Grammophone der Polyphon-Musikwerke A. G., Wahren-Leipzig.

in Berlin N, Hartwig & Vogel A. G. in Dresden; Gebrüder Stollwerck, Köln, und Sarotti A. G. in Berlin SW. — Kakes, Biskuits und Waffeln liefert H. Bahlsens Kakesfabrik in Hannover. Leibniz-Kakes sind weltberühmt. Von Likörsorten, die sich hervorragende Stellung erworben haben, nennen wir die verschiedenen Schwarzwälder Kirschwasser, die Kornbranntweine aus Nordhausen und die Wacholderbranntweine aus Steinhagen (H. C. König und H. W. Schlichte), die allbeliebten Steinhäger, den Richtenberger Korn (J. C. Holtfreter in Richtenberg). Spezialmarken, deren Ruhm weithin verbreitet ist, sind Underberg-Boonekamp in Rheinberg (Rheinland), der kurfürstliche Magenbitter und das Goldwasser aus dem Danziger Lachs; ferner die Erzeugnisse von Hartwig Kantorowicz A.-G. in Posen, die Liköre von Carl Mampe in Berlin SW sowie besonders der Getreidekümmel der Firma J. A. Gilka in Berlin. Bequeme Bezugsquelle für Konserven und dergl. ist die berühmte Firma F. W. Borchardt in Berlin, deren Geschäft eines der größten in ganz Deutschland ist. —

Zu den Gaben, die unsere Frauen ebenfalls gern empfangen, zählen die Toilettegegenstände, wie Seifen und Parfüms mit allem Zubehör. Wir erwähnen unsere großen Geschäfte J. F. Schwarzlose Söhne in Berlin SW (gleichbedeutend mit Treu & Nuglisch in Berlin) und für Toiletteartikel und Kosmetik L. Leichner in Berlin. Die Firma F. Wolf & Sohn in Karlsruhe bringt als Neuheit das Parfüm „Niamat" zu Weihnachten auf den Markt, das infolge seines Wohlgeruches sicher Eingang in die besseren Kreise des Publikums finden wird. Hervorragende Qualität und aparte luxuriöse Ausstattung vereinen sich hier zu einem prächtigen Geschenkgegenstand. Man kann von ihnen auch alle sonstigen Toiletteartikel beziehen.



Phonola
von Ludwig Hupfeld A. G., Böhlitz-Ehrenberg bei Leipzig.



Auto-Violin-Piano
der Firma Ludwig Hupfeld A. G., Böhlitz-Ehrenberg bei Leipzig.

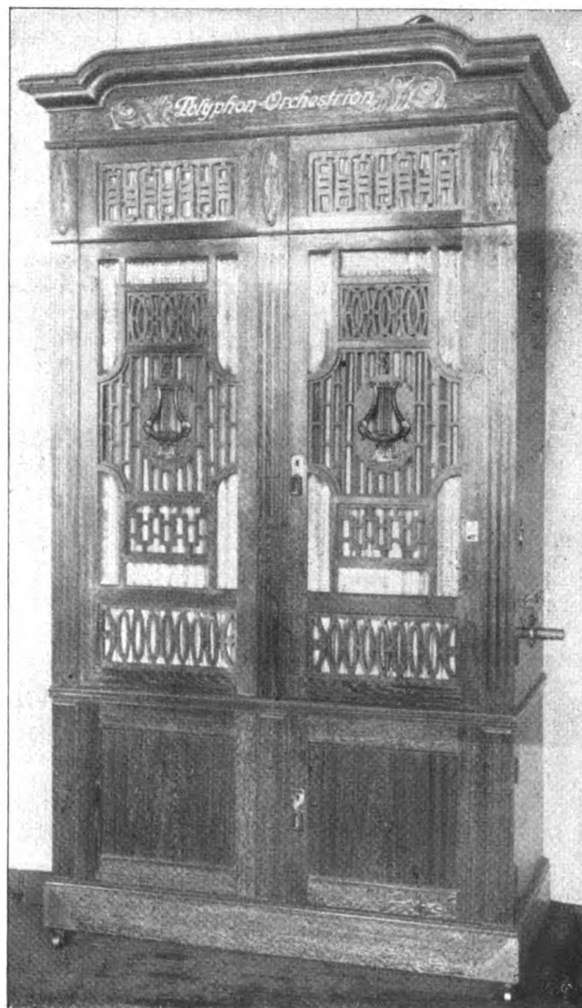
Zu den ausgesprochenen Luxusgeschenken gehören die Bronzewaren und Erzeugnisse der sonstigen Metallindustrie, deren Fabriken wir schon vorher bei Besprechung der Beleuchtungskörper zum Teil erwähnen konnten. Ebenso die Vasen aus Metall, Porzellan und Fayence, die Uhren, die goldenen und silbernen Handtäschchen nebst allen sonstigen Erzeugnissen der Gold- und Silberwarenbranche, der Lederluxuswarenfabriken, der Bijouteriefabriken, der Luxuspapierfabriken. Wir stellen auch die vielen Puppen- und Spielzeuggeschäfte in diese Reihe, da auch sie zu den Geschenken gehören, an die der Geber zunächst zu denken pflegt. So gehören Luxusgeschenke für unsere Damen und Spielwaren für unsere Kinder zusammen. Wir nennen zunächst etliche Firmen, die klassische Figuren, Büsten, Gruppen und dergleichen aus Porzellan, Marmor, Alabaster herstellen. Es sind: A. W. Fr. Kister, G. m. b. H., in Scheibe (Schwarzburg-Rudolstadt), Robert Ksionsek & Co. in Berlin und Paul Kister & Co., G. m. b. H., in Creidlitz-Coburg; Kunstgegenstände aller Art, dabei vor allem auch Terrakottauhren, fabrizieren Eichhorn & Co. in Oberlind-Sonneberg. Luxus- und Galanteriewaren verschiedensten Genres liefert die Aktiengesellschaft Gladenbeck in Berlin SW, Zinnwaren S. Lichtinger in München, Glasschreibwaren die Glaswarenfabrik Eduard Dreßler in Berlin.



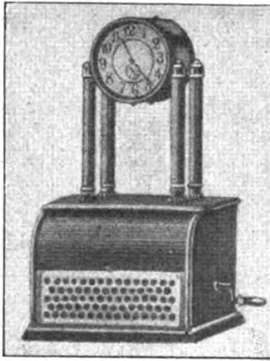
Dea-Flügel
von Ludwig Hupfeld A. G., Böhlitz-Ehrenberg bei Leipzig.

Ganz eigenartig schöne Arbeiten kommen aus dem Luxusglas-Werk Beckmann & Weis in Mügeln bei Dresden, deren Dresdener Kunstgläser infolge der naturgemäßen Stilisierung von mehreren überfangenen farbigen Glasschichten überraschend schön sind. Neben diesen Vasen mit hübschen Farbenschattierungen auf einem weiß überfangenen Kristallglas zeigen andere Gefäße der Firma wundervoll irisierende Muster und saturn-orangefarbene Dekore größter Zartheit. Bildhauer Hugo F. Kirsch in Wien modelliert künstlerisch vollendete Porzellan- und Majolikafiguren von wunderschöner Naturtreue und Zartheit. Seine Kleinplastik gehört zu dem Besten und Schönsten, was wir haben. Gebrüder Heubach A.-G. in Lichte bei Wallendorf S.-M. fabrizieren unterglasurdekorierte Tierporzellane, Vögel, Hunde etc. in überraschender Naturtreue in Haltung und Farbe. Jeder Jäger oder Naturfreund wird Freude an diesen Figuren haben, die ihm die Natur ins Zimmer zaubern. Kunst-Terrakottafabriken, die Luxusartikel in erweiterter Auswahl liefern, sind ebenfalls in großer Zahl vorhanden. Abicht & Co. in Ilmenau i. Thür. liefern Erzeugnisse von bestrickender Lieblichkeit, Carl Schmidt, Porzellanfabrik in Schleusingen i. Th., fabriziert Porzellan-Nippes-Figuren in Relief, daneben Heiligenfiguren usw. Die Sächsische Serpentingesellschaft Zöblitz i. Erzgebirge bestrebt sich, ihren Artikeln einen modern-dekorativen Zug zu verleihen; der Serpentinstein in Verbindung mit Kristallglas hat eine vorzügliche Wirkung. Klein & Shardt, Kunstterrakotten-Fabrik, in Rheinbach bei Bonn liefern eine farbenfreudige Plastik von angenehmer Wirkung. Dressel, Kister & Co. in Passau in Bayern erzeugen als Spezialität Porzellanfiguren im wiederbelebten Stile Meißens, Kopenhagens und in Elfenbein-Tönung in höchst lobenswerter Ausführung. Waldemar Stahlknecht in Neuhaldensleben zeigt als Spezialität Bronzegefäße und absolut wasserdichte Blumenkübel, daneben Büsten, Terrakotten und Wanddekorationen in Fayence und Majolika. Bernh. Bertram in Lüftelberg bei Bonn fabriziert schöne Garten-Dekorations-Artikel nach antiken Originalen, dazu alle Luxusartikel in aparter Ausführung.

Reizende Geschenke können naturgemäß in Gold- und Silberwaren gemacht werden, wie z. B. silberne Damenhandtaschen, wie sie die Firma Fritz Bemberg in Pforzheim fabriziert. Wir nennen noch für Bijouteriewaren Aug. Seitler in Schw. Gmünd, Ferdinand Weil in Pforzheim, Heinr. Haupt in Düsseldorf und Albert Huttenlocher in Eßlingen a. Neckar. Pforzheim allein beschäftigt 30,000 Arbeiter in diesem Geschäftszweige, und die dortige Industrie versteht es, sich dem Geschmack der ganzen Welt anzupassen, so daß ein jeder finden kann, was ihm gefällt. Schroth & Cie. in Heilbronn liefern Goldwaren und Ketten sowie besonders Brillantringe. H. Zwernemann in Hanau führt eine große Auswahl in den



Polyphon-Orchestrion
Polyphon-Musikwerke A. G., Wahren-Leipzig.



Uhrophon-Sprechapparat
der Firma Skala Record-Sprechapparate- u. Schallplatten-Ges. m. b. H., Wien VII, Mariahilfer Str. 32.

Bijouteriewaren vom billigsten bis zum feinsten Genre.

Gaben für unsere kleinen Freunde, die Kinder, sind, abgesehen von Bilderbüchern, am schönsten Spielsachen und Puppen. Die Firma Marga Eschenbach in München bringt Künstlergliederfische auf den Markt, die sich in der Hand wie lebendige Fische bewegen. Es wird dadurch das naturwissenschaftliche Interesse geweckt, und das Spiel ist zugleich auch Anschauungsunterricht. Auch bewegliche Schmetterlinge und Raupen sind zu haben. Weltberühmt ist die Sonneberger Spielwarenindustrie, die außer anderen Spielwaren Bleisoldaten jeden Genres hervorbringt. Es bestehen dort etwa fünfzig Fabriken und Unternehmungen, die zum Teil mit Hilfe der Hausindustrie ihre Aufträge erledigen. Wir nennen besonders die Firma Julius Dorst in Sonneberg, deren Soldaten in friderizianischer Tracht hervorragend schön ausgeführt sind. Die Waldheimer Blechspielwaren, insbesondere der Firma Georg Kühnrich, Waldheim i. Sa., zeichnen sich durch Modernität aus, ohne irgendwie unangenehm aufzufallen. Die Firma fabriziert außerdem Papiermaché-Spielwaren, Eisenbahnen usw. mit Uhrwerk und architektonisches Spielzeug. Die hessischen Spielsachen aus den Werkstätten von Prof. Conrad Sutter, Burg Breuberg bei Höchst-Neustadt i. Odenwald, nehmen eine führende Stellung ein innerhalb der Holzspielwaren, denen er ein höchst eigenartiges und geschmackvolles Aussehen gegeben hat. Die Münchener Künstler-Kaulitz-Puppen aus Gmund am Tegernsee waren wohl die ersten modernen Puppen in Deutschland und haben die Führung auf diesem Gebiet behauptet. Es sind reizende Puppen, die man fast ebenso gerne als Nippes schätzen könnte. Die Holzspielwaren-Fabrik Gebr. Schmohl in Göppingen (Württemberg) fabriziert Schaukelpferde, Gespanne, Kinder- und Puppenstühle und -tische. Carl Brandt jun. in Gößnitz (S.-A.) führt Fröbel-Spiele, Garten- und Baby-Baukasten, Städte-Baukasten und dergleichen.



Photographische Aufnahmen für Amateure
mit Apparaten der Ica-Aktiengesellschaft, Dresden, Schandauer Str. 76.



Photographische Aufnahme
mit Objektiv der Firma Hugo Meyer & Co., Görlitz, opt.-mech. Ind.-Anst.

Kinderservice in Porzellan bzw. Steingut liefern Gebr. Paris in Ober-Röditz und Königsee i. Thür. sowie Kassel & Klee in Breslau; Kinderkochherde, Küchen und Blechhausrat die Firma Gustav Fischer in Zöblitz im Erzgebirge; Puppenwagen und Schubkarren, Schaukeln und Schlitten bringt Heinrich Wagner in Grünhainichen i. Sa. Die Firma J. F. Schreiber in Eßlingen und München gibt eine Reihe von Beschäftigungsmitteln heraus, Modellierbilderbogen, Laubsägevorlagen, Ausschneidearbeiten und Klebebilder. Otto Maier in Ravensberg hat einen sicher und fest begründeten Ruf als Verlagsanstalt künstlerisch ausgestatteter Spiele. Da gibt es Ausschneideschulen, Kasten mit Bogen und Einlagen zum Ausmalen und Silhouettenschneiden, zum Ausnähen und zum Falten. Kleine Eisenbahnen und Städte aus Streichholzschachteln, Schablonenzeichnen, Stäbchenlegen, Malspiele, Pflanzensammler, Kochschule, Nähschule, Quartettspiele in großer Auswahl, Schnappspiele und Würfelspiele, daneben reizende Jahrmarktspiele, Völker-Domino. Sodann lottoartige Spiele, Brettspiele und Geduldspiele, Buchstabenspiele und sonst noch allerlei für die Kinderhand.

Die Werkstätten der Käthe-Kruse-Puppen in Charlottenburg bei Berlin liefern Stoffpuppen, die imprägniert und unverwüstlich sind. Die Puppen haben überall ausgezeichnet gefallen und werden gern gekauft, und sie sind auch wirklich eine allerliebste Miniaturausgabe unserer Kleinwelt selber, so naturgetreu und lebenswahr, wie selten sonst Puppen sind.

An Musikinstrumenten aller Art ist ein Überfluß vorhanden. Wenn wir absehen von den Flügeln und Pianos, die ja eine Sonderindustrie für sich allein bilden, so sind es vor allem die Musikapparate, die selbstspielenden Musikinstrumente, die als Geschenke zu Weihnachten bevorzugt werden. Wir nennen zuvörderst die Klavierfabriken von C. Bechstein in Berlin N, von J. Trautwein in Berlin W, Schiedmayer & Söhne in Stuttgart, Rich. Ritter in Halle a. S. und von Gebr. Schwechten in Berlin, die neben anderen Firmen einen hervorragenden Platz einnehmen. Aloys Maier in Fulda liefert Musikwerke mit Walzen und Gewichtsaufzug, elektrische Orchestrions und Klaviere. Die Firma exportiert nach allen Weltteilen. Popper & Co. in Leipzig fabriziert ein Geigenpiano, das vorzüglich Stimmung hält und den Vorzug hat, nur wenig Bedienung zu beanspruchen. Die Triumphon-Company G. m. b. H. in Berlin SW führt gute Sprechmaschinen mit ganz vorzüglichem Ton und willkommener Haltbarkeit. Gebr. Weber in Waldkirch in Baden liefern ein Violinpiano, das sich durch Klangfülle auszeichnet. Die Beda-Rekord A.-G. in Berlin führt einen Klavierspielapparat „Sonora". Die Ludwig Hupfeld A.-G. in Böhlitz-Ehrenberg b. Leipzig führt selbstspielende Musikinstrumente, die geeignet sind, ein Salonorchester zu ersetzen. Die Pyrophon-Musikwerke Ernst Berger in Leipzig liefern ein Saitenorchester von angenehmer Klangwirkung. Ands. Koch in Trossingen eine Zauberharfe. Die Polyphon-Musikwerke A.-G. in Wahren b. Leipzig Sprechmaschinen und die beliebten Polyphonwerke Musikdosen und Orchestrions. Otto Hebron in Leipzig die Hebrophon-Sprechapparate, die mit den besten Werken dieser Art erfolgreich konkurrieren. Die Schalldosen- und Sprechmaschinenfabrik „Phönix" A.-G. in Dresden-A. trichterlose und Trichter-Apparate sowie Automaten. Die Troubadour-Musikwerke G. m. b. H. in Leipzig bringen Phonomos-Apparate, eine neue Sprechmaschine für Fernübertragungen. Die Choralion Co., Berlin W, führt das Pianola-Piano, auf dem jeder ohne musikalische Vorkenntnisse spielen kann. —



Photographische Aufnahme
mit Apparat für Amateure der Ica-Aktien-Gesellschaft, Dresden, Schandauer Str. 76.

Den Beschluß unserer Betrachtung Gaben und Geber in bezug auf Weihnachten und die deutsche Exportindustrie sollen einige Firmen machen, die Reiseartikel fabrizieren. Da ist vor allem die große Firma Moritz Mädler in Leipzig-Lindenau, Berlin, Köln, Hamburg und Frankfurt a. M., deren Koffer sich seit Jahrzehnten glänzend bewährt haben. Sie führt daneben Lederwaren aller Art, Reisenecessaires und dergl. in reichster Auswahl. — Daniel Seib in Offenbach a. M. führt gleichfalls Koffer, Taschen, Reisenecessaires und Lederarbeiten jeden Genres. Die Reformschloß-Gesellschaft m. b. H. in Berlin bringt als Neuheit den Bügel Reformator und die nicht nachtastbaren Schlösser „Combinator", „Reform" und „Miraculum".

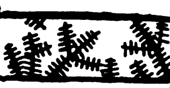
Optische Artikel aller Art, insbesondere aber photographische Apparate und alle Zubehörteile, wie Objektive, fabrizieren in vorzüglichster Ausführung C. P. Goerz in Berlin-Friedenau, Carl Zeiß in Jena, Ottomar Anschütz in Berlin, Dr. Lüttke & Arndt in Wandsbek bei Hamburg und Berlin und die Firma Heinrich Ernemann in Dresden-A. Auch Emil Wünsche in Reick bei Dresden liefert vorzügliche Apparate und photographisches Zubehör. Photographische Papiere verfertigen Arndt & Löwengard, Leonar-Werke in Wandsbek, Kraft & Steudel in Dresden-A., die Chemische Fabrik auf Aktien (vorm. E. Schering) in Charlottenburg bei Berlin, die Gevaert-Werke, A.-G. L. Gevaert & Cie. in Berlin W. Blitzlichtfabrikate kann man von Otto Giese in Magdeburg-West beziehen, Trockenplatten aller Art von J. F. Schippang & Co. in Berlin S, von von Dr. J. Steinschneider in Berlin C und von Otto Perutz in München. C. H. Ulrich in Charlottenburg bei Berlin ist eine Bauanstalt für photographische Ateliers sowie für Dunkelkammer- und Laboratorien-Einrichtungen. Besonders hervorheben wollen wir schließlich noch die Firma Hugo Meyer & Co. in Görlitz, deren Objektive sich für Buntphotographie und Innenaufnahmen besonders eignen. Die Ica Akt.-Ges. in Dresden führt Apparate, die sich hervorragend für Architekuraufnahmen eignen. Ihre Ica-Ideal-Camera ermöglicht besonders scharfe und deutliche Innenaufnahmen. —



Aufnahme
mit Objektiv der Firma Hugo Meyer & Co., Görlitz, optisch-mechan. Industrie-Anstalt.

So beenden wir unsere Wanderung in der oben geäußerten Hoffnung; wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen!

Jul. Berger.

Der deutsche Buchhandel

und seine Neuerscheinungen.




Von Dr. Karl Walberg.

Es ist fast selbstverständlich, daß Deutschland, dem die Welt die Erfindung des Buchdruckes verdankt, auch heute noch die Vorherrschaft im Weltbuchhandel behauptet. Ist doch unser Vaterland, das einst halb spöttisch das Land der Denker genannt wurde, in der Wissenschaft immer noch an der Spitze, obgleich sich das Ausland die redlichste Mühe gibt, uns den Rang abzulaufen.

Es schien eine Zeitlang, als ob Skandinavier, Russen und Polen ebenso wie die Franzosen eine unwiderstehliche Invasion in das Gebiet der deutschen Literatur ausgeführt hätten, als ob alles, was nicht weit her — also aus der Heimat — stammte, vor dem Ruhm der Ibsen, Björnson, Dostojewski, Tolstoi, Zola usw. verblassen müßte. Die deutschen Propheten galten eine Zeitlang nichts in ihrem Vaterlande. Aber es schien doch nur so. Das Ausland war Mode geworden wie französische Parfüms, schottische Plaids oder auch wie die berühmten American Drinks, denen der anständige Amerikaner seinen unheilbar verdorbenen Magen verdankt. Es waren nur, literarisch gesprochen, obere Zehntausend, die dem ausländischen Geschmack zujubelten, weil sie sich bei der gewohnten gesunden Kost langweilten und wie das Volk von Rom täglich neuen Nervenkitzel verlangten.

Jenseit dieser verwöhnten und überreizten literarischen Schicht standen immer die großen Massen des gebildeten Bürgertums, die gesunde Kost vorzogen und dabei an deutschem Idealismus ihr Herz weiteten und ihr Genüge fanden. Wir wollen nicht vergessen, daß das dieselben Kreise und Schichten sind, die an Klassikerabenden die Theater füllen, dieselben Menschen, denen gute deutsche Romane und Erzählungen aus dem Herzen geschrieben sind.

Ganz ohne Vergleich bleiben dabei die Leistungen der deutschen Wissenschaft. Es läßt sich die Tatsache nicht leugnen, daß die besten Literatur-Geschichten aller Völker von Deutschen geschrieben sind. Nachschlagewerke wie unsere Konversationslexika, Sammelwerke wie unsere Tierkunden (wir denken an Brehm), Spezialwerke über alle Zweige jeder erdenklichen Wissenschaft, Kunstgeschichten, Kompendien aller Art sind in der ganzen Welt unübertroffen. Kein Volk der Erde vermag es uns hierin gleichzutun.

Wir haben den Franzosen ihre alten Literaturerzeugnisse des Mittelalters neu herausgegeben, ehe sie überhaupt daran dachten, sich auf sie zu besinnen. Wir schreiben den slawischen Völkern ihre Urgeschichte, wie wir ihnen in früher Vorzeit ihre Fürsten stellten und sie über Lübeck und Nowgorod, über Breslau und Warschau teilnehmen ließen an deutscher Kultur.

Und ein großer Teil der deutschen Kultur steckt in unsern Büchern. Macht und Einfluß sind von ihnen ausgegangen und tun es heute noch täglich. In seinen Schriftstellern und Gelehrten strömt ein jedes Volk seine Seele aus, und besonders unser deutsches gibt in Wahrheit dabei sein Innerstes, denn ihnen ist ein Buch schreiben gleichbedeutend mit: ein Bekenntnis ablegen. Wer imstande ist, sein Inneres in einem Buche zu offenbaren, der offenbart damit ein Stück der Seele seines Volkes und lebt über den körperlichen Tod hinaus ein geistiges Leben, einwirkend fort und fort auf alle die, die seine Werke lesen und eine Spur seines Geistes in sich aufnehmen.

So ist das deutsche Buch der Träger deutscher Kultur und ein Förderer deutschen Einflusses in der Fremde. Und so gebührt ihm auch ein Platz in der Reihe unserer Artikel über die deutsche Exportindustrie, in der seine finanziellen Werte ebenfalls einen bedeutenden Posten bilden.

Es sind stattliche Summen, die dabei in Betracht kommen, da der Gesamtexport an deutschen Büchern nicht weniger als 51,396,000 M. Wert hatte (im Jahre 1911), mit dem stattlichen Gewicht von 13,269,000 Tonnen. Dazu kommen noch Buchdruckerschriften im Werte von 4,971,000 M. und im Gewicht von 1,341,000 Tonnen. Der bedeutendste Anteil dieser Exporte ging nach Österreich-Ungarn, nämlich an Büchern 19,731,000 M. und an Buchdruckerschriften 1,022,000 M.; sodann nach der Schweiz für 7,388,000 M. bzw. 603,000 M., nach Rußland für 4,930,000 M., nach den Vereinigten Staaten für 3,899,000 M., nach den Niederlanden für 2,624,000 M., nach Frankreich für 2,561,000 M., nach England für 1,757,000 M., nach Schweden für 1,207,000 M., nach Italien für 1,107,000 M., nach Dänemark für 908,000 M., nach Belgien und Japan für je 872,000 M. Der Rest verteilt sich auf das übrige Ausland. Es beziehen davon Spanien für 189,000 M. und die südamerikanischen Republiken Argentinien, Brasilien und Chile für ungefähr ebensoviel.

Deutschland bringt jährlich ungefähr 30,000 neue Bücher hervor, 13,000 Fachzeitschriften und 8000 Zeitungen. Der Vertrieb dieser Mengen wäre natürlich nicht möglich, ohne die weitverzweigte Organisation der deutschen Buchhändler, die als wichtiger Kulturfaktor zu betrachten sind. Wir wollen mit wenigen Worten dieser Organisation nähertreten und den Gang verfolgen, den das deutsche Buch vom Schreibtisch des Verfassers bis in die Hand des Lesers zurückzulegen pflegt. Est ist folgender Weg. Der Verleger erwirbt das vom Verfasser im Manuskript hergestellte Werk und vervielfältigt es durch den Druck. Die Sortimenter verkaufen die vom Verleger bezogenen Werke im Ladengeschäft an das Publikum. Reise- und Kolportagebuchhandlungen suchen das Publikum persönlich und direkt auf, während dies sonst nur durch Prospekte oder Zusendung zur Ansicht geschieht. Das Antiquariat vermittelt den Ankauf und Verkauf gebrauchter Bücher, vor allem solcher, die nicht mehr im gewöhnlichen Buchhandel zu haben sind, also die vergriffenen Bücher. Der Kommissionsbuchhändler vermittelt den Verkehr zwischen dem Sortimenter und dem Verleger entweder direkt oder indirekt, wobei er sich der „Bestellanstalt für buchhändlerische Geschäftspapiere" bedient, die 1842 vom Verein der Buchhändler in Leipzig gegründet wurde und jetzt jährlich etwa 30—40 Millionen Sendungen aller Art vermittelt. Im Adreßbuch der Buchhändler sind etwa 12,500 Geschäfte verzeichnet, von denen sich 3300 nur mit dem Verlagsgeschäft beschäftigen; nur im Verlagsmusikalienhandel sind rund 500 Geschäfte tätig, in dem Antiquariat etwa 250, während rund 7500 Geschäfte Sortimentsbuchhandel treiben. Es gibt rund 250 Kommissionäre, die in Leipzig, Stuttgart, Wien, Berlin, Prag, Zürich und Budapest ihren Sitz haben, davon etwa drei Fünftel in der zuletzt genannten alten Zentrale des deutschen Buchhandels. Die Barsortimenter haben einen großen Teil der neueren Erscheinungen auf Lager und können darum schneller liefern. Die von ihnen veröffentlichten Kataloge umfassen über 1300 Seiten größten Formats. Eine dieser Firmen hat einen Jahresumsatz von mehr als 40 Millionen Mark.

Die 30,000 Bücher, die Deutschland jährlich hervorbringt, verteilen sich nun auf die einzelnen Zweige der Literatur, Kunst und Wissenschaft in interessanter Weise. Den Löwenanteil nimmt nämlich nicht die schöne Literatur in Anspruch, sondern die Schriften über Erziehung und Unterricht, einschliesslich der Jugendschriften, denen zusammen rund 4500 Bücher zuzuzählen sind. Ihnen folgen dann allerdings auf dem Fuße die Werke der schönen Literatur einschließlich der Theaterstücke und der Volkserzählungen. Es sind deren mehr als 42,000 Bücher. Die nächste Stelle gebührt der Rechts- und der Staatswissenschaft, die mit ihren rund 3100 beweisen, welch wichtige Stellung sie in unseren Kreisen und in unseren bürgerlichen Verhältnissen einnehmen. Die Theologie folgt mit rund 2700 Werken, Sprach- und Literaturwissenschaft sowie Handel und Gewerbe mit rund je 2000, die Heilkunde im weitesten Sinne mit 1900, die Naturkunde und Mathematik mit 1700 Werken. Erdbeschreibung und Karten beanspruchen 1450, Geschichte 1300, Bau- und Ingenieurwissenschaft 1100 Werke; endlich die Kunst und die Haus-, Land- und Forstwissenschaft je 1000

Werke. Es schließen sich dann noch an: Philosophie und Theosophie mit zusammen fast 800 Werken, die Kriegswissenschaft mit 700 Werken, Sammelwerke aller Art, Adreßbücher nebst Kalendern und Sonstiges mit rund je 500—650 Werken.

Aber diese Zahlen geben nur einen Überblick über die Bücherproduktion Deutschlands. Wichtiger als dieser ist aber noch die Statistik darüber, welche Bücher von unserem Volk am meisten gelesen werden. Das ist nun schwer zu fassen, denn Verkauf und Absatz sind nicht gleichbedeutend mit Lesen. Wenn ein moderner Schriftsteller mit einem seiner Werke eine Auflage von 20,000 erreicht, so ist damit immer noch nicht erwiesen, daß er mehr verbreitet ist als Schiller, dessen Werke z. B. rund 1500 Aufführungen in einem Jahr erleben, also von mindestens 1,000,000 Menschen in einem Jahr gesehen werden. Wie oft aber werden seine Werke gelesen? Das entzieht sich jeder Kontrolle und Schätzung. Immerhin ist Tatsache, das die Schillerschen Dramen allein in der billigen Reclam-Ausgabe zu 20 Pfg. bisher in etwa je 500,000 Exemplaren verkauft worden sind; Wilhelm Tell sogar in rund 1,300,000 Exemplaren. Ähnlich ist es mit den bekanntesten Goetheschen Werken, deren Absatz etwa denen der Schillerschen gleich ist.

Diese Zahlen sagen mehr als die Umfragen, die jährlich veranstaltet werden und doch meist nur von einem engen Kreis von Literaturliebhabern beantwortet zu werden pflegen. Es hat eben jedes Jahr seine Modebücher, die von allen denen gelesen werden, die über Literatur sich unterhalten wollen.


D.R.P. **Automatisch. Patentluftkissen** der Firma Offenbacher Lederwaren- und Reiseartikelversand Daniel Seib.

Einen guten Maßstab gibt da wiederum die Statistik der Volksbibliotheken, die beweist, daß zu den am meisten verlangten Schriftstellern folgende der Reihe nach gehören: Ganghofer, Rosegger, Freytag, Dahn, Raabe, Scheffel, Auerbach, Stern, Sohnrey, Ebner-Eschenbach, Frenssen, Gottfried Keller, Fontane, Heer, Rudolf Herzog und Sudermann. Von Sammlungen wurden — ein Zeichen ihrer allgemeinen Beliebtheit — am meisten verlangt: die Wiesbadener Volksbücher und die Werke der Teubnerschen Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt".

Wir fügen noch die Namen der Autoren an, die nach dem Ergebnis etlicher Umfragen der letzten Jahre sich als besonders beliebt erwiesen haben, lassen dabei aber die schon genannten weg: Bartsch, Baudissin, Beyerlein, Bierbaum, Marg. Böhme, Otto Ernst, Nat. von Eschstruth, Georgy, Heyking, Hesse, Hegeler, Hermann (mit Henriette Jacoby und Jettchen Gebert), Paul Keller, Jos. Lauff, Thomas Mann, zur Megede, Frhr. v. Ompteda, Reicke, Gabr. Reuter, Stilgebauer, Rud. Stratz, Schnitzler, Cl. Viebig, Jak. Wassermann, Ernst Zahn.

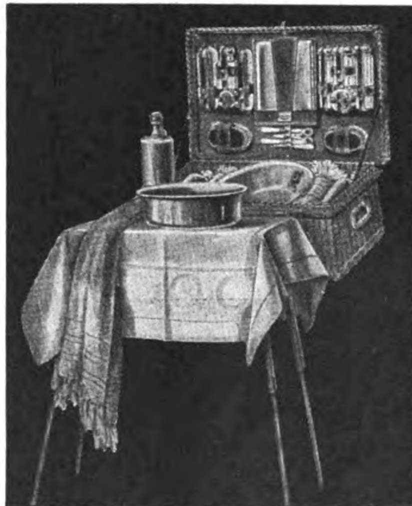

Etui der Firma Fritz Bemberg, Pforzheim.

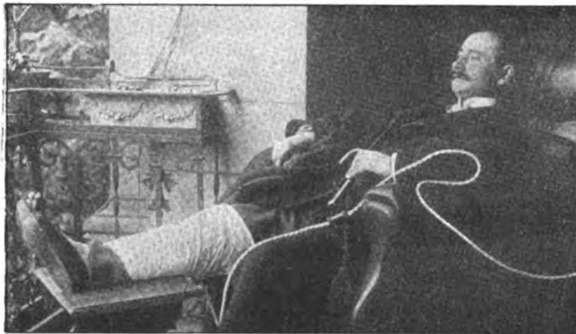
Ein anderes Bild gewinnt man, wenn man das Ergebnis der Statistik von Wander-Volksbibliotheken auf dem Lande betrachtet. Da erweisen sich als beliebteste Volksschriftsteller, Männer und Frauen, deren Namen in dem Programm des großstädtischen Lesepublikums nicht vorkommen. Es sind Jugendschriftsteller, Märchenerzähler und vaterländische Erzählungen aller Art. Die Namen dieser Autoren sind folgende: Herchenbach, Chr. von Schmid, Max Hübner, Oskar Höcker, Franz Hoffmann, Bauberger, Karl May, Grimms Märchen, Bechsteins Märchen, L. von Berlepschs Romane, ferner Kujawas Militärhumoresken, Tanera und Ferdinande von Brackel.

Diese Listen mögen dem deutschen Exporthandel im Ausland Fingerzeige geben, in welcher Richtung sie tätig sein könnten. Wie beliebt aber unsere alten und guten Klassiker bei allen Deutschen sind, das kann der Exportbuchhandel aus der großen Zahl der neuen Klassiker-Ausgaben ersehen, die fortgesetzt erscheinen, da Bedürfnis nach ihnen vorhanden ist. Wir können dabei einige Verlagshäuser hervorheben, die sich durch solche Neuausgaben dauernd Verdienste um unser Volk erwerben.

Da sind vor allem Meyers Klassiker-Ausgaben in 150 Bänden aus dem Verlage des Bibliographischen Instituts, Leipzig und Wien. Sie verdanken neben der schönen Ausstattung bei billigem Preise den ihnen von der Kritik zugesprochenen Wert vor allem ihrer Korrektheit. Ihre guten Einleitungen mit Biographien der Klassiker haben den Wert selbständiger wissenschaftlicher Arbeiten. Die hervorragendsten Schriftsteller der Blütezeiten der deutschen und der ausländischen Literaturen geben sich in dieser Sammlung ein Stelldichein.

Auf gleicher Höhe in bezug auf Ausstattung und Preis steht die Goldene Klassiker-Bibliothek (Hempels Klassiker-Ausgaben) aus dem Verlage Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin, Leipzig, Wien und Stuttgart. Trotz der vornehmen Ausstattung ist auch hier der Preis so niedrig angesetzt, daß auch der Unbemittelte sich seine Lieblingsschriftsteller anschaffen kann. Ausführliche Einleitungen, Anmerkungen und Register erhöhen den Wert dieser Ausgaben. Es ist schwer, zu sagen, welcher Ausgabe man den Vorzug geben sollte. Sie stehen beide auf gleicher Höhe. Wir wollen uns freuen, daß die Beliebtheit unserer Klassiker zwei solche Ausgaben und Sammlungen verträgt. Daneben werden naturgemäß die Einzelausgaben unserer Klassiker aus den alten Originalverlagsanstalten ihren Wert behalten, so vor allem die aus dem Verlage der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger in Stuttgart, die ja schon Schillers und Goethes Verleger gewesen ist und noch deren literarisches Erbe verwaltet. Hier sei auch die alt-vornehme Verlagsfirma


Autowaschkorb mit Tisch und komplettem Necessaire vom Offenbacher Lederwaren- und Reiseartikelversand Daniel Seib.

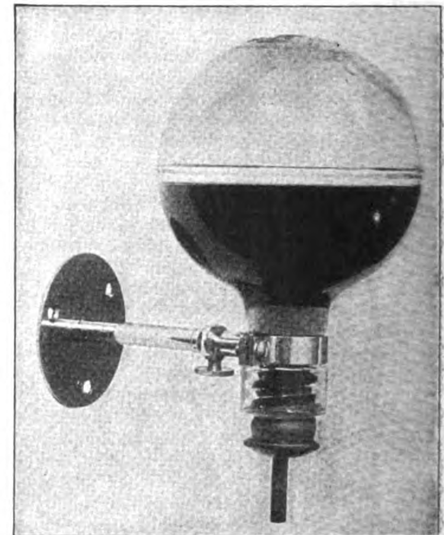


Elektrischer Apparat
zur gleichmäßigen Erwärmung kranker Glieder von Dr. Richard Heilbrun, Fabrik elektrischer Apparate, Berlin W., Bülowstr. 56.

S. Hirzel in Leipzig erwähnt, die ebenfalls ihren alten Ruhm bewahrt hat. Die Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung in Berlin-Schöneberg läßt ihre bekannten Selbstunterrichtswerke und Wörterbücher sorgsam immer wieder neu bearbeiten, um auf der Höhe der Wissenschaft zu bleiben. Hervorheben wollen wir auch ihre Briefsteller in allen Sprachen der Kulturwelt. Auch die neueren Klassiker-Ausgaben des Insel-Verlages in Leipzig verdienen höchst lobende Erwähnung. Es ist nur eine kleine Auswahl, aber in der bekannten eigenartig-vornehmen Art dieses Verlages, auf den wir weiter unten noch zurückkommen. Wahrhaft schön durch Satz, Druck und den hübschen Ganzleineneinband in zarten Farbtönen sind die Klassiker-Ausgaben des Tempel-Verlages in Leipzig. Bei der Wahl zwischen diesen verschiedenen Ausgaben entscheidet wirklich nur noch der persönliche Geschmack und das Äußere. Die Tempel-Ausgaben sehen von jedem kritischen Apparat, wie Einleitung oder Anmerkungen, ab und geben uns nur den Wortlaut der Dichterwerke, indem sie Biographien in einen Sonderband verweisen. Erwähnen wollen wir auch noch die praktischen Geschenkausgaben, die im Verlage von Max Hesse in Leipzig erscheinen. Sie zeichnen sich durch Bearbeitung und Ausstattung aus. Bei Georg Müller in München erscheint eine Goethe-Ausgabe, die sogenannte Propyläen-Ausgabe, die sich in der Reihenfolge der Werke an die zeitliche Aufeinanderfolge ihres Entstehens hält. Die Ausgabe ist prachtvoll und findet ihr Gegenstück in der Horen-Ausgabe Schillers, die in demselben Verlage erscheint. Im Gegensatz zu den anderen Ausgaben sind diese beiden Klassiker-Ausgaben in einem großen Format erschienen; es sind Monumentalausgaben. Die Großherzog-Wilhelm-Ernst-Ausgabe der Goetheschen Werke aus dem schon genannten Insel-Verlag in Leipzig ist auf ganz dünnem Papier gedruckt, in schmalem Format; sie stellt eine ideale Taschenausgabe dar und findet gleichfalls ihr Gegenstück in einer Schiller-Ausgabe. Einzelne andere Klassiker sind in anderen guten Verlagsanstalten erschienen, von denen wir hier nennen: Eugen Diederichs in Jena, B. Behr in Berlin, Hesse & Becker in Leipzig.

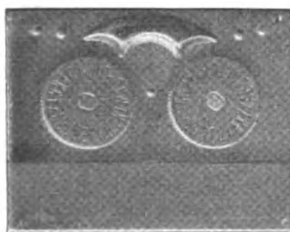
Es ist eine stattliche Reihe von Verlagsanstalten, die sich speziell mit der Herstellung von Büchern befassen, deren Wert zum Teil besonders in der Weihnachtszeit hervortritt, da sie sich vorzüglich zu Geschenkzwecken eignen. Sie alle hier zu erwähnen, wäre ein Ding der Unmöglichkeit. Wir wollen nur einige von ihnen des Näheren betrachten, die in den letzten Jahren dadurch hervorgetreten sind, daß die von ihnen verlegten Bücher besonderen Anklang beim deutschen Lesepublikum gefunden haben. Sie kommen demnach für den Exporthandel der guten Unterhaltungsliteratur am meisten in Betracht. Ihre Verlagswerke zeichnen sich durch eine gewisse vornehme Eigenart aus und sind allgemein beliebt.

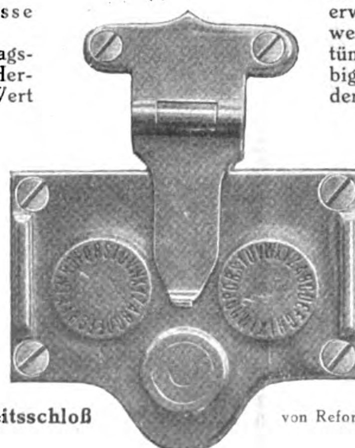
Der Verlag S. Fischer in Berlin hat seit Jahren sich bemüht, den neueren Talenten Raum zu schaffen. Die Werke von Gerhart Hauptmann und Arthur Schnitzler haben dort ihr Heim ebenso gefunden wie Hermann Bang, Johannes V. Jensen, Jakob Wassermann, Hermann Hesse, Otto Pniower, Artur Holitscher, und Walter Rathenau. Die Briefe Otto Erich Hartlebens sind dort neben denen des jungen Kainz neuerdings erschienen. Die gesammelten Werke von Björnson und Ibsen, von Bernhard Shaw, Peter Nansen und Geijerstam sind dort verlegt. Peter Altenberg, Rechard Dehmel, Hugo von Hofmannsthal, Alfred Kerr, Thomas Mann, Oscar Wilde, Gabriele Reuter, E. v. Keyserling, Felix Holländer, Richard Beer-Hofmann sind dort vertreten. Der Verlag gibt ferner eine Pantheon-Ausgabe deutscher Klassiker heraus zu drei Mark in Leder gebunden und eine Bibliothek zeitgenössischer Romane zu einer Mark. Von den neuen Büchern 1912 dieses Verlags erwähnen wir noch: Otto Alscher, Gogan und das Tier; Gabriele d'Annunzio, Der Triumph des Todes; Schalom Asch, Die Jüngsten; Julius Bab, Lyrische Porträte; Jakob Wassermann, Faustina; Siegfried Trebitsch, Ein Muttersohn; Carl Rößler, Die fünf Frankfurter; Johanna Raff, Mutterschaft; Gerhart Hauptmann, Gabriele Schillings Flucht.



Seifenspender Nipson
von Alfred Wahl G. m. b. H., Freiburg i. Br.

Der Verlag von Egon Fleischel & Co. in Berlin ist ebenfalls bekannt als ein Haus, das unter weitsichtiger Leitung einen ehrenvollen Platz in unserer neueren Literaturproduktion behauptet. Wir erwähnen aus der großen Fülle der Verlagswerke dieser Firma an erster Stelle die volkstümlichen ausgewählten Werke von Clara Viebig, den Roman Sieg von Hanns von Zobeltitz, der die Ereignisse der Jahre 1870/71 zu seinem



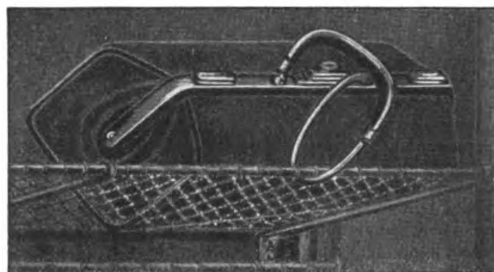




Nicht nachtastbares Sicherheitsschloß von Reformschloß G. m. b. H., Berlin, Lützowstr. 102/4.

Hintergrunde hat, den Roman Judas von Lulu von Strauß und Torney und die Macht des Dr. Herzfeld von Georg Hermann. Alle diese Romane haben Erfolge gehabt, die den Durchschnitt weit übersteigen. Von den neuen Weihnachtsbüchern dieses Jahres seien erwähnt: Alfred Bock, Die Oberwälder; O. von Gottberg, von Radern; Walter Harlan, Catrejns Irrfahrt; K. Hofer, Weh dir, daß du ein Enkel bist; Frhr. von Kapherr, Der Sohn der Wälder; Theodor Malade, Herrn Bredenfels Erde; Helene von Mühlau, Das Kätzchen; Frhr. von Ompteda, Der zweite Schuß; Hermann Stegemann, Die Himmelspacher; Fritz Wittels, Alles um Liebe, und H. von Zobeltitz, Drei Mädchen am Spinnrad, und der Roman „Sieg".

Eine überaus reiche Fülle von modernen Werken ist beim Verlage **Oesterheld & Co. in Berlin W 15** erschienen. Wir nennen zunächst: Johanes Schlaf, Das absolute Individuum und die Vollendung der Religion; ferner die Werke der polnischen Schriftstellerin Gabryela Zapolska, deren Buch: „Wovon man nicht spricht", nicht nur eine künstlerische Kuriosität ist, sondern ein Kulturdokument. Ihr neues Werk: Die Hölle der Jungfrauen behandelt das Thema der modernen weiblichen Erziehungsprobleme. Von den übrigen Werken dieses Verlags nennen wir für 1912 die Napoleon-Bibliothek, die in drei Bänden uns einen Teil des Wesens dieses Mannes entschleiert; es sind Napoleon-Briefe, Napoleons Schriften und Gespräche und die Biographie Napoleons von Hippolyte Taine; ferner: Paul Frémeaux, Die letzten Tage Napoleons. In diesem Verlage sind auch Werke von Baudelaire, Flaubert und Remy de Gourmont erschienen, die dadurch in den Besitz unseres Volkes übergegangen sind. Auch Carlyles Goethe ist hier in vorzüglicher Übersetzung erschienen, wodurch diesem wichtigen Buch die weiteste Verbreitung gesichert ist. Namen von gutem Klang, deren Träger in der Literatur Bedeutung haben, deren Werke bei Oesterheld & Co., Berlin, erschienen sind, sind auch: André Gide, Ein Liebesversuch; Ernst Schur, Einsame Liebe; Otto Rung, Das Unabwendbare; Richard O. Frankfurter, Von gekrönten Häuptern, Das Heil der Höhe, und Wenn die Welt anders war; end-



„Reformator" Reisetasche mit Sicherheitsbügel
von Reformschloß G. m. b. H. Berlin, Lützowstr. 102/4.
(Schützt gegen Diebstahl von Tasche und Kleidern.)

lich: Arthur Kahane, Gedichte, und Karl Roeßler, Hinterm Zaun. Eine stattliche Reihe hübscher und wertvoller Geschenk- und Luxusausgaben sind hier erschienen, die viel und gern gekauft werden.

Kulturgeschichtlich unentbehrliche Werke hat der Verlag von Eugen Diederichs in Jena herausgegeben. Da sind zunächst die Staatsbürgerlichen Flugschriften, die Politik und Spezialpolitik behandeln und Einfluß auf die Entwicklung unserer inneren Politik gehabt haben. Auch die Politische Bibliothek von Bernstein, Dorn und Steffen sei erwähnt. Hier hat Paul Göhre seine Arbeiterbiographien herausgegeben, die etwas ganz Neues in unserer Literatur bedeuten. Bonus und Traub, Wilhelm Müller und Sören Kierkegaard sind weiter Namen, die diesen Verlag zieren. S. Lublinski und Arthur Drews haben hier ihre Werke über das Urchristentum und die Christusmythe erscheinen lassen; Rudolf Hildebrand seine Gedanken über Gott, die Welt und das Ich. Die philosophischen Werke von Henri Bergson; Bücher über China und dessen Religion; Thule, Altnordische Dichtung und Prosa, herausgegeben von Professor Felix Niedner; alles das sind Werke, die jeder vornehmen Bibliothek zur Zierde gereichen. Wir nennen noch den weltberühmten erschütternden Roman von Charles de Coster, Tyll Eulenspiegel, den dieser Verlag uns in einer schöner Ausgabe übermittelt. Leo Tolstois Romane und Novellen, die Monumentalausgabe der vier Evangelien, Werke der alten Philosophie, wie Plato, Aristoteles, haben dort ebenso ihr Heim gefunden wie Tauler, Silesius, Seuse, Meister Eckehart und Giordano Bruno. Die religiösen Stimmen der Völker, die der Münchener Professor Otto herausgibt, die Bibliothek der Märchen und die naturwissenschaftlichen Klassiker, wie Kepler, Newton, Kopernikus usw. bis zu Darwin, sind in Vorbereitung und zum Teil schon erschienen. So ist dieser Verlag ein neues Spiegelbild unserer Zeit.

Den Münchener Verlag Georg Müller haben wir schon vorher erwähnt. Hier sei noch bemerkt, daß dieser Verlag eine große Ausgabe der Klassiker des Altertums veröffentlicht, von der bisher Plutarch, Herodot, Horaz, Lucian, Sueton, Xenophon und andere erschienen. Außer den erwähnten deutschen Klassiker-Ausgaben sind hier die Werke von Benvenuto Cellini, von Ariosto, Michel de Montaigne, Paul Scarron, Lafontaine, Diderot, Casanova und Mérimée erschienen; ferner Lawrence Stern, Thackeray; Gogol, Puschkin, Turgeniew, Poe u. a., so daß auch dieser Verlag in der Übermittlung der geistigen Güter anderer Völker eine wichtige Rolle spielt.

Auch den Leipziger Insel-Verlag haben wir schon vorher bei Besprechung der Klassiker-Ausgaben erwähnt. Hier wollen wir hinweisen auf Napoleons Briefe,

auf die Memoiren der Margarete von Valois und auf die Neuausgabe des alten Passionals, das die Lebensbeschreibungen der Heiligen enthält. Die billige Inselbücherei enthält Werke aller Art zu 50 Pf. den Band. Die Bibliothek der Romane, die schon einen stattlichen Umfang hat, kostet 3 Mark der Band und enthält die besten Romane der Weltliteratur; der Verlag hat zwanzig 2-Mark-Bände herausgegeben und eine Bibliothek für Philosophie und Geschichte, deren Bände je 3.— Mark kosten. Gobineau und Charles Dickens, Oscar Wilde und Emil Verhaeren sind weitere Zierden dieses Verlages. Wir nennen noch Werke von Balzac, d'Annunzio, Wilhelm Heinze, Eduard Mörike, Adalbert Stifter, Herder, Lessing und Merck, um einen Begriff von der Vielseitigkeit des Inselverlags zu geben.

Der rührige Verlag von Adolf Bonz & Comp. in Stuttgart hat die gesammelten Werke von Ludwig Ganghofer, die Schriften von Heinrich Hansjakob, Karl Stieler, ferner Jos. Victor von Scheffel und Anton von Perfall verlegt. Alles Werke, die guten Klang und weite Verbreitung haben. Neu ist seine Sammlung: Mein Vaterland, Deutsche Jugendbücher zur Pflege der Vaterlandsliebe. Von weiteren Neuerscheinungen 1912 nennen wir noch: Der Herr Stadtrat, Roman von Hermine Villinger; Abendrot, Neue Gedichte von Stephan Milow; Thiota, Erzählung von Hermann Hanselmann; Merlin, Tragödie von Gustav Renner; Allerseelentage von Heinrich Hansjakob; Herrgottsschüeli us em Schwarzwald, Gedichte von August Ganther; Ausgewählte Erzählungen von Paul Lang; ferner die gesammelten Erzählungen von Ludwig Steub; Bergasyl von Richard Voß und Hubertusland von Ganghofer. Es ist das eine reiche Fülle neuester und guter Unterhaltungsliteratur.

Von den Weihnachtsbüchern der Firma Otto Janke zu Berlin seien in Kürze folgende erwähnt: Gedichte von Wilhelm Raabe; Most, ein Moselroman von Lisbeth Dill; Der Grabenpfarrer von Artur Achleitner; Stirb und werde von Artur Brausewetter und Im Fuchswinkel von Lucie von der Aue. Über Raabe und Achleitner ist kein Wort zu sagen. Lisbeth Dill gehört seit einigen Jahren zu unseren beliebtesten Schriftstellerinnen. Lucie von der Aue ist eine reichbegabte Dame, die noch eine große Zukunft vor sich haben dürfte. Der Roman Ein Kampf um

Gott von Heinrich Welcker dürfte gerade jetzt lebhaftestes Interesse erwecken.

Die Neuheiten des Verlages Schuster & Loeffler zu Berlin werden wie immer vielen Freude machen, und gerade hierauf dürften die Deutschen im Auslande gern ihr Augenmerk richten. Es sind zunächst die gesammelten Werke und Briefe von Detlev von Liliencron, ferner Neue Dokumente von Friedrich Hebbel; das politische Notizbuch von Friedrich Rückert. Dann die Biographien von Beethoven, Schubert, Chopin, Brahms, Wagner und Liszt. Neue Romane erscheinen hier jetzt von Alfred Mombert, Alb. v. Puttkamer, Thekla Lingen, Ernst Decsey, Waldemar Bonsels u. a.; Bierbaums Stilpe in 10., Schnitzers Käte und ich in 42. Auflage.

Im Verlage von L. Staackmann in Leipzig ist unter andern der Roman von Otto Ernst: Asmus Sempers Jugendland, erschienen, der jetzt eben seine 100. Auflage erlebte.

Weiter erwähnen wir noch einige Verleger, deren Verlagserzeugnisse schon durch die Tatsache, daß diese Firmen auf dem Titel stehen, eines guten Absatzes sicher sind. Es sind: E. Fontane & Co. in Berlin, C. F. Amelangs Verlag in Leipzig, J. C. C. Bruns in Minden in Westfalen, der Hans-Sachs-Verlag in München, Robert Lutz in Stuttgart, Hermann Ehbock, Concordia, Deutsche Verlagsgesellschaft in Berlin, R. Piper & Co. in München und Leipzig, Karl Winter in Heidelberg. Ferner der Hyperion-Verlag Hans von Weber in München.

Der C. F. Amelangsche Verlag in Leipzig hat neuerdings eine Reihe von Büchern erscheinen lassen über die Kulturaufgaben der Frau. Es sind folgende Bücher, die nicht nur in der Frauenwelt großes Interesse erwecken: Kuckenberg, Die Frau in der Familie; Freudenberg, Die Frau und die Kultur des öffentlichen Lebens; Wirminghaus, Die Frau und die Kultur des Körpers; Schleker, Die Kultur der Wohnung; Bäumer, Die Frau und das geistige Leben; Schleker, Die Frau und der Haushalt. Jeder Band kostet 5 Mark.

Dreihundert berühmte Deutsche, ihre Bildnisse und Lebensbeschreibungen behandelt ein interessanter Band von Dr. K. Siebert, mit Holzschnitt-Bildnissen von M. Klinkicht, des Verlages von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart. Für deutsche Kinder in fremden Ländern bilden die gehaltvollen, kurzen, charakteristischen Lebens-

beschreibungen der einzelnen Persönlichkeiten interessante Momente und eine Brücke zu deutschem Wesen, deutscher Wissenschaft und deutscher Kultur.

Neu erschienene Kataloge.

Gustav H. Paul Hoffmann, Dresden-Laubegast, Fabrik chemisch-technischer Produkte, Asbest- und Gummiwaren, Spezialität: Frictin für Treibriemen.

H. Wilke & Co. G. m. b. H., Remscheid. Sicherheitsknarrenschlüssel mit ausschwenkbarem Maul, auch mit Hartgummi isolierter Schaft, Stahlschraubenschlüssel mit verstellbarer autogen geschweißter Führungsbacke.

S. Lion-Levy, Hamburg. Öl-Spar-Apparate, Tropfölreiniger, Putzwollkasten, Kaffeemaschinen, Wasserkochkessel, Handfeuerspritzen, Schalldämpfer, Reihenwaschtische, Speisenwärmer, Kleiderschränke, Schanktische, Ölvorratskannen, Flügelpumpen, Rotationspumpen, Benzinpumpen, Faßpumpen, Verbandskasten etc.

Aug. Moralit, Bad Tölz, Ober-Bayern. Patent-Klosettsitz „Moralit".

F. Hermann Hesse, Metallwarenfabrik, Oranienburg. Alles für Acetylenbeleuchtung Nötige.

Oskar Weber, Berlin W 15, Pariser Straße 25. Fabrikation von Apparaten für elektrische Beleuchtung und Kraftübertragung, Armaturen für Metallfadenlampen, Installationsmaterialien.

Auergesellschaft, Berlin O 17. Osram-Armaturen, Installationsmaterial.

Kronen-Arnhold, Fabrik für Beleuchtungsgegenstände jeder Art, Berlin SW 68, Alexandrinenstraße 110. Beleuchtungskörper für alle Branchen.

Fabrik selbsttätiger Registrierwagen G. m. b. H., Gliesmarode-Braunschweig. Automatische Wage- und Absackvorrichtungen.

Katalog der Automobile der Mannesmann-Mulag Motoren und Lastwagen-Aktiengesellschaft, Aachen. Spezialfabrik für Motorlastwagen und Motoromnibusse.

Geschäftliche Notizen.

— „Treibel-Licht", neuester Invertgasglühlichtbrenner. Die wesentlichsten Eigenschaften der letzten epochemachenden Erscheinung der Gasbeleuchtung durch hängendes Gasglühlicht, Gasersparnis von etwa 50 Prozent und Lichtverteilung, welche den Erfordernissen der Praxis mehr entspricht als frühere Brenner der Gasindustrie, sind bekannt. Alle Abweichungen von den üblichen Konstruktionen bezogen sich nur auf sehr unwesentliche Konstruktionsänderungen, welche weder den Effekt noch das Aussehen der Lampe besonders beeinflußten. — Ein neuer Brenner wird von der Firma Favorit-Brenner-Gesellschaft m. b. H., Berlin W 9, Potsdamer Straße 134a, hergestellt, welcher sich durch sehr wesentliche Merkmale von den üblichen Systemen unterscheidet. Das „Treibel-Licht" kann im Gegensatz zu den anderen Systemen jedem Beleuchtungskörperstil angepaßt werden durch die entsprechende Wahl der Glocke. — Die üblichen unschönen Messing- oder Emaille-Mäntel kommen bei diesem Brenner vollständig in Fortfall und werden durch die Glasglocke selbst ersetzt. Hierdurch wird die Möglichkeit gegeben, das Verrußen oder Verschmutzen des Brenners zu vermeiden, da die Gasglocke mit leichter Mühe gesäubert oder ersetzt werden kann. Ein anderer Vorzug des „Treibel-Brenners" besteht in seiner Glasaufhängung, welche nicht nur eine äußerst bequeme ist, sondern auch praktischen und ästhetischen Anforderungen entspricht. Diese neue Glasaufhängung, welche ohne Schrauben lediglich durch vier leicht zu handhabende Hebel vorgenommen wird, bedingt eine zentrische Aufhängung der Glasglocke und vermeidet dadurch, bei schadhaften Glühkörpern, auf alle Fälle ein Springen des Glases. Außerdem werden durch die eigenartige Form der Glocken die Glüh-

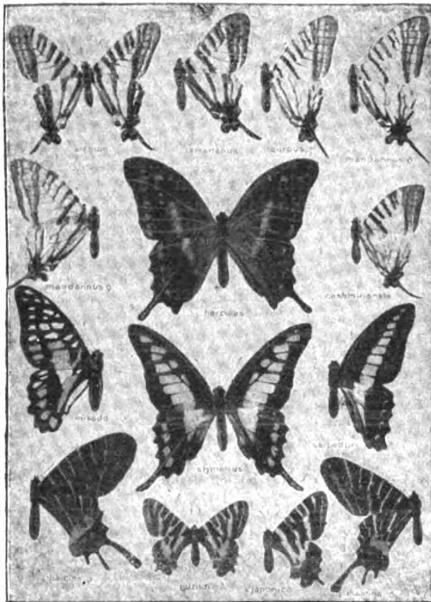
körper konserviert, so daß sie drei- bis viermal solange halten. Die Lebensdauer des neuen Brenners ist größer als die der üblichen Messingbrenner, da das zur Verwendung kommende Material aus bestem Siemens-Martin-Blech und der Mantel aus Indifferentglas besteht. Es wird Gaskonsumenten bei Anschaffung des Treibelbrenners die Möglichkeit geboten, die hohe Gasersparnis des Invertbrenners bei billigem Anschaffungspreis sich zunutze zu machen. — Für den Export eignet sich der Treibelbrenner ganz besonders, da er nicht nur an Gewicht, sondern auch an Raum nur den dritten Teil der Konkurrenzbrenner einnimmt bzw. beansprucht, wodurch sich die Transportkosten usw. bedeutend vermindern.

— Die Chemie der unwägbaren Stoffe. Wenn in früheren Zeiten ein alter Landarzt oder eine praktische Hausfrau von den eigentümlichen Wirkungen mancher Kräuter und Feldfrüchte etwas wußten und danach guten Rat erteilten, so hat man in späteren Zeiten gerne über diese „abergläubischen" Leute gespöttelt. Heute kehrt man vielfach wieder zum Gebrauche solcher Kraft- und Hausmittel zurück, weil man erkannt hat, daß doch etwas „dran" ist. So kommt auch die Wahrheit von der Wunderwirkung des Hafers auf Kranke und Schwächliche, sowohl Kinder wie Erwachsene, wieder zu ihrem Recht. Professor Becquerel schreibt u. a. darüber: „Bekanntlich wird der Haferschleim bei fieberhaften Krankheiten, namentlich bei Entzündung der Schleimhäute, als einhüllendes und die Schleimabsonderung beförderndes Mittel vielfach angewendet. Es ist nur zu bedauern, daß die Menschen in gesunden Tagen so wenig Gebrauch von diesem vortrefflichen Nahrungsmittel machen. Eine aus Hafer bereitete Kost bewährt sich als das sicherste Stärkungsmittel und ist selbst da noch wirksam, wo alle anderen sogenannten stärkenden Mittel im Stiche ließen. Auch den blassen, schlecht entwickelten Kindern bekommt solche Nahrung vortrefflich: sie werden kräftig, rotbackig, blühend." Knorr in Heilbronn hat schon vor 40 Jahren der wertvollen Hafernahrung ihre Geltung verschafft und hat es verstanden, durch sinnreiche Fabrikationsverfahren Knorr's Hafermehl und Knorr's Haferflocken auf die höchste Stufe der Vollkommenheit und Leichtverdaulichkeit zu bringen, so daß die Knorrschen Haferpräparate als die besten überall bekannt und geschätzt sind.

— Wieviel Schmetterlinge gibt es? Ein neues Schmetterlingswerk beschäftigt sich mit dieser Frage. Man kennt über 50,000 Arten, von denen die meisten noch, je nach der Gegend, in der sie leben, variieren. Nun sind aber auch die Sammler gezählt worden, die als Sport oder Liebhaberei die Falter sammeln, und hierfür hat sich — von den Kindern natürlich abgesehen — die Zahl von 44.000 ergeben. Die größte Sammlung ist nicht etwa die des Britisch-Museums, sondern die Sammlung des Barons Walter v. Rothschild in Tring (England), die über 1½ Millionen Exemplare zählt. Jede Schmetterlingsart hat wie jede Briefmarke einen auf den Pfennig fixierten Handelswert, den bisher nur der Kenner verstand. In dem großen

Werk „Die Großschmetterlinge der Erde" werden nun alle Hauptarten farbig dargestellt, so daß jetzt jeder Reisende, Kolonist oder Sammler genau feststellen kann, ob die Motte, die abends seine Lampe umschwirrt, einen Wert von vielleicht zwanzig Mark und mehr hat oder absolut nicht verwendbar ist. Von einem bestimmten Schmetterling, der in China in den Monaten April und Juli an vielen Teichen und Sümpfen in größeren Mengen herumfliegt, hat zum Beispiel ein einziges Exemplar einen Handelswert von 35 Mark. In China gibt es u. a. einen Nachtschmetterling, eine Art „Ordensband", von dem die Brut eines einzigen gefangenen Weibchens, die man leicht aufziehen kann, einen Handelswert von zirka 3500 Mark ergibt; es handelt sich nur darum, das Tier zu kennen. Diesem Bedürfnis hilft nun das große Schmetterlingswerk ab, indem es auf über 1000 prachtvollen Farben-Tafeln mehr als 40,000 Falter darstellt. Die Arten sind nach den Weltteilen geordnet*), so daß sich jeder nur diejenigen Bände zu kaufen braucht, die sein Reiseziel oder seinen Wohnort betreffen. Dies kostet so wenig, daß man z. B. in Südwestafrika bei richtiger Auswahl der Schmetterlinge in ein paar Tagen einen größeren Wert an Faltern fangen kann, als der Kaufpreis der Bände der betr. Fauna beträgt. Der Preis des Werkes ist nur deshalb so gering, weil die Tafeln zu vielen Tausenden hergestellt werden, weil auch die Missionen, die Kolonisten usw. dieses Buches bedürfen. Aber auch eine besondere Verwendung findet es im Kunstgewerbe, da es 40,000 aus der Natur entnommene Färbungs- und Zeichnungsmuster enthält, so daß ein unerschöpflicher Vorrat von Vor-

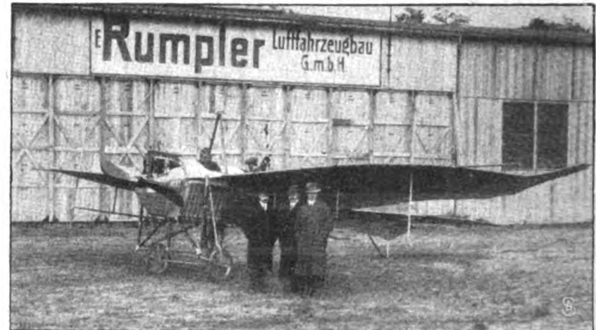
*) Fauna palaearctica umfaßt Europa, Nordasien und Nordküste Afrika; Fauna americana ganz Amerika; Fauna indeaustralica ganz Indien, Australien und Südsee, Südchina; Fauna africana ganz Afrika südlich der Sahara.



Kollektion seltener Schmetterlinge,
deren Handel sich für Liebhaber lohnt.

lagen geschaffen ist. Die Abbildungen sind von einem Text begleitet, den die ersten Fachleute aller Nationen zusammengestellt haben, und Engländer, Schweden, Deutsche, Russen, Schweizer und Franzosen arbeiten an dem Riesenwerk. Die Originale zu den Abbildungen hat Herr Baron von Rothschild in zuvorkommender und liebenswürdiger Weise unentgeltlich zur Verfügung gestellt, und manches Original würde zu kaufen über 1000 Mark kosten. Die ersten 500 Tafeln, die fast alle großen Tagschmetterlinge der Erde enthalten, sind bereits im Gebrauch, und die kleinen Nachtfalterchen sollen, bis auf die sogenannten „Eulchen", in Jahresfrist fertig sein. — Nähere Angaben erteilt der Verlag der Seitzschen Werke in Stuttgart.

— Die Bayerische Aluminium- und Metallwarenfabrik in Freising hat ihre neu eingerichtete Fabrik mit allen modernsten maschinellen Einrichtungen versehen und ist in der Lage, ihre Fabrikate in gediegenster Ausführung bei konkurrenzfähigen Preisen zu liefern. Die Firma unterhält belangreiche Exportverbindungen nach allen Ländern und läßt Interessenten jederzeit ihre Preisliste zugehen.

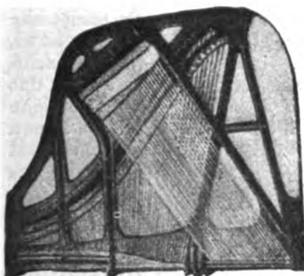


Rumpler-Taube, Mod. 1912, mit Argus-Motor,
für die argentinische Armee versandbereit. Es ist die erste deutsche Flugmaschine, die unter einem deutschen Flugführer ihre anerkannt vorzüglichen Leistungen in Buenos Aires dartun wird. Somit tritt die deutsche Flugzeugindustrie erfolgreich mit der französischen auf dem Weltmarkt in Konkurrenz.

— Auf der Erzgebirgischen Ausstellung in Freiberg wurde den kino-diaphragmatischen Projektions-Apparaten des Herrn Geh. Bergrat Professor Dr. Papperitz in Freiberg i. Sa. die höchste Auszeichnung: die Staatsmedaille, zuerkannt. Die Alleinfabrikation für diese hervorragenden Präzisionsapparate liegt in den Händen der bekannten Firma

Heinrich Ernemann A.-G., Photo-Kino-Werk, Optische Anstalt, Dresden.

— Siegel-Rekord-Flügel, der kleinste, einer der dabei tonvollsten. D. R. P. 233138. Das Bestreben aller Flügelfabrikanten ist auf die Herstellung kleiner und kleinster Flügel gerichtet, die auch in kleinen Räumen aufgestellt werden können. Man kann geradezu von einem Wetteifer sprechen, denn die Industrie hat eingesehen, daß dem kleinsten,



Die mit Saiten versehene Flügelraste des Siegel-Rekord-Flügels.

aber tonvollen Flügel die Zukunft gehört. An sich wäre es ja nichts Besonderes, den kleinsten Flügel zu bauen und die Kleinheit bis zur Spielerei zu treiben. Und Spielerei wird es, sobald der kleine Flügel durch den stets kleiner werdenden Resonanzboden im Ton



Ansicht des geöffneten Siegel-Rekord-Flügels.

hart gehalten werden muß, damit er seine Klänge hergibt, ganz abgesehen von den mageren Bässen kleiner Flügel. In Erkenntnis dieser Tatsachen ist eine der ersten deutschen Flügelfabriken in der Länge des Flügels von 1.50 m wieder auf 1.65 m geschritten. Der Resonanzboden wird eben als zu klein befunden worden sein, um den gewünschten weichen, runden und doch vollen Ton zu geben. — Der Siegel-Rekord-Flügel, D. R. P. 233138 und patentiert in allen Kulturstaaten, hat infolge der patentierten Konstruktion bereits bei nur 1.30 m Länge eine klingende Resonanzbodenfläche, die z. B. um etwa $^{4}/_{100}$ qm größer ist als diejenige eines so berühmten Schiedmayer-Pianofortefabrik-Flügels von 1.65 m Länge. — Wir finden bei der Kleinheit des Siegel-Rekord-Flügels die tiefen, runden Bässe und die große, edle, gesangreiche Tonfülle, verbunden mit einem Diskant, den wohl kein noch so teures und noch so berühmtes Flügelfabrikat übertreffen dürfte. Es ist der klare, glockenreine Diskant aus der Tatsache zu erklären, daß nur der Siegel-Rekord-Flügel am Stimmstock entlang die für den kräftigen, klaren Diskant erforderliche feste Auflage hat. Für Interessenten steht außer in Hamburg, Alterwall 66, ein Flügel des kleinsten Modells bei Herrn Pianofabrikant Heinr. Schütze, Berlin 59, Dieffenbachstr. 37, zur Prüfung. Die Firma R. Siegel, Stade, die Erfinderin dieser neuen erprobten Flügelkonstruktion, beabsichtigt in Berlin die Großfabrikation dieses kleinsten, aber tonvollsten Flügels durch eine G. m. b. H. oder dergleichen und sucht noch einige Großkapitalisten zur Anteilnahme an der energischen Ausnutzung dieser sehr lukrativen Erfindung. Das Urteil eines der führenden Flügelfabrikanten Deutschlands über den Siegel-Rekord-Flügel lautet nach eingehender Prüfung: Der Ton ist frisch, frei und klar und spricht ungemein gut an.

— Auf allen Gebieten der Technik zeigt sich eine wachsende Regsamkeit, die vorhandenen Einrichtungen auszugestalten sowie vorteilhaftere Produktionsmittel zu schaffen. — Unter diesen Neuerungen hat sich auch in den letzten Jahren der moderne Bau von Mineralwasser-

und Schaumwein-Apparaten bemerkbar gemacht. Die Industrie alkoholfreier Getränke stellt an eine gute Qualität der Mineralwässer und Brauselimonaden hohe Anforderungen; dazu kommt, daß die kohlensauren Getränke in allen möglichen Flaschensorten zum Ausschank gelangen; in den meisten Ländern benutzt man jetzt die praktische Kugelflasche, andernorts neigt man mehr zu Siphons, während vielfach zu gleicher Zeit Patent- und Korkflaschen im Gebrauch sind. Hierzu müssen die in Frage stehenden Apparate neben ihrem Hauptzweck, d. i. die Herstellung der Getränke, selbst in praktischer Weise eingerichtet sein, wenn eine zuverlässige Fabrikation und schnelle Rentabilität einer solchen Anlage von vornherein gewährleistet sein soll. — Mit Rücksicht auf die Mannigfaltigkeit der Flaschen ist nicht jede Konstruktion von Apparaten für Mineralwasserfabrikanten oder solchen, die sich etablieren wollen, in universeller Weise geeignet, schon wegen der verschiedenen Leistungsfähigkeit der Konstruktionssysteme, Preislagen usw. Unter den deutschen Fabrikanten dieser Spezialbranche verdient besondere Beachtung die Firma: Hugo Mosblech, Maschinenfabrik, Cöln-Ehrenfeld, deren übersichtlich angeordneter illustrierter Katalog außerordentlich reichhaltige Sortimente von Mineralwasser-Apparaten und -Abfüllern für jede beliebige Tagesleistung und alle Flaschensysteme enthält. Verschiedene Apparate zeichnen sich durch bemerkenswerte Neuerungen aus, welche die Maschinen in erster Linie für Übersee wertvoll machen. Die Hauptvorzüge der Apparate sind in leichter Bedienung, kontinuierlichem Arbeiten, schneller und inniger Sättigung sowie Fabrikation von Kohlensäureverlust zusammenzufassen. Als letzte Neukonstruktion bringt die Firma einen Kraftfüller für Kugelflaschen auf den Markt, der eine Leistung von 16,000—20,000 Füllungen in zehn Stunden besitzt, ferner eine Imprägnierpumpe, die das Wasser während des Einpumpens durch eine sinnreiche Vorrichtung gleichzeitig mit der Kohlensäure sättigt und auch an einen bereits vorhandenen beliebigen Mischkessel oder Sammelbehälter angeschlossen werden kann. Als besonderes Merkmal ihrer Leistungsfähigkeit tritt bei der genannten Firma noch die Tatsache in den Vordergrund, daß sie ihrem Betriebe auch eine Abteilung für die Herstellung aller Sorten Brauselimonaden-Essenzen, Mineralwasser-Pastillen und Pastillen für bessere Tafelwässer angegliedert hat. Die Kataloge der genannten Firma stehen in deutscher, französischer, englischer, spanischer und russischer Sprache Interessenten zur Verfügung.

DIE·WOCHE

Nummer 46. | Berlin, den 16. November 1912. | 14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 46.



Die sieben Tage der Woche.

7. November.

Aus Tibet wird gemeldet, daß es zwischen britischen und chinesischen Truppen zu Kämpfen gekommen ist, die mit der Vertreibung der Chinesen aus dem Land endeten.

Das Reichsgericht verurteilt die im Dienst Frankreichs tätig gewesenen Spione Westermann und Grether zu drei, den Mitangeklagten Stieffater zu zwei Jahren Zuchthaus.

Das Marinegericht in Sebastopol verurteilt wegen Vorbereitung von Flottenunruhen 17 Matrosen zum Tode und 106 zu Zwangsarbeit von vier bis acht Jahren.

8. November.

Ein halbamtliches Communiqué bezeichnet als Ergebnis der Besprechungen zwischen dem italienischen Minister des Aeußern und den maßgebenden Berliner Persönlichkeiten volle Uebereinstimmung dahin, daß Deutschland und Italien nicht gewillt sind, sich in die Entwickelung der Dinge im Orient einzumischen, solange sie nicht von den Nächstinteressierten darum ersucht oder ihre speziellen und direkten Interessen durch irgendwelche Ereignisse berührt werden.

Vom Balkan wird gemeldet, daß die Bulgaren die Türken in der Tschataldscha-Linie angegriffen und die Montenegriner, unterstützt von serbischer Artillerie, Djakowitza nordöstlich von Skutari erstürmt haben.

9. November.

Vom Balkan liegen folgende Meldungen vor: Saloniki hat sich den Griechen ergeben. Die türkischen Truppen, 25000 Mann, wurden Gefangene. Die Offiziere bleiben auf Ehrenwort in Freiheit und behalten ihre Waffen. — Die Montenegriner mußten infolge von Ueberschwemmungen und Mangel an Lebensmitteln einen Teil ihrer Positionen vor Skutari aufgeben.

10. November.

Aus Tanger kommt die Nachricht, daß der englische Gesandte Lister an den Folgen einer Malaria gestorben ist.

Die Serben erreichen Alessio an der Küste des Adriatischen Meeres.

11. November.

Der Kaiser begibt sich zum Besuch bei dem Fürsten Hatzfeld nach Trachenberg in Schlesien.

Die englische Regierung erleidet bei der Beratung der Home Rule-Bill für Irland im Unterhaus eine Niederlage. Ein Antrag der Opposition, den Beitrag des Reichsfiskus auf 50 Millionen M. jährlich zu begrenzen, sind mit 228 gegen 206 Stimmen angenommen.

Der belgische Kriegsminister General Michel tritt wegen Meinungsverschiedenheiten über die Heeresreform innerhalb des Kabinetts von seinem Amt zurück.

In Budapest hat der Präsident der bulgarischen Sobranje Danew Besprechungen mit dem österreichisch-ungarischen Minister des Aeußern Grafen Berchtold und dem deutschen Botschafter von Tschirschky.

12. November.

Vom Balkan wird gemeldet, daß die Bulgaren auf der Westfront von Adrianopel zwischen Maritza und Arda einige wichtige Positionen erobert haben. — Aus Sofia wird berichtet, daß bei der Besetzung von Saloniki neben den griechischen auch bulgarische Truppen beteiligt waren.

Der spanische Ministerpräsident Canalejas wird in Madrid auf der Straße von einem Anarchisten ermordet (Portr. S. 1926).

13. November.

Nach London wird gemeldet, daß die Türkei Verhandlungen mit Bulgarien über einen Waffenstillstand einzuleiten sucht.

Moderne Theatergründungen.

Von Ludwig Barnay.

„Die gute alte Zeit", sie ist sehr in Mißkredit geraten. Die sogenannten Modernen verziehen gern die Lippen zu einem spöttischen Lächeln, wenn von ihr die Rede ist, und haben für das Lob, das ihr gespendet wird, nur ein hochmütiges Nasenrümpfen. Und doch war sie in mancher Beziehung eine gute Zeit; daß man sie aber auch die alte nennt, ist nicht einmal richtig, denn die „jüngste Zeit" ist sicherlich bejahrter als die alte, d. h. die frühere Zeit. Auch sie war einstens „modern", während die Moderne niemals alt war. Fragt sich nur, ob alles, was die Moderne gebracht hat, auch gut genannt werden kann? — Auf dem engeren Gebiet des Theaterlebens wohl kaum. Von den Alten sagt man, sie modern, von den Jüngsten, sie seien modern. Auch Shakespeare und Molière, Beethoven und Rembrandt waren für ihre Zeitgenossen modern, während man auf gar manche der zeitgenössischen erfolgreichen Werke das Dichterwort anwenden könnte:

> Es kostet nichts, die allgemeine Schönheit
> Zu sein, als die gemeine sein für alle.

Alles, was nach Verbesserung und Fortschritt strebt, sei gelobt und gefördert, wenn aber die Moderne sich als allein seligmachend ansieht und bezeichnet, so trägt sie den Keim des Rückschrittes im Schoß. Selbst Richard Wagner mahnt, man möge die alten Meister ehren. Und Meister von achtunggebietendem Können zeitigte die arg

verleumdete „gute, alte Zeit“ nicht allein unter den Dichtern, Komponisten und Malern, sondern auch unter den Schauspielern und Sängern; ja selbst unter den Theaterleitern. Der Direktor, der in früheren Zeiten ein Theaterinstitut gründete, eine größere Anzahl von Existenzen an seinen thespischen Karren kettete, war sich der großen und ernsten Verantwortung wohl bewußt. Aber im Besitz einer reichen Bühnenerfahrung glaubte er, zum Führer berechtigt zu sein; er setzte seinen geachteten Namen, das eigne Vermögen ein und trug männlich, im Fall des Mißlingens, den Verlust des einen wie des anderen.

Heutzutage werden zuweilen von jungen, unerfahrenen Schauspielern, von großsprecherigen Projektmachern, von theaterfremden Literaten Theater gegründet, mit dem erborgten Geld Gutgläubiger, die gar verwundert dreinschauen, wenn nach kurzer Zeit nur der Gläubiger, aber kein Gut vorhanden ist. —

„Das Neue! Das Neue!“ Das ist jetzt das Feldgeschrei. Ein neues Theater mit neuem Namen, ein neuer Direktor, neue Mitglieder, neue Stücke . . . der überreizte Gaumen der Kunstbanausen giert nach prickelnder Kost und begrüßt das Ungewohnte, selbst wenn es ihm nicht gefällt, mit den zufriedenen Worten: „Gott! es ist doch wenigstens einmal was anderes!“

Schiller spricht von der „lächerlichen Wut der Neuerung“, Gerhart Hauptmann dagegen singt:

„Eins, zwei, drei, so bist du neu,
Und im Neuen bist du frei.“ —

Betrachtet man die Theatergründungen der letzten Dezennien ein wenig vom theaterhistorischen Standpunkt, so stellt sich das Resultat dieses „Eins, zwei, drei“ nicht sehr erbaulich dar.

Als noch vor 25 bis 30 Jahren Theater in Berlin gegründet wurden, da traten Männer an ihre Spitze, die mit einem ernsten, wohlerwogenen Programm auftraten, die die hauptstädtische Bedürfnisfrage in Betracht zogen, die ihr eigenes, schwer erworbenes Vermögen, ihren anerkannten Namen in die Wagschale warfen, um ein ideales und zugleich reales Ziel anzustreben. Auf solcher Basis traten das Deutsche, Berliner-, Lessing-, Residenz- und Neue Theater ins Leben.

Später — in den neunziger Jahren — vereinigten sich Bankinstitute und reiche Leute, die sich dafür erwärmten, das bewährte Gute zu erhalten und zu fördern, und sich entschlossen, einem fähigen und vertrauenswürdigen Mann die Mittel an die Hand zu geben, um die Leitung solcher geachteter Theaterinstitute übernehmen zu können.

Als aber — vor etwa zehn Jahren — Gerüchte von glänzenden pekuniären Erfolgen der mittlerweile zahlreich emporgeschossenen neuen Theater die Luft durchschwirrten; als man sich erzählte, daß hier dreißig, dort gar vierzig Prozent als Dividenden gezahlt wurden, da fand jeder geschickte, von seiner eigenen Vortrefflichkeit überzeugte Streber Geldleute, die sich an die fette Dividendenkrippe drängten. So entstand die bis dahin im Theaterleben nicht geübte Form einer Theatergründung durch eine G. m. b. H. (Gesellschaft mit beschränkter Haftung). — Der von der anonymen Gesellschaft bestellte Direktor schloß nun bindende Verträge mit neuen Mitgliedern, und kam es eines Tages zum Zusammenbruch, so standen Hunderte von Bühnenangestellten mit ihren vertraglichen Ansprüchen dem zahlungsunfähigen Direktor gegenüber. Das Kapital der G. m. b. H. war vertan, und die Mitglieder der G. m. b. H. zitierten, sobald die ihrer Existenzmittel beraubten Bühnenmitglieder mit Entschädigungsansprüchen an sie herantraten, das Goethesche Wort „In der Beschränkung zeigt sich der Meister“.

Angesichts dieser unhaltbaren Zustände forderten die Behörden nunmehr vom Direktor, vor Erteilung der Konzession, einen bestimmten Vermögensnachweis. Was da an falschen Vorspiegelungen, Schiebungen und hinterlistigen Manövern geleistet wurde, spottet jeder Beschreibung. Mir ist ein Fall bekannt, daß ein Direktor dem Polizeipräsidium sein in guten und soliden Staatspapieren angelegtes Vermögen vorwies, während ein Bankbeamter unten in der Droschke wartete, um nach erfolgtem „Ausweis“ die Papiere sofort wieder in Empfang zu nehmen und sie seinem Prinzipal zurückzuliefern. Wenn man eine Liste der in den letzten zwanzig Jahren erfolgten Theaterzusammenbrüche aufstellte, so würde man über ihre große Anzahl geradezu staunen; in Theaterkreisen stand aber merkwürdigerweise trotzdem allgemein fest, daß für Theaterunternehmungen in Berlin jederzeit Geld zu haben sei.

Die Zusammenbrüche von Theaterdirektoren mehrten sich in so erschreckender Weise, daß man eine kurze, prägnante Kollektivbezeichnung für die sich häufenden Fälle suchte, und so wurde der deutsche Wortschatz durch das aus der Gaunersprache stammende Wort „Pleite“ (ursprünglich hebräisch — Flucht) verhäßlicht. —

„Das eben ist der Fluch der bösen Tat,
Daß sie fortzeugend immer Böses muß gebären.“

Eines Tages flüsterte man sich vertraulich zu, daß Bühnenmitglieder selbst an die Stelle der Geldgeber getreten seien, und es dauerte gar nicht lange, so sprach man es offen und ohne Scheu aus, daß sich Frauen und Männer aus Schauspielerkreisen reich bezahlte Engagements verschafft und dagegen verpflichtet haben, ihrem Direktor erhebliche Summen zu leihen. — Nur selten waren sie in der Lage, aus Eigenem das Darlehen zu leisten, sie suchten eifrig und fanden bald Freunde, Protektoren und — „Verehrer“, die ihnen beisprangen. Die Bühnenmitglieder erstrebten und erwarteten von ihrer „Beteiligung“ weniger den materiellen Gewinn, als Vorteile für ihre künstlerische Betätigung. — Natürlich! Wer die größten Einzahlungen geleistet hatte, durfte auch auf die größten und dankbarsten Rollen Anspruch erheben. —

Ein Beamter, ein Vorgesetzter, ein Fabrikleiter, der seine Untergebenen um ein Darlehen anginge, würde seiner Stellung sofort enthoben werden. Hier aber fand man gar nichts Ungehöriges darin.

Diese „engagierten Geldgeber“ rekrutierten sich zum Teil aus Schauspielern, die ein Geldopfer brachten, um in der Hauptstadt gesehen zu werden; aus mittleren Talenten, die eine Rolle spielen und sich „gedruckt im Wochenblättchen“ sehen wollten, und endlich aus der Zahl der sogenannten „Toiletteschauspielerinnen“, deren „Freund“ das Geldopfer brachte, um seine Donna auf der Bühne glänzen zu sehen.

Der Direktor aber geriet dem Mitglied gegenüber in ein unnatürliches Abhängigkeitsverhältnis, das schädigend, ja verderblich auf seine künstlerischen Intentionen — wenn er solche hatte! — wirken mußte. — Nur die Sucht, um jeden Preis in Berlin Direktor spielen zu wollen, kann es verständlich erscheinen lassen, daß sich ein Direktor solche schwerlastenden, goldenen Ketten, die seine

Autorität vom ersten Tag ab zunichte machten, selbst anlegte.

Bezeichnend ist ein jüngst erschienenes Inserat, das „Drei Engagements à 10 000 Mark“ offerierte. Selbstverständlich durfte man annehmen, daß es sich um Engagements mit einer Jahresgage von 10 000 Mark handelte. Den Bewerbern wurde aber klargemacht, daß es sich um drei Engagements bei Einschuß des genannten Betrages handelte.

Der Zusammenbruch des Komödienhauses wirft grelle Schlaglichter auf das ganze ekle Getriebe. Schauspieler und Schauspielerinnen werden genannt, die sich mit großen Beträgen „beteiligt“ haben; Anschaffungen entbehrlicher Art zu exorbitant hohen Preisen; Anstellung von gänzlich überflüssigen weiblichen Hilfskräften mit erheblichem Jahreseinkommen werden dem Direktor vorgeworfen. — Traurig, sehr traurig ist es, daß die Leidtragenden in erster Linie die armen Bühnenmitglieder sind, die, um das lecke Schiff über Wasser zu halten, auf ein Drittel ihres Einkommens verzichten mußten, während der Besitzer des Hauses die Bezahlung des alltäglich zu leistenden, vollen Mietbetrages für sich in Anspruch nimmt.—

Und da spotten wir noch über die „gute, alte Zeit“!

Streiflichter auf das Mittelmeer.

Von Nautilus.

Wider Erwarten hat sich während des Balkankrieges auf dem Seekriegsschauplatz keine Kriegshandlung von Bedeutung vollzogen. Im Schwarzen Meer sind die bulgarischen kleinen Fahrzeuge in den Häfen eingeschlossen worden, damit war es für die Türken frei; auf das Ägäische Meer hat sich die türkische Flotte nicht hinausgewagt, trotzdem ihr Schiffsbestand dem griechischen gewachsen war, sondern es kampflos Griechenland überlassen. Da aber auch das beherrschte Schwarze Meer nicht benutzt ist, muß man annehmen, daß die Türkei sich dazu außerstande gefühlt hat. Tatsächlich konnte nur der Transport der kleinasiatischen Truppen über See einen schnellen Aufmarsch gewährleisten und nur die Offenhaltung der See für Versorgung und Nachfuhr solche sicherstellen. Die eingleisige Küstenbahn nach Saloniki konnte das allein wohl nicht leisten. Die Preisgabe der See bedingte Verzögerung des Aufmarschs, und bei der schnellen bulgarischen Offensive mußte das gewichtig in die Wagschale fallen.

Jetzt rückt der Seekriegsschauplatz wieder in den Vordergrund, wo ihn die internationale Flotte belebt. Der Entschluß, Schiffe nach dem Orient zu schicken, wurde von allen Großmächten ziemlich gleichzeitig gefaßt; naturgemäß häuften sich dadurch die Nachrichten, die Phantasie und etwas unbedachte Fassung der Veröffentlichungen im Verein mit der besonders an der Börse mehrfach auftretenden Nervosität halfen dazu, diese Schiffsentsendungen zeitweise in etwas beunruhigendem Licht zu sehen. Die Überlegung muß jedoch dahin führen, all diese Dinge als natürlich gegeben einzuschätzen. Die Türkei war überschätzt und die Balkanstaaten unterschätzt, überall; eine Offensive in derartiger Schnelligkeit und mit derartiger Wucht, daß sie sozusagen in einem Ansturm bis in die Tschataldscha-Linie fünfzig Kilometer von Konstantinopel getragen wurde, hatte niemand für möglich gehalten, also konnte auch niemand auf die Notwendigkeit rechnen, Leben und Eigentum fremder Staatsangehöriger in Gefahr zu sehen. Nach der entscheidenden Niederlage bei Kirk-Kilisse kamen auch die ersten Nachrichten von der zurückflutenden türkischen Armee, von ihrem Zustand, von Demoralisation und von christenfeindlicher Stimmung. Die Gefahr der Lage macht der Blick auf die Karte ohne weiteres klar. Man sah kommen, daß die ganze türkische Hauptarmee von doch wenigstens mehreren hunderttausend Mann nur mehr in der Richtung auf Konstantinopel zurückkonnte, ob es gelang, sie wieder zum Stehen zu bringen, mußte fraglich scheinen, nur sofortiges Handeln verbürgte Erfolg. Daher die beschleunigte Zusammenziehung der Seestreitkräfte im Orient. Es liegt von allen Großmächten außer dem gewöhnlichen kleinen sogenannten Stationär, der nur kleine Besetzung hat, ein größeres Schiff bereits vor Konstantinopel und soll noch für ein weiteres Durchfahrtserlaubnis durch die Dardanellen erteilt sein. Der Schutz der Fremden kann natürlich nur durch Ausschiffung von Matrosen ausgeübt werden, es müssen also so viel Schiffe da sein, daß sie eine genügende Kopfzahl Landungskorps aufstellen können, und dazu müssen große Schiffe mit starker Besatzung hin, wie sich das in dem Bestreben der Großmächte, ein großes Schiff in Konstan-

tinopel zu haben, ausdrückt und in der Entsendung solcher Schiffe nach dem Orient. Daß Deutschland dabei zunächst auf Schulschiffe zurückgreifen mußte, deren Besatzung größtenteils aus Zöglingen, die nicht Soldaten sind, und Kadetten besteht, ist bedauerlich und führt unsern Kreuzermangel drastisch vor Augen. Nach den letzten Nachrichten sind bereits alle vorbereitenden Schritte getan. Wie bewährt und üblich handeln die Mächte in solchen Fällen gemeinsam, der älteste Seebefehlshaber leitet die Aktion. Hoffentlich wird sie nicht nötig. Abgesehen von Konstantinopel hat sich das Schutzbedürfnis auf Saloniki erstreckt, das vor der Einnahme durch die Verbündeten stand. Dort ist ein weiterer Sammelpunkt internationaler Seestreitkräfte. Aus der ganzen Verteilung geht der Zweck auch insofern deutlich hervor, als die Nationen dahin Schiffe geschickt haben, wo sie materielle Interessen haben. Wenn man die meistgenannten Häfen von diesem Gesichtspunkt charakterisieren will, so kann man ungefähr sagen: In Saloniki liegen außer griechischen besonders österreichische und italienische Interessen vor, in Smyrna und Beirut englische, französische und italienische, in Mersina, Jaffa, Haifa deutsche. Unsere Schiffe sind bekanntlich zurzeit in Konstantinopel, Mersina und Haifa. Von den Schiffen, die nicht in diesen Häfen sind, ist anzunehmen, daß sie sich in Bereitschaft etwa in der Besika-Bai, nahe den Dardanellen halten. England hat am meisten Aufsehen erregt, weil gerade zur Zeit der Entsendung dort die Torpedobootsflottillen, die nicht volle Besatzung haben, auf Kriegsfuß gebracht wurden. Tatsächlich sind sie aber in der Heimat geblieben und halten Übungen ab, und die Absicht, das III. Geschwader in das Mittelmeer zu schicken, war schon lange vorher bekannt. Wenn also auch die Neuorganisation der englischen Mittelmeerstreitkräfte auf acht Panzerkreuzer und acht Linienschiffe noch nicht durchgeführt ist, so sind doch zurzeit acht Linienschiffe und fünf Panzerkreuzer tatsächlich dort. Immerhin zählt England ja auch zu den eigentlichen Mittelmeermächten, deren Streikräfte kürzlich in Nr. 33 zusammengestellt sind, wobei auch von Englands Mittelmeerpolitik schon gesprochen wurde.

Einer allgemeinen politischen Bedeutung entbehrt außerdem die Schiffsansammlung der Mächte im Orient natürlich auch nicht. Mit dem Fall Salonikis und schlimmstenfalls dem Einzug der Bulgaren in Konstantinopel oder erfolgreichem Widerstand der Türken vor Konstantinopel muß der Krieg sein Ende finden. Die Lösung der Balkanfrage soll aber dann erst beginnen. Die Mittelmeergroßmächte einschließlich des allerdings noch vom Mittelmeer abgesperrten Rußland sind außer den kriegführenden Staaten mehr oder minder unmittelbar beteiligt und durch den Dreibund auch Deutschland. Europa steht also erneut vor dieser Frage, auf die hier nur ein flüchtiges Streiflicht geworfen werden soll nach der jetzigen Lage, und die Seemacht der Mächte im Mittelmeer ist wohl geeignet, ihren Entschließungen einen wirkungsvollen Hintergrund zu geben.

Angesichts der Erfolge der verbündeten Balkanstaaten wird von der Aufrechterhaltung des Statusquo unter den Großmächten nicht mehr gesprochen, d. h., es wird die Frage zu lösen sein, wie weit das türkische Reich in Europa erhalten bleiben soll. Das Osmanentum ist mit Feuer und Schwert als Eroberer in Europa eingezogen, dort immer als Fremdkörper empfunden worden, um so mehr, je stärker sich allenthalben nationale Strömungen entwickelten. Es muß seine Rolle ausgespielt haben, wenn es die Eigenschaften des Eroberers verliert, und kann, bestenfalls künstlich ernährt, eine Schattenexistenz fristen. Dazu kommt, daß der Gegensatz des Bekenntnisses nicht geschwunden und das Verhältnis der Christen zu den Mohammedanern in der europäischen Türkei etwa 2 : 1 ist. Das Erwachen des Nationalgefühls der Volksstämme der Balkanhalbinsel hat in der Schaffung der jetzt verbündeten siegreichen Balkanstaaten schon seinen greifbarsten Ausdruck gefunden, und es liegt nahe, daß die Wünsche dieser Staaten jetzt in erster Linie dahin abzielen, sich die Landstriche anzugliedern, die von Stammesgenossen in der Überzahl bevölkert sind. Dadurch wird die Frage aufgerollt: Was wird aus Konstantinopel, der Sehnsucht der Bulgaren und lange Zeit der Russen. Weniger begehrt an sich als durch die Beherrschung des Ausgangs aus dem Schwarzen Meer; damit drängt die Dardanellenfrage zur Lösung. Rußlands Streben nach einem eisfreien Hafen am freien Meer ist immer noch unbefriedigt, und Englands Tradition hat noch immer jeden, den es konnte, vom Meer ferngehalten. Auch Serbien drängt nach dem Meer. Wenn nur der Wunsch da ist, an das Meer zu kommen, müßte es einerlei sein, ob an die Adria oder die Ägäis. Österreich und Italien sind einig darin, daß die Häfen der Adria nicht ohne weiteres in diese Hände kommen dürfen. Österreich muß den Ausgang der Adria frei haben, Italien kann eine Bedrohung seiner Küste nicht ertragen. Für England spielt das Kalifat außerdem eine nicht zu vergessende Rolle. Bekanntlich ist England mit seinen 90 Millionen Mohammedanern die größte mosleminische Macht, und nach Ansicht vieler nichttürkischer Mohammedaner hat die Dynastie Osman die Kalifenwürde widerrechtlich an sich gerissen. Man könnte sich durch vernichtende Niederlagen auch das Ansehen des osmanischen Kalifen erschüttert denken. Englische Stimmen, die den Gedanken, das Kalifat an den Khedinen zu übertragen, fördern, sind schon mehrfach laut geworden. Der Reibungsflächen sind viele, und zurzeit steht Serbiens Drängen nach Albanien im Vordergrund. Der Italienisch-Türkische Krieg hatte die Mittelmeerlage entgegen manchen Erwartungen und trotz französischer Vorhaltungen dahin geklärt, daß der Dreibund sich dort fester als zuvor zusammenschloß; auch bisher hat wohl der Dreibund in der Balkanfrage einmütiger dagestanden als die andern Mächte, obgleich es an Versuchen nicht gefehlt hat, den Zankapfel Albanien zwischen Österreich und Italien zu werfen.

Die Tschataldscha-Linie.

Von Generalmajor z. D. Imhoff, Berlin.

Die Worte Napoleons I., daß Befestigungen sowohl im Offensiv- wie Defensivkrieg nützlich sind, daß sie allerdings für sich allein eine Armee nicht aufhalten können, aber ein vorzügliches Mittel bieten, das Vordringen des Gegners zu verzögern, werden durch die augenblicklichen Ereignisse auf der Balkanhalbinsel von neuem illustriert, auf der die türkische Armee nach menschlichem Ermessen fast die vorletzte Verteidigungstellung vor der Hauptstadt eingenommen hat.

Der Wert der Stellung wird selbstverständlich erst durch die aktive Verteidigung bewiesen. Das Verständnis der Lage und die kriegerischen Tugenden des Verteidigers erhöhen den ersteren unberechenbar.

In und hinter die Tschataldscha-Linie hat sich nun die türkische Armee nach schweren und dem Feind Achtung einflößenden Rückzugsgefechten zurückgezogen. Dort wird wohl das Geschick der Türkei sich entscheiden.

Die Linie erstreckt sich vom Tschekmetsche-See bis nach Karaburnu am Schwarzen Meer, d. h. bis an den Derkos-See, der durch einen rund 2500 Meter breiten Isthmus von der See getrennt ist. Hinter jenem Flügel liegen auch die Wasserwerke von Konstantinopel, deren Zerstörung den Bulgaren sehr am Herzen liegen muß. Die Stellung ist an sich sehr stark, da sie auf beiden Flügeln an das Meer angelehnt ist und die türkische Flotte von dort aus in den Kampf eingreifen kann.

Rechnet man die Seen ab, so bleibt eine rund 30 Kilometer lange Front zu verteidigen, die vor sich als gutes Hindernis den Karasadere-Fluß besitzt, der durch eine 1500—3000 Meter breite, versumpfte Talniederung fließt.

Der Schwerpunkt der Verteidigung liegt in der Nähe von Hademköj, wo sich Eisenbahn und Straße nach Adrianopel schneiden. Dort sind auch die stärksten Werke in zwei Linien angelegt. Am See von Böjük Tschekmetsche sind nur einige Batterien erbaut; auch der rechte Flügel ist nicht weniger stark.

Blum-Pascha, dessen Kinder, darunter Fräulein Dr. Blum, noch heute in Berlin leben, hat in jene Linie 21 Werke gebaut, die aber nicht vollendet wurden, da seinerzeit die russische Armee zu schnell vorrückte. Bis Ende 1879 baute aber Baker-Pascha die Werke weiter aus und verstärkte sie durch Neuanlagen sowie Schützengräben zur Beseitigung der zahlreichen, bis dahin unbestrichenen Räume; er sorgte ferner für die gegenseitige Unterstützung der einzelnen Werke, ebnete an den erforderlichen Stellen das Gelände glacisartig, legte eingeschnittene Batteriestellungen für Feldgeschütze an, erbaute Reduits und nahm vereinzelt sogar Etagenfeuer der Schützen in Aussicht. Der rechte Flügel wurde ferner fast bis an die Westspitze des Derkos-Sees vorgeschoben und die Landenge zwischen diesem und dem Schwarzen Meer durch Redouten abgesperrt.

Man hoffte seinerzeit, diese ganze Verteidigungsfront mit 100,000 Mann, 250 Festungs- und 120 Feldgeschützen verteidigen zu können. Die Geschütze wurden seinerzeit auch aufgestellt, sogar in noch größerer Zahl. Unter Abd ul Hamid II. wurde jedoch infolge des chronischen Geldmangels und der Kamarillawirtschaft im Jildis so gut wie nichts mehr zur Verstärkung der Werke getan.

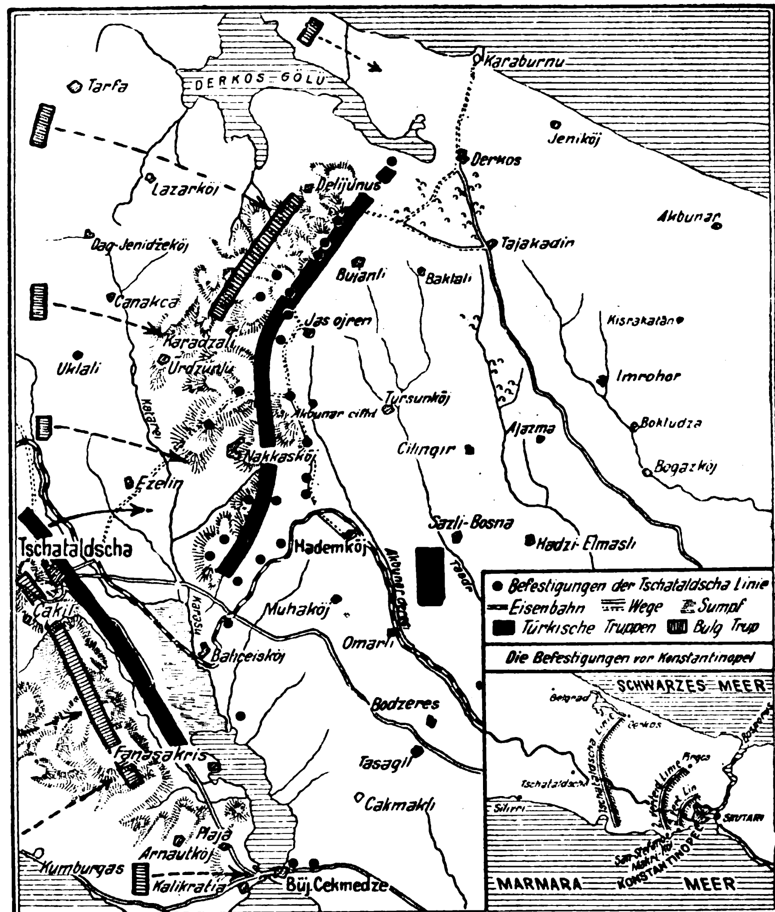
Die momentane Bewertung der Verteidigungslinie ist für den Fernstehenden schwer.

Die Lage der Forts an sich ist günstig, sie besitzen aber keine Deckungen gegen das moderne Artilleriefeuer. Das Schußfeld ist gut, wenn dies auch für den nördlichen Teil der Linie nicht überall voll zutrifft.

Wie die Besetzung mit Festungsartillerie im Augenblick ist, kann nicht absolut sicher angegeben werden. 1908 standen dort 24 Kompagnien Festungsartillerie und einzelne Pionierdetachements. Etwa 300 Geschütze, aber höchstens ein Drittel von ihnen modernen Anforderungen entsprechend, waren in Stellung bzw. in Schuppen dicht bei ihnen.

Von Wichtigkeit ist es für den bevorstehenden Kampf, ob etwa moderne Geschütze aus der Linie zur Verstärkung von Adrianopel entnommen wurden, ob es ferner möglich war, von den Dardanellen und dem Bosporus her die Geschützausrüstung zu vervollständigen, ob die Zeit benutzt wurde, feldmäßige Deckungen und Hindernisse nach modernen Prinzipien anzulegen, und ob es gelang, die nötige Feldartillerie in sorgfältig gewählten Stellungen zu placieren, Entfernungen festzulegen, das Vorgelände in Gefechtstreifen zu zerlegen, die Feuervereinigung der Artillerie zu gewährleisten, für verdeckte Aufstellung der Truppen, Verkehrsanlagen und moderne Erkundung zu sorgen, ob Marken und Scheinanlagen vorgesehen sind, ob reichliche Munition in der Nähe bereitgestellt ist, ob die Vorbereitungen gegen nächtliche Angriffe getroffen sind, ob Scheinwerfer und Flugzeuge zur Verfügung stehen.

Nicht die Befestigung macht die Stellung stark, sondern der Soldat, der hinter ihr steht, sowie der Kommandant, der den Geist und den Willen hat, die Linie zu verteidigen. Der Geist wagemutiger Offensive bleibt auch hier der beste Bürge für den Erfolg.



Die Bulgaren stehen jedoch vor dem linken Flügel der Stellung schon auf den Höhen südlich Tschataldscha und sind im Norden bis an den Derkos-See gelangt.

Der Entscheidungskampf naht oder ist beim Erscheinen dieser Zeilen im Druck vielleicht schon entschieden! Wie wird das Ende sein? Welches Schicksal droht der letzten Armee, wie wird sich die Zukunft des türkisches Reiches in Europa gestalten? Werden die Bulgaren in Stambul einziehen können, oder lächelt das Kriegsglück noch einmal den türkischen Truppen zu? Werden sie in dieser Stellung nochmals die traditionelle Fähigkeit des türkischen Soldaten in zähem Ausharren in der Verteidigung bewahrheiten?

Die allernächste Zukunft wird dem über die Ereignisse und Erfolge des Balkanbundes staunenden Europa hierüber die Aufklärung verschaffen und evtl. eine Reihe politischer Fragen aufrollen, die für die Zukunft von einschneidender Bedeutung sein werden.

Die Hofjagd in Letzlingen.

Von Eberhard Frhr. v. Wechmar. — Hierzu 4 Spezialaufnahmen für die „Woche".

Wenn die Novemberstürme die letzten Blätter von Busch und Baum gefegt haben, beginnt allenthalben in deutschen Jagdrevieren fröhliches Gejaid. Auch in der Letzlinger Heide in der Altmark wurde am vergangenen Sonnabend die erste Hofjagd abgehalten, zu der sich der Kaiser mit seinen Gästen bereits am Freitag in dem alten Jagdschloß einfand. Am Abend versammelten sich die Geladenen um den hohen Jagdherrn an der Tafel des mit seltenen Jagdtrophäen geschmückten Speisesaales, und wie immer wurde den zum erstenmal Anwesenden der sogenannte „Sabberbecher" kredenzt, der bekanntlich bis auf die Nagelprobe nicht ganz leicht zu leeren ist. Unter den sechs „Jagdjüngsten" befand sich diesmal auch Graf von der Asseburg. Der Kaiser trug die Hofjagduniform mit dem Hubertusorden um den Hals, auf dessen grünem Band in goldgestickten Buchstaben der alte Jägerspruch zu lesen ist: „Vive le roi et ses chasseurs." Die schmucke Jägertracht wurde auch von denen angelegt, die sie verliehen erhielten; so erschienen der Bruder der Kaiserin, Herzog Ernst Günther, und Prinz Eitel-Friedrich im grünen Jägerwams. Gewiß weckte das bunte Bild, das sich in den historischen Räumen bei schimmerndem Kerzenschein entwickelte, in jedem die Erinnerung an die Geschichte des Hauses Hohenzollern, hörte man die Namen derer, die sich um ihren König scharten, ist ja ihre Entwicklung mit der Altmark eng verknüpft. Außer dem Gefolge und den höchsten Regierungsvertretern, zu denen sich auch der Reichskanzler gesellte, waren u. a. Fürst Stolberg-Wernigerode, Fürst Putbus, die Generaloberſten von Plessen und von Kessel anwesend, und waren von märkischen Geschlechtern die von Armin, Jagow, Alvensleben, Schulenburg, Veltheim, Itzenplitz, Platen, Wartensleben, Kleist und Schwerin vertreten. Am Morgen des Jagdtages nahmen die Herren ihren Imbiß auf ihren Zimmern ein, dann wurde um 9 Uhr zur Jagd aufgebrochen. Zunächst fand ein abgestelltes Jagen mit der Findermeute auf Schwarzwild am Stämmsol statt. Hier streckte der Kaiser 19 grobe Sauen; im ganzen wurden 350 Schwarzkittel erlegt. Lustig klang das Geläut der aus allerlei Rassen zusammengestellten Meute, und die Jagdhörner stimmten zu dem scharfen Knall der Büchsen die rechte Musik für das Jägerohr dazu an. Häufig wurde das Ermunterungsignal für die Hunde geblasen; denn weil jedes Treiben nur eine halbe Stunde dauern durfte, mußten die grimmen Bassen scharf auf die Läufe gebracht werden. Nach Beendigung der ersten Jagd begab sich der Kaiser

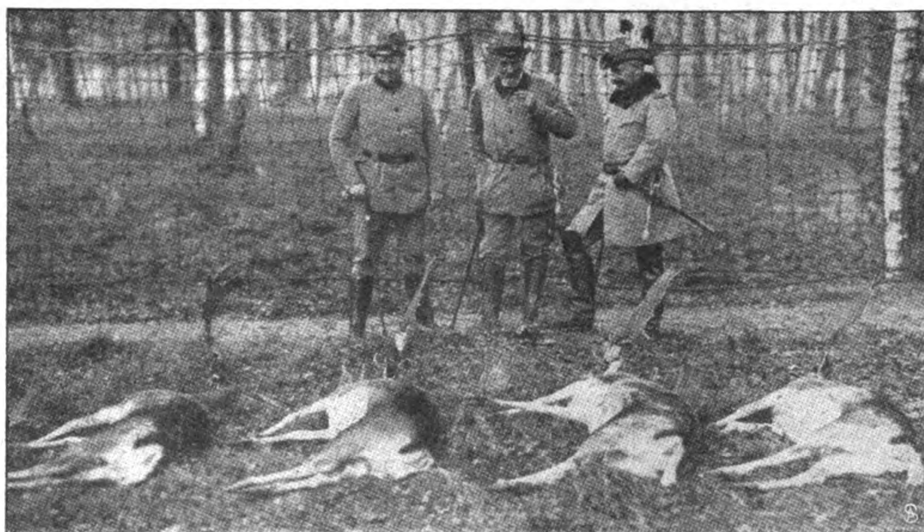


Der Kaiser vor seinem Stand beim Streckelegen der von ihm erlegten Hauptschweine,
neben ihm Oberjägermeister Frhr. von Heintze-Weißenrode.



Der Kaiser besichtigt die Strecke nach der Hofjagd in Letzlingen.

zu Fuß zum Jagdzelt, während die Automobile folgten. Vor dem Zelt blies die Jägerei den Fürstenruf, dann nahmen die Gäste das Jagdfrühstück ein. Neben dem Kai er saß rechts der Herzog Ernst Günther, links Prinz Eitel-Friedrich, gegenüber dem hohen Jagdherrn hatte der Oberjägermeister vom Dienst Exzellenz Freiherr von Heintze-Weißenrode seinen Platz, und während man sich bei den Klängen der Salzwedler Ulanenkapelle über sein Weidmannsheil oder -pech froh gelaunt unterhielt, lugte Frau Sonne zwischen kahlen Baumwipfeln hindurch auf das bunte Treiben und verlieh dem malerischen Bild erst eigentlich die warmen Farbentöne. Nach eingenommenem Mahl, das etwa 1½ Stunden dauerte, wurde noch ein Jagen auf Damwild abgehalten, das, gegen die Lappen getrieben, die Stände passierte. Das hierzu nötige „Zeug", das sonst im Jagdschloß Grunewald untergebracht ist, hat schon bei mancher Hofjagd Verwendung gefunden, bei welchen Gelegenheiten häufig auch die Politik bei Auswahl der Gäste ein Wörtchen mitspricht. Daß diese selbst bei so frohem Tun nicht ausgeschaltet ist, beweist ja der Denkstein in Born, wurde doch dort am 19. November 1897 Prinz Heinrich zum Chef des Ostasiatischen Kreuzergeschwaders ernannt.



Der Kaiser im Gespräch mit dem Reichskanzler und dem Prinzen Eitel-Friedrich.



Die Treiber schleifen zwei kapitale Schaufler zur Strecke.

Der Wiener Trousseau der Prinzessin Fürstenberg.

Hierzu 3 bei G. & C. Spitzer aufgenommene Photographien.

Am 26. November wird in Donaueschingen im Fürstenschloß Hochzeit gefeiert. Die älteste Tochter des Fürsten zu Fürstenberg, Prinzessin Leontine, oder wie sie in Wien genannt wird — Lotti — heiratet den Prinzen Hugo Vinzenz zu Windisch-Graetz, und es hat ganz den Anschein, als würde da im deutschen Land eine echte Wiener Hochzeit gefeiert. Die Aussteuer der fürstlichen Braut ist in Wien angefertigt worden, ganz wie Ende der 80er Jahre die Aussteuer der Brautmutter, der einstigen Komtesse Irma von Schönborn-Buchheim. — Damals die durch gebauschte Aermel hergestellte ungeheure Schulterbreite, die die zusammengepreßte Taille noch schlanker erscheinen ließ — der Glockenrock, aus dem nur die zarte Fußspitze hervorlugte. Heute die natürliche Form der Gestalt in klassischer Drapierung, zwanglos und künstlerisch. Aber heute wie damals die prächtigsten Stoffe (denen nur neue Namen verliehen wurden), die sich vielleicht etwas weicher um die Formen schmiegen und in noch schöneren Farben mit stärkerem Glanz leuchten.

Die Brauttoilette ist typisch für die Eleganz von 1912—1913. Aus mattschimmerndem, elfenbeinfarbenem Charmeuse-Atlas gefertigt, ist diese scheinbar einfache, durch vollkommene Noblesse wirkende Toilette mit einer Tüllschleife gerafft und einem Myrtenstrauß geschmückt. Die schöne, breite Schleppe bedarf keines Schmuckes, denn der kostbare Brüsseler Spitzenbraut-



Brauttoilette aus elfenbeinfarbenem Atlas.



Teagown aus weißem Seidenkrepp mit weinrotem Ueberwurf.

schleier, der über Gesicht und Brust fällt, deckt sie vollständig. Taille und Aermel sind mit den gleichen Spitzen garniert, den breiten Seidengürtel ziert ein Myrtenstrauß.

Das nächste Bild ist ein Teagown aus weißem Seidenkrepp mit gerafftem Rock. Malinesspitzen schmücken die Taille. Ein Ueberwurf aus samtbroschierter Gaze, mit Zobelstreifen eingefaßt, vervollständigt die Toilette.

Das letzte Bild zeigt ein Deshabillé aus zartrosa Gaze-Ninon mit Malinesspitzen, und schmale Point-d'ésprit-Volants garnieren das mantelartige Gewand.

Der Trousseau der Prinzessin enthält außerdem noch eine große Anzahl von Gesellschafts- und Straßenkleidern, seidenen Schneiderkleidern, reizenden Haus- und Sportkleidern und den verschiedensten Pelzen, von denen einige überaus wertvolle Hochzeitsgeschenke sind, darunter Automobilmäntel, Garnituren aus Breitschwanz, Hermelin, Skunks, Chinchilla. Ein Kapitel für sich bilden die Hüte, die meistens groß sind, dem Geschmack der Wienerin und der Figur der Prinzessin, die weit über das Mittelmaß reicht, entsprechend.

Die ungemein reichhaltige Lingerie-Ausstattung enthält wahre Kunstwerke der Nadel. Linon und Glasbatist bilden den Grundstoff, Madeirastickerei und echte Valenciennesspitzen den reichen Aufputz. Das Monogramm mit der Fürstenkrone schmückt jedes Stück. Die Wäsche ist zu Dutzenden gearbeitet, vielfach in farbigem Linon, mit „Point de Paris" garniert.

Unsere Bilder

Prinzessin Viktoria Luise von Preußen (Porträt S. 1933). Es ist uns eine Freude, heute unsern Lesern die neuste Aufnahme der einzigen Tochter des Kaiserpaars bieten zu können; die Prinzessin vollendete diesen Herbst ihr zwanzigstes Lebensjahr.

Ministerpräsident José Canalejas (Portr. untenst.) ist in Madrid auf der Straße einem Revolverattentat zum Opfer gefallen. Canalejas, der ein Alter von 58 Jahren erreicht hat, war seit beinah drei Jahren spanischer Ministerpräsident.



Ministerpräsident J. Canalejas †

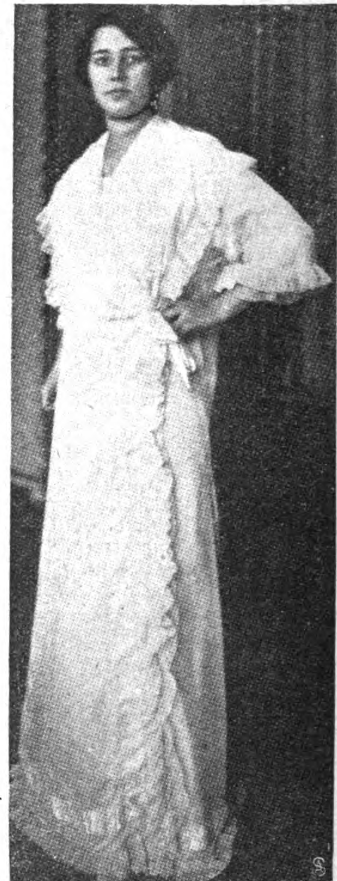


General Izzed-Pascha.

General Izzed-Pascha (Portr. untenst.), der ehemalige türkische Generalstabschef, soll zum Oberkommandierenden der türkischen Streitkräfte auf dem Balkan ausersehen sein. Ob es den bisher vom Unglück verfolgten Truppen unter einem neuen Führer gelingen wird, noch zuletzt tatkräftigen Widerstand zu leisten, wird die Zukunft lehren.

Woodrow Wilson (Abb. S. 1928), der neugewählte Präsident der Vereinigten Staaten, hat sich als ein entschiedener Gegner der Auswüchse des Trust- und Hochschutzzollwesens bekannt.

Die Einweihung des Joachimsthalschen Gymnasiums (Abb. S. 1934) fand in Templin im Beisein des Prinzen August Wilhelm und der Spitzen der Verwaltungs- und städtischen Behörden statt; selbstverständlich war auch eine große Zahl geladener Gäste und ehemaliger Joachimsthaler erschienen. Wir bringen Bilder vom Festzug der Schüler und vom neu enthüllten Denkmal des Stifters des Gymnasiums, des Kurfürsten Joachim Friedrich; letzteres ist ein Werk des Bildhauers Benndorf-Berlin.



Deshabillé aus rosa Gaze-Ninon mit Malinesspitzen.

Oberbürgermeister Lindemann (Portr. S. 1934) ist von der Stadt Kiel dazu ausersehen, die Geschicke dieses Gemeinwesens an Stelle des in den Ruhestand getretenen Oberbürgermeisters Fuß zu leiten. Das neue Oberhaupt der Stadt ist ein Kieler Kind und steht im Alter von 41 Jahren.

Die diesjährigen Austauschprofessoren (Porträt S. 1934) an der Berliner Universität sind Prof. Dr. William Sloane von der Columbia-Universität und Prof. Minot von der Havard-Universität. Beide haben in der neuen Aula der Universität ihre Antrittsvorlesungen vor dem Kaiserpaar und zahlreichen Mitgliedern des Senats und des Lehrkörpers gehalten.

Einen Weltrekord im Passagierflug (Abb. S. 1934) erzielte der bekannte Herrenflieger von Gorrissen auf dem Flugplatz Johannisthal bei Berlin. Auf seinem neuen Doppeldecker erhob er sich mit fünf Passagieren trotz der schweren Belastung leicht von der Erde.

Die Toten der Woche

Ministerpräsident José **Canalejas**, † in Madrid am 12. November im Alter von 58 Jahren. (Portr. nebenst.)

Sir Reginald **Lister**, britischer Gesandter, † in Tanger am 10. November im Alter von 47 Jahren.

Geh. Kommerzienrat Stadtrat Otto **Meißner**, Begründer der Drogistenzeitung, † in Leipzig im 70. Lebensjahr.

Theodor **Rivière**, bekannter Bildhauer, † in Paris am 9. November im Alter von 51 Jahren.

Archidiakonus **Seydel**, † in Berlin am 7. November im Alter von 58 Jahren.



Der Kaiser und der Reichskanzler.
Von der Hofjagd in Letzlingen. — Spezialaufnahme der „Woche“.



Phot. Boedecker, Berlin.

Der neugewählte Präsident Woodrow Wilson (×) spricht am Wahltag in Madison Square Garden zu Neuyork.

Zur Präsidentenwahl in den Vereinigten Staaten.



Von links: General Ivanow, Zar Ferdinand (×), General Savow, W. Danew, Präsident der Sobranje.

Zar Ferdinand mit seiner Umgebung auf dem Kriegschauplatz.



Phot. Central News.

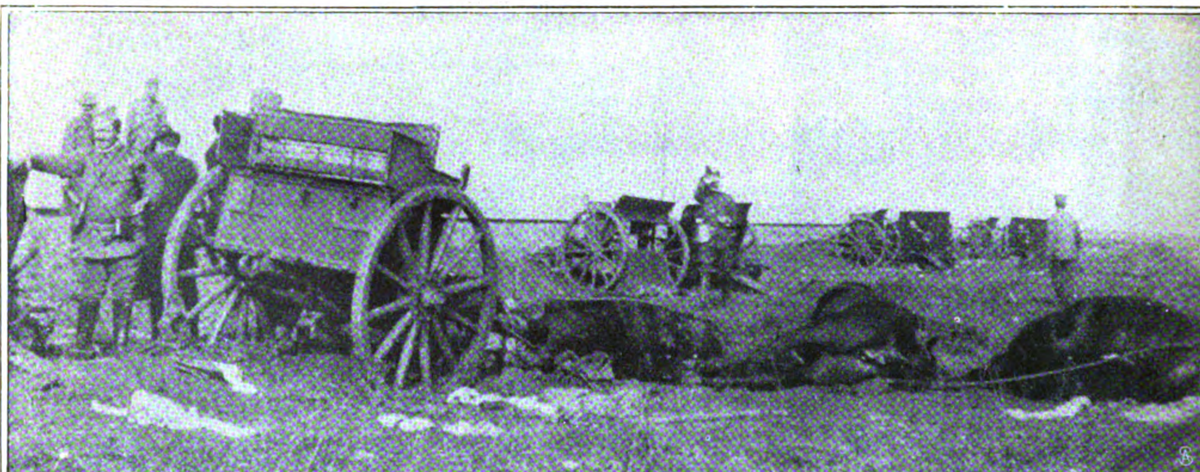
General Jankow beglückwünscht den Flieger Leutnant Karaxtchieff.

Ein bulgarischer Kriegsaeroplan



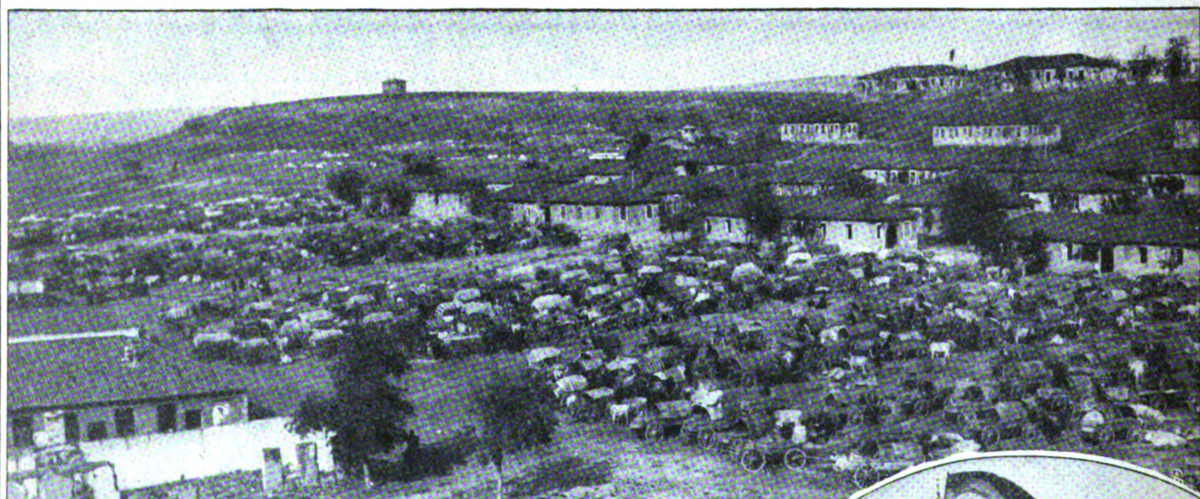
Bulgarische Artillerie auf dem Wege nach Adrianopel.

Vom Türkisch-Bulgarischen Kriegschauplatz.



Phot. Centr. News.

Nach der Schlacht von Kumanowo: Eine durch Schrapnelle außer Gefecht gesetzte türkische Batterie.



Bulgarischer Train für die Belagerungsarmee von Adrianopel.



Phot. Branger.

Bulgaren lassen von türkischen Gefangenen eine Kriegstraße bauen.



Phot. Stan.

Die bulgarische Fahne
auf der Brücke von Mustafa-Pascha

Augenblicksbilder vom Kriegschauplatz.



Phot. Warning.

Montenegriner beim Laden eines modernen Belagerungsgeschützes vor Skutari.



Sophia Jovanowitsch (×),
die serbische Jeanne d'Arc, mit ihrem Verlobten.



Phot. Warning.

Der montenegr. General Martinowitsch spricht bei der Belagerung von Skutari
mit einem Arzt des französischen Roten Kreuzes.



News paper Ill.

Der serbische Premier Paschitsch im Gespräch mit Prinz Alexis.

Prinzessin Helene von Griechenland als Schwester.

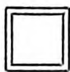
Mitte oben: Kapitänleutnant Votsis,
leitete den griechischen Torpedoangriff von Saloniki.

Mitte unten: Prinz Alexis Karageorgiewitsch.
Vetter des Königs Peter von Serbien. – Phot. Central News.



Phot. E. Bernberg.

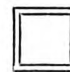
Vom türkischen Roten Halbmond: Türkische Damen präparieren Verbandstoffe für die Verwundeten.



Prinzessin Viktoria Luise von Preußen.

Neuste photogr. Aufnahme von T. H. Voigt.

Homburg v. d. H. Frankfurt a. M.





Berl. Jll. Ges.

Festzug der Schüler.



Denkmal Kurfürst Joachim Friedrich.

Zur Einweihung des Joachimsthalschen Gymnasiums in Templin.



Oberbürgermeister Lindemann, wurde neugewählt.



Oberbürgermeister Fuß, tritt in den Ruhestand.

Zum Bürgermeisterwechsel in Kiel.

Hofphot. Urbahns.

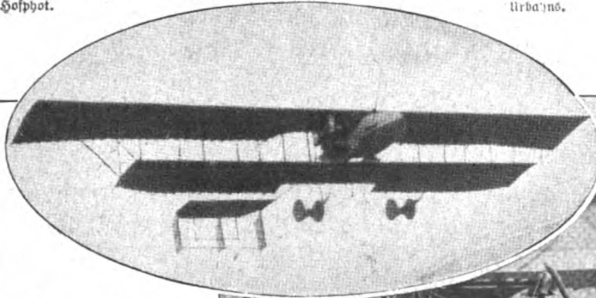


Charles S. Minot.



William Sloane.

Die neuen amerikanischen Austauschprofessoren der Berliner Universität.





Ein neuer Weltrekord im Passagierflug.

E. v. Gorrissen steigt mit 5 Passagieren auf dem Flugplatz in Johannisthal auf.

Oben: Der Doppeldecker im Fluge.

Phot. F. Fischer.

Stark wie die Mark.

Roman von

Rudolph Stratz.

3. Fortsetzung.

Geheimrat Lauckardt rief seinem Sohn zu: „Na, Gott segne deine Studia! Nu wollen wir essen!... Die Jörissens sind heute auch da!... Laß Sekt kalt stellen, Mutter! Wir wollen unsern Kürassier begießen!"

Der Superintendent Jörissen aus dem Wuppertal war der Bruder der Hausfrau. Ein strenger Christ, dem Tanzen gräßlich war und Theater ein Greuel. Dann Oskar, der Chemiker, der jüngere Sohn und Erbe der Firma, der Genraldirektor Fahrenholtz, in Geschäften aus dem Ruhrgebiet gekommen, der alte Bankherr Jungblüth, ein Großaktionär der Lauckardtschen Werke, aus Elberfeld, ihre Frauen, andere Gäste. Aber der Mittelpunkt war heute der frischgebackene Leutnant. Er fand es ganz natürlich. Er sprach fast allein. Meist von sich. Und vom Regiment. Das Regiment war nach seinen Berichten einfach feudal. Tadellos. Großartig.

„Vorige Woche haben sie mich natürlich mächtig im Kasino begossen! Aber der Oberst war riesig nett zu mir!... Er hat auch auf deine Gesundheit mit mir angestoßen, Papa!"

„Gegenseitig!" sagte der Geheimrat und leerte mit einer feierlich tiefen Verbeugung gegen einen Unsichtbaren vor ihm seinen Sektkelch.

Sein Sohn lächelte etwas befangen vor sich nieder. „Denkt mal: Krusenegk ist rausversetzt! Wir sind jetzt nur noch zwei Bürgerliche im Regiment! ... Ein Prinz ... drei Grafen ... und so" ...

Den Rest des Offizierkorps verwies er mit einer lässigen Handbewegung in die niederen Gothaer Almanache. Frau Lauckardt erkundigte sich.

„Und sie sind alle freundlich zu dir?"

„Sehr, Mama!... Mit vier jüngeren Herren bin ich auf Du! Auch mit Graf Issern!"

„Wie er selig vor sich hinkuckt!" sagte der Vater. „Verschämt wie ein Mädchen! Wie'n Mädchen, das von seiner ersten Liebe spricht!"

Der Leutnant wurde ein bißchen rot. Er lenkte ab: „Weißt du, das hat mir natürlich sehr geholfen, Papa: der wundervolle Viererzug, den du mir zum Degenfähnrich gestiftet hast. So was hat sonst keiner. Und die prachtvolle Wohnungseinrichtung!... Und die brillante Jagdpacht... Ich muß mich ja natürlich anstrengen! Das erwartet man!... Aber ich tu's ja gern!"

„Ein goldenes Herz hat der Junge!" Der Geheimrat goß eigenhändig seinem Sohn Sekt ein. „Was, Mutter? Wenn man ihm Geld schickt, opfert er sich und nimmt's!"

Oskar, der Chemiker, ein kleiner, unscheinbarer Herr, feixte niederträchtig über sein von Schmissen zerfetztes Gesicht, in dem die Augen schlau unter dem Zwicker funkelten. „Ich rutsche nächstens mal zu dir nach Ostelbien rüber, Otto! In einem tollen Zivil! ... Und erzähl bei euch im Kasino, Eugen Richter wäre gar kein so unebener Mensch!"

„Ist er auch nicht!" ergänzte halblaut der Bankdirektor Jungblüth. Der junge Kürassier sah sich nervös im Kreise um. Er hatte solch ein Frösteln. Er fühlte sich nicht so daheim wie früher. Es war alles so anders...

„Ihr müßt nicht spotten!" sprach er empfindlich, obwohl er wußte, daß diese harmlosen Neckereien von jeher zum Ton des Elternhauses gehörten. „Ich bin doch dort neu. Die anderen Herrn im Regiment sind doch die Träger uralter Namen. Auf diesen Namen beruht doch die Armee und der Staat."

„Ich glaube, bei dir ist schon blaues Blut herausgelaufen, wie sie dich in Potsdam auf deiner Mensur zur Ader gelassen haben!" sagte der Vater. „Junge ... geh mal an den Rhein ... und die Mosel rauf und an die Vogesen. Da stehen überall Schlösser. Aber sie sind leer. Kaputt. Trümmerzeug. Die Leute, die drin gehaust haben, sind fort. Ausgestorben. Verschollen. Und die Welt steht immer noch. Sogar ganz feste. Auch ohne siebenzackige Kronen. Es wird sogar hier zehnmal mehr Geld verdient als drüben in euren Gefilden" ...

„Sehr richtig!" rief der Generaldirektor Fahrenholtz, ein großer, starker Mann.

„Ich weiß von meinem Großvater Lauckardt nur noch, daß er Bergmann war. Weiter hinauf nichts!... Aber ich blech dem Fiskus Steuern, mein Sohn — ich glaub, davon kann er dein ganzes Kürassierregiment bezahlen!... Nee, Jungchen ... ich bin ein guter Deutscher ... ich hab Anno siebzig und sechsundsechzig meinen Mann gestellt... Aber hinter den Bergen wohnen auch Leute! Das hat schon der selige Schiller gewußt: ‚Das Alte stürzt — es ändert sich die Zeit'" ...

„Jetzt kommen wir!" sagte der Bankdirektor Jungblüth, der die Zeit über geschwiegen, auf einmal ganz ruhig. „Seit sechs Jahren haben wir den Schutzzoll! Können endlich atmen. Uns regen! Dank Bismarck!"

„Mit Bismarck durch dick und dünn!"

Der Geheime Kommerzienrat Lauckardt hob sein Glas, ehrliche Begeisterung auf dem lebhaften, heiter klugen Gesicht. Die Kelche klagen zusammen. Er leerte den seinen bis zum Grund. Dann sagte er im gewöhnlichen Ton: „So, Kinder! Nun reden wir von was anderem!"

Das andere — das waren die Geschäfte. Die Geschäfte, die jetzt wuchsen und wuchsen. Nicht bloß im Inland. Man schmorte nicht nur im eigenen Fett, wie der Herr aus Elberfeld es nannte. Nein — das reckte und streckte sich über die deutschen Grenzen hinaus, griff über die Meere, ging um die Welt. Die Engländer...

Oskar Lauckardt, der jüngere Sohn des Hauses.

lachte unbändig, lachte so unfein, daß der junge Kürassier schmerzlich zusammenzuckte: Nein, waren die Engländer dumm gewesen mit ihrem „Made in Germany", hatten gehofft, durch diese Zwangsbezeichnung die deutsche Einfuhr auszuschalten, und gerade das Gegenteil erreicht. Alle Welt kaufte jetzt erst recht drüben deutsche Waren. Er, Lauckardt der Jüngere, hatte es erst vor vier Wochen in London beobachtet.

„Im Frühjahr rutsche ich rüber nach Neuyork!" sagte er, und der Generaldirektor Fahrenholtz fügte hinzu: „Vielleicht treffen wir uns! Ich muß auch im Mai nach den States. Ich gehe dann runter nach Argentinien!"

„Na ... ich will über China nach Hause!"

„Überhaupt der ostasiatische Markt! ... Vierhundert Millionen kaufkräftige Köpfe ... Was ist da noch alles zu holen!"

Kaufkraft ... Geld ... Geld ... Einfuhr ... Ausfuhr ... Zölle ... wieder Geld ... Es drehte sich wie ein Rad. Es kam immer das gleiche wieder. Das grobe Geldverdienen. Der blonde, wohlgenährte junge Offizier saß unbehaglich da. Er war doch hier im Hause aufgewachsen. Aber jetzt war ihm das wie Klänge einer anderen Welt. Der Vater nickte ihm frohlaunig zu:

„Was ist mich das mit dir, mein Sohn?
Du ißt mich nicht! Du trinkst mich nicht" ...

Und die Mutter meinte sanft: „Ach ... Eure ewigen Kurse und Kukse! Laßt doch Ottochen erzählen! Hast du denn auch netten Familienanschluß in der Garnison, Kind?"

„Na ... in der Stadt selbst ... da sind ja nur Spießer, Mama ... außer uns und natürlich dem Landrat ... Aber famoser Landverkehr auf den Gütern! ... Großartige Leute! ... Der alte Graf Sillern — wenn der sich auf seinem Schloß mopst, kommt er in die Stadt kutschiert und knallt mit der Peitsche durchs Fenster ins Kasino und schreit: ‚Zum Kuckuck! Wo stecken denn die Herren?' Herren ... damit meint er alle vom Oberst bis zum Junker! ... Er ladet immer nur im Ramsch ein! Herrgott, wird da getrunken" ...

„Das kann ich mir denken, mein Sohn!"

„Ja, und ist über Sechzig und reitet noch alle unsere Jagden mit! ... Überhaupt ... unsere Jagden sind famos! Wir haben zwölf Koppeln Hunde. Neulich ritten wir doch fast zwei Stunden flotten Galopp hinter dem Keiler!"

Das waren den andern nun wieder spanische Dörfer. Wie aus dem achtzehnten Jahrhundert. Feudalzeit.

Als der Geheimrat zwei Tage darauf gegen Abend mit seiner Frau allein war, sagte er ernster als sonst, wo er gern mit seinem frischen rheinischen Wesen manches zudeckte, was in ihm vorging: „Du — Mamachen ... ob wir da nicht doch einen Schwabenstreich gemacht haben ... daß der Otto zum Militär ist!"

„Er hat sich's doch so sehnlich gewünscht ..."

„Ja, das schon ..."

„Und er sieht doch wunderhübsch aus!"

„Zu dick, Mamachen! ... Zu dick!"

„Ach, das gibt sich! Er ist ja nicht Husar! Die müssen mager sein!"

„Gott sei Dank nicht Husar!" lachte der Vater. „Wenn ich denke, was der Junge in den prallen Hosen für 'ne Kehrseite hätte — da käme ja die Polizei ..."

„Aber Mann ..."

Der Großindustrielle brannte sich eine Zigarre an.

„Geschehen ist geschehen!" sagte er. „Man muß eben dem Vaterland ein Opfer bringen und seinen Sohn hergeben!"

„Es ist doch nicht Krieg!"

„Nee ... im tiefsten Frieden! Siehst du, Mamachen, drei Dinge gibt's bei uns: die sind stark! Die stempeln jeden ab. Das ist Rom, und das ist unsere Armee, und das sind unten meine Herren Arbeiter!" Er wies hinüber nach den mächtigen dämmernden Umrissen der Fabrikgebäude und Schlote und fügte lebhaft, mit seiner alten Heiterkeit hinzu: „Hilft nischt, Mamachen: den Otto haben sie uns nach Noten eingebuttet, drüben über der Elbe! Der Bengel hat ja schon förmlich was Wehmütiges im Blick, wenn er uns ansieht. Mitleid. Unerfüllte Sehnsucht nach Schlössern und Grafenkrone! 's ist nämlich gar nicht das bunte Tuch, was ihm so in die Augen sticht, sondern die feinen Leute, die's tragen ... Das ist das Tolle!"

„Ach ... hoffentlich findet er sich wieder zurück!"

„Ich möcht es ihm gar nicht wünschen!" sagte der welterfahrene Mann. „Im Gegenteil: hoffentlich hat er wenigstens das Zeug dazu und wird ganz wie seine neuen Freunde! ... Nichts ist schrecklicher, als wenn 'nem Menschen unterwegs die Puste ausgeht und er bleibt stehen und kann nicht vorwärts und nicht rückwärts! ... Na ... da bist du ja, mein Sohn Otto! Schon gestiefelt und gespornt?"

„Ja ... In 'ner halben Stunde geht der Zug, Papa!"

Der Geheime Kommerzienrat umarmte seinen Sohn. „Also laß dir's gut gehn! ... Wenn du Geld brauchst, schreib! Wenn du keins brauchst, laß trotzdem mal was von dir hören! ... Mama ist darin komisch. Die wundert sich, wenn ein Vierteljahr kein Brief kommt! Ich würde dich gern auf die Bahn begleiten! Aber da drinnen wartet schon eine Abordnung von Arbeitnehmern! Es geht wieder los mit dem Streik. Ich fürchte, im Frühjahr kriegen wir eine Riesenschweinerei am ganzen Rhein."

Er trat in das Nebenzimmer. Von drinnen klang seine Sprache plötzlich verändert, hart und herrisch: „n' Abend, meine Herren!"

„Guten Abend, Herr Geheimrat!"

Der dreifache Gruß der Arbeitervertreter war höflich und ruhig wie der seine. Aber es sprühte doch wie Feuerfunken aus diesen kurzen Lauten. Stahl und Stein, Besitz und Arbeit krachten wieder einmal aneinander.

Der Leutnant Lauckardt hatte sich von seiner Mutter verabschiedet und fuhr in der väterlichen Equipage an der Fabrik vorbei. Die Straße war im Abendgrauen noch voll von stehenden, sprechenden, gestikulierenden Gruppen. Unruhe und Streiklust in der Luft. Ein Summen. Ein Hin und Her wie vor dem Bienenstock, wenn die Völker schwärmen. „Hoho!" rief warnend der Kutscher und zügelte die Pferde zum Schritt, um durch-

zukommen. Die Arbeiter schauten finster auf. Aber sie wichen zur Seite. Der junge Leutnant im Wagen blickte über ihre Köpfe hinweg, mit jenem gleichmütigen und selbstbewußten Gesichtsausdruck, den er bei seinen Freunden und Kameraden, den Söhnen der Großgrundbesitzer im Osten, gesehen, wenn sie weithin über die Felder und Fluren des väterlichen Dominiums fuhren. Nur daß dort, nach altem Brauch und alter Gewohnheit der Jahrhunderte, jeder am Weg grüßte. Hier hob sich keine Hand an die Mütze.

Das war es eben: Papa war gewiß klug und stark und reich. Aber er mußte doch mit diesen dunklen Männern hier verhandeln von Macht zu Macht. Sonst standen seine Schwungräder still, oder die Treibriemen liefen leer. Drüben im Osten befahl man. Auf den Gütern. In der Kaserne. War Herr.

Die Gäule zogen an. Es ging im Trab vorwärts. Otto Lauckardt drückte sich verwöhnt lächelnd in die Wagenecke. Die Räder rollten. Die Bahn war bereit und brachte ihn zurück in die Garnison. Dort nahm die Zeit ihn auf und trug ihn, ebenso in Berlin Achim von Bornim und all die andern jungen Seelen durch die Jahre dahin.

* * *

Dicker, bläulicher Zigarrenrauch in der schmalen Wandelhalle des alten Reichstags, dumpf von außen das Menschenbrausen und Pferdebahngeklingel der Leipziger Straße. Lautloses Hin und Her der Diener mit ihren Briefen und Aktenstücken. Auf- und -Nieder-Gewandel bebrillter ironischer alter Reichsboten in murmelndem Kuhhandel und Sammeln von Unterschriften für einen Antrag, Geflüster wie von zwei Verschwörern in der Ecke, eine gelassene Gruppe in den breiten Lederstühlen am Eingang. Die Tür zum Saal öffnete sich. Man hörte einen Augenblick eine Stimme, die gleich wieder erstarb.

„Wer spricht denn?"

„Immer noch Virchow, Exzellenz!"

„Pah!" sagte der alte Herr von Bornim und rauchte. Er war gealtert in diesen letzten drei, vier Jahren. Immer noch leuchteten seine blauen Blücheraugen kriegerisch in die Welt. Aber das Gesicht war kleiner geworden und, in all seiner gefurchten Strenge, verfallen. Diese schwere Erkältung bei der siegreichen Septennatswahl, gerade jetzt vor einem Jahr . . . wozu waren eigentlich die Ärzte auf der Welt, wenn sie einen alten Mann wie ihn seitdem nicht mehr wieder recht auf die Beine brachten?

Um ihn herum Parteigenossen. Herren von altem Schrot und Korn. Stützen des Throns. Der Abgeordnete Dr. von Pfeiffendorf-Pfiffel, der erst diesen Morgen von seinen schlesischen Gütern in die Stadt gekommen war, beugte den wettergebräunten Kahlschädel vor und erkundigte sich besorgt und halblaut: „Wie ist das mit dem Befinden von Majestät?"

Ein allgemeines, vielsagendes Kopfschütteln. Hier wußte man mehr und wußte es früher als bei den anderen Parteien.

„Der plötzliche Tod seines Enkels in Baden . . . Majestät kommt nicht darüber hinweg" . . .

Ein nachdenkliches Schweigen. Vielleicht würde es ja auch wieder besser.

Der Fürst Hunold von Elch-Altelch, ein riesenhafter, blonder Mann, blieb im Vorbeikommen stehen. „Wissen Sie vielleicht: Ist Moltke im Haus?"

Jawohl. Der Feldmarschall war da. Innen im Saal. Hörte gewissenhaft den Rednern zu als die Verkörperung preußischen Pflichtgefühls. Immerhin erschien er nur bei großen Anlässen. Dazu war heute kein Grund. Allerdings: Bismarck war in Berlin. Man konnte nie wissen, wann sich um die Ecke, von der ganz nahen Wilhelmstraße her, Blitz und Donner entluden.

Durch die Glastür der Wandelhalle erschien ein junger, schlanker, hochaufgeschossener Leutnant im Überrock der Gardeinfanterie, zu Mitte der Zwanzig, einen dunkelblonden Schnurrbart in dem dienstlich straffen, lebhaften und hochmütigen Gesicht. Er hatte eine zwingende Selbstverständlichkeit an sich, mit der er die Einwendungen des Türhüters durch eine lässige Handbewegung abschnitt, und der alte Herr von Bornim sprach erfreut zu den andern: „Da kommt mein Jüngster!"

Achim von Bornim trat heran. Er verbeugte sich mit der lächelnden Wohlerzogenheit eines korrekten jungen Offiziers vor den Herren. Der Alte stellte ihn vor und sagte dann: „Ich hab dich kommen lassen . . . ich muß was mit dir sprechen . . . setz dich einstweilen . . . ich bin gleich so weit . . ."

Dabei eilte er auf einen kleinen, im Saal auftauchenden Herrn mit viel zu großem Kopf und dem Gesicht eines geistvollen Froschkönigs zu, dem viele Blicke folgten. Er winkte: „Einen Augenblick, Kollege!" Windthorst blieb stehen, und die beiden kleinen Exzellenzen, die sich trotz ihrer getrennten Lager in bibelfestem Glauben trafen, vertieften sich in ein eindringliches Wispern . . .

Achim von Bornim war inzwischen, straff aufgerichtet, den Degen zwischen den Knien, bei den andern Abgeordneten sitzengeblieben.

Der Fürst von Elch, dem der junge Leutnant gefiel, zog ihn wohlwollend ins Gespräch. „Wie lange sind Sie schon Offizier?"

„Drei Jahre, Durchlaucht!"

„Und es gefällt Ihnen?"

„Famos, Durchlaucht!"

„Gehen Sie denn auch viel aus?"

„Jawohl, Durchlaucht! Diesen Winter war ich auch zu Hof befohlen!"

„Nun — da haben Sie wohl Einladungen genug?"

„Zu Befehl, Durchlaucht! Beinah in allen Ministerien und Botschaften!"

„Und das macht Ihnen Spaß — wie?"

„Sehr, Durchlaucht!"

„Er ist nicht fürs Kasinohocken!" sagte Exzellenz von Bornim, von seiner Unterredung mit der Perle von Meppen zurückkehrend, und klopfte seinem Sohn auf die Schulter. „Er weiß, daß man von Skat und Bier nur dick und dumm wird . . . Und dumm ist er nicht! Ja, schau nur so scheinheilig drein, mein Sohn! Dich kennt man! . . . Du bist 'n geölter Aal! Um dich ist mir nicht bange . . ."

„Hans Christoph läßt grüßen, Papa!" sagte Achim, sofort mit einem instinktiven Takt das Gespräch von sich

abwendend. „Ich war gestern mit ihm zusammen und mit 'nem Haufen anderer Diplomaten. Ich glaub, ein paar von denen wissen mehr von ihm als er selber. Sie machten so Anspielungen, als würde er nächstens nach Südamerika verschickt. Er hat aber nichts davon gemerkt!"

„Ach, er merkt ja nie etwas!" meinte Exzellenz von Bornim trocken.

Der Fürst von Elch-Altelch erkundigte sich leutselig: „Sie sind viel mit Diplomaten zusammen, Herr von Bornim?"

„Ja, Durchlaucht! . . . Man hört doch mal was anderes als den Kommiß. Es rostet einem ja auch sonst das Englisch und Französisch ein . . . Ich hatte vorige Woche den Vorzug, einem Neffen Eurer Durchlaucht während seines Berliner Aufenthalts als Begleiter dienen zu dürfen."

„Ach . . . der kleine Belgier! . . . Der Christoph Bergham!"

„Jawohl, Durchlaucht! . . . Seine Hoheit waren sehr gnädig!"

Der Leutnant von Bornim saß straff und ehrerbietig da. Seine ganze Haltung drückte unauffällig das volle Gefühl der Ehre aus, sich im Gespräch mit einem Mann wie dem Fürsten Elch, dem allmächtigen schlesischen Magnaten und dreißigfachen Millionär, zu befinden.

Herr von Pfeiffendorf, der derbe Landjunker, sagte unverblümt zu dem alten Bornim: „Hätten Sie lieber den da Diplomat werden lassen, Exzellenz, statt Ihres Ältesten!"

„Der Hans Christoph übernimmt doch einmal das Gut. Wieviel Seide er inzwischen im Auswärtigen Amt spinnt, ist ja schließlich egal. Und der Bengel da — der beißt sich schon durch! Der verschimmelt nicht in der Kaserne. Den seh ich schon als prinzlichen Adjutanten oder zu einer auswärtigen Botschaft kommandiert. Vor dem liegt die Welt offen!"

Neben ihm lachte der sonst so würdevolle, riesige Fürst laut auf und meinte: „Woher wissen Sie denn nur um Gottes willen, in welchem Wahlkreis ich gewählt bin, Herr Leutnant von Bornim?"

„Oh, Durchlaucht — das interessiert mich doch — ich hab die Wahlen voriges Jahr genau verfolgt, wo sie doch so kolossal anständig ausgefallen sind. Ich bin auch oft auf der Tribüne und hör zu!"

Der Magnat stand auf und drückte dem jungen Offizier die Hand: „Hat mich sehr gefreut, Herr von Bornim! . . . Lassen Sie sich mal bei mir sehen, hier in Berlin!"

„Ich danke gehorsamst, Durchlaucht!"

Achim von Bornim verbeugte sich tief vor dem sich entfernenden Großen des Landes. Sein Vater warf den andern einen Blick zu: So macht er's! Wickelt sich die Leute um den Finger! Dann rückte der junge Gardeoffizier seinen Ledersessel zu ihm heran und lachte vergnügt: „Zwei Fliegen mit einer Klappe, Papa! . . . Von neulich her krieg ich todsicher einen belgischen Orden versetzt — na, wenig, aber mit Liebe — und heute die Einladung zu den Elchs . . . Bei denen in der Voßstraße verkehrt, was gut und teuer ist . . . Nächste Woche bin ich zum letzten Hofball befohlen. Nee: der Winter war wirklich tipptopp . . . hat mich kolossal vorwärts gebracht" . . .

„Nächsten Mittwoch ist unsere große Volksversammlung!" sagte hinter ihm ein Herr zu den Abgeordneten. Er trug einen dunklen Kaisermantel und hielt seinen Schlapphut in der Hand, ein Zeichen, daß er nicht zu den Reichsboten selbst gehörte. „Kommen Sie nur hin, meine Herren! Entdecken Sie Berlin! Was wissen Sie hier von der Not des Nordens?"

Er sah in seiner straffen Haltung, mit seinem schnurrbärtigen, energischen Kopf wie ein Hauptmann in Zivil aus. Der junge von Bornim sprang auf und begrüßte den Pfarrer Freiherrn Sittig von Slawetz, einen Mann von uraltem pommerschem Geschlecht, dessen Bruder als Rittmeister in Ostpreußen seit vielen Jahren mit Achims ältester Schwester in wenig glücklicher Ehe verheiratet war. Dann ging der Diener am Johannistisch, einer der Führer der inneren Mission und der Berliner Bewegung, weiter, und Exzellenz von Bornim sagte zu seinem Sohn: „Na, komm! Wir wollen einmal der Fraktion Schulze beitreten!"

Schulze war der Ökonom des Reichstags. Er verschenkte Sekt in Gläsern. Die beiden Bornim stärkten sich und ließen sich dann nieder, und der Vater hub an: „Ich hab dich wegen des Lüdecke herzitiert, Achim! Du weißt, ich kenn ihn nicht mehr seit einem Jahr — seit er wegen seiner dummen Streiche hat die Uniform ausziehen müssen und nun unserem lieben Herrgott in Berlin die Tage stiehlt. Ich will ihn nicht mehr sehen und nicht mehr sprechen. Er kommt mir nicht mehr vors Gesicht! Aber leider zu Gehör! . . . Was ist denn das für eine Geschichte, wo er dich gebeten hat, daß du bei mir vermitteln sollst" . . .

„Ja — diesmal ist die Chose ganz brenzlig, Papa! . . . mulmig bis in die Puppen! Er und Libochowitz und Rehfisch" . . .

Der alte Herr machte ein Gesicht, als hätte er auf eine Spinne gebissen.

„Was hat er denn da für Kerls aus der Gosse gefischt?"

„Die gleichen, die seinerzeit Kaspar Zültz stranguliert haben! Krawattenmacher erster Güte! Lüdecke und der Zültz stecken doch ewig zusammen!"

„Zültz hätt auch besser zielen können vor vier Jahren!" sagte Wilke von Bornim.

„Ja, der liebe Gott wollt ihn doch noch nicht haben. Und seit er sich nun hier in Berlin als höherer Pferdeschmeißer aufgetan hat . . . der hat Lüdecke mit der ganzen Schwefelbande bekannt gemacht! . . . Es ist gräßlich, Papa: Manchmal verwechseln mich die Leute mit dem Lüdecke und schicken mir ihre Drohungen mit dem Gericht ins Haus . . . jawohl! Mit dem Gericht! . . . Lüdecke hat doch längst den Offenbarungseid geleistet. Aber er pumpt friedlich weiter. Hat auf seinen Namen hin die ganzen Linden und Friedrichstraße abgegrast. Pelze, Uhren, alles . . . Und dann gleich damit ins Leihhaus. Nun ist den Leuten allmählich doch ein Talglicht aufgegangen. Nu heißt's zahlen oder Staatsanwalt!"

„Wieviel?"

„Zwanzigtausend Emmchen mindestens . . . vorläufig . . . sagt Lüdecke . . .“

„Und du sagst Lüdecke: Nichts! Auch wenn ich's hätte! Aber ich hab's nicht! Sommerwerk gibt nichts mehr her! Nur noch das Leben. Die Eva Maria sitzt jetzt noch da und kann ihren Husar nicht heiraten! Von ihren Schwestern ganz zu schweigen! Lüdecke soll selber sehen, wie er zu Geld kommt! Oder nach Amerika kommt! Ich kann's nicht ändern! Triffst du ihn irgendwo?“

„Gott . . . ein Genuß ist es ja gerade nicht, aber ich gehe eben in Gottesnamen mal bei der Zültzschen Pferdebude ran! Da ist er mittags immer! . . . Da wird nach Noten quergeschrieben und so'n Zeugs!“

„Hör mal, Achim: Du hast doch keine Schulden?“

„Nicht einen Groschen, Papa! Da wär ich doch schön dumm, wenn ich mir so unnütz meine Karriere ruinieren wollte!“

„Gut! Und wenn dir der Zültz über den Weg läuft, bestell ihm, ich ließ ihn dringend ersuchen, mir nächstens einmal hier im Reichstag das zweifelhafte Vergnügen seines Besuchs zu schenken. Ich hätte mit ihm zu reden! Verstanden!“

„Ja, Papa!“

„Wegen seiner Tochter! Was er sich dabei wohl eigentlich dächte, daß wir, seine ehemaligen Nachbarn von Wendisch-Wiesche, seit Jahren für das Mädel zahlen, damit sie anständig in einer Schweizer Pension erzogen wird . . . und er holt sie sich jetzt auf einmal mit kaum Achtzehn mir nichts, dir nichts heim, hierher, unter seine Roßäppel am Oranienburger Tor! Das ist ein Unfug! Das muß auch ein Liederjahn wie Kaspar Zültz einsehen, daß das auf die Dauer unmöglich . . .“

Von der östlichen Seitenwand der Halle ertönte durch die Mauern ein dumpfer Donner. Das rasche Rollen eines Wagens durch die Torwölbung in den Hof des Reichstags. Es schütterte wie ein Stoß aus Riesenfaust durch das ganze Gebäude weiter. Die Abgeordneten in der Wandelhalle fuhren schlaftrunken aus ihren Stühlen, liefen, angefangene Briefe im Stich lassend, aus dem Schreibzimmer, stürmten kauend vom Büfett her, stürzten aus der Bibliothek, rannten, ihre Zigarren wegwerfend, nach der Ledertür zum Sitzungsaal.. Die riß ein Abgeordneter von innen auf und streckte seinen Kopf heraus, der kahl wie eine Billardkugel und mit unzähligen, weißgewordenen Schmissen übersät war.

„S. D.!“

Seine Durchlaucht! . . . Fürst Bismarck war im Haus! Drinnen hörte keiner mehr auf den Redner. Ein plötzliches durchdringendes Klingeln überall, ein Sturmläuten durch alle Stockwerke und Zimmer, ein Strömen von atemlosen Nachzüglern . . . Wilke von Bornim drückte seinem Sohn die Hand, schloß sich den letzten an und kam gerade noch, auf den Fußspitzen, zurecht in ein plötzliches, atemloses Schweigen innen in dem halbrunden Sitzungsaal. Und durch die Stille ein paar geschäftsmäßige, nüchterne Worte. Die Stimme des Präsidenten: „Der Herr Reichskanzler hat das Wort.“ . . .

Achim von Bornim stand auf einmal fast allein in der verödeten Wandelhalle. Schiefgerückte Stühle, noch glimmende Zigarren, Zeitungen am Boden zeugten von dem jähen Aufbruch. Er ging, unwillkürlich selbst behutsam in Bismarcks unsichtbarer Nähe, hinüber in den Warteraum für das Publikum. Da standen Hunderte am Eingang. Die Glasscheiben waren schwarz von Menschen, die wie Fliegen daran klebten. Er selbst war wenigstens schon innen. Eben stürmten ein paar Glückliche, die noch Eintrittskarten erwischt hatten, die Treppe hinauf, Offiziere, zwei Stufen auf einmal nehmend, Damen mit wildgerafften Röcken. Er eilte hinterher. Die Tür zur Tribüne war noch offen. Er drängte sich mit den andern hinein . . . blieb stehen, suchte mit den Augen . . .

Unten im Sitzungsaal die vielen, vielen Glatzen . . . die Grauschädel, wenige lockige Häupter, Kopf an Kopf nach vorn zusammengedrängt — die erhöhten hinteren Reihen gespenstig leer — alles stehend vor der Tribüne. In der Hofloge die Federhüte der Prinzessinnen, die Uniformen der Fürsten, die Diplomatentribüne plötzlich knüppelvoll . . . Die Journalisten daneben gepfercht wie eine Hammelherde . . . atemlos . . .

Pscht! . . . Pscht . . . um Gottes willen Ruhe! . . . Kein Wort verlieren . . .

Und durch diese Totenstille von tausend Menschen die wohlbekannte, seltsam helle, seltsam stockende, die Worte suchende Stimme . . . Gehört sie wirklich dem mächtigen Halberstädter Kürassier da hinter dem Rednerpult? Sein schwefelgelber Kragen leuchtet über dem dunkelblauen Überrock, die buschigen weißen Augenbrauen blitzen . . . im trüben Mittagslicht von oben dieser feine, kleine, wie von Künstlerhand aus Elfenbein geformte Kopf — nichts Säbelrasselndes — nichts Wuchtiges — der vornehme Diplomat in Uniform . . . ritterliche Leichtigkeit in jeder Bewegung des riesenhaften Körpers . . . wie er scheinbar suchend mit der Hand nach der Rocktasche faßt, das Glas mit gelblicher Flüssigkeit ergreift, das vor ihm steht — wieder ein Stocken, ein schweres Räuspern durch den schweigenden Raum . . .

„Verzeihung, Herr Leutnant . . . die Karte“ . . . Der Saaldiener flüsterte es.

„Ich hab keine“ . . .

„Dann müssen Herr Leutnant hinaus!“

Achim von Bornim seufzte. Da hinten in der ersten Reihe der Rechten saß ein General, ein Bein über das andere geschlagen . . . die Arme gekreuzt . . . den Blick unverwandt lauschend auf Bismarck dicht über ihn gewendet — einsam . . . schweigsam . . . feierlich . . . wie ein alter Adler im Horst . . . Noch ein Blick auf Moltke . . .

„Herr Leutnant . . . bitte“ . . .

Nun war er draußen. Auf einmal wieder in der Wirklichkeit. Im Alltag. Unter dem trüben Winterhimmel, auf der Leipziger Straße. Da standen die Leute in Massen und warteten auf Bismarck. Die Pferdebahnwagen kamen kaum durch. Der Leutnant von Bornim bahnte sich seinen Weg quer über den Fahrdamm und schlenderte dann langsam, den Kopf noch voll von dem Geschehenen, durch die leere, würdevolle Leipziger Straße und über die Linden gen Norden.

Diese Gegend hinter der Kaserne des Zweiten Garderegiments und der Pepiniere, dies Quartier Latin, dieses Oranienburger Tor mit seinen vielen verdächtigen roten

Laternen — pfui Deubel ja; ... Menschen auf der Straße ... man glaubte kaum, daß man noch in Berlin war, dem festlich schmucken, winterlichen, von der Hohenzollernsonne und dem Glanz der Armee verklärten Berlin drüben zwischen Schloß und Brandenburger Tor, in dem man sich so wohl fühlte. Man fand sich hier gar nicht zurecht ... na, Gott sei Dank ... endlich ein Schutzmann ...

„Der Tattersall des Nordens? ... Jawoll ... Warten mal, Herr Leutnant ... Also da drüben das zweite Haus von der Ecke und dann übern Hof" ...

Auch noch über den Hof! In Gottes Namen. Mit leisem Säbelklirren ging Achim von Bornim über das schmutzige Pflaster, Wäsche hing in den Fenstern zu ebener Erde ... Müllkasten standen darunter ... schmierige Straßengören glotzten einen an ... Da hörte er wie einen Widerhall seines Säbels ein Sporenklingen um die Ecke, von der Tür zur Reitbahn her ... Endlich einmal eine anständige Erscheinung in dieser Wildnis: ein junger Kürassierleutnant, groß, blond, rosig, ein bißchen zu dick, mit verwöhnt lächelndem Gesicht ...

Und in dem Gesicht ein roter Schmarren auf der Backe, ein zweiter auf der Stirn ... „Herrgott — die Schmisse kenn ich doch!" ... sagte sich Achim von Bornim. „Das ist doch ein Stück Handarbeit von mir!" Fast zugleich begrüßten sich die beiden Offiziere, wollten aneinander vorbeigehen, zögerten, blieben stehen und gaben sich die Hand.

„Na ... erkennen Sie Ihren alten Feind von der Kriegsschule wieder, Herr von Bornim?"

„Das wollen wir nun begraben sein lassen, Herr Kamerad Lauckardt! ... Ich hab mir ja nun auch in diesen Jahren gereiftere Ansichten über die menschlichen Dinge angewöhnt!"

„Wie geht's Ihnen denn?"

„Famos! Und Ihnen?"

„Ja, Sie Glücklicher! ... Berlin ... Garde ... Sitzen Sie mal Jahr um Jahr auf den Dörfern im Osten ... Garnisonen kann man's kaum nennen ... ein Stumpfsinn ... trotz Jagd und Landverkehr ... Wissen Sie, wenn ich so auf Urlaub Berliner Luft atme, dann hab ich immer den Verdacht: ich werd nicht alt beim Kommiß! ... Tret eines schönen Morgens zur Reserve über" ...

„Was machen Sie denn hier in Berlin?"

„Gaul kaufen ... nicht leicht, wissen Sie, bei meinem Gewicht! Ich bring in Helm und Küraß rund zwei Zentner in den Sattel! Nun hat man mir diesen Herrn von der Zültz empfohlen ... aber ich weiß nicht ... Gerade vertrauenerweckend ... Was halten Sie von ihm?"

Achim von Bornim zuckte diplomatisch die Achseln.

„Pferdehandel kommt überall gleich nach dem Vatermord! Das weiß doch so ein alter Kavallerist wie Sie besser als ich!"

Der Kürassier lächelte geschmeichelt. Er zwinkerte vertraulich: „Sie kommen wohl auch nicht bloß wegen der ollen Mistviecher von Gäulen hierher?" ...

„Weswegen denn sonst?"

„Na ... sagen Sie mir's doch ... ich bin doch hier fremd ... wer ist denn das reizende Mädel? ... Ich hab sie leider nur einen Augenblick hinter dem Fenster gesehen!"

„Wahrscheinlich seine Tochter!"

„Wahrscheinlich, ist gut, Sie .. Sie kundiger Thebaner! Na, Weidmannsheil! ... Hat mich sehr gefreut!"

„Meinerseits! Morgen!"

Achim verabschiedete sich kühl. Er ärgerte sich wieder über den dicken Burschen und seine Art, von den Zültz zu sprechen. Na freilich: Staat war mit dem ehemaligen Wendisch-Wiescher nicht zu machen. Da stand er drinnen im Dämmerlicht des Stallgangs, lang und schlank, immer noch ein schöner Mann, gerade jetzt, wo die Not des Lebens die ersten grauen Fäden in seinen dunklen Spitzbart wob. Er schien tadellos angezogen ... Hier im Zwielicht. Erst draußen im hellen Tag sah man die kleinen verräterischen Verfallzeichen, die Sprünge in den Lackschuhen, die abgegriffene Zylinderkrempe, den ausgefransten Kragen. Und wenn er grüßte, eine verräterische, kahle, tief eingewölbte Stelle über dem Schläfenhaar. Die Narbe des Pistolenschusses. Aber er kam nicht oft dazu zu grüßen.

Neben ihm lehnte Lüdecke von Bornim. Tipptopp gekleidet. Bester englischer Stoff und Schnitt. Das Monokel in dem weinroten, etwas gedunsenen, von Bartkoteletten eingerahmten Gesicht. Den hechtgrauen Zylinder ins Genick gerückt. Er lächelte süffisant. Nahm die Mitteilung seines Bruders, daß vom Vater her keine Hilfe in Sicht, sehr großartig auf.

„Tut auch nicht not!" sprach er nachlässig, die Asche seiner Havanna abstreifend. „Wir haben ein Geschäft vor ... in acht Tagen sind wir gemachte Leute ..."

„Die Sache wird gedreht!" bestätigte heiser Herr von Flissak, ein kleiner, blonder, energischer Mensch, der als dritter dabeistand. „Wir haben schon mehr Kisten zusammen uffjemacht — wat?"

Er berlinerte absichtlich. Er schien das als einen Beweis von Geschäftstüchtigkeit zu betrachten. Anno olim war er auch einmal Leutnant gewesen.

Achim von Bornim sagte mit dem ganzen Hochmut seines Standes, als der kleine Herr ihm mit klebriger Vertraulichkeit zu nah auf den Leib rückte: „Pardon! Ich habe nicht das Vergnügen ... Komm doch mal beiseite, Lüdecke! — Also ich kann Papa beruhigen, daß du ..."

Der alte Gott lebt noch!" sprach der Spieler bieder und biß die Spitze einer neuen Zigarre ab. „Vorläufig wenigstens ... Kennste die Ähnlichkeit zwischen mir und 'nem Börsenpapier? Stark gefragt! Von meinen Gläubigern nämlich! ... Scherz von Flissak! ... Ulkige Kruke! ... Ich bin darum tagsüber lieber nicht in meinen Gemächern, sondern stecke hier hinter Zültz' Haferkiste ... Merken diese minderbegabten Manichäer nie. Aber über ein kurzes werdet ihr mich sehen, die Taschen voll Pinke-Pinke! Jawohl, alter Junge! ... Los, Flissak ... Wir pirschen uns so sachtemang ins Freie! Willem — hast du aufgepaßt? ... Ist die Luft rein?"

„Jawohl, Herr Baron!" meldete von hinten die Stimme des Stalljungen, der vorsichtig seinen Kopf auf die Straße hinausgesteckt hatte, und darauf marschierten beide ab.

(Fortsetzung folgt.)

Frauen im sozialen Dienst.

Von Bürgermeister Konrad Maß, Görlitz.

War es früher mehr das dem Religiösen verwandte Gefühl des Mitleids, so ist es jetzt das soziale Empfinden, das Gefühl der Mitverantwortlichkeit für die Gesamtheit, was zum Wohltun führt. Und unter den Kämpfenden dieser Art stehen unsere deutschen Frauen an erster Stelle.

Daß dieser Kampf auf einem Gebiet, dem ureigensten der Frau, der sozialen Betätigung, zum gewünschten Ziel führen muß und wird, ist unschwer zu erkennen. Man begreift es heute kaum, daß man den Frauen das vorenthalten wollte, was ihrem mütterlichen Empfinden, ihrer auf uneigennütziges Helfen gerichteten Veranlagung in so hervorragendem Maß entspricht. Das gilt zunächst von der Armenpflege. In der kirchlichen Armenpflege, die die bürgerliche ergänzt, ist die Frau längst tätig — erst vor wenigen Jahren aber hat man angefangen — und jetzt folgt rasch eine Stadt der andern — ihr auch Betätigung in der bürgerlichen Armenpflege einzuräumen, und das, wie alle, die den Schritt getan, übereinstimmend bekunden, mit glänzendem Erfolg. Die moderne Armenpflege erfordert eben mehr, als nur den Notfall feststellen und für den Augenblick Abhilfe zu schaffen — sie will dauernd zu helfen suchen. Dazu gehört ein geduldiges, ruhiges und vorsichtiges Eingehen auf die seelischen Zustände des Bedürftigen. Hierfür ist die Frau in ihrer ganzen Eigenart oft besser geeignet als der in des Lebens Stürmen rauher gewordene, oft unvorsichtig zutappende Mann. Und gar, wenn es sich um seelische Nöte handelt, um Nöte leidender Frauen und Kinder!

Hier kann nur die Frau die Frau verstehen. Einer mitfühlenden Frau wird sich die Hilfsbedürftige in allen Lagen des Lebens weit eher offenbaren als dem Mann. Eine Frau wird auch leichter als ein Mann sich das Vertrauen der Kinder erringen, denen ein grausames Geschick den natürlichen Erzieher raubte oder verdarb. So schloß sich an die armenpflegerische Betätigung der Frauen sogleich ihre Heranziehung zum Waisendienst als „Waisenpflegerinnen" — und endlich ist man dazu vorgedrungen, sie nicht bloß mit „taten", sondern auch mit „raten" zu lassen: sie haben begonnen, in die Verwaltung der Armen- und Waisenpflege mit Sitz und Stimme einzurücken, soweit die auf diesem Gebiet oft noch recht rückständige Gesetzgebung dies gestattet.

Und je weiter die moderne Armenpflege von der Betätigung roh handwerksmäßiger Übung früherer Zeit sich abwand und das soziale Gebot wahrer Hilfe zu erfüllen sich bemüht, je mehr sie es als ihre Aufgabe ansieht, den Ertrinkenden nicht bloß über Wasser zu halten, sondern ihn gerettet an Land zu bringen, so daß er wieder selbst für sein Fortkommen sorgen kann — um so gebieterischer zwingt sich die Erkenntnis auf, daß die Frau für solche Tätigkeit in hervorragendem Maß geschaffen ist. Hatte sie schon früher im Krankenpflegeberuf gezeigt, daß sie uneigennützig, bloß um der Liebe willen, zu arbeiten und zu trösten wisse, so bietet sich ihr jetzt auf dem verbreiteten Feld der Wohlfahrtspflege reiche Gelegenheit zu gesegneter Arbeit.

Wir sind ja hinaus über den engherzigen Standpunkt, jede soziale Betätigung als eine Gnade anzusehen, die wir vom Glück mehr Begünstigten den Minderbegünstigten erweisen, und auf jene andern verächtlich niederzublicken, weil es ihnen nicht gegönnt ist, gleich uns auf des Lebens Höhe zu wandeln; wir haben begonnen, es als Pflicht aufzufassen, daß der Reiche dem Armen, der Glückliche dem Unglücklichen die Hand reicht, — nicht bloß aus dem sittlichen Antrieb des Gewissens heraus, sondern als Pflicht gegen das Vaterland, gegen die Menschheit im ganzen.

Als das beste und untrüglichste Zeichen, daß dem wirklich so ist, können wir den Kampf um die Jugend betrachten, den Nachwuchs, die Hoffnung und — wie wir so gern bekennen möchten — den Stolz unseres Volkes. In ihm findet das vorsorgende Streben für das Volk und sein weiteres Blühen seinen kräftigsten und zugleich gesundesten Ausdruck.

Schon mit dem Säuglingsalter beginnt bei Tausenden die Not und damit auch die lindernde Hilfe der Frau. Säuglingsfürsorge- und Mutterberatungstellen sammeln die kleinsten Erdenbürger. Da gilt es, die Mütter über ihre erste Pflicht dem Kind gegenüber aufzuklären, daß sie ihm nicht aus Laune oder Bequemlichkeit den natürlichen Quell der Nahrung verschließe; da gilt es, mit zu sorgen und zu raten, wie die Mittel zu schaffen sind oder leichte Arbeit zu besorgen ist, damit die Mutter sich wenigstens in den ersten Wochen eine gewisse Schonung auferlegen kann, um sich für das Kind bei Kräften zu erhalten.

Wer da ruhig und kalten Herzens vorübergehen kann, der weiß nicht oder will nicht wissen, daß die eherne Not viele junge Mütter zwingt, kaum nachdem sie dem Kind das Leben gegeben, sich wieder dem Frondienst harter Arbeit zuzuwenden.

Oder wo die Schonung nicht möglich ist — und das sind heute die meisten Fälle — wo die Mutter sogleich wieder ins Leben hinaus muß, oft die einzige Ernährerin ihrer Familie, ist in Krippen und Säuglingsheimen für Frauen und junge Mädchen reiche Betätigung zu finden, die die am Tag der Mutter entzogenen Säuglinge zu beaufsichtigen und zu pflegen haben. Und an diese Stellen reihen sich die Kinderbewahranstalten und Spielschulen, um die kleinen, dem Säuglingsalter nunmehr entwachsenen Kinder zu behüten. Das ist die Zeit, wo nicht mehr wie beim Säugling die Tätigkeit der Waisenpflegerin sich in der Hauptsache bloß auf körperliche Pflege und Reinlichkeit beschränkt; hier beginnt schon der Geist sich zu regen.

Da gilt es vor allen Dingen, Liebe ins Herz des Kindes zu gießen, seine Gedanken, seine Phantasie auf reine Bahnen zu lenken, den Schmutz des Lebens möglichst lange ihm fernzuhalten oder immer wieder mit stets gleich bleibender Treue und Geduld abzuwaschen. Wenn das Kind mit sechs Jahren in die Schule kommt, ist es im Grunde genommen oft schon ein fertiger kleiner Mensch, insofern als seine Anlagen sich nach dieser oder jener Richtung schon entwickelt haben und eine völlige Umgestaltung jetzt schwer ist. Diese Erziehung vor der Schule zu leiten, ist eine schwere ernste Pflicht, die nur eine Mutter oder eine mit mütterlichem Empfinden begabte Frau zu erfüllen imstande ist.

Und endlich kommt das gefährliche Alter der Schulpflicht mit den Verlockungen der Straße, der Verführung

durch schlecht gezogene Genossen, namentlich in der großen Stadt. Da öffnen sich die Pforten der Kinderhorte den Knaben und Mädchen, die ihre Schularbeiten überwachen, sie von der Straße fernhalten und so Ströme des Segens über sie ausgießen, damit eine neue Generation heranwachse, die edler, reicher und freier ist als die jetzt lebende, zu einer Zeit geborene, da es an all dieser Pflege noch gebrach.

Aber nicht immer ist das Kind so glücklich, ein Elternhaus zu haben. Wie manches Mädchen ist ums Glück der Liebe betrogen und muß, wenn kaum das Kind das Licht der Welt erblickt hat, wieder den Kampf ums Leben beginnen, vielleicht von der Schande niedergedrückt, vielleicht von den eigenen Eltern verstoßen. Oder beide Eltern sind vom Schicksal dem Kind entrissen — oder noch schlimmer: der Vater, die Mutter sitzt in Haft oder treibt sich obdachlos im Land umher, vom Verbrechen, von der Schande lebend. Da sind es denn die Zieh- und Pflegekinder, die jeder Armen- und Waisenverwaltung ein Gegenstand besonderer Sorge sind. Auch dieser unglücklichen Kinder hat sich die Sucht nach Verdienst bemächtigt; auch sie wurden ein Gegenstand schnöder Gewinnsucht.

Es kommt immer noch vor, daß ein Kind an den Mindestfordernden vergeben wird, womöglich gegen eine einmalige geringe Abfindung. Was Wunder, wenn es da vielfach das Streben der Pflegemutter war, nachdem sie die Abfindung erhalten, das Kind so schnell wie möglich zu beseitigen. In dem Wort „Engelmacherin" ist diese furchtbare Anklage enthalten. Es ist damit besser geworden, weit besser. Überall ist jetzt wohl eine Aufsicht durchgeführt, ob die Wohnräume zum Halten von Kindern genügen, ob Sonne und Luft Zutritt haben, ob Lager und Kleidung reinlich, die Kost schmackhaft und kräftigend ist. Aber wer übt diese Aufsicht aus? Man sollte es kaum glauben — und doch kommt es noch vor, daß uniformierte Polizeibeamte damit betraut werden. Wer ist da geeigneter, all diese Dinge zu beurteilen, mit der Pflegemutter zu sprechen, sie zu beraten, wer ist berufener, bei den Besuchen auf die Seele des Kindes zu wirken als die deutsche Frau mit ihrem liebevollen, mütterlichen Empfinden? Jede Stadt, die auf diesem Gebiet nicht ganz zurückgeblieben ist, hat eine Schar amtlich oder auch ehrenamtlich tätiger Frauen.

Aber nicht zu allen dringt die Hilfe der Frau vor. Wo das Elternhaus versagt, oder wo böse Einflüsse schon zu stark waren, um den schützenden Bemühungen der Waisenpflegerinnen zu weichen, da ist ein Straucheln oft nicht zu vermeiden. Die große Zahl der straffälligen Jugend spricht da eine beredte Sprache. Jetzt gilt es, dem Gefallenen zur Seite zu stehen. Die gerichtliche Strafe — sei es ein milder Verweis, sei es in schweren Fällen kürzere oder längere Freiheitstrafe — schreckt nicht ab, sie verleiht sogar oft dem jungen Rechtsbrecher den Glanz des Märtyrers oder den Ruhm des Wagemutigen, und wohl immer läßt sie den Zweck der Strafe außer acht, der bei der noch beeinflußbaren Jugend am höchsten bewertet werden sollte: den der Besserung. Da hat sich nun im Anschluß an die Jugendgerichte die „Gerichtshilfe" gebildet, die die Mitwirkung der Frau so dringend erheischt. Sie wird — namentlich bei Mädchen und den noch im Kindesalter stehenden Knaben — den Weg zum jugendlichen Herzen schneller finden als der Mann; sie wird auch, wenn sie die Eltern von der Selbstlosigkeit ihrer Bemühungen überzeugt hat, leicht Vertrauen und damit einen segensreichen Einfluß auf die Erziehung gewinnen; sie wird sich bemühen, den Entgleisten in gute Gesellschaft, in gute Lehr- oder Dienststellen zu bringen und ihn auch dort, soweit es nötig ist, mit liebevoller, doch starker Hand leiten.

Und ist nicht diese Leitung überall nötig, wo jugendliche Personen, auch wenn sie noch nicht mit den Strafgesetzen in Konflikt kamen, ohne elterlichen Schutz dastehen? Die Notwendigkeit einer geordneten Jugendpflege ist seit langem anerkannt, seit einigen Jahren auch vom Staat betont. Zu einer Zeit, da die Kinder höherer Stände wohlbehütet in der Familie der Eltern leben — wo jede Stunde des Tages genau geregelt, wo ihre Arbeiten und Spiele, ihr Verkehr, ihr ganzer Lebensgang Stunde für Stunde überwacht werden: da steht die aus der Volksschule entlassene Jugend mitten im Kampf um Lohn und Brot, meist sich selbst überlassen. Ich habe schon einmal in dieser Zeitschrift über die Notwendigkeit der Jugendpflege „beim Eintritt ins Leben" berichtet; hier sei nur darauf hingewiesen, daß auch diesen Bestrebungen sich die deutsche Frau in selbstloser Hingabe angenommen hat. Die Mädchen bedürfen der Erziehung und Beeinflussung nach der Entlassung aus der Schule zum mindesten ebenso wie die Knaben — ja vielleicht mehr als sie: sind sie doch die kommenden Mütter unseres Geschlechts.

Die Zeit wird sicher kommen, da auch die Mädchen in Fortbildungschulen gesammelt werden — bis dahin ist es nötig, sie auf freiwilliger Grundlage zusammenzuschließen, um ihnen Gelegenheit zu geben, das zu lernen, was sie später im Haus als Frau und Mutter gebrauchen: eine einfache Handarbeit, die Bereitung einer schlichten, doch kräftigen Kost, die nötigsten Kenntnisse im Haushalt und im Rechnen.

Aber damit ist nur für die eine Seite der Erziehung gesorgt, die mehr äußerliche; es fehlt noch die Beeinflussung der Seele. Die Mädchen zur Freude am harmlosen Spiel, zur Freude am Gesang, an körperlichen Übungen, an der Natur, sie zur Heimatliebe heranzuziehen, indem man mit ihnen die deutschen Gaue durchwandert, Liebe säend, Liebe erntend, das ist eine hohe Aufgabe, der sich in immer steigendem Maß die deutsche Frauenwelt widmet.

Sind dies nicht Aufgaben, des Schweißes der Edlen wert? Zum Glück sehen wir, daß die Woge fortschreitet, die den Frauen Betätigung auf diesem ihrem ureigensten Gebiet ermöglicht. Die Märchentante allerdings, die so manchem von uns die Kindheit verklärt hat, die hilfsbereite Tante, die in der Familie bei freudigen und traurigen Ereignissen jederzeit helfend einspringen konnte, stirbt immer mehr aus; dafür aber schwindet mit ihr die alternde Jungfrau, die, weil ihr ein Pflichtenkreis fehlte, zur oft bespöttelten „alten Jungfer" wurde — mit ihr schwindet die „unverstandene Frau", die, in unklaren Idealen schwelgend, sich zu schade hält für die rauhen Wirklichkeiten der Welt. Soziale Arbeit schafft harte Hände, aber klare Augen und ein weiches Herz; sie bringt trotz manchen Undanks, trotz mancher Enttäuschung doch zufriedenen Sinn und inneres Glück. Sie gehört zur inneren Höherentwicklung des Menschen. Dank den Frauen, die uns in ernster Arbeit das errungen!

Darum, ihr deutschen Frauen und Mädchen, die ihr noch abseits steht: lasset euch raten. Heraus aus eurem Traumleben! Es ist günstige, es ist große Zeit! —



Oesterreichisches Flugwesen.

Von Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt. — Hierzu 10 Aufnahmen.

Am Sonntag, dem 6. Oktober, fanden auf dem Flugfeld zu Wiener Neustadt, 60 Kilometer von Wien, Flugvorführungen statt, die von allen bisherigen derartigen Veranstaltungen sich wesentlich — und zwar vorteilhaft — unterschieden haben. Es ist in der Geschichte des Flugsports noch nicht dagewesen, daß es in einem Programm geheißen hat: „Das Fliegen findet bei jedem Wetter statt". Schier unmöglich müßte es erscheinen, daß man eine solche Veröffentlichung erlassen kann, und doch haben die Oesterreicher bewiesen, daß sie bei außerordentlich schlechtem Wetter zu fliegen vermögen. Nur Offizierflieger, das ist der zweite Punkt, der auffällt, flogen an jenem Tag, der einen Merkstein in der Geschichte der österreichischen Militärluftfahrt bilden wird.

Diese beiden Umstände waren die Veranlassung, daß man in Wiener Neustadt trotz seiner großen Entfernung von Wien Menschenmassen sah, um die es von den Flugplätzen Deutschlands beneidet werden kann. Gerade die Tatsache, daß in Wien am Morgen des Flugtages starke Kälte herrschte, daß der Wind nur so durch die Straßen von Wien pfiff, und endlich, daß schwere Regenwolken am Himmel standen, bewirkten einen außerordentlichen Zustrom von Zuschauern. Uebervoll waren die vielen langen Züge der Südbahn, und von allen Seiten strömte das Publikum zum Flugfeld. Der Hof, die Aristokratie, die Gesellschaft und namentlich die bunten Uniformen der Offiziere waren zahlreich auf dem Feld vertreten.

Pünktlich zur Sekunde um 3 Uhr, bei kräftigem Wind, eröffnete Oberstleutnant Uzelac, der neue Kommandant der österreichischen Luftfahrer und Leiter der Veranstaltung, die Flüge. Vier Etrich-Eindecker standen in einer Linie startbereit. Ob.-Lt. Eyb auf „Asra" — in



Phot. H. Schuhmann.

Im Korb von links: Hptm. Hoffory (Führer), Frl. Cassinone, Obering. Strattmann.

Der Ballon „Salzburg".



Phot. H. Schuhmann.

Von links: Klinger, Kornau, Hptm. Mannsbarth, Bruckner, Lt. Macher, Kürt, Ob.-Lt. Heller.

Gruppe einiger Mitglieder des k. k. Aeroklubs in Wien.

Oesterreich haben alle Militärflugzeuge Namen — und Oberstleutnant Uzelac auf „Aar" flogen gleichzeitig zuerst ab, und innerhalb weiterer 10 Minuten folgten die beiden andern. Der Kommandant, der nur das Geleit gegeben hatte, erschien bald wieder, um die weiteren Vorführungen zu leiten. Die drei andern Flieger flogen nach Oedenburg und kehrten noch vor Beendigung des Fliegens zurück. Auch der zweite Punkt des Programms: die bekannten Flieger Oberleutnant v. Blaschke auf seinem „Bravo" und Leutnant Veczel, der sich von seinem schweren Sturz wieder völlig erholt hat, auf „Armin" kamen, dieser mit einiger Verspätung, von dem Militärflugfeld Fischamend.

Alsdann folgten die Vorführungen einer Pilotenprüfung, von Gleitflügen und vorschriftsmäßigen Landungen. Neu sind die gezeigten „Sturzflüge", unter denen besonders steile Gleitflüge zu verstehen sind. In Deutschland vermeiden wir im allgemeinen solche Flüge; nur sehr sichere Flieger können sie ohne Gefahr des Ueberschlagens und Abrutschens durchführen. Neu war ferner ein von dem auch in Berlin bekannten Rittmeister v. Umlauff durchgeführter Höhenflug, bei dem der Führer jedesmal die einzelnen Höhen von 100 zu 100 Meter durch Abbrennen von Leuchtkörpern, die sich deutlich von der grauen Wolkenwand abhoben, nach unten hin kenntlich machte. Bis auf 1000 Meter Höhe ging sein interessanter Flug, der durch einen Sturzflug beendet wurde.

Nach besonderen Kurven- und Achtenflügen, Spiralen im Gleitflug, Schleifen usw. folgte der Clou der Veranstaltung: ein Geschwaderflug von 10 Drachen, der von dem „Aar" des Oberstleutnants Uzelac angeführt wurde. In einer Linie waren die Maschinen auf dem Feld aufgebaut, und auf ein Flaggensignal schoß als erster der „Aar" schnell vorwärts, acht andere Maschinen folgten ihm, die



Phot. Berl. Jll.-Ges.

Oberleutnant Miller.



Phot. H. Schuhmann.

Im Korb von links: Lt. Macher, Ob.-Lt. Heller (Führer), Lt. Künzl.

Der Ballon „Hungaria".



Phot. Berl. Jll.-Ges.

Leutnant Veczel.



Phot. H. Schuhmann.
Rechts: Gen.-Dir. Cassinone, Präsid. d. k. k. Flugtechnischen Vereins.
Der Ballon „Wimpassing" wird fertiggemacht.

neunte streikte. In Kiellinie umkreisten sie in fast gleicher Höhe und mit gleichen Abständen das Feld. Vor der Tribüne gingen zunächst der Führer und nach ihm die andern acht „Tauben" im Sturzflug bis wenige Meter über dem Boden herunter, um sich schnell wieder aufzurichten und weiterzufliegen. Bei der zweiten Runde wurden aus jedem Eindecker beim Ueberfliegen der Zuschauertribüne Blumen ins Publikum geworfen, dann folgte noch eine Runde, und jeder der Flieger landete nach einem Sturzflug.

Eine so glänzende Veranstaltung hat die ganze Welt noch nicht gesehen. Die Offiziere haben bewiesen, daß ihre Leistungen keineswegs denen der Franzosen nachstehen. In Oesterreich ist man von vornherein einen selbständigen Weg gegangen; die Vorzüglichkeit der von Igo Etrich erfundenen „Tauben", die auch in Berlin bei Rumpler gebaut werden, ist weltbekannt. Daß das Militär so weit gekommen ist, hat viel Mühe und Arbeit gekostet. Die einzelnen



Phot. Berl. Ill.-Ges.
Oberstleutnant Uzelac,
Kommandant der österreichischen Luftschifferabteilung.



Phot. Berl. Ill.-Ges.
Oberleutnant von Blaschke.

Kommandanten der Luftschifferabteilung haben sich erst gewaltige Mühe geben müssen, ehe man zum Ziel gekommen ist. Ganz besonders fruchtbar war die Tätigkeit des im Frühjahr zum Major beförderten vorigen Kommandeurs Hinterstoißer, dem es zu danken ist, daß jetzt die Militärluftfahrt in Oesterreich auf so hoher Stufe steht. Manchen Tropfen Tinte hat er verspritzen, manchen Vortrag hat er halten und manchen Widerstand hat er überwinden müssen, bis es ihm gelang, die Ueberzeu-

gung von der Notwendigkeit der Flugzeuge für die Armee zu schaffen, so daß das nötige Geld bewilligt wurde. Der jetzige Kommandeur, der, wie er bewiesen hat, ein äußerst schneidiger Flugführer ist, kann die Früchte dieser anstrengenden Tätigkeit jetzt mühelos einheimsen. Sehr wesentlich ist auch das energische Eintreten des Verkehrstruppenbrigadiers Feldmarschall-leutnants Schleyer, der unentwegt und unermüdlich Propaganda für das Flugwesen in Oesterreich macht.



Phot. H. Schuhmann.

Von links: Im Hintergrund: Major Hinterstoißer, Oberleutnant Heller, Oberleutnant Hauswirth (Sieger), Bader. Im Vordergrund: Dr. Schlein, Hauptmann Hoffory, Gen.-Dir. Cassinone, Dr. Reichert.

Besprechung der Ballonführer
über das Ziel.

Das Flugfeld für das Militär liegt bei Wiener Neustadt, ein ideal ebenes Gelände, eins der besten der Welt, über das angesichts des Gebirges die künstlichen Vögel ihre Kreise ziehen. Ein zweites, kleineres, nicht so günstiges Feld befindet sich in Fischamend, wo auch die Motorballons ihre Hallen haben. Auch das Stagl-Mannsbarth-Luftschiff liegt dort in seinem Hafen. Die Offiziere der Luftschifferabteilung werden in Fischamend — welcher Ort übrigens die Verdienste des Majors Hinterstoißer dadurch auch äußerlich anerkannt hat, daß eine Straße ihm zu Ehren mit seinem Namen benannt ist — im Fesselballon- und Luftschiffdienst ausgebildet. Die alte Kaserne im Arsenal zu Wien ist von den Militärluftschiffern fast vollständig verlassen. Nur eine kleine Wache bewacht die alten Luftschifferparkgebäude. Von Zeit zu Zeit wird auch in der alten Ballonhalle ein Freiballon zum Füllen ausgelegt, um von dem historischen Platz, von dem aus manche interessante und lustige Fahrt stattgefunden hat, seinen Weg in die Lüfte zu nehmen.

In Oesterreich gibt es eine Strömung unter den Militärs, die den altbewährten Freiballon, der seine Insassen auf mancher romantischen Fahrt getragen hat, für überflüssig erklären und nichts oder nicht viel von ihm wissen wollen. Daß diese Strömung gottlob nicht Oberhand behalten hat, bewies die letzte glänzende Zielfahrt, die der k. k. österreichische Aeroklub am 12. Oktober d. Js. auf seinem neuen Füllplatz zu Leopoldsau veranstaltet hat. Unter reger Beteiligung der Militärluftschiffer flogen unter Leitung des verdienstvollen Vizepräsidenten Majors Hinterstoißer neun Ballons gegen 11 Uhr ab. Die Namen der besten, auch im Ausland bekannten österreichischen Freiballonfahrer waren in den Aerostaten oder wenigstens auf dem Flugplatz vertreten. Der bewährte Adjutant der Luftfahrer, der schon unter Hinterstoißers Oberbefehl gewirkt hat, Oberleutnant Heller, führte an dritter Stelle seine „Hungaria“, in der auch der bekannte Leutnant Macher Platz genommen hatte, der in Heidelberg einige Studienjahre absolviert hat. Die „Hungaria“ folgte dem von dem sympathischen Präsidenten des Klubs Generaldirektor Cassinone geführten „Wimpassing“. Den sechsten Ballon „Salzburg“, wenn ich nicht irre dem Erzherzog Josef Ferdinand gehörig — führte der bewährte Hauptmann Hoffory, der schon über hundertmal die Luft im Freiballon durchfahren hat. Die „Vindobona“ führte Hauptmann Mannsbarth, der Konstrukteur des Stagl-Mannsbarth-Luftschiffs, der auch beim internationalen Gordon-Bennett-Fliegen in Stutt-



Phot. Berl. Ill.-Ges.

Rittmeister von Umlauff.

gart am Start erscheinen wird. In seinem Korb befand sich der bewährte Flugorganisator Ingenieur Kürt. Das Interesse der Flugführer für den Freiballonsport kam dadurch zum Ausdruck, daß Rittmeister v. Umlauff und Kaiserlicher Rat und Oberleutnant d. R. Flesch, deren Namen im Flugsport besten Klang haben, sich als Fahrgäste im „Excelsior" unter Führung von M. Mautner befanden. Sieger wurde die unter Oberleutnant Hauswirth als Erstem gestartete „Ragusa".

Allen Teilnehmern sah Lust und Liebe zur Sache aus den Augen; freudig traten sie ihre Luftreise an. Der Freiballonsport bleibt doch nun einmal ein Herrensport. Freiballonfahrten sind die Romantik im Luftfahrerleben. Die Genüsse, die man auf diesen Fahrten hat, sind einzig und unübertrefflich. Hoch oben über den Wolken, in Höhen, die die Luftschiffe niemals, die Flugzeuge nur selten und mit Schwierigkeiten erreichen können, zieht der Freiballon seine Bahn; die Insassen genießen die herrliche Natur, ohne irgendwie durch Kälte und Luftzug gestört zu werden.

Der Tiergarten einer Kunstschule.

Von Jarno Jessen. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Auf allen Kunstgebieten ist die energische Entwicklung zum Naturalismus vor sich gegangen. Ueberall heißt es für den Künstler: Geh an die Quelle selbst, an das wirkliche Leben. Es ist der Zug der Zeit, daß die Antikenklasse mit ihren Gipsen verachtet wird, man hält die akademische Lehrmethode für einen Mißbrauch frischer Arbeitskräfte. Vorläufig triumphiert die Aktualität. Es gilt keine Zeit zu verlieren, alles ist auf Temperament gestellt, das Kunstwerk soll in der Andeutung, im Erhaschen des Momenteindrucks sein Höchstes geben. Der hingebende Fleiß, die Reise stehen niedrig im Kurs. Beichten aus Künstlerseelen, aus denen es wie ein Sehnsuchtsruf nach verlorenem Paradies klingt, begegnen geringem Widerhall. Was will es sagen, wenn Whistler, der den Schmetterling zu seiner Künstlersignatur machte, dem Freund Fantin Latour wie in Verzweiflung über vernachlässigtes Zeichnen schreibt. Er ist selbst der Impressionist par excellence geblieben, und er hat von dem Ausbau seiner Anregungen bis in den Neo-Impressionismus und Expressionismus hinein sicher keine Ahnung gehabt. Der gesunde Kern der neuen Methoden hat so ausgezeichnete Wirkungen erzielt, daß ihnen ihr Anrecht auf Einverleibung in den Lehrplan nicht streitig gemacht werden kann. Und wenn ein Punkt zur Berücksichtigung nötigt, ist es sicher die Handhabung des Modellwesens.



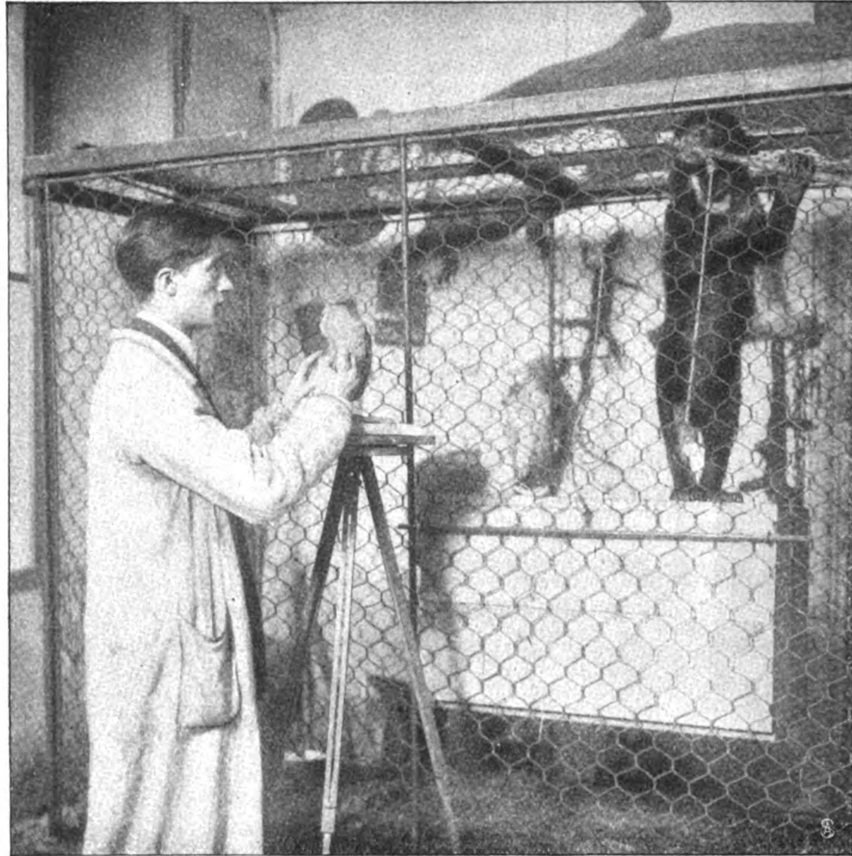
Der Papagei und sein Modell.

Für die Herrlichkeit der antiken Plastik ist das nackte Modell die Voraussetzung, und seit Signorelli seine entscheidende Tat vollzog, nimmt es auch für die Malerei eine selbstverständliche Stellung ein. Es will nichts sagen, wenn Zeitströmungen oder Nationalanlagen, wenn der Geist der Reformation oder der Puritanismus der Engländer den Akt möglichst auszuschalten suchten. Seine vollendete Wiedergabe galt und gilt dem echten Künstler und Künstlerfreund als Gipfel der Schaffenskraft. Wenn das nackte Modell, das Manet von Coutüre übernahm, durchaus nur in heldischer Pose und nicht als der schlichte Mann, der „Radieschen bei der Gemüsefrau einkauft", stehen wollte, so wissen die heutigen Modelle ganz genau, daß der natürliche Mensch von ihnen gefordert wird. Immer unumgänglicher ist die Notwendigkeit an den Kunstlehrer herangetreten, in allen Dingen möglichst die Natur aus erster Hand von dem Studenten nachbilden zu lassen. Je nach seiner Begabung braucht er Auswahl an Figurenmodellen, lebenden Tieren und wirklich aufgebauten Stilleben. Der Gipskopf, der ausgestopfte Vogel oder die bunte Vorlage genügen heute nicht mehr.

Paris ist seit Jahrhunderten das Kunstzentrum, dem wir nicht nur nach der Richtung des Stils, sondern auch in Unterrichtsformen besondere Anregungen danken. In den dortigen Ateliers haben die Lehrer Neuerungen in der Schulung von Auge und Hand gewagt, deren Durchprobung nachgerade jedem Kunststudierenden als krönendes Kapitel seiner Ausbildung erscheint. Man verfährt dort direkter und individueller, man ist weniger Programm, mehr geistvolle Anpassung. Auf das schnelle Erfassen, die momentane Wiedergabe, die den Wirklichkeitseindruck aus springenden Punkten gewinnt, wird das Hauptaugenmerk gerichtet. In der Uebung vor dem Modell gibt es keine vorsichtigen Ueberlegungen, erlaubt ist, was der frappanten Wiedergabe nützt. Die Korrektur findet nicht allzu häufig statt, aber dirigiert dann auf Wesentliches bei aller Schonung persönlicher

Art. Wir haben von Paris her nicht nur den Stil Louis quatorze, das Rokoko, das Louis seize, das Empire und den Impressionismus empfangen, sondern auch die vielen unakademischen Malschulen. So sehr die Kunststudierenden häufig in den Pariser Ateliers vorerst von fast schäbigen Zuständen der Ausstattung enttäuscht werden, so stark fesselt sie bald die Lehrart, die der eigenen Denkarbeit, dem Wetteifer mit den Studiengenossen so viel überläßt. In der Freiheit wachsen die Schwingen.

So konservativ auch der allgemeine Geschmack des französischen Publikums an historischen Stilen hängt, so kühn wird in modernen Kunstdingen geneuert. Ist doch auch eine einflußreiche Schar deutscher Kunstvertreter stets eifrig bemüht, uns Allerletztes aus dem brodelnden Kessel der Saisonnovitäten vorzusetzen. Zum Heil und Unheil wird assimiliert, aber jedenfalls geht es regsam zu, wenn der junge Wein blüht. Eine empfehlenswerte Einführung hat neuerdings eine Pariser Kunstschule durch die eigenartige Ausstattung ihrer Tierklasse gemacht.



Skizze eines jungen Bären.

Sie hält im eigenen Garten Tiere, um den Studierenden jederzeit ein bequemes Arbeiten nach dem lebenden Modell zu ermöglichen. Eine solche Anregung dürfte auch für uns wertvoll sein, denn die üblichen Studien im Zoologischen Garten sind mit vielen Schwierigkeiten verknüpft. Dieser Privatzoo des französischen Ateliers bedingt sicher auch besondere Kosten und Mühen, aber um so bewundernswerter ist der hohe Einsatz für ein hohes Kunstziel. Gerade dem Tierbildhauer und Maler muß ein genaues Studium des Modells ermöglicht sein, denn er hat das Lebendige zu schildern. In der Pariser „Ecole d'Art animalier“ ist für Zwei- und Vierfüßler vorgesorgt. Da stehen der Zebu und der brave Esel in ihren Gehegen (Abbild. S. 1949), nach deren speziellen Körperbildungen der Student sein plastisches Werk korrigiert. Die Tonskizze eines jungen Bären (Abb. obenstehend) erhält vor

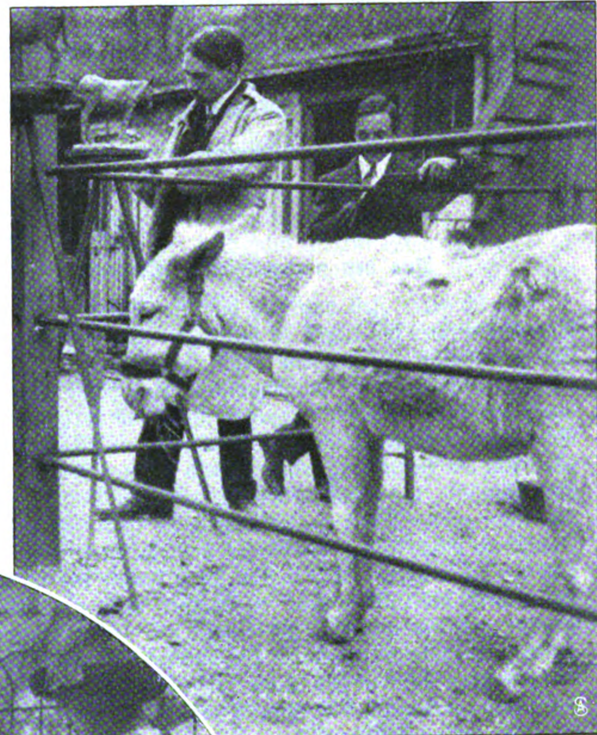


In der Werkstatt der Kunstschule.

dem lebenden Modell ihre absolute Naturechtheit. Im Hühnerstall wird dem Organismus des Truthahns mit der Reißkohle auf den Grund gegangen (Abb untenst.), der Papagei entsteht direkt nach dem gefiederten Vorbild im Käfig (Abb. S. 1947). Für das allzu Bestialische, wie zum Beispiel für das Rhinozeros, steht im Atelier jedenfalls ein vorzüglicher Abguß bereit (Abb. S. 1948). Jede Form des Studiums ist dort überhaupt durch Skelette und Figuren, Ausgestopftes und Gipsmodelle ermöglicht. — Wenn wir bedenken, unter welchen Schwierigkeiten die Tierkünstler oft schufen, scheint sich ihnen hier ein Dorado zu öffnen. Es ist nicht jeder zugleich ein wagemutiger Abenteurer und ein Genie wie Liljefors, der keine Felsklippen und keine schilfverwachsene Brutstätte scheut, um das echte Lebensgetriebe seiner Adler und Wildenten zu belauschen. Auch die Swan und Meyerheim mußten in den zoologischen Gärten manche Geduldprobe ertragen, manchen Trick erproben, um ihre Bestien im günstigen Moment erfassen zu können. Landseer, der große Sportsmann, lebte mit seiner Meute, mit seinen King-Charles und seinen Bernhardinern. Rosa Bonheur bestach schon jung den Schlächtermeister auf dem Viehmarkt, um nur ungestört ihre geliebten



Das geduldige Zebu.



Ein gutes Modell.



Der Truthahn als Modell

Tiere zeichnen zu können, und auf den Pferdemärkten wie bei dem herdehütenden Hirten fühlte sie sich heimisch. Wir wissen, daß unser Meister Zügel im eigenen Landbesitztum prächtige Wiederkäuermodelle beobachten kann, daß Lucy Kemp-Welsch mit ihrem Pony wie mit einem Schoßhund lebt und ein Glasatelier mit großem Wasserbassin für ihre Tiere erbaute. In der Pariser Schule mit ihrem zweckmäßig ausgestatteten Atelier und Garten wird sicher die bequemste Gelegenheit geboten, solche Meister des Faches vorzubereiten, und es wäre verdienstvoll, auch den künftigen deutschen Potter und Landseer die Wege zu ebnen.

Schwermütige Betrachtung.

Ein goldner Tag, aus Stürmen losgerungen,
nun will ich einmal glücklich noch das Land durchgehn..
Im Felde ist der Sichel Klang verklungen;
schon an den Gartenwegen blühend hoch die Dahlien stehn.

Du kannst nicht täuschen, Gold, denn diese Stille,
sie spricht mit herbem Schweigen gar zu laut vom Tod..
was du an Schönheit streust, ist müder Wille,
ist nur ein schwacher Händedruck, ein Abschiedsgruß,
ist eines Sterbenden verklärter, seligletzter Kuß —
ist nur ein Lied, das vor dem Schluß der Tod noch bot.

Wilhelm Conrad Gomoll.

Gina.

Aus den nachgelassenen Papieren des Grafen von Dorsay. Von E. von Nesselrot.

Vor längerer Zeit hatte ich das Vergnügen, Sonja Warowska über die Alpen zu begleiten. Sie reiste nicht wie gewöhnlich mit großem Train, hatte vielmehr nur einen dienstbaren Geist mitgenommen, eine häßliche und alte Frau, deren einziger Vorzug in ihrem fast verbissenen Schweigen zu bestehen schien. Obgleich ich von Warowski selbst um die Begleitung seiner Gattin gebeten war und mich bemühte, die gebotene Distanz zwischen Sonja und mir nicht zu überschreiten, betrachtete sie mich mit mißtrauischem Blick, so daß ich geneigt war, in ihr eine Aufpasserin zu wittern. Wir waren schon jenseit der Paßhöhe, und die Luft wurde zu meiner nicht geringen Freude merklich wärmer, als Sonja wie im Vorübergehen und dennoch mit einem besonderen und schwer zu definierenden Blick in den Augen zu mir sagte: „Wissen Sie denn, warum ich den Wunsch hatte, in diesem Frühling Florenz zu besuchen?"

Wir sahen uns an. Ich bin es gewöhnt, von Frauen plötzliche launenhafte Übergriffe zu gewärtigen. Wie es mir denn überhaupt scheint, als sei diesem Geschlecht die Konsequenz nicht im mindesten gegeben.

Wie dem auch sei, ich faßte in diesem Augenblick sehr rasch den Entschluß zu einer galanten Antwort, und indem ich mich voll der schönen Frau zuwandte, erwiderte ich: „Sie ließen mich leider gänzlich im unklaren über jede Ihrer Absichten, Gräfin, doch hoffe ich, daß unser beider Wünsche über den Zweck der Reise nicht allzu weit auseinanderliegen möchten." Aber darauf lachte sie nur das volle Lächeln der Frau, die nicht gewährt und auch nicht sich entzieht. Indessen hatte es bei dem Lachen für dieses Mal sein Bewenden, und erst als wir durch die Ebene fuhren, die jenseit der Alpen sich in fruchtbarer und lieblicher Anmut ausdehnt, gefiel es Sonja, auf die Frage zurückzukommen, zugleich aber, ohne eine Antwort von mir abzuwarten, näher den Zweck der Reise zu erklären.

Nicht gar so weit von Florenz, so erzählte sie, wohne eine Jugendfreundin, deren sonderliches Geschick sie völlig von aller Welt abschlösse. Und da sie seit einiger Zeit deutlicher denn je in Träumen oder Gedanken an jene Frau erinnert worden sei, hätte sie den Entschluß gefaßt, sie aufzusuchen. Man wüßte niemals einen rechten Grund, warum so plötzlich alte und scheinbar gänzlich aus den Sinnen entschwundene Gestalten wiederum gebieterisch ihre Rechte in den Gedanken einnähmen, allein sie, Sonja, habe das bestimmte Gefühl, man müsse den Eingebungen unbedingt folgen. „Und", so setzte sie hinzu, „wäre es nur, um eine kleine Sensation zu erhalten. Sensationen sind der Jungbrunnen einer geistig regsamen und an Überbildung nicht eben leidenden Frau. Die Jugend bringt Sensationen genug, ihr genügt schon eine kleine, schwankende Liebe, die Frau in den Jahren muß nach Sensationen suchen, und da man genugsam erfuhr, daß selbst erlebte Sensationen zumeist bitterste Nachwirkungen haben, halte ich mich lieber an die Sensationen anderer."

Und sie lächelte mich wiederum an mit der Grazie kluger Frauen, worauf ich mich bemühte, eine kleine Enttäuschung hinter listiger Zustimmung zu verbergen.

Allein die Schönheit der Stadt am Arno schien vorderhand Sensation genug für meine Schutzbefohlene. Ja, es schien fast, als sei der Zweck der Reise völlig vergessen, denn in Sonja lebte jetzt nur noch die mondaine Frau, die, so schien es meinen eifersüchtigen Augen, durchaus nicht gewillt war, auf eigene Sensation zu verzichten. Aber eines Morgens, gerade als ich schon vermeinte, sie dächte der Jugendfreundin nicht mehr, kam sie zu mir und sagte: „Heute fahren wir zu Gina."

Es war ein langer Weg und staubig und glühend, doch schien Sonja von dem wenig zu bemerken, ihre Wangen röteten sich kaum, und sie klagte mit keinem Wort. Überhaupt blieb sie still und merkwürdig gleichbleibend, und nur einmal sagte sie rasch und wie in Hast: „sie hat ein schweres Leben hinter sich, ich fürchte fast das Wiedersehen". Und dann: „sie war sehr schön, und alles lag ihr zu Füßen und verwöhnte sie. Aber jetzt soll sie leben wie eine Einsiedlerin und alt sein."

Und wieder schwieg sie, bis der Wagen das kleine Dorf erreichte, das unser Ziel war.

Wir ließen den Kutscher bei der in Weinlaub fast vergrabenen Osteria zurück und stiegen das letzte Stück zu Fuß. Es war einer jener mit glattgetretenen Steinen gepflasterten Bergsteige. Er führte gemächlich hinan, an der grauen Kirche mit dem spitzen Turm vorbei, zwischen Mauern hin, hinter denen die Oliven regungslos die Sonne tranken. Ganz leise rauschte von fern ein Bach, die Kirchenglocken schlugen an, sonst war es still. Und

in dieser brennenden unerhörten Stille erreichten wir das Haus, das uns als unverkennbar bezeichnet war: ein graues altes Gemäuer inmitten Grüns, trostlose Fenster, eine geborstene Pforte, eine schmale Bank an der Wand, auf der ein Greis saß und blöde in die Sonne starrte.

Sonja war sehr blaß geworden, und ich erkannte wohl den Schreck, der bei diesem Anblick durch ihre Augen lief. Ich fühlte, sie bebte bis ins Innerste vor der Armut zurück, vor dieser Erbärmlichkeit, dieser Einsamkeit. Und ich wollte, nach ihrer Hand fassend, beruhigen helfen. Ich wollte dann, ehe noch die Begegnung erfolgte, die Sonja in törichter Laune sich in den Kopf setzte, sie fortziehen ins Tal, sie bewahren vor dem Grauen herberer Eindrücke. Allein da tat die Tür sich auf, jene geborstene Tür, und in ihr erschien ein Weib in der Tracht der Landfrauen. Sie erschien hochgewachsen, stolz, voll bitteren Stolzes, aufgerichtet, wie mir vorkam, ihre Augen blickten kalt, ihre Züge waren wie aus Stein. „Gina", flüsterte Sonja — sie flüsterte, denn der jähe Schreck raubte ihr die Stimme.

Und die große Frau mit dem herben Gesicht fragte streng: „Was wünscht die Dame?"

„Gina," rief Sonja und diesmal lauter: „Gina!"

Da wich die Herbheit, und etwas wie ein böses Lächeln kam auf die Lippen der Fremden. Ein Lächeln des Erkennens, ein unwilliges, geringschätziges, und sich höher noch aufrichtend, trat die große Frau auf uns zu und sagte: „Sonja Warowska, warum kommst du her?"

Sonja schwieg, sie schwieg bestürzt, sie sah zu Boden. Aber die Fremde duldete keine Bestürzung, sie duldete kein Schweigen. „Warum kommst du her, Sonja Warowska?" fragte sie wieder.

Sonja nahm sich hart zusammen. „Ich kam, Gina, — ich dachte so viel an dich. Ich träumte von dir — ich träumte zu oft, und deshalb, Gina, deshalb!"

„Du wolltest mich sehen und dein leichtes Glück messen an meinem schweren Unglück?"

„Nein, Gina!"

„Du wolltest helfen?"

„Ja, ja."

„Wie helfen?"

„Das wußte ich nicht, nur helfen."

„Bist du weichherzig und mitleidig geworden mit der Zeit?" Haarscharf klang die Frage, und wiederum schwieg Gina.

Es brannte die Sonne. In dieser unerhörten Stille, die nun folgte, da niemand mehr sprach, schrillten die Grillen, schrillten, schrillten. Die Bienen summten, von fernher klang die kleine Glocke an.

Da sprach die große Frau wieder. „Du siehst hier, was mir blieb vom Leben, Sonja. Das Land ist mein, der Mann ist mein, das Haus ist mein. Und ich bin es zufrieden. Ich will nichts mehr, ich wünsche nichts mehr. Ich wünsche auch dich nicht und keine Hilfe, denn ich brauche sie nicht. Geh und vergiß meine Armut; so wie es ist, will ich's nicht anders haben."

„Gina, ein gutes Wort nur!" bat Sonja leise.

„Ein gutes Wort? Wofür? Die guten Worte sind teuer, nur er hört sie von mir, er, weil er sie braucht."

„Gina, wir haben ein Haus im Wald in der Heimat, es ist ganz leer."

„Geh, sag ich dir."

„Gina!"

„Geh!" wiederholte sie noch einmal.

Wir gingen schweigend, wir gingen bestürzt. Und je weiter wir kamen, um so hastiger wurde Sonjas Schritt. Sie sprach nicht, sie war blaß, und ihre Lippen zuckten. Aber plötzlich blieb sie stehen, warf die Arme hoch auf wie in Verzweiflung und rief: „So hat sie ihn geliebt, so sehr! Sie hat alles getragen für ihn und ist arm für ihn und arbeitet für ihn, und er ist nichts mehr als ein blöder Greis. Und ich, ich wagte es einmal, die Hand nach ihm auszustrecken in der kleinen Lüsternheit spontanen Gefallens"

Ich wagte einen Einwurf. Etwas wie Mitleid hatte ich für sie, etwas wie Unbehagen, dazu über so viel schmerzliche Erregung. „Wir alle strecken gern die Hand nach schwer Erreichbarem aus. Das ist wie ein Maß des Stolzes, ein Maß des Sieges zugleich."

Sie wandte ihr Antlitz voll mir zu. „Aber Spiel hat keine Berechtigung. Und hier, hier versagte ich auch. Sie hielt ihn fest mit den tausend Ketten der übergroßen Liebe, sie war stark dadurch, unüberwindlich. Sie rechtfertigte sich ganz." Und nach kurzem Schweigen setzte sie langsam wie mit Widerwillen hinzu: „Es ist Angelina Holman, die Sie soeben sahen."

Ich war unwillkürlich bei dem Namen zusammengeschrocken. Etwas in mir, worüber ich mir Rechenschaft zu geben nicht imstande war, hatte im raschen Impuls nach Erinnerungen gesucht. Aber Leere trat dazwischen, Ungreifbares, das bei jedem Versuch des Fassens sogleich entschwand. Bis plötzlich mit der unsäglichen Deutlichkeit der jähen und intensiven Erinnerung ein Bild entstand. Da war eine Frau, groß, dunkelhaarig, im schwarzen Kleid, mit wehendem Schleier. Und um die Gestalt verdichtete sich das Denken. Ein schmaler Mann stand daneben, blond, bleich, ein Künstler irgendwie, von irgendwoher, den die Frauen liebten, der alle Frauen liebte. Aber sie, Angelina Holman, sie löste ihn heraus, sie gab sich preis, sie hing sich an ihn, sie verließ das heitere Leben, schloß ihn ein und sich dazu. Sie verschwand, sie verschwand gänzlich, nichts war mehr von ihr zu sehen, niemand hörte von ihr. Nur für den einen lebte sie, opferte sie sich, ihre Stellung, ihr Vermögen jenem Verschwendenden, in der einzigen Hoffnung, ihn nur zu halten. Und was wir sahen, was das Schlußkapitel einer Ungeheuerlichkeit an Liebe und Entsagung.

Wir waren an den Fuß des Berges gekommen, das Dörfchen winkte zwischen den Oliven, Staub wirbelte weiß und brennend vom kalkigen Fahrweg auf. Und immer noch schwiegen wir. Wir schwiegen, keins fand ein Wort, keins fand den Übergang von jenem, was wir sahen, zu uns selbst. Still fuhren wir heim.

An diesem Abend haben wir nichts mehr miteinander gesprochen. Allein ein paar Tage darauf, als wir in Fiesole auf der Höhe standen und ich, hingerissen von Schönheit und Duft und der Nähe der anmutigen Frau, nach ihrer Hand griff, wehrte sie mir lächelnd.

„Ich bin geheilt von jeder Lust zur Sensation", sagte sie, und ihr Lächeln wurde fast bitter. „Das Leben belohnt sie nicht. Kleine Lüsternheiten sind nichts wert und große Leidenschaften —!" sie seufzte, sah mich aber gleich darauf wieder voll Anmut lächelnd an. „Wohin führen sie?"

Dabei winkte sie der alten Dienerin, die, um ein wenig abseits sitzend, diskret wie stets den Blick fortgewandt hielt, und durch die lachende Sonne fuhren wir wieder in das Tal zurück.

Unsere Flotte bei der Arbeit.

Von Kapitän zur See a. D. v. Kühlwetter. — Hierzu 6 Aufnahmen von A. Renard u. 1 phot. Aufnahme.

Von den Manövern unserer Flotte verlautet aus begreiflichen Gründen immer nur recht wenig. Schilderungen dieser Art müssen naturnotwendig gerade da, wo sie interessant werden, von Dingen sprechen, denen man im Ausland zu große Aufmerksamkeit schenkt. Der Fachmann kann aus vielen, dem Laien ganz nebensächlich scheinenden Dingen oft Folgerungen von großer Bedeutung ziehen, und es kommt gerade darauf an, daß möglichst wenig bekannt wird, womit wir uns z. B. bei den Gefechtsübungen der Manöver beschäftigen. Aber unsere Bilder lassen doch wenigstens einen kleinen Blick auf den Schauplatz der Flottentätigkeit zu und geben eine Vorstellung davon, wie es in den Manövern auf hoher See hergeht.

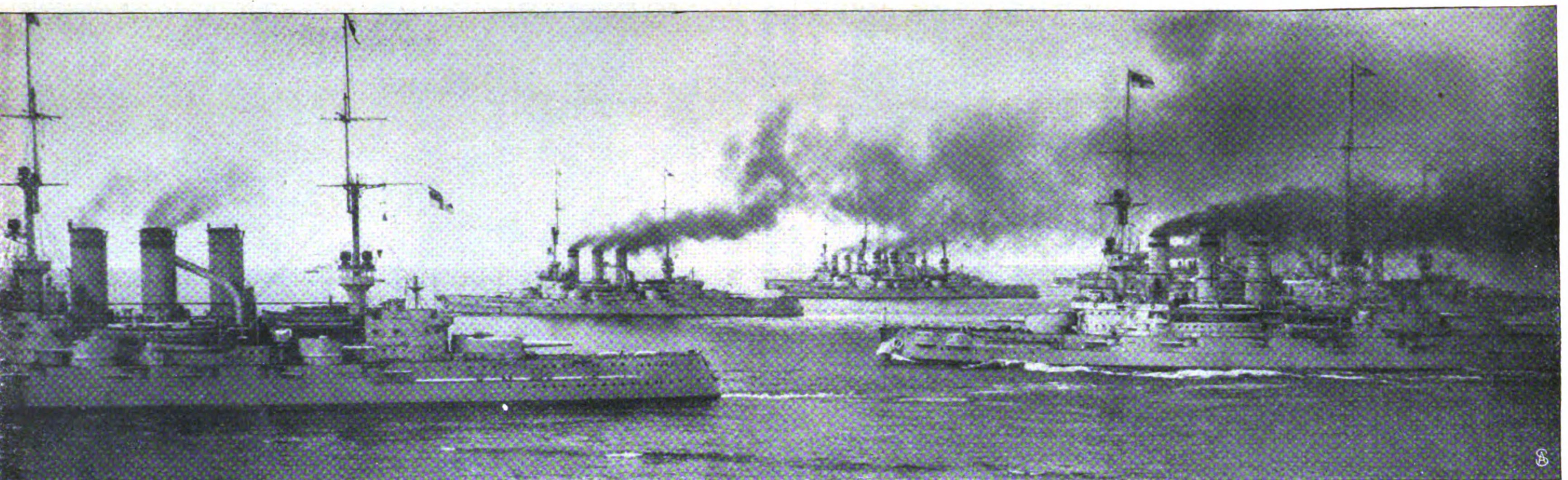


Linienschiff im Feuer.

Die Aufgaben, die da gelöst werden, sind sehr vielgestaltig, vom Exerzierplatzdrill zum Scharfschießen, zur Gefechtsübung, zum Manöver. Auch für die Flotte im ganzen gibt es einen richtigen Drill, der hier ganz genau den gleichen erzieherischen Wert hat wie anderwärts; die Schiffe, die Kommandanten und die Offiziere, die die Schiffe nach Anleitung der Kommandanten fahren, werden hier gedrillt. Ihnen wird hier die Sicherheit anerzogen, die die Dreadnoughts mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie das Torpedoboot jedem Signal, man möchte sagen jedem Wink des Flottenchefs folgen läßt.

In jedem Wetter und in jeder Lage wird verlangt, daß auch diese Kolosse auf wenige Meter peinlich ihren Abstand halten, peinlich ihre Richtung nach dem Richtungschiff, auf dem die Admiralsflagge weht. Das ist natürlich in dieser Weise nicht Selbstzweck, aber wer derart diese großen Gewichte, diese komplizierten Maschinen handhaben kann, der ist geschult, im Ernstfall ohne Verzug in jeder Lage das Mögliche zu erkennen und danach mit seinem Schiff richtig zu handeln. Abb. S. 1953 gibt ein anschauliches Bild, wie hier die Linienschiffe gewissermaßen Polonäse fahren. Voran eine Reihe Schiffe, die einander die Breitseite zukehren, in langsamer Fahrt, mit engen Abständen, dahinter schließt eine zweite Reihe heran in brausender Fahrt, jedes ist im Begriff, durch die Lücke zwischen zwei Vordermännern hindurchzugehen und sich vor die bisherigen Vorderleute zu setzen. Die Glieder haben dann gewechselt.

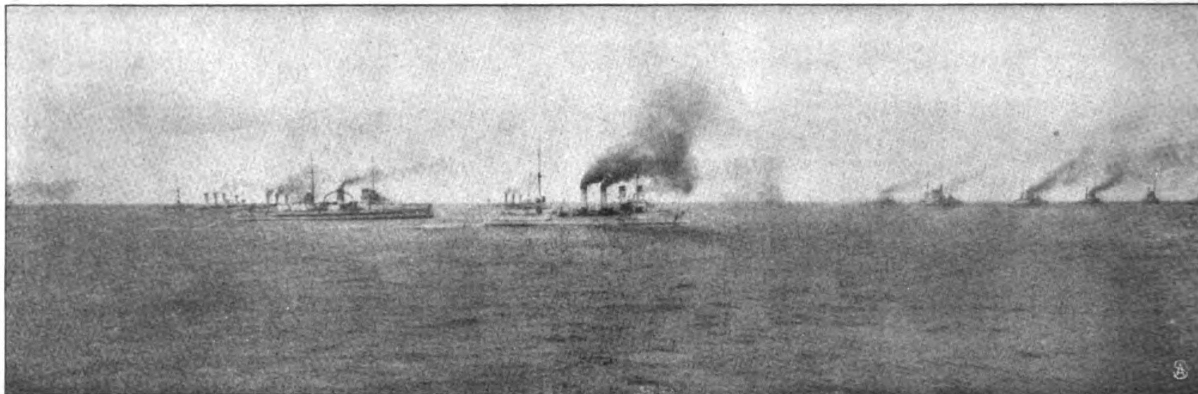
Das Bild zeigt deutlich, wie eng der Platz ist, auf dem sich die große Zahl von Schiffen bewegt; schnurgerade sollen die Linien gerichtet sein, wenn der Flottenchef zufrieden sein soll, und wehe dem, der aus



Gliederwechseln in der Flotte.



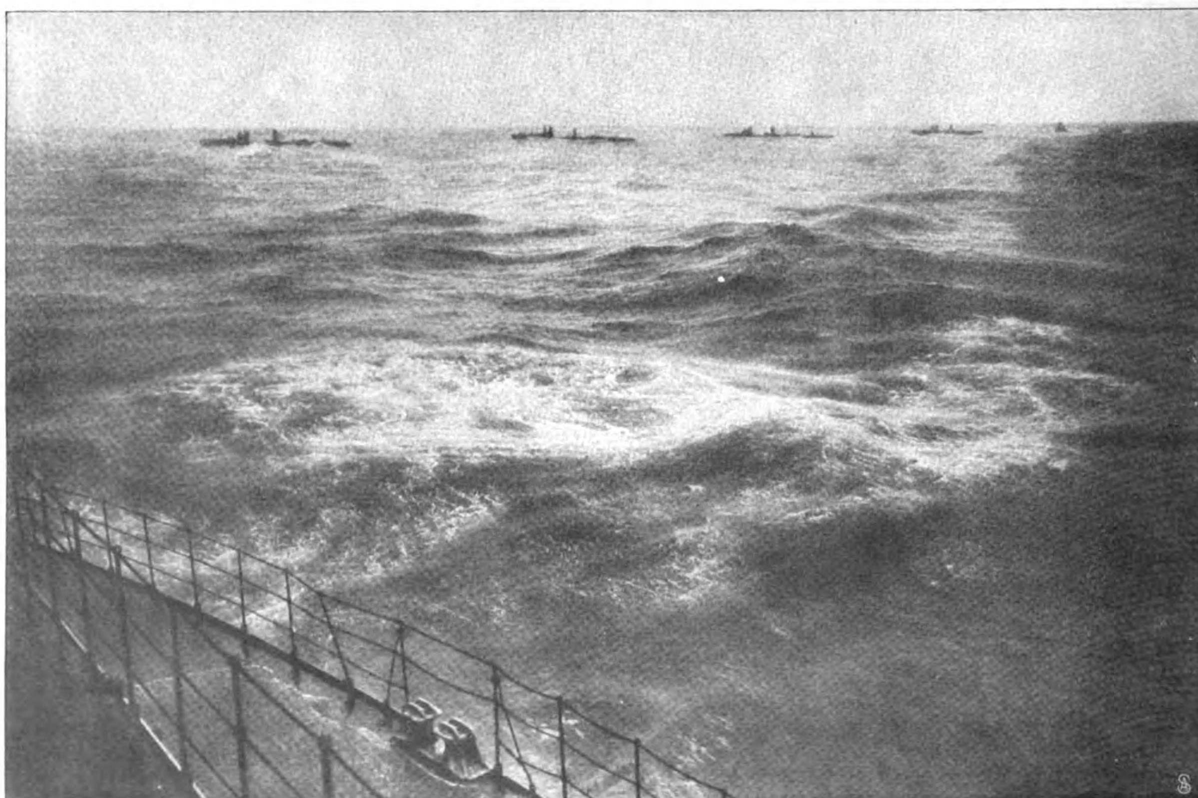
Heran an den Feind!



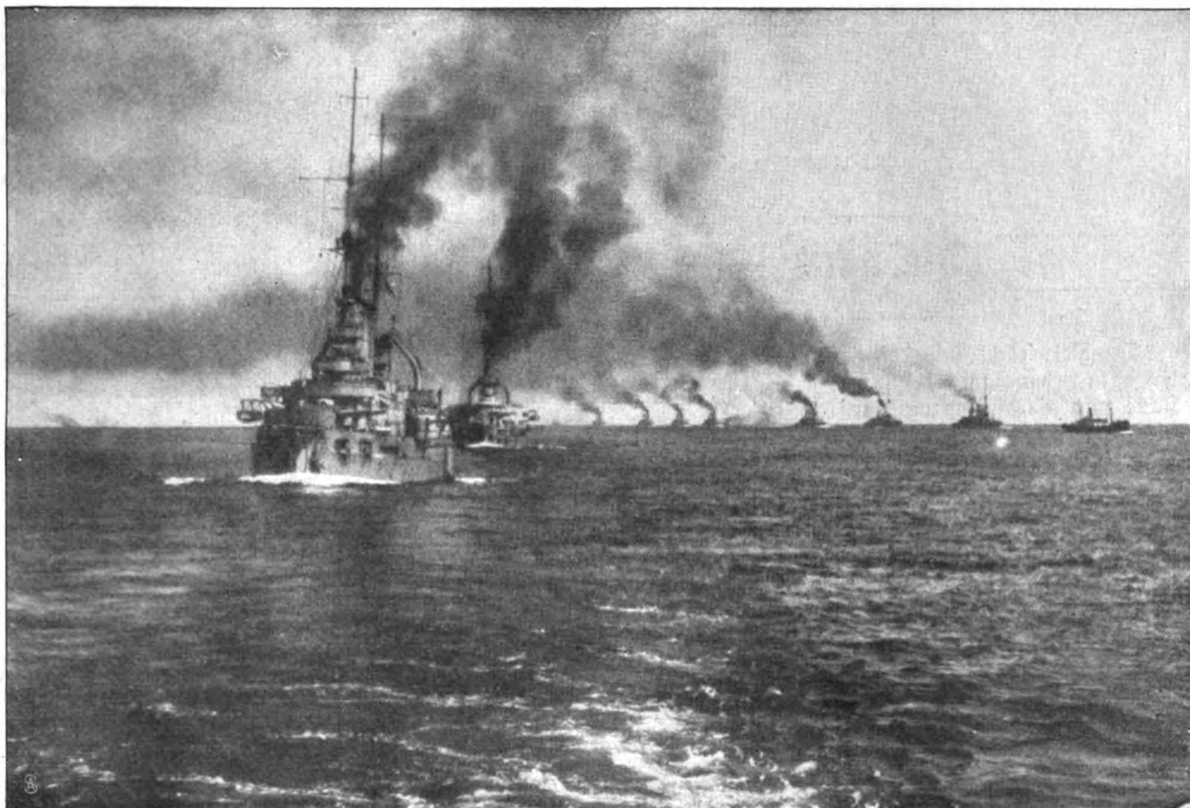
Sammeln in der Flotte.

der Richtung ist: gleich flattern vom Flaggschiff die Nummerwimpel, die das Schiff und alle andern aufmerksam machen, daß nicht aufgepaßt worden ist. Abb. S. 1955 zeigt uns ein stilleres Bild: zwei lange Reihen von Linienschiffen, die sich trennen, vermutlich auf ihre Anfangstellungen zu einem Gefechtsbild auseinanderlaufen, um dann mit allen Mitteln gegen einander zu manövrieren. An dem reichlichen Rauch, der den Schornsteinen entquillt, sieht man, daß sie sich bereitmachen, auch hohe Fahrt zu laufen und später, wenn es darauf ankommt, rauchlos zu fahren, sobald es verlangt wird.

Die nächste Aufnahme (Abb. obenst.) gibt das Gegenstück: das Sammeln nach der Uebung. Voran sehen wir schon eine geordnete Reihe von Linienschiffen ihres Weges ziehen, links im Vordergrund streben ein großer und mehrere kleine Kreuzer den andern nach mit hoher Fahrt, bemüht, ihren richtigen Platz in der Formation zu erreichen. Im Hintergrund rechts sieht man das Wahrzeichen des großen Flottenübungsplatzes: Helgoland. Gerade bei dieser Gelegenheit entstehen häufig die interessantesten und lehrreichsten Situationen. Im Lauf des Gefechts haben die Parteien nach langem Ringen hin und her überall havarierte Kämpen auf dem weiten Schlachtfeld gelassen, Teile der Geschwader haben sich getrennt, Einzelkämpfe spielen sich ab, plötzlich das Signal „Uebung ist beendet“ und „Sammeln“. Von dem großen Schlachtfeld stürmen nun all die großen und kleinen Kämpfer einher, Geschwader, Flottillen, einzelne Schiffe, scheinbar regellos und doch nach wohlüberlegten Grundsätzen. Jeder sucht seine Ehre darin, möglichst schnell und geschickt seinen Platz einzunehmen.



Torpedoboote auf hoher See.



Zwei Reihen von Linienschiffen, die zu einem Gefechtsbild auseinanderlaufen.

Und das wachsame Auge des Flottenchefs sieht alles. Wo etwas nicht ganz korrekt war, kommt gleich der Winkspruch hinterher, der jedem seine Sünden genau aufzählt.

Auf untenst. Abb. sehen wir einen Signalgast gerade eifrig bemüht, mit einer kleinen Flagge in jeder Hand von weit sichtbarem Standort solche Nachrichten weiterzubefördern. Nach dem Morsesystem geht das mit ganz außerordentlicher Schnelligkeit; so schnell der geübte Telegraphist diese Buchstaben mit seiner Taste gibt, so schnell können auch die Signalgäste sie mit Flaggen oder Laternen geben und ablesen. Dem Laien, der daneben steht, scheint es manchmal fast Hexerei, was in einer solchen Minute alles erzählt werden kann. Signalmeister und Signaloffizier sehen wir auf unserm Bild eifrig ausspähen, und hinter dem Schiff auf dem Wasser sieht man noch das Kielwasser eines eben vorüber gedampften andern Fahrzeugs, an das offenbar das Signal, der Winkspruch, gerichtet ist. Geschwätzig wie die Elstern scheinen durch die Schnelligkeit der Nachrichtenübermittlung diese Signalgäste. Bald meldet der eine: A (Admiral) an K (Kommandant) „Sie hätten ihren Platz schneller erreichen können"; bald der andere: W. O. (Wachtoffizier) an W. O.: „Wohin fahren Sie spazieren?" Es ist nämlich gestattet, dies einfachste Signalmittel auch zu andern als dienstlichen Mitteilungen zu gebrauchen. Der „schwarzen Waffe", unsern Torpedobooten, fallen natürlich hier auch große Aufgaben zu. Auf Abb. S. 1953 sehen wir sie dräuend, eng geschlossen, der weiße Gischt über den Bug stiebend, mit äußerster Kraft offenbar heranschließen an die eigene Linie, bereit zum Vorbrechen auf den Feind, wo sie die Gelegenheit erspähen.



Signalisieren vom Schiff aus.

Friedlicher und weniger düster lassen sie sich auf Abbild. S. 1954 an, im Manöver auf hoher See, vielleicht noch weit vom Feind, in Ruhe gewiegt, Kräfte sammelnd für ihr finsteres Nachtwerk, geleitet und behütet bei Tage von einem großen Bruder. Scharfe Schieß-

übungen unterbrechen immer wieder die andern Uebungen, damit die Fertigkeit in der allerwichtigsten Kriegskunst nicht einschläft.

Abb. S. 1952 gibt gut den imposanten Eindruck geschlossener zielbewußter Kraft, den solch ein Linienschiff ausströmt, wenn, wie von Geisterhänden lautlos bewegt, der ganze Park der Feuerschlünde sich unentwegt auf sein Ziel richtet und Schlag und Schlag krachend die Granaten einschlagen. Wir wollen unsern blauen Jungen nicht wünschen, daß sie Ernst machen müssen, aber redlich an der Arbeit bei Tag und Nacht sind sie im Frieden, und sie werden ihren Mann stehen.

Die neue Pelzmode für den Winter.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Der Pelz rächt sich dafür, daß er in diesem Jahr als ganze Jacke zum Straßenanzug gar nicht gesehen wird, indem er sich in allen anderen Gebieten des weiblichen Anzugs heimisch macht. Die Mäntel, sowohl für den Tages- wie für den Abendgebrauch, hat er ganz beschlagnahmt und duldet andere Stoffe eigentlich nur als Garnierungen neben sich. An den Jacken und Kleidern für Straße, Haus und große Geselligkeit aber tritt er eigentlich immer kleidsam und eigenartig auf. — Zuerst die Mäntel. Abb. 3 gibt uns ein anschauliches Bild da-



Phot. Int. Ill.-Verl.

1. Nachmittagskleid
mit pelzverziertem Jackenüberwurf.



Phot. E. Schneider.

2. Abendmantel aus Hermelin
mit Spitzeneinsätzen Kragen aus Silberfuchs.



Phot. E. Schneider.

3. Tagesmantel
aus Chinchilla u. Breitschwanz.



Phot. H. Manuel.

4. Tagesmantel
aus Atlas und Samt
mit Pelzgarnierung.



Phot. E. Schneider.

5. Modernes Schleppkleid
mit weißem Schwanenbesatz.


Phot. Talbot.
6. **Kombinierter Abendmantel**
aus Hermelin, Otter u. Breitschwanz.

des Chinchillapelzes getönte, hinten herabsinkende dicke, große Pleureuse ziert. — Auf Abb. 6 tritt uns ein durchweg aus Pelz gefertigter Abendmantel entgegen, der seine besondere Bestimmung durch den schleppenden Stil des losen Kimonos herausvorkehrt, dessen Aermel durch Aneinandernähen des um die Gestalt gelegten Pelzes unter den Armen gebildet sind, ohne daß sie dabei durch einen Schnitt vom Rumpf getrennt werden. Dieser obere Rumpf besteht aus schneeweißem Hermelin, an dem die Schwänzchen nur wie eine garnierende punktierte Fransenauflage auf dem kurzen Schalkragen und seiner vorderen Reversfortsetzung sowie auf den Aermelaufschlägen sichtbar werden. Der


Phot. Reutlinger.
8. **Rotes Seidenmusselinkleid**
mit Verbrämung aus Zobelpelz.

von, wie die kostbaren Pelzhüllen beschaffen sind, deren sich die elegante Pariserin am Tage, freilich nicht als „Trotteurmantel“, sondern im Wagen und Automobil bedient. Infolge der Kostbarkeit werden sie auch als Abendmäntel zugelassen. Der Mantel auf Abb. 3 zeigt als Beigabe zu seiner sackartig geschnittenen halbengen Form von zartgrauem Chinchilla nur einen vorn herunterlaufenden breiten Einsatzstreifen von schwarzem Breitschwanz, der sich auch als innere Füllung an dem umgelegten Schalkragen und als Saumstreif am Rand zeigt. Den riesigen grauatlasgefütterten Muff umspannt ein schmaler Breitschwanzstreif. Die Harmonie der Farben mit dem Mantel wahrt der große schwarze Samthut, den eine in dem Grau


Phot. Talbot.
7. **Toilette aus markierter Jacke u. schwarz. Samtrock.**

untere Teil des Mantels, der dem oberen Jackenteil angesetzt ist, besteht aus bräunlichem, kurzhaarigem Otterfell; die vorn herabfallende geraffte Mittelbahn aus Breitschwanz. — Abb. 2 veranschaulicht einen gleichfalls leicht schleppenden Abendmantel von einfachem, geradem Ueberzieherschnitt; den schneeweißen Hermelingrund zieren breite, auf schwarzem Samt ruhende Einsätze von weißer Gipüre. Schwarzer Atlas wird als Futter, den „Schwarz-Weiß-Effekt“ noch erhöhend, auch innerhalb der Aermelöffnungen sichtbar. Die für Pelzkleidungstücke beliebte Vermengung von zwei Pelzsorten wird hier durch den breiten Stolakragen von lichtgrauem Silberfuchs aus-

geführt. Den lichtgrau getönten großen Plüschhut ziert eine seitlich flach geneigte weiße Straußenfeder. — Einen zum Tagesanzug gehörigen Mantel, an dem der Pelz nur eine garnierende Rolle spielt, zeigt Abb. 4. Der originelle Kimono legt eine vierzipflige, in Gold und roten Quasten beinah zum Boden herabreichende, den eigentlichen Mantel fast ganz verdeckende Tunika von Gold und Rot gemustertem, kurzgeschorenem Samt über den Grundstoff von gelblichem Atlas. Dieser Atlas wird, außer am Rand, auch als einseitige Reversklappe des Verschlusses und als Handgelenkbausch der weiten Kimonoärmel sichtbar. Um diese Aermel legt sich wie auch um die eine Hälfte des Halsausschnittes ein Skunksstreif. Den originellen Zweispitz von altrotem Samt ziert eine hochstrebende Aigrette von gelblichem Marabu. Eine Rose, aus dunkelrotem Band geformt, schließt den Mantel übereinander. — Als Gegenstück hierzu tritt der Abendmantel auf Abb. 9, der als weiter Kimono mit echten langhängenden Aermeltaschen aus gleichfalls gold und hellrot broschiertem Atlas nur einen hochstehenden Kragen und Aermelbündchen von Pelz zeigt. Die kleine Mütze aus Perlennetz mit der dunkelbraunen Paradiesvogelaigrette stellt eine moderne Theaterkopfbedeckung dar. — Ebenso sehen wir an dem sehr jugendlich anmutigen Kleid auf Abb. 8 aus hellziegelrotem Seidenmusselin über gleichfarbigem Libertyfutter eine schmale Pelzverbrämung von Zobelbörtchen. In der Farbe stimmt mit dem Pelzbesatz der runde braune Gummigürtel des Kleides überein. — Die gleiche Verbrämungsart zeigt die Toilette auf Abb. 5. Hier legt sie sich als schneeweißer Schwanendaunstreif um den unteren Rand des glatten Kittelüberwurfs von empiregrünem Seidenmusselin, dessen kurze Aermel sie auch umrandet. Das Unterkleid, das unter diesem reich in Gold gestickten, langgehaltenen und rundgegürtelten Schoßkittel nur in einem Schlitz der Aermel und einer Art Einsatz im vorderen Mieder sichtbar wird, fällt vom Ende des runden Schoßes ungehindert und unverdeckt in schneeiger Weiße aus zarter Charmeuseseide bis zum Boden nieder; hier schneidet es in moderner Weise vorn fußfrei ab, um seitlich ganz unvermittelt in eine genau eckige Schleppe verlängert zu werden. — Eigenartiger noch wirkt die freilich spärliche Pelzgarnierung an dem eleganten Nachmittagskleid auf Abb. 1. Die rund gegürtelte knappe Grundform aus schwarzem Atlas mit dem gespaltenen Rock und der über einer hellen Chemisette jackenartig geöffneten Anordnung des Mieders wird von einer Jackengarnierung aus schwarzem, leicht angekrauſtem Seidenmusselin begleitet. Ein Streifen Skunks läuft rings um die Falten des Jackenschoßes zusammen. Ein rundes Bündchen, gleichfalls von Skunks, schließt die langen Atlasärmel mit den bis über die Hand fallenden Volants ab. Der große schwarze Atlashut wird besonders modern durch die graue Straußenfeder. — Im Gegensatz zu diesem Kostüm, das etwas Maskeradenartiges hat, ist der Anzug auf Abb. 7 sehr einfach. Das Kleid besteht aus einer markierten schwarzgrün gestreiften Jacke, einem Teil der in einem Stück gefertigten Toilette, und einem vorn geknöpften engen schwarzen Samtrock. Die von Skunks umsäumten, tief herablaufenden Kragenklappen bestehen aus hellgrünem Atlas. Die Aermelbündchen ebenso wie der große gerollte Muff sind ebenfalls aus Skunks.

Klementine



Phot. Talbot.

9. Abendmantel aus broschiertem Atlas mit Pelzgarnierung. Moderne Theaterhaube.

Bilder aus aller Welt.

Einer der bekanntesten Aegyptologen, Hofrat Professor Dr. Leo Reinisch in Wien, beging in diesen Tagen seinen 80. Geburtstag. Der Jubilar hat sich vor allem durch die Veröffentlichungen ägyptischer Denkmäler und Inschriften und durch Forschungen über den hamitischen Sprachzweig einen Namen gemacht und bedeutende Verdienste erworben.

Eins der ältesten Mitglieder des Wiener Hofburgtheaters, Frau Anna Kratz, feierte ihren 75. Geburtstag. Die Jubilarin erfreut sich in Wien einer allgemeinen Beliebtheit.

England ist das Dorado der Jagdreiter. Die englischen Fuchsjagden hinter der Meute sind berühmt und werden mit großem Eifer und unter Aufwendung bedeutender Mittel gepflegt. Wenn auch das Jagen eines Fuchses zu Pferd und mit Hunden für den nicht Sporttreibenden etwas entschieden Grausames hat, so bieten doch diese Fuchsjagden Gelegenheit zu bemerkenswerten sportlichen Leistungen für Pferd und Reiter.



Phot. Seebald.

Hofrat Prof. Reinisch, Wien, bekannter Aegyptologe, wurde 80 Jahre.



Phot. Seebald.

Frau Anna Kratz, Mitglied des Wiener Hofburgtheaters, wurde 75 Jahre.


Sport- & General-Ill.-Co.

Hinter der Meute.

Wir leben im Zeitalter des ästhetischen Tanzes. In allen Spielarten tritt er in die Erscheinung. Ganz besonders reizvolle Bilder geben wir unsern Lesern heute: Nymphentanz im Wald. Der Reiz liegt, abgesehen von den ungemein graziösen Stellungen der reizenden Tänzerin, vor allem darin, daß die freie Natur, Wiese und Wald die Bühne bildet, auf der diese lieblichen Bilder sich zeigen.

Vor kurzem war der Jahrestag der chinesischen Republik. Vieles hat sich in dem verflossenen Jahr im öffentlichen Leben Chinas geändert. Die Bevölkerung hat viel mehr Freiheiten


Sport- & General-Ill.-Co.

Das Rendezvous vor Beginn der Jagd.
Eine Fuchsjagd in England.





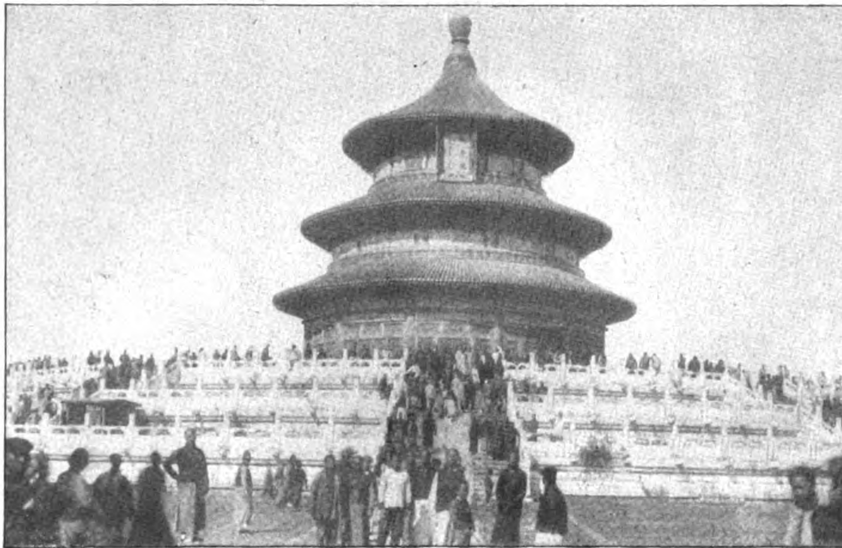








Moderner Tanz in freier Natur: Die Nymphe im Walde.



Der am Jahrestag der chinesischen Republik freigegebene Himmelstempel in Peking.



Generalleutnant
Graf v. Zech auf Neuhofen u. Gemahlin
feierten die goldene Hochzeit.

In Bremen feierte ein weit über eine Heimat hinaus bekannter und geschätzter Vertreter der Zahnheilkunde, Dr. Wilhelm Herbst, seinen 70. Geburtstag. Der Jubilar hat sich ganz besonders mit der Technik seines Faches befaßt und Vorbildliches geleistet. Ihm gebührt auch das Verdienst, der deutschen Zahnheilkunde in Amerika die ihr gebührende Achtung verschafft zu haben. Seine Erfahrungen hat er auch literarisch in verschiedenen Werken bekanntgegeben.



Dr. Wilhelm Herbst,
Bremen,
bedeutender Zahnarzt, wurde 70 Jahre.

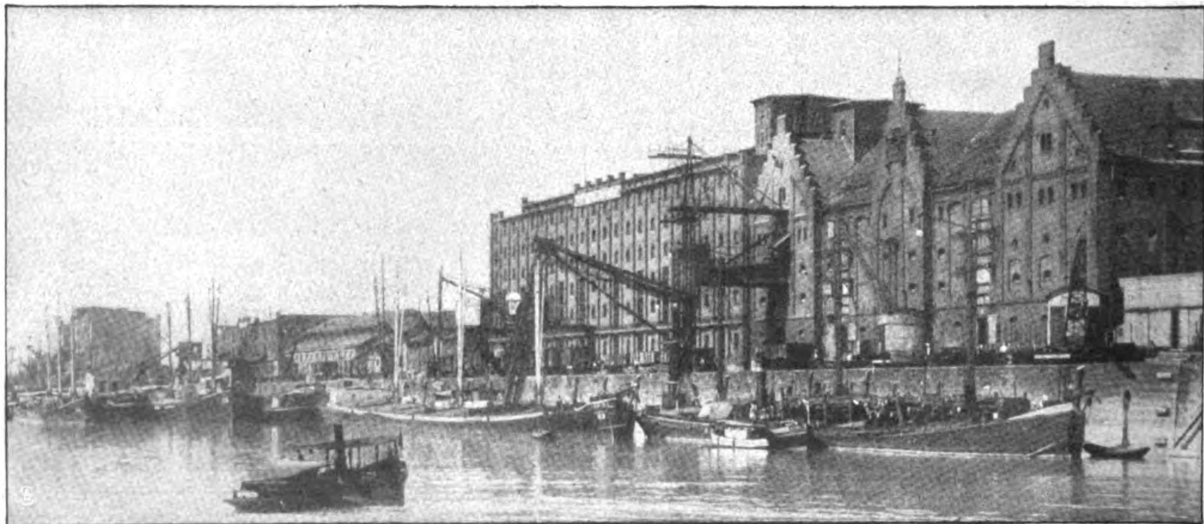
... erhalten und ist nicht mehr wie früher durch verbotene Stätten in ihrer Bewegung gehemmt. So wurde am Jahrestag der berühmte, zum kaiserlichen Reservat gehörige Himmelstempel dem Besuch der Einwohnerschaft von Peking freigegeben, und selbst die Frauen Pekings durften dieses imposante Heiligtum besuchen, was ihnen bis dahin untersagt war.

Vor wenigen Tagen begingen Generalleutnant z. D. Graf von Zech und seine Gemahlin, geb. Sitzler, das seltene Fest der goldenen Hochzeit.

Ein Kamerad des greisen Grafen Zeppelin bei seinem berühmten Rekognoszierungsritt 1870, der Oberstleutnant a. D. Freiherr von Villiez, feierte seinen 70. Geburtstag.



Oberstltn. a. D. Frhr. v. Villiez,
wurde 70 Jahre.



Zum Artikel: Mannheimer Hafen und Wasserverkehr (Silospeicher am Mühlauhafen).

Näheres in der anliegenden Nummer der „Export-Woche“. Das Heft ist der Auslandsausgabe der „Woche“ beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von ihr trennen. — **Aus dem Inhalt von Nummer 46 der „Export-Woche“ (Sondernummer der Stadt Mannheim und Badens Städtebilder):** Was uns der Mannheimer Stadtplan erzählt. Von Prof. Dr. Friedrich Walter. — Mannheims wirtschaftliche Bedeutung. Von Prof. Dr. Sigmund Schott. — Mannheimer Hafen und Wasserverkehr. Von Handelskammersyndikus Dr. Blaustein. — Mannheims Industrien. Von Syndikus Dr. M. C. Gérard. — Die Fremdenindustrie im Großherzogtum Baden. Von Bürgermeister de Pellegrini (Triberg). — Süddeutscher Export-Verein, E. V. Mannheim.

Schluß des redaktionellen Teils.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenschrift für die Deutschen im Ausland und über See.

Nummer 46. Berlin, den 16. November 1912. 14. Jahrgang.

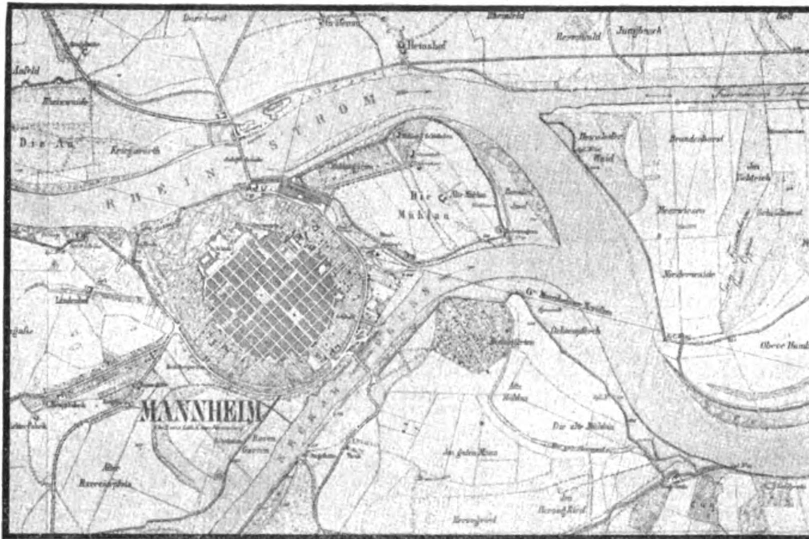
Was uns der Mannheimer Stadtplan erzählt.

Von Professor Dr. Friedrich Walter.

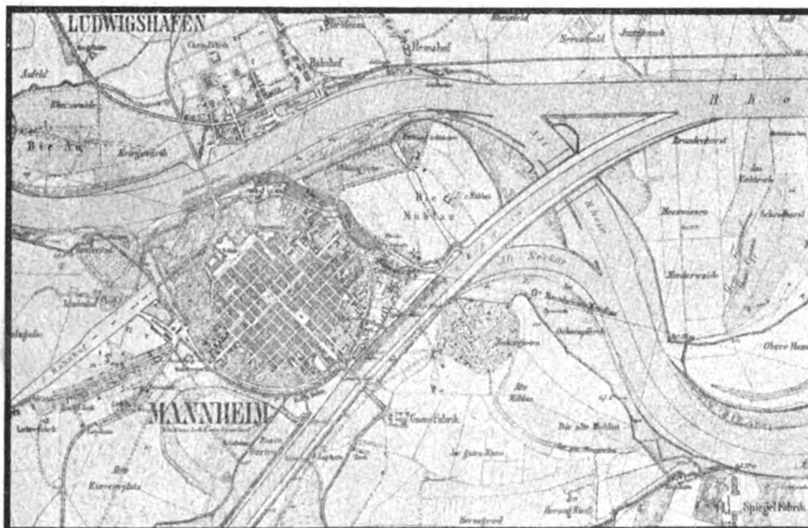
Der Stadtplan als Erzähler? Gar mancher wird wohl geneigt sein, geringschätzig von ihm zu denken und seiner trockenen Korrektheit keine besonderen Erzählerkünste zuzutrauen. Aber man darf ihm nicht unrecht tun. Er gleicht jenen zurückhaltenden Menschen, deren tieferer Gehalt sich uns erst nach längerem Vertrautsein enthüllt. Wahr ist ja — ein blendender, kurzweiliger Plauderer ist er nicht — er will genötigt sein, aus seiner natürlichen Schweigsamkeit herauszutreten und mitteilsam zu werden. Aber wenn



Karte Mannheims und Umgegend aus dem Jahr 1780.
(Verkleinerung eines Kupferstichs von F. Denis.)



Mannheimer Hafenanlagen vom Jahr 1840.



Mannheimer Hafenanlagen vom Jahr 1870



Mannheimer Hafenanlagen vom Jahr 1912.

wir ihn zum Reden bringen und ihn recht aushorchen und scharf ins Auge fassen, dann kann er uns viel berichten von den Erlebnissen seiner Stadt, von ihren Schicksalen, ihren Hoffnungen, ihren Wünschen, von vergangener Entwicklung, von Gegenwartsstreben und Zukunftsmöglichkeiten. Und wenn wir in der Lage sind, von seinen Gefährten aus älterer Zeit den einen oder anderen herauszuholen und mit ihm zu vergleichen und nachzuprüfen, was der jüngere berichtet, wie das gleiche Gebiet in früheren Zeiten aussah, welche Umgestaltungen es im einzelnen erfahren hat, so wird uns das Wesen einer Stadt rasch um vieles verständlicher werden.

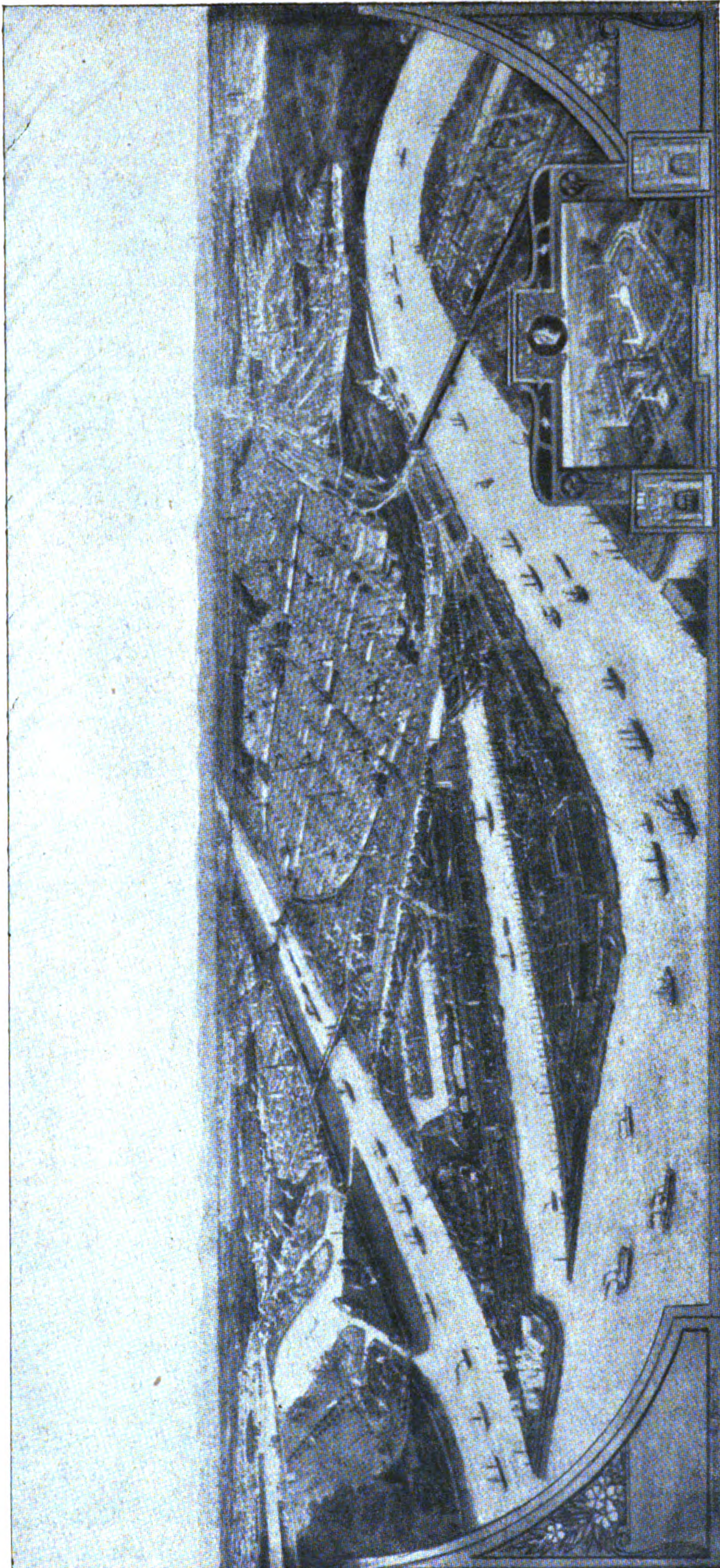
Wer einen guten Plan der Stadt Mannheim und ihrer Umgebung betrachtet, wie er diesem Heft beigegeben ist, dem muß sich schon auf den ersten Blick der Eindruck einprägen, mit welch gewaltiger Energie und Konsequenz diese Ansiedelung nach den großen Wasseradern hindrängt, wie sie ihre höchste Kraft auf das Dreieck zwischen der Vereinigung der beiden Flüsse und auf die Spitze dieses Dreiecks zu übertragen sucht. Und man wird sagen, dieses Gelände am Zusammenfluß von Rhein und Neckar ist geradezu prädestiniert für eine große Stadt, für eine verkehrsmächtige Handelsmetropole, für einen weithin herrschenden Hafenplatz — da muß ja Merkur von jeher seinen Sitz aufgeschlagen haben!

Bemerkt man aber bei genauerem Zusehen, daß die Hauptachse der Grundrißgestaltung Mannheims gar nicht auf diesen Punkt gerichtet ist, daß im Süden ein riesiges Schloß und ein ausgedehnter Park der Stadt den Zutritt zum Rhein versperrt, daß in der Spitze des Dreiecks, die jetzt von ausgedehnten Hafenanlagen erfüllt ist, früher Inseln und Flußarme sich zwischen Stadt und Neckarmündung legten, so wird man schon aus dem Plan folgern können, daß Mannheims Vorrücken an jenen entscheidenden Punkt, in dem seine Verkehrslage gipfelt, erst in allmählichen Etappen nach Ueber-

windung von mancherlei Hemmnissen erfolgt ist.

Ein natürliches Hemmnis war jahrhundertelang in den Flüssen selbst begründet. Die alten Pläne zeigen es deutlich, und die neuen lassen es aus der Bildung des Geländes noch ahnen, was Rhein und Neckar vor ihrer Regulierung für ungezügelte Wildwasser waren, Gesellen von unberechenbarer Laune und Willkür, die bald links, bald rechts ausbrachen, bald da, bald dort ihre S-förmigen Schleifen zogen, hier das Land wegnagten und wegfraßen und es dort wieder anschwemmten, hier weite Strecken durch Altwasser versumpften, dort Inseln und Sandbänke von rasch wechselnder Gestalt bildeten und die Uferbewohner niemals zur Ruhe kommen ließen. Noch in geschichtlicher Zeit ereignete es sich, daß das Hochwasser über Nacht ganze Rheindörfer von einem auf das andere Ufer versetzte, und noch in geschichtlicher Zeit suchte der Neckar in allerhand Seitensprüngen der Mündung bei Mannheim auszuweichen. Durch Dammbauten und Flußkorrektionen, die erst in unseren Tagen zu Ende geführt worden sind, hat unbeugsamer Menschenwille und hartnäckiger Menschenfleiß da Wandel geschaffen, und erst im Laufe der Jahrhunderte wurde es möglich, die Wohnstätten vom Hochufer und von den Dünen hinab in die Flußniederung und an die Flußränder vorzuschieben. Aus dem Kampf mit den beiden Flüssen ist nach ihrer Bändigung der Bund mit Rhein und Neckar geworden; sie sind nun die treuen Freunde und Ernährer der Uferbewohner.

Jahrhunderte hindurch mied der Verkehr die Niederung, und so bot sie lange Zeit nur armseligen Bauern und Fischern eine weltabgeschiedene Heimstätte, bis 1606-07 eines weitblickenden Fürsten Entschluß hier eine Stadt und Festung erstehen ließ. Der Stadtgründer Kurfürst Friedrich IV. von der Pfalz erkannte die vorteilhafte Verkehrslage der Stadt, „die wegen der daselbst zusammenfließenden, vornehmen, schiffreichen Wasserströme zum

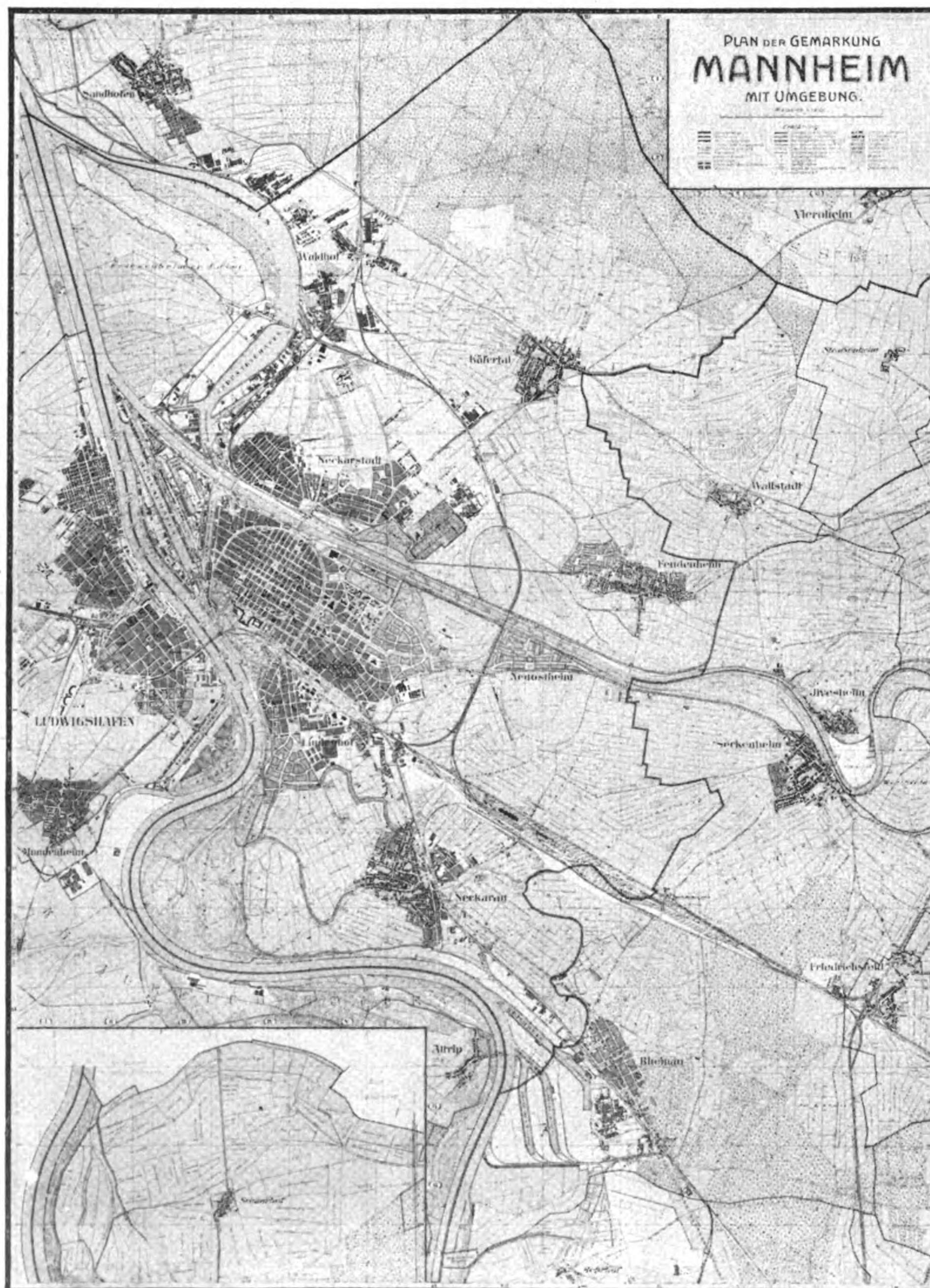


Mannheim aus der Vogelschau.

Kaufhandel sehr wohl gelegen" war; aber er machte aus seiner neuen Schöpfung zugleich einen Waffenplatz, und diese unnatürliche Verbindung kommerzieller und strategischer Aufgaben wurde ihr zum Verhängnis. Wall und Graben schnürte die junge Stadt ein. Nicht Krane und Lagerhäuser gaben ihr das Gepräge, sondern Kanonen, Kasernen und Zeughäuser. Schwere Kriegsschicksale folgten, und mehrmals sank Mannheim in Schutt und Asche.

Die niederländischen Ingenieure, die den Bau der Festung leiteten, waren auch die Urheber der Gradlinigkeit von Mannheims Straßen. Als das aus seinen Trümmern wiedererstandene Mannheim 1720 Residenz der pfälzischen Kurfürsten wurde und ihr prachtliebender Hof eine fast über die ganze Breite der damaligen Stadt hingelagerte Schloßanlage schuf, da wurde die Gradlinigkeit der Straßen beibehalten und die möglichste Gleichmäßigkeit der Quadrate und der einzelnen Häuser als Grundsatz aufgestellt. Es war eine Zeit von hochgesteigerter Einheitlichkeit des Kunstwollens, und so vermochte der Wille des kurfürstlichen Bauherrn, der Stadtanlage, die gewissermaßen nur als der Vorhof zu dem fürstlichen Palast zu gelten hatte, das von ihm gewünschte Gepräge der allgemeinen Unterordnung unter einen einzigen Baugedanken zu verleihen.

Die Mannheimer sollten aufhören, sich über ihr vielgeschmähtes Straßenschachbrett zu ärgern, und die Fremden sollten aufhören, dieses Grundrißsystem immer wieder langweilig zu schelten; denn in dieser Straßenanlage liegt eine hohe Eigenart Mannheims, liegen städtebauliche Vorzüge, auf die es stolz sein kann. Diese Gradlinigkeit, die Mannheim von anderen Städten unterscheidet und zu allen Zeiten von seiner kurfürstlichen Glanzperiode berichten wird, ist das charakteristische Merkmal der in der Zeit des Absolutismus zu vielbewunderter Schönheit und hohem Ansehen erblühten pfälzischen Residenzstadt, das typische Kennzeichen einer Fürstenstadt des 18. Jahrhunderts. Merkwürdig, wie auf diesem rechtwinkeligen Stadtgrundriß mit dem Städtebauideal des Absolutismus ein gewisses nüchternes und praktisches Amerikanertum zusammentrifft!



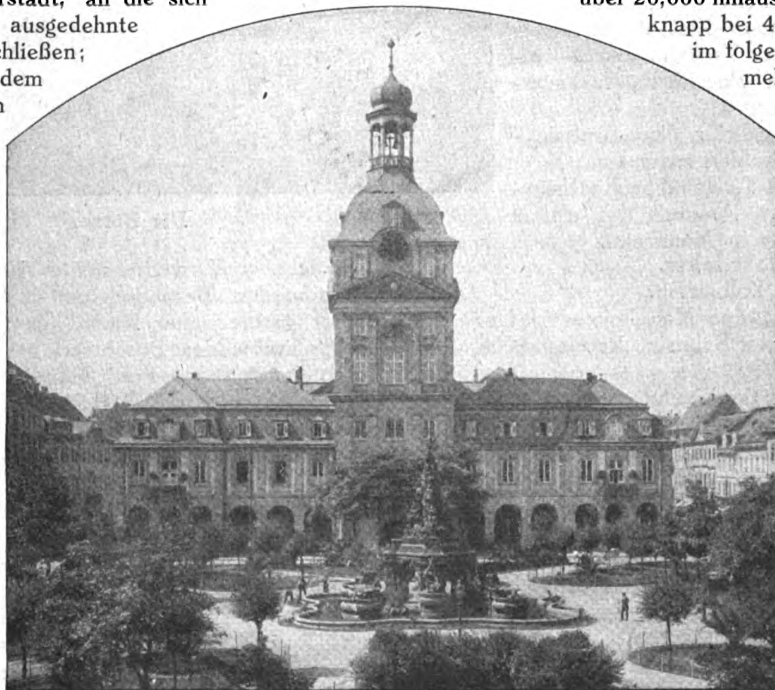
Auch auf dem neuen Stadtplan erkennt man aus dem Lauf von Seitenstraßen, die scheinbar ganz willkürlich das rechtwinkelige Gefüge des Straßengrundrisses durchbrechen, den von zickzackförmigen Ba-



Großherzogliches Schloß.

stionen der ehemaligen Festung umschlossenen Stadtkern. Wie ein Modell aus kriegsbautechnischen Musterbüchern erscheint auf dem alten Plan das befestigte Mannheim in seiner stachligen Sternförmigkeit. Als die Festungswerke zu Beginn des 19. Jahrhunderts endgültig beseitigt wurden, erwuchs auf den Glacis ein Kranz von Gärten und schattenreichen Anlagen, in die Mannheim gleichsam eingebettet war. Die Bebauung dieses ehemaligen Demolitionsgeländes war die erste Stadterweiterung. Sie reicht bis zum sogenannten Ring, der die eigentliche Altstadt umgibt. Hieran reihte sich gleichfalls auf früherem Gartengelände die Schwetzinger Stadt und rechts des Neckars die Neckarstadt, an die sich nun jetzt weitere ausgedehnte Wohnquartiere anschließen; dann folgte in dem Winkel zwischen Hafen und Neckar der Jungbusch, im Osten erstand ein vornehmes Viertel mit monumentalen öffentlichen Gebäuden, prächtigen Villen und dem Repräsentationsplatz des modernen Mannheim, dem Friedrichsplatz mit Rosengarten und Kunsthalle. Über dem Bahngleise schloß sich, halb Industrieviertel, halb Wohnquartier, der Lindenhof an. Weitere Außenstadtteile folgten, und auch mehrere Dorfgemeinden wurden in das Weichbild der Stadt einbezogen, so Käferthal-Waldhof (1897), Neckarau (1899), Feudenheim mit dem im Entstehen begriffenen Villenviertel Neu-Ostheim (1910), Sandhofen und die Rheinau (1913). Bemerkenswert ist, wie alle diese Eingemeindungen dazu beitrugen, die Wasserfront der städtischen Gemarkung zu vergrößern. Mit einer Gesamtfläche von 10.606 ha rückt Mannheim 1913 hinsichtlich der Gemarkung an die fünfte Stelle der deutschen Großstädte.

Bis tief in das 19. Jahrhundert hinein hatte die Altstadt zur Befriedigung des Wohnbedürfnisses ausgereicht. War doch die Einwohnerzahl nur langsam über 20,000 hinausgewachsen und 1871 knapp bei 40,000 angelangt; erst im folgenden Jahrzehnt, noch mehr in den 1880er Jahren ging es mit rascheren Schritten vorwärts, und mit rapidem Aufschwung vergrößerte sich Mannheim in den 1890er Jahren. 1890 ermittelte die Volkszählung gegen 80,000, 1895 — 91,000, 1900 — 141,000 Einwohner, und jetzt sind es bereits über 200,000. Die Bevölkerungszahl Mannheims hat sich also gegen die Zeit der pfälzischen Kurfürsten verzehnfacht. Dieses großartige Wachstum Mannheims war nur da-



Rathaus (ehem. Zeughaus) und Brunnendenkmal auf dem Paradeplatz.

durch möglich, daß die Lebensquellen, aus denen es Wohlstand und Gedeihen herleitete, in sorgsamer Pflege immer frischer und kräftiger sprudelten. Wie dieses Gedeihen sich jahrzehntelang nur auf Handel und Verkehr gründete, wie dann aber mit raschem Entschluß auch die Industrie herangezogen wurde, das wird in einem andern Abschnitte dieses Heftes zu lesen sein.

Schon die pfälzischen Kurfürsten waren darauf bedacht, Handel und Wandel in Mannheim zu beleben, Verkehr und Schiffahrt zu fördern. Daß sie keine nennenswerten Erfolge hatten, war durch die wirtschaftlichen



Die Rheinbrücke.

und politischen Verhältnisse begründet. Zu einer Zeit, als die Hoffnung auf einen kommerziellen Aufschwung Mannheims dem Nullpunkt nahe war, meldeten sich die ersten Anzeichen einer neuen Zeit durch ungeahnte Fortschritte der Technik, durch Umwälzung im Verkehr, Beseitigung hemmender Zollschranken usw.

Wir stellen einige für diese Entwicklung wichtige Jahreszahlen zusammen:

1825 Denkschrift Tullas über die Rheinkorrektion. Ankunft des ersten Dampfboots in Mannheim.
1831 Rheinschiffahrtsakte.
1835 Deutscher Zollverein.
1840 Einweihung des Mannheimer Hafens und Eröffnung der Bahnstrecke Mannheim—Heidelberg.

Diese Jahre legten den Grund zum Wiedererstarken Mannheims. Nichts spiegelt den wirtschaftlichen Aufstieg der Rhein-Neckarstadt in den folgenden Jahrzehnten deutlicher wider als die staunenswerte Entwicklung der Hafenanlagen — wie sich Becken an Becken gliedert, Speicher an Speicher, Kran an Kran reiht. Es gibt eine Zusammenstellung von Plänen, welche die Generaldirektion der Badischen Staatseisenbahnen herausgegeben hat. Daraus ist ersichtlich, wie die Mannheimer Hafenanlagen 1840, 1856, 1870, 1885 und 1903 gestaltet waren; man übersieht da dieses gewaltige Werden mit einem Blick. In neuester Zeit folgten der von der Stadt erbaute Industriehafen am Altrhein und der von einer privaten Gesellschaft ins Leben gerufene Rheinauhafen oberhalb der Stadt. Diese ausgedehnten und erweiterungsfähigen Hafenanlagen vervollständigen in großartiger Weise die speziell dem Handelsverkehr dienenden Hafenbauten des Staates.

Viel von Mannheims früherer Schönheit mußte dem Verkehr zum Opfer fallen: Die feine Rokokoreminiszenz des Mühlau-Schlößchens, manch lauschiger Promenadenweg und manch stilles Gartenidyll an Plätzen, wo jetzt Handel und Industrie in lautem Gebrause ihre Herrschaft aufgeschlagen haben. Aber die Stadt hat vollgültigen Ersatz geboten: neue Anlagen sind geschaffen, ausgedehnte Wälder erschlossen und der Bevölkerung zugänglich gemacht worden. Man sieht aus unserem Plane, wie sie im Norden und Süden der Stadt ziemlich weit ausgedehnte Flächen bedecken: der Käferthaler Wald und der Waldpark Neckarau, unent-



Die Börse.

behrliche und vielbesuchte Erholungsstätten der Mannheimer. Besonders um den Waldpark, der mit hoher gärtnerischer Kunst aus früherem Weidengestrüpp und wildem Buschwerk hervorgezaubert wurde, kann manch andere Stadt Mannheim beneiden.

So berichtet uns der Stadtplan gar vieles Interessante über Vergangenheit und Gegenwart des Gemeinwesens, und auch Zukunftshoffnungen weiß er dem Kundigen zu enthüllen; wie sich künftig einmal die Hafenanlagen erweitern werden, wie sich Industrie in immer größerer Zahl ansiedeln wird, wie die Stadt ihre Arme immer weiter hinausstreckt nach den Vororten, die sie in ihre Gemarkung aufgenommen hat und auch im baulichen Bilde immer fester mit sich verbindet, und wie dieses Ineinanderwachsen noch manche Lücken schließen wird, welche der Plan heute noch aufweist.



Der städtische Industriehafen.

Mannheims wirtschaftliche Bedeutung.

Von Prof. Dr. Sigmund Schott.

Über die wirtschaftliche Bedeutung und Entwicklung einer jüngeren deutschen Großstadt Zeugnis abzulegen, ist ein eigen Ding. Wieviel Fest- und andere Schriften sind nicht im Lauf der letzten Jahre und Jahrzehnte über all diese Großstädte erschienen! Aber von welchem Gemeinwesen auch die Rede sein mag, regelmäßig wird uns versichert, die geschilderte Stadt habe eine „beispiellose", eine „ihresgleichen suchende" „amerikanische" — oder wie die schmuckhaften Beiwörter sonst heißen mögen — kurz und gut eine ganz besonders großartige Entwicklung genommen. Man mag solchen Überschwang des Gefühls belächeln, aber verständlich ist er. Denn jede, aber auch jede unserer deutschen Großstädte ist in den vier Jahrzehnten seit der Reichsgründung in einer Weise aufgeblüht, daß sie sich als bevorzugtes Glückskind betrachten mußte. Das hat die alten Fesseln gesprengt, die Felder überflutet, die Nachbargemeinden verschlungen, sich von innen heraus gewandelt, ist schöner, stattlicher geworden, daß man des Staunens wirklich kein Ende findet! Bleibt einer gleichwohl eigensinnig dabei, seine Stadt habe sich kraftvoller herausgewachsen als die andere, so muß er Ausweispapiere vorlegen, die nicht so allgemein gehalten sind wie ein Dienstbotenzeugnis; er wird seine Aussagen schon genauer zu belegen haben. Das tun wir denn auch von Herzen gern und treten hiermit den Wahrheitsbeweis für unsere Behauptung an, daß der wirtschaftliche Aufschwung des neuen Deutschen Reichs, wie er in den Städten am deutlichsten zum Ausdruck kommt, so unter den Städten wiederum just in Mannheim sich besonders lieblich spiegle.

Also Nummer eins: Mit noch nicht 40,000 Einwohnern sind wir ins Reich aufgenommen worden, heute haben wir an die 220,000, unsere Volkszahl also um das fünfeinhalbfache vermehrt. Schon das ist ein Wachstum, dem nur ganz wenige andere deutsche Städte ein ähnliches an die Seite stellen können. Es kommt aber hinzu, daß dieser Gewinn nicht wie in mancher anderen Stadt zum größten Teil durch Einverleibung erzielt, also das Ergebnis eines Rechenkunststücks ist. Wohl haben wir auch einige uns allzu nahe gekommenen Gemeinden übergeschluckt, aber die nächste und größte unter ihnen, die auch schon mit raschen Schritten auf die 100,000 losmarschiert, ist nicht darunter. Das ist die Mannheim unmittelbar gegenübergelegene und wirtschaftlich mit ihm eine Einheit, einen „Platz" bildende bayrische Stadt Ludwigshafen. Kann sich aber die Stadt Mannheim der bundesstaatlichen Grenze wegen auf die linke Rheinseite hinüber nicht ausdehnen, so hat sie auf der rechten wenigstens von ihrem Ellbogen Gebrauch gemacht. Einige 25 Kilometer lang liegt ihre Gemarkung jetzt am Rhein hingestreckt, 10,606 Hektar umfaßt sie und steht damit an fünfter Stelle unter allen deutschen Großstadtgemarkungen, bei weitem an erster aber, wenn man die Einwohnerzahl mit in Anschlag bringt und die auf einen Einwohner entfallende Fläche berechnet. So hat Mannheim eine energische und weit vorausblickende Einverleibungspolitik getrieben. Mit diesen beiden Worten haben wir aber auch den Schlüssel zum Verständnis der Erfolge Mannheims im wirtschaftlichen Kampf gefunden: „Weitblick und Energie", das ist der Sinnspruch, der mit Fug und Recht im Stadtwappen stehen dürfte.

Freilich hat der Mannheimer diese beiden Tugenden nicht für sich allein gepachtet, und es mußte schon von außen noch etwas hinzukommen, damit ein so einzigartiger Aufschwung eintreten konnte. Dieses „Etwas" aber ist die Verkehrslage der Stadt. Mannheim hat das Glück, am mächtigsten Strom Deutschlands, am verkehrsreichsten Europas zu liegen: am Rhein. Seitdem das 19. Jahrhundert die Hindernisse des Güteraustauschs durch Flußverkehr eins ums andere beseitigt hatte, der Rhein 1868 durch internationale Verträge eine freie Verkehrsstraße geworden war und drei Jahre später der glänzende wirtschaftliche Aufschwung im neu geeinten Kaiserreich einsetzte, hat



Flottenparade auf dem Rhein.

sich die Schiffahrt auf dem Rhein in ungeahnter Weise entwickelt. Welch bewegte Klage müßte W. H. Riehl, der feinsinnige Kulturschilderer, heute anstimmen, wenn er Schleppzug um Schleppzug mit seinen ungeschlachten Schiffsgefäßen Mannheim zustreben sähe, er, dem schon im Jahr 1871 der Strom für die auf ihm fahrenden Kähne und Dampfer zu klein geworden war!

Und doch: die Lage am Rhein ist eine Gunst, die Mannheim mit vielen anderen Städten teilt. Wenn also hier der Schiffsverkehr größer als irgendwo am Oberrhein und vielgestaltiger als in jedem anderen Binnenhafen Europas ist, so muß die Rheinlage der Stadt doch wohl noch eine Besonderheit aufweisen. Ein Blick auf die Karte zeigt denn auch, daß Mannheim einen bedeutsamen Punkt im Flußnetz innehat: die Mündung des ersten schiffbaren Nebenflusses, des ersten größeren Verkehrszubringers in den Hauptstrom. Aber auch diese Tatsache hellt den Zusammenhang noch nicht genügend auf, denn Main und Mosel sind wasserreichere Nebenflüsse als der Neckar, der in Mannheim seinen Lauf endet, gleichwohl ist weder Mainz noch Koblenz ein auch nur annähernd so wichtiges Verkehrszentrum wie Mannheim geworden. Ein dritter, der ausschlaggebende Faktor, kommt hinzu. Nur ein ganz geringfügiger Teil der gewaltigen Gütermenge nämlich, die von keuchenden Dampfern rheinaufwärts gezogen wird, fuhr bis vor etwa zwei Jahrzehnten an Mannheim vorbei nach oberhalb gelegenen Häfen, denn nicht weit von hier begannen die Hindernisse, die der ungebärdige Strom der Schiffahrt in den Weg schob. So ist Mannheim zum Hauptumschlags- und Stapelplatz am Oberrhein, zum Einfalltor des von Norden kommenden Güterverkehrs für Südwestdeutschland geworden.



Teilansicht des Villenquartiers der Oststadt.

Daß es hierzu kam, daß die günstigen Umstände ausgenützt, die Möglichkeit in Wirklichkeit umgesetzt wurde, das verdankt die Stadt in erster Linie dem mit Umsicht gepaarten Wagemut ihrer Kaufmannschaft, daneben aber auch der Entschlossenheit der badischen Regierung, die hiesigen Hafenanlagen jederzeit dem wachsenden Verkehr anzupassen und zu erweitern. Sie hat damit erfreulicherweise den ersten Teil des Satzes wahr gemacht, den Bismarck schon im Jahr 1858 niedergeschrieben hatte:

„So gewiß als Mannheim bei richtiger Unterstützung der Regierung zum Mittelpunkt eines großartigen Verkehrs erhoben werden kann, ebenso sicher ist es, daß diese Stadt rückwärts gehen muß, wenn ihre Interessen denjenigen anderer Lokalitäten hintangesetzt werden."

Dank den fortgesetzten Erweiterungen sind die Mannheimer Hafenanlagen die räumlich umfassendsten am Rhein geworden und geblieben, groß genug, um den riesenhaft angeschwollenen Güterverkehr anstandslos zu bewältigen. Hat sich doch, um nur einige wenige Zahlen anzuführen, der Hafenverkehr des Platzes seit 1870 von noch nicht einer halben Million auf fast 7½ Millionen Tonnen gehoben. In ähnlicher Weise ist der von der Hafenzufuhr namentlich früher ganz überwiegend alimentierte Bahnverkehr in die Höhe geschnellt, so daß seinem Gesamtverkehr nach der Platz Mannheim nur von Hamburg, dem größten deutschen Handelshafen, von Berlin mit seinem enormen Eigenbedarf und von den in und um Duisburg gelegenen Kohlenhäfen an der Ruhrmündung übertroffen wird. Wenigstens der Menge nach, denn dem schwer zu berechnenden Wert der aus- und eingeladenen Waren nach dürfte Mannheim sogar unmittelbar hinter Hamburg zu stehen kommen.

Immer wieder, wenn das gefällige Motorboot den solcher Erscheinung mitten im Binnenland nicht gewärtigen Fremden stundenlang durch die Mannheimer Hafenanlagen führt, hört man die erstaunte Frage: Wohin gehen denn nur all die Güter? Darauf ist zu erwidern, daß von diesem Hafen aus ein großer Teil Süddeutschlands zusamt der angrenzenden Schweiz, gelegentlich wohl auch Oesterreich und Italien mit Nahrung, Wärme und Licht versorgt werden. Mit Nahrung, denn Mannheim ist der Hauptstapelplatz für ausländisches Getreide, das entweder als solches weitergeht oder hier vermahlen wird und als Mehl seine Reise fortsetzt. Wärme- und Lichtquelle ist aber Mannheim als weitaus größter Kohlenumschlagsplatz am Oberrhein und riesiges Petroleumreservoir, daraus ganz Württemberg oder Baden über ein Jahr lang versorgt werden könnte.

Dieser Zustand, der monopolartige Charakter des Mannheimer Güterumschlags zwischen Wasser und Bahn, war zu schön, als daß er dauernd hätte währen können. Allenthalben rhein- und neckaraufwärts ließen sich Konkurrenten vernehmen, die durch Beseitigung der Schiffahrtshindernisse den Strom der Güter sich zuzuleiten gedachten, und die Verteilung der Mannheimer Erbschaft bildete eine Zeitlang das heimliche Lieblingsthema der präsumtiven Nachfolger. Wenn auch Mannheim seine Widerstandskraft etwas höher einschätzen zu dürfen glaubte, begann die Sachlage für die Stadt doch um so unbehaglicher zu werden, als die Bestrebungen der preußischen Bahnen, dem Rhein Verkehr zu entziehen, gleichfalls immer unverhüllter zutage traten. Namentlich aber mußte der Prozeß der Ausschaltung des Zwischenhandels, der mit zunehmender Schnelligkeit sich vollzog und einen ungeahnten Umfang annahm, für die Handelsstadt Mannheim bedenkliche Folgen haben. Da war es denn einigermaßen tröstlich, daß neben dem früher dominierenden ortsansässigen Handel sich eine stetig erstarkende Industrie in Mann-

heim niedergelassen hatte, so daß die Stadt längst schon eigentlich eine Handels- und Industriestadt war, als man noch immer schlechtweg von der Handelsstadt redete. Ihrem Anteil am Gewerbsteuerkapital nach hatte sogar die Industrie im Jahre 1896 den älteren Handel schon erreicht, während sie natürlich seit geraumer Zeit viel zahlreicheren Händen Beschäftigung gewährte. Aber auch von seiten der Industrie her drohte eine neue, schwere Gefahr: für ihre räumliche Ausdehnung war kein Platz mehr vorhanden, zumal nicht am Wasser, so seltsam das für eine von zwei Flüssen durchzogene Gemarkung klingen mag. So hatte sich zu Beginn der neunziger Jahre von allen Seiten schweres, unheilkündendes Gewölk über Mannheim zusammengeballt, und keiner kann wissen, wie es jetzt mit der Stadt stünde, wenn nicht der energische Entschluß, das Schwergewicht städtischer Politik nach der Seite der Industrie zu verschieben, zur rechten Zeit noch gefaßt und durchgeführt worden wäre. Da aber baute die Stadt mit einem Aufwand von an die zehn Millionen den Industriehafen, den ersten seines Schlages, während gleichzeitig privater Unternehmungsgeist am andern Ende der Gemarkung den Rheinauhafen ins Leben rief.



Der Friedrichsplatz und die Oststadt
vom Luftschiff „Schütte-Lanz" aus gesehen.

Diese und andere vom gleichen Zweck diktierte Maßnahmen machten es der Stadt möglich, ihren Anteil an dem gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts einzuheimsen. Mehr als das: sie haben ihr redlich Teil dazu beigetragen, daß gerade Mannheim in jener glänzenden Epoche unter allen deutschen Großstädten an Volkszahl und Finanzkraft am stärksten gewachsen ist. Hatte es nach der Zahl der Erwerbtätigen in der Industrie 1882 noch an 17ter, 1895 sogar erst an 19ter Stelle unter den 29 Großstädten gestanden, für die diese Zahlen bekannt sind, so war es 1907 an die 12te Stelle aufgerückt. Aus der reinen Handelsstadt der ersten und der Handels- und Industriestadt der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war so die Industrie- und Handelsstadt Mannheim planmäßig entwickelt worden.

An anderer Stelle wird von den einzelnen Gewerben und Betrieben die Rede sein, denen die Stadt ihre heutige Bedeutung, ihren Ruf in deutschen und fremden Landen verdankt. Das Zahlengemälde dieser Bedeutung ist oft entworfen worden, aus dem alsdann regelmäßig hervorgeht, daß Mannheim für Baden in wirtschaftlicher Beziehung mehr vorstellt als irgendeine andere Stadt für einen der größeren deutschen Bundesstaaten. Sein Bahnverkehr ist von entscheidendem Einfluß auf das Erträgnis der badischen Staatsbahn, seine Steuerleistung weitaus die bedeutsamste für den Staatshaushalt, und das ganze Bankwesen des Landes hat sein Zentrum in Mannheim, steht doch das Aktienkapital der Banken in Mannheim-Ludwigshafen nur hinter jenem von Berlin und Hamburg zurück. Ein Fünftel der ganzen deutschen Weizeneinfuhr, ein Zehntel der Petroleumeinfuhr wird in Mannheim verzollt, die chemische Industrie Deutschlands hat hier ihre wichtigste Produktionsstätte — und so könnte man fortfahren, wenn die Zeitschrift so viel Raum und der Leser die nötige Geduld zur Verfügung haben würde. Auch mit Belegzahlen wollen wir den Leser verschonen, denn Zahlen glaubt man entweder, oder glaubt sie nicht, keinesfalls aber liest man sie. Der Leser wird also gebeten, unseren Ausführungen auch ohne Zahlennachweise — die übrigens auf Wunsch gern geliefert werden — unbedingt zu vertrauen; wenn die Schilderung der wirtschaftlichen Bedeutung Mannheims ruhmredig klingen sollte, so können wir daran leider nichts ändern: es ist eben so.



Luftschiff „Schütte-Lanz" über Mannheim.



Die Altstadt mit dem Rathaus
vom Luftschiff „Schütte-Lanz" aus.



MANNHEIMS KUNSTPOLITIK





VON DR. F. WICHERT, MANNHEIM.



Die Resultate der neueren Mannheimer Kunstpflege sind weithin bekannt geworden. Es mag daher interessieren, zu erfahren, nach welchen Grundsätzen die Stadtgemeinde Mannheim bei ihren neuesten Bemühungen um die Kunst gehandelt hat, insbesondere nach welchem Plan die Erweiterung der städtischen Kunstsammlung erfolgt.

Zunächst: es ist schon wichtig, zu erwähnen, daß überhaupt ein Plan gemacht wurde, daß eine sehr gründliche Durcharbeitung aller jener museologischer Gesichtspunkte stattgefunden hat, die für eine umfassende Neuordnung einer städtischen Sammlung in Betracht kommen. Dieser Plan hat naturgemäß zwei Wesensseiten, eine, die die Sammlungsbestände, die andere, die die Kunstpropaganda betrifft.

Ein gutes Museum ist ein künstlerisches Gebilde, ein organisches Ganzes, dessen einzelne Teile in lebendiger Beziehung zueinander stehen und sich gegenseitig in ihrer Wirkung steigern sollen. Ein solches Gebilde setzt ein bewußtes, auf Plan und Überlegung gegründetes Gestalten voraus. Zufälliges Zusammentreffen von Objekten wird niemals jene höchste Wirkungskraft erzeugen, die vom organisch gefügten Museum ausgeht.

Bewußtes Gestalten fordert ein Ziel. Das Bild des Museums, das geschaffen werden soll, muß in der Idee vorhanden sein. Aber dieses Ziel, dieses Sammlungsbild läßt sich nur in allgemeinen Umrissen erfassen; es kann nicht in einer bis ins einzelne konkreten Form dargestellt werden, weil die Einzelheiten, aus denen sich das Gesamtbild zusammensetzt, dauernden Veränderungen und unberechenbaren Zufällen unterworfen sind. Wäre die Möglichkeit gegeben, das Sammelziel als ein bis in alle Einzelheiten konkret faßbares Museumsbild vorzustellen, so bestände die Arbeit des Programmentwerfens lediglich darin, das geschaute Bild zu fixieren.

Da eine bis ins einzelne genaue Festlegung des Zieles nicht möglich ist, läßt sich ein Bild nur in allgemeinen Zügen entwerfen, läßt sich nur ein prinzipielles Programm aufstellen. Die Elemente, aus denen eine Kunstsammlung gestaltet wird, sind beständig im Fluß; deshalb sind Verschiebungen in dem ursprünglichen Bilde, das den Urhebern vorschwebt, keineswegs ausgeschlossen. Unter Umständen wird sogar ein Abschwenken von den Grundlinien des prinzipiellen Programms notwendig werden. Nachteile für den Gesamtorganismus des Museums sind daraus nicht zu befürchten, solange die Eigenart der Schöpfung nicht erschüttert wird, und sofern das den Verhältnissen angepaßte Abschwenken nur ein Übergehen in neue, dem ursprünglichen Plan verwandte, mit ihm harmonierende Entwicklungsstufen bedeutet. Die für die Gestaltung des Museums maßgebenden Faktoren haben darüber zu wachen, daß eine Änderung des einmal als zweckmäßig erkannten Programms nur insoweit eintritt, als die Sammelpolitik dies erfordert und die Notwendigkeit vorliegt, schädigende Einflüsse des Zufalls, ungünstige Verhältnisse des Marktes geschickt zu kompensieren. Daß aber überhaupt ein Programm aufgestellt wird, fordert schon der öffentliche Charakter eines Museums, fordert der Umstand, daß öffentliche Gelder dafür verwendet werden sollen, und daß die Bürgerschaft wie auch der weitere Kreis anderer, an die das Museum sich wendet, einen Anspruch darauf haben, zu erfahren, ob die ausgeworfenen Steuermittel auch wirklich in der besten Weise angewendet worden sind.

Die Aufgabe beim Ankauf von Kunstwerken für eine Galerie, wie die Kunsthalle von Mannheim, liegt demnach stets darin, mit den zur Verfügung stehenden Mitteln ein höchstes Maß von Museumswirkung zu erzielen. Diese Wirkung ist inhaltlich aber dreifach bedingt, nämlich durch die dreifache Aufgabe eines Kunstmuseums.

Erstens soll ein Kunstmuseum seinen Besuchern ästhetischen Genuß vermitteln, aber die Entscheidung darüber, ob ein Kunstwerk hierzu wirklich geschaffen ist oder nicht, darf nicht mit Erwägungen gewonnen werden, die das Verständnis und den Geschmack der großen Masse als maßgebend verwerten. Entscheidend ist allein die Qualität des betreffenden Werkes, und über diese gibt es eine Auskunft in der Uebereinstimmung des Urteils führender Fachleute und Kenner. Daß diese Uebereinstimmung wohl zu beweisen, nicht aber genau nachrechenbar ist, versteht sich von selbst. Je höher die Qualität eines Kunstwerkes, desto unerschöpflicher auch die Quellen des Genusses, die es birgt. Und wenn sich diese auch den Zeitgenossen nicht gleich und besonders nicht allseitig erschließen, einmal wirklich erschlossen, rinnen sie in Ewigkeit fort.

Zweitens soll ein Kunstmuseum die Kunst entwickeln helfen. Es hat eine entwicklungsgeschichtliche Mission, das heißt, es soll durch Aufstellung hervorragender und wichtiger Vorbilder eine Anregung sein für jeden Künstler, der um den Ausdruck seines Wesens ringt und nicht selten erst durch Erleben einer fremden Gestaltung den Weg zum eigenen Wesen entdeckt. Es ist nicht einzusehen, daß jede lokale Kultur erst durch Gegenüberstellung mit den Werten der Weltkultur die höchsten Möglichkeiten zur eigenen, allgemein gültigen Ausprägung erlangt. Nur so kann es zur Verarbeitung der wertvollsten Schöpfungen des menschlichen Geistes kommen, nur so wird die Gelegenheit zur Weckung aller schöpferischen Keime innerhalb eines Kulturkreises ernsthaft wahrgenommen. Kein Mensch denkt hierbei an Selbstaufgabe und sklavische Nachahmung, wohl aber haben alle Großen, die uns mit Gaben des Geistes bereichern durften, durch Taten und Worte anerkannt, daß zur Erklimmung der ewigen Gipfel der Blick, hinausschweifend über die Heimatgrenze, die Weiten der Welt umspannen muß.

Drittens soll ein Kunstmuseum dem Gemeinwesen, welchem es seine Entstehung und Unterhaltung verdankt, zum Ruhm eines Kulturzentrums verhelfen und seiner Stadt durch Herbeiziehung von Fremden, gleichviel ob zu vorübergehendem oder dauerndem Aufenthalt, wirtschaftliche Vorteile bringen. Diese Vorteile entstehen auf eine feine, indirekte Art und lassen sich deshalb nur unvollkommen nachweisen. Ihre Entstehung gründet sich auf die Tatsache, daß große und beglückende Erlebnisse uns unwillkürlich eine Liebe zu dem Orte des Erlebnisses fassen lassen und uns zu seinen Lobrednern machen. Die Museen sollen also einer Stadt zu Kunstruhm verhelfen. Die Erfüllung dieser Forderung ist aber nicht nur von der Qualität der einzelnen Galeriestücke abhängig, sondern sehr wesentlich mitbedingt durch die Zusammensetzung einer Sammlung. Ein Museum soll eine möglichst weitgehende Einzigartigkeit aufweisen.

Hiermit sind die drei Hauptzwecke einer Kunstsammlung, wie der der Mannheimer Kunsthalle, im wesentlichen gekennzeichnet; der erste enthält eine Beziehung zum Einzelmenschen, der zweite eine solche zur Kunst, der dritte endlich eine zur städtischen Gemeinschaft. In-



Blick vom Schloßhof auf Kaiserdenkmal, Schloßkapelle, Jesuitenkirche und ehemalige Sternwarte.



Partie im Friedrichspark.



Friedrichsplatz mit Wasserturm und Rosengarten, städtisches Fest- und Konzerthaus. — Phot. Graßmück.



Städtische Kunsthalle.



Blick auf den Rosengarten.

dessen lassen sich die aus diesen drei Hauptzwecken sich ergebenden Forderungen auf verschiedene Weise erfüllen. Ein sehr wesentlicher Umstand ist bis jetzt nur gestreift worden, und gerade von diesem Umstand hängt die Kraft einer Galerie ab.

„Zum erstenmal," so heißt es in der Werbeschrift des „Freien Bundes zur Einbürgerung der bildenden Kunst in Mannheim", „zum erstenmal wurde mit bewußter Klarheit in unsrer Stadt der seither allgemein anerkannte Grundsatz zur Befolgung empfohlen und auch angewandt, daß eine Galerie, die nicht mehr die Möglichkeiten habe, geschichtlich vollkommen und universal zu sein, ihre Vollkommenheit in eigenartiger und ausdrucksvoller Zusammensetzung suchen müsse, also ein Kunstwerk sei, mit gegebener Ausdehnung und ganz bestimmten Inhalten; daß die Kraft ihrer Wirkung, ebenfalls wie beim Kunstwerk, weder in der Massenhaftigkeit noch in der Mannigfaltigkeit liege, sondern in dem Maß, in welchem man jene Forderungen, Eigenart und Einheitlichkeit der Zusammensetzung, mit einer möglichst hohen Erlesenheit der einzelnen Kunstgegenstände zu verbinden wisse.

„Und um mit den vorhandenen Mitteln ein Höchstes von Wirkung erzielen zu können, wurde auch eine andere Eigenschaft des Kunstwerkes, als für die Galerie maßgebend, berücksichtigt und zum Sammelprinzip erhoben: daß nämlich ein echtes Kunstwerk nicht die Wiederholung eines anderen sein dürfe, daß die Mannheimer Galerie daher schon aus diesem Grunde für einen einzigartigen Sammelinhalt gegenüber den andern Galerien des südwestdeutschen Kulturkreises sorgen müsse; eine Forderung, die erfüllt werden kann, ohne darüber die unumgänglichen großen Leistungen der Kunst oder das Können der Einheimischen zu vernachlässigen."

Den genannten Faktoren beim Ausbau einer Kunstsammlung, die Forderungen der Galerie als eines Kunstwerkes mit ästhetischer, entwicklungsgeschichtlicher und wirtschaftlicher Mission, stehen nun die Gegebenheiten des Kunstmarktes und das Maß der verfügbaren Mittel gegenüber. Die Verhältnisse des Kunstmarktes und die Begrenztheit der Mittel bringen es mit sich, daß bei Neuerwerbungen von einer Erfüllung aller aus den Hauptzwecken der Sammlung herzuleitenden Forderungen im ganzen Umfange und mit höchster Stärke nicht mehr die Rede sein kann. Die erreichbaren Kunstwerke dienen bald mehr dem ersten, bald mehr dem zweiten oder dritten Museumszweck, selten allen zugleich oder allen in gleichem Maße. Die große Kunst des rationellen Sammelns besteht nun darin, herauszufinden, welcher der genannten Zwecke zunächst befriedigt werden will; ferner alle aus den einzelnen Zwecken erwachsenden Forderungen gegeneinander abzuwägen und den Verhältnissen des Kunstmarktes anzupassen. So darf man beim Anblick einer jungen Galerie niemals einen absoluten Maßstab anlegen. Immer muß man fragen, wie sich das Geleistete zu den aufgewandten Mitteln und den sonstigen Verhältnissen, besonders zur Marktlage, verhält.

Seit der Wiedereröffnung der Mannheimer Kunsthalle sind nahezu drei Jahre verflossen. In dieser Zeit gelang es, zwei Meistersäle zu schaffen, einen deutschen und einen französischen, in jedem etwas über ein Dutzend Kunstwerke. Diese beiden Säle stehen sich ziemlich gleichwertig gegenüber. Der Nachdruck, der im Vergleich mit andern Museen auf die Erwerbung französischer Bilder gelegt wurde, läßt sich im Hinblick auf unsere allgemeinen Darlegungen noch eingehender begründen und erläutern.

Noch bis vor kurzem waren die Werke der großen Franzosen billiger als die der großen Deutschen, nicht etwa deshalb, weil nach den deutschen Meisterwerken eine größere Nachfrage wäre, sondern lediglich, weil verhältnismäßig wenig große deutsche Werke geschaffen wurden. Kann man also den französischen Werken die Qualität nicht absprechen, so ist ihr Ankauf wegen des vorteilhaften Preises wenigstens bis vor kurzem durchaus ratsam gewesen. Darüber braucht man die nationale Kunst keineswegs zu vergessen.

Ganz allgemein obliegt den großen Meistern das Bauen an unserer Anschauung, und da mag gesagt werden, daß die stammesverwandten Künstler den Weg zu unserem Herzen vielleicht schneller zu finden wissen als die Meister anderer Völker. Doch darf man diese Wahrheit nicht überspannen. Was hat das griechische, das italienische Wesen uns Deutschen nicht schon gegeben, was gibt es noch jetzt alljährlich den Hunderttausenden von Reisenden, die hungrig nach dem Süden ziehen und erquickt und erhoben wiederkehren? Soll, was dem einen Romanen recht ist, nicht dem andern billig sein? Ist der Franzose schlechter als der Italiener? Gewiß nicht. Und was seine Kunst anbelangt, so hat er unzweifelhaft sogar über seinen südlicheren Rassenbruder einen vollen Sieg errungen. Wie wir die hohen Kunstwerke der italienischen Kunstblüte gekauft haben, solange sie noch zu haben waren, so sollten wir die französischen zu kaufen uns nicht scheuen. Sie haben noch eine ganz andere und bedeutend wichtigere Beziehung zu unserer gegenwärtigen Kultur als Italiener und Niederländer. Wir knüpfen ja an sie an. Müssen an sie anknüpfen, wenn wir das malerische Erbe der Welt antreten wollen, das bis dahin seit etwa 1700 nach der Meinung des größten Teils der Fachgelehrten in den Händen der Franzosen gelegen hat. Gewiß haben auch unsere Meister Großes geschaffen, aber die Führung war — besonders im 19. Jahrhundert — bei den Franzosen.

Man kann sich daher gar kein größeres Verdienst denken, als solche Vorbilder nach Deutschland zu führen, die dem deutschen Wesen zur malerischen Kultur verhelfen können. Es ist gewiß kein günstiges Zeichen für den künstlerischen Geist einiger Künstlergruppen, wenn diese oft aus nur schlecht verhehlten materiellen Gründen eine Einfuhr französischer Vorbilder verhindern möchten und geistige Inzucht befürworten. Auch braucht ein solches Herbeiziehen des Auslandes nicht zur Zurücksetzung der museumswürdigen deutschen Meister zu führen. Für die Kunst in ihrem Suchen nach Gestaltung ist Anregung wichtiger als Kunstgenuß, und da darf man den Werken der Pfadfinder des 19. Jahrhunderts wohl, wenigstens vorläufig, ohne Mangel an vaterländischer Gesinnung zu zeigen, den höheren Anregungswert gegenüber den allbekannten heimischen Meistern schwerlich absprechen.

Wenn die Qualität und der Anregungswert Berücksichtigung erfahren haben, so fragt es sich schließlich noch, wie es mit der wirtschaftlichen Mission der zu erwerbenden Bilder steht. Bei schönen deutschen Bildern wird diese sicher von niemand in Frage gezogen werden. Wie ist es aber bei französischen oder überhaupt fremdländischen Werken.

Es war gesagt worden, eine Galerie sei wie ein Kunstwerk. Dies ist richtig mit einer Einschränkung. Sie ist wie ein Werk der angewandten, nicht der frei gestaltenden oder nachahmenden Kunst und gleicht am ehesten wohl einer architektonischen Schöpfung. Wie diese, ist sie in ihrer ästhetischen Wirkung nicht nur von ihrem eigenen Wesen, sondern zu einem nicht geringen Teil auch von der Nachbarschaft abhängig. Die architektonische Leistung z. B. bei der Errichtung eines ländlichen Schlosses ist außerordentlich stark bedingt durch die Beantwortung der Frage, ob der Künstler das Ganze sowie die Einzelheiten in die Umgebung hineinzupassen verstanden hat, denn erst durch das Mitspielen der Bodenbewegung, des vorhandenen Grüns, wie überhaupt der ganzen übrigen, nächstgelegenen Welt wird die Architekturerscheinung vervollständigt und je nachdem in ihrem ästhetischen Wert gehoben oder herabgesetzt.

Je einzigartiger eine Galerie erscheint, aber auch je un-

entbehrlicher für einen größeren Kulturkreis, desto stärker ihre Wirkung auf den gebildeten Beschauer, auf den größeren Kulturkreis. Soll deshalb Mannheims Kunsthalle der Stadt zum Ruhme verhelfen, so muß sie als großartige, starkwirkende Leistung vor ganz Deutschland, zum mindesten vor Südwestdeutschland erscheinen, nicht nur vor sich selbst. Dies wird erreicht, wenn sie nach den dargelegten Grundsätzen möglichst hohe Einzigartigkeit mit Allgemeingültigkeit verbindet. Vielleicht dürfen die bisher angekauften Werke wirklich den Anspruch erheben, der Allgemeingültigkeit der Sammlung keinen Abbruch zu tun, gehört, erwarten eine Galerie und wollen nicht mit ein paar Bildern abgespeist werden. So entsteht zunächst — in späteren Jahren wird man es anders halten dürfen — die große Verpflichtung, zwischen Qualität und Volumen einen wohlbedachten Kompromiß zu schließen. Wenigstens fünf bis sechs bedeutende Werke wären jedes Jahr zu erwerben, und die Qualität dieser Werke dürfte nicht zu niedrig sein.

Diese Forderung weist den Sammler schon ganz von selbst auf die Werke der französischen Meister hin, da diese Werke bei ebenso hoher Qualität wie die deutschen im großen ganzen billiger sind. Wären also selbst die ge-



Großherzogliches Hof- und Nationaltheater, Denkmäler von Schiller, Iffland und Dalberg sowie Jesuitenkirche.

sondern deren Kraft durch hohe Qualität und entwicklungsgeschichtliche Bedeutung noch zu steigern.

Es ist schon an anderer Stelle gesagt worden, daß die ideelle Fruktifizierung vorhandener Geldmittel in dem Maße steigt, in dem man sich entschließt, Qualität zu kaufen, ohne Rücksicht auf den Preis. Denn die Qualitätskunst ist in ihrer Wirkung am intensivsten (und auf die intensive, nicht extensive Kraft einer Galerie kommt es an), ihr materieller Wert unaufhörlich im Steigen. So darf man fast sagen, es wäre am besten, wenn die Kunsthalle jedes Jahr nur ein großes Kunstwerk kaufte, ja, wenn nötig sogar ein Werk in zwei Jahren, wobei alle Mittel auf diese eine Karte gesetzt werden müßten. Die Kunsthalle ist aber noch eine junge Galerie, mit jungem Ruhm, und als solche muß ihre Sammlung zunächst nach einem gewissen räumlichen Volumen streben. Die Fremden, die so viel von Mannheim wünschten Feuerbachs, Leibls, Böcklins, Menzels, Uhdes, Schwinds usw. vorhanden, so wäre es fürs erste schon aus dem genannten Grunde unpraktisch, sie zu erwerben, denn sie verhindern durch allzu starke Inanspruchnahme der vorhandenen Mittel die so notwendige rasche Ausdehnung des Volumens der Sammlung.

Ein bis vor kurzem zugänglicher kleiner Menzel von wirklicher Galeriequalität wurde mit 200,000 M. bewertet. Ein bekannter Leibl von mittlerer Qualität soll 150,000 kosten; Feuerbachs für unsere Galerie, die man unbedingt erwerben sollte, sind vorläufig nicht frei, ebensowenig galeriewürdige Böcklinbilder.

Aber was hätte die Mannheimer Kunsthalle auch viel gewonnen, wenn sie das Opfer brächte und die Galerie um ein solches deutsches Meisterwerk auf ein bis zwei Jahre gewissermaßen zum Stagnieren kommen ließe, während ihr

Leibl den Besucher von auswärts nur daran erinnern würde, daß in Köln vierzig Leibl und zum Teil bessere zu sehen sind. Wenn ihr Böcklin denselben Besucher nur an die zwanzig unübertrefflichen Basler Böcklins gemahnen würde, ihr mäßiger Schwind den Zauber der Schackgalerie heraufbeschwörte und ihr Thoma das Thoma-Museum in Karlsruhe. Mit dem Schema, das an eine Markensammlung denken läßt, erzielt man anderen Galerien gegenüber nicht nur eine geringe Wirkung, sondern man tötet sogar den Eindruck der vorhandenen Qualitätswerke, was leicht zu begreifen ist.

Eine Sammlung, die nach außen hin interessieren soll, muß Bau und Charakter haben. Das konnte man in Mannheim nach genauer Prüfung der Bestände aller übrigen westdeutschen Museen am besten erreichen, indem man neben einer nicht allzu ausgedehnten Vertretung nationaler Kunst eine mustergültige und interessante Vorführung der klassischen Franzosen des 19. Jahrhunderts zu geben versuchte, was einer Darstellung der Entwicklungsgeschichte der neueren Kunst fast gleich käme. Keine andere Stadt kann dies, wie die Umstände nun einmal liegen, in ähnlicher Weise wie Mannheim durchführen. Auch ist die Umwelt Mannheims von einer Art, daß französische Bilder, z. B. solche von Pissarro und Sisley, geradezu auf sie hinzuweisen scheinen.

Die Sammelgrundsätze sind damit im großen ganzen klargelegt, vielleicht ist durch die Abwehrstellung gegen das Sammeln französischer Meister zu wenig hervorgehoben worden, daß darüber die heimischen und auch die lebenden Meister unter keinen Umständen vernachlässigt werden sollen. Zur Unterstützung der Lebenden ist vor allem der „Freie Bund zur Einbürgerung der Kunst" gegründet worden. Über ihn zu berichten, müssen wir uns für eine andere Gelegenheit vorbehalten.

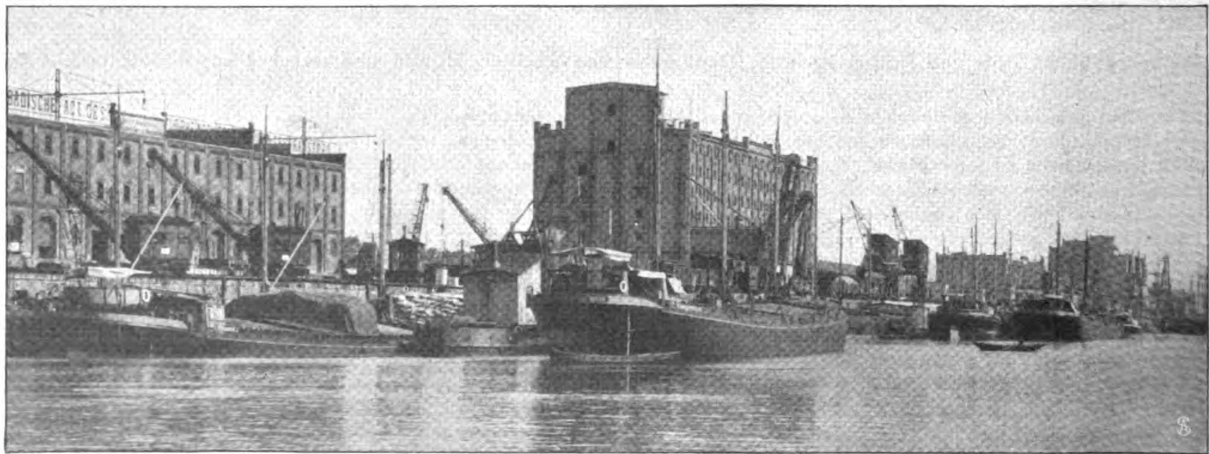


Mannheimer Hafen und Wasserverkehr.



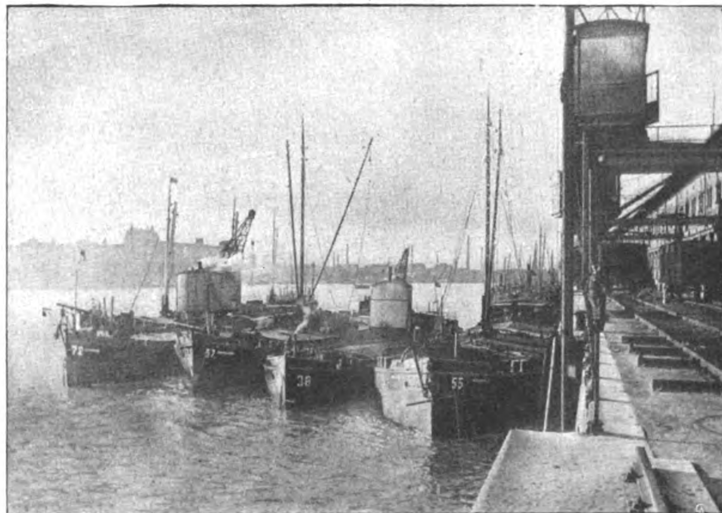
Von Handelskammersyndikus Dr. Blaustein.

Als größter Binnenhafen Europas ist Mannheim in aller Welt bekannt, in dieser Beziehung bekannter denn in irgendeiner anderen, obwohl seine wirtschaftliche Bedeutung, wie auch aus verschiedenen anderen Artikeln dieser Nummer hervorgeht, auf den verschiedensten Gebieten recht groß ist. Nicht mehr unangefochten jedoch ist heute dieser Anspruch Mannheims. Neben Hamburg, das trotz seines großen Binnenumschlags immer in erster Linie Seehafen sein wird, streiten mit ihm Berlin und namentlich Duisburg um die Palme, der erste Binnenhafen des Festlandes zu sein. Ueber Berlin urteilt der Syndikus des Vereins zur Wahrung der Rheinschiffahrtsinteressen Dr. Bartsch-Duisburg in einer Besprechung des Buches von Goeths: Berlin als Binnenumschlagsplatz (Schmollers Jahrbuch 1912, Seite 1503 ff.) folgendermaßen: „Der Bedeutung des Hafengebiets an der Mündung der Ruhr in den Rhein und desjenigen von Mannheim-Ludwigshafen kommt die Bedeutung des Berliner Schiffahrtsbezirks nicht entfernt gleich, denn die Zusammensetzung der Umschlagsmengen in den genannten Rheinhäfen ist volkswirtschaftlich von weit größerem Wert als im Berliner Wasserverkehr", in dessen Güterzufuhr das Material für den Häuserbau alle anderen Güter weit überragt, da Berlin den weit überwiegenden Teil seiner Zufuhr an Kohlen und Nahrungsmitteln der Eisenbahn überlassen muß. Was der berufene Vertreter der Rheinschiffahrtsinteressen hier über den volkswirtschaftlichen Wert von Umschlagsplätzen sagt, trifft auch für das Verhältnis von Duisburg zu Mannheim zu. Gewiß ist seit Jahrzehnten die Verkehrsmenge des Ausfuhrhafens des Ruhrkohlenreviers und Einfuhrhafens des rheinisch-westfälischen Industriebezirks weit größer als die von Mannheim-Ludwigshafen. Wenn man aber den Wert dieser Mengen zum Vergleich heranzieht, was ich in der Einleitung zu dem im Jahre 1909 von der Rheinverlagsgesellschaft in Duisburg herausgegebenen Führer durch die Industrie- und Hafenanlagen von Mannheim-Rheinau und Ludwigshafen getan habe, so kommt man zu dem Ergebnis, daß Duisburgs Verkehr aufgebaut ist auf wenigen großen Massenartikeln, der Mannheims neben Massengütern auf einer großen Zahl der mannigfachsten, zum Teil recht hochwertigen Güterarten, daß nach den damals von mir angestellten Schätzungen die Tonne Duisburger Hafengut nur halb so viel wert ist wie die Tonne Mannheimer Gut. Auch tonnenkilometrisch bedeutet der Verkehr eines Hafens, der 427 km von der Reichsgrenze in Emmerich und 570 km vom Seehafen in Rotterdam entfernt liegt, naturgemäß viel mehr als der Verkehr eines nur 76 km von der Reichsgrenze entfernten Kohle- und Erzumschlagsplatzes. Fast 600 km wird Getreide und Petroleum, 350 km die Kohle rheinaufwärts nach Mannheim geführt, um da in den weiträumigen Hafenanlagen gelagert und zum Teil verarbeitet zu werden oder

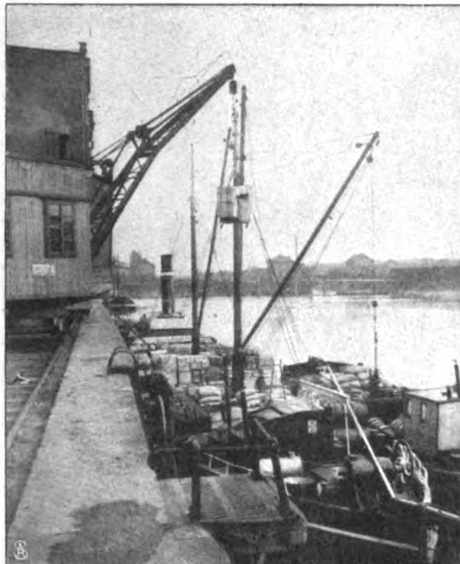


Ostkai des Mühlauhafens.

unverarbeitet auf die Bahn überzugehen und einen sehr großen Teil Süddeutschlands mit Nahrung, Licht und Wärme zu versorgen. Unbestritten muß Duisburg den Anspruch Mannheims, der größte europäische Binnenhafen zu sein, aber dann lassen, wenn man die Größe des Hafens in wörtlichem Sinne nimmt, und so ist sie von Mannheim aus meistens verstanden worden, nämlich als Flächeninhalt der Hafenanlagen. Mannheim und das ihm vom 1. Januar 1913 ab eingemeindete Rheinau, das aber bisher schon mit ihm zusammen eine Verkehrseinheit bildete, verfügen über eine Hafenfläche von 211.5 ha (Mannheim 175.5, Rheinau 36), Duisburg dagegen über 183.90, und wenn man das auf der anderen Rheinseite gelegene Ludwigshafen Mannheim hinzuzählt und auf der anderen Seite sämtliche Ruhrhäfen: Duisburg, Ruhrort, Rheinhausen, Homberg, Rheinpreußen, Alsum, Schwelgern und Walsum, zusammenfaßt, so hat der oberrheinische Komplex weit drinnen im Binnenlande, der nicht über den gleichen Massenverkehr an Kohle verfügt wie die Ruhrhäfen, einen Flächeninhalt von 233.9 ha gegenüber dem sämtlicher Ruhrhäfen von 210.67 ha. Das Mannheimer Hafengebiet bleibt also nach wie vor das größte am Rheinstrom.



Kaibetrieb am Rhein und Leichtern von Rheinschiffen.



Kaibetrieb am Mühlauhafen.

Im übrigen sind Verkehrsgestaltung und industrielle Entwicklung in Duisburg und Mannheim so verschiedenartig, daß zwischen beiden Plätzen wirklich sonst kein Streitobjekt vorliegt, im Gegenteil sind die Beziehungen besser als mit manchem dazwischenliegenden Hafenplatz.

Nach der Eingemeindung von Sandhofen und Rheinau wird die Gesamtwasserfront von Mannheim von der hessischen Grenze bis fast halbwegs Karlsruhe am Rhein 23.8 km, am Neckar 16.5 km, am Altrhein 8.5 km und die Gesamtwasserfront Mannheims 77 km betragen.

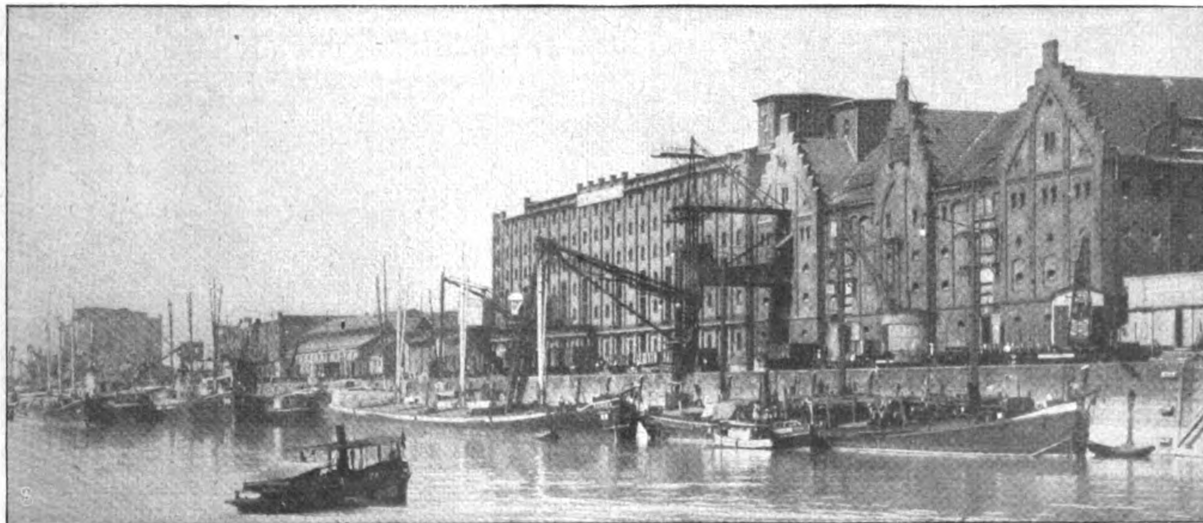
An Lagerungs- und Umschlagsvorrichtungen usw. stehen folgende zur Verfügung:

Im Staatshafen: 549,300 m Lagerungsfläche, 38 Werfthallen, 54 Lagerhäuser, 5475 m Kaimauern, 13,995 m Pflasterböschungen, 109 Kräne, 15 Getreideelevatoren, 1 Kohlenelevator, 3 Elektrizitätswerke, 111,3 km Eisenbahngleise mit Güterbahnhof, 20,1 km Straße mit Güterbahnhof.

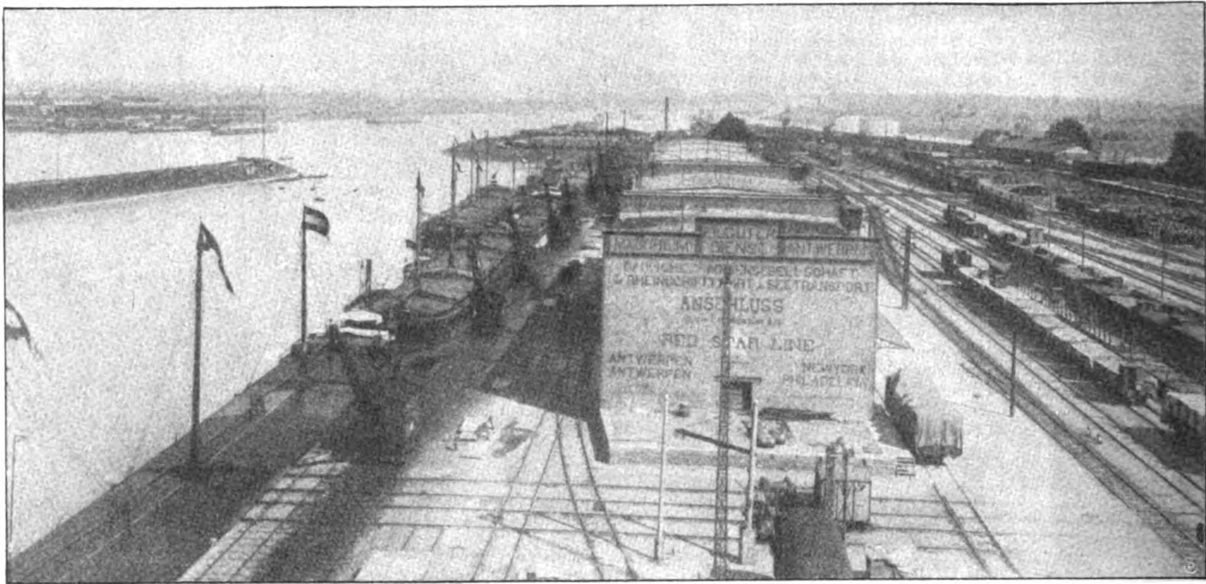
Im Industriehafen: 7.7 km nutzloses Ufer, 27 km Eisenbahngleise, 8.5 km Straßen, 11 Kräne, 3 Elevatoren, 3 Kohlenkipper, 7 Silos und Lagerhäuser, 1 Elektrizitätswerk.

Rheinau: 17 Verladebrücken, 14 Dampfkräne, 29 elektrische Kräne, 1 Kohlenelevator, 1 Getreideelevator, 1 Elektrizitätswerk, 60 km Länge der Eisenbahngleise, 3.8 km Länge der Hafenstraße, 10 km Länge der Zufahrtsstraße.

Die Wasserfläche des sehr ausbaufähigen Mannheimer Industriehafens beträgt 97 ha, sein Gesamtflächenraum 247 ha, wovon 103 ha Industrie- und Lagerplätze sind, die Wasserfläche des Rheinauhafens 36 ha, die zugehörige Landfläche 400 ha. Der Verbesserung der Umschlagseinrichtungen



Silospeicher am Mühlauhafen.



Blick auf den Rhein, Mühlauhafenmündung und Neckarmündung.

wird im Mannheimer Hafen nach wie vor die größte Aufmerksamkeit geschenkt, denn von Konkurrenten umringt, kann Mannheim auf dem Rheingold, das es gehoben, nicht wie Fafner liegen und es besitzen, sondern muß seine Verkehrsstellung täglich neu zu behaupten und verlorene Absatzgebiete wieder zu erobern suchen. Auch vom badischen Staat sind in den Etat 1912-13 über 1½ Mill. M. für diese Zwecke eingestellt.

Bis zum Jahre 1908 ist der Mannheimer Hafenverkehr, wie in nachstehender kleiner Tabelle gezeigt, gewaltig gestiegen, seitdem zeigt die Ziffer einen Rückgang, der nicht nur durch die neue Binnenschiffahrtsstatistik verursacht ist, welche den Umschlag von Schiff zu Schiff nicht mehr berücksichtigt, sondern auch durch den Wettbewerb der oberrheinischen Schiffahrtsplätze.

Uebrigens hat im Jahre 1912 der Verkehr wieder eine Zunahme erfahren.

Der Gesamtverkehr Mannheims hat betragen in den Jahren:

	Hafenverkehr	Bahnverkehr	Gesamtverkehr	Prozent
1855	0.19	0.13	0.32	100
1860	0.24	0.22	0.46	143.7
1865	0.37	0.47	0.84	262.5
1870	0.41	0.34	0.75	233.7
1875	0.77	0.77	1.54	481.2
1880	0.96	0.80	1.76	550.0
1885	1.71	1.42	3.13	978.1
1890	2.68	2.34	5.02	1568.7
1895	3.28	3.25	6.53	2040.6
1900	5.88	4.91	10.79	3371.9
1905	6.95	5.32	12.27	3834.2
1906	6.96	5.84	12.80	4000.0
1907	7.93	6.81	14.70	4593.7
1908	7.81	6.0	13.81	4315.6
1909	7.38	6.15	13.53	4228.1
1910	6.73	6.05	12.78	3993.7
1911	6.52	6.90	13.42	4193.7

Vergleichszahlen über die Verkehrsentwicklung.

Gesamtverkehr in Millionen t:

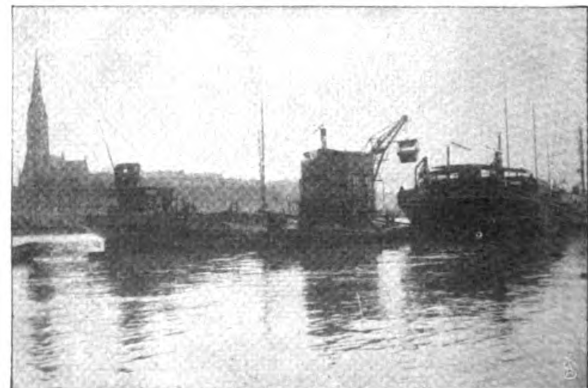
zu	1855	1860	1870	1880	1890	1900	1910	Höchststand
Wasser:	0.19	0.24	0.41	0.96	2.68	5.88	6.73	1907: 7.93
per Bahn:	0.13	0.22	0.34	0.80	2.34	4.91	6.05	1911: 6.90
zusamm.:	0.32	0.46	0.75	1.76	5.02	10.79	12.78	1907: 14.70
Zunahme:	1	1.4	2.3	5.4	15.6	37.7	39.9	1907: 45.9

Der Wasserverkehr von Mannheim-Ludwigshafen-Rheinau übertrifft den der östlichen Wasserstraßen, des Odergebiets, des Weser-Emsgebiets zusammen bedeutend und beträgt gut die Hälfte des statistisch nachgewiesenen Elbeverkehrs. Sein Gesamtverkehr hat sich in 50 Jahren mehr als vervierzigfacht, sein Umschlag in weniger als 40 Jahren verdreißigfacht.

Die Verkehrsstatistik der wichtigsten Artikel hier aufzuführen, würde bei der Knappheit des Raumes zu weit führen. Es sei in dieser Beziehung auf des Verfassers Schrift: „Zahlenbelege zur wirtschaftlichen Entwicklung und Bedeutung Mannheims, dem Deutschen Handelstag gewidmet zu seinem fünfzigjährigen Jubiläum von der Handelskammer für den Kreis Mannheim 1911" S. 41—48, verwiesen.



Betrieb am Neckarufer.



Kranschiffe zum Leichtern am Neckar.

Im Jahre 1908 war der Gesamtverkehr in Millionen Doppelzentnern: 55.3 Steinkohlen und Koks, 11.8 Getreide, 8.2 davon Weizen allein, 6.1 Holz, 4.2 Salz, 3.5 Eisen und Eisenwaren, 2.5 Petroleum, 2.2 Zement, 1.2 Oele, 1.1 Mehl und Mühlenfabrikate, 1.0 Harz, 1.0 Oelsaaten, 0.9 Papier- und Pappwaren, 0.7 Maschinen und Maschinenteile, 0.3 Tabak und Tabakfabrikate, 0.2 Reis.

Die größte Konzentration der Binnenschiffahrt am Rhein, abgesehen vom Kohlenkontor, dessen Personal übrigens zu mehr als einem Drittel in Mannheim beschäftigt ist, ist hier erreicht. An Zahl und Tragfähigkeit der Schiffskähne rangieren drei Mannheimer Gesellschaften mit zwei Kohlenreedereien unter den fünf ersten Rheinschiffahrtsgesellschaften.

Ein Seehafen im Binnenland ist Mannheim oft genannt worden. Die neue Binnenschiffahrtsstatistik ermöglicht, den Beweis hierfür ziffernmäßig anzutreten. Der viel berufene Rhein—Seeverkehr ohne Umladung in Rotterdam, der in der Hauptsache bis Köln geht, betrug im Jahre 1911 304,000 t. Mannheim-Rheinaus internationaler Wasserverkehr, der in der Hauptsache Ueberseeverkehr mit ausländischen und deutschen Seehäfen ist, betrug im gleichen Jahr dagegen 2,425,000 t oder nach alter Rechnung 48½ Millionen Zentner. 36 Prozent der Gesamtwasserzufuhr und 45 Proz. des Wasserversands Mannheims sind Auslandsverkehr. In Mannheim allein betrug die Wassereinfuhr aus dem Auslande 44.3 Proz. der Gesamtwasserzufuhr, in Rheinau mit seinem überwiegenden Kohlenverkehr 12.4 Proz., die Ausfuhr in Mannheim 47.3 Proz., in Rheinau 30.9 Proz. des Gesamtabgangs. Vom Gesamtwasserverkehr Mannheim-Rheinau entfielen somit 37.1 Proz. auf den Auslandsverkehr. Die Gesamtzufuhr von Mannheim-Rheinau aus dem Ausland betrug 12 Proz. des Gesamtverkehrs über die deutsch-niederländische Grenze, der Gesamtverkehr von Mannheim-Rheinau (Inlands- und Auslandsverkehr) betrug 12 Proz. des deutschen und 7.7 Proz. des gesamten Rheinverkehrs. Einen weiteren interessanten Vergleich ergeben die Ziffern über die Auslandszufuhr der Häfen Mannheim-Rheinau und Duisburg-Ruhrort. Danach betrug 1911 in 1000 t

die Auslandszufuhr in Mannheim-Rheinau	21.05
in Duisburg-Ruhrort	60.57

Die von diesen Gütern zurückgelegten Tonnenkilometer betrugen jedoch in Millionen

bei Mannheim-Rheinau	1202
bei Duisburg-Ruhrort	1326

Die Gesamtzufuhr zu Berg nach Mannheim-Rheinau ist mit 5,608,000 t allein an Tonnenzahl fast so groß wie von Duisburg mit 6,057,000 t. Tonnenkilometrisch übertrifft sie dieselbe erheblich.

97 Proz. der Petroleumzufuhr, 91 Proz. der Holzzufuhr, 82 Proz. der Getreide- und Mehlzufuhr zu Wasser, aber auch 38 Proz. der von Eisen, Erzen und Maschinen und 62 Proz. des Wasserversands an diesen letztgenannten Artikeln entfallen auf den Auslands-, in der Hauptsache Überseeverkehr.

Von den 4.3 Mill. Tonnen Bahnversand aus dem Verkehrsbezirk 34 (Mannheim-Rheinau-Ludwigshafen) gingen im Jahre 1911 787,314 t oder 18 Proz. ins Ausland, davon wieder 712,485 oder 91 Proz. des gesamten Auslandsverkehrs nach der Schweiz. Ueberdurchschnittlich ist der Auslandsversand von Getreide und Mehl mit 21 Proz. des gesamten Bahnversands, Kohle mit 23 Proz., Petroleum mit fast 24 Proz. Vom gesamten Auslandsverkehr (Zu- und Abfuhr) von 879,000 Tonnen entfielen 742,000 t allein auf die Schweiz. Dann kommen mit mehr als 10,000 t in weitem Abstand noch Oesterreich, Frankreich, Italien, Luxemburg, endlich mit wesentlich kleineren Posten Belgien, Holland, die Balkanländer, namentlich Rumänien, Rußland, Skandinavien und mit 16 t England, wohin der große Versand sich fast ausschließlich zu Wasser abspielt.

Die Hauptartikel der Einfuhr aus dem Ausland sind in Mannheim: Baumwolle, Baumwollabfälle, Blei-, Gerbrinde, Zement, Chemikalien und Drogen, Düngemittel, Eisen und Eisenwaren, Maschinen und Maschinenteile, Erze, insbesondere Schwefelkies, Farbhölzer, Getreide, Häute, Felle, Leder, Holz aus Europa und Uebersee, Jute, Kaffee, Lumpen, Mehl und Mühlenartikel, Oele, Tran, Talg, Oelkuchen, Papier, Petroleum, Reis, Stärke, Kohlen, Tabak, Teer, Pech, Torf, Wein, Wolle, Zucker und Farben.

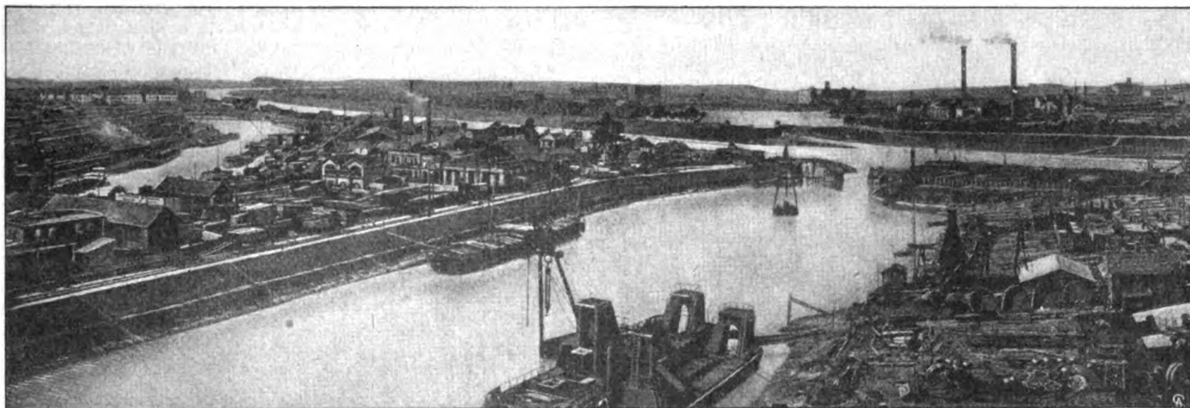
In Rheinau sind Artikel der Einfuhr außer Kohlen: Düngemittel, Teer, Pech und Rübenzucker.

Hauptartikel der Ausfuhr sind aus dem Hafen Mannheim: Baumwolle und Baumwollabfälle, Bier, Zement, Chemikalien und Drogen, Maschinen, Eisen und Stahldraht, kondensierte Milch, Glas und Glaswaren, Häute, Felle, Leder, Lumpen, Oele, Papier und Pappwaren, Salz, Polier-, Schleif- und Walzsteine, Tonwaren, Holzwaren und Möbel.

Aus dem Rheinauhafen: Zement, künstliche Düngemittel, Bitter- und Glaubersalz, Chemikalien und Drogen.

Inwieweit diese Verkehrsmengen auf die Bedeutung des Mannheimer Hafens und die Entwicklung des Handels und der Industrie in Mannheim und Rheinau miteingewirkt haben, das ist in anderen Artikeln dieser Nummer des näheren ausgeführt. Sind doch der städtische Industriehafen wie der Rheinauhafen entstanden, als die Angriffe auf Mannheims Verkehrsposition die Gefahr eines Rückgangs des Mannheimer Umschlagsverkehrs und damit einer Beeinträchtigung der Grundlage seiner bisherigen Entwicklung nahelegten, als andererseits die Entwicklung der Industrie in Mannheim das Bedürfnis nach käuflich zu erwerbendem Grund und Boden im Hafen steigerte. Sollte die industrielle Entwicklung Mannheims gefördert und durch Heranziehung weiterer Industrien der Rückgang des Umschlagsverkehrs wettgemacht werden, so bedurfte es der Entwicklung eines großen Geländes am Wasser. Von welcher Größe das erschlossene Gelände ist, zeigen die Ziffern am Anfang des Artikels.

Aber nicht nur die unmittelbar an der Wasserstraße gelegenen Plätze Mannheim-Ludwigshafen-Rheinau verdanken unermeßlichen Segen dem freien Rheinstrom, sondern, wie ein Württemberger es ausgesprochen hat: Ganz Süddeutschland, Baden, Württemberg und auch Bayern, haben ihre industrielle Entwicklung, ihren Aufschwung der Möglichkeit zu verdanken, daß auf dem Rhein zu einigermaßen erträglichen Preisen Rohstoffe, vor allem die Kohlen, die für die Textil- und Eisenindustrie notwendigen Rohprodukte und das für die Volksernährung erforderliche Getreide herbeigeschafft werden können.



Blick auf Verbindungskanal, Neckar, Industriehafen und Binnenhafen, links im Hintergrund der Rhein.





MANNHEIMS INDUSTRIEN

VON SYNDIKUS DR. M. C. GÉRARD.

Die äußeren Bedingungen zu einem kräftigen Wachstum der Industrie sind in Mannheim in vollem Maße gegeben. Der Beschaffung und organischen Verbindung der Produktionsfaktoren stehen keinerlei Schwierigkeiten entgegen. Durch die ausgezeichnet günstige Verkehrslage an der Mündung des Neckars in den Rhein, noch vervollkommnet durch geräumige, zweckmäßig eingerichtete Hafenanlagen, ist der Bezug von Roh- und Hilfsstoffen erleichtert und verbilligt. Zahlreiche Bahnverbindungen ermöglichen die Heranziehung von Arbeitskräften aus der dicht bevölkerten Umgebung. Ein mit großen Mitteln ausgestattetes, von weit blickenden Volkswirten geleitetes Bankwesen macht es sich zur Pflicht, jedes auf gesunder Grundlage ruhende Unternehmen durch ausreichend bemessenen Kredit nachhaltig zu unterstützen. Und schließlich schafft das frisch pulsierende geistige und gesellschaftliche Leben Mannheims mit den mannigfaltigen Anregungen, die es der schöpferischen Arbeitet bietet, eine Atmosphäre, in der auch die technische Idee ihre Geburts- und Heimstätte findet.

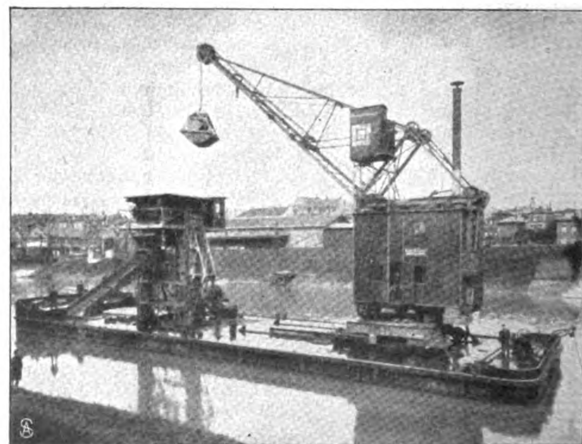
Dazu kommt, daß eine auf der Höhe ihrer wirtschaftlichen und sozialen Aufgabe stehende Stadtverwaltung planmäßig darauf bedacht ist, der industriellen Entwicklung die Wege zu ebnen. Wohlfeiles Gelände mit Wasser- und Bahnanschluß steht in jedem Umfang zur Verfügung; der Bau von Arbeiter-Wohnungen, die Eigenheim- und Gartenstadt-Bewegung werden allen Hindernissen zum Trotz beharrlich und erfolgreich gefördert; die Verdichtung des Kleinbahnnetzes ist in der Ausführung begriffen; ein mustergültiges Schulwesen sorgt für die Vorbildung tüchtiger Arbeiter und Angestellter, und eine ganze Reihe vortrefflicher kommunaler Einrichtungen übt auch auf größere Entfernungen hin auf die Arbeiter-Bevölkerung eine unverkennbare Anziehungskraft aus.

Doch so schätzenswert, ja unentbehrlich diese äußeren Bedingungen auch sind, die innere Ursache für die solide Fundamentierung und die rasche machtvolle Entfaltung der Mannheimer Industrie ist in dem kühnen Unternehmungsgeist und dem rastlosen Schaffen einer Anzahl hervorragend begabter, zum Teil sogar genialer Persönlichkeiten zu suchen, die sich die Organisation der gewerblichen Güterproduktion zur Lebensaufgabe gestellt. Nicht das Glück — wie so manche meinen — hat sie emporgetragen, sondern die eigene Kraft! Auch sie hatten — namentlich in den ersten Zeiten ihres Wirkens — mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen, auch ihnen hat der dornenvolle Beruf des Unternehmertums schwere Sorgen, Enttäuschungen, Mißerfolge und gefahrdrohende Konjunktur-Rückschläge nicht erspart. Aber eiserne Energie, zähe Ausdauer, das Bewußtsein, das Richtige zu wollen, und die schwierige Kunst, Menschen und Verhältnisse zu begreifen und sie sich dienstbar zu machen, halfen ihnen über alle Ungunst von Zeit und Umständen hinweg und setzten sie in den Stand, nicht bloß die eigenen Unternehmungen zur Blüte zu bringen, sondern auch dem ganzen Erwerbsleben neue Impulse zu geben. An dem Schaffen und den Erfolgen dieser Männer tritt es so recht zutage, daß der mächtige Hebel der wirtschaftlichen Güter-Erzeugung eben doch in der organisatorischen Arbeit eines seiner Verantwortlichkeit bewußten Unternehmertums zu erblicken ist, das es versteht, die Produktionsfaktoren planmäßig zu kombinieren und ihnen den von den Erfordernissen der Volks- und Weltwirtschaft erheischten Zweck zu setzen.

Hatten diese Organisatoren unserer Industrie auch zunächst nur das eigene Erwerbs-Interesse im Auge gehabt, so wuchsen sie doch mit ihren höheren Zwecken. Die Arbeit, besonders die schöpferische und organisatorische Arbeit ist geeignet, schaffensfreudige Persönlichkeiten zu beglücken und zu veredeln. Sie hebt sie schließlich über das alltägliche Jagen nach dem Mammon hinaus und läßt sie ihre Tätigkeit gewissermaßen als Ausübung eines volkswirtschaftlichen Amtes auffassen. Der Gelderwerb hört auf, Endzweck ihres Strebens zu sein; er wird vielmehr zum Mittel, um das als Produktionsfaktor unentbehrliche Kapital zu beschaffen. Zur Hauptsache wird ihnen die Ausdehnung und Höherentwicklung ihrer Betriebe, und das Ziel ihres Ehrgeizes besteht vor allem darin, volks- und weltwirtschaftliche Bedürfnisse zu befriedigen, den Ruhm deutschen Gewerbefleißes über Länder und Meere zu tragen und einem Heer von Arbeitern und Angestellten lohnende Verdienstgelegenheit zu schaffen. Wollte heute ein zweiter Altmeister Goethe nach einer Persönlichkeit Umschau halten, in der sich die Faustidee der modernen Lebensgestaltung entsprechend verkörpert, nach einem Manne, der die Naturgewalten in den Dienst menschlicher Zwecke zwingt, der aber nicht im Sinnengenuß, sondern im Anblick der von ihm selbst angeordneten, Werte schaffenden Arbeit den höchsten Augenblick des Daseins erlebt, er würde ihn nicht im stillen Heim des grübelnden Ge-



Elektrisch betriebener 20-tons-Vollportalkran.
Mohr & Federhaff, Mannheim.

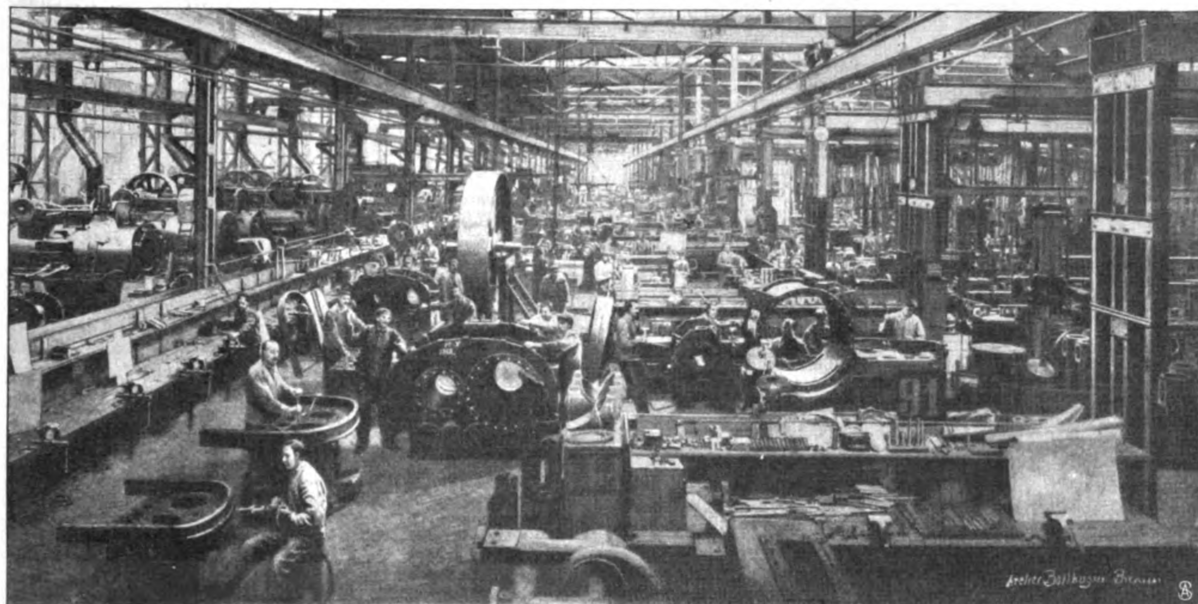


Fahrbarer Ponton-Dampfdrehkran.
Mohr & Federhaff, Mannheim.

lehrten, er würde ihn in der Arbeitsstätte des modernen Industriellen suchen, und er könnte ihn unter den Begründern der Mannheimer Großindustrie finden.

Alle anderen Branchen weit überragend, steht unsere Maschinenindustrie da und in ihr an erster Stelle die Firma Heinrich Lanz. Ihr Begründer hatte seine Erwerbstätigkeit im Jahre 1859 mit dem Vertrieb englischer landwirtschaftlicher Maschinen begonnen. Das Emporkommen der Industrie entzog damals der Landwirtschaft einen Teil ihrer Arbeitskräfte, und diese sah sich daher genötigt, auf tunlichste Verwendung von Maschinen bedacht zu sein. Indessen war die Fabrikation landwirtschaftlicher Geräte und Maschinen zu jener Zeit in Deutschland noch wenig entwickelt, und Heinrich Lanz erwarb sich deshalb um die deutsche Landwirtschaft ein nicht hoch genug zu schätzendes Verdienst, indem er ihr nicht bloß verbesserte Maschinen und Geräte zur Verfügung stellte, sondern auch das allgemeinere Verständnis für deren zweckdienlichen Gebrauch in ausgedehntem Maße weckte. Im Jahre 1860 errichtete er in einem kleinen Gartenhause eine Reparatur-Werkstätte, die anfangs nur zwei Arbeiter beschäftigte, sich jedoch schon nach wenigen Jahren zu einem größeren Betriebe mit Maschinenverwendung auswuchs. 1867 begann er mit einem Stamm von Werkführern und Arbeitern, die in den größten englischen Maschinenfabriken herangebildet waren, die eigene Fabrikation zunächst von Futterschneide-Maschinen und Hand- und Göpeldreschmaschinen. Von 1879 ab datiert die Herstellung von Dampfdreschmachinen und Lokomobilen, die nach und nach eine solche gewaltige Ausdehnung gewann, daß die Firma heute imstande ist, nicht weniger als 1500 Dampfdreschmaschinen und 2500 Lokomobilen im Jahre fertigzustellen. Weitere Spezialitäten der Firma sind Motordreschmaschinen, Landbaumotoren, Milchzentrifugen und andere kleinere landwirtschaftliche Maschinen.

Bei dieser ganzen umfassenden Produktion war es stets das erfolgreiche Bestreben der Firma, nicht bloß auf der Höhe der Technik zu stehen, sondern diese unablässig weiter zu entwickeln und bei allen Fortschritten, Verbesserungen und Vervollkommnungen an der Spitze zu marschieren. Kein Wunder, daß Heinrich Lanz auf dem deutschen Markte die fremde Einfuhr allmählich zurückdrängte und schließlich mit seinen Erzeugnissen auch den Weltmarkt eroberte. Nehmen wir heute eine Statistik des Außenhandels zur Hand, so finden wir, daß Deutschland an Dreschmaschinen mehr als sechsmal so viel ausführt, als es einführt, und daß es Dampflokomobilen nur im Werte von 700,000 Mark ein-, dagegen im Werte von 20 Millionen Mark ausführt — ein Resultat, zu dem die Firma Heinrich Lanz in erster Linie beigetragen hat. Ihre Fabrik, im Stadtteil Lindenhof gelegen, umfaßt ein Areal von 410,000 qm, wovon 188,481 qm überbaut sind. Davon entfallen auf die Lokomobilfabrik mit Kesselschmiede etwa 74,300 qm, auf die Fabrik landwirtschaftlicher Maschinen 46,400 qm, auf die Gießerei und Schmiede 28,000 qm. Drei elektrische Zentralen erzeugen die erforderliche Betriebskraft und Beleuchtung, ein Rangierbahnhof mit Normalspurgleisanlage von 15 km Länge und ein Telephonnetz mit 150 Anschlüssen dienen dem innern Verkehr. Die Firma verbraucht im Jahre an Eisen ungefähr 20,000 Tonnen und an Holz ungefähr 700 Bahnwagenladungen. Sie hat bis jetzt mehr als 31,000 Lokomobilen und ungefähr 20,000 große Dampfdreschmaschinen fertiggestellt, und ihre Gesamtproduktion an anderen Maschinen betrug Ende 1911 nicht weniger als 249,221 Häckselmaschinen, 178,462 Hand-, Göpel- und Motordreschmaschinen, 95,349 Göpel, 7265 Strohpressen, Strohbinder und Strohelevatoren und 100,436 verschiedene kleinere Maschinen (Milchzentrifugen usw.). Sie beschäftigt gegenwärtig 4400 Arbeiter, deren Jahreslohnsumme über 7 Millionen Mark beträgt, und nicht weniger als 800 kaufmännische und technische Beamte. Das sind Ziffern, die über die Leistungsfähigkeit und die Bedeutung der Firma eine beredte Sprache führen.

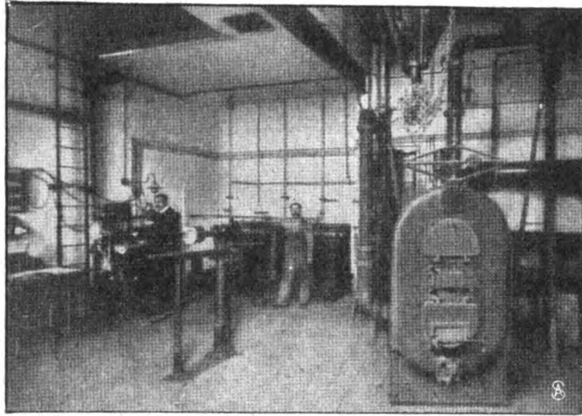


Detailschlosserei der Firma Heinrich Lanz, Mannheim.

Einen staunenswerten Aufschwung hat auch die Firma Benz & Cie., Rheinische Automobil- und Motorenfabrik A.-G., genommen. Im Jahre 1883 von dem Ingenieur Karl Benz gegründet, beschäftigte sie anfangs nur zwei Angestellte und 15 Arbeiter. Sie fabrizierte zunächst Gasmotoren für stationäre Kraftmaschinen und Benzinmotoren für Automobile; die Einführung der für die Betriebssicherheit so förderlichen Sauggasanlagen ist ihr Verdienst. Sehr bald wandte sie sich auch dem Bau von Luxuswagen und später von Nutzwagen zu. Gegenwärtig nimmt ihr Mannheimer Betrieb ein Gelände von 315,000 qm in Anspruch. In den mechanischen Werkstätten werden die Werkzeugmaschinen von sechs Sauggasanlagen mit einer normalen Leistung von 420 PS. angetrieben, während in den übrigen Werkstätten 30 Elektromotoren mit 350 PS. und in der Gießerei eine Sauggasanlage von 50 PS. zum Antrieb dienen. Eine eigene Zentrale mit einer Leistung von 1000 PS. erzeugt den Strom für die Elektromotoren und die Beleuchtung, und ein eigenes Wasserwerk ist imstande, 150 Kubikmeter pro Stunde zu fördern. Das Aktienkapital beträgt 16 Millionen Mark, die Reserve 3 Millionen und die Obligationsschuld 10 Millionen. Zurzeit beschäftigen die Benzwerke mehr als 500 Angestellte und etwa 6500 Arbeiter.

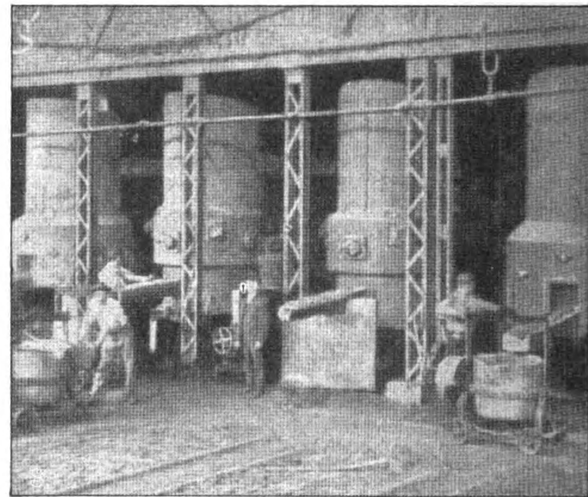
Ihre Produktion hat damit einen Umfang erreicht, der denjenigen jeder anderen Automobilfabrik Europas übertrifft.

Unter den Weltfirmen der hiesigen Maschinenbranche wäre sodann die Firma Bopp & Reuther zu nennen. Auch sie fing klein an. Bei ihrer Gründung im Jahre 1872 konnte sie nur zehn Arbeiter und eine Dampfmaschine von 8 PS. in ihren Dienst stellen. Heute beschäftigt sie 150 Angestellte und 1350 Arbeiter, und ihre Betriebsmaschinen weisen eine Leistung von 1000 PS. auf. Ihre Produktion erstreckt sich hauptsächlich auf Armaturen für Wasser-,



Versuchstation I für heiztechnische Ermittelungen.
Strebelwerk, Mannheim.

Gas- und Dampfleitungen, Pumpen, Wassermesser und Gießereimaschinen. Die Höhe ihrer Leistungsfähigkeit ergibt sich aus der Tatsache, daß sie im vorigen Jahre 80,000 Absperrschieber für Wasser, Gas und Dampf, 1800 Ventilbrunnen, 137,000 Anbohrrohrschellen, 35,000 Ober- und Unterflurhydranten und 25,000 Wassermesser zu liefern vermochte. Ihr Absatzgebiet erstreckt sich über alle Erdteile. — Das jetzt so bedeutende Unternehmen der Firma Joseph Vögele entwickelte sich aus einer Schmiedewerkstätte. Ihr Begründer verstand es, in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts den durch den Eisenbahnbau neu entstandenen Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Er verlegte sich besonders auf die Herstellung von Weichen, Drehscheiben und Schiebebühnen, und später ging die Firma auch auf den Bau von Stellwerken, elektrischen Seilrangieranlagen, Spills, Rangierwinden. Seilförderanlagen, Waggonkippern, Waggonshebe- und -senkvorrichtungen und Benzinlokomotiven über. Vor etwa Jahresfrist hat sich der Firma die seit 1863 bestehende Mannheimer Eisengießerei- und Maschinenbau-A.-G. angegliedert und sich damit besonders den Bau von Zerkleinerungsmaschinen für Stein, Erz und Kohle sowie Ziegeleimaschinen zur Aufgabe gemacht. Außerdem fabriziert die Firma auch Apparate für die chemische Industrie und betreibt ein sehr leistungsfähiges Emaillierwerk, in dem Gefäße bis zu 20,000 Liter Inhalt emailliert werden können. Die Werke der Firma erheischen die Benutzung eines Terrains von etwa 110,000 qm. Die Zahl der Angestellten und Arbeiter beträgt gegen 1000, und der jährliche Versand hat bereits die Ziffer von 30,000 Tonnen erreicht. Am Rheinverkehr ist die Firma mit ungefähr 3.6 Millionen Tonnenkilometer pro Jahr beteiligt. — Die älteste hiesige Maschinenfabrik ist diejenige der Firma Mohr & Federhaff, deren Gründung bereits im Jahre 1802 durch den Zirkelschmied Johann Schweizer sen. erfolgte. Zunächst wurden Dezimal- und Zentesimalwagen jeder Größe, Fuhrwerkswagen und Vorrichtungen zum Ein- und Ausladen der Schiffe hergestellt. Einen großen Aufschwung nahm sie mit dem Eintritt Hermann Mohrs, der die Fabrikation auf Kräne, Transport- und Verladevorrichtungen aller Art, Aufzugsanlagen und Materialprüfungsmaschinen ausdehnte. Später wurde sie noch durch die Übernahme einer Eisengießerei erweitert. Gegenwärtig ist die Zahl des kaufmännischen und technischen Personals auf 140, die Zahl der Arbeiter auf 420 angewachsen. Die Verladeanlagen, die elektrisch betriebenen Kaikräne und Laufkräne, die Personen- und Lastenaufzüge der Firma sind in der ganzen Welt bekannt; nicht weniger als 50 Prozent ihrer Jahresproduktion gehen in das Ausland. In fast allen bedeutenderen Häfen aller Erdteile befinden sich die Fabrikate der Firma im täglichen Gebrauch; erst in letzter Zeit lieferte sie wieder 46 Kräne und 20 Aufzüge für den Hafen von Buenos-Aires. — Eine sehr rasche Entwicklung hat auch das erst im Jahre 1900 nach Mannheim übersiedelte Strebelwerk aufzuweisen. Es fabriziert Heizkessel jeder Größe, und zwar bis rund 3 qm Heizfläche den Rovakessel, dann Strebelkessel bis etwa 20 qm und Catenakessel bis über 240 qm. Seine Jahresproduktion hat sich bereits auf 2500 Kessel gesteigert, von denen ein großer Teil nach den anderen europäischen Ländern und über den Ozean ausgeführt wird. Es beschäftigt jetzt etwa 200 Angestellte und 1300 Arbeiter. — Die Schiffs- und Maschinenbau-Aktiengesellschaft, die früher ihren Sitz in Mainz hatte, vereinigte sich im Jahre 1893 mit der 1882 gegründeten Kesselschmiede und Schiffswerft von Bernhard Fischer und konzentrierte ihren gesamten Betrieb in Mannheim. Sie baut Schwimmbagger, Trocken- und Löffelbagger, Elevatoren, Kies-, Spül- und Transportanlagen, Dampf-, Last- und Motorschiffe, liefert aber auch Dampfkessel, Kesselschmiede-, Eisen- und Metallgußarbeiten. Ihre Hauptexportartikel sind Dampfbagger. Sie beschäftigt etwa 50 Angestellte und zeitweise bis zu 450 Arbeiter. — Die Unionwerke A. G. sind im Jahre 1904 durch die Vereinigung der drei Firmen: Fabrik technischer Apparate Heinrich Stockheim-Mannhein, Otto Fromme-Frankfurt a. M. und Aktiengesellschaft vorm. Hch. Gehrke & Co.-Berlin, entstanden. Sie fabrizieren als Spezialität Maschinen und Apparate für die Brauindustrie und Filtermasse für Bier, Wein und ähnliche Flüssigkeiten. Ihr Export erstreckt sich auf alle bierproduzierenden Länder. Etwa 700 Angestellte und Arbeiter stehen heute in ihrem Dienst. — Die Firma Esch & Co., die jetzt seit 26 Jahren besteht, hat in dieser Zeit ihre Arbeiterzahl von 13 auf 200 erhöht und beschäftigt außerdem 36 Beamte. Ihre Fabrikation umfaßt Dauerbrandöfen, Zentralluftheizungen und Stalleinrichtungen. Sie produziert im Jahre ungefähr 15,000 Öfen, von denen ein großer Teil nach dem Ausland exportiert wird. — Schließlich sei hier auch die Firma Alexander Heberer erwähnt, die Eisschränke, Kühlanlagen und Fernsprechzellen



Kupolöfen in der Gießerei.
Strebelwerk, Mannheim.

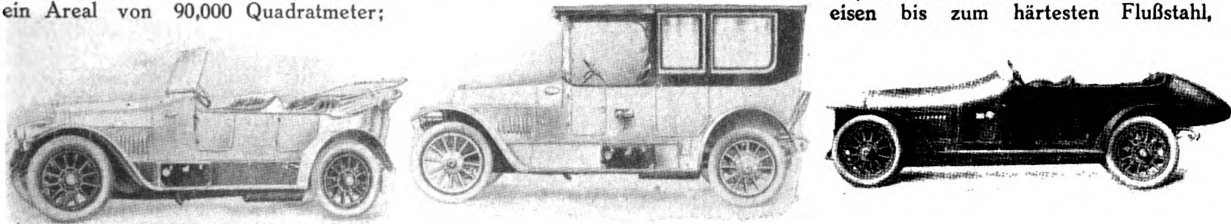
fabriziert und ihr Absatzgebiet auch nach den Nachbarländern und sogar nach Südamerika ausgedehnt hat. — Ferner die Draiswerke G. m. b. H., die besonders Knet- und Mischmaschinen, Rührwerke, Siebmaschinen, Farb- und Kugelmühlen bauen.

Erst in den letzten zwei Jahrzehnten entstanden, hat sich die elektrische Industrie doch schon kräftig entfaltet. Die Firma Brown Boveri & Cie. verlegte im Jahre 1900 ihren Sitz von Frankfurt a. M., wo sie seit sechs

Jahren bestanden hatte, nach Mannheim, um hier zunächst das städtische Elektrizitätswerk zu bauen. Sie betrieb anfangs nur die Fabrikation von elektrischen Maschinen und Apparaten für Starkstrom, nahm aber dann bald auch den Bau von Dampfturbinen auf, mit dem sie einen ganz ungewöhnlichen Erfolg erzielte. Sie arbeitet jetzt mit einem werbenden Kapital von 10½ Millionen Mark, ihre Hauptfabrik in dem Vorort Käfertal umfaßt ein Areal von 90,000 Quadratmeter; sie beschäftigt 415 Angestellte und 1650 Arbeiter, und ihre Produktion hat sich im letzten Jahre auf 5000 Tonnen im Werte von 10 Millionen Mark gesteigert. — Die Süddeutschen Kabelwerke, im Jahre 1898 unter Mitwirkung einer bedeutenden schweizerischen Kabelfabrik gegründet, konnten sich von Anfang an auf deren 20jährige Erfahrungen auf dem Gebiete der Kabeltechnik stützen und waren daher in der Lage, sofort Fabrikate von hervorragender Güte liefern zu können. Ihre erste größere Aufgabe, die Anlage des Kabelnetzes des Mannheimer Städtischen Elektrizitätswerks, lösten sie mit so gutem Erfolge, daß ihnen für viele deutsche und ausländische Elektrizitätswerke eine Reihe großer Kabellieferungen übertragen wurde. Neben der Fabrikation von Starkstrombleikabeln verlegten sie sich auf die Herstellung von Telephon- und Telegraphenkabeln für Post und Eisenbahn, für die sie nicht bloß bei deutschen, sondern auch bei ausländischen Post-, Telegraphen-, Eisenbahn- und Marinebehörden einen umfangreichen Absatz fanden. Später übernahm das Werk mehrere bedeutende Fabriken isolierter Drähte. Gegenwärtig betreibt die Firma in Mannheim zwei Fabriken, die eine in der Vorstadt Neckarau zur Herstellung von Bleikabeln, die andere im Industriehafen zur Herstellung von isolierten Drähten für alle elektrotechnischen Zwecke, mit eigener Gummifabrik und einer besonderen Abteilung für die Fabrikation feiner Seidendrähte und Lackdrähte für elektrische Apparate. Im ganzen beschäftigen die Kabelwerke 110 Angestellte und 600 Arbeiter. Infolge ihrer vielseitigen Fabrikation und umfangreichen leistungsfähigen Anlagen zählen sie zu den ersten Werken der Branche. Seit einigen Jahren sind sie durch Fusion mit dem Heddernheimer Kupferwerk verbunden, das über ein Aktienkapital von 9 Millionen Mark und über 4 Millionen Mark Obligationen verfügt.

Von den zahlreichen Betrieben, die sich mit der Metallverarbeitung beschäftigen, können nur die größeren hier hervorgehoben werden. Zunächst das Stahlwerk Mannheim, das, im Jahre 1899 gegründet, mit zwei basischen Siemens-Martin-Öfen von je 15 Tonnen Ausbringen, mit schweren Dampfhämmern und einer dampfhydraulischen Presse von 1000 Tonnen Druckwirkung ausgestattet ist. Seine Haupterzeugnisse sind Stahlformguß- und Schmiedestücke aller Art in jeder gewünschten Qualität, das heißt vom weichsten Flußeisen bis zum härtesten Flußstahl, und außerdem komplette Armaturen für hohen Dampf- und Wasserdruck. Eine Besonderheit seiner Fabrikation bilden komplette Stahlgußturbinenschieber bis zu den größten Abmessungen. Es beschäftigt gegenwärtig ungefähr 450 Arbeiter. — Die A. G. für Eisen- und Bronze-Gießerei vormals Carl Flink, seit 1885 bestehend, stellte anfangs hauptsächlich Maschinenguß und Kanalisationsartikel her, ging aber dann auch zur Fabrikation von Eisenkonstruktionen, dekorativem Bauguß, Grabeinfriedigungen in Eisen und Bronze, von dekorativen Bronzen für Grabdenkmäler sowie von schmiedeeisernen Ladenfassaden über. Gegenwärtig werden im Jahre ungefähr 650 Tonnen Walzeisen verarbeitet und nahezu 6000 Tonnen Maschinenguß produziert. Nebenbei erfolgt auch noch die Fabrikation landwirtschaftlicher Maschinen und Apparate, wovon jährlich ungefähr 8000 Stück hergestellt werden, die zum großen Teil auch im Auslande Absatz finden. — Als älteste Firma dieser Branche sind Gebrüder Reuling zu nennen, die seit 1868 eine sehr leistungsfähige Eisen- und Metallgießerei betreiben. In ihren Kupolöfen werden Gußstücke im Gewichte bis zu 15 Tonnen hergestellt, während ihre Werkstätten für Armaturenfabrikation Absperrorgane bis zu 2000 mm l. W. liefern können. Außerdem werden große Gefäße und komplette Einrichtungen für die chemische Industrie, besonders auch homogen verbleite Gefäße und Schlangen, ferner komplette Rohrleitungen für hohen Druck und überhitzten Dampf fabriziert. So hat die Firma u. a. die Rohrleitungen der Hauptmaschinenhalle in der Ausstellung Düsseldorf sowie diejenigen für die Weltausstellung Lüttich geliefert.

In rascher Entwicklung begriffen ist auch die Gummi- und Leder-Industrie. Die Rheinische Gummi- und Celluloidfabrik steht heute als eines der größten industriellen Unternehmen Badens da. 1873 gegründet, fabrizierte sie zunächst Hartgummi, Hartgummiwaren und -kämme, wandte sich aber später der Herstellung von Weichgummi, technischen Weichgummiartikeln und

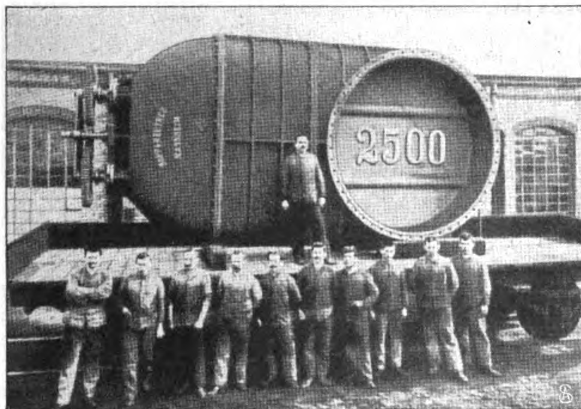


Großes Runabout. **Limousine.** **Rennwagen.**

Erzeugnisse von Benz & Cie., Rheinische Automobil- und Motorenfabrik A. G., Mannheim.

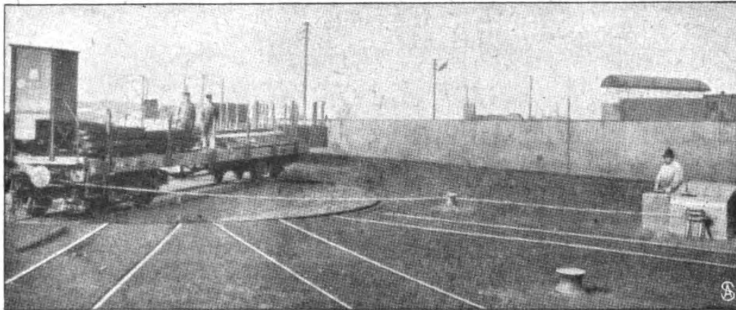


Brunnenversenkung.
Konstruktion v. Bopp & Reuther, Mannheim-Waldhof



Hochofengas-Schieber
von Bopp & Reuther, Mannheim-Waldhof.

Rohzelluloid zu, das mit der Zeit zum Hauptprodukt der umfangreichen Fabrikanlage wurde. Außer Zelluloidrohmaterial werden in ganz bedeutendem Maße Zelluloidkämme fabriziert, besonders nach einem neu patentierten Verfahren, das berufen erscheint, in dieser Branche geradezu eine Umwälzung hervorzubringen. Auch die Herstellung von Zelluloidpuppen wurde angegliedert und hierin innerhalb kurzer Zeit eine führende Stellung auf dem Weltmarkte

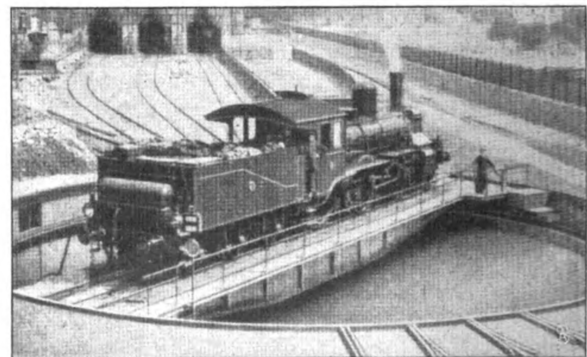


Durch Motor oder Transmission betätigte Rangierwinde
zum Rangieren von Zügen, Waggons und Schiffen, der Firma Joseph Vögele, Mannheim.

erobert. Neuerdings ist noch die Herstellung von Kunstseide nach dem Nitrozelluloseverfahren aufgenommen worden. — In weiterem Aufbau ist aus diesem Unternehmen die Fabrik wasserdichter Wäsche Lenel, Bensinger & Cie. herausgewachsen, die, seit 1886 im Betrieb, gegenwärtig allein 53 Beamte und 1200 Arbeiter beschäftigt und hauptsächlich Zelluloidwäsche, insbesondere Kragen, Manschetten und Vorhemden sowie Zelluloidtoilettenartikel, wie Spiegel, Bürsten, Dosen und außerdem Zelluloidbälle herstellt. Sie hat ihren Export nach allen Kulturstaaten der Welt ausgedehnt. Schließlich sei die Mannheimer Gummi-, Guttapercha- und Asbestfabrik hervorgehoben, die bereits auf ein nahezu 50jähriges Bestehen zurückblicken kann. Auch sie ging neben der Herstellung von Hartgummiwaren auf die technische Weichgummifabrikation in großem Stil über. Später wurde auch die Asbestfabrikation aufgenommen, in der heute alle einschlägigen Artikel von der gewöhnlichen Asbestpappe bis zu den feinsten Asbestfäden und dem feinsten Asbestgewebe hergestellt werden. Ihre Hartgummiabteilung entfaltet eine ganz besondere Leistungsfähigkeit in der Anfertigung von Pumpen, Rohrleitungen und Hähnen für Säureleitungen sowie in dem Überziehen von Eisenkörpern und Kesseln mit Hartgummi. Ihr Export erstreckt sich auf ganz Europa. — Nicht unerwähnt dürfen bleiben die Firma Etablissements Hutchinson, die Gummischuhe und Waren aus Weichgummi fabriziert, sowie die Mannheimer Gummistoffabrik Rode & Schwalenberg, deren Hauptartikel in Gummistoffen und Waren aus solchen bestehen. — Aus der Lederindustrie sei besonders die Firma Bosch & Gebhard hervorgehoben, die alle Arten von Ledertreibriemen lohgar und chromgar speziell Hauptantriebsriemen und Dynamoriemen fabriziert und sich dadurch bei ihren Abnehmern sehr gut eingeführt hat.

In der chemischen Industrie ist als älteste Firma der Verein chemischer Fabriken zu nennen, der seit 1854 besteht und sich besonders mit der Fabrikation von Soda und Säuren befaßt. — Einen Weltruf hat die seit 1872 nach Mannheim verlegte Firma C. F. Boehringer & Söhne besonders durch die erfolgreiche Tätigkeit ihres vor zwei Jahren verstorbenen Inhabers Dr. Friedrich Engelhorn erlangt. Der Hauptzweig ihrer Fabrikation ist das Chinin; doch wurde diese später auch auf Santonin und Äther, auf zahlreiche pharmazeutische Präparate und synthetischen Kampfer ausgedehnt. Die Firma verfügt gegenwärtig über 700 in- und ausländische Patente, beschäftigt 31 akademisch gebildete Chemiker und Ingenieure, 85 kaufmännische Beamte, 26 Techniker, 90 Handwerker und 425 Arbeiter. — Die Chemische Fabrik Lindenhof C. Weyl & Co. fabriziert hauptsächlich Benzol, Naphtha, Xylole, Toluole, Naphthalin, Kresole, Phenole, Pech und Öl. —Die Filialfabrik der Firma Kunheim & Cie. auf der Rheinau befaßt sich mit der Herstellung verschiedener Säuren und Salze sowie von Ammoniak, Borax, Salmiak, Salmiakgeist und Schwefelnatrium. — Die Chemische Fabrik Rhenania stellt besonders Schwefelsäure, Salzsäure, chlorsaures Kali, Chlorbarium, Salpetersäure und flüssigen Chlor her, ihre Hauptexportartikel sind schwefelsaures Natron und Chlorkalk. — Die Firma Adolf Krebs hat sich durch ihre berühmte Schuhcreme „Pilo" einen Namen gemacht. — Die Fettsäure- und Glyzerin-Fabrik verarbeitet im Jahre etwa 800 Doppelwaggons Fett und destilliert pro Jahr etwa 30,000 Doppelzentner Glyzerin. — Die Chemische Fabrik Manz & Gamber G. m. b. H. produziert hauptsächlich chemische Bleiprodukte und Chromfarben und die Firma Jacob Bitterich Lacke, Lack- und Ölfarben. — Die Sunlight Seifenfabrik G. m. b. H. betreibt die Produktion ihrer weltberühmten Ware in großem Stil.

Von jeher ein Zentrum für Tabakinteressen, war Mannheim im vorigen Jahrhundert der bedeutendste Markt für Inlandstabak. Auch heute noch übt es auf die Preisbildung den größten Einfluß aus und ist insbesondere für den Export von deutschem Tabak maßgebend. Die Tabakindustrie, die schon aus diesen Gründen in Mannheim den besten Boden fand, hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten stark entfaltet. Anfangs mehr der billigen und mittleren Fabrikation zugewandt, ist es ihr in der letzten Zeit infolge der unablässigen Bemühungen tüchtiger Fabrikleiter gelungen, auch in den besseren und besten Preislagen dank einer sorgfältigen Zusammensetzung der Qualitäten einen Namen zu bekommen. Heute steht das Mannheimer Zigarrenfabrikat mit an der Spitze der deutschen Qualitätsfabrikation und hat sich deshalb auch auf dem Weltmarkt durchzusetzen vermocht. Eine der ältesten Rauchtabak- und Zigarrenfabriken ist die Firma A. H. Thorbecke & Co., die schon 1790 von Holland nach Deutschland verlegt, seit 1812 hier ansässig ist. In der deutschen Rauchtabakfabrikation nimmt sie eine führende Stellung ein und seit Mitte des vorigen Jahrhunderts betreibt sie auch die Zigarrenfabrikation besonders in den besseren Preislagen. Von bedeutenden Firmen, die sich besonders der Herstellung feinerer Sorten mit großem Erfolge widmen, sind noch zu erwähnen: Gebrüder Mayer, Arnheim & Dinkelspiel, S. Simon & Cie., J. Reiß sowie Brunner & Schweitzer. Alle diese Firmen betreiben

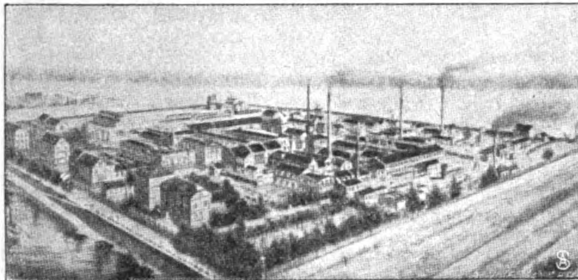


Drehscheibe für Lokomotiven
in einer der vielen Ausführungen der Firma Joseph Vögele, Mannheim.

eine ganze Anzahl auswärtiger Filialen, haben aber ihre Hauptbetriebe und in der Regel auch ihre Sortiererei in Mannheim.

In der Papier-Industrie hat sich die Zellstoff-Fabrik Waldhof in kurzer Zeit einen Weltruf erworben. Mitte 1884 gegründet, begann sie mit einer Produktionsfähigkeit von täglich 20 Tonnen gebleichtem und ungebleichtem Zellstoff. Sie war jedoch sehr bald zu derartigen Erweiterungen genötigt, daß sie jetzt pro Tag 300

Tonnen trockenen Zellstoff, wovon 230 Tonnen vollgebleichte Ware sind, herzustellen vermag. Ihr Aktienkapital beträgt 25 Millionen Mark, und sie beschäftigt zurzeit etwa 130 Beamte und 1600 Arbeiter. Ihre Fabrikanlage auf dem Waldhof erstreckt sich über ein Areal von 615,981 qm. Außer dem Zellstoff zur Papierfabrikation stellt sie auch Spezialitäten her, die zur Fabrikation von rauchlosem Pulver, künstlicher Seide und Verbandwatte dienen. — Ein Tochterunternehmen ist die Papyrus-A. G., die sich die Papierproduktion zur Aufgabe gemacht hat. — Außerdem fabriziert die Rheinische Papiermanufaktur Hermann Krebs moderne dessinierte, geprägte und gekreppte Papiere. — Mit der Verarbeitung von Lumpen zur Papierfabrikation beschäftigt sich die Firma Marx Maier, die, im Jahre 1845 in Altdorf gegründet, vor 20 Jahren hierher übersiedelte und ihren Betrieb nach und nach derart ausdehnte, daß sie jetzt 30 Angestellte und 500 Arbeiter in ihren Diensten hat. Ihre heutige Produktion beträgt jährlich etwa 32,000 Tonnen. Ihre Rohstoffe importiert sie aus fast allen Erdteilen, während für ihren Export vorwiegend Amerika in Betracht kommt.

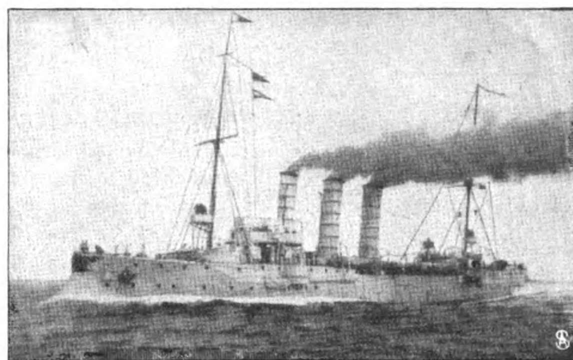


Fabrikansicht der Firma Boehringer & Söhne,
Mannheim-Waldhof.

Die günstige geographische Lage Mannheims hat natürlich auch auf die Mühlen-Industrie eine große Anziehungskraft ausgeübt. H. Hildebrand & Söhne sind von Weinheim, Werner & Nicola von Neckargemünd und die Pfälzischen Mühlenwerke von Schifferstadt hierher übergesiedelt, während die Erste Mannheimer Dampfmühle von Ed. Kauffmann Söhne im Jahre 1883 und die Rheinmühlenwerke 1897 hier errichtet wurden. H. Hildebrand & Söhne vermahlen im Jahre 1.2 Millionen Sack Weizen und Gerste, während Werner & Nicola sowie die Rheinmühlenwerke eine Tagesleistung von etwa 3000 Sack aufzuweisen haben. — Von der übrigen Nahrungsmittel-Industrie ist besonders der Verein Deutscher Ölfabriken hervorzuheben, der mit einem Aktienkapital von 12 Millionen Mark arbeitet und in seiner hiesigen Zentrale nebst sechs auswärtigen Filialen etwa 700 Personen beschäftigt. Er verarbeitet im Jahr ein Quantum von mehr als 100,000 Tonnen Ölsaaten zu Speiseölen, wovon besonders Sesamöl und Erdnußöl nach dem Auslande exportiert werden. — Das Brauereigewerbe hat ebenfalls in Mannheim eine große Ausdehnung gewonnen. Die Brauereigesellschaft Eichbaum, die seit 1864 besteht, verbraucht im Jahr etwa 45,000 Zentner Malz, die in einer eigenen pneumatischen Mälzerei hergestellt werden. Außerdem sind zu nennen: die Mannheimer Actienbrauerei Löwenkeller, die Bierbrauerei Durlacher Hof A. G., die Badische Brauerei und H. J. Rau. — In der Essigfabrikation hat sich seit länger als einem halben Jahrhundert die Firma J. Louis Haas einen Namen gemacht; außer gewöhnlichem Speiseessig stellt sie auch die feineren Essige, Essigsprit sowie Senf her.

Als Hauptplatz für den Holzhandel konnte Mannheim auch der Holzindustrie besonders günstige Existenzbedingungen bieten. Die Säge- und Hobelwerke der Firma Otto Jansohn & Co., von Allstadt & Mayer und Dreyfus & Mayer-Dinkel sind durch ihre Leistungen rühmlich bekannt. — Die seit 1836 bestehende Hof-Möbelfabrik L. J. Peter hat es verstanden, durch die solide Ausführung und die geschmackvolle Form ihrer Erzeugnisse nicht bloß in ganz Deutschland, sondern sogar in Frankreich und der Schweiz wie in Südamerika sich ein weites Absatzgebiet zu schaffen. — Die Erste Mannheimer Holztypenfabrik Sachs & Co. besteht seit 1861; der Hauptzweig ihrer Fabrikation ist die Anfertigung von Holztypen für die Plakatdruckerei, außerdem werden Druckwalzen für die Tapetenfabrikation sowie Schriftkasten und Regale für Druckereien hergestellt.

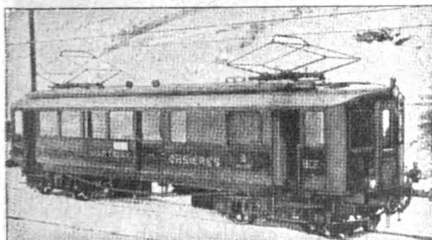
Die Textilbranche ist in Mannheim durch die Süddeutsche Jute-Industrie vertreten. Dieses umfangreiche Werk, das ungefähr 1200 Arbeiter beschäftigt, hat eine Tagesproduktion von 2½ Doppelwaggons Garne, 50,000 qm Gewebe und etwa 25,000 Säcken aufzuweisen. — Einen sehr raschen Aufschwung hat die Firma Koppel & Temmler genommen, die täglich ungefähr 80,000 qm Jutefabrikate, insbesondere Säcke, Packleinen und Segeltuche, anfertigt und deren Gesamtproduktion im Jahre einen Wert von etwa 5 Millionen Mark erreicht.



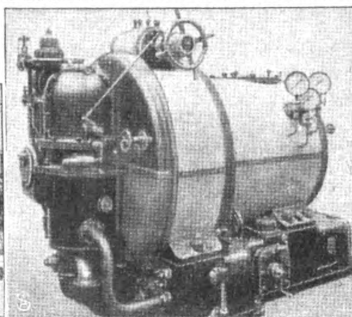
Deutscher Kreuzer „Lübeck",
ausgerüstet mit Brown-Boveri-Parsons-Dampfturbinen.

Im Bekleidungsgewerbe ragt die Korsettfabrik von Eug. & Herm. Herbst besonders hervor. 1885 in Rappenau gegründet, wurde sie drei Jahre später nach Mannheim verlegt. Ihre Arbeiterzahl stieg inzwischen auf 700 Personen. Ihre Produktion stieg jedoch in

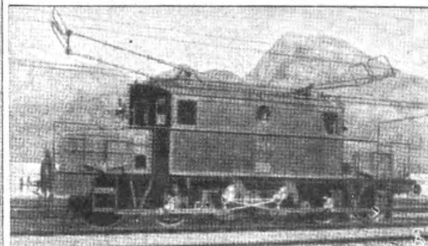
Brown, Boveri & Cie. A.-G., Mannheim-Käferthal.



Normalspurige Einphasen-Wechselstrombahn.
Martigny-Orsières. — Brown, Boveri & Cie. A.-G.



Brown-Boveri-Parsons-Dampfturbine
z. direkt. Antrieb v. Schiffsbeleuchtungsdynamos.



Drehstrom-Lokomotive von Brown, Boveri & Cie. A.-G.
Schweizerische Bundesbahnen.

weit höherem Maße, weil inzwischen die sog. amerikanische geteilte Arbeitsweise eingeführt wurde und eine Reihe außerordentlich praktischer, namentlich amerikanischer Maschinen zur Verwendung gelangte. Sie hat jetzt einen Absatz von jährlich über einer Million Stück Korsetts.

Von sonstigen industriellen Betrieben ist hier zunächst die Spiegel-Manufactur Waldhof zu erwähnen, die, seit 1852 bestehend, sich hauptsächlich mit der Herstellung von belegtem und unbelegtem Spiegelglas befaßt. Seit einigen Jahren fabriziert sie auch verschiedene Sorten dünnes Rohglas mit und ohne Drahteinlage sowie Ornament- und Kathedralglas zu Dekorationszwecken. Ungefähr ein Viertel der Gesamtproduktion wird nach den Nachbarstaaten und nach Amerika exportiert. Die Zahl der beschäftigten Angestellten und Arbeiter beläuft sich auf 425. — Die A. G. für Seilindustrie vorm. Ferd. Wolff fabriziert Hanf- und Drahtseile aller Art. — Unter den Buch- und Zeitungsdruckereien ist besonders die Dr. H. Haas'sche Buchdruckerei G. m. b. H. mit 35 Angestellten und 271 Arbeitern hervorzuheben. Außerdem sind zu erwähnen die Mannheimer Vereinsdruckerei und die Hofbuchdruckerei Max Hahn & Co. — Mit der maschinellen Bearbeitung von Bettfedern und Daunen befaßt sich die Firma M. Kahn Söhne, die außer in Deutschland auch in Frankreich, der Schweiz, Italien, Belgien, Holland und England ihr Absatzgebiet gefunden hat.

Schon dieses verhältnismäßig knappe Tatsachenmaterial beweist, welch' hohe volks- und weltwirtschaftliche Bedeutung der Mannheimer Industrie zukommt. Ihr umfangreicher und vielseitiger Export, zu dessen Hebung übrigens neben dem weitschauenden Unternehmungsgeist zahlreicher Einzelfirmen auch die umsichtige Tätigkeit des Süddeutschen Exportvereins wesentlich beiträgt. hat, wie ohne Überhebung gesagt werden darf, dem deutschen Namen in allen Kulturländern Ehre gemacht. Und wenn einst, was kürzlich einer unserer hervorragendsten Volkswirte mit prophetischem Blicke ankündigte, Deutschland gezwungen sein wird, seinen Befähigungsnachweis als führende wirtschaftliche Macht Europas zu erbringen, dann werden die Leistungen der Mannheimer Industrie nicht wirkungslos ins Gewicht fallen.



DIE FREMDENINDUSTRIE IM GROSSHERZOGTUM BADEN



VON BÜRGERMEISTER DE PELLEGRINI (TRIBERG).

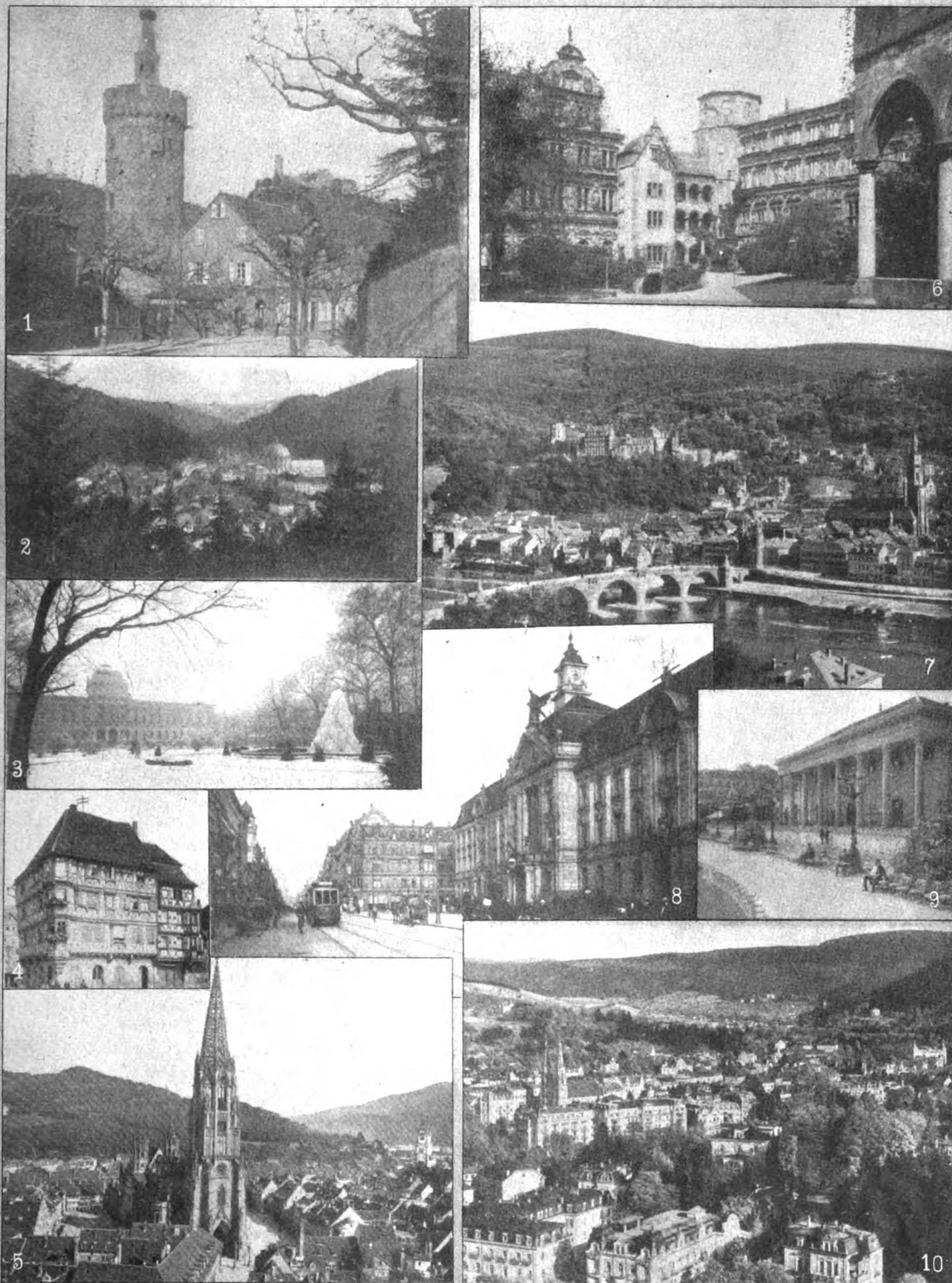
„Fremdenindustrie", eine komisch klingende Bezeichnung, eigentlich ein recht undeutlicher Ausdruck, ist in unseren Tagen zum vielgebrauchten Schlagwort geworden. Bis vor wenigen Jahrzehnten dachte man nur an das Gastwirtsgewerbe, an die sogenannte „Hotelerie", wenn man jene Kreise meinte, deren Beruf es oblag, den Reisenden zu dienen. Die Wirte, bei denen die Reisenden, einkehrend, ihr Geld ausgaben, betrachtete man als den einzigen Stand, der Vorteil und Nutzen aus dem Reisen zog. Heute noch gibt es, selbst in bevorzugten Kurorten, Leute genug, die solche Anschauung beibehalten haben. Andere, denen nur wenig oder gar keine Berechtigung zukommt, möchten mit aller Gewalt, von heute auf morgen, Fremdenverkehr an sich locken, von dem sie sich alles Heil und eine völlige Umwälzung ihrer Verhältnisse versprechen. Beide Teile kennen weder die Voraussetzungen des Fremdenverkehrs, noch den Begriff Fremdenindustrie. Der Fremdenverkehr wälzt sich brausend wie ein reißender Strom dahin, wo die mannigfaltigsten Vorbedingungen, die er stellt, in reichstem Maße erfüllt sind; mühsam schleicht und keucht er bergauf zu den Stätten, die ihm nicht genügend vorbereitet erscheinen, oder an denen er keinen Gefallen finden kann.

Wer nun wird diesen Vorbedingungen gerecht? Die Fremdenindustrie im weitesten Sinne des Wortes: das sind alle jene Kräfte, die zusammenwirken, den Verkehr der Reisenden in eine Stadt oder eine Landschaftsgegend zu ermöglichen und zu erleichtern, Reiselustige dahin zu ziehen, dem Reisenden alle Bedürfnisse des Lebens, auch außerhalb seines Heimes, zu befriedigen.

Die Herrlichkeit der Natur mit ihren köstlichen Gaben ist der Fremdenindustrie zwar die einflußreichste und uneigennützigste Helferin; ohne menschliche Kräfte, die ihn fördern, kann aber kein Fremdenverkehr gedeihen. Das in tropischer Pracht schimmernde Eiland, mag es noch so nahe sein, bleibt ewig verschlossen, wenn kein Schiff hinüberleitet. Die weltferne, tote Einsamkeit der eisstrahlenden Alpenhäupter, sonst nur von wenigen Glücklichen auf gefahrvollem Aufstieg erkämpft, ist jedem, auch dem Schwächling, spielend erreichbar, wenn die kunstvolle Bergbahn zu ihr emporführt. Das heilkräftige Herzblut der Erde ist als Therme, Sole, Stahlquelle zu schöpfen und sachkundig zu verabreichen, wenn Menschen an seine genesungspendende Stätte pilgern sollen. In Eisenbahnen, in denen er nach Belieben essen, schlafen kann, will der in weite Fernen Reisende mit Windeseile von Ort zu Ort rasen. Schmucke Dampfer, rasche Motorboote müssen die Ufer der Seen, die Ströme verbinden. Gutgepflegte Straßen, Einstellgelegenheiten, Werkstätten braucht der Motorfahrer. Der gemütvolle Wanderer fahndet, abseits der Fahrwege, nach freundlichen Pfaden, die Heide, Feld und Wald, träumerische Täler und sonnige Berge erschließen. Ruhebänke, lauschige Waldhütten, labende Brunnen, Aussichtstürme erfreuen ihn.

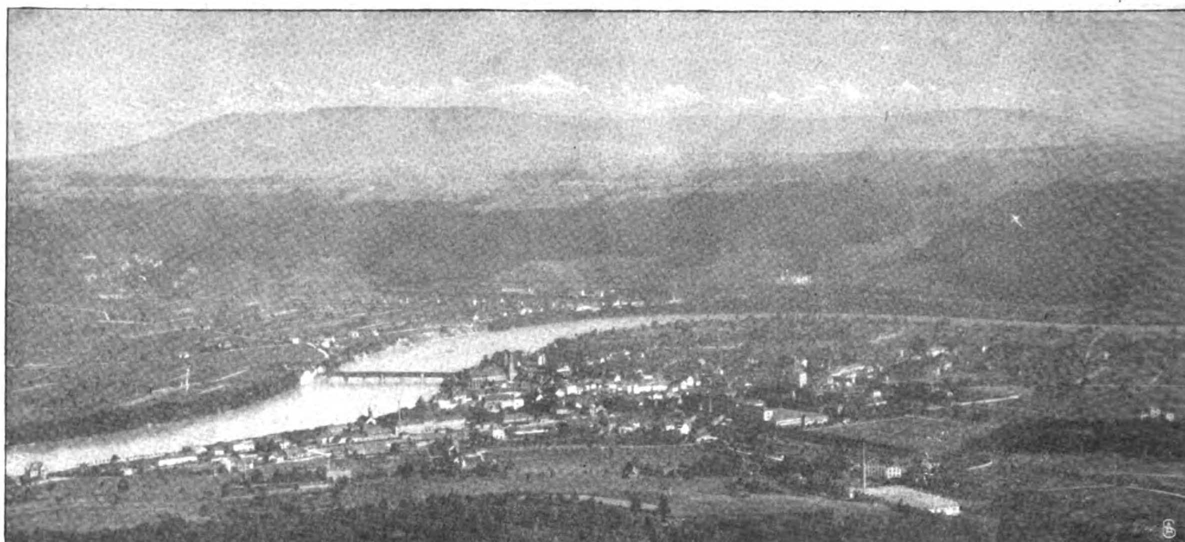
In größeren Städten verlangt der Fremde nach elektrischen Bahnen, Autowagen, Droschken. Dort hofft er prächtige Parkanlagen, elegante Straßenzüge, herrliche Baudenkmäler, Kunst- und Altertumsschätze, Museen, Schulen und andere wissenschaftliche Anstalten, Theater und Konzerte zu finden. Und überall, sei's in der Großstadt oder im versteckten Gebirgswinkel, dürfen die Unterkunftsstätten nicht fehlen, die dem Verkehr, den Ansprüchen und dem Geldbeutel der Reisenden angepaßt sein müssen.

Wem der Fremdenverkehr Haupterwerbsquelle ist, zählt zur Fremdenindustrie, gleichviel ob es sich um ein Bergbahnunternehmen, einen Fremdenführer, eine große Hotel-Aktiengesellschaft, einen bescheidenen Wohnungsvermieter, eine Theatertruppe oder einen



1. **Weinheim**: Roter Turm. 2. St. Blasien. 3. Karlsruhe: Friedrichsplatz im Winter. 4. Mosbach: Palmsches Haus. 5. **Freiburg** i. Br. mit Münster. 6. Heidelberg: Schloßhof. 7. Heidelberg. 8. Karlsruhe: Kaiserstraße mit Reichspost. 9. Baden-Baden: Kurhaus. 10. Baden-Baden.

STÄDTE- UND LANDSCHAFTSBILDER AUS BADEN.



Säckingen vom Eggberg mit Alpen.

Stiefelputzer handelt. Zum gebührenden Anteil sind der Fremdenindustrie beizurechnen alle Berufe, die solcher Art von Kapital und Waren Arbeit liefern. Das ist der Staat mit seinen Eisenbahnen und Dampfschiffen, seiner Post, das sind Gemeinden mit ihren Straßenbahnen, Wasser-, Gas- und Elektrizitätswerken, ihren Theatern, sind Bergwerke mit ihren Heizkohlen, sind Banken, Spediteure, Bauhandwerker und so fort.

Ganze Länder, zahlreiche Orte, Millionen Menschen in allen Erdteilen leben von der Fremdenindustrie. Viele Handels- und Industriestädte, die ihr keine Beachtung schenken, ziehen unbemerkt großen Nutzen aus ihr.

Das Großherzogtum Baden ist reich gesegnet mit Naturschönheiten. Ihm sind eigen das großartigste Waldgebirge Deutschlands: der Schwarzwald, das liebliche Odenwaldgebirge, der weingesegnete Kaiserstuhl.

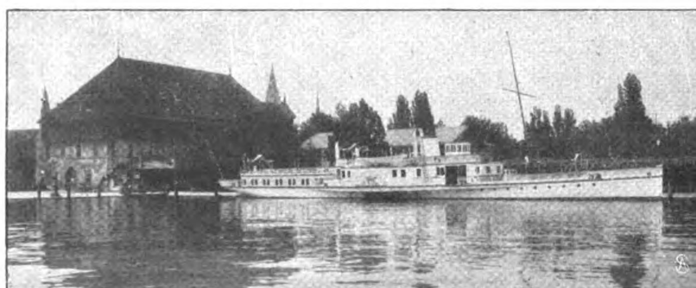
Die Fluten des herrlichen Bodensees, des mächtigen Rheinstromes, des Neckar und des Maines netzen das Land. Wunderbare Tallandschaften, sonnigwarm, voll milder Lüfte, in denen die Traube köstliche Tropfen kredenzt, begleiten die Flußläufe. Im weltberühmten unvergleichlichen Baden-Baden, im italienisch milden Badenweiler rauschen Thermen. In Dürrheim, dem höchstgelegenen Solbad Europas, in Rappenau, Badisch Rheinfelden, in Donaueschingen, der Residenz des Fürsten von Fürstenberg, quillt Sole. In tannenduftenden Schwarzwaldtälern sprudeln Eisenwasser — so in Antogast, Freiersbach, Griesbach, Peterstal, Rippolsau, Sulzbach, Teinach — und andere Mineralwasser, so in Bad Boll, Sulzburg, Grenzach, Kirnhalden und Ettenheimmünster. Schwefelquellen treten in Langenbrücken und Mingolsheim an das Tageslicht.

All diese Orte sind wohlversehen mit den neuzeitlichsten Einrichtungen zu Bade- und Trinkkuren. Obenan stehen die hervorragenden Staatsanstalten in Baden-Baden, Badenweiler und Dürrheim. Im hohen Schwarzwald mit seiner herben, reinen, ozonigen Luft reiht sich Kurort an Kurort, deren Heilwirkung dem köstlichen subalpinen Waldklima, dem wunderbaren Einfluß landschaftlicher Schönheit auf die Genesungsvorgänge zu verdanken ist.

Da liegen in der Höhe von 800 bis 1000 Meter über dem Meere das idyllische Friedenweiler, das weitausgedehnte Hinterzarten, die Uhrmacherstadt Furtwangen, das im Gebirgswinkel versteckte Gütenbach, das stille Menzenschwand, das schmucke Neustadt, das freundliche Schluchsee, das hochgelegene Schonach und Schönwald ob Triberg, St. Georgen nahe der Wasserscheide zwischen Rhein und Donau, St. Märgen, das reizende Titisee, Todtmoos mit der bekannten Lungenheilanstalt Wehrawald, die am höchstgelegene Deutschlands.

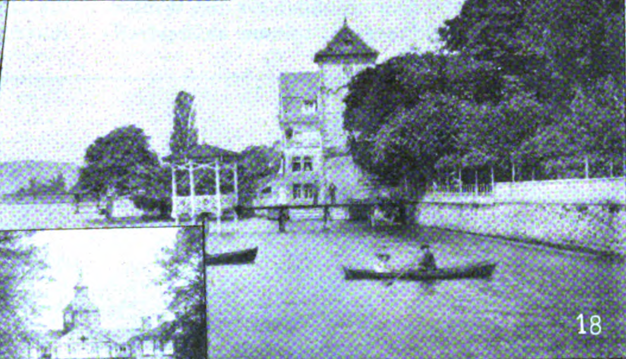
Zahlreicher noch sind die Orte auf der Höhe von 600 bis 800 Meter, von denen nur Herrenwies, die beschaulich ruhige Herrenhutergemeinde Königsfeld, das waldreiche St. Blasien, Todtnau, Triberg am Glanzpunkt der Schwarzwaldbahn mit den größten Wasserfällen Deutschlands, die alte Zähringerstadt Villingen genannt sein sollen.

In der Höhe unter 600 Meter findet man Frauenalb und Marxzell im Albtal; Gernsbach, Weisenbach und Forbach im Murgtal; Bühlertal, Ottenhöfen, Oberkirch und Oppenau im Renchtal; Gengenbach, Haslach, Hausach, Wolfach, Schiltach im wiesen- und blumenreichen Kinzigtal; Hornberg im romantischen Gutachtal; Vöhrenbach im Bregtal; Waldkirch und Elzach im



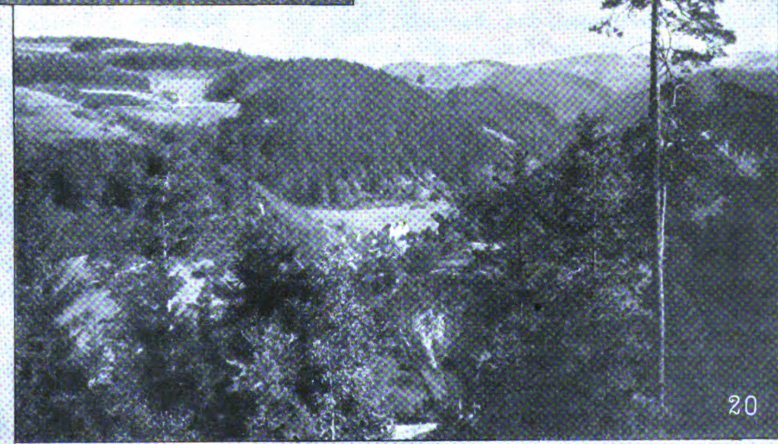
Konstanz.









11. Wertheim am Main. 12. Bad Dürrheim: Kindersolbad. 13. Schloß Eberstein bei Gernsbach im Murgtal. 14. Schloß Favorite bei Rastatt. 15. Todtmoos. 16. Titisee mit Feldbergblick. 17. Donaueschingen (Schloßpark). 18. Ueberlingen am Bodensee: Strandpartie. 19. Hohentwiel bei Singen. 20. Schwarzwaldbahn: Partie bei Triberg.

Elztal; Prechtal im gleichnamigen Tal, Littenweiler, Kirzarten, Höllsteig im Höllental; Schopfheim, Zell und Schönau im Wiesental; Höhenschwand im Albtal.

Haben die Schwarzwaldtäler ihre Kurorte und Sommerfrischen, so tragen die Höhen einzelstehende Kur- und Rasthäuser, so der König der Schwarzwaldberge: der Feldberg, der Belchen, Blauen, Kandel, das Herzogenhorn, der Schauinsland, der Turner, der Kiniebis, die Badener Höhe. Bekannt sind die Höhenluftkurhäuser im Hornisgrindegebiet: Bärenstein, Hundseck, Sand, Plättig, Schwanenwasen, Wiedenfelsen, Wolfsbrunnen, Mummelsee, Allerheiligen.

Wo die Höhenlage genügenden Schnee, ausreichende Kälte gewährleistet, wo die Geländebeschaffenheit günstig ist, sind vortreffliche Einrichtungen für den Wintersport getroffen. Der Feldberg mit seinem unübertrefflichen Skigebiet gilt als der erste deutsche Wintersportplatz. Berühmt sind die Bobsleigh- und Rodelbahnen in Triberg. Als Hauptwintersportsplätze gelten weiter: Furtwangen, Halde auf dem Schauinsland, Hinterzarten, Hornisgrinde, Kandel, Neustadt, Schonach, Schönwald, St. Blasien, Todtnau und Turner.



Donaueschingen.

Wie der Schwarzwald, so haben auch der Odenwald und das ihn begrenzende burgengeschmückte Neckartal ihre Sommerfrischen und Erholungsplätze, von denen Eberbach, Mosbach, Neckargemünd, Neckargerach, Zwingenberg, Weinheim und Wertheim genannt seien.

Voll anmutigen Reizes breitet sich zwischen Schwarzwald und Bodensee der fruchtbare Hegau aus mit seinen aus der Ebene steil aufragenden Bergkegeln, der stolzen, von Scheffels Poesie umrankten Feste Hohentwiel bei Singen, dem Hohenhewen bei Engen, dem Hohenstoffel, Hohenkrähen, Mägdeberg. An den Wassern des schwäbischen Meeres liegen das „führneme Kleinod des Reiches" Konstanz, die größte und schönste Hafenstadt am Bodensee, Radolfzell, das Felsennest Meersburg und Überlingen, das „badische Nizza". Der See umspült die Ufer des Märcheneilandes Mainau, auf dem das Sommerschloß des Großherzogs von Baden thront, und die uralte Rebeninsel Reichenau. Hoch über dem See schaut Heiligenberg mit dem prachtvollen Fürstenberger Schlosse, als großartigste Aussichtswarte Deutschlands, hinüber zu den in ewigem Eise strahlenden Alpenfirnen.

Große Städte, jahraus, jahrein bewegt von lebhaftem Fremdenverkehr, sind des badischen Landes Zierde.

Wer sollte nicht Heidelberg am Neckar, die unvergeßliche Musenstadt mit der majestätischen Schloßruine, der „deutschen Alhambra", kennen, wem wäre nicht die Universitäts- und Bischofsstadt Freiburg im Breisgau, am Fuße des Feldberges bekannt? Kein Besucher Badens versäumt heutzutage Mannheim, die in üppigem Wachstum zur größten Stadt des Landes aufgestiegene, vornehme Handels- und Industriemetropole mit dem größten Binnenhafen Deutschlands, Pforzheim, die weltbekannte Goldverarbeitungsstadt am nördlichen Schwarzwaldrande, zu besuchen. Zu guter Letzt ist Badens großzügig angelegter formenschöner Residenz, der berühmten Kunststadt Karlsruhe, Lob zu singen.

Noch wären es der Städte und Orte viele, die der Fremdenstrom nicht achtlos beiseite läßt, doch mangelt der Raum, diese aufzuzählen.

Das Großherzogtum Baden als Fremdenverkehrsland ist von zahlreichen Schienenlinien durchzogen. Fast jedes Tal hat seine Bahn. Die Schwarzwaldbahn, die Höllental- und Murgtalbahn, die hoch ins Gebirge führen, sind Meisterwerke der Baukunst. Und wo ein Schienenweg noch fehlt, ziehen vortreffliche Fahrstraßen durch all die Täler und über alle Berge. Häufig vermitteln Motorwagen den Verkehr von einem Ort zum andern. Von Heidelberg, Baden-Baden, Durlach, bald auch von Freiburg tragen Bergbahnen auf die Kuppen des Königsstuhls, Merkurs, Turmbergs, Schauinslands. In den Städten Karlsruhe, Mannheim, Heidelberg, Baden-Baden, Pforzheim, Freiburg verkehren elektrische Bahnen.

Die Einrichtungen, von denen im Anfang die Rede war, sind in ausgiebigem Maße mit dem Unterschiede vorhanden, wie er eben bestehen muß zwischen einem Großherzoglichen Hoftheater in Karlsruhe und Mannheim oder dem hervorragenden Stadttheater in Freiburg i. Br. und einer kleinen Kurortbühne, zwischen den vorzüglichen Konzerten des Heidelberger Orchesters und einer kleinen Liebhaberkapelle im Schwarzwalddorf, zwischen den glänzenden Festen Baden-Badens und der ländlichen Veranstaltung eines stillen Ausruhplatzes.

Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Fremdenverkehrs im Lande Baden ist von weittragender Bedeutung, und die „Fremdenindustrie" darf fraglos zu den wichtigeren Erwerbsgelegenheiten der Landeseinwohner gezählt werden.

Das anerkennt auch die Großherzogliche Regierung, die dem Badischen Landesverband zur Hebung des Fremdenverkehrs, dem gegen 100 Gemeindeverwaltungen und Verkehrsvereine angehören, alljährlich einen namhaften Staatszuschuß gewährt, das haben zahlreiche Stadtverwaltungen verstanden, die der Fremdenindustrie ihre vollste Aufmerksamkeit schenken und die Bestrebungen der Bürgerschaft, den Fremdenverkehr zu heben, nach Kräften unterstützen.

Wo solche Bestrebungen aber nicht berechtigt sein können, da schaden sie andern nichts, denn der Fremdenverkehr geht seine eigenen Wege.



Süddeutscher Exportverein, E. V. Mannheim.

Verband zur Förderung des deutschen, besonders des süddeutschen Außenhandels, seine Organisation und Tätigkeit.

In Erkenntnis der großen Bedeutung des Außenhandels für die deutsche Industrie und in Würdigung der Tatsache, daß der einzelne exportierende Industrielle, selbst wenn er über große Mittel, gute Auslandsorganisation und Auskünfte verfügt, kaum oder nur schwer imstande ist, sich über alle auf den Außenhandel einwirkenden zahlreichen verschiedenen und wechselnden Momente rechtzeitig zu informieren, haben sich die Industriellen Deutschlands schon seit Jahren bemüht, Maßnahmen zu treffen, die einen privatwirtschaftlichen, weniger bureaukratischen Charakter tragen, um, was dem einzelnen unmöglich ist, mit vereinigten Kräften zu erreichen.

So schuf man zunächst Landes- und Provinzial-Ausstellungen, dann Einrichtungen, wie Landes-, Gewerbe-, Handels-Museen, Import- und Export-Musterlager und dergleichen, und schließlich als modernste informatorische Vorführung der gesamten Produktionsverhältnisse des In- und Auslandes, der Absatzmöglichkeiten und Absatzmarktgebiete sowie aller den Außenhandel berührenden Fragen die Auskunftsstelle für den Außenhandel, die sowohl in der Auskunftserteilung wie Auskunftsverteilung die exportierende Industrie zu fördern sucht.

Als solche nichtamtlichen Auskunftsstellen sind in Deutschland in erster Linie die Exportvereine zu nennen, von denen nur drei existieren: das Export-Musterlager in Stuttgart, der Exportverein im Königreich Sachsen in Dresden und der Süddeutsche Exportverein in Mannheim.

Der Süddeutsche Exportverein ist aus der im Jahre 1903 gegründeten Exportkommission der Industriebörse Mannheim E. V. hervorgegangen. Diese Exportkommission wurde im Jahre 1905 zur Exportabteilung der Industriebörse umgestaltet und diese Exportabteilung wiederum im Jahre 1908 zu dem selbständigen Süddeutschen Exportverein E. V. in Mannheim ausgebaut. Kurz darauf wurden auch die seitherigen „Mitteilungen der Industriebörse“ als Süddeutsche Exportzeitung herausgegeben, die als Mitteilungen des Süddeutschen Exportvereins und der Industriebörse Mannheim E. V. an die Mitglieder, Behörden und sonstigen Interessenten im In- und Auslande verschickt wird, während ein Abonnement auf die Zeitung unzulässig ist.

Die Tätigkeit des Süddeutschen Exportvereins erstreckt sich auf: 1. Vermittlung von Absatzgelegenheiten für die deutsche, speziell die süddeutsche Industrie; 2. Besorgung von Vertretern für Industriefirmen im Ausland; 3. Vermittlung aller für den Export wichtigen Nachrichten und den Export betreffenden Auskünfte an die Mitglieder; 4. Einwirkung auf die deutsche Tarif- und Handelspolitik; 5. Inlandsorganisation durch Berufung maßgebender Industrieller in den Vorstandsrat und Auslandsorganisation durch Aufstellung von vertrauenswürdigen Vertretern, Korrespondenten und juristischen Bureaus; 6. Herausgabe der Süddeutschen Exportzeitung; 7. Einrichtung einer Bezugsquellenliste in Verbindung mit der letzteren.

Organe des Vereins sind: der Vorstand, der Vorstandsrat und die Mitgliederversammlung.

Der Vorstand setzt sich aus fünf Herren zusammen und ist das ausführende Organ des Vereins. Dem Vorstand ist noch der volkswirtschaftlich gebildete Syndikus und Geschäftsführer des Vereins beigegeben.

Der Vorstandsrat besteht zurzeit aus 40 branchekundigen Interessentenvertretern Südwestdeutschlands und steht dem Vorstand als beratende Körperschaft zur Seite.

Die Auslandsorganisation erstreckt sich auf etwa 60 Mitglieder und Korrespondenten sowie etwa 120 juristische Bureaus in allen in Frage kommenden Exportländern.

Die für den Export wichtigen Nachrichten werden den Mitgliedern teils durch die allmonatlich erscheinende Süd-



deutsche Exportzeitung, teils durch direkte Korrespondenz mit den einzelnen Firmen übermittelt.

Sie betreffen: 1. zoll- und handelsrechtliche Bestimmungen des Auslandes, Zoll- und Handelstarife, vertrauliche Mitteilungen von Reichs- und Landesbehörden im Inland, deutschen Konsulaten, Handelssachverständigen, Korrespondenten und juristischen Bureaus im Auslande, 2. Mitteilung von Adressen und Adressen-Sammlungen im In- und Auslande, 3. Eingaben an in- und ausländische Behörden, 4. Auskünfte über billige Transportwege, Verpackungs- und Zahlungsusancen, Kaufkraft und Geschmack der ausländischen Konsumenten sowie Export- und Importstatistik, 5. Unterstützung bei Eintreibungen von Forderungen, Patentanmeldungen und bei Einführung von neuen Artikeln im Auslande, 6. direkte Hinweise auf Absatzgelegenheiten, Veränderung des Weltmarktes und besondere wirtschaftliche Vorgänge im Ausland.

Die Zahl der Mitglieder beträgt etwa 400; die Bezugsquellenliste der Süddeutschen Exportzeitung zählt 357 Rubriken mit 382 Inserenten.

Die jährlichen Einnahmen und Ausgaben des Vereins belaufen sich auf je rund 10,000 Mark.

Die rege Tätigkeit des Vereins geht, abgesehen von der Herausgabe der allmonatlich zum Versand kommenden Süddeutschen Exportzeitung, daraus hervor, daß die Geschäftsstelle im Jahre 1911 4230 Einläufe und 5814 Ausläufe sowie 26 Rundschreiben zu verzeichnen hatte.

Die mit einigen Exportvereinen und Exportbureaus im In- und Ausland getroffenen Abkommen, die ständige Fühlungnahme mit den Reichs- und Landesbehörden, den deutschen Konsulaten, den Exportvertretern im Ausland, ausländischen Zeitungen und einer Reihe inländischer Korporationen ermöglichen es dem Verein, die Mitglieder bei der Hebung ihres Exportumsatzes intensiv zu unterstützen, dieselben über allgemeine Exportfragen fortlaufend und genau zu informieren und in die Lösung solcher durch Gutachten, Eingaben und dergleichen aktiv einzugreifen.

— Baden-Baden: Die Aussichtsbahn auf die Friedrichs-Höhe. Wunderhübsche Spaziergänge und Wanderungen lassen sich durch die vom Leopoldsplatz über die Friedrichshöhe in den Merkurwald nach der unteren Station der Bergbahn führende Linie der städtischen Straßenbahn, mit Recht Aussichtsbahn genannt, durchführen. Sie ist es wert, nicht nur des Zieles, sondern um ihrer selbst willen befahren



Baden-Baden: Ausblick v. Leopoldsplatz in den Merkurwald.

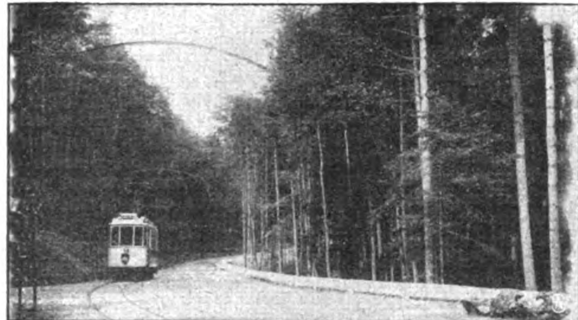
zu werden. Nur derjenige vermag sich von der einzigartigen Lage Baden-Badens und der wechselvollen Vielgestaltigkeit im Aufbau seiner Umgebung ein rechtes Bild zu machen, der nicht einen Wagen benutzen will, aber in aller Bequemlichkeit von der Aussichtsbahn aus jene herrlichen Blicke auf die Perle der deutschen Bäder genießt, auf die aufmerksam zu machen sich lohnt. Bald nachdem die Bahn

hinter den denkmalgeschmückten Rotenbach-Anlagen die erste Steigung genommen hat, treten über dem Tal die obstbeladenen Hänge des Hungerbergs hervor, während sich hinter dieser freundlichen Szenerie der dunkeltannige Forst des felsgepanzerten Battert erhebt. Bei der ersten scharfen Biegung (Haltestelle Ebersteinstraße) genießen wir einen Blick in die Waldpoesie des idyllischen Rotenbachtales; und nun reiht sich auf der Weiterfahrt ein herrlicher Ausblick an den andern: Der Großherzogliche Schloßgarten mit Lauben und Terrassen, das vom neuen Schloß beherrschte malerische Städtebild der Altstadt, der breite Rücken des Fremersbergs in seiner würdevollen Majestät; zu Füßen des Fremersbergs ruhen in üppigen Gärten freundliche Villen, und wie ein kostbares Kleinod funkelt inmitten ihrer grünen Umgebung die goldschimmernde Kuppel der



Baden-Baden: Ausblick von der Höhe der Aussichtsbahn.

griechischen Kirche. Eine Fülle entzückender Ausblicke ziehen am Auge vorüber, und prächtige Fernblicke erschließen sich über die Stadt hinweg nach dem Korbmattfelsen und Wurzgartenkopf, ins Gunzenbachtal und nach dem turmgekrönten Kamm der Badener Höhe (1004 m, höchster Punkt der Gemarkung Baden-Baden). Nach einer letzten scharfen Kurve am Markgrafenplatz tut sich ein



Baden-Baden: Die Aussichtsbahn auf die Friedrichshöhe.

neues überraschendes Panorama auf, dem klare Herbst- und Wintertage einen besonderen Reiz verleihen: unser Auge schweift über die Vorberge des Oostals hinaus in die weiten, lichten Gefilde der Rheinebene und hinüber nach der von blauem Dunst umwobenen Vogesenkette. Eine Reihe von empfehlenswerten Spaziergängen, die vom Endpunkt der Aussichtsbahn unternommen werden können, sind in der Entfernung bis zu einer halben Stunde leicht zu unternehmen. In Entfernung bis zu zwei Stunden sind ebenfalls entzückende Touren möglich, und in der Entfernung über zwei Stunden erreicht man u. a. die Müllenbildstraße, Merkurreservoir, Merkurturm, Steinbruch, Teufelskanzel, Rotenbachtal, die Teufelskanzelstraße, Teufelskanzel, Engelskanzel, Battertfelsen, Altes Schloß, Neues Schloß oder Bahnhof.

— St. Blasien, der weltberühmte Sommer-, Luft- und Terrain-Kurort, ist ein Wintersportplatz par excellence geworden. „Wintersport" und „Winterkuren", eigenartig berühren uns heute diese Worte, welch mächtige Dimensionen hat der Wintersport und die Erholung im Winter gerade in den letzten Jahren angenommen! Die Bedeutung der Wintersports und der Winterkuren für das körperliche und geistige Wohl, ihren außerordentlich günstigen Einfluß auf den Gesamtorganismus weiß wohl jeder zu schätzen, dem es einmal vergönnt war, in der „Winterfrische" einige Wochen im „Dolce far niente" zu verbringen. Die vorzüglichen klimatischen Verhältnisse sind es, denen St. Blasien schon seit Jahren seinen Weltruf als bedeutendsten Winterkurort im Schwarzwald zu verdanken hat. Wer St. Blasien aus herrlichen Sommertagen kennt, wird wohl wissen, welch eine seltene Fülle von Naturschönheiten es auch im Winter zu bieten vermag. Aber auch als Wintersport-Platz steht St. Blasien anderen Orten nicht nach. Vorzüglich angelegte Eis- und Rodelbahnen, prächtige Skigelände für Anfänger und Geübte sorgen für eine jeder Richtung in weitem Maße Rechnung tragende sportliche Betätigung. Die Unterkunftsverhältnisse sind die denkbar günstigsten. Gutgeleitete Hotels, Sanatorien, Pensionen und zahlreiche Privatwohnungen bieten Gewähr für gute und preiswerte Unterkunft. Die Automobil-Verbindung mit der Schnellzugs-Station Titisee wird auch im Winter, solange es die Schneeverhältnisse irgend gestatten, aufrechterhalten. Prospekte und nähere Auskunft durch die Kurverwaltung.

— Aktiengesellschaft für Seil-Industrie vormals Ferdinand Wolff, Mannheim-Neckarau. Die Aktiengesellschaft für Seilindustrie ist hervorgegangen aus der früheren Firma Ferdinand Wolff bzw. Johann Jakob Wolff und führt ihren Geschäftsbestand bis auf das Jahr 1830 zurück. Während anfangs und Mitte des vorigen Jahrhunderts die fabrizierten Artikel in der Hauptsache von der Schiffahrt aufgenommen wurden, hat sich gegen Ende des neunzehnten Jahrhunderts das Absatzfeld durch die immer größer werdende Industrie verschoben. Das Jahr 1878 brachte in Deutschland die Einführung des Transmissionsseiles. Dieser Artikel wurde von der damaligen Firma Ferdinand Wolff als besondere Spezialität aufgegriffen und durch eingehendes Studium auf das höchste vervollkommnet. Die Anforderungen der Technik verlangten unbedingt die Einführung besonderer Maschinen, und war denn auch die Firma Wolff in Mannheim die erste, welche sich mit geeigneten Maschinen für die Verarbeitung der Harthanffasern einrichtete. Infolge dieser Initiative war sie in der Lage, für ihre Transmissionsseile sich einen Weltruf zu verschaffen und die Führung auf diesem Gebiete von Anfang an bis zum heutigen Tage zu übernehmen. Die Fortschritte der Technik brachten aber außerdem auch noch einem anderen Gebiete der Seilindustrie eine Reihe Absatzquellen, nämlich den Drahtseilen. Heute ist die Verwendungsart von Drahtseilen eine derart mannigfaltige, daß es überhaupt kaum eine Fabrik geben dürfte, in der nicht mindestens für den einen oder anderen Zweck Drahtseile Verwendung finden. Auch die Schiffahrt ging dazu über, in vielen Fällen die früher verwendeten Hanfseile durch Drahtseile zu ersetzen. Die fortschreitende Prosperität der deutschen Landwirtschaft und die Einführung der landwirtschaftlichen Maschinen in Deutschland kam wiederum der Seilindustrie bzw. der Hanffaserverarbeitung zustatten. Heute werden von der Landwirtschaft jährlich beträchtliche Quantitäten Garne für Garbenbinder und Strohpressen aufgenommen. Schließlich wurde noch die Verarbeitung der sogenannten Weichhanfe im großen Maßstabe aufgenommen und eine Bindfadenfabrik den Werken in Mannheim angegliedert, die es verstanden hat, sich innerhalb ganz weniger Jahre an eine der allerersten Stellen unter den deutschen Bindfadenfabriken emporzuschwingen. Alle Spezialitäten der Aktiengesellschaft für Seilindustrie können an dieser Stelle nicht erörtert werden. Das investierte Kapital (vier Millionen Mark Aktienkapital mit reichlichen Reserven) spricht am besten für die Bedeutung des Unternehmens.

— **Knorr-Bremse Aktiengesellschaft, Berlin-Lichtenberg.** Die Knorr-Bremse Aktiengesellschaft in Berlin-Lichten-

berg ist aus der Verschmelzung der beiden Firmen: Knorr-Bremse G. m. b. H. und Kontinentale Bremsen-Gesellschaft m. b. H. hervorgegangen, die beide bei ihrer Vereinigung auf eine vieljährige, erfolgreiche Tätigkeit zurückblicken konnten. Der Bau von Luftdruckbremsen und deren Zubehörteile war das Arbeitsgebiet beider Firmen, aber die Knorr-Bremse G. m. b. H. pflegte vorzugsweise das Gebiet der Vollbahn-Bremsen, während die Kontinentale Bremsen-Gesellschaft m. b. H. sich die Aufgabe gestellt hatte, die Luftdruck-Bremse für Straßen- und Kleinbahnen zu entwickeln und zu verbreiten. Die Vereinigung beider war daher ein naturgemäßer Vorgang, der einer verderblichen Zersplitterung der Kräfte ein Ende machte und die beiden sich ergänzenden Gesellschaften zu gemeinsamem Wirken auf erweitertem Arbeitsfelde zusammenführte. Die beiden Teilgebiete der Vollbahn- bzw. Straßen- und Kleinbahnbremse werden nunmehr von der Abteilung I bzw. Abteilung II der neuen Gesellschaft wahrgenommen. Die Abteilung I für Vollbahnbremsen baut und vertreibt vorzugsweise die weithin bekannte automatische Einkammer-Schnellbremse Bauart Knorr, die namentlich in Deutschland eine große Verbreitung gefunden hat. Daneben befaßt sich diese Abteilung der Knorr-Bremse A. G. noch mit dem Bau von Preßluftsandstreuern, Notbremseinrichtungen und Druckluftpumpen und hat in letzter Zeit als neuen Fabrikationszweig auch die Herstellung von Luftsaugeventilen und Kolbenschieber-Ausrüstungen für Heiß- und Naßdampflokomotiven sowie von zweiteiligen Bremsklötzen aufgenommen und auch auf diesem Gebiete bereits nennenswerte Erfolge erzielt. Die Abteilung II, die das Erbe der Kontinentalen Bremsen-Gesellschaft m. b. H. angetreten hat, pflegt deren Spezialgebiet durch den Bau der verschiedenen Luftdruck-Bremssysteme für Straßenbahnen. Von diesen, welche im In- und Auslande zum Teil noch unter dem Namen „Böker-Bremsen" eingeführt und bekannt geworden sind, mögen hier erwähnt werden: das direkte System für die eigentlichen Straßenbahnen mit kurzen Zügen auf ebenen Strecken, das automatische Zweikammersystem für Bahnen in schwierigerem Gelände, das automatische Einkammersystem mit Funktionsventil und direkter Bremsung des Motorwagens und das automatische Einkammersystem mit Gefahrbremsventilen, bei welchem sämtliche Wagen direkt und indirekt gebremst werden können. Als wichtigste Zubehörteile der Straßenbahn-Luftdruckbremsen neben den anderen Teilen, die zu einer kompletten Bremsausrüstung gehören, liefert die Abteilung II der Knorr-Bremse Aktiengesellschaft als Spezialfabrikat auch die Druckluft-Erzeuger, und zwar sowohl in Form von Achskompressoren als auch in Form elektromotorisch angetriebener Kompressoren. Die Achskompressoren wiederum werden als solche mit Exzenterantrieb oder mit Zahnradantrieb gebaut. Eine Spezialkonstruktion, bestimmt für schmalspurige Wagen, bei denen der Kompressor zwischen den Rädern nicht Platz hat, ist die noch von der Kontinentalen Bremsen-Gesellschaft m. b. H. geschaffene Type des zweizylindrigen Achsbuchskompressors, der auf der Achsbuchse montiert wird, und dessen Kolben vom Achsstummel aus angetrieben werden. Die Motorkompressoren wurden bisher als Ventilkompressoren nach Patenten von Christensen gebaut und sind in dieser Form in etwa 20,000 Exemplaren in Betrieb. Hierbei treibt der ohne Zwischenplatte auf den Kompressor gesetzte Motor die zur Ankerwelle parallel gelagerte Kompressorwelle durch ein Zahnrad-Vorgelege an. Für solche Betriebe dagegen, in denen es auf möglichste Geräuschlosigkeit an-

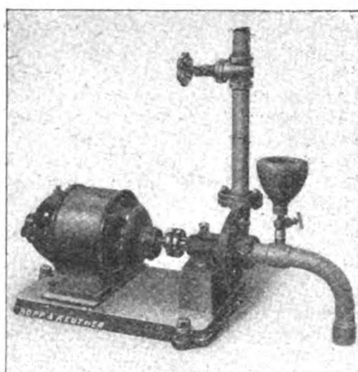
kommt, wird der Motorkompressor als Flachschieberkompressor gebaut. Bei diesem ist der Pumpenteil mit dem Motor direkt verbunden. Auch als transportable und stationäre Luftpumpen für Druckluftwerkzeuge, Reinigung elektrischer Maschinen usw. haben sich die Motorkompressoren der Knorr-Bremse Aktiengesellschaft bestens bewährt und einen großen Absatz gefunden. Von den übrigen Spezialitäten der Abteilung II der Knorr-Bremse Aktiengesellschaft können die nach dem System Chaumont gebauten Brems-Reguliervorrichtungen zum Einstellen der Bremsklötze auf möglichst gleichen Hub, der Druckluftfangrahmen und, außerhalb des eigentlichen Straßenbahn-Bremsgebietes liegend, die Jordan-Bremse für Hebezeuge an dieser Stelle nur noch kurz gestreift werden. Die Knorr-Bremse Aktiengesellschaft, deren Fabrik sich in Berlin-Lichtenberg befindet, hat im vorigen Jahre auf der Weltausstellung Turin sowohl für ihre Vollbahnabteilung als auch für die Straßenbahnabteilung, welch letztere in Turin noch als Kontinentale Bremsen-Gesellschaft auftrat, je einen Großen Preis erhalten, auch sind die beiden Stammgesellschaften, die Knorr-Bremse G. m. b. H. und die Kontinentale Bremsen-Gesellschaft m. b. H., auf früheren Ausstellungen, wie z. B. in Mailand und Brüssel, bereits mehrfach ausgezeichnet worden.

— In einer früheren Notiz erläuterten wir an dieser Stelle die Herstellung alkoholfreier kohlensaurer Getränke und dazu dienender Einrichtungen. Die Fabrikation und der Konsum der kohlensauren Getränke hat besonders in überseeischen Ländern einen ungeahnten Aufschwung genommen; die Industrie ist dadurch vor die Aufgabe gestellt, die in Betracht kommenden Apparate durch fortwährende Neuerungen und Verbesserungen den Anforderungen des überseeischen Marktes und besonders des heißen Klimas anzupassen. Zur Herstellung einer gutschmeckenden und bekömmlichen Limonade spielt neben dem Gebrauch eines modernen Mineralwasser-Apparates sowie der dafür notwendigen Zutaten auch die Qualität des zur Verwendung kommenden Wassers eine große Rolle. Solches steht nicht überall zur Verfügung, vielmehr muß das Trinkwasser besonders in den Tropen noch vielfach direkt aus offenen Flüssen oder aus unreinen Sammelbassins genommen werden. Ein solches Produkt ist in den seltensten Fällen ohne weiteres genießbar, und man muß daher, um ein klares Wasser zu gewinnen, zum ständigen Gebrauch eines geeigneten Filtrierapparates schreiten, der in den meisten Fällen genügt, um ein einwandfreies Wasser zu erhalten. Wo nur schweres, trübes Wasser zur Verfügung steht, enthält dasselbe oftmals auch nach dem Filtrieren noch Keime, die nur auf dem Wege der Destillation zu beseitigen sind. Die Firma Hugo Mosblech, Köln-Ehrenfeld, welche alle für die Erzeugung der Getränke erforderlichen Einrichtungen seit nahezu 25 Jahren als ausschließliche Spezialität herstellt, hat diesem Umstand Rechnung getra-

gen, indem sie neben modernen Mineralwasser-Apparaten auch solche zum Filtrieren und Destillieren des Wassers auf den Markt bringt. Die Firma (vergleiche den Inseratenteil der heutigen Nummer) exportiert ihre Erzeugnisse in großem Maßstabe nach allen Weltteilen und verfügt über ein reichhaltiges illustriertes Katalogmaterial in deutscher, französischer, englischer, spanischer und russischer Sprache, das Interessenten kostenlos zugesandt wird.

— Kühl- und Hauswasser-Pumpen. Durch die auch auf dem Gebiete des Pumpenbaues rühmlichst bekannte Firma Bopp & Reuther in Mannheim-Waldhof ist neuerdings eine Niederdruck-Zentrifugalpumpe gemäß nachstehender Abbildung zur Förderung von kleinen Wassermengen auf den Markt gebracht worden. Die Pumpen tragen die Bezeichnung „Type J" und sind eine neue Ausführung für kleine Minutenleistungen: sie zeichnen sich durch größte Leistung, billige Anschaffung, dauerhafte Konstruktion, kleinen Raumbedarf und geringes Gewicht besonders aus. Die Aufstellung dieser Pumpen gestaltet sich durch den in der Pumpenmitte liegenden Sauganschluß, durch die zweckmäßige Anordnung des Pumpenfußes sowie durch die Ausrüstung mit Gegenflanschen zum Anschluß von Eisenrohrleitungen äußerst einfach. Durch die eigenartige Konstruktion der Pumpen ist keine Stopfbüchse erforderlich, die Lagerstellen sind sehr reichlich bemessen und werden in bequemer Weise von einer Schmierstelle aus bedient; hierdurch wird ein sicherer Betrieb ohne jede Wartung und eine lange Lebensdauer der Pumpe erreicht. Die Pumpen werden in drei verschiedenen Größen ausgeführt und eignen sich zum Fördern von reinem und leicht verunreinigtem Wasser für Förderhöhen bis zu ungefähr 20 m. Wegen ihrer Einfachheit sind sie ganz besonders für die Wasserversorgung von Wohnhäusern, Villen, Gärtnereien, zur Kühlwasserförderung für Gas- und Benzinmotoren usw. verwendbar. Der Flügel ist einseitig saugend ausgeführt. Das Gehäuse ist vertikal geteilt, die Stahlwelle ist in dem mit Rotgußbüchsen versehenen und an das Gehäuse angegossenen Lager gelagert. Der Druckstutzen

ist vertikal nach oben gerichtet. Die Leistungen der Pumpen bewegen sich je nach der Größe bei normaler Wassermenge zwischen 18 und 222 Liter und bei maximaler Wassermenge zwischen 35 und 362 Liter in der Minute. Die Lieferung erfolgt je nach der Bestellung mit einfacher oder doppelter Riemenscheibe oder auch für direkte Kupplung mit Elektromotor, wie unsere nebenstehende Abbildung es zeigt.



Niederdruck-Zentrifugalpumpe
von F. Bopp & Reuther, Mannheim-Waldhof.

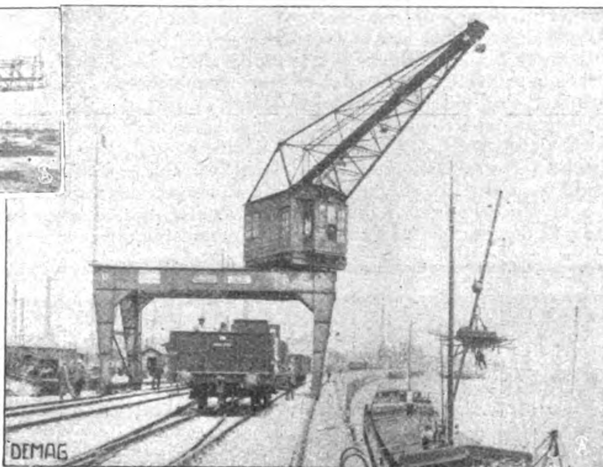
Zum Fördern von Säuren oder sonstigen chemischen Flüssigkeiten werden die Pumpen aus anderen hierfür beständigen Materialien hergestellt. Alles übrige enthält der Spezialprospekt, den die Firma Interessenten kostenfrei zur Verfügung stellt. Außer Pumpen in den verschiedensten Ausführungsarten werden von der Firma noch Armaturen für Wasser, Gas und Dampf, ebenso Wassermesser fabriziert. Weitere Spezialitäten sind der Bau von Pumpen- und Wasserwerks-Anlagen und Tiefbohrungen (Rohrbrunnen); ferner Gießerei-Einrichtungen (Formmaschinen usw.). Welche Bedeutung die Firma in den 40 Jahren ihres Bestehens erlangt hat, zeigen nachstehende Zahlen. Der Betrieb wurde 1872 mit zehn Arbeitern aufgenommen, heute sind 1500 Angestellte beschäftigt. Im Jahre 1911 wurden beispielsweise u. a. geliefert: 80,000 Absperrschieber, 1800 Rohrbrunnen, 137,000 Anbohrschellen, 35,000 Hydranten, 25,000 Wassermesser usw.; die letzte Jahresproduktion der Gießerei betrug 12 Millionen Kilo. Die Fabrikanlagen in Mannheim-Waldhof haben einen Flächenraum von

125,000 qm, wovon etwa 60,000 qm überbaut sind; eine weitere Fabrik befindet sich in Wien-Atzgersdorf.

— Verlade- und Transportanlagen an Flußhäfen. Wir leben im Zeichen des Verkehrs. Dies wahre Wort bezieht sich aber nicht nur auf den Eisenbahnverkehr, sondern auch auf den Schiffsverkehr. Wegen der billigen Transportmöglichkeiten haben die Wasserstraßen eine von Jahr zu Jahr steigende Bedeutung gewonnen. In richtiger Erkenntnis dieser Tatsache haben Staaten und Städte sich den Ausbau der großen Flüsse und Ströme und den Neubau von Kanälen und Häfen angelegen sein lassen. Ein Hafen hat aber für den heutigen Massenverkehr nur dann einen Wert, wenn er mit neuzeitlichen Transport- und Verladeanlagen ausgerüstet ist. Als mustergültig in dieser Beziehung kann man die Häfen von Mannheim, Ludwigshafen und Rheinau bezeichnen. Ein großer Teil der hier aufgestellten Krane und Verladebrücken ist von der Deutschen Maschinenfabrik-A.-G. in Duisburg geliefert worden. Am meisten fallen die aus weiter Ferne sichtbaren großen Verladebrücken ins Auge; eine derselben ist auf obenstehender Abbildung dargestellt. Sie wurde an Hugo Stinnes in Mülheim (Ruhr) für die Straßburger Kohlenaufbereitungsgesellschaft, Hafen Rheinau, geliefert und besitzt eine Spannweite von 68 und 40.5 m, wozu noch eine vordere Ausladung von 24 m und eine rückwärtige von 7.5 m kommt. Die Brücke ist für Kohlentransport mit Greiferbetrieb eingerichtet und kann stündlich 80 bis 100 t Feinkohle oder rund 60 t Stückkohle umschlagen. Zwei ähnliche Verladebrücken wurden an das Rheinisch-Westfälische Kohlensyndikat ebenfalls für den Hafen Rheinau geliefert. Beide sind sehr bemerkenswerte Bauwerke. Die eine hat die stattliche Länge von 120 m, während die andere 57,5 m lang ist. Sie arbeiten in Verbindung mit 5 Dampfkranen, die ihnen die Kohlen aus den Schiffen zubringen. Die Brücken selbst sind für elektrischen Betrieb eingerichtet. Unter dem Portal und an beiden Seiten desselben sind Eisenbahngleise verlegt, die gestatten, daß bis zu 6 Eisenbahnwagen gleichzeitig beladen werden können. Ueberhaupt ist gerade diese Anlage für den Massentransport bestimmt, indem sie imstande ist, stündlich 180,000 kg Kohlen umzuschlagen. Auch an die Firma



Verladebrücken in Rheinau
der Deutschen Maschinenfabrik A. G. in Duisburg.



Kran-Anlage Mannheim
der Deutschen Maschinenfabrik A. G. in Duisburg.

Becker in Mülheim (Ruhr) wurde eine derartige Verladebrücke für den Hafen Rheinau geliefert. Sie ist bei einer Tragfähigkeit von 3000 kg 68 m lang mit einer vorderen Ausladung von 16,5 und einer rückwärtigen von 13,25 m. Wie die vorgenannte, so ist auch diese Brücke für elektrischen Betrieb mit Selbstgreifern bestimmt und kann in der Stunde 30 000 kg Kohlen vom Schiff auf den Lagerplatz oder in bereitstehende Eisenbahnwagen befördern. Demselben Zwecke dient die für die Lagerhausgesellschaft M. Stromeyer in Mannheim gelieferte Verladebrücke von 3500 kg Tragfähigkeit und 116 m Gesamtlänge. Auch sie arbeitet mit einer Selbstgreiferlaufkatze und erhält durchweg elektrischen Antrieb. Außer den bisher beschriebenen Verladebrücken sind jedoch in den drei Häfen von Mannheim, Ludwigshafen und Rheinau auch eine größere Anzahl anderer Krane aufgestellt. So erhielt z. B. die Königl. Eisenbahndirektion Ludwigshafen 7 elektrisch betriebene Vollportaldrehkrane, die für Selbstgreiferbetrieb eingerichtet sind und die in Rheinkähnen ankommenden Kohlen aus denselben entnehmen und in die unter dem Portal stehenden Eisenbahnwagen befördern. Die Tragfähigkeit der Krane beträgt 4000 kg und ihre Ausladung 11,5 m. Recht bemerkenswert ist der an die Maschineninspektion Mannheim gelieferte Vollportaldrehkran mit einer gesamten größten Hubhöhe von 26 m und einer Tragfähigkeit von 4000 kg. Die größte Ausladung des vollkommen elektrisch betriebenen Kranes ist 19 m, kann jedoch beliebig verstellt werden. Der Kran kann mit Selbstgreifer, Klappkübel oder gewöhnlichem Stückguthaken arbeiten und läßt unter seinem Portal ein Bahnprofil frei. Ebenfalls sehr interessant und beachtenswert ist der in seiner Konstruktionsart mustergültige, elektrisch betriebene Vollportaldrehkran, der an das städtische Maschinenbauamt Karlsruhe für den Hafen in Ludwigshafen geliefert wurde. Er hat eine Tragfähigkeit von 4000 kg und bei einer veränderlichen Ausladung bis zu etwa 11.5 m eine Gesamthubhöhe von 25 m. Das Portal überspannt zwei zur Aufstellung von Eisenbahnwagen bestimmte Geleise. Der Kran kann mit Selbstgreifer, Klappkübel, Lastmagnet oder gewöhnlichem Stückguthaken arbeiten. Die Konstruktion erlaubt unter anderem unter Zuhilfenahme des

Lastmagneten, aus dem Kahn Schrott emporzuheben, um ihn in den unter dem Portale stehenden Eisenbahnwagen zu laden.

— Mannheim — Schwetzingen, kaum eine halbe Stunde Bahnfahrt! Vom Zuge aus schon lesen wir kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof Schwetzingen: Süddeutsche Verdeck-Fabrik, und mancher Automobilbesitzer oder -führer mag dankbar des schützenden Daches gedenken, welches ihm durch sein rasches, sicheres und einfaches Aufschlagen vor Naßwerden bei plötzlich einsetzenden Regenschauern bewahrt hat. Die Süddeutsche Verdeck-Fabrik Karl Ritter, G. m. b. H., in Schwetzingen hat als besonderen Fabrikationszweig die Herstellung der bekannten Ritter-Verdecke und Windschutzscheiben aufgenommen, und das unter der gesetzlich geschützten Marke „Ritter-Verdeck" von der Firma in den Handel gebrachte Automobilverdeck steht bezüglich Konstruktion und Ausführung an der Spitze der führenden Marken. Wie groß die Nachfrage nach den erstklassigen Fabrikaten dieses Hauses ist, darüber legt der sich von Monat zu Monat rapid steigernde Konsum in fraglichen Artikeln Zeugnis ab. — Unsere Leser und Automobilbesitzer im besonderen werden im Bedarfsfalle genannte Firma als besonders leistungsfähig kennen lernen. (Siehe das in dieser Nummer enthaltene Inserat.)

— Aus dem Schwarzwald. Die Überzeugung, daß ein Winteraufenthalt im deutschen Mittelgebirge für den heilbaren Lungenkranken vorzügliche Erfolge hat, hat in den letzten Jahren im Ärzte- und Laienpublikum immer mehr zugenommen. Von den deutschen Winterkurorten nimmt St. Blasien im südlichen Schwarzwalde, sowohl was klimatische Vorzüge als landschaftliche Schönheit anbelangt, einen hervorragenden Platz ein. Das dortige 800 Meter hoch gelegene Sanatorium für Lungenkranke ist, wie wir hören, auch zurzeit sehr stark besucht. Das Vestibül und die Gesellschaftsräume des Sanatoriums sind nach modernen hygienischen Prinzipien völlig neu eingerichtet und machen einen anheimelnden, gemütlichen Eindruck. Die bekannten Vereinigten Werkstätten für Kunst und Handwerk in München haben hier Mustergültiges geschaffen. Die Ausführung geschah nach den Entwürfen des Münchener Kunstmalers Otto Blümel. Strengste Hygiene und moderne Innendekoration sind bei der Einrichtung dieser Räume in vorbildlicher Weise vereinigt.

— Der deutschen Schule durch deutschen Handel! Unter all den staunenswerten Erfindungen und Entdeckungen der letzten Jahrzehnte hat wohl kaum eine so das Interesse weiter Kreise erregt wie die der Röntgen-Strahlen. Befriedigte sie doch den alten Wunsch menschlicher Neugier, durch verschlossene Türen zu sehen, ins Innere sonst unseren Blicken unzugänglicher Gebilde zu schauen. Im Schattenriß des Röntgenbildes sah man insbesondere das Ideal der Veranschaulichung vom inneren Bau unseres Körpers. Diesen selbst durchsichtig zu machen, ihn so aufzuhellen, daß man am natürlichen Präparat die inneren Organe erkennen kann, das schien unmöglich. Glücklicherweise schien es nur so, und deutscher Zähigkeit ist es jetzt, allerdings nach jahrelangem heißen Mühen gelungen, auch dieses Problem zu lösen, den menschlichen wie überhaupt jeden organischen

(Fortsetzung siehe S. 42.)

RHEINISCHE GUMMI- UND CELLULOID-FABRIK
Mannheim-Neckarau.

FABRIK I IN NECKARAU





FABRIK IN SCHWETZINGEN

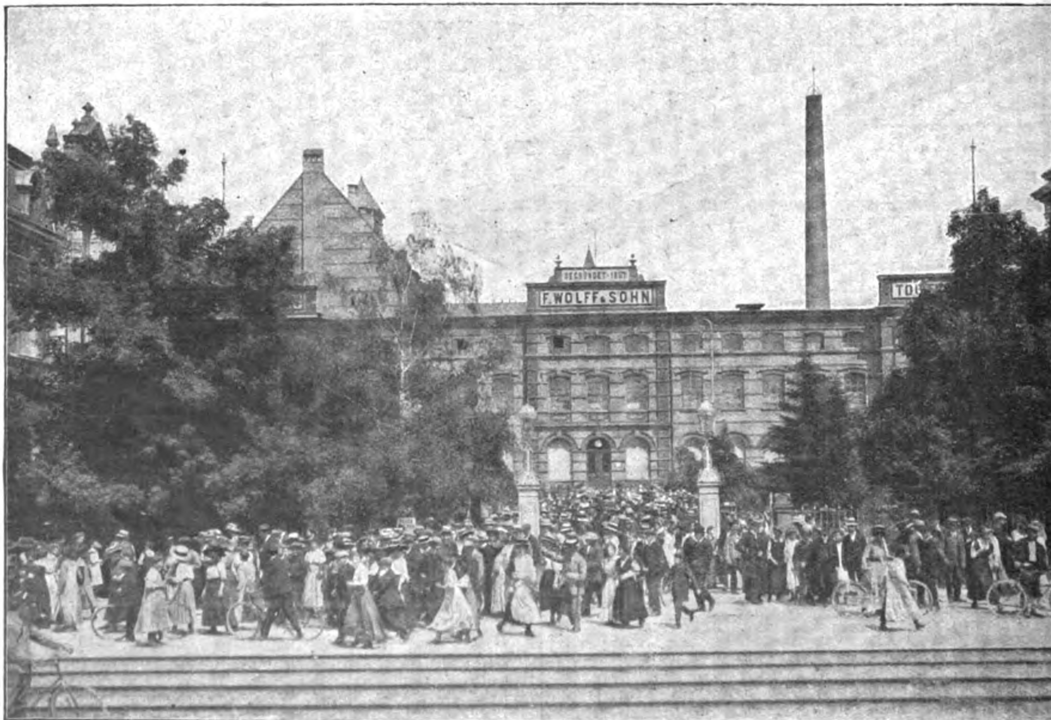
FABRIK II IN NECKARAU

FABRIK IN RHEINAU



GRÖSSTE CELLULOID-FABRIK DER WELT

Karlsruher Parfümerie- und Toiletteseifen-Fabrik
F. Wolff & Sohn G. m. b. H. in Karlsruhe



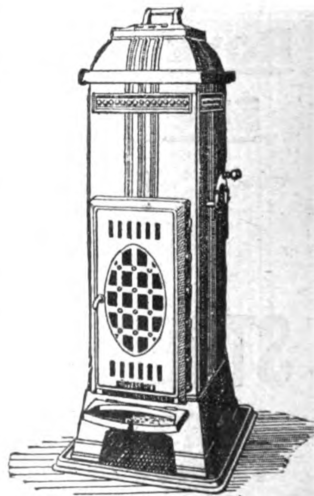
Unser Bild zeigt den Ausgang aus der Fabrik der über 1000 Arbeiter und Angestellten beim Schlufz der **Arbeitszeit.**

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche".

Körper in natura mit allen seinen Bestandteilen so vollständig durchsichtig zu machen, daß man alle Organe, Strukturelemente usw. im Innern ohne Anwendung von Schnittmethoden usw. deutlich erkennen kann. Man fand — allerdings sehr teure — Flüssigkeiten, die den gleichen hohen Brechungs-Koeffizienten wie die tierischen Organe haben, die unbegrenzt haltbar sind und auf organische Gewebe keinerlei Einfluß ausüben. Wenn naturgemäß auch schon die allerersten dieser durchsichtigen Präparate wissenschaftlich bedeutendes Aufsehen erregten, so waren sie doch technisch noch weit von der Vollkommenheit entfernt, in der sie sich heute der deutschen Schule und dem deutschen Handel darbieten. In jahrelanger Mühe ist es endlich der Firma Natura docet, Naunhof-Leipzig, gelungen, diese Methode so zu vervollkommnen, daß die Präparate heute als die vollkommensten Lehrmittel für den biologischen Unterricht jeder Lehranstalt, als interessantes Stück für jede Sammlung oder Schaustellung zu bezeichnen sind. Man stelle sich nur vor: Man kann durch den steinharten Panzer eines Hummers hindurchblicken und alle innern Organe schauen. Oder man erblickt in einer Ratte das Skelett mit allen Muskelansätzen, die langen Nagezähne, die tief in den Kiefer eingelassen sind, weiter alle Eingeweide: Lunge, Herz, Magen, Darm usw., und alles in natürlicher Lage, nicht auseinandergelegt wie bei Situs-Präparaten. In andern Objekten sind die Blutgefäße rot und blau injiziert. So der Oberarmknochen! Man sieht deutlich alle Strukturelemente, die Stäbchen und Balken, kurz, die ganze Architektonik des Knochens, die je nach der auszuhaltenden Druck- oder Zugfestigkeit variiert. Einen besonders nachhaltigen Eindruck hinterläßt die Betrachtung eines Kiefer-Präparats, z. B. eines injizierten Hundekiefers. Ein reichverzweigtes Adernetz durchzieht die Knochensubstanz und löst sich in der Zahnhöhlung in feinste Gefäße auf. Ungemein instruktiv und beim ersten Anblick direkt verblüffend sind weiter Embryonen, die im ganzen präpariert sind. Es ist hier nicht möglich, all die beachtenswerten Neuheiten auch nur knapp zu charakterisieren, zumal selbst die besten Bilder leider nur einen Schimmer von der Schönheit der wirk-

(Fortsetzung siehe S. 45.)





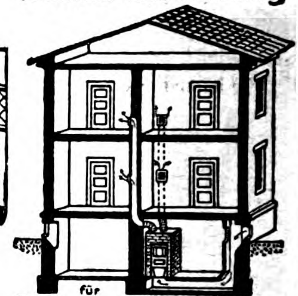
MUSGRAVES ORIGINAL



Dauerbrandöfen



Stalleinrichtungen.



Zentral-Luftheizung

Einfamilienhäuser-Säle-Läden

Umbau veralteter Anlagen.

ESCH & Co. Fabrik in **MANNHEIM**

Filialen in Frankfurt a. M. u. Hamburg. Kataloge u. Voranschläge kostenlos

---

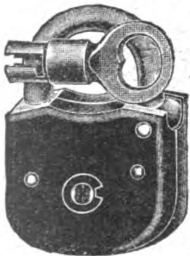
Kaiserbrunnen

ein Tafel- und Gesundheits-Wasser von Weltruf!

Wo nicht erhältlich, zu beziehen durch die

Aachener Thermalwasser Kaiserbrunnen A.-G., Aachen.

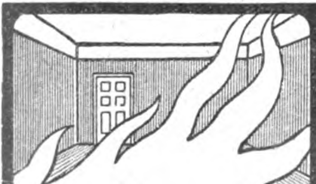
Hugo Nocken



Velbert
(Rheinland)
Schloßfabrik.

Spezialität:
Vorhang-schlösser und Rollschuhe

Feuerzeuge u. Reklameartikel. W. Stern, Cöln 13, Lübeckerstraße 23.



Hessel-Feuer-Schutztüren

D. R. Patent. D. R. G. M.

Doppelwand, entspr. d. ministeriell. Vorschrift v. 28. Nov. 1911 u. allgem. Bestimmung d. Versich.-Gesellsch. **Ausstattung durch gepreßte Füllungsbleche etc.** Ia Referenzen.

Hessel-Feuer-Schutztüren Ges. m. b. H. Düsseldorf.

PNEUMATIST

Erstklassige Tretklaviere mit jeder 65- u. 88 tönigen Note spielbar, / auch für 65/88er (combin.) Note. / Einbau-Apparate f. Piano-Fabriken.

PNEUMA

Elektrische Kunstspiel-Pianos mit u. ohne Begleitinstrumente. Xylophon-Pianos mit Mandolinenbegleitung. / Pneuma mit Geigenimitation und 85 tön. handgespielten Künstlernoten.

Alleinige Fabrikanten:

KUHL & KLATT

BERLIN SO 16 WUSTERHAUSENERSTR. 17

TELEGRAMM-ADRESSE: KUHLKLA

CHARAL

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche".

lichen Präparate geben können. Nur eins sei noch kurz erwähnt: Ein durchsichtig gemachtes Felsenbein zeigt u. a. die gesamte Topographie des inneren Ohres, zumal wenn die Höhlen mit Metall ausgegossen sind. Man erkennt die Schnecke mit ihren Windungen, die drei Bogengänge, das Organ unseres Gleichgewichts-Sinnes usw. Ein Ausguß des Ohres wird auch gesondert abgegeben, und er ist, da er in Naturgröße ist, eine wünschenswerte Ergänzung zu den stark vergrößerten Ohrmodellen, die noch dazu die Hohlräume des inneren Ohres meist körperlich darstellen und so eine falsche Vorstellung geben, während hier schon das Wort Ausguß nachdrücklich die Vorstellung von Höhlungen erweckt. Diese Natur-docet-Präparate, die zugleich ein interessantes und wertvolles Schmuck- und Schaustück darstellen, sind in viereckigen, allseitig geschliffenen, planparallen Gläsern montiert, so daß sie auch zur Projektion verwendet werden können. Um diese Präparate auch weitesten Kreisen nutzbar zu machen, hat sich der Verleger entschlossen, seine Original-Darstellungen auch im Lichtbild, im Dispositiv, zu veröffentlichen. Es geschah dieses innerhalb der Natura-docet-Projektions-Bilder, einer Sammlung, die keinerlei Kopien von Buchabbildungen oder Modellen, sondern nur Originalaufnahmen von Objekten enthält, die eigens zum Zwecke der photographischen Aufnahme präpariert wurden. Zu den Wandbildern, die naturgemäß nur den Typus darstellen, tritt so im Lichtbild eine möglichst farbige Naturkunde von hohem wissenschaftlichem Werte; an ihr können alle wünschenswerten Einzelheiten allen Schülern gleichzeitig veranschaulicht werden, da das Lichtbild unbegrenzt vergrößerungsfähig. Ein weiterer Vorzug der Natur-docet-Lichtbilder ist, daß keine planlose, riesengroße und unübersehbare Bilderzahl vorliegt, sondern daß nur wirklich wertvolles Material dargeboten wird, das übersichtlich in Gruppen und Serien gegliedert ist. Der Vertiefung der biologischen Unterweisung zu dienen, das war das hohe Ziel, das dem Herausgeber vorschwebte. Es braucht nicht besonders betont zu werden, daß die Natur-docet-Lehrmittel

ein unentbehrlicher Lehrbehelf für alle Schulen und damit auch ein wichtiger Artikel unseres Handels und Exports sind.

W. B.

— In der vorliegenden Ausgabe der „Export-Woche" beachte man die Anzeige der bekannten Firma Inhalatorium Tancré, Wiesbaden P. 55, deren Hauptaufgaben auf dem Gebiete der speziellen Katarrh-Kampfmittel liegen. Diese brachte vor Jahren als erste den ärztlich bestens empfohlenen Tancré-Inhalator für Kalt-Inhalation zu jedermanns Benutzung. Durch Vergasung der Inhalationsstoffe in feinster Verteilung ist es ohne Beschwerden möglich, die wirksamsten Stoffe gegen Katarrhe, Verschleimungen aller Art bis zu den tiefsten Atemzügen einzuatmen, wodurch eine überraschend schnelle Lösung der Schleimpfropfen herbeigeführt wird.

— Eine hygienisch vollkommene und dabei billige, einfache Zentralheizung mit direkter Frischlufterwärmung liefert die Firma Schwarzhaupt, Spiecker & Co. Nachf. G. m. b. H., Frankfurt a. M. Speziell für entfernte Gegenden haben diese Anlagen den großen Vorteil, daß bei ihrer Einfachheit eine Selbstmontage möglich ist. Das System eignet sich für stärkste Kälte und auch für mildes Klima mit nur stundenweisem Betrieb.

Ein Gang durch eine moderne Heizkesselfabrik.

Mannheim kann sich rühmen, die größte Heizkessel-Spezialfabrik des Kontinents in seinen Mauern zu bergen. Es ist das Strebelwerk, das im Industriehafen seinen Stammsitz und auf der sogenannten Friesenheimer Insel seine neuen großen Erweiterungsbauten besitzt.

Das Werk beschäftigt sich augenblicklich mit der Herstellung von gußeisernen Gliederkesseln, die für den Betrieb von Zentralheizungsanlagen und Warmwasserversorgungen dienen. Der Ingenieur Josef Strebel, nach dem das Werk seinen Namen erhalten hat, hat diese Art Kessel in Deutschland durch seine bekannte geniale Konstruktion, den Original-Strebel-Kessel, eingeführt. Außer dieser Type

(Fortsetzung siehe S. 48.)

Die eklatante Heilwirkung des Salzschlirfer Bonifacius



gegen

Gicht und Harnsäure

geht aus einer grofzen Anzahl ärztlicher Zuschriften hervor, von denen wir einige im Auszuge hier folgen lassen:

Kreisarzt Dr. med. R. in L. Unaufgefordert gebe ich Ihnen die Erklärung ab, dafz meine Erfahrungen am eigenen Körper wie bei meinen Patienten mir seit 12 Jahren gezeigt haben, dafz der Bonifaciusbrunnen bei Gicht alle anderen Heilwässer weit an Wirksamkeit übertrifft. Ich wende als Brunnen nur Bonifacius an.

Dr. med. R. in H. Der Brunnen macht nicht nur den Körper frei und elastisch, sondern er übt auch auf das Gemüt und die Stimmung einen günstigen Einflufz aus.

Dr. med. M. in E. Die Wirkung des Bonifaciusbrunnens gegen die Gallensteine ist so ausgezeichnet, dafz die Kolikanfälle nunmehr ganz beseitigt sind. Jedoch gehen seit dem Gebrauch des Brunnens noch öfters Steine und deren Trümmer mit dem Stuhlgang ab.

Stadtarzt Dr. med. B. in N. Ich bin durch den vorjährigen Gebrauch des Brunnens vollständig von meinem gichtisch-rheumatischen Leiden befreit worden.

Dresden 1911 Goldene Medaille

Der Bonifaciusbrunnen ist in allen Mineralwasserhandlungen vorrätig

Ausführliche Drucksachen
über eine Hauskur mit Bonifaciusbrunnen
kostenlos durch die Brunnendirektion

Bad Salzschlirf





Das neue
Salzschlirfer Badehotel

Zentralheizung, Licht-, Sol- und Moorbäder im Hause. — Saisonbeginn 1. Mai.

R-HOSKE



Einfacher Rova-Kessel.

sind dann in den letzten Jahren noch für besonders große Anlagen die Catenakessel geschaffen worden und für kleinere die sogenannten Rova- und Demokessel, letztere zum Einbauen in Küchenherde.

Charakteristisch für diese Kessel ist die Herstellung aus einer Mehrzahl untereinander gleicher Elemente (Glieder), wodurch eine gußtechnisch einwandfreie und haltbare Konstruktion ermöglicht wird. Es ist hier nicht der Ort, auf die technischen Eigenschaften dieser Kessel einzugehen. Es mag genügen, darauf hinzuweisen, daß allein von dem Strebelschen Kessel heute über 100,000 Exemplare in allen Teilen der Welt zur Beheizung von Gebäuden jeder Art stehen, und daß gegenwärtig die Fabrik jährlich nicht weniger als 25,000 komplette Kessel auf den Markt bringt.

Ein kurzer Gang durch das Werk soll uns einen Überblick über die vielseitige wissenschaftliche und praktische Arbeit geben, die geleistet werden muß, um eine so große Produktion in so vorzüglicher Qualität zu liefern.

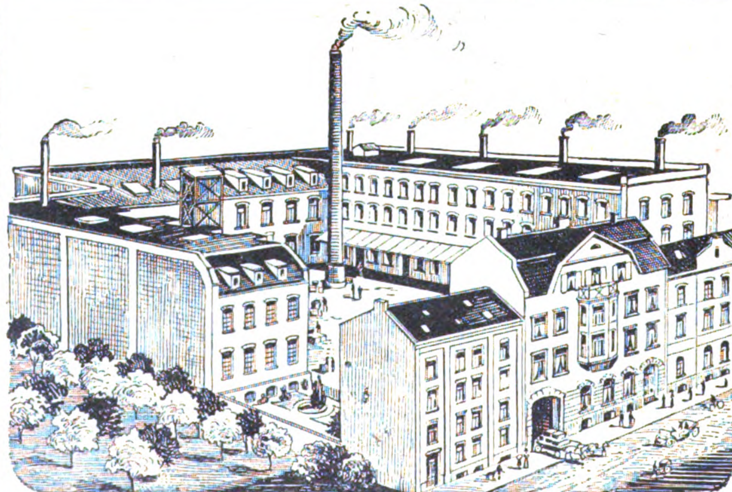
Unser Weg führt uns zuerst in das Laboratorium. Dieses hat die Pflicht, das von den Hochöfen angelieferte Roheisen auf seine chemische Zusammensetzung sorgfältig nachzuprüfen, damit Verschiedenheiten in seiner Beschaffenheit späterhin

(Fortsetzung siehe S. 51.)

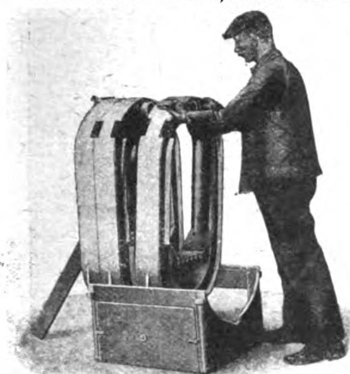


Herstellungsweise des **Strebel-Kessels** aus Einzelgliedern.

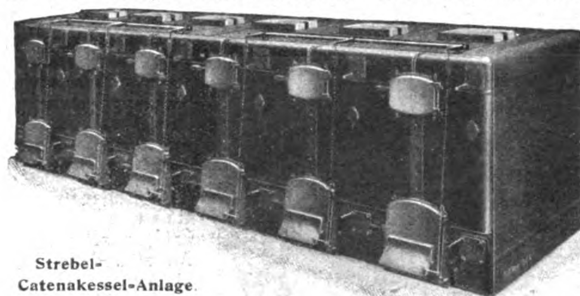




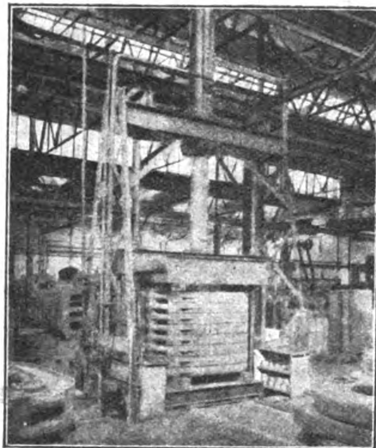
keine unliebsamen Überraschungen ergeben. Außerdem werden in dem gleichen Laboratorium die sonst für den chemischen Prozeß der Gießerei notwendigen Materialien überwacht. Von jedem Guß werden für die Zwecke des Laboratoriums eine Anzahl Probestäbe gegossen, die in den auf der Abbildung sichtbaren Maschinen auf Festigkeit mechanisch geprüft werden. Durch diese Einrichtung erhält die Fabrikleitung die Gewähr, daß in der Gießerei bei der Zusammensetzung des Eisens keine Fehler gemacht werden. Man muß nämlich wissen, daß bei Kesseln aus Gußeisen an die Qualität des Materials und seine richtige Zusammensetzung ganz besonders hohe Anforderungen gestellt werden, weil ein Kessel dauernd starkem Temperaturwechsel ausgesetzt ist, der ein gewöhnliches Eisen leicht zum Bruch bringen kann.


Zusammenstellen eines Strebel-Kessels.

Wir betreten jetzt die große mächtige Gießereihalle, in der emsiges Leben herrscht. Halbnackte Gestalten stampfen den schwarzen Sand in die Formmaschinen, andere bereiten die Kerne vor, und überall hört man das Zischen und Pfeifen der pneumatischen Hebezeuge, die die


Strebel-Catenakessel-Anlage.

Kraft der Männer bei dem Heben der schweren Formkasten und Gußstücke unterstützen. Fünf mächtige Öfen neuester Konstruktion speien täglich das glühende Material aus, das auf einem System von Schienen rasch an die fertiggestellte Form herangebracht wird. Die Modelle für die Form sind nicht, wie wir das in anderen Gießereien wohl gesehen haben, aus rot gestrichenem Holz, sondern aus präzis bearbeitetem Metall. Auf diese Weise wird eine außerordentlich hohe Gleichmäßigkeit erreicht, aber natürlich kann sich nur eine Fabrik von sehr großer Produktion den Luxus derartiger, sehr teurer Metallmodelle gestatten.



Hydraulische Presse.

Sobald der Guß erstarrt und abgekühlt ist, wandern die Glieder, von denen wir eins in der Abbildung vorführen, in die Putzerei. Scharfe Sandstrahlgebläse entfernen den Formsand und säubern das Stück in kürzester Zeit. Hierbei treten größere Fehler schon zutage. Sobald sie sich zeigen, wandert das Glied hinaus ins Freie, um am nächsten Tage wieder im Ofen eingeschmolzen zu werden.

Die für gut erachteten Stücke kommen nun zur Prüfung auf die Prüfstation. Dort wird mit Hilfe besonderer Meßinstrumente die Wandstärke ermittelt, für die ganz bestimmte Grenzen vorgeschrieben sind. Hieran schließt sich die Wasserdruckprobe. Die Glieder werden auf große Bänke nebeneinander wie die Soldaten in Reih und Glied gelegt und provisorisch an eine Hochdruckleitung angeschlossen. Bestehen sie die Prüfung, so kommen sie zur Bearbeitung in den Schleifmaschinensaal. Eine ganze Batterie gewaltiger dröhnender Maschinen, bei denen mächtige Schmirgelscheiben mit größter Geschwindigkeit rotieren, nehmen die Glieder in ihren Rachen auf, um sie, fein säuberlich geschliffen, nach knapp einer Minute wieder auszuspeien. Nun werden die nötigen Öffnungen mit Hilfe großer Bohrmaschinen gleichzeitig eingebohrt. Die Entfernung der einzelnen Bohrlöcher ist durch die Konstruktion der Spezialwerkzeugmaschinen gegeben, so daß jedes umständliche und zeitraubende und auch weniger genaue Anreißen fortfällt. Genaue Lehren aus bestem unverwüstlichem Material verschaffen den überwachenden Meistern



Aus der Gliederformerei.

die Gewißheit, daß jahraus, jahrein eine Bohrung genau so wie die andere ausfällt.

Inzwischen sind in einer anderen Abteilung des Werkes aus bestem Stahlrohr die auf den Namen „Nippel" getauften Verbindungsstücke fertiggestellt worden, kurze konisch abgedrehte Rohrenden, die jetzt unter der hydraulischen Presse dazu dienen, die einzelnen Glieder zu einem ganzen Kessel fest und innig zusammenzufügen.

Ehe dieser seinen letzten Aufputz erhält, muß er jedoch noch einmal eine harte Prüfung auf dem Versuchsstand durchmachen. Heißer Dampf wird in seine Hohlräume eingelassen, und kurz darauf bekommt der Kessel kaltes Wasser eingefüllt. Bewährt er sich hierbei, so bekommt er ein Zeugnis, das ihn qualifiziert, einen Isoliermantel gegen Wärmeausstrahlung und die nötigen Türen für den Asch- und Füllraum zu erhalten.

Die Fabrikation der kleineren Rova-Kessel und der größeren Catena-Kessel vollzieht sich im Prinzip ebenso, wie wir es eben für den Strebelkessel geschildert haben.

In mächtigen Hallen werden die fertig auf Lager gearbeiteten Kessel aufgestapelt, um von hier aus unmittelbar auf die Waggons zum Versand geladen zu werden. Im Durchschnitt liegen etwa 3000 Kessel versandbereit in der Fabrik, um jederzeit rasch liefern zu können.

Ehe wir das Fabrikgebäude wieder verlassen, werfen wir aber noch einen Blick in ein Gebäude, das sich an der äußersten Ecke des Platzes befindet — der wissenschaftlichen Versuchsstation. — Das Strebelwerk, das stets bestrebt war, alle Hilfsmittel der Wissenschaft seinem Zwecke dienstbar zu machen, hat hier eine geradezu mustergültige Einrichtung geschaffen. Schon bald erkannte man, daß die im Dampfkesselbau üblichen Methoden zur Bestimmung des Wirkungsgrades eines Kessels für Heizungsanlagen nicht anwendbar sind, weil die Resultate viel zu ungenau wären. Man hat sich deshalb entschlossen, eine besondere Versuchsanstalt zu bauen, in der der gewöhnliche Heizungsbetrieb in Wohnhäusern genau nachgeahmt werden kann, auch Vorrichtungen getroffen sind, um zuverlässige und maßgebende Messungen nach jeder Richtung ausführen zu können.

Das Strebelwerk ist also in der Lage, sowohl seine eigenen Fabrikate wie auch andere auf Herz und Nieren mit größter Zuverlässigkeit prüfen zu können, und zwar unter Verhältnissen, die ohne weiteres eine Übertragung der erzielten Resultate auf die Praxis gestatten.

DIE·WOCHE

Nummer 47. | Berlin, den 23. November 1912. | 14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 47.



Die sieben Tage der Woche.

14. November.

Zum spanischen Ministerpräsidenten wird der Präsident der Deputiertenkammer Graf Romanones (Portr. S. 1978) ernannt.

Das Landgericht I Berlin verurteilt den russischen Hauptmann Kostewitsch (Abb. S. 1976) wegen versuchter Verleitung zum Verrat militärischer Geheimnisse unter Zubilligung mildernder Umstände zu zwei Jahren Festungshaft.

Im englischen Unterhaus sucht die Opposition durch fortgesetzte Lärmszenen den Rücktritt der Regierung, die die Aufhebung des ihr ungünstigen Beschlusses bei der Beratung der Home-Rule-Bill für Irland beantragt hat, zu erzwingen. Das Haus vertagt sich bis zum 18. November.

Die Vertreter der Großmächte in Sofia geben der bulgarischen Regierung Kenntnis von dem Vermittlungsbegehren der Pforte und ersuchen um Mitteilung der Friedensbedingungen. — Die Mächte der Tripelentente geben Serbien den dringenden Rat, von einem Marsch nach dem Adriahafen Durazzo Abstand zu nehmen.

Vom Balkan wird gemeldet, daß auf der Tschataldschalinie der allgemeine Artilleriekampf begonnen hat und die Bulgaren trotz hartnäckigen Widerstandes der Türken allmählich Terrain gewinnen. Unter den türkischen Truppen wurden zahlreiche Erkrankungen an Cholera festgestellt. — Die serbischen Truppen stehen mit den Türken bei Monastir in heftigem Kampf.

Der mecklenburgische Landtag lehnt den neuen, von der Regierung eingebrachten Verfassungsentwurf ab.

15. November.

Halbamtlich wird der Entwurf eines Gesetzes über den Verkehr mit Leuchtölen veröffentlicht.

Der Dichter Gerhart Hauptmann vollendet sein fünfzigstes Lebensjahr. An seinem Geburtstag wird ihm der Nobelpreis für Literatur zuerkannt (Portr. S. 1976).

Die bulgarische Regierung antwortet auf das türkische Friedensangebot, daß sie auf Verhandlungen nur eingehen könne, wenn ihr greifbare Vorschläge gemacht werden.

In Washington werden die Ratifikationsurkunden des englisch-amerikanischen Vertrages zur Regelung der Fischereirechte in den Gewässern der nordatlantischen Küste ausgetauscht.

16. November.

Die Bobertalsperre bei Mauer, die größte in Deutschland, wird in Gegenwart des Kaisers feierlich eingeweiht (Abbild, S. 1975). Abends kehrt der Kaiser nach Potsdam zurück.

Die Landtagswahlen in Württemberg bringen in 45 Wahlkreisen die Entscheidung, während in 24 Nachwahlen erforderlich werden. Bisher verlieren die Nationalliberalen drei, die Volkspartei einen Sitz, Konservative und Bund der Landwirte gewinnen drei, die Sozialdemokraten einen.

Das bulgarische Regierungsblatt Mir erklärt alle Meldungen über Kämpfe bei der Tschataldschalinie für reine Erfindungen, da dort bisher nur Vorpostengefechte stattgefunden hätten. — Vor Adrianopel hat sich die Lage zuungunsten der Bulgaren verschoben. — Im türkischen Heer greift die Cholera weiter um sich, im bulgarischen wüten Ruhr und Typhus.

17. November.

Der Kaiser reist zur Rekrutenvereidigung nach Kiel.

18. November.

Aus Konstantinopel kommt die Nachricht, daß die Botschafter der Großmächte beschlossen haben, Matrosen der Kriegschiffe zum Schutz der Ausländer zu landen.

19. November.

Aus Belgrad wird gemeldet, daß Monastir gefallen ist und 50 000 Türken in die Gefangenschaft der Serben gerieten. — Aus Konstantinopel kommt die Meldung, daß Mahmud-Mukhtar-Pascha schwer verwundet wurde.

Viel zu wenig.

Von Otto Ernst.

Viel zu wenig wird nämlich geredet. Es sind ja schwache Anläufe zum Besseren da; aber es fehlt noch viel, daß man befriedigt sein dürfte. Die Verbreitung des Klavierspieles — soviel auch sie noch immer zu wünschen übrig lassen mag — kann immerhin schon als Vorbild dienen. Es gibt doch heutigentages zum Glück kaum noch eine kleine Beamten- oder Handwerkerwohnung, in der nicht mindestens ein Klavier von drei Personen gespielt würde; aber wie himmelweit sind wir noch davon entfernt, daß jede bessere Familie auch ihren eigenen Redner oder gar ihrer mehrere aufzuweisen hätte?!

Ich habe mir oft die Frage vorgelegt, warum eigentlich in unseren Parlamenten, Gerichten, Volksversammlungen, Vereinssitzungen, bei Festakten und Festmählern so bitter wenig geredet werde, und bin zu merkwürdigen Vermutungen gelangt. Da gibt es z. B. Leute, die sich allen Ernstes fürchten, Unsinn zu reden. Ich gebe zu: Die Befürchtung, Unsinn zu schreiben, hat eine gewisse Berechtigung; denn was man schreibt, das bleibt und kann allenfalls durch Pedanten einer genaueren Prüfung unterzogen werden; das gesprochene Wort aber fließt, wofern der Redner nur mit der erforderlichen Geschwindigkeit spricht, so rasch vorüber, daß der Hörer in den seltensten Fällen etwas merkt und eher glaubt,

er habe nicht recht gehört, als daß der mutige Redner etwas Törichtes gesprochen habe. Und sollte ihm wirklich ein Unsinn unterlaufen, und sollte dieser Unsinn zufällig bemerkt werden, so darf der Sprecher nur nicht den — leider allzu häufigen — Fehler begehen, daß er zu kurz redet. Eine Parlamentsrede von fünf, eine Festrede von drei Stunden — bei Trinksprüchen nach der Suppe kann man sich auf eine Stunde beschränken — wird so gut wie immer auch etwas enthalten, was kein Unsinn ist. Und was heißt schließlich Unsinn! Wenn man einen Unsinn mit ernster oder, noch besser, mit finsterer Miene vorträgt, so ist es noch sehr die Frage, ob er nicht ein Tiefsinn ist. Wir haben eine ganze Literatur, die von diesem Zweifel lebt.

Sodann fand ich Leute, die sich scheuten, Gemeinplätze und Trivialitäten zu reden, Gedanken vorzutragen, die schon hunderttausend, andere millionenmal zum Ausdruck gebracht hätten — eine Befürchtung, die mindestens so unangebracht ist wie jene erste. Schon Mephisto hat, um solche zaghaften Redner zu ermutigen, die Worte gesprochen:

„Wer kann was Dummes, wer was Kluges denken,
Das nicht die Vorwelt schon gedacht!"

Also Neues kann man doch nicht denken — da macht es denn auch nichts aus, ob ein Gedanke etwas älter oder jünger ist. Vielmehr: es ist ein Vorteil für den Redner, wenn der Gedanke recht alt ist, weil sich dann der uralte Herr Schulze sagen kann: Ganz meine Meinung. Überdies: wenn der Redner einen Gedanken, sagen wir: von Lessing, wiederholt, so darf er doch fast immer gewiß sein, daß er in der F o r m von Lessing abweichen werde, ja, vielleicht so sehr von ihm abweichen werde, daß der Hörer den alten Gedanken gar nicht wiedererkennt. Und endlich: ein Gedanke mag noch so oft ausgesprochen und gedruckt sein — es gibt immer noch Leute, die nichts von ihm vernommen haben. Man kennt doch die Geschichte von dem Seemann, der, von langer Reise heimgekehrt, einem Juden begegnete und ihn schalt, weil die Juden Jesum Christum gekreuzigt hätten. „Aber das ist doch schon so lange her!" rief der Jude. „Ja," versetzte jener, „ich habe es aber erst heute gehört, als ich an Land kam!"

Genau so geht es mit vielen, vielen Gedanken. Also die Angst, man könnte die Gedanken anderer wiederholen, braucht wahrhaftig keinen vom Reden abzuhalten; die Zuhörer werden nicht alle.

Es gibt aber sogar verschrobene Käuze, die eine Heidenangst davor haben, daß sie sich selbst wiederholen könnten! Sie meinen, wenn ein Gedanke einmal ausgegeben sei, so dürfe er wenigstens in derselben Rede nicht wiederkehren, es sei denn etwa als Refrain, als ceterum censeo, zu dem andere Gedankenreihen immer wieder hinführen. Nichts ist törichter als eine solche Meinung. Das gerade Gegenteil ist richtig. Empfindet man es schon in einem Buche als eine Aufdringlichkeit des Verfassers, wenn er in jedem Satze etwas anderes sagt, so wirkt dergleichen Völlerei in einer Rede vollends peinlich und verstimmend. Eine gute Rede muß sein wie eines jener großen, vielgängigen Diners, die ein mir bekannter Herr zuweilen gibt und deren sämtliche Gänge aus demselben Stoffe bereitet sind, z. B. aus Schweinefleisch oder (für Vegetarier) aus Kartoffeln. Dieselbe Idee muß in immer wechselnder Zubereitung immer wiederkehren. Decies repetita placebit, zehnmal wiederholt, wird sie gefallen, sagt Horaz.

Ein Redner, der das begriffen hat, wird etwa so sprechen: „Einigkeit, meine Herren, macht stark; Uneinigkeit dagegen macht schwach. Wo man sich einig ist, da wird man siegen, wo Zwietracht herrscht, muß man unterliegen. (Bravo!) Wo zweie sich in den Haaren liegen, meine Herren, da freut sich der Dritte, das ist ja ganz klar; wo aber zwei zusammenhalten, da sind sie gegen jeden Feind gewappnet. (Sehr richtig!) Es ist bekanntlich eine Kleinigkeit, einen einzelnen Stab zu zerbrechen, binden Sie aber einmal viele Stäbe zusammen; dann kann der größte Riese kommen, er wird seine Kraft vergeblich aufwenden, das liegt auf der Hand. (Sehr gut!) Wo Eintracht die Menschen verbindet, da können sie jeder drohenden Gefahr mit Ruhe ins Antlitz schauen; wo aber Zank und Hader Platz greifen, da müssen sie früher oder später jedem Angreifer zum Opfer fallen, das sieht ein Kind ein. Friede, meine Herren, ernährt; Unfriede hingegen, meine Herren, verzehrt!" (Stürmischer, minutenlanger Beifall.) Usw. Ich kannte einen Professor, der viele Stunden lang so reden konnte, und den viele als einen wundervollen Redner mit Recht bewunderten. Er starb an allgemeiner Lähmung der Schließmuskeln.

Man beachte in dem Musterbeispiel, das ich soeben gegeben habe, u. a. den letzten Satz. Der talentlose Sprecher würde sagen: „Unfriede verzehrt." Punktum. Der gottbegnadete Redner aber sagt: „Unfriede hingegen, meine Herren, verzehrt." Damit ist der Satz ohne Mühe und Unkosten um 150 Prozent verlängert. Der Anfänger sagt vielleicht: „Das ist möglich", oder „Das kann sein", der „große Orator" (wie einmal ein politischer Redner genannt wurde) wird sich nicht die Gelegenheit entgehen lassen, zu sagen: „Das, meine sehr geehrten Herren — ich will es gern zugeben — kann ja wohl allenfalls vielleicht möglich sein", und hat damit den Satz nicht nur um genau 800 Prozent verlängert, sondern auch das, was er sagen wollte, gleich fünfmal gesagt!

Man denke sich auch den Fall (der doch gar nicht so selten ist), daß der Redner nur einen Gedanken hat: soll er da etwa aufstehen und sagen: „Einigkeit macht stark, meine Herren!" und sich wieder hinsetzen? Die Leute würden ihn mit Recht auslachen. „Welch ein Tölpel!" würden sie rufen, „Welch ein Dummkopf! Und der will in den Landtag?"

Es ist mit dem Gedanken wie mit dem Hering: wo er sich zu häufig macht, wird er nicht geschätzt. Timon von Athen verfiel in Elend und Raserei, weil er seinen Reichtum unsinnig verschwendet hatte. Ein Timon des Gedankens erleidet dasselbe Schicksal.

Die lächerlichste aller Ängste unerfahrener, lampenfiebernder Redner aber fand ich bei Leuten, die — man sollt es nicht glauben — sich einbildeten, sie dürften nicht aus der Konstruktion fallen, dürften keine „unlogischen",

„unschönen" Satzgebilde formen, müßten sich vor Pleonasmen, Tautologien, Widersprüchen im Beiwort, Synonymenhäufung usw. usw. hüten. Gewiß: wenn jemand sagt: „Wir müssen den Strom der Zeit bei der Stirnlocke fassen", oder wenn er seinem Gegner „bodenlose Oberflächlichkeit" vorwirft, so ist ja nicht ausgeschlossen, daß es jemand merke, aber von Tausenden noch keine zwei!

Es gibt ja Sonderlinge, die die Meinung verbreiten möchten, die Sprache sei ein mindestens so edles Material wie der Marmor und bedürfe zu ihrer Formung genau so sehr der Meisterhand wie jener, und ihre vollendeten Gebilde seien ebensowohl Kunstwerke wie die Venus von Milo und was dergleichen Verstiegenheiten mehr sind, die nur dazu führen, dem Versammlungs- und Tafelredner das Leben schwer zu machen. Solche Phantasten wollen in einer Rede Rhythmus, Melodie, Architektur, Unterschiede der Dynamik, der Schattierungen wahrnehmen — verrückt! Dergleichen Forderungen mögen ja in der Poesie eine gewisse Berechtigung haben — in der Prosa gilt Freiheit und Gleichheit zwischen Cäsar und Piepenbrink. Kaum sind wir froh, daß uns in der Prosa Reim und Metrum nichts zu befehlen haben, so kommen Schulfüchse daher, um uns alle erdenklichen Schwierigkeiten zu machen! Warum heißt denn die Prosa „ungebundene Rede", wenn man sich in ihr nicht räkeln soll? „Werden Sie Redner!" das ist der Imperativ, dem wir folgen sollen; alles andere ist unwesentlich.

Ist doch sogar schon im schriftlichen Gebrauch unserer Muttersprache eine herzerquickende Ungeniertheit zum Durchbruch gekommen! „Der Garten der Villa Carlotta ist eins der schönsten, die man sehen kann" — „Caruso ist ohne Zweifel einer der bedeutendsten Sänger, den wir haben" — „Die Lage Konstantinopels dürfte schwerlich irgendwo in der Welt seinesgleichen haben" — solche Dinge kann man jetzt schon fast täglich lesen. Auch dem albernen Genitiv-s geht es endlich energisch zu Leibe. „Des Conventgarten", „des Oratorium", „des Theater", das ist schon erreicht; nun wird man auch bald „des Klavier" und des „Fenster" sagen; denn „Fenster" ist ja auch eigentlich ein Fremdwort. Nur keine falsche Scham bitte; die deutsche Sprache ist keine juristische Person, die klagen könnte.

Nun sollte man meinen, daß wenigstens ich diesem Imperativ immer fleißig gehorsamt hätte und ein „fortlaufender Redner" sei. Weit davon entfernt! Man spricht am meisten von den Idealen, die man nicht erreicht hat und nie erreichen wird, und in der Tat bin ich im Reden einer der größten Feiglinge der Welt. Von Reden, die ich überhaupt gehalten habe, waren 99 Prozent vorher sorgfältigst vorbereitet; wenn ich einmal unvorbereitet sprechen m u ß, so bin ich krank zum Sterben und denke in einem fort: Wie hübsch wär es, wenn jetzt ein Erdbeben käme! Wenn ich toasten soll, „maikäfere" ich vom Hors d'oeuvre bis zum Dessert, werfe zwei Gabeln und drei Messer auf den Fußboden, zertrampelte meine Serviette, stoße meine Nachbarinnen mit dem Ellbogen, daß sie erschrocken aufschreien, und wenn ich dann endlich ans Glas schlagen will, wird die Tafel aufgehoben. Wenn ich vor Gericht einen Streit habe, sage ich mir: Wozu willst du reden? Was du sagen willst, das sagt sich der Richter, der doch ein intelligenter und gebildeter Mann ist, schon selbst, oder: das ist so selbstverständlich, daß es dein Anwalt natürlich vorbringt, du willst doch das Gericht nicht durch Banalitäten ermüden — aber merkwürdig: sie sagen es sich n i c h t, und sie bringen es n i c h t vor; diese Richter und Anwälte sind wie der liebe Gott, der von sich sagt: „Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege. Sondern soviel der Himmel höher ist als die Erde, so sind auch meine Gedanken höher denn eure Gedanken und meine Wege denn eure Wege." Und dann verliere ich den Prozeß.

Ein wahrer lepus timidus aber bin ich in Vortragsversammlungen mit anschließender Diskussion. Da hat z. B. ein Mann, der auf seinem Gebiet zu Hause ist, nach sorgfältiger Vorbereitung einen ausgezeichneten Vortrag gehalten — was läge näher als der Wunsch, zu zeigen, daß man auch über denselben Gegenstand mitreden könne? Aber nein: wenn ich an dem Vortrag nichts Wesentliches zu ergänzen oder zu widerlegen habe und mein Gewissen mich nicht geradezu zwingt, das Wort zu ergreifen, dann sitze ich da wie Trumpf-Sechs.

Mit welcher Frische besteigen dagegen beherzte Männer und in neuerer Zeit auch Frauen in unabsehbarer Reihe das Rednerpult und widerlegen den Vortragenden, indem sie seine Ausführungen wiederholen, oder stellen sich mutig auf seine Seite, indem sie das Gegenteil von dem sagen, was er gesagt hat, oder wenn der Vortragende über antike Plastik gesprochen hat, so tritt ein einfacher Lohgerber auf und beweist, daß wir es niemals zu einer antiken Plastik bringen werden, solange der Impfzwang nicht aufgehoben ist usw. Immer häufiger liest man jetzt in den Zeitungen: „Die Diskussion dehnte sich bis weit über die Mitternachtstunde aus", und dann lacht mir jedesmal das Herz. Es ist doch wenigstens ein Anfang.

So las ich denn auch vor kurzem mit lebhafter Genugtuung in einer großen Zeitung von einem Schiff, das eine Einweihungs- und Eröffnungsfahrt auf einem neuen Kanal gemacht hatte und erst lange nach der festgesetzten Zeit anlegen konnte, weil die an Bord gehaltenen Tischreden nicht früher beendigt waren. Ein sehr intimer Bekannter von mir meinte dazu, daraus ersehe man wieder einmal, daß die Zahl der Rettungsboote gar nicht groß genug sein könne. Ich denke, dergleichen frivole Witzeleien richten sich selbst. Wir wollen uns freuen, wenn bei der Einweihung des Panamakanals in entsprechendem Maße geredet wird, und sollte sich die Freigabe dieses neuen Verkehrsweges für die allgemeine Schiffahrt wirklich um einige Monate verzögern! Und wenn Kanäle keinen genügenden Raum für die Entfaltung unseres Bedürfnisses bieten — wozu haben wir die fünf großen Weltmeere?! Zum Seefahren? Lächerlich. Verba facere necesse est, navigare non necesse est. Reden ist die Hauptsache; Seefahren ist Blech.

Traum von Konstantinopel.

Von Margarete von Oertzen-Fünfgeld (Bern).

Ja, da war ich noch ein ganz kleines Mädel, als mein Vater in unsere Kabine trat und mit seltsam geheimnisvoller Stimme sagte: „Steh auf — schnell — Konstantinopel!“

Schlaftrunken fuhr ich in die Kleider, ein bißchen nüchtern, kindermüde von dem Schaukeln und Stoßen des Schiffes — die Schiffstreppe hinan mit vielen andern — und plötzlich war mir, als würde ich kleiner und kleiner, wie erdrückt von einem unfaßbaren, auf mich eindringenden Wunder. Aus dem tiefen, satten Blau des Meeres hob sich ein Labyrinth von Gold und Perlen, überhaupt von Millionen Rosen — Malmaisonrosen, wie ich sie in Korfu gesehen — dazwischen, von einem weichen Bleistift gezeichnet, in tiefschwarzen Strichen die melancholischen Linien der Zypressen —

Und in diesen Duft, in dieses Gold steuerten wir geradeswegs hinein — langsam. —

Vor mir an der Reling lehnte die gewichtige Gestalt des Paschas, der mir erst gestern in den Dardanellen zwei bunte Tonvasen gekauft hatte, von braunen Gesellen in tanzenden Booten, die bei uns angelegt hatten, um ein Geschäft zu machen. Unter unzähligen Bücklingen seinerseits und Tanzstundenknicksen meinerseits war die Zeremonie des Schenkens vor sich gegangen, da wir uns sonst nicht verständigen konnten. Dabei flüsterte er in dem weichen Tonfall des Orientalen, der eitel Musik ist: „Kuzzum“ — was da bedeutet „Lämmchen“ . . . jetzt stand er, ohne mich zu beachten, und starrte in die smaragdene Pracht zu seinen Füßen, gelassen, ernst, ein Träumer.

Palast um Palast stieg in Marmorweiße aus dem zitternden Flimmer des Morgens, und in meiner Kinderseele, die jene Stunde der ersten Schönheitsoffenbarung nie vergessen hat, wuchs der selige Glaube an das Paradies: Einer dieser Märchenpaläste würde auch mich aufnehmen.

Das ist schon lange her, und wenn ich heute dies vergilbte Blatt aus meinem Lebensbuch hervorsuche, so geschieht es, um in einer Zeit, da die Welt atemlos nach den Gestaden des fernen Marmarameeres blickt, eine kleine, bescheidene Episode eigener Erfahrung zu dem vielen Großen und Interessanten beizusteuern, das Berufenere ihren Zuhörern schenken.

Der „Palast“, der uns alsbald aufnahm, stürzte mich aus allen meinen Himmeln. Ein hohes, altes, windschiefes Haus in Pera; denn wir wohnten „möbliert“, und der gute Freund, der es für uns ausgesucht, verschwor sich hoch und teuer, daß es das beste in der ganzen Gegend sei. In der Küchentür stand die „Madama“, unsere Wirtin. Sie hatte schwarzes Haar, schwarze Augen und einen schwarzen Strich quer über das Gesicht. Hinter ihr drängten sich eine Ziege, ein Schwein, Hühner und Katzen um einen kleinen Herd, der entsetzlich rauchte. In einer Pfanne prasselte siedendes Öl; Marigo, eine Magd, die bei dem Erdbeben auf Chios Vater, Mutter und sechs Brüder verloren hatte und darüber verrückt geworden war, warf mit stumpfem Grinsen kleine Fische in das Öl. Kleinlaut tasteten wir uns auf der engen Stiege nach oben und siehe da — die Stuben waren hell und geräumig, im Mangal glühte die Kohle wie das dunkle Auge einer Levantinerin — und da war ein enger Erker, der beinah den Erker des gegenüberliegenden Hauses berührte, so sehr neigte er sich ihm zu. Von diesem Winkel aus konnte ich alle Seltsamkeiten Peras beobachten, den Schmutz, der im Sonnenschein wie mattes Gold leuchtete, die tanzenden Hamals, die lungernden Hunde, den Neubau an der Ecke, wo immer hübsch langsam, immer hübsch langsam gearbeitet wurde. Auch hier war es wieder ein Pascha, der mir seine Wohlgeneigtheit durch höfliches Winken seiner bleichen, fleischigen, phlegmatischen Hand kundtat: der Bauherr dieses müde anwachsenden Hauses. Stundenlang hockte er, ohne sich zu rühren, auf dem unfertigen Gerüst und träumte, wie nur jene träumen können, die im Schatten des golddämmerigen Basars geboren, die im flitzenden Kaik auf den süßen Wassern Paradiesesseligkeiten kosteten.

In dieser ersten Nacht mußten wir in unsern Betten die Regenschirme aufspannen. In klagenden Tropfen kam es von der Decke herab, klak, klak, klik — mir auf die Stirn, den Eltern auf die Nase. Im Gebälk pfiffen die Ratten. Madama sagte, sie habe saure Gurken eingemacht, und diese seien übergelaufen. Wir zweifelten mit Recht an den sauren Gurken und betraten während zweier Tage und Nächte Haus und Stuben nicht anders als mit aufgespannten Regenschirmen. Ich harrte voll Entzücken der Überraschungen, die noch kommen sollten. Und sie kamen, in Gestalt der Hauptpersonen dieser kleinen Aventüre: Zwei Helden von der Straße, von uns kurz benamset „die Straßenlungerer“. Marko und Banajoti, braun und flink wie die Lazerten, jung, wild und diebisch. Sie tauchten auf, als seien sie aus dem Pflaster herausgewachsen, so plötzlich, und ohne daß man den genauen Zeitpunkt ihres Erscheinens feststellen konnte. Und alsbald begannen sie, sich in aller Gemächlichkeit aus dem Neubau so viele Bretter und Pflöcke zusammenzustehlen, als sie zur Errichtung einer Hütte in Form und Größe eines Schilderhauses benötigten. Knapp im Schatten der ersten halbfertigen Etage bauten sie lautlos und flink ein sonderbares Nest und „liehen“ mit der Selbstverständlichkeit großer Geister, was sie an Werkzeug brauchten, ohne zu fragen, unter den Augen des träumenden Paschas von den meist verlassenen Arbeitstellen. Der Pascha blinzelte faul, Allah und er sahen zu, wie die beiden Straßenlungerer die Körbe der herumziehenden Verkäufer erleichterten. Ab und zu ging einer von ihnen pfeifend zu irgendeiner geheimnisvollen Arbeit, während der andre das Haus hütete und den kleinen, kugelrunden Hund Liko. Liko, von Abstammung und Geburt Straßenhund, stets anzusehen wie ein schmutziges Wollknäuel, hatte das sprechendste Hundegesicht, das mir je begegnet ist. Liko war der Vermittler meiner Freundschaft mit Marko und Banajoti, die, von keinem Zaptie belästigt, im Schatten unseres Balkons das Leben wahrhaft großzügiger Straßengenies führten. Liko witterte mit der feinen Nase der kultiviertesten seines Geschlechts, wenn der kleine Griechengroom uns das Essen aus dem Klub brachte. Nach einer Anstandsfrist von etwa einer halben Stunde faßte er Posten unter dem Balkon, streckte die Schnauze zu uns empor und begann ein sanftes, aber eindringliches Wedeln, worauf ich mich zeigte und meinem vierbeinigen Verehrer einen Hammelknochen — ach, es war immer Hammel — zuwarf. Allmählich entwickelten sich die schlangengleichen Gestalten Markos und Banajotis aus dem unerklärlich dunklen Loch ihres Schil-

derhauses, und sie verneigten sich, für ihren Hund dankend, mit der eleganten Grazie echter Kavaliere vor mir, vor der sich sonst noch niemand verneigte. Nach und nach wurde es Usus, daß ich unter Assistenz meiner Mutter sämtliche Überreste unserer Mahlzeit, als da sind Pilau und Makkaroni und allerhand andere schwabblige Dinge, in ein rotes Schnupftuch gebunden, an einem Strick zu ihnen herabließ. Sie verschlangen alles lächelnd und stahlen sich das Obst dazu von einem vorüberziehenden, seine Waren heiser anpreisenden Händler. In die Zitronen bissen sie mitsamt der Schale, getrocknete Fische zogen sie einem träumerisch seines Weges wandernden Griechen aus der Tasche. Ich fand alles wunderschön, was sie taten, so sehr hatte der sündige Goldstaub des verwünscht schönen Orients mein Auge geblendet. Und ich konstatierte nur mit Genugtuung, daß die beiden niemals bettelten.

Eines Tages großes Geheul: Liko war fort! Und sie heulten und trauerten drei Tage, holten das Essen nicht ab, bestahlen keinen Limonenverkäufer mehr. Nach etwa drei Wochen erneuter großer Spektakel, Marko und Banajoti in Ekstase, an ihnen heraufwirbelnd ein Wonnekloß von Schafwolle und Straßenschmutz. . . Liko! Liko war wieder da, Liko war zurückgekehrt! An diesem Tage liefen sie im ganzen Viertel herum und taten für Liko, was sie für sich selbst nie getan hatten — sie bettelten.

Und nun kommt eigentlich meine Geschichte. Ich hatte von meinem Vater zum Geburtstag eine goldene Brosche erhalten. Ich war sehr stolz darauf, denn bis dato waren es stets Puppen gewesen — also die Brosche wurde angesteckt, ich begab mich auf den Balkon, lehnte mich über die Balustrade und zeigte mein Geschenk dem Pascha, den Hunden und dem hellen Sonnenschein.

Meiner Mutter entsetzter, starrer Blick auf meinen Hals, da ich mich zu Tisch setzte, belehrte mich sofort über das Schreckliche: die Brosche war fort! Oder ein Käfer kroch da, worauf man in Pera gefaßt sein mußte, oder ... meine Hände fuhren blitzschnell, der Richtung dieses Blicks folgend, an die Stelle, wo die Brosche gesessen und nun nicht mehr saß. Auch auf dem Balkon war sie nicht.

„Ach," sagte meine Mutter überzeugt, „die haben die beiden Straßenlungerer längst eingesteckt."

„Die kriegst du nie wieder", sagte mein Vater.

In die dräuende Stille hinein klopft es plötzlich laut und gebieterisch. Es ist die Magd, die bei dem Erdbeben auf Chios verrückt geworden ist.

Sie grinst und stammelt: „O Gott, Madama, der von unten." . . .

Wir sprangen alle drei auf. Vor uns stand er, den ich sonst nur aus der Ferne bewundert, menschlich nahe gerückt, nach der Straße selber duftend mit ihren Limonen, Ölen, Myrrhen und Weihrauchgerüchen — Banajoti, der Straßenlungerer. In seiner ausgestreckten Hand, hart und braun wie Lava, gleißte das feine Gold meiner verlorenen Brosche. Mutter sagte mit schlechtem Gewissen: „Na siehst du!" und mein Vater tat, was alle Väter in solchem Fall tun — er griff in seine Tasche.

Aber Banajoti legte mit spitzen Fingern das goldene Ding auf den Tisch und wehrte mit unnachahmlicher Grandezza der bachschischspendenden Hand. Trotz aller flehenden und beschwörenden Gesten meines Vaters und meiner Mutter war er nicht dazu zu bewegen, einen Finderlohn irgendwelcher Art anzunehmen. Die verrückte Marigo wurde nach Madama geschickt, die sollte den Dolmetsch spielen. Madama erschien im Nachthemd, eine schwarzseidene Schürze darübergebunden, fuchtelte stark mit den Händen und zeigte größte Lust, den Bachschisch selbst zu nehmen. Aber endlich übersetzte sie dann doch in grausigem Französisch: Banajoti halte es nicht mit seiner Ehre für vereinbar, von uns Geld zu nehmen, da wir „Freunde" seien — so wenig er Freundesgut je antasten würde. —

Wir fühlten, daß jeder weitere Versuch einer Kränkung gleich käme, und schüttelte dem Glücklichen nur kräftig die Hand.

Das scheinbar so unbedeutende Erlebnis versank im Grund der Zeiten, ein seltsam Stückchen von Diebesehre, von Verwahrlosung und echter Ritterlichkeit. Ich hatte es längst vergessen und Marko und Banajoti dazu. Jetzt traten sie mir plötzlich entgegen, die beiden, jung und fröhlich wie einst, wie von einer goldenen Wolke getragen: Wie viele ihrer Art tränken jetzt den Boden, den wir alle lieben, wir Fernen vom Abendland, mit ihrem Blut?

Armer Marko! Armer Banajoti!

Da tritt kein anderer für ihn ein.

Von Kurt Aram.

Mögen die Bulgaren nun wirklich in Konstantinopel einziehen oder nicht, eins haben diese Balkanpreußen der reichlich verblüfften Welt endlich einmal wieder schlagend vors Auge gestellt: worauf es in den Entscheidungstunden der Völker ankommt.

Europas milde Augen zeigen eine von Jahrzehnt zu Jahrzehnt wachsende Schwärmerei für alle zivilisierten Tugenden des Friedens. „Größtmögliche Glückseligkeit der größtmöglichen Anzahl" — hat Carneri einmal dies moderne Ideal in seinem Buch „Der moderne Mensch" formuliert.

Aber schon ein so humaner Mann wie Wilhelm von Humboldt hat geklagt: „In der Wirkung des Krieges auf den Volkscharakter erkenne ich eine der heilsamsten Erscheinungen zur Bildung des Menschengeschlechts, und ungern sehe ich ihn mehr und mehr vom Schauplatz zurücktreten. Er ist das freilich furchtbare Extrem, durch das jeder tätige Mensch gegen Gefahr, Arbeit und Mühseligkeit geprüft und gestählt wird, und er allein gibt der ganzen Gestalt die Stärke und Mannigfaltigkeit, ohne die Leichtigkeit Schwäche und Einheit Leere wird." Gut, daß der Mann tot ist. Heute fände er um solcher Anschauung willen nirgendmehr einen Lehrstuhl. Höchstens noch in Bulgariens Hauptstadt. Seine Humanität war offenbar ganz anders als die unsere. Unsere Humanität strebt immer brünstiger dem Zustand zu, wo Leichtigkeit Schwäche und Einheit Leere ist.

Den germanischen Völkern geht solche Humanität von Natur aus nicht leicht und willig ein. Ihr Herz schlägt von Haus aus gar nicht für so „sanften Friedensmarsch". Aber gerade die Deutschen haben diesem Ideal schon seit längerer Zeit so willig Mund und Herz geöffnet und so reichliche Dosen davon eingenommen, daß sie zurzeit voll Stolz mit an der Spitze dieser Humanität marschieren. Und wenn uns noch etwas aus Schiller zu singen erlaubt wird, so singen wir nicht sein „Reiterlied", sondern wir singen:

„O schöner Tag, wenn endlich der Soldat
ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit,
zum frohen Zug die Fahnen sich entfalten
und heimwärts schlägt der sanfte Friedensmarsch,
wenn alle Hüte sich und Helme schmücken
mit grünen Mai, dem letzten Raub der Felder."

Ein schöner, brüderlicher Sang für Völker, die solch holdes Wiegenlied sich leisten können, aber nicht für ein Volk, das wie das deutsche nach rechts und links, nach West und Ost immer auf der Hut sein muß. Das mag sehr inhuman klingen, aber das Schicksal selbst hat uns nun einmal in eine so inhumane geographische Lage gebracht, daß wir so wenig aus ihr herauskönnen wie aus einer Haut. Trotzdem haben wir begonnen, uns so neuzeitlich human einzurichten, als gäbe es nach rechts und links, nach Ost und West keine Gegner mehr. Das macht unserm Idealismus alle Ehre, das loben alle lieben Nachbarn gern an uns. Es ist ja auch sehr edel und wunderschön. Aber es ist gefährlich. Für kein Volk so gefährlich wie für uns. Einmal unserer geographischen Lage wegen, dann aber auch deshalb, weil die Deutschen nun einmal von der Tugend der Gründlichkeit besessen sind, die nicht eher ruht, als bis Wirklichkeit geworden ist, wofür sie schwärmt. Das moderne Ideal: größtmögliche Glückseligkeit der größtmöglichen Anzahl hat kein anderer Staat so gründlich mit allen Mitteln der Gesetzgebung zu verwirklichen getrachtet wie der unsere. Was sich nicht einmal so günstig gelegene kleine Staaten, wie die Schweiz und Dänemark, getrauten, wir haben es längst verwirklicht. Ich denke z. B. an unsere Unfallversicherung mit ihrer lebenslänglichen Rente. Auch die Schweiz und Dänemark kennen die Unfallversicherung. Aber sie kennen nicht die lebenslängliche Rente, sondern nur eine Abfindung. Sie kennen die menschliche Natur eben besser als wir in unserm verstiegenen Idealismus, der dem Menschen nur das Beste zutraut. Und was ist die Folge unseres Idealismus? Deutschland wurde dadurch für die internationale Medizin das beste und reichste Beobachtungsfeld für „Rentenhysterie", „Rentenneurasthenie", „Rentenhypochondrie", und wie alle die neuen, nervösen Erkrankungen heißen, die den Versicherten heimsuchen wie ein altes Weib, wenn er für die ihm von Reiches wegen zustehende lebenslängliche Rente kämpft. Man lese darüber nur einmal die trockenen Zahlen in Professor Bernhards neuem Büchlein: „Unerwünschte Folgen der deutschen Sozialpolitik", und die Augen gehen einem über. Die „Rentensucht", die längst nicht mehr beim deutschen Arbeiter haltmacht, sondern immer weitere Volkskreise ergreift, wird immer mehr eine deutsche „Volkseuche", wie es der berühmte Psychiatiker Hoche 1910 bei seiner Prorektoratsrede an der Universität Freiburg i. B. genannt hat. Unser Sozialidealismus wird uns mit der Zeit ein gewaltiges Heer von Memmen züchten, die nur noch an sich und ihre Krankheit denken, die nicht mehr für ihr Vaterland leben und kämpfen, sondern für „ihre" Rente. Was das für eine Nation bedeutet, die ein Volksheer hat, braucht man nicht weiter auszumalen. Schon 1905 sprach der so überaus vorsichtige Kieler Gelehrte Quincke von dem „depravierenden Einfluß des Unfallgesetzes auf die allgemeine Wehrpflicht".

Moderne Humanität, Solidarität, Sozialität sind gewiß wertvolle und löbliche Dinge, und in allen zivilisierten Tugenden des Friedens stehen wir gewiß niemand nach. Wenn nur unsere so elend inhumane geographische Lage nicht wäre! Wenn es ihr einmal wieder an den Kragen gehen soll, werden sie uns verdammt wenig nützen. Wenn auch für uns einmal wieder eine Entscheidungstunde kommt, wird es mit allen zivilisierten Tugenden des Friedens nicht getan sein. Da hilft keine Rente. „Da tritt kein anderer für ihn ein, auf sich selber steht er da ganz allein." Da helfen nur die zurzeit weniger geschätzten soldatischen Tugenden, wie persönlicher Mut, Initiative und Hintansetzen der eigenen werten Persönlichkeit. „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein." Da ist auch nicht die militärische Taktik das Entscheidende, sondern die militärische Tugend, wie schon Scharnhorst sagt. Und wer ihm nicht glauben mag, dem demonstriert es der Balkankrieg so deutlich wie nur möglich vor die Augen.

Das Bulgarenheer hat durch seine soldatischen Tugenden, den kühnen Mut, die rasche Initiative und das Hintansetzen der einzelnen werten Persönlichkeit nicht nur die Türkei und die europäische Diplomatie über den Haufen geworfen, noch ehe sie recht wußten, was eigentlich los war, sondern sich auch die Sympathie aller Völker erworben, in denen noch ein Funke von Männlichkeit lebt. Nun werden die Bulgaren, von allen Seiten bewundert und gepriesen, und das mit Recht. Wenn es drauf und dran geht, ist eben nicht nur der liebe Gott, sondern auch die Sympathie der Völker mit den besten Bataillonen, aber nicht mit den lebenslänglichsten Renten.



Von deutschen Opernbühnen.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

In dieser Spielzeit treten — vielleicht dank der etwas rätselhaften Zurückhaltung der dramatischen Dichter — die Neuigkeiten des Opernmarktes stark in den Vordergrund des Interesses, und selbst der Ariadne-Erfolg, der nach und nach nun überall ausgekostet und damit zur Dauersensation wird,



Frl. Wopalensky, Herr Buttala, Frl. Peterka, Herr Bauer. Phot. Magasin Metropole, Wien.

„Die Prinzessin von Tragant" von Oskar Strauß in der Wiener Hofoper: Der Polkatanz.

vermag nicht zu verdunkeln, was sonstwo geschieht. In der Wiener Volksoper brachte E. d'Albert sein neuestes Werk „Liebesketten" zur Erstaufführung und gewann sich lebhaften Beifall, wenngleich sich natürlich noch nicht ermessen läßt, ob der Erfolg an Breite und Ausdauer dem des „Tiefland" gleichkommen wird. D'Albert wählte den gleichen Textdichter — Angel Guimeràs und sein Werk, das eine blutige Liebestragödie im bretonischen Fischerleben darstellt, ist im Charakter dem „Tiefland" sehr ähnlich. — Wie der als Pianist so hochgefeierte d'Albert in unermüdlichem Bemühen an der Fundamentierung seines Komponistenruhms arbeitet, so sieht auch der Meister der





Sergeant Tick (Herr Zoller), der Schneider (Herr Schroth), Ninetta (Frl. Fladnitzer). — Phot. Lisa König. — Florida (Frl. Olbrich), Gaeta (Frl. Marx), Granacci (Herr Klein).

Zur Uraufführung der Oper „Der Schneider von Malta" von Waldemar Wendland und Richard Schott im Leipziger Stadttheater.

Operette Oskar Straus in seinen Erfolgen nicht alle Träume seines Ehrgeizes erfüllt. Er sehnte sich nach der Wiener Hofoper, erreichte sein Ziel, wenn auch nicht mit einem musikdramatischen Werk, so doch mit einem Ballett, das viel Beifall fand. Die „Prinzessin von Tragant" befindet sich hinter dem Stachelzaun der steifen Etikette. In dieser Welt sind selbst die Liebespaare automatenhaft, und der Wachtposten und seine Kammerzofe kosen miteinander wie auf militärisches Kommando. Da stürmt Herr Kreisel herein, und an seinem Namen ist schon zu erkennen — an seinen Sprüngen erst recht — daß er die Bewegung, Freiheit, Liebe bedeutet. Und da er heimlicherweise ein Prinz ist, so darf man am Ende gratulieren. — Gleich Oskar Straus hat auch Waldemar Wendland — wenn auch wohl flüchtiger — mit dem Ueberbrettltum in Verbindung gestanden. Seit Jahren hat er sich als Opernkomponist schon einen Namen erworben, und in seinen Werken ist eine deutliche Aufwärtsentwicklung zu spüren. So gehört er heute bereits zu den Glücklichen, die nicht mehr lange um die Aufnahme eines Werkes zu bitten brauchen. Sein „Schneider von Malta" war kaum fertig komponiert, da hatte ihn schon Geheimrat Martersteig für das Leipziger Stadttheater erworben. Wendland hat sich von seinem getreuen Textdichter Richard Schott ein sehr lustiges Buch schreiben lassen, und die Leipziger Oper legte mit ihrer Premiere viel Ehre ein. — Siegfried Wagners Oper „Der Kobold" wurde am Königlichen Hoftheater in Kassel zum erstenmal aufgeführt. Das Werk, das seiner Zeit in Hamburg seine Uraufführung erlebt hatte, fesselte auch an der Kasseler Hofbühne musikalisch, besonders durch die frische und originelle Behandlung des Volkstümlichen. Der Komponist, den das distinguierte Publikum lebhaft begrüßte, dirigierte das prachtvolle Orchester mit künstlerischer Sicherheit.



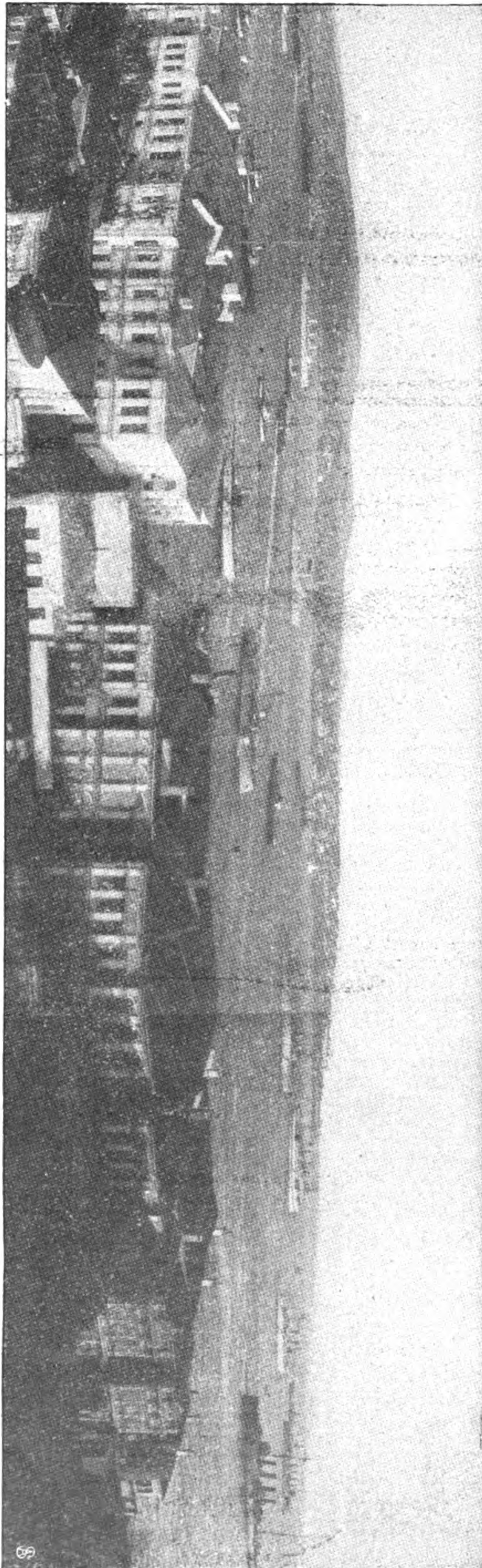
Friedrich (Herr Windgassen), Verena (Frl. Valy v. d. Osten), Seelchen (Frl. Bake), der alte Eckhart (Herr Ulrici). — Hofphot. Conrad Seidl.

Siegfried Wagners Oper „Der Kobold" am Kgl. Theater zu Kassel.



Unsere Bilder.

Die Bobertalsperre bei Mauer (Abb. S. 1975) wurde vor einigen Tagen in Gegenwart des Kaisers eingeweiht. Zu der Talsperre, der größten Deutschlands, wurde im Juni 1908 der Grundstein gelegt, und jetzt steht das gewaltige Bauwerk, das dazu bestimmt ist, weite Gebiete vor den von den Bergen herabstürzenden Fluten zu schützen, fertig da. Die Sperrmauer hat eine Länge von 280 Meter und eine Höhe von 60 Meter. Der Kaiser besichtigte bei der Einweihung mit großem Interesse alle Einzelheiten und sprach sich dem Erbauer Baurat Bachmann gegenüber sehr anerkennend über das Gesehene aus.



Zu den Schutzmaßregeln der Großmächte in Konstantinopel: Die im Hafen vor Anker liegenden fremden Kriegschiffe. — Phot. G. Weinberg.

Erzherzog Franz Ferdinand (Portr. S. 1971), der österreichisch-ungarische Thronfolger, weilt in diesen Tagen als Gast des Deutschen Kaisers am Berliner Hofe. Mit Spannung sieht die politische Welt dem Ergebnis dieser Entrevue entgegen.

Der Krieg auf dem Balkan (Abb. S. 1972—1974). Nachdem Monastir unter General Zekki Pascha sich den serbischen Truppen nach blutigem Kampf ergeben hat, halten sich nur noch Saloniki und Adrianopel. Die Tschataldschalinie, wo auf beiden Seiten die Cholera wütet, wird von den Türken mit großer Zähigkeit verteidigt. Im Hafen von Konstantinopel ankern z. Z. zahlreiche Kriegsschiffe und Kreuzer der Großmächte.

Fürst Lichnowsky (Abb S. 1976), der neue deutsche Botschafter am englischen Hof, ist mit seiner Familie nach London übergesiedelt und hat die Geschäfte der Botschaft übernommen.

Der deutsche Hansabund (Abb. S. 1976) hat soeben in Berlin seine jährliche Generalversammlung abgehalten.

Der Prozeß gegen den russischen Hauptmann Kostewitsch (Abb. S. 1976) hat in Berlin sein Ende erreicht. Der Hauptmann wurde wegen versuchter Verleitung zum Verrat militärischer Geheimnisse zu zwei Jahren Festungshaft verurteilt.

Gerhart Hauptmann (Abb. S. 1976) hat von der schwedischen Akademie der Wissenschaften den diesjährigen Nobelpreis für Literatur erhalten.

Bilder aus Tsingtau (Abb. S. 1977). Prinz Heinrich von Preußen hat auf der Rückreise von Japan längere Zeit in Tsingtau geweilt. Hier nahm er u. a. an einer Parade über das III. Seebataillon teil. — Unser zweites Bild zeigt den Reformator des chinesischen Reichs Dr. Sunjatsen mit seinem Vertrauten Wong in Tsingtau.

Die Tänzerin Karsavina (Abb. S. 1978) ist eins der hervorragendsten Mitglieder des Russischen Balletts, das vor kurzem wieder einmal in Berlin Einkehr gehalten hat.

Personalien (Portr. S. 1978). Der neue dänische Gesandte in Berlin, Graf Carl Moltke, ist im Jahr 1869 geboren. Er war mehrere Jahre bevollmächtigter Minister in Washington. — Zum spanischen Ministerpräsidenten ist der frühere Unterrichtsminister Graf Romanones ernannt worden; er war seit 1910 Präsident der Deputiertenkammer.



Wirkl. Geh. Oberr.-Rat Dr. Hemptenmacher †
ehem. Staatskommissar a. d. Berl. Börse, zuletzt Direkt. d. Comm. u. Disk.-Bank.



General Zekki-Pascha,
übergab Monastir an die serbischen Truppen.

Todesfälle (Portr. S. 1976 u. 1978). Der Metropolit von Petersburg Antonius, eine der bekanntesten Persönlichkeiten unter den russischen Geistlichen, ist plötzlich gestorben. — Der berühmte Pianist und Komponist Joseph Wieniawski ist in Brüssel einem Schlaganfall erlegen.

Die Toten der Woche

Marinestabsarzt Dr. Kyritz, † in Chunking (Westchina) im Alter von 32 Jahren.

Anna Hill, bekannte Schriftstellerin, † in Frankfurt a. M. am 13. November im 50. Lebensjahr.

Nummer 47.

DIE·WOCHE
Bilder vom Tage

Seite 1971.



Hofphot. Pietzner.

Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich=Este.

Zum Besuch des österreichisch=ungarischen Thronfolgers in Berlin.



„Auf dem Wege des Grauens“.

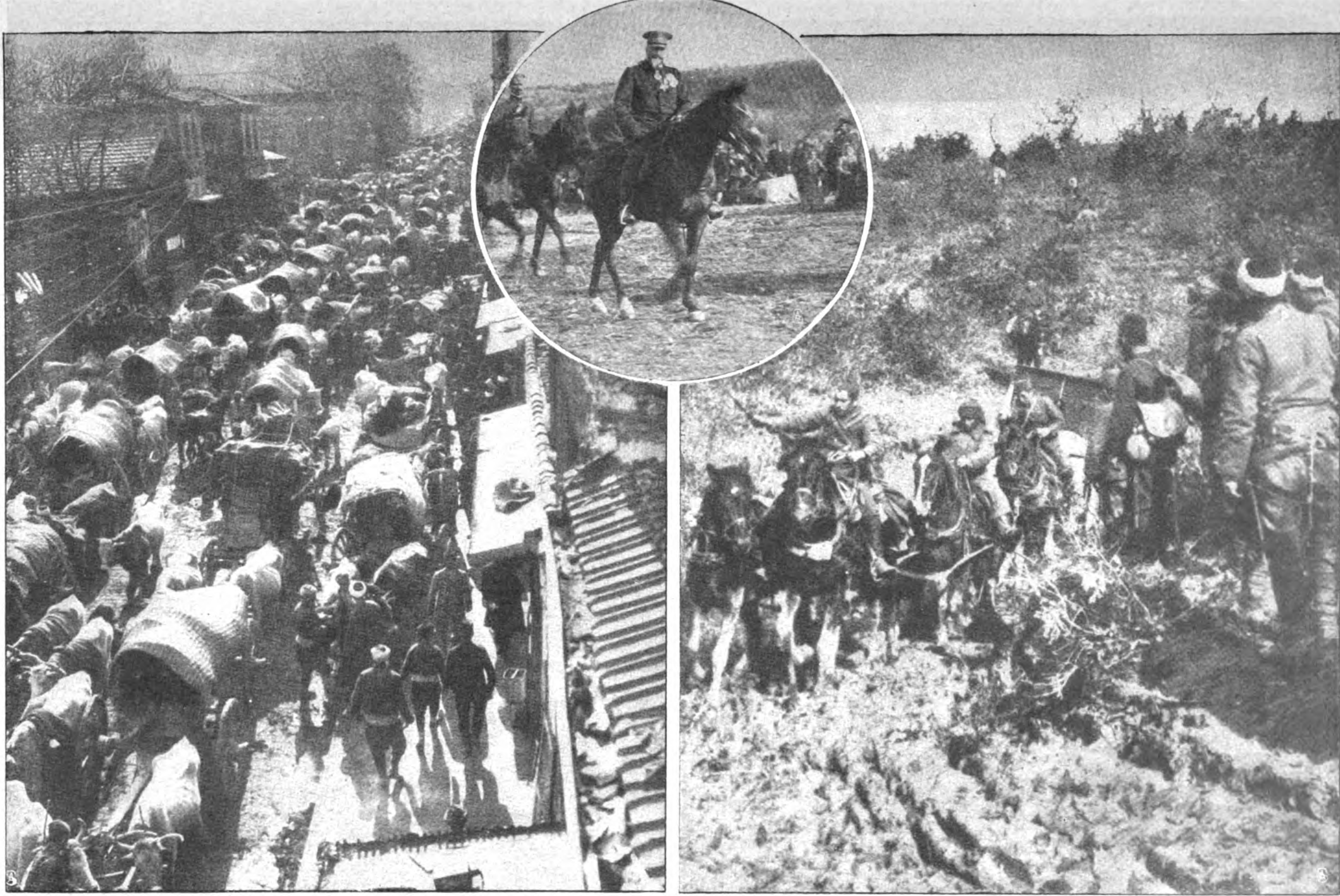
Die Türken auf der Flucht nach der Schlacht von Tschorlu.



Ein oft umstrittenes Gotteshaus: Die Hagia Sophia in Konstantinopel.



Einschiffung des Exsultans Abd ul Hamid auf dem deutschen Stationsschiff „Loreley“ im Hafen von Saloniki.



Centr. News, Ltd.

Türkische Flüchtlinge in Silivri
am Marmarameer, wo ihre Einschiffung nach Kleinasien erfolgt.

Zar Ferdinand reitet zu den Truppen vor Adrianopel.

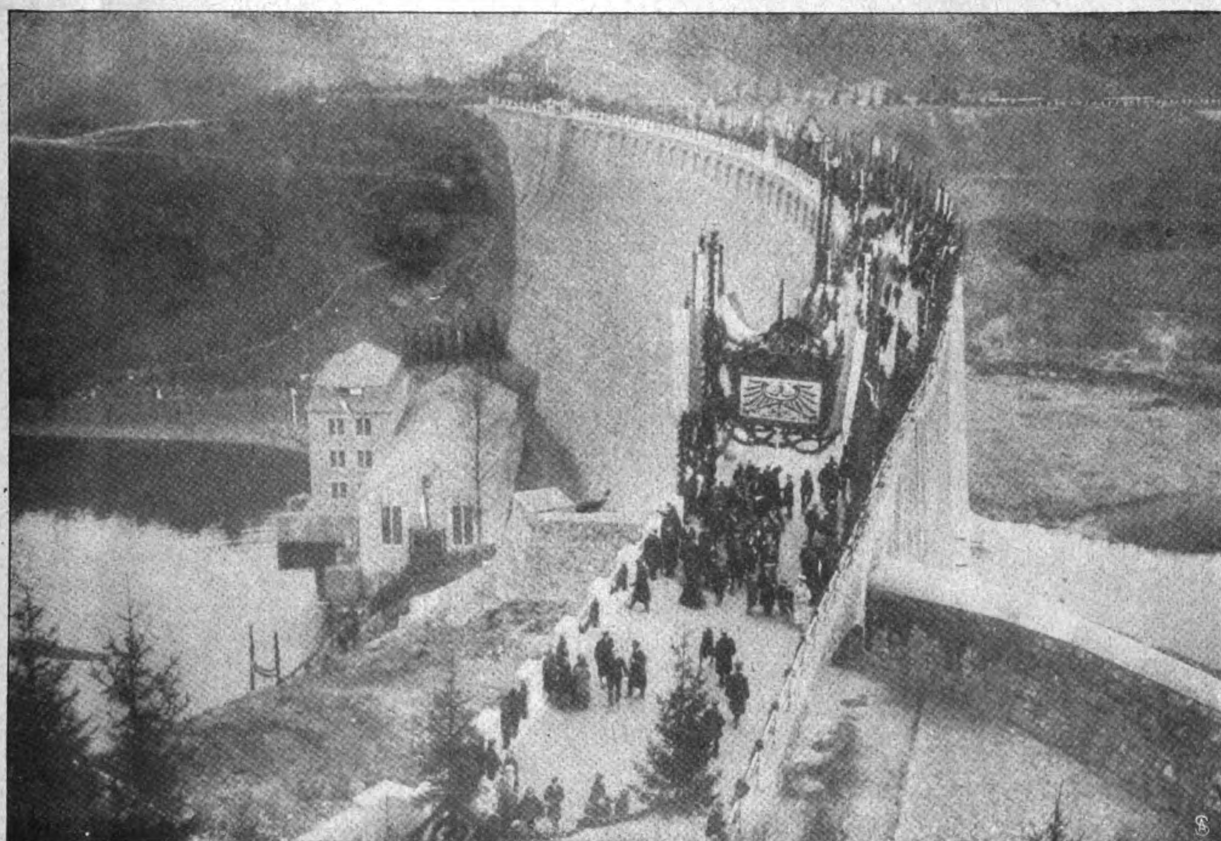
Vom östlichen Kriegsschauplatz.

Schwieriger Geschütztransport
beim Rückzug der türkischen Armee auf die Tschataldschalinie.



Phot. Gebr. Haeckel.

Der Kaiser mit dem Erbauer Baurat Bachmann (×) und Landeshauptmann Frh. von Richthofen (××).



Phot. Gebr. Haeckel.

Die 280 Meter lange Sperrmauer.

Der Kaiser bei der Einweihung der Bobertalsperre bei Mauer i Schl.



News Paper Ill.

Fürst und Fürstin Lichnowsky in London.
Zum deutschen Botschafterwechsel in England.



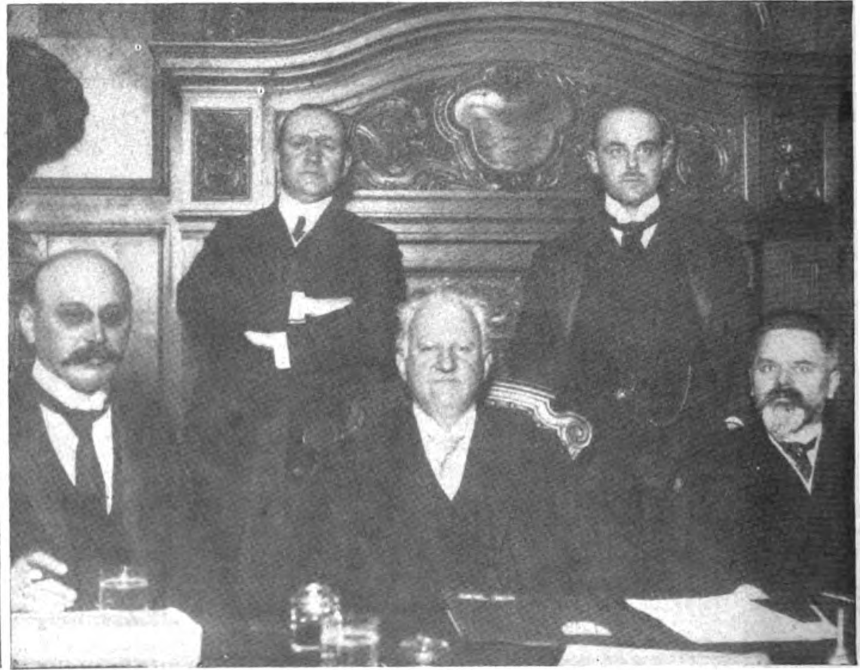
Gerhart Hauptmann,
erhielt den Nobelpreis für Literatur.



Der russ. Hauptmann Kostewitsch und Frau,
wurde in Berlin wegen Anstiftung zur Spionage verurteilt.



Metropolit Antonius †
St. Petersburg.



Int. Ill.-Verl

Von links: Witthöfft, von Richthofen; Rießer, Präsident; Dr. Kleefeld; Hirth.
Zur Tagung des Hansabundes in Berlin: Das Präsidium.



Von links: Major Frhr. v. Liliencron, Prinz Heinrich, Gouverneur Meyer-Waldeck.
Rückkehr des Prinzen Heinrich von der Parade in Tsingtau.
Von der Ostasienreise des Prinzen Heinrich.



Rückfahrt Dr. Sunjatsens mit seinem Vertrauten Wong von einem Besuch beim Gouverneur Meyer-Waldeck.
Bilder aus Tsingtau.

Phot. E. O. Hoppé.

Fräulein Karsavina vom Kais. Russ. Ballett,
zu ihrem Auftreten in Deutschland.



Graf Romanones,
der neue spanische Ministerpräsident.



Phot. Deutsch. Ill.-Ges.

Exz. Graf Karl Moltke,
der neuernannte dänische Gesandte in Berlin.



Joseph Wieniawski †
Brüssel, berühmter Klaviervirtuose.

Stark wie die Mark.

Roman von

Rudolph Stratz.

4. Fortsetzung.

Herr von der Zült sah auf und sagte zu dem jungen Achim von Bornim:

„Ihr Herr Vater wünscht, daß ich ihn einmal aufsuche, Herr von Bornim? Hohe Ehre! Mit Vergnügen! Bitte inzwischen meine besten Empfehlungen an Exzellenz! Er hat mir ja damals quasi die Pistole in die Hand gedrückt... Aber er hat wenigstens für mein Kind gesorgt! Das werde ich ihm nie vergessen!“

„Ja, und jetzt ist er sehr böse, daß Sie sie plötzlich eingeheimst haben!“

„Ich?“ Der Pferdehändler machte einen offenen Mund wie einer, der aus den Wolken fällt. Dann fuhr er sich kopfschüttelnd mit der Hand über die Stirn, als verstände er die Welt nicht.

„Ich... eingeheimst?... Die Ilse?“

„Ja, ist sie denn nicht hier?“

„Freilich!“

„Na also!“

„Aber ich hab sie nicht kommen lassen!... Ausgekniffen ist sie aus ihrer Pension!... Dagestanden hat sie eines schönen Morgens, ihr Köfferchen neben sich: Da bin ich! Ja — was nun?“

„Furchtbar einfach: sie einpacken und zurückschicken!“

„Lieber Herr von Bornim“... Kaspar von der Zült legte dem jungen Gardeoffizier plötzlich beinah väterlich die Hand auf die Schultern. Es zuckte schmerzliche Wehmut auf seinen schönen Zügen, Ergriffenheit... Schauspielerei... Echtheit... Vieles Durcheinander. „Setzen Sie sich in meine Lage: Mir hat unser Herrgott viel genommen!... meine arme, kranke Frau — es war ja eine Erlösung, wie wir sie vor zwei Jahren begraben haben — mein Gut... mein Geld... Er läßt mich nicht einmal hier in Berlin N auf 'nen grünen Zweig kommen... Wollen Sie mir glauben, daß der letzte Juckertransport aus Ungarn wieder mit dem Husten angekommen ist?... Ich hab doch nichts auf der Welt als mein Kind“... Er redete sich selbst in Rührung. Seine Augen wurden feucht. „Soll ich mein Kind von mir stoßen, wenn es von selber zu mir kommt?... Dazu hab ich nicht das Herz!... Sie sind jung, Herr von Bornim! Ich werd alt“...

Mit der sprunghaften Beweglichkeit seines Wesens glitt eine Helle über sein Gesicht. Er lief auf den Hof hinaus. „Nee — bleib mal!“ schrie er atemlos und kam zurück und sagte stolz: „Na?“

Neben ihm stand ein schlankes, hoch aufgeschossenes junges Mädchen. Er wiederholte:

„Na?“

Es kam nicht gleich eine Antwort. So spendete sich Kaspar von der Zült selber Lob: „Kinder, ich war mal ein schöner Kerl, das merkt man nun an meiner Tochter!“

Ilse von der Zült lachte. Sie sagte unbefangen und erfreut: „Oh... der Achim!“

Dabei hielt sie ihm die Hand hin. Er nahm sie und meinte: „Herrgott — was du groß geworden bist“...

Dabei fuhr es ihm durch den Kopf: Geht denn das noch — das „Du“...? Es kam einem von selbst über die Lippen, und sie sagte harmlos: „Du hast dich gar nicht verändert... Bloß der Schnurrbart“...

Sie war gut einen Kopf gewachsen, seit er sie zuletzt als Backfisch gesehen. Ein Rest von dem schmalen bräunlichen Kindergesicht von damals war ihr noch geblieben. Die großen dunklen Augen. Die halboffenen roten Lippen. Alles noch ein bißchen schafig — schien ihm. Sein Auge war an Eleganz der Berliner Hofgesellschaft gewöhnt. Er überflog mit einem Blick ihr Äußeres. Na ja... billige Konfektion... so zwischen Spittelmarkt und Hausvogteiplatz... Lieber Gott, wo sollt es denn der Alte auch hernehmen und nicht stehlen?... Er stahl ja so schon beinah. Hübsch war sie ja.. lang und schlank.. sehr hübsch... Aber war sie nun eine Dame, ein Fräulein von der Zült?... War sie die Tochter eines Pferdehändlers, der im Gefängnis gesessen?... Dem Leutnant von Bornim war es schwül zumut. In seiner Wohlerzogenheit... Was ihm sonst nie passierte: er fühlte sich verlegen. Er und Ilse lächelten sich an und schwiegen.

Gott sei Dank: sie hatten wenigstens in der Pension auf sie aufgepaßt. Gepflegte Fingerchen... tadelloses Schuhwerk... So was sah er gleich. Ein Stallknecht trat an Kaspar von der Zült heran. Er raunte etwas: der Schlächtermeister da hinten, der wollte bei dem Traber von gestern die Mauke gefunden haben.

Ilses Vater fuhr auf. Er explodierte wie eine Rakete. Er würgte an dem Wort: „Die Mau... die Mau... die Mauke in meinem Stall? Der Mann ist wohl verrückt! Den schmeiß ich raus!“

Und von drüben antwortete eine grobe Baßstimme: „Schicken Sie man lieber zum Schmied und lassen Sie's Eisen abreißen! Dann werden wir die Schweinerei schon besehen!“

Herr von der Zült lief den Stallgang hinunter. Ungarische und galizische Roßkämme standen an dessen Ende. Funkelnde Augen, gebogene Nasen, vortretende Backenknochen... wildes Geschrei. Der Traber mußte umgetauscht werden... Überhaupt... die olle Kracke... Was... alt? Fritze, mach ihm's Maul auf... zeig die Zähne... da sehen Sie die Kunden... nicht über sieben Jahre... auf Ehrenwort!... Gott, Ihr Ehrenwort!... Und die Mauke?... Mensch... reden Sie doch keinen Stuß... fühlen Sie doch mal gefälligst selbst den Strahl, trocken wie Zunder... 'n bißchen vernagelt ist das Fannychen... das ist alles... Jawoll: Sie haben den

Gaul vernageln lassen, damit man nicht merkt, daß er ohnedies lahmt! ... Herr ... nu hat's aber geschnappt! Raus!

Und die ganze Gesellschaft lief wirklich hinaus, im plötzlichen Frieden, um im Hof einen andern Gaul zu mustern. Achim und Ilse blieben allein in der Stallgasse zurück. Er stand unschlüssig da. Er wußte nicht, was er aus ihr machen sollte. Wenn man mit dem breiten roten Streifen auf den Galahosen zum Hofball ging und mit einer Komtesse tanzte, so war das eben eine Komtesse. Und wenn man in Zivil mit den Kameraden in die „Academy of music" zog, wo der alte Moore vom Tisch herunter seine berühmte Rede hielt: „Meine Herren! Hier ist kein Tingeltangel!" oder in das Café Neuyork, und die Kellnerin brachte das dünne Lichtenhainer im Holzkrug, so war das eben eine Kellnerin. Aber hier ... das war so ein sonderbares Mittelding. Dabei schien sie ihm jede Minute hübscher zu werden. Er sagte: „Du ... dein alter Herr sprengt die tollsten Gerüchte über dich aus! Er behauptet, du seist heimlich aus deiner Pension ausgerückt?"

Sie nickte seelenruhig, riß einen Heuhalm aus der Raufe neben sich und zog ihn durch die Zähne. Er machte große Augen.

„Nicht möglich!"

„Doch. Am Sonntag ging's. Da kamen immer zur Besuchstunde viele Leute. Da paßten sie nicht so auf."

„Und so'n Entschluß fiel dir gar nicht schwer?"

„Und ob's schwer war! Ohne Geld! ... Kate Morton hat's mir schließlich geborgt — eine Engländerin. Wann ich's ihr wiedergeben kann, weiß der Himmel ..."

Ilse von der Zültz zuckte die Achseln, immer noch den Halm zwischen den Zähnen. Er mußte lachen.

„Warum bist du denn eigentlich fort?"

„Weil es so langweilig war!" sagte sie einfach. Es war noch ein kindlicher Ton in ihrer Stimme. Auch ein kindlicher, offener Zug auf ihrem unschuldigen Gesicht.

„Na — das könnten die andern Mädel dort doch auch alle sagen!"

„Tun's auch. Haben bloß nicht die Courage!"

Ein Stallknecht kam vorbei und führte einen Gaul aus dem Hof. „Hoho!" beruhigte er den Klepper und kitzelte ihn dabei an der Flanke, damit man bei seinem plötzlichen Aufbäumen vor der Lichthelle des Hofes nicht merkte, daß er ein wenig bodenscheu war.

Der Leutnant von Bornim wollte seine Würde wahren. Er kam sich sehr welterfahren und männlich gereift vor. Er meinte strafend: „Du hättest ruhig aushalten sollen! Du wärst schon weggekommen! Papa wollte für dich eine Stellung suchen!"

„O — das kann man ja immer noch!" sagte Ilse bereitwillig. „Wenn es nur was hilft!"

„Ach — da findet sich schon etwas!"

„Ja. Aber ich bleib nicht lange!"

„Warum denn nicht?"

„Weil 's langweilig ist ..."

„Ja, glaubst du denn, daß der Mensch zum Vergnügen auf der Welt ist?"

„Ja."

Er mußte lachen.

„Auch 'n Standpunkt! ... Also, was hast du denn nun vor?"

„Nichts! ... Ach, ich möcht mal so ganz furchtbar reich sein — weißt du ..."

„Sie, Mann — stellen Sie den Gaul man nicht auf abschüssigen Boden!" krächzte draußen eine heisere Stimme. „Sie haben's doch hier nicht mit Waisenknaben zu tun! Verstehn Se?"

„Wir sind doch hier unter uns ...

Und ein tiefer Baß: „Knallen Sie nicht so mit der Peitsche! Die Peitsche weg! ... Die Zicken kennt man ..."

Pack schlägt sich, Pack verträgt sich ... Kaspar von der Zültz mitten darunter ... vornehm auch noch, wenn sich die andern schon beinah mit Roßäpfeln schmissen ... Das alte Blut ... Na, mochte er ... Aber was finge so'n Mensch nun mit so 'ner Tochter hier an ...? Der junge Gardeleutnant hatte ein Unbehagen vor der ganzen Geschichte ... Zum Beispiel ... man ging da mit Kameraden Unter den Linden ... da kamen die beiden an ... der Zültz mit der Ilse ... man war auf dem Weg zum Mittagessen ... ging in eine Weinstube ... da mußte man doch grüßen ...

„Ich hab's mir hier ja auch anders vorgestellt!" sagte Ilse. „Papa hat in seinen Briefen an mich immer so gräßlich renommiert ... das wäre bei ihm keine kommune Pferdehandlung, sondern ein Stelldichein für alle Kavaliere ... ein längst gefühltes Bedürfnis ... Prinzen und Gentlemen und Garde ... aber weißt du, ich habe hier noch keinen anständigen Menschen gesehen außer dir ..."

„Wirste auch nicht!"

„Und ich hätt es mir so schön gedacht ... so lustig! Und dann — das war gewiß unrecht von Papa — da hat er mir einmal geschrieben, jetzt gehört ihm Wendisch-Wiesche wieder! Da hab ich so'n Heimweh bekommen nach Wald und Feld ... und nach dem alten Haus ... und nach euch allen draußen ... Nächtelang hab ich in die Kissen geheult und hab es schließlich nicht mehr ausgehalten ... Ja, und nun? Nun ist Wendisch-Wiesche Eigentum eines Libochowitz. Papa sagt, das verstände ich nicht!"

„Ist dir auch zu hoch!" sagte der weltkundige Leutnant. „Früher haben Libochowitz und Genossen die Klitsche fortwährend verkauft und nach dem Angeld Pleite gemacht, und der Käufer stand da ... Na ... das wurde dem Staatsanwalt auf die Dauer zu spaßhaft ... Seit sie wieder in Freiheit sind, zedieren sie sich Wendisch-Wiesche nur noch gegenseitig, zuweilen auch an deinen Vater — das stimmt schon — bis Flissak einen neuen Heiratskandidaten heranbringt."

„Das begreife ich nicht!"

„Na ... er ist doch Heiratsvermittler! ... Ehe er seinen Schutzbefohlenen irgendwo einführt, läßt er Wendisch-Wiesche gegen Wechsel auf dessen Namen schreiben, damit der großartig als Rittergutsbesitzer auftritt und Vertrauen einflößt. So kommt die Partie zustande. Dabei ist doch der letzte Baum abgeholzt — kein Vieh im Stall ... das Haus eine Ruine. Ja, siehst du, das ist Wendisch-Wiesche! So jagt da ein Scherz den andern!"

Achim von Bornim hatte mit der nachlässigen Über-

legenheit eines jungen Mannes gesprochen, vor dem Berlin keine Geheimnisse mehr barg. Er hatte sich gefragt: „Soll ich ihr das sagen? Doch! Zu ihrem Besten! Sie muß mal erfahren, woran sie ist! Der Alte lügt ihr ja die Hucke voll.“ Dabei war eine Neugier in ihm: Ahnt sie eigentlich das Frühere? Kaspar von der Zültz' Ende auf Wendisch-Wiesche?

Das junge Mädchen nickte und meinte mit einem leichten Seufzer: „Ich bin dumm! Ich hätt's mir denken können ... nach dem, was schon vorher alles passiert ist. Ach, glaubst du denn, ich wüßte das nicht, daß Papa sich eine Kugel in den Kopf geschossen hat und gesessen hat?“ Ilse von der Zültz nannte es in einem kindlich einfachen Ton beim Namen. Es kam ganz selbstverständlich heraus. Sogar das halbe, unbewußte Lächeln blieb auf ihren Zügen. „Ich war noch nicht zwei Jahre in der Pension, da hatt es eins von den Mädchen von zu Hause erfahren und es überall herumgeredet. Denk mal: ich war die letzte, die's gehört hat. Von der Vorsteherin selber. Da war ich wie verfemt. Da mußt ich aus der Stadt weg und in eine andere Pension. Da wußten sie's nicht. Aber ich.“

„Zwanzig Doppelkronen!“ schrie es entschlossen auf dem Hof. Ein Indianergeheul hinterher: „Ihnen pickt es wohl?“

„Aujust, haste Luft?“

„Ein Gaul wie Gold!“

„Ruhe, meine Herren, Ruhe ...“

Achim von Bornim schaute stumm, fast betreten auf seine Lackstiefelspitzen. Es war so schwer, mit dem Mädel zu reden — nein ... eigentlich nicht schwer ... nur so komisch ... sie sah diese Dinge so sonderbar an ... so sachlich ... so, als gingen sie sie selber nicht recht was an ... sie hatte gar kein Gefühl, ob das nun schlecht oder recht war ... sie hatte es ja nicht begangen ...

„Ach ... ich möchte reich sein!“ sagte Ilse wieder. Dann nach einer Weile: „Du bist das erste bekannte Gesicht seit Papa, das ich in Berlin sehe! Ich war so froh, wie ich dich gesehen hab!“

Vom Hof klangen leichte, elastische Schritte. Kaspar von der Zültz kam heran, ein Banknotenbündel in der Hand. Das Pferd war verkauft. Nun rasch die Geschichte im Zimmer drüben schriftlich, ehe die Roßkämme einander wieder in die Haare gerieten. Er hatte nur Zeit, im Vorbeigehen seine Tochter bei den Schultern zu packen und mit einem Zungenschnalzen der Anerkennung wieder sein altes „Na?“ ... zu rufen.

Sie machte sich frei und sagte lachend und sich das Haar ordnend: „Was denn: na?“

Und Achim von Bornim merkte an ihren glänzenden dunklen Augen wohl, daß sie wußte, wie hübsch sie war.

„Endlich kommt die Itta!“ sagte sie. Ein junges Mädchen in ihrem Alter und einfach gekleidet wie sie schritt über den Hof.

„Wer ist denn das?“

„Itta Flissak. Sie holt mich zum Bummeln ab!“

„Die Tochter von dem Herrn von Flissak ... dem Kerl von vorhin?“

„Ja. Mit irgend jemand muß ich doch spazierengehen! Ich kann's mir nicht aussuchen!“

Nun ja ... Ilses Vater hatte gebrummt. Der Vater der leidlich hübschen Blondine, die da herankam, war aus der Armee gestoßen. Warum sollten da die beiden Mädel nicht gemeinsam die Berliner Schaufenster bewundern? Aber dem Leutnant von Bornim schien es jetzt doch die höchste Zeit zu gehen ... „Auf Wiedersehen!“ sagte er rasch und machte, daß er wegkam, ehe er womöglich auch noch dem Fräulein von Flissak vorgestellt wurde, und sprang draußen in eine Droschke und fuhr zurück nach dem Westen, in sein heimatliches Berlin.

Die beiden nächsten Tage ertappte er sich immer wieder bei dem Gedanken an Ilse. Seinem alten Vater konnte er keinen Bericht abstatten. Der alte Herr war nicht zu sprechen. Er war vom Morgen bis zum Abend im Reichstag. Ungünstige Gerüchte über das Befinden des greisen Kaisers liefen um. Es wurde auch im Kasino davon gesprochen. Auf der Straße. Überall. Und der Thronerbe siech im Süden. Die Zeiten waren ernst. Wurden vielleicht noch ernster. Es lag eine Wolke über der Stadt Berlin. Achim von Bornim wußte nicht: kam die beklemmende Stimmung voll Unruhe, voll Erwartung, in der er sich in diesen Tagen befand, davon oder von was sonst? Einmal, an einem dieser einsamen Abende, an denen niemand mehr Lust zu Gesellschaften und Vergnügungen hatte und ihn das Herumsitzen auf der Wache oder im Kasino zu langweilig dünkte, zog er Zivil an und bummelte die Friedrichstraße hinauf gen Norden, nach dem Oranienburger Tor. Was er dort im Dunkel eigentlich wollte, war ihm selbst nicht recht klar. Mit der schäbigen Pferdehandlung da hinten und der Ilse hatte es gewiß nichts zu tun. O nein! Das wäre ja lächerlich gewesen. Da wäre er gleich heimgekehrt. Aber er kam auch so nicht weit. Aus der Tonhalle, an deren regem Eingang Plakate die große Versammlung der „Berliner Bewegung“ ankündeten, strömten dunkle Menschenmassen, füllten die Straße. Die Versammlung war aufgelöst. Von den Arbeitern gesprengt. Im Laternengeflacker ein Gewimmel von Hüten — Schutzmannshelme ... Pferdeköpfe ... Pfiffe ... „Haut ihm!“ .. „Nieder mit die Blauen!“ ... Blitzende Säbel ... Vom Bürgersteig ein flüchtiger Einblick in den Saal ... Rauchwolken, umgestürzte Stühle ... Auf dem Podium der Pfarrer von Slawetz und zwei andere Geistliche. Sie hielten jeder mit beiden Händen die aufgeschlagene Bibel gegen die Menge. Wie Luther in Worms. Die Bierseidel flogen um ihre Köpfe. Unten sangen die Ihren:

„Ein' feste Burg ist unser Gott ...“

Und ihnen antwortete es, braufte auf, pflanzte sich tausendstimmig ins Freie, bis an die nächsten Straßenecken fort:

„Meine Wiege stand im niedern Haus!
Die Sorge, die ging drin ein und aus ...“

Achim von Bornim sah die fanatischen Gesichter der Arbeiter, hörte die hellen Stimmen der Fabrikmädchen. Zum erstenmal schienen ihm diese Massen, die er täglich grau, stumpf, still auf der Straße an sich vorüberströmen sah, wie von einem unterirdischen Feuer belebt, es regte sich etwas, wovon er kaum je etwas gehört oder gelesen,

in der Tiefe, unter der Oberfläche der Dinge. Es rollte weithin durch die Nacht:

„Und schaut die Not auch durch die Fensterscheiben,
Ein Sohn des Volkes will ich sein und bleiben!"

Und von innen tönte dumpf der Choral:

„Das Reich muß uns doch bleiben . . ."

Als Achim von Bornim sich dem Getümmel entzogen hatte und auf dem Rückweg befand, begegnete ihm Unter den Linden ein Major des Regiments. Der achtete heute nicht auf das Zivil des Leutnants, der sich ungesehen an ihm vorbeidrücken wollte. Er sagte ohne weitere Anrede: „Ich komme eben vom Palais. Es steht nicht gut um Majestät!"

Drüben, gegenüber dem Denkmal Friedrichs des Großen, waren Fenster hell. Schwarze Menschengruppen standen da, trotz der bittern Kälte. Hohe Offiziere gingen aus und ein, wurden mit bangen Blicken verfolgt. Ein Ahnen umher. Und auch in dem jungen Leutnant: Das Alte, das Große neigt sich zu Grab. Die Heldenzeit geht zu Ende. Ein neuer Morgen steigt herauf. Neue Kräfte suchen den Tag . . .

* * *

„Nimm sie heraus aus dem Roßtäuscherkram am Oranienburger Tor, dann ist die Ilse Zültz 'ne Dame! Laß sie dort, dann ist sie's nicht . . . Es kommt nicht darauf an, wer sie ist, sondern was sie ist! Verstehst du das, mein Sohn?"

Achim von Bornim fuhr aus dem Schlaf auf. Er glaubte, noch die bedächtige, knarrende Stimme seines Vaters zu hören. Er hatte geträumt, er habe den um Rat gefragt — wieder im Reichstag — wie man es als korrekter junger Mann mit der Ilse Zültz halten müsse . . . Andere alte Herren hatten herumgesessen . . . die Ilse selber kam herangeschlendert, direkt aus dem Sitzungsaal . . . ganz unbefangen . . . sie hatte sogar die Frechheit und stand am Seiteneingang, da, wo Bismarck gewöhnlich hineinfuhr. Dessen Wagen bog schon um die Ecke. Man hörte das Donnern in der Torwölbung . . .

Der Leutnant war jetzt ganz wach. Er fand sich in der Schlafkammer seiner Dienstwohnung in der Kaserne, drunten, vor den Fenstern, der Lärm der Stadt. Er streckte sich: Solcher Kohl war auch nur im Traum möglich . . . bei Tageslicht war die Geschichte furchtbar einfach: Er hatte wahrhaftig in diesem Zültzschen Stallmist nichts zu suchen. Er ging nicht wieder hin. Da sah er auch die Ilse nicht mehr . . .

Draußen donnerte es wieder. Ein Klopfen mit Faust und Stiefelspitze gegen die Tür.

„Zum Teufel . . . wer ist denn da?"

„Ich! Lüdecke! Mach auf!"

Der hatte grade noch gefehlt! Der Jüngere fluchte und öffnete im Hemd die Tür. Da stand der ehemalige Gardekavallerist. Hinter ihm der Musketier der Kasernenwache, der ihn hinaufgeführt und sich nun wieder auf dröhnenden, nägelgespickten Kommißsohlen trollte.

„Was hast du denn nun wieder ausgefressen?"

Lüdecke von Bornims Gesicht war rot und süffisant wie immer. Er ließ sich, die Hände auf den Goldknopf seines Stocks gestützt, das Einglas im Auge, den Zylinder im Genick, rittlings auf einen Stuhl nieder, als säße er in der Bar, und sagte mit einer gewissen Feierlichkeit: „Kapores!"

„Was?"

„Alle! Fertig! Schluß! . . . Ich bin unter schlechte Menschen gekommen. Man hat meine und Rehfischs Unerfahrenheit ausgebeutet. Es ist nichts mit dem großen Coup. Ich muß fort! Höchste Eisenbahn . . ."

„Da haben wir's!"

„Meine Verdienste werden hier nicht anerkannt. Für mich ist Berlin zu eng! Ich soll hier auf einmal überall Wechsel decken, Rechnungen zahlen . . . Ich glaube, die Leute sind verrückt . . . Nee . . . lieber nu schon Amerika . . . Aber standesgemäß . . . Erster Güte . . . sonst bleib ich da! . . . Sag das auch unserm alten Herrn . . ."

„Herrgott, geh doch einmal zu Hans-Christoph, statt daß ich immer . . . Oder schreibe Papa . . ."

„Hans-Christoph ist ein Rindvieh! Und schreiben? . . . time is money, wie die Yankees sagen . . . Die Weltfremdheit unserer Richter . . . die Kerle haben selber keine Pelze. Nun begreifen sie nicht, daß 'n Gentleman so'n Zeugs auch mal versetzt . . ."

„Unbezahlt?"

„Bezahlt soll er auch noch sein?" sagte Lüdecke erstaunt. „Du bist nicht übel, mein Sohn! Na . . . drüben in den States . . .?" Er erhob sich und spähte durch das Fenster. „Die Unsicherheit in Berlin nimmt immer mehr überhand! . . . Ich kann mich kaum mehr ruhig auf der Straße zeigen, ohne daß verdächtige Elemente . . . Also nun sause mal schleunigst zu unserm Erzeuger . . . sag ihm, ich stände sonst für nichts . . . Ich würde glattweg verhaftet . . ."

„Himmelherrgottdonnerwetter . . ."

„Pst! Ein Kavalier regt sich nie auf! Bring mir das Geld um zwei in die Kaiserklappe an der Ecke der Karlstraße! Wenn ich nicht vorn bin, frag nur den Kellner nach dem Grafen Müller. Unter dem Namen bin ich da bekannt. Da holt er mich! . . . Aber mach deine Sache ordentlich. Verstanden?"

Er nickte gönnerhaft als ein älterer Bruder, der dem jüngeren gute Lehren gegeben, und verschwand. Achim schaute ihm zornig nach. Immer wieder diese verfluchte Lüdeckesche Müllgrube! Jetzt zum letztenmal! Erwartet hatte er es schon lange, dies Ende mit Schrecken bei Lüdecke, statt des bisherigen Schreckens ohne Ende. So wie der Dienst vorbei war, suchte er Hans-Christoph, den Ältesten, im Auswärtigen Amt auf. Der Regierungsassessor schwieg zu seinem Bericht. Er schwieg eigentlich immer. Das war das Geheimnis seiner Stellung hier. Sein Vater hatte einmal gesagt: „Der Mensch schweigt sich noch zum Botschafter empor!" . . .

„Also, was soll man denn nun machen?"

Hans-Christoph zuckte die Achseln. Er wollte mit der Sache nichts zu tun haben. Ein Geheimrat stürmte herein. Eine flüchtige Verbeugung gegen den jungen Gardeleutnant. Dann ein eiliges: „Ach, bitte, Herr von Bornim . . . zum Dechiffrieren . . ."

Der Assessor griff nach den Akten. Dabei sprach er endlich: „Ich habe jetzt keine Minute außerdienstlich Zeit

Das Befinden von Majestät ... wir kommen wahrscheinlich die nächsten Nächte überhaupt nicht ins Bett ..."

Es war wirklich eine Erregung in dem niedern, langgestreckten, grauen Gebäude, dessen Rückfenster durch den winterlichen Park nach der Backsteinmauer an der Königgrätzer Straße schauten. Ein Laufen von Tür zu Tür ... flüsternde Stimmen im Gang ... nebenan, im Hof des Reichskanzlerpalais, hielten ganze Reihen von Equipagen. Achim griff erbittert nach seiner Mütze.

„Wenn Bismarck wüßte, wie stumpfsinnig du bist", sagte er. „Na ... döse man weiter! Gute Nacht!"

In zwei Minuten war er um die Ecke am Reichstagsportal. Exzellenz von Bornim sei vorhin zu einer Besprechung in das Abgeordnetenhaus gegangen, meldete ihm der Pförtner. Also weiter ans andere Ende der Leipziger Straße! In dem winkligen Treppengewirr des alten Kastens am Dönhoffplatz war es nicht leicht, jemand zu finden. In dem Foyer standen im Zigarrenqualm Hunderte von Herren. Landtagsabgeordnete und von außen Gekommene. Ein Stimmengewirr. Hier war man in Preußen. Hier war man ganz unter sich. Denen hier war nicht nur der neugekürte Kaiser krank, nein, vielen von ihnen aus Väterszeiten und alten Ruhmestagen mehr, ihr König und Herr ...

Greise waren in Menge da, seine Altersgenossen. Und andere, mit seltsam ernsten Mienen, die Männer von Fünfzig, die seit einem halben Menschenalter, seit dem Anfang der Siebziger Jahre, auf den Thronwechsel warteten. Und nun zeichnete, schon über ein Jahr, der Tod den Sohn noch vor dem Vater, lenkte ihr Lebenziel ins Leere. Und ein paar junge Herren waren da, zerhauene, blonde Landwirte, Rittmeister a. D., Rittergutsbesitzer — im Alter des Prinzen Wilhelm — seine Bonner Korpsbrüder — seine einstigen Kameraden in der Potsdamer Attila ... vielleicht über Nacht die Erben einer ausgeschalteten Generation ...

In der Mitte des Raums stand der Minister von Puttkamer mit seinen mächtigen Favoris. Wo der war, war Alt-Preußen. Drängten sich die Granden. War auch Papa.

Exzellenz von Bornim trat mit seinem Sohn in eine Ecke und hörte dessen Bericht. Starren, feierlichen Ernst auf dem kleinen vertrockneten Antlitz. Der galt seinem scheidenden König. Es war, als ob für ihn alles andere daneben verginge. Er sagte: „Ich war darauf vorbereitet, daß Lüdecke einmal hinüber muß ... Ich hab's mit mir abgemacht. Faules Holz muß fort vom Stamm!"

Es war der gleiche Gesichtsausdruck, es waren fast die gleichen Worte, mit denen er vor Jahren auf seinem Schloß Sommerwerk dem hilfesuchenden Wendisch-Wiescher den Weg zur Tür und Pistole gewiesen. Kein Mitleid. Unerbittliche Härte unter dem hängenden, weißen Schnurrbart um den eingefallenen Mund. Spreu, flieg vom Weizen! ... Er hatte ja noch zwei Söhne ...

Er zog sein Scheckbuch aus der Tasche, legte es fernsichtig weit von sich auf den Tisch und schrieb mit zitternder, umständlicher Greisenschrift eine Anweisung auf tausend Mark.

„Aber nicht bar in die Hand! — hörst du, Achim? Sonst verspielt er's und bleibt hier. Du kaufst ihm seine Überfahrtkarte und was dazu gehört! Ich kann mich nicht damit befassen! ... Ich muß auch gleich wieder in den Reichstag ... Niemand weiß, was wird ... der Kaiser ist krank ..."

Wilke von Bornim sah vor sich hin ... Sein Kaiser ging ... in Glanz und Ehren. Sein Sohn schied in Unehren. War es doch der Sohn ...? Er zuckte. Er sprach mühsam ... vom Kaiser ...

„Vorigen Herbst habe ich ihn zuletzt gesehen, Achim! .. Er hat mich herangewinkt und mit mir gesprochen. Er hat mich auch nach dir gefragt! Vergiß das nie! ... Ich hab ihm noch einmal die Hand küssen dürfen ... ich und Leggien ... Geh jetzt ... geh!"

Er schob beinah ungeduldig den Sohn von sich. Niemand merkte ihm etwas an. Der Leutnant blieb stehen.

„Papa ... möchtest du nicht Lüdecke noch einmal sehen?"

„Nein!"

Achim von Bornim überlegte auf dem Heimweg: Verwünscht! Grade heute du jour. Jetzt Fleischempfang. Dann in die Küche, das Mannschaftsessen kosten. Dann zu Tisch ins Kasino. Nachmittags Turnen, Instruktion, Brotfassen ... wann sollte er denn um Himmels willen die Sache mit Lüdecke besorgen?

Einen andern darum bitten? Nee — danke schön ... die schmutzige Wäsche ans Tageslicht ziehen — dagegen empörte sich sein Hochmut — selbst bei dem besten Kameraden. Mit dem letzten Bissen im Mund bekam er einen Zettel in das Kasino geschickt.

„Brüderliche Liebe! Die Unsicherheit in Berlin wächst. Ich will mich lieber nicht in der Kaiserklappe zeigen. Du findest mich bei Zültz! Erwarte dort baldigst Geld und Dich. Graf Müller."

Ein Blick auf die Uhr. Grade noch Zeit. Los! Hinaus zu dem Pferdeschmeißer! Warum packte man auch ihm alles auf. Achim von Bornim war so wütend, daß er kaum mehr an Ilse dachte. Er stürmte, der Droschke entstiegen, in den nachmittaglich stillen Stallgang und packte einen kleinen, durchdringend pfeifenden Reitburschen am Kragen.

„Sei mal still, Stift! Ist hier ...?"

Der Bengel in dem roten Affenjäckchen feixte und lief bis an das Ende der Stallgasse und stemmte sich aus Leibeskräften gegen den Deckel einer mächtigen Haferkiste. In dem leeren Innern dieser saß, als er sie lüftete, Lüdecke, die Beine gemächlich hochgezogen, den hechtgrauen Zylinder darunter am Boden, ein abgegriffenes Buch vor sich auf den Knien.

„Das Dumme ist, daß ich in meinem Salon nicht rauchen kann!" sagte er. „Sonst merken sie's! Vorhin war schon so ein verdächtiger Mensch da und hat nach mir gefragt. Immer aufgepaßt, Fritze! ... So wie wer kommt, die Klappe zu! Nu ab! ... raus mit dem Mammon, Achim! Was? ... Du hast ihn noch nicht? ... Ja, Kinder ... erlaubt mal: ich hab meine Zeit auch nicht gestohlen! Wenn ihr mich weghaben wollt, müßt ihr auch was dazu tun! ... Die Geschichte hier wird höchst sengerig, kann ich dir sagen! Ich steh für nichts, wenn mich die Langweile hier raustreibt. Ich kann doch nicht den ganzen Tag Casanovas Memoiren lesen ... Zültz

hat sie mir geborgt ... überhaupt ... 'ne nette Bibliothek hat der Kerl ... überall herum lagen die alten abgegriffenen Bände. Der Leutnant von Bornim stieß sie mit der Lackstiefelspitze zur Seite. Sein Herz klopfte. Er hatte aus dem obern Stockwerk Ilses helle Stimme gehört. Er dachte nicht weiter nach. Er stieg zu ihr hinauf. Da stand sie in dem langen, sogenannten Kontor ihres Vaters in bloßem Kopf und einfachem Hauskleid. Sie lachte und gab ihm kameradschaftlich die Hand, als ob sie ihn schon längst erwartet hätte.

„Hast du den Lüdecke unten in seiner Kiste gesehen? Ist's nicht zum Schreien?"

„Nee — zum Weinen ist es!" sagte der junge Offizier trocken. „Vieles hier ..."

Fräulein von der Zültz setzte sich ihm gegenüber, bückte sich und zupfte sich den Rock nach den Knöcheln zu glatt. Diese kleine Pensionsmädchenbewegung hatte für ihn etwas Rührendes. Noch so viel Wohlerzogenheit hier, unter den Roßkämmen und Grundstückschiebern und Heiratsvermittlern! Sie hob wieder den dunkeln, hübschen Kopf und fragte: „Du — der Lüdecke muß wohl nach Amerika?" und das klang schon unbekümmert ... zigeunerisch ... Da war schon der Genius loci ...

„Ja ... Er muß rüber! Ein brauner Lappen steht zur Verfügung ... Die Sache ist mir ... Ilse ... Ich hab absolut keine Zeit ... weißt du jemand halbwegs Vertrauenerweckenden, der für Geld und gute Worte sein Billett bis heute um sechs Uhr abends besorgt?"

Sie nickte, die Hände über den Knien verschlungen.

„Wer denn?"

„Ich!"

„Ach so!" Er sah sie erleichtert an. Dann kamen ihm wieder Bedenken. „Ich weiß nicht, ob ich dir das aufhalsen darf, Ilse! ... Wenn ich mich schon selbst nicht gern da hinstell und ein Billett nach Amerika verlang! ... die Leute kommen da womöglich auf allerhand Gedanken ..."

„Ja ... wenn sie dich in deiner Uniform sehen! Aber ich ... ich binde mir 'nen dicken Schleier vor! Mich kennt überhaupt keine Katze in Berlin!"

„Und dann hör mal, was ich schon gedacht habe? Am Ende macht man sich sogar strafbar wenn man dem Lüdecke zur Flucht verhilft?"

Ilse strahlte. Ihre Augen glänzten.

„Strafbar!" sagte sie, voll Fieber und Entzücken, daß so etwas passierte und sie dabei sein durfte. Womöglich gar etwas Gefährliches. Ein Haschespiel mit dem Staatsanwalt! ... Da war nun wirklich das Zigeunerblut. Sie atmete auf und sah Achim förmlich dankbar an.

„Das ist zu schön, so'n bißchen Herzklopfen ... Ich mopse mich hier doch so kläglich ... ich bin doch so froh, wenn was los ist ... Ich mache doch so rasend gern dumme Streiche! ... In der Pension, da hab ich mal ... Na egal ... also sag mir nur, was ich tun soll ... Stangen? ... Hinter der Passage ... ? Querstraße von der Friedrichstraße? ... oh ... das find ich schon. Ein Billett für den Kaufmann Friedrich Wilhelm Müller aus Bunzlau ...? Du ... Müller ist gut ... Also ich zieh dann gleich los ... ich nehm die Itta mit ..."

„Ach nee — das laß lieber ... Mit der möchte ich nun nicht grade gern auf der Straße ..."

„Wo treff ich dich dann?" Ihr Tatendrang war nicht zu zügeln. Er mußte fast lachen. Ein Eifer wie bei einem jungen Jagdhund.

„Um sechs an Kranzlers Ecke!"

„Abgemacht! ..."

Die Linden wogten schwarz von Menschen in der Dämmerung des kalten, regnerischen Märzabends. Angstvolle Gesichter. Halblaute Gespräche. Ein paar Damen hatten Taschentücher in der Hand. Wilder grauer Wolkenflug am Himmel — eine Stimmung ... feierlich ... ungewiß ... über alles hinaus, was man kannte ... was je dagewesen war ... der alte Herr war immer dagewesen — solange diese Menschen hier atmeten ... und ihre Väter .. und ihre Großväter ... seit nahezu hundert Jahren. Man konnte sich die Welt nicht mehr ohne ihn denken. Der Leutnant von Bornim stand in Mütze und die Hände in den Taschen des schwarzen Militärmantels an der Ecke der Friedrichstraße. Er sagte sich, in einem plötzlichen Zorn: Da drüben geht der Kaiser, dein Kaiser, zur ewigen Ruhe, und du wartest hier auf ein Mädel! ... Nein ... du tust nur deine Pflicht als Soldat und Bruder ... Das ist was anderes ...

Ein Hofwagen fuhr vorbei. Hüte lüfteten sich. Irgend jemand sagte: „Die Fahne weht noch auf dem Schloß!" .. Ein Stimmengeschwirr: ... „Der Kronprinz ist immer noch in Pegli ..." „Mackenzie" ... „Ja, aber Virchow" ... „Bei Bismarck sind alle Fenster hell" ... „Platz, bitte, meine Herrschaften ..." Hohe Generale drängten sich durch, immer nach Osten, immer nach dem Palais. Alles strebte dorthin ... schaute dorthin ... dachte dorthin ...

(Fortsetzung folgt.)

Vom Schlaf der Tiere.

Von Dr. Adolf Koelsch.

Als der Genfer Physiologe Claparède das Wort prägte: Man schlafe nicht, weil man erschöpft sei, sondern um es nicht zu werden, hat er nicht nur etwas sehr Geistreiches gesagt, sondern auch etwas sehr Wahres. Die Wahrheit, die er aussprach, war eine wissenschaftliche, entnommen dem Gebiet der Physiologie. Sie lehrt uns, daß mit jeder geistigen oder körperlichen Tätigkeit ein Verbrauch materialisierter Zellsubstanzen verbunden ist, daß diese Substanzen zur Schaffung neuer Energien aber nicht restlos aufgebraucht werden, sondern daß (ebenso wie beim Verbrennen von Kohle) nebenher Rückstände entstehen, Schlacken des Stoffwechsels sozusagen, die durch ihr bloßes Vorhandensein die glatte Abwicklung der Lebenstätigkeiten behindern und wieder hinausgeschafft werden müssen, wenn der Körper gesund bleiben soll. Denn ein ersprießlicher Ersatz verbrauchter Rohstoffe kann selbstverständlich erst stattfinden, wenn die einzelnen Nerven- und Muskelzellen durch Aus-

räumung der Abfallstoffe wieder Platz für die Aufnahme neuer Vorräte gewonnen haben.

Nun sollte man meinen, daß ein Geschöpf schon dadurch, daß es nach einer Periode angestrengter Tätigkeit eine Zeitlang in Ruhe verharrt — seine Organe „entspannt" — alles das seinem Körper gäbe, was er braucht, um sowohl eine gründliche Gewebereinigung als auch eine gründliche Auffrischung der Protoplasmareserven vornehmen zu können. Tatsächlich ruhen ein Paar vom Gehen ermüdeten Beine schon genügend aus, wenn sie sich ein paar Stunden auf einem Sofa ausstrecken dürfen. Aber es ist das Merkwürdige, daß bei dem Marsch nicht nur die Beine müde geworden sind, sondern auch die Nerven, die den Beinmuskelapparat mit dem Rückenmark verbinden, und daß auch das Hirn, das den Muskeln den Befehl gibt, sich zu rühren, und sie in Schwung hält, nach der Wanderung sich angestrengt fühlt. Diese Nerven und ihr Zentralorgan werden die Ermüdungsstoffe durch das bloße Hinliegen aufs Sofa nicht los. Das Gehirn vor allem wird von Erholung gar nichts spüren, weil es unaufhörlich durch Sinnesreize zu neuer Tätigkeit angespornt wird.

Diese neue Tätigkeit hilft aber nur die infolge des Marsches angehäuften Gehirnschlacken vermehren und die Regeneration der in den Ganglien liegenden Kräftebatterien unterdrücken. Da die Sinne freiwillig nie zur Ruhe kommen oder sich gegen die Außenwelt abschließen, würde das endlos so fortgehen, bis das Geschöpf über kurzem einer allgemeinen Nervenerschöpfung zum Opfer fiele. Um das zu verhindern, arrangiert die Natur beizeiten, d. h. bevor Erschöpfung die Leistungsfähigkeit des Organismus derart herabsetzen kann, daß er dauernd zu Schaden käme, jene Gegenbewegung, die wir als Schlaf bezeichnen. Er sperrt die Sinne von der Außenwelt ab, und nun kann die Reinigung des alten Menschen oder des alten Tieres vor sich gehen. Schlaf ist nach dieser inzwischen von Trömner weiter ausgebauten Auffassung somit nicht das Resultat der Ermüdung, sondern ein triebhafter Selbstdesinfektionsprozeß, den der Körper von Zeit zu Zeit gegen sich einleitet, um etwa vorhandene Ermüdungsstoffe in aller Stille unschädlich zu machen — eine Funktion mit der Natur eines Instinkts, die dadurch, daß der Körper periodisch tätig ist, gleichfalls zu periodischer Wiederkehr veranlaßt wird und aus diesem Grunde sich auch einstellen kann, ohne daß eine zur Ermüdung führende Handlung vorausgegangen wäre.

Ist diese neueste Theorie über den Schlaf richtig, so muß es möglich sein, sie auf die gesamte Lebewelt auszudehnen. Denn die Lebenstätigkeiten sind in allen Organismenreihen die gleichen; es findet ein ewiger Umsatz vorhandener Plasmasubstanzen, ein ewiges Verbrennen und darum auch eine ewige Produktion jener Stoffe statt, die eine Ermüdung des Sinnes- und Nervenlebens bewirken. Natürlich werden wir uns darauf gefaßt machen müssen, daß je nach der Organisationshöhe eines Tierstammes die Schlafkurve sehr verschieden verläuft. Anderseits werden wir jedoch erwarten dürfen, daß schon einzellige Protozoen — die kleinsten, einheitlichen Lebensmassen, die wir kennen — vorübergehend Ruhezustände in ihren Lebenskreislauf einschieben oder doch zeitweise Orte aufsuchen, an denen sie jene Reize, die sie rastlos durch den Mikrokosmos hetzen, nicht mehr zu spüren bekommen.

Leider hat die Biologie sich von diesem Gesichtspunkt aus um die niedere Tierwelt bisher so gut wie gar nicht gekümmert. Systematische Untersuchungen über das Auftreten von Ruhezuständen bei einzelligen und wirbellosen Tieren und über die Merkmale dieser Ruhezustände fehlen vollständig. Einzig der Amerikaner H. S. Jennings hat es der Mühe wert gefunden, bei seinen Studien über „das Verhalten der niederen Organismen unter natürlichen und experimentellen Bedingungen" auch von den Ruhezuständen, die er bei seinen Versuchstieren gelegentlich eintreten sah, Notiz zu nehmen, so daß ich wenigstens ein paar Angaben über das Verhalten der Einzellerwelt und der niedrigsten Vielzellentiere machen kann. Die früheste Beobachtung betrifft das bekannte Pantoffeltierchen (Paramaecium), eines der schönsten, aber auch gemeinsten Wimperinfusorien faulender Wasseransammlungen. Das tägliche Leben dieses Tieres ist rastlose Geschäftigkeit. Unermüdlich durchjagt es sein Revier, probiert alle Dinge, läßt sich von den wechselnden Verschiedenheiten der chemischen Zusammensetzung oder Temperatur des Wassers, seiner momentanen Beleuchtung, den Bedürfnissen nach Nahrung usw. bald hierhin, bald dorthin treiben, zieht sich von allem Unangenehmen zurück und wendet sich schließlich dem zu, was ihm behagt. Es ist nun überaus interessant, von Jennings zu hören, daß gelegentlich „viele Individuen sehr geneigt zu sein scheinen, an festen Gegenständen liegen zu bleiben, während andere dies nicht tun. Oft zeigen alle Tiere einer Kultur diese Tendenz, zur Ruhe zu kommen. . . . Die Zilien, die mit dem festen Körper in Berührung geraten, hören mit ihrer Bewegung auf, werden steif und starr und scheinen das Pantoffeltierchen an dem Gegenstand festzuhalten". Nur die Mundwimpern fahren in ihrer Bewegung fort. In diesem Zustand nimmt das Tier von Wärmereizen beispielsweise, vor denen es sonst sofort flieht, keine Notiz. Es verharrt in seiner Ruhestellung, obgleich alle freischwimmenden Individuen die Gegend längst verlassen haben. Erst wenn der Wärmereiz gesteigert wird, fährt es auf und beginnt wie toll herumzuwirbeln. Auch bei den Glockentierchen Vorticella bleibt unter gleichen äußeren Bedingungen das Verhalten nicht gleichförmig, kurze Ruhezustände, in denen das Tier nicht arbeitet, wechseln mit kurzer Tätigkeit ab, und etwas ganz Ähnliches beobachten wir bei unserm gemeinen grünen Süßwasserpolypen, der Hydra.

Bemerkenswert ist auch das Benehmen gewisser Medusen. Wir begegnen bei diesen Tieren zum erstenmal einem geschlossenen Nervensystem, aber die Teile, aus denen der Organismus sich zusammensetzt, sind in ihren Lebenstätigkeiten so selbständig, daß ein vom Körper abgetrennter Medusenmundarm auf die meisten Reize im wesentlichen ebenso reagiert, als wenn er sich am Körper befände. Kein Wunder drum, daß die Ermüdung eines Organs die andern kaum in Mitleidenschaft zieht. Man kann von diesen Geschöpfen daher auch nicht sagen, daß sie ruhen; es ruht vielmehr jedes Organ an ihnen für sich. Je nach dem physiologischen Zustand nun, in dem sich die Organe oder die Tiere befinden, antworten sie auf einen von außen kommenden Reiz unter gleichen Bedingungen ganz verschieden. „Wenn die Tentakel (Mundarme) einer bestimmten Mundgegend der Seeanemone Metridium" — schreibt Jennings, „zahlreiche Nahrungsbrocken erhalten, so weisen sie, einer nach dem andern, mit der Zeit die Nahrung zurück, obwohl die andern Arme das Futter noch prompt aufnehmen. Da bei der Nahrungsaufnahme große Mengen Schleim produziert werden, so erscheint es nicht überraschend, daß eine oftmalige Wiederholung des Vorganges die Ten-

takel ermüdet. Wenn sie aber 5 bis 10 Minuten ausruhen können, so nehmen sie das Futter meist wieder an wie zuerst“. . . . Es wird natürlich in all diesen Fällen niemand von Schlaf sprechen wollen. Da wir aber annehmen müssen, daß auch diese Funktion des Tierkörpers sich aus primitiven Anfängen entwickelt hat, so dürfen wir diese Vorkommnisse nicht ignorieren. Denn schon hier sehen wir die Natur einer bedrohlichen Ueberanstrengung dadurch vorbeugen, daß sie die Reizschwelle der nervösen Substanz vorübergehend heruntersetzt und die Periode der Tätigkeit sozusagen „bekämpft“ wird durch eine Periode der Ruhe.

Dann erfahren wir zum erstenmal von Ruhezuständen wieder bei den Plattwürmern, und zwar bei der in den Süßwasserläufen der ganzen Welt weit verbreiteten Gattung Planaria. Nach den Beobachtungen von Pearl findet man das Tier oft mit erschlafften Muskeln „in einem Ruhe- oder Schlafzustand“ unter Steinen liegen; derartige Tiere reagieren auf schwache Reize, die „wache“ Individuen sofort in regste Tätigkeit versetzen, überhaupt nicht; erst starke Reizung macht sie munter und läßt sie dann unausgesetzt rührig sein. Nach meinen Studentenerinnerungen kann man das nämliche beim Pferdeegel unserer Bäche beobachten.

Mit den Gliederfüßlern betreten wir die Reihe jener Tiere, in denen sich nicht nur das Nervensystem schärfer konzentriert, sondern auch die höheren Sinnesorgane schon eine beträchtlich hohe Ausbildung erfahren, so daß die Außenwelt nur noch durch ganz bestimmte Tore in den Organismus eindringen kann. Wir finden dementsprechend bereits eine Spezialisierung in Gesichts-, Geruchs-, Geschmackstiere usw. Was folgt daraus für den Schlaf? Doch wohl dies, daß Ruhezustände, wenn es überhaupt solche gibt, das Augentier am ehesten bei Nacht heimsuchen werden, weil mit dem Hereinbrechen der Dunkelheit jene Reize zum Schweigen kommen, die dem Tier bei Erledigung seiner Lebensgeschäfte die Führer sind. Für das Geruchs-, Geschmacks- oder Gehörtier dagegen scheidet die Nacht als tätigkeitslähmender Faktor aus. Diese Tiere können eine Sinnesblockade entweder nur dadurch herbeiführen, daß sie sich an einem Ort verkriechen, an dem die aufstachelnden Reize fehlen, oder es führt die Natur selbst die Sinnesblockade durch, indem sie gelegentlich Stoffe produziert (eine Art Hormone), die sich als Widerstände in die Nervenbahnen der führenden Sinnesorgane einschalten und ihre Empfindlichkeit heruntersetzen. Es gibt eine Unmenge Anzeichen dafür, daß letzteres tatsächlich der Fall ist, und daß hinreichende Sättigung als einer jener Einflüsse, die eine Hemmung schaffen, in der ganzen Tierreihe eine große Rolle spielt, doch läßt sich vorderhand über dieses schwierige Problem Genaueres kaum sagen, weil es an einer systematischen Durcharbeitung des ganzen Gebietes noch mangelt. Jedenfalls sehen wir schon von den Insekten an alle ausgesprochenen Augentiere beim Schwinden des Sonnenlichtes in einen schlafähnlichen Ruhezustand verfallen, der durch eine beträchtliche Empfindungslosigkeit allen Reizen gegenüber, die das regsame Tier im höchsten Grad aufstacheln, ausgezeichnet ist. Bienen, Wespen, Hummeln, Tagfalter, Ameisenfliegen, Blumenkäfer, Fliegen und endlos so fort sind sehr bekannte Beispiele. Je entwickelter das Gehirnleben ist, um so ausgeprägter sind in diesen Tierstämmen die Schlafzustände. Einzelne von ihnen nehmen bereits sehr charakteristische Schlafstellungen an, indem sie sich mit ihren Kiefern in den Wandverschalungen ihrer Bauten oder Gelegenheitsquartiere festbeißen und mit lose aufgelegten Beinen herunterhängen oder sich, wie gewisse indische Wespen, mit ihren Mundwerkzeugen einfach am Laub der Hecken und Bäume festklammern und baumeln lassen. Wieder andere, wie die Tausendfüße und Asseln, rollen sich ein, und noch andere, wie gewisse Spinnen, sitzen mit eingezogenen Beinen in ihren Schlüpfen.

In der Wirbeltierreihe setzt sich dann die hier angetretene Entwicklung fort und läßt, je nachdem das betreffende Geschöpf ein Gesichts-, Gehör- oder Geruchstier ist, immer deutlicher tag- und nachtschlafende Wesen unterscheiden. Nur von den Fischen hat man bisher nie gehört, daß ihr bewegliches Leben je von einer Periode der Ruhe und herabgeminderten Sinnestätigkeit unterbrochen wird. Zufällig ist nun gerade vor nicht langer Zeit die erste Mitteilung in dieser Hinsicht erschienen. Sie rührt von dem Wiener Zoologen Franz Werner her und bezieht sich auf einen Panzerwels (Synodontis) des oberen Nil. „An einer schilfumwachsenen Stelle“ — schreibt der Forscher — „konnte ich in den Vormittagstunden häufig diesen grauschwarzen, schwarzpunktierten Wels — auf der Seite liegend — vorbeitreiben sehen, anscheinend völlig bewegungslos und auch auf Würfe mit kleinen Steinchen, wenn sie nicht den Fisch selbst trafen, nicht reagierend. . . Es gelang mir ein einziges Mal, zwei kleine Exemplare (in dieser Stellung) näher zu beobachten. Die Kiemendeckelbewegungen waren viel langsamer als sonst, die Brustflossen horizontal ausgebreitet, aber nicht wie bei Tieren, die vor dem Verenden in sauerstoffarmem Wasser an die Oberfläche kommen.“ Diese Stellung, die das Tier übrigens den Blicken von Feinden keineswegs preisgibt, weil die Bauchseite merkwürdigerweise dunkler ist als die Rückenseite, war schon den alten Aegyptern bekannt; denn sie haben den Fisch in dieser Haltung abgebildet.

Ganz ähnlich hat Werner den nordamerikanischen Zwergwels, den er jahrelang im Aquarium hielt, sich benehmen sehen. „Es fiel mir anfangs nicht weiter auf, daß ein oder das andere Exemplar, halbmondförmig gekrümmt, unter vollständiger Einstellung der Atembewegungen entweder frei an der Wasseroberfläche schwebte oder an einer Wasserpflanze hing. . . Im Anfang war ich regelmäßig davon überzeugt, daß der Fisch tot sei (denn niemand würde ein derartig zusammengekrümmtes, bewegungsloses Tier für lebend halten), doch belehrte mich eine blitzschnelle Bewegung des Tieres, das sofort in der Vegetation des Aquariums verschwand, daß ich mich geirrt hatte. Von einer Krankheit kann nicht die Rede sein. Das Exemplar, das ich am häufigsten in dieser Stellung sah, lebt heute noch und hat nie irgendwelche Krankheitsymptome gezeigt.“ Auch zwei einheimische Lippfische traf mein Gewährsmann gelegentlich „fast regungslos auf dem Rücken liegend“ an, doch genügte wiederum eine leise Bewegung, um den Fisch zu erwecken.

Damit sind die Neuigkeiten über den Schlaf der Tiere erschöpft. Daß er auch ihnen eine Notwendigkeit ist, steht übrigens außer Zweifel. Junge Hunde, die man schlaflos zu halten versuchte, starben nach fünfmal vierundzwanzig Stunden, und tagelang zum Wachen gezwungene Mäuse wiesen schwere Veränderungen in den Nervenzellen der Gehirnrinde auf. Der Mensch mag daraus seine Lehren ziehen.



Leonid Andrejew.

Von A. von Aurich. — Hierzu 4 photographische Aufnahmen von C. O. Bulla.

Trotz der Russifizierung Finnlands wird das Land „der tausend Seen" von den liberalen Elementen noch immer gern besucht. Mit Vorliebe wählen sie Finnland als Sommerfrische, ja einige vom Glück besonders Begünstigte haben sich sogar eigene Villen gebaut. Eine Stunde von Petersburg entfernt, in dem reizenden Kuokkala, wohnt Rußlands bedeutendster Maler Professor Repin und in der Nähe von Raivolo in dem idyllischen Wamel Su (deutsch schwarzer Fluß) der volkstümlichste der russischen Schriftsteller: Leonid Andrejew. Eine wundervolle Villa im streng nordischen Stil, mit noch wundervollerer Einrichtung bildet das Tuskulum des modernen Dichters (Abb. S. 1988). Obgleich er sich einige Stunden von dem Treiben der Residenz entfernt hat, um in Ruhe und Zurückgezogenheit nur seiner Muse und seiner Familie zu leben, gelingt ihm das nur teilweise. Seine

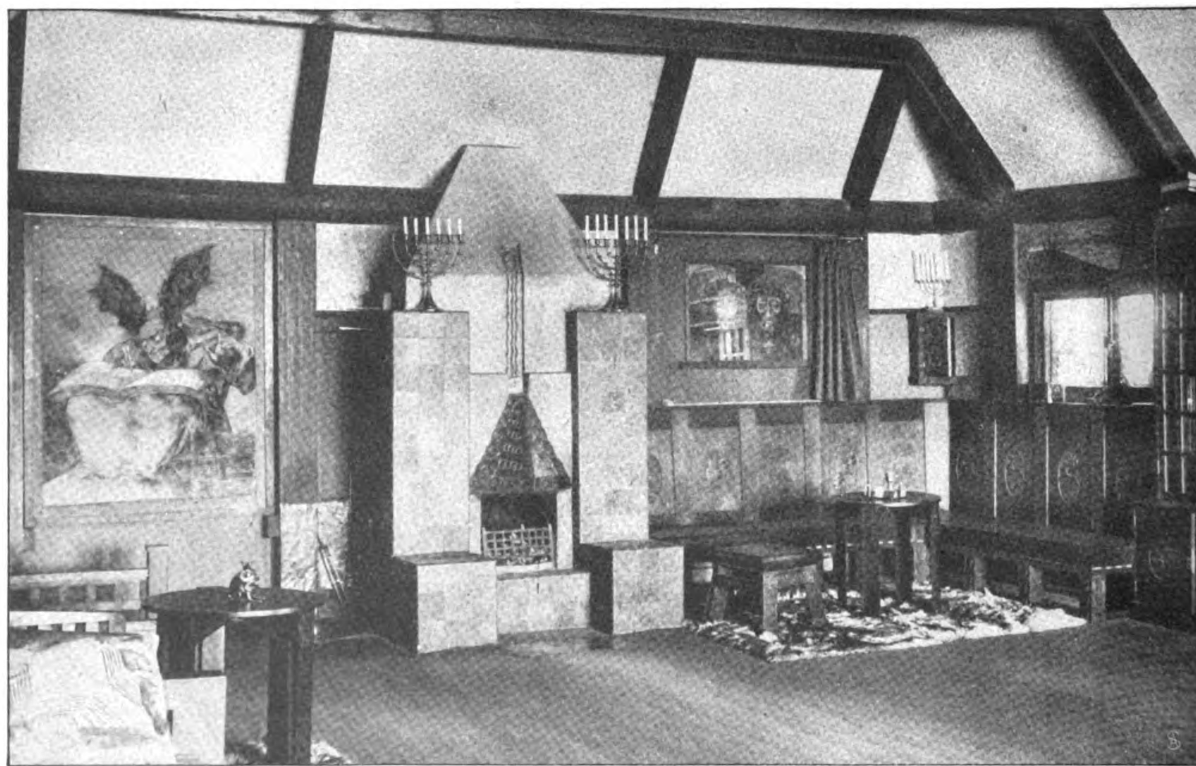


Der russische Dichter Leonid Andrejew und seine Gattin.

„Datscha" ist der beliebte Wallfahrtsort geworden, die von Freunden und Verehrern bestürmt wird. So unnahbar Leonid Andrejew im allgemeinen Fremden gegenüber ist, so bezaubernd liebenswürdig zeigt er sich seinen Freunden. An Sonn- und Feiertagen finden sich die „Intimen" mit großer Pünktlichkeit in Wamel



Das Heim Andrejews in Wamel Su (Finnland).



Die Kaminecke im Arbeitzimmer, mit Gemälden des Dichters.

Su ein, wo ihnen bisweilen ein literarischer Genuß dargeboten wird. Der Dichter liest ihnen seine neuste Schöpfung im Manuskript vor. Vor kurzem gab es einen ganz besonderen Kunstgenuß, Andrejew gab sein neustes Drama ihrer Kritik preis: „Professor Storizyn". Der Dichter schildert darin den seelischen Zusammenbruch eines Gelehrten, dessen Lebensaufgabe im Suchen nach Schönheit und Unvergänglichkeit bestand, und der schließlich an Laster, Gemeinheit und Betrug in seiner eigenen Familie, Frau und Sohn, zugrunde geht. Das neue Drama gelangt noch in dieser Saison in einem Petersburger Theater zur Aufführung.

Leonid Andrejews Name übt eine faszinierende Kraft auf das lesende intelligente Rußland aus, sein Anhängerkreis ist sehr bedeutend, obgleich nicht unbemerkt sein kann, daß seine ursprüngliche Realistik den Umschwung ins Dekadente, Phantastische, ja oft Ueberspannte nicht ungestraft gemacht hat. Seine ersten Novellen, die seinen Ruhm begründeten, gehören doch zu den Perlen seiner Schöpfung. „Der große Schlemm" (engl. slam), „Es waren einmal", „Das rote Lachen" sind mit das Beste, was Andrejew geleistet hat. Der zweite Teil des „roten Lachens", ein gegen den Krieg revoltierendes Werk, versetzte Berta v. Suttner in helle Begeisterung, die dem russischen Dichter dafür ihr Bild mit schwungvoller Widmung sandte. Viel Aufsehen machte seinerzeit auch „Zar Hunger" durch seinen grellen Realismus. Wie gesagt, wo Andrejew diesen Weg verläßt und in Symbolik, Phantasma und Unnatürlichkeit verfällt, wirkt er unverständlich und abweisend. „Das Leben des Menschen" gehört auch in diese Kunstrichtung, obgleich es manche unvergeßlich schöne Momente zurückläßt. Auf großen Widerstand stieß auch sein „Anathema", das Wien zum erstenmal in deutscher Sprache auf die Bühne brachte. Noch einmal griff er zum Drama aus dem realen Leben zurück in seinem „Gaudeamus" und



Blick in das Arbeitzimmer des Dichters.

nun zuallerletzt in dem neuen Stück „Professor Storizyn“.

Wahrhaft erschütternd wirkt seine psychologische Studie „Die sieben Gehängten“ in dramatisch packenden und zu Herzen gehenden Worten und Gedanken, die letzten Tage vor der Hinrichtung schildernd, den tiefergreifenden Abschied von der Mutter usw. Auch sein Roman „Saschka Schegulow“ fand vielen Anklang.

Leonid Andrejew ist nicht nur Schriftsteller, sondern auch ein sehr begabter Maler. Das düstere Dichterkolorit finden wir auch im Maler wieder. Er malt ausschließlich im Stil Goya. Ein ergreifendes Bild ist sein „Judas Ischariot“. Daneben malte er viele wohlgelungene Porträte. Die Freunde ermuntern ihn, sich bei der nächsten Kunstausstellung zu beteiligen. Die wundervolle finnländische Natur veranlaßte den Dichter auch zu vielen kunstvollen photographischen Aufnahmen, besonders in Buntdruck, auf die er außerordentlich stolz ist. Im Sommer macht er auf seiner eigenen Jacht langausgedehnte Fahrten auf dem Saimakanal. Petersburg sieht ihn nur selten, so sehr fesselt ihn sein schöner Landsitz in Finnland. — Leonid Andrejew ist sehr glücklich in zweiter Ehe verheiratet. Seine erste Frau starb an den Folgen einer Operation in Berlin und hinterließ ihm einen Sohn. Der zweiten Ehe sind drei reizende Kinder entsprossen, deren schöne Mutter sich ganz der Erziehung ihrer Kleinen neben dem großen Interesse für das Schaffen des Dichters widmet.

Unsere Pfadfinderinnen.

Von Elisabeth Gerlach-Wintzer. — Hierzu 7 photographische Aufnahmen von Kester & Co.

Unter allen Erscheinungen auf dem Gebiet der Pflege für die weibliche Jugend unserer Zeit ist die Pfadfinderinnenbewegung die alleraktuellste und neuste. Aus sich selbst heraus, selbstverständlich einem Bedürfnis entsprechend, wuchs sie in den verschiedenen nahen und fernen Gegenden Deutschlands empor und stand plötzlich als ein Ganzes, Fertiges da, dem die Gründung in Berlin nur den offiziellen Namen des „Deutschen Pfadfinderbundes für junge Mädchen“ zu geben hatte. Diese Art des Entstehens sicherte der Bewegung von allem Anfang an eine natürliche und feste Grundlage, auf der sie sich weiter entwickeln wird. Der Wechsel des Lebens, der mit seinen neuen Anforderungen früher nur die Erwachsenen berührte, hat in unserer Zeitepoche auch die Jugend in Mitleidenschaft gezogen, ganz besonders die weibliche, die diesen Anforderungen, die plötzlich an ihre körperliche und geistige Leistungsfähigkeit gestellt werden, gar nicht gewachsen ist. Und schon längst wurde es klar, daß hier Abhilfe not sei, und was für die männliche Jugend geschaffen wurde, auch der weiblichen zugänglich gemacht werden mußte. Aus diesem Suchen nach Abhilfe heraus ist die Pfadfinderbewegung entstanden: den rechten Pfad durchs Leben finden, darum handelt es sich. Gesundheit des Körpers und der Seele ist es, die angestrebt wird, die Pfadfinderbewegung soll ein Bindeglied zwischen Schule und Haus sein. Bei der Ueberlastung der Lehrerpflichten ist es der Schule heute nur schwer möglich, außerhalb



„Die junge Schar findet sich am Treffpunkt ein.“



Die kleine Kolonne tritt unter lustigem Liedergesang
wohlgeordnet ihren Marsch an.



der Unterrichtstunden sich mit den Schülern zu befassen und auf ihren Charakter einzuwirken. Die Eltern daheim sind entweder durch eigne Tätigkeit verhindert, oder die Mütter haben selbst eine so andere Erziehung genossen, daß sie etwas ratlos den Anforderungen der heutigen Zeit an ihre Töchter gegenüberstehen. So will es die Pfadfinderbewegung beiden Teilen erleichtern. Die Form dieses erzieherischen Momentes nun ist es,



„In der Nähe eines Ortes wird Rast gemacht zum Abkochen." Oben: **Beim Studium der Generalstabskarte.**

was seine Eigenart ausmacht und ihm Lebenskraft verleiht: nichts Schulmeisterndes, nichts Kritisierendes, sondern ein Geist von Freiheit und Freudigkeit beseelt das Ganze, und im Rahmen der Erholung, des Vergnügens nehmen die jungen Menschenkinder das in sich auf, was sie dabei lernen.

Einmal in der Woche wandern sie in Gruppen von 8—10 Mädeln unter Leitung einer Führerin ins Freie, aus der Stadt hinaus, Sonntags und an schulfreien Nachmittagen, wo Spiele auf freien Wiesenplätzen gemacht werden, von denen manche dem Programm der männlichen Pfadfinderjugend entnommen sind, wie z. B. Hör- und Gesichtsübungen, Wettläufe, Versteckspiele, Spurenlesen usw. Pflanzen und Tiere werden betrachtet, die Sinne sollen allem Schönen um sie her geöffnet werden. Dabei wird mit Generalstabskarte und Kompaß gewandert, nicht eingekehrt, überhaupt bildet Einfachheit und Anspruchslosigkeit den Unterton. Volkslieder werden auf dem Weg gesungen und mit Mandolinen und Gitarren begleitet. Das Winterprogramm umfaßt neben den wöchentlichen oder vierzehntägigen Wanderungen noch häusliche Pflege des Gesanges, Unterweisung in erster Hilfe bei Unglücksfällen durch Vorträge eines Arztes, Blumenpflege, Sorge für das Fortkommen unbemittelter junger Mädchen, Besuche von Krippen, Werkstätten usw. In der Kunststadt München sind auch Wanderungen durch die Galerien und Museen eingeführt worden, und es stellte sich heraus, daß manche junge Münchnerin ihre eigenen Kunstschätze noch nie gesehen hatte und mit Freude an diesen Besuchen teilnahm.

Sache der Organisation ist es auch, die jungen Pfadfinderinnen durch Uebertragung von Aufgaben innerhalb des Vereins an Zuverlässigkeit und Pflichtgefühl zu gewöhnen, besonders was die Gruppenführerinnen betrifft, die am besten aus der Gruppe selbst hervorgehen und nach ihrer Befähigung dazu heraus gewählt werden. Die „Gebote einer Pfadfinderin“ zielen alle auf die Festigung des Charakters und Verfeinerung des Empfindens hin. Kameradschaftlichkeit und Höflichkeit, untereinander und gegen andere, ganz besonders auch innerhalb der eignen Familie, sind den Pfadfinderinnen selbstverständlich, und es freut immer besonders, wenn die Mütter sagen, daß sie der guten erzieherischen Einwirkung wegen ihr Töchterchen Pfadfinderin werden lassen.

Diese erzieherische Einwirkung kleidet sich in ein ganz besonders vergnügtes und reizvolles Gewand bei den ganztägigen Ausflügen, zu denen die poetische Umgebung von München so verlockend einladet! Schon am Treffpunkt des Bahnhofs herrscht Jubel und Freude, wenn sich mit Rucksack und im kleidsamen Lodenpfadfinderinnenkostüm eine nach der andern der jungen Schar einfindet, die Führerinnen noch besonders mit den eisernen Stäben zum Feuermachen und den militärischen Spaten zum Graben der Feuergrube bewaffnet, denn bei den ganztägigen Ausflügen wird im Freien abgekocht. Auf Wunsch zieht eine Schar von 30 oder 40 zusammen aus, und nach kurzer Bahnfahrt tritt die kleine Kolonne unter lustigem Liedergesang wohlgeordnet ihren Marsch an (Abb. S. 1191). Bald kommt ein großer, tiefer, schöner Wald, voller Blaubeeren.



„Und wie herrlich schmeckt das selbstgefertigte Mahl im Freien.“



„Die Suppe wird verteilt."

„Dürfen wir pflükken?" — „Freilich dürft ihr." — Und nun geht es ans Sammeln und Pflükken, bis die Signalpfeife wieder alle zum Weiterwandern ruft. Am Ziel angekommen auf malerischer Höhe, wird in der Nähe eines Ortes Rast gemacht zum Abkochen (Abb S. 1991). Eine Abteilung holt Wasser vom Schulmeister, Pfarrer oder Dorfwirt und stellt sich als „Pfadfinderinnen" vor. Da steht manchmal der Schulmeister etwas ratlos da und fragt, ob er denn nicht seine Küche anbieten dürfte zum Kochen — aber lachend wird ihm gesagt, daß es im Freien sein müsse. Inzwischen graben andre bereits die Feuergruben — die Lage nach dem Wind eingerichtet — legen die Eisenstäbe darüber und machen mit der „Hand voll Holz", die jede im Rucksack hatte, Feuer an. Große Aluminiumtöpfe, stolzes Eigentum aus den Einkünften der „Gruppenkasse", entwickeln sich aus den Rucksäcken, und die „Suppen" werden in Szene gesetzt. Aber heute gibt's was Besonderes, einen echten bayrischen „Schmarren", und die Blaubeeren dazu, die unverzüglich geschmort werden auf dem Feuer. Die Erlaubnis zum Abkochen am Wiesenrand hat der freundliche Bauer des Grundstücks, der auch Milch und Eier für den Schmarren geliefert hat, gern gegeben und steht schmunzelnd dabei, dem Treiben der jungen geschäftigen Schar zuschauend. Dafür bekommt er auch zu „kosten". Und wie herrlich schmeckt es, das selbstgefertigte Mahl im Freien, an einem hellen, leuchtenden Sommertag! Selbst ein bissel zu viel Sonne wird in solchen Mittagstunden mit in Kauf genommen — im Juni hat sie's manchmal recht gut mit uns gemeint. Dann wird von den Führerinnen alles gereinigt und beseitigt, kein Abfall, kein Papier bleibt liegen, und man darf dem Ort nichts ansehen, wo die Pfadfinderinnen gerastet haben. „Kommt's bald wieder!" ruft der Bauer nach. „Gut Pfad!" sagen die Mädel, und fort geht's an blumenübersäten Wiesen vorbei. „Dürfen wir pflücken?" heißt's wieder, und mit bunten Sträußen für die Eltern daheim im Arm wandern alle nach dem lieblichen Abfahrtsort, der an einem See gelegen ist. Unterwegs gibt's noch ein kleines Abenteuer am Waldesrand — ein Ehepaar ist um einen kleinen Hund bemüht, der einen Asthmaanfall bekommen hat. Die Pfadfinderinnen bieten sofort ihre Hilfe an. Wasser ist notwendig, das haben sie leider nicht, aber die eine hat ein Fläschchen mit Milch und ein Gefäß bei sich, so wird dem armen, keu-



Auf dem Heimweg.

chenden Tierchen etwas eingeflößt und ihm die Brust gekühlt, bis es sich etwas gebessert. Und wie groß ist dann hinterher die Freude, als auf anderm Weg von weitem das Ehepaar mit dem wiederhergestellten Hundel vorbeispaziert, freundlich grüßend und dankend. Erfrischt, vergnügt und befriedigt langt die Schar mit ihren Blumen wieder in München abends an, und mit glücklichem „Gut Pfad" trennt man sich.

Gleiche Lust und Freudigkeit herrscht u. a. bei den 900 Pfadfinderinnen in Frankfurt a. M., die sich die Gartenkultur zur besonderen Aufgabe gemacht haben und unter Leitung von Frau Elenor Kallman große Erfolge darin erzielen. Von den verschiedenen Gruppen wird abwechselnd ein teils gepachtetes, teils zur Verfügung gestelltes Stück Gartenland bearbeitet und die Resultate mit gutem Erlös verkauft. Es ist ein Genuß, die jungen Mädel zu sehen, wie sie mit roten Backen und Eifer sich ihrer Aufgabe widmen. Das Programm der Pfadfinderei ist ein so umfassendes, reiches, daß erst langsam, nach und nach sich alles entwickeln kann. Und so werden die Segnungen sich im Lauf der Zeit immer mehr zeigen und entfalten, und es ist nur zu wünschen, daß recht viel liebende, warmfühlende Menschen sich finden, denen das Wohl unserer weiblichen Jugend, den Trägern der künftigen Generation, am Herzen liegt, um sie gesund an Körper und Seele zu machen, damit sie fähig werden, einstmals wieder der kommenden Jugend den rechten Pfad durchs Leben zu zeigen.

Die Welle.

Novelle von Ellyn Karin.

Aage Lund saß am Klavier und sann. Er hatte die blassen langen Hände auf den Tasten ruhen und blickte über das Klavier hinweg in die Tiefe seines Zimmers hinein.

Mitten in eine Fuge hinein war ein Rauschen gedrungen, als wäre die See über den „Steg" die Bergstraße gekommen, um ihn zu wecken. „Laß die Musik und höre mich! Bin ich nicht mächtiger als deine langweiligen Fugen, deine endlosen Ouvertüren. Höre meine Stimme, wie mächtig, gewaltig ich sie erheben kann. Eine Welt fülle ich aus mit ihrer Macht. Und Märchen wissen die Fischer von mir, wie es keine weiter gibt auf der ganzen Welt." . . .

Aage horchte in sich hinein. Eine sanfte, unendlich gütige Stimme fragte ihn: „Soll ich die Geschichte ‚Die Welle und die Prinzessin' erzählen, kleiner Aage?" Und Aage nickte, und eine gischtgekrönte, glasgrüne Welle stieg vor ihm empor, und wie in Wolken gebettet saß oben auf der Welle ein Prinzeßlein. . . .

Aage drückte seinen etwas stark gewölbten Rücken tiefer in den gepolsterten Sessel ein. Immer tiefer wurden die Schatten in dem weiten niederen Raum.

Der breite, behagliche, braune Kachelofen, der wie eine dicke, gemütliche Frau aussah, ließ sein rotes, glühendes Leben durch das herzförmige Türlein schimmern, daß es aussah, als wache dieses heiße, lebendige Herz über Raum, Mensch und Zeit.

Akte, Stiche, einige dünn gefaßte Silhouetten und das große Porträt eines alten Herrn in vornehmer Gewandung hingen an den Wänden.

Spärliches, aber ungemein heimliches Meublement stand da, gerade so traumhaft und so belastet mit schwerem Lebenswissen und Sehnsüchten nach vergangenen Zeiten wie Aage Lund, der doch eigentlich noch jung zu nennen war mit seinen neunundzwanzig Jahren. Aber er sah so ernst und still aus, man sah ihn nie lachen, man hatte nie gehört, daß er irgendeine Jugendtorheit oder einen losen Dummenjungenstreich gemacht hätte.

Vielleicht hatte es das dunkle, ernste Küsterhaus gemacht. Gewiß aber auch, daß er seines körperlichen Gebrechens wegen sich stets scheu zurückgehalten hatte. Er fürchtete Spott — er fürchtete, mit jungen, gesunden, gradgewachsenen Leuten zusammenzukommen.

Sein einziges Glück war die Musik. Und vielleicht ein Spaziergang am Strand. Spät abends, wenn die kleine Stadt mit vielen roten und gelblichen Lichtern in die Nacht hinaus lugte wie ein seltsam geducktes, massiges, beleuchtetes Schiff, das schwer am Anker hing — da konnte man Aage Lund sehen, wie er bis zu den sogenannten „Steinen" vorging und oft eine Stunde auf einem Platz stand, den Hut in der Hand und den feinen schönen Kopf mit dem exakt gescheitelten Haar horchend vorstreckte, als gälte es, irgendeine wundersame Musik zu hören. Manchmal überkam ihn ja wohl eine heiße, verzehrende Sehnsucht und brannte ihm tiefe Wunden in seine Seele.

Heute war auch so ein Tag gewesen. Voll innerer Unruhe, einem Verlangen hinaus in die Fremde, nach einer großen, lärmenden Stadt, nach vielen Lichtern, Menschen und brausendem Leben. An seine längst verstorbene Mutter hatte er gedacht, ihre Stimme vernommen und gemeint, er säße vor ihrem Krankenstuhl, und sie erzählte ihm ihre wundersamen Geschichten vom Meer, von Nix und Troll, von tausend und aber tausend geheimen Dingen, die zwischen Alltag und Menschheit standen und nur Gewißheit waren für wenige. Ein leises Raunen und Locken war in dem schwachen Wind, der von der See her die Sträßchen heauftrieb.

Da mit einem Mal klangen seltsam klingende Töne durch die Luft in das stille Zimmer hinein. Kurz, klar, abgehackt, schmetternde nahe Musik war es. Ein Marsch. Unwillkürlich verband Aage Lund diese exakt silberne Musik mit einem kostbar gezäumten Schimmel, der in spanischem Schritt spanische Schule ging.

Er stand hastig auf, denn das war kein Traum mehr. Klar, deutlich sprang diese lustige, silberne Musik in den dunklen Abend hinein. Und gerade von drüben kam sie. Von dem „Gasthaus zur goldenen Kugel", das dem Küsterhaus schräg gegenüber lag. Aage ging ans Mittelfenster und blieb wie angewurzelt stehen.

Ein Saalfenster im Gasthaus war geöffnet, und vor ihm tanzte, wirbelte ein entzückendes graziles Geschöpfchen nach den Klängen des Marsches.

Ein Krönlein schwarzer Locken flog dem Mädchen in seidigem Glanz um den feinen Kopf. Schwarze Augen blitzten unter den Bogen ihrer Brauen.

Die Lampe, die inmitten des Saales hing, schickte ihr volles Licht auf die Tänzerin. Sie trug ein altes, grünes, seidig glänzendes Flitterkleidchen; es war ohne Ärmel und tief ausgeschnitten. Jede Bewegung ihres geschmeidigen Oberkörpers spiegelte sich in der gleißenden Seide wider. In den schlanken Händen hielt sie ein verbrauchtes, mattes, gelbes Schleiertuch. Wie gebannt blickte Aage dieses seltsame Schauspiel an.

Immer wieder tönte der englische Marsch, immer wirbelte die Tänzerin unter dem Licht auf und ab.

Mit einem Mal hob sie die Arme in die Luft, stieß wie ein wilder Vogel einen seltsam begehrlichen Schrei aus — die Musik brach ab — das Licht erlosch — und alles war wie ein Traum versunken.

Aufatmend strich Aage sich über die Stirn. Irgend jemand redete ins Zimmer hinein. Ein Lichtkeil fiel über Diele und Teppich. Bleich, bebend stand Aage da und hörte etwas von „längst Abendbrotzeit", „Warten und endlicher Ungeduld".

Base Klaar stand in dem Lichtkegel und redete.

Endlich begann er sich zurechtzufinden. Langsam schloß er die Fenster. Es war, als schlösse er einen Schrein ab, in dem er die größte Kostbarkeit, einen unerhörten Schatz verborgen hielte. Und war nichts weiter als ein kleines Fenster, an dem der Wind entlangstrich.

Später saß er unten im Eßzimmer, Base Klaar gegenüber am runden Tisch. Unter dem Kupferkessel brannten drei zuckende, ewig bewegsame Flämmchen. Es gab frische Fladen und goldglänzende Bücklinge. Ein kleiner duftender Block gesalzener Butter, holländische Käse und schwarzes, schweres Brot standen da. Alles war peinlich sauber, adrett und einladend gerichtet.

Fräulein Klaar, die gar nichts Altjungferliches an sich hatte in ihrer fraulichen Rundlichkeit, sah aus wie ein gut gediehener Apfel. Sie hätte sich auch sicher gern von einem netten, adretten Adam anbeißen lassen — wenn ein passender dagewesen wäre.

Aber damit hatte es gute Wege. Dann stammte das Fräulein von den noblen Klaars auf Stöven ab. Da war man eben auch wählerischer, als wären Stiggs oder Biggs die Eltern.

„Aage, wo soll denn nun das mit dir hinaus? Du träumst mir viel zu viel, lieber Aage. Eines Tages bist du selbst nur mehr ein Traum, und ich habe das Nachsehen! Nirgends gehst du hin, von allen Menschen schließt du dich ab, lieber Himmel, auf die Dauer ist das eben nichts für einen jungen Menschen. Ich bin ja schon alt" — sie wartete höflich auf einen sanften Protest, da er nicht erfolgte, fuhr sie fort — „ja, da macht einem das Alleinsein nicht mehr so viel — aber du solltest wenigstens mal eine Reise machen."

„Ich weiß, du meinst es gut, Base, aber jetzt im Spätsommer ist es so schön bei uns."

„Übrigens, Aage, es gibt eine Neuigkeit. Ein Zirkus ist angekommen. Morgen wird ein Orang-Utan durch die Stadt reiten."

„So?"

„Ja. Triedes gehen auch zu der ersten Vorstellung. Ich weiß nicht recht, ob sich das für mich schickt."

„Warum denn nicht? Wir können ja zusammen hingehen."

„Was — du — Aage — wolltest mit zu einer Zirkusvorstellung gehen?" — — Sie sah Aage an, der ruhig weiter aß. „Mit dir kommt man aus dem Staunen nicht heraus."

Trotzdem aber sprachen sie nicht mehr viel an diesem Abend. Fräulein Klaar ließ sich von dem Mädchen noch zu Triedes begleiten. Aage ging hinauf in sein Zimmer. Er spielte aber nicht mehr. Er saß hinter dem Vorhang und schaute zu dem Gasthaus hinüber. Nur hinter dem einen Fenster im ersten Stock war Licht. Aber der Vorhang war zu, und nur einmal sah er den Schatten eines großen, dürren Mannes auf dem hellen Stoff.

Unten war das Gastzimmer wie stets erleuchtet.

Der Mond war aufgegangen, und die goldene Kugel blitzte vor dem Gasthaus in dem blassen, flutenden Silberlicht. Der Wind war stärker geworden. Plötzlich trieb er eine große, dunkle Wolke über den Himmel. Ihr Schatten legte sich wie ein Band über die Straße, dann verschwand er wieder. Aage saß lange, lange da.

Er träumte in dieser Nacht, daß das Prinzeßlein in einem grasgrünen Kleid auf der Welle, die in Wirklichkeit ein verzauberter Schimmel war, den „Steg" herauf geritten kam. Vor seinem Haus hielt sie an und winkte hinauf. Dann schüttelte sie den Kopf und lachte. Dabei fielen Perlen glänzend, schimmernd aus ihren schwarzen Locken auf die Straße. Er aber fürchtete sich vor ihr und hielt sein Haus fest verschlossen.

Das rote Ofenherz warnte ihn vor bösem Spuk. Und doch zog es ihn zu der grünen Prinzessin hin.

Mit einem Mal aber war sie verschwunden. Am nächsten Morgen fanden die Leute die ganze Straße voll Perlen. Er hörte im Traum ihre verwunderten Stimmen.

Als er erwachte, war sein Zimmer voll Sonnenschein.

Im Zirkus „Tartoni" trafen sich alle. Die Triedes, Apotheker Nils mit seinen drei Töchtern, Pastor Erklungs, Larsens, Fräulein Klaar und Aage Lund. Sie alle hatten die „Logen" inne, und die „kleinen Leute" sahen mit Ehrfurcht auf die „Vornehmen", die rotüberspannte Sessel hatten, und vor deren Sitzen eine Balustrade lief, die ein bunter, aber schon arg mitgenommener Teppich überdeckte. Ein Clown machte seine Witze, dann trat ein Mann mit sieben Kugeln auf. Endlich erschien Signora Tartoni auf ihrem „spanischen Vollblut".

Der englische Marsch begann klingend, aufreizend zu ertönen, und Signora Tartoni führte glanzvoll ihre Nummer zu Ende.

Als Hauptpunkt aber war eine indische Tempelszene angesetzt. Umfassende Vorbereitungen wurden getroffen. Ein Tempel erstand mit Säulen und bunten Teppichen. Vor zwei grauenhaften Ungetümen loderten Opferfeuer auf. Der ganze Zirkus versank in einem mystischen Dunkel.

Plötzlich erstrahlte eine Riesenmuschel, auf der in seltsam steifer Schönheit eine indische Priesterin saß. Das Haar hing glatt über braunen Schläfen. Ein grünseidenes Kleid, dessen Rock wie Wellen auseinanderglitten, hatte am Saum ein dünnes Silberstreifchen.

Große Schnüre grüner Steine hingen ihr um den Nacken. Auf den langen Fingern trug sie an jeder Hand je zwei funkelnde grüne Steine. Wie Schlangen glitten diese schmalen Hände über den Körper, die Seide empor zum Licht. Langsam erhob sie sich. Langsam stieg sie aus der Muschel, und leise begann eine seltsame eintönige Musik. . . . Scheu, blaß, in sich versunken starrte Aage Lund diese Signora Tartoni an. Ein Kind war sie

ihm gestern erschienen. Und jetzt war sie groß, schön, von einem unheimlichen Zauber umgeben. Unnahbar wie eine Göttin.

Armselige Kulissen wurden zu kostbaren indischen Marmorsäulen, Glassteine zu edlem, unermeßlichem, wertvollem Schmuck, billiger Flitterkram zu faszinierender, blendender, märchenhaft bezaubernder Wirklichkeit. Ein Hin- und Hergleiten war dieser Tanz. Mit einem Mal wie durch einen Zauber war sie wieder auf der Muschel. Starr und undurchdringlich das Gesicht, regungslos wie die glühenden Steine ihre schlanken Glieder. Schrill brach die Musik ab, die Opferfeuer erloschen, die Götzenbilder versanken in der Finsternis, ein Vorhang rauschte — dann brach ein für das nordische Völkchen unerhört lebhafter Applaus los.

Zweimal faßte Fräulein Klaar Aage am Ärmel. „Hörst du denn nicht, Aage? Sie stehen bereits alle am Ausgang. An was du nur wieder dachtest!"

Und sie gingen nach Hause. Alle. Auch Fräulein Klaar und Aage Lund.

In seinem Zimmer angekommen, warf Aage sich auf das breite, braungeblümte Sofa und vergrub den Kopf in seinen Händen.

Ein Feuer brannte ihm in allen Adern.

Nie noch hatte in ihm dieser verzehrende, sengende Haß gegen sein Schicksal gelebt. Die ganze Welt war ihm voll schöner, gradgewachsener Menschen. Er allein, er, Aage Lund, war bucklig, ein Gezeichneter! Ausgestoßen von aller Freude, enterbt allen Glückes, verfemt, gut genug für Spott und Hohn der Straßenjungen.

Das alte Sofa hatte viel erlebt, seit es in dieses dunkle, ernste Haus gekommen war. Aber solch brennende, verzweifelte Tränen waren noch nie auf diese blassen Rosen geweint worden, wie die es waren, die Aage in dieser schweren Nacht weinte. — —

Am nächsten Morgen erschrak Fräulein Klaar, als Aage blaß, verfallen wie ein Schwerkranker ins Eßzimmer trat. Sie wollte sprechen, fragen — aber Aage machte nur eine müde Handbewegung.

„Laß nur heute; ich bin etwas erkältet. Es geht vorüber!"

Und Fräulein Klaar schwieg. —

Am Mittag ging Aage Lund zu den „Steinen" hinaus. Langsam, etwas müde ging er dahin.

Mit schrillem Schrei flogen die Möwen über diese rauschende Unendlichkeit. Die See war ruhig an diesem Tag. Weiße, große Wolkenberge lagen am Horizont. Links unten im Hafen lagen Schiffe zur Abfahrt bereit. Trotz aller Ruhe war es ein lebendiges Bild.

Als er in die Nähe der „Steine" kam, sah er eine Dame auf solch einer freiliegenden Klippe sitzen.

Erschrocken blieb Aage stehen. Es war die italienische Zirkusdame. Sie hatte ein einfaches dunkelblaues Kleidchen an und einen weißen Filzhut auf den Knien. Traumverloren saß sie da und blickte auf die See hinaus

Nun stand sie auf und kam Aage entgegen. Am liebsten wäre er wie ein Schuljunge davongelaufen.

Sie blickte auf und sah mit ihren dunklen Sonnenaugen ihn an. Aage zog unwillkürlich ehrerbietig seinen Hut. Dankend neigte sie ihr Köpfchen, und leise, kaum merkbar zog ein Schelmenlächeln um ihren Mund.

Warum sie lächelte, sie wußte es nicht. Mit tausend Qualen ging Aage Lund weiter. Nun würde sie ihm vielleicht nachsehen und bemerken. . . . Er meinte, ihre Blicke erbarmungslos auf seinem Rücken zu spüren. Er ging weiter und immer weiter. Als er sich endlich umdrehte, lagen die „Steine" weit, weit hinter ihm.

Der Strand war leer. Müde warf er sich auf die Düne hin. Alles Leben wurde ihm schwer. —

Am Abend stand er wieder am Fenster und wartete, bis es Licht gab im Saal zur goldenen Kugel. Und wieder war es so wie gestern. Wieder klang der englische Marsch, und wieder übte die Kleine.

Was ihm dabei alles durch den Kopf ging — er wußte es selbst kaum. Erobern wollte er die Prinzessin, ihr sein ganzes Leben widmen, ihr dienen und ihr den Himmel auf Erden bereiten. War ihr sein Haus zu düster, wollte er ihr ein weißes, leuchtendes Haus mitten in einem grünen Garten an die See bauen. Reisen wollte er mit ihr machen, ihr alle fremden Länder zeigen. . . . Zum erstenmal freute er sich seines Vermögens. Er nahm einen Notizblock vor und begann zu rechnen. Das wollte er kaufen, und kostbaren Schmuck sollte sie tragen. Nur weiche, linde, edle Seide durfte sie tragen. Nur Freude sollte sie haben. Wenn sie ihn nur duldete neben sich, wenn sie nur ein wenig freundlich mit ihm sein wollte, ihn sein Gebrechen nicht fühlen ließ. . . . Er stellte sich vor, wie die Leute ihnen nachsehen würden. Ihr, der schönen, schlanken Dame, und ihm, dem Mann mit dem Höcker. . . .

Aber er würde nie mehr verbittert sein, wüßte er sie sein eigen. Am nächsten Mittag war sie wieder am Strand. Diesmal aber ritt sie ihren Schimmel durch aufschäumende Uferwellen. War sie nicht das zur Wirklichkeit gewordene Märchen von der Prinzessin auf der Welle?

Freundlich lächelte sie wieder bei seinem Gruß.

„Gnädiges Fräulein sollten nicht so weit ins Ufer hinein reiten. Es gibt hier Stellen, die senkrecht abfallen."

Aage Lund war ganz blaß, als er das sagte.

„Ich danke Ihnen", sagte sie und lenkte gehorsam das Pferd landein. Dann mit einem Ruck war sie vom Pferd auf der Düne.

„Sie sprechen Italienisch? Das vermutet man nicht hier oben im Norden", redete sie ihn an.

„Ich habe am Konservatorium in Mailand Musik studiert, gnädiges Fräulein."

„Sie sind Künstler?" fragte sie erregt.

„Leider nein. Ich liebe nur die Musik außerordentlich."

„O" — machte sie gleichsam, als wäre es ihr leid.

„Dafür durfte ich Sie bewundern, gnädiges Fräulein."

„Haben Sie mich gesehen? Natürlich, Sie waren bei der ersten Vorstellung in einer Loge, nicht wahr?"

„Ja."

„Morgen brechen wir hier ab." Völlig unvermittelt kam es aus ihrem Mund.

„Morgen?" — — —

„Ja morgen. Heute nachmittag ist die letzte Vorstellung."

„Warum so rasch? Sie sind doch erst drei Tage hier."

„Ja, es kommen doch nicht mehr genug Leute. Die Stadt ist zu klein. Außerdem haben wir mit Stockholm abgeschlossen."

„Kommen Sie noch einmal hier heraus?"

„Ich glaube kaum."

„Wie schade."

„Ich liebe die Musik", sagte die Italienerin plötzlich und sah Aage Lund an. „Ich möchte Sie ganz gern spielen hören."

Ein Gedanke schoß in Aage auf. „Wollen Sie um sieben Uhr in die Kirche kommen? Da können Sie mich spielen hören. Wollen Sie?"

„Um sieben? Ja, ich komme."

„Ich erwarte Sie."

Nun schwang sie sich wieder aufs Pferd. Bald darauf war sie verschwunden. Alles Schwere, Lastende war von Aage Lund wie fortgeblasen. Ja, spielen wollte er. Aus seinem Spiel wollte er zu ihr sprechen. Eine tönende, klingende Brücke wollte er sich zu ihrem Herzen bauen. —

Lange vor sieben Uhr brannten die Lichter am Chor in der St. Michaeliskirche. Ganz still saß er vor der Orgel und horchte. Endlich klangen Tritte über die Fliesen. Das Schiff der Kirche war dunkel.

Wie ein schwarzer Schatten ließ sich die Italienerin auf einer Bank nieder. Eine Minute später brauste Aages Spiel wie ein Strom durch die Kirche. Bald war der große, weite Raum ausgefüllt von diesem Rauschen, Ineinanderweben und dem Zerfließen der Töne.

Mit einem Mal aber ging die Kirchenmusik in eine weltliche über. Wagners „Feuerzauber" stieg auf wie eine Urweltflamme, voller Nacht und hinreißender Schönheit schien sie das All zu erleuchten. Fast betäubt saß die kleine Italienerin da und schrak auf, als Aage Lund plötzlich vor ihr auf den Knien lag und mit gestammelten Worten bat, sie möge hier in Nörvik bleiben, seine Frau werden, und wenn sie die Musik liebe, wolle er ihr vorspielen so wie heute. Alles, was sie nur wünsche, solle sie haben!

„Sie treiben Scherz mit mir, nicht wahr?" Dann lachte sie hell, silbern, kindlich auf.

In dieser kleinen, kalten Stadt solle sie bleiben? Und ihr Vater Signor Tartoni? Und die Glanznummer „Der indische Tempel"? Sie würde ihren Vater ruinieren, ginge sie von ihm. Nein, nein, das könne er nicht von ihr begehren. Und hier — sie lachte wieder — würde sie immer frieren. Die Sonne hier — das wäre ja gar keine richtige Sonne. Nur wie eine schlechte Imitation, die sich ausnähme wie eine Messingscheibe gegenüber der wirklichen Sonne. Er müsse es doch wissen, wenn er schon unten in Italien war. Und dann schließlich: was würden die Leute sagen, wenn er hier in ihre Kreise eine Zirkusreiterin brächte. Nein! Nein! Nein! Sie wolle seiner stets als gute Kameradin gedenken — aber seine Frau könne sie nie und nimmer werden.

Aage Lund sah sie an. Wie entzückend war sie nicht! So kindlich und doch wieder so ernst wie ein reifer, erfahrener Mensch. Zwischen ihren Lippen blitzten die Zähne auf.

„Nur einmal diesen Mund küssen dürfen!" Er war bescheiden geworden. Aage stand so blaß, mit gekrampften Händen vor ihr. Der Mond warf Lichter und Schattenarabesken auf Mauer und Fliesen.

Die kleine Tartoni sah auf die gegenüberliegende Wand. Was ist das? Sehen Sie nur ? Ein Riese stand da mit einem Berg auf dem Rücken.

Der arme Aage drehte sich um, da verglitt der Schatten, teilte sich und war verschwunden.

Er aber ahnte, was sie gesehen. Er barg sein Gesicht in die blassen Musikerhände. Dann nach einem Weilchen sagte er: „Wir wollen nun gehen, ja?"

Sie nickte nur und ging dann neben ihm her. Es fröstelte sie. Die Schritte klangen hart auf den Steinen.

Aber vor der Tür blieb er stehen und sah sie nochmals an. „Man soll nicht verlangen, daß Märchen Wirklichkeit werden. Nein, das soll man nicht."

„Was meinen Sie damit?"

„Ein Märchen wurde mir erzählt, als ich noch ein kleiner Junge war; ‚Die Prinzessin auf der Welle' hieß es. Und wie Sie auf Ihrem weißen Pferd am Strand ritten, meinte ich, ich könnte Sie mir erringen."

„Ja, aber eine Welle bleibt doch nicht stehen, die muß doch immer weiter."

„Und die Prinzessin muß mit?"

„Ja, die muß mit." Mit einem Mal beugte sie sich vor und küßte ihn.

Wie ein Kind küßt, leicht, flüchtig.

Dann war sie an ihm vorbei, und er stand noch immer da. Aber es war keine Freude in ihm. Endlich schloß er die Kirchentür. Dann legte er die Schlüssel auf die flache Hand und blickte sie an. Sie glänzten wie altes, graues Silber, waren kalt und schwer. All seine Jugend, seine Liebe hatten sie für immer abgesperrt.

Oben am Steg lugte die See in das Sträßchen hinein. Ein Sturm hatte sich erhoben und trieb hohe, weiße Schaumkämme über die Wasser dahin. Eine Welle stieg hoch auf wie eine grüne, glasige Wand, dann stürzte sie in sich zusammen, und eine andere folgte ihr.

Still, einsam ging Aage Lund in sein dunkles, weites Haus.

Nebliger Tag.

Graue Schleier lagern
Auf dem Heideland,
Dunkle Schattenbilder
Gleiten langsam
Durch die Nebelwand.

Beim Vorüberschwanken
Seh ich leis sie winken,
Eh sie in dem dichten
Schweren Dunstgewoge
Wieder still ertrinken.

Spüre schauernd nun,
Wie ich schwebend steige,
Selbst ein Schatten nur
Durch die Nebel husche
Und mich tief verneige.

Lautlos gleite ich
Frei von Raum und Zeit.
Meine Seele rinnt.
Sehnsuchtsbang ins Meer
Der Unendlichkeit.

Wilhelm Südel.

Das erste deutsche Heimatmuseum.

Von Paul Belgard-Königsberg i. Pr. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Diesmal ist es das im Westen des Deutschen Reichs viel verkannte und wenig beachtete Land östlich der Weichsel, das all seinen andern Schwestern, den übrigen Provinzen, mit gutem Beispiel vorangegangen ist und in seiner Hauptstadt Königsberg etwas geschaffen hat, was nicht nur des Ansehens und Studiums weiter Bevölkerungschichten wert und gewiß ist, sondern auch für unser Volksleben in der Vergangenheit und sein Fortwirken in die Gegenwart von kulturhistorischer Bedeutung ist. Denn viel von alter Eigenart aus dem Leben unserer Vorfahren ist im Hasten und fabrikmäßigen Gleichmachen unserer Zeit verloren gegangen, viel zu viel. Bis in die entlegensten Winkel aller deutschen Gaue ist diese gedanken- und pietätlose Verdrängung alles Bodenständigen gedrungen; die Menschen und das, was sie im Leben umgibt, und was der einzelne Volksstamm, seinen Bedürfnissen und Anlagen gemäß, in jahrhundertelanger Entwicklung hervorgebracht und von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hat, verlieren jetzt ihr charakteristisches Gepräge und das, was Goethe als das höchste Erdenglück der Menschenkinder pries: die „Persönlichkeit".

Da war es nun ein überaus glücklicher Gedanke, daß in der ostpreußischen Hauptstadt eine Anzahl ihre engere Heimat liebender Männer, an ihrer Spitze der Direktor des Königsberger Tiergartens — so heißt in Königsberg der Zoo — Geheimrat Claaß, den Entschluß faßten, nach dem Vorbild Schwedens das erste Freiluftmuseum auf deutschem Boden zu schaffen. Während jedoch letzteres, das große Skansen-Museum bei Stockholm, ebenso wie seine nordischen Geschwister bei Kopenhagen und



Hofphot. A. Kühlewindt.

Schmiede.



Hofphot. A. Kühlewindt.

Stabkirche.



Hofphot. A. Kühlewindt, Königsberg i. Pr.

Litauisches Fischerhaus.



Hofphot. A. Kühlewindt.

Litauisches Gehöft.

Christiania ihre ganzen Länder umfassen, haben wir auf den Hufen in Königsberg spezifisch ostpreußische Denkmale der Vergangenheit vor uns. Und zwar steht jetzt so gut wie alles fix und fertig da; nur das masurische Bauernhaus fehlt noch; ein Typus aus jenem südöstlichen Teil der Provinz, der gemäß seiner geschichtlichen Entwicklung vielfach polnische Einflüsse aufweist. Als Ihre Majestät die Kaiserin vor kurzem auf der Rückreise von Rominten wie alljährlich mit ihrem hohen



Hofphot. A. Kühlewindt.

Ein Hügelgrab.



Hofphot. A. Kühlewindt.

Pallrockmühle.

Gemahl in Königsberg weilte, stand als einziger Punkt auf ihrem Programm die Besichtigung dieser eigenartigen Schöpfung. Nur das überaus schlechte Wetter konnte die hohe Frau von dem Besuch abhalten, der übers Jahr sicher nachgeholt wird.

Mitten in dem einen Teil des Tiergartens bildenden alten Park liegt es da: das Museum mit seinen Anlagen, Bauten, Friedhöfen, der Kirche u. a. m. Oberland und Ermland, die beiden am meisten nach Westen vorgeschobenen Teile der Provinz, eröffnen den Reigen, und die nordöstlichste Ecke, das Rußland benachbarte Litauen mit seinen auch heute noch so zähe am Alten festhaltenden Bewohnern, macht den Beschluß.

Gleich beim Eintritt in die Ausstellung fällt uns das ermländische Bauernhaus ins Auge. Natürlich in Fachwerk erbaut und wie alle Bauten, die hier vereinigt sind, mit Stroh und Rohr gedeckt. Den Eingang bildet eine Art Loggia, eine offene Vorhalle, über der sich nach außen hin der auf geschnitzten Holzsäulen ruhende Giebel erhebt. Durch einen kleinen Dorfgarten und Zaun von seinem Nachbar getrennt, erhebt sich daneben das oberländische Bauernhaus mit besonders reichgeschnitztem Fachwerk und seinem wuchtigen, auf fünf hölzernen Ständern ruhenden Giebelvorbau, ähnlich einem Laubenhaus. Man sieht an diesem an die **Marienburger Gegend angrenzenden Landstrich den**



Hofphot. A. Kühlewindt.

Oberländer Haus.

Einfluß der mit den deutschen Ordensrittern nach dem heidnischen Preußen gekommenen Bauweise des Südens mit ihren Laubengängen.

Eine niedrige, aus Feldsteinen zusammengefügte Steinmauer, über die beinah der Fuß hinwegschreiten kann, faßt den kleinen Dorffriedhof ein, der mit seinen originellen hölzernen Grabdenkmälern einen sehr stimmungsvollen Uebergang zu dem kleinen Kirchlein bildet, dessen Original ebenfalls im Oberland steht. Es ist wie alles, was sich hier vereinigt findet — wenn es nicht, wie das Hausgerät, vielfach echt ist — genau bis ins kleinste dem Original nachgebildet. Und ein Original ist sie wirklich: diese ostpreußische Dorfkirche aus dem Jahr 1714 aus der Ortschaft Reichenau bei Osterode. Da müssen Laien und Kunsthistoriker so ziemlich alle Vorstellungen vom Kirchenbaustil über Bord werfen, wenn sie vor diesem Gotteshaus stehen, dessen Baustoffe Bretter, Stroh und Rohr bilden, und das sich dennoch so anheimelnd und reizvoll am hohen Ufer einer Schlucht, weithin sichtbar, erhebt. Die Kirche ist im Achteck angelegt, Bretter bilden die Seitenwände, und das Dach ist mit Stroh gedeckt, untermischt mit Rohr. Und im Westen vorgelagert erhebt sich der dazu gehörige Glockenturm, der freilich auch ziemlich erheblich von alledem, was wir unter einem Kampanile verstehen, abweicht. Sein Unterbau besteht aus Brettern, und das Material seiner weit nach unten überfallenden Spitze ist Stroh. Originell ist auch das Innere des Kirchleins. Die Wände ringsum mit Malerei bedeckt, das Tonnengewölbe mit der Darstellung des Paradieses; die Seiten zeigen die Apostel in Ueberlebensgröße, und Petrus hat noch einen ganz besonderen Ehrenplatz erhalten: Er ziert, mit dem Himmelschlüssel in der Hand, die kunstvoll beschlagene schwere eichene Kirchentür.



Hofphot. A. Kühlewindt.

Backhaus — Oberländer Stall. — Ermländisches Haus.

Aus dem Freilichtmuseum in Königsberg i. Pr.

Wir kommen nun zum litauischen Gehöft, das sich mit seinen Baulichkeiten um einen gemeinsamen Hof gruppiert. Da fehlt weder Wohn- und Backhaus noch der malerische Ziehbrunnen und die Klete (Vorratshaus). Als Vorbild für diese Anlage hat ein Wohnhaus aus der Gegend von Heydekrug gedient. Auch hier in diesem litauischen Gehöft echter alter Hausrat. Ein Bett mit der Jahreszahl 1794, Schränke, Truhen, Schaukelwiegen, schwere Eichentische und mächtige, durch zwei Räume durchgehende Oefen mit umlaufenden Schlafbänken und Schlafplatz oben drauf. Als ein Unikum ist an einem dieser sonst so schmucklosen Kachelöfen ein Stuckfries im Geschmack des ersten Kaiserreichs zu sehen mit seinen stilisierten, Vasen und Girlanden haltenden Adlern. Eine für das weltabgeschiedene Litauen vom Anfang des 19. Jahrhunderts sehr beachtenswerte Ausschmückung von Inneneinrichtung.

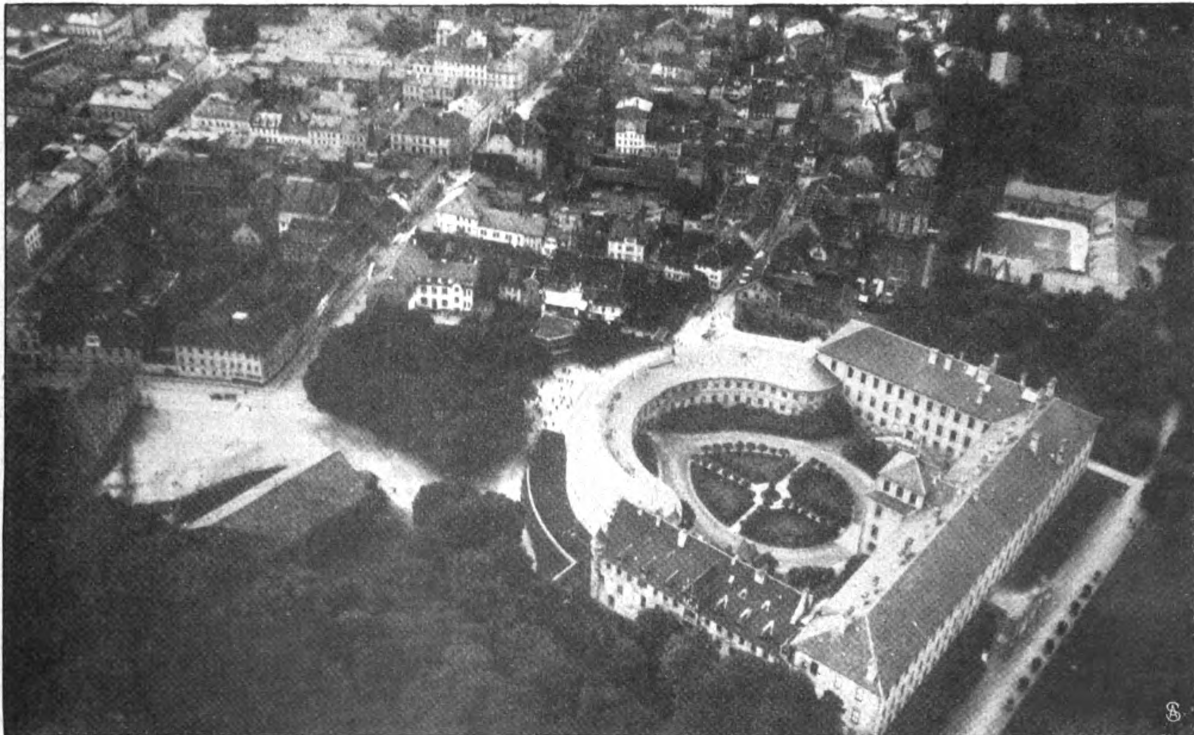
Das letzte, aber nicht am wenigsten reizvolle Haus dieser Gruppe ist das Fischerhaus aus Gilge mit seinen Veranden, der großen Diele und all den Nebenräumen für Vorräte und Vieh. Die Dachfirste zieren hier die altgermanischen Pferdeköpfe. An der stimmungsvollen Schmiede mit ihren alten verrosteten Hufeisen, an den Pfeilern des Vorbaues vorbei geht unsere Wanderung weiter zur Fliehburg, dem letzten Zufluchtsort der Ureinwohner des Landes, dem halbgeöffneten Hügelgrab, der Paltrockmühle, zum kleinen litauischen Friedhof. Wie der oberländische, ist auch dieser mit einer niedrigen Feldsteinmauer nach außen hin abgeschlossen. Hölzerne Grabdenkmäler in bizarrsten Formen, sämtlich in Holz geschnitzt und grellbunt bemalt, stehen da dicht beieinander, mit Inschriften in litauischer Sprache bedeckt. Und die Jahreszahlen auf diesen unsern Grabsteinen so unähnlichen Erinnerungzeichen an die Toten belehren uns, daß diese Sprache auch heute noch nicht ausgestorben ist.

Alles in allem, dieses ostpreußische Heimatmuseum wird, wenn erst all diese Bauten und Anlagen von Bewohnern der betreffenden Gegenden in ihren alten Trachten bevölkert sein werden, eine Sehenswürdigkeit des Ostens werden und der Nachahmung aller deutschen Gaue im vollsten Maß wert sein.

Deutsche Ballonaufnahmen: Thüringer Städte.

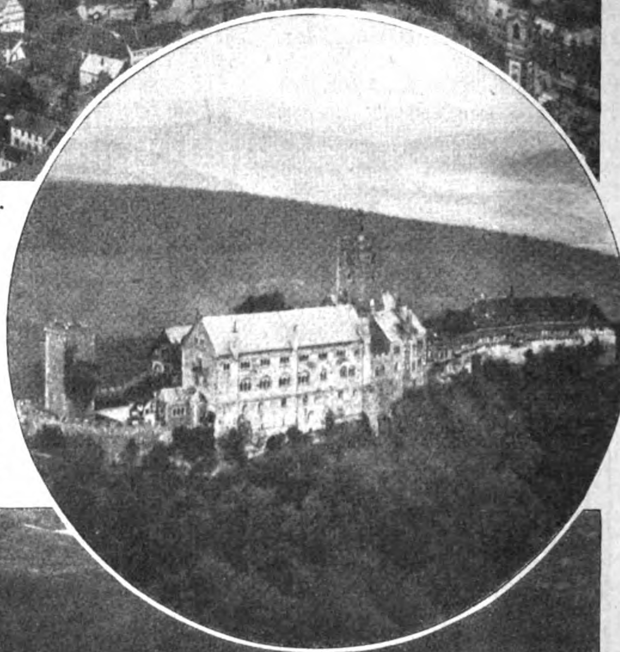
Von Erich Hartenau. — Hierzu 5 Spezialaufnahmen für die „Woche“ von Hugo Kühn.

Ins Herz der deutschen Lande geht diesmal die lustige Fahrt, nach Thüringen mit seinen dunklen Wäldern, seinen blühenden Städten, ragenden Schlössern und von der Romantik verklärten alten Burgen. Welch unbeschreiblicher Genuß, von allen Bürden der Körperlichkeit befreit, von keinem Straßenstaub, keinem Wagenrütteln belästigt, im Luftschiff über Berg und Tal dahin zu fliegen, bald über diese, bald über jene Grenze des an Landesgrenzen so reichen Gebiets! Da schmelzen, aus solcher Höhe gesehen, die stolzen Berge freilich stark zusammen, und manches mächtige Schloß nimmt sich aus, als wäre es von Kinderhand aus dem Baukasten aufgebaut; aber unendlich reizvoll ist es, die Erde wie eine Landkarte ausgebreitet zu sehen und im raschen



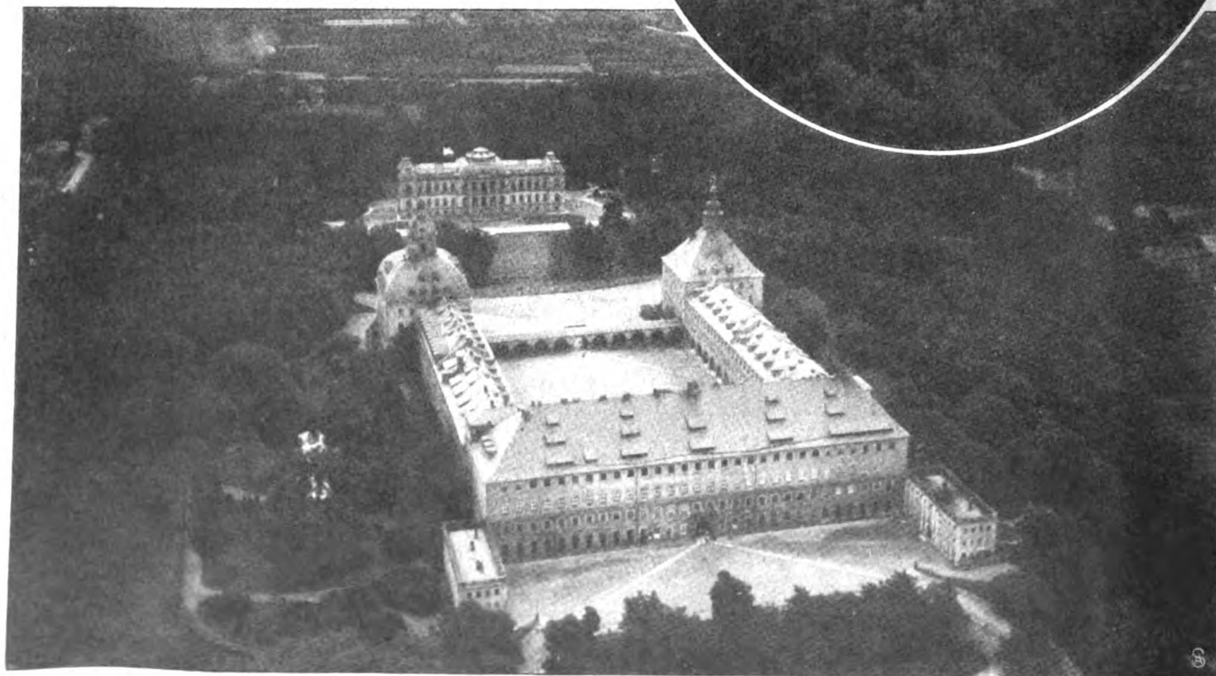
Meiningen mit dem Schloß.





Eisenach mit der Wartburg. — Im Rundbild: **Die Wartburg.**

Wechsel des Standortes in alle die vertrauten Siedelungen und stillen Bergwinkel aus der Vogelschau von oben hineinzublicken. — Wir nehmen zunächst nach Gotha den Kurs, der freundlichen Gartenstadt, der Stadt der Versicherungen, der wohlschmeckenden Würste und nicht zuletzt des altberühmten „Gotha", dem genealogischen Taschenbuch, in dessen Bänden jahraus, jahrein Tausende von Händen sicherlich mit sehr viel regerem Interesse blättern als in manchem erbaulichen



Schloß Friedenstein in Gotha.



Museum. Schloß Friedenstein. Versicherungsbank.

Gotha

ringischen Landgrafen, die poetisch verklärte Stätte des Sängerkriegs, das Asyl des „Junkers Georg", wie Luther während seiner Schutzhaft auf der Wartburg bekanntlich genannt wurde, zum Greifen nahe vor unseren Augen (Abb. S. 2002).

Eine jähe Wendung des Fahrzeugs führt uns nun geradeswegs nach Süden, quer über den Thüringer Wald, über Ruhla und Schmalkalden hinweg zum Ufer der Werra nach Meiningen. Der berühmte Musensitz der „Meininger", die Residenz des kunstsinnigen greisen Herzogs Georg II., präsentiert sich in unserm Panorama (Abb. S. 2001) höchst verlockend als ein Stadtbild von hervorragenden natürlichen und architektonischen Reizen, ganz besonders anziehend durch die herrlichen Parkanlagen. Am meisten fesselt bei dieser Aufnahme der im Vordergrund befindliche Komplex des herzoglichen Schlosses mit dem charakteristischen Rundbau.

Brevier. In leichtem Flug schwebt unser Fahrzeug über der Stadt dahin. Jetzt heißt es, den richtigen Augenblick wahrnehmen, um ein gutes Bild auf die Platte zu bannen — denn so einfach, wie mancher Nichtfachmann es sich vorstellt, ist das keineswegs. Mit dem bloßen „Knipsen" des harmlosen Amateurs ist es dabei nicht getan, es kommt sehr viel auf den richtigen Aufnahmewinkel, auf die Beleuchtung und manche andern Umstände an, die nur eine reiche Erfahrung zu beurteilen vermag. Da — ein Ruf, ein leichter Druck auf den Auslöser des Objektivverschlusses, und das Panorama ist festgehalten für alle Zeiten. Wir sehen da (Abb. obenstehend), vom Sonnenlicht einer der letzten schönen Herbsttage bestrahlt, Gotha zu unsern Füßen. Den Mittelpunkt der Aufnahme bildet das hochgelegene Schloß Friedenstein mit seinen Parkanlagen, links davon leuchtet das Museum hervor, den Vordergrund nimmt das Bahnhofsstraßenviertel mit dem stattlichen Gebäude der Lebensversicherungsbank ein, während die Hauptmasse der Stadt den Hintergrund erfüllt. Unser Luftschiff beschreibt nun einen zierlichen Bogen und fliegt über den Schloßberg hinweg. Wir sehen Schloß Friedenstein (Abb. S. 2002) mit seinen vielen Fenstern in prächtiger Klarheit, der fast quadratische Bau umschließt einen geräumigen Hof, den Südflügel überragen die beiden verschiedenartig geformten Türme, und dahinter liegt wiederum das Museum.

Westwärts zum Hörselberg geht jetzt der Flug; Frau Venus und Tannhäuser werden nicht schlecht Augen machen, wenn sie uns sehen! Da winkt uns auch schon das liebliche Eisenach, das waldumfriedete Refugium so manches Ruhesuchenden, die Stadt der Pensionäre und Pensionate. Es reizt uns natürlich, die Wartburg, dieses Kleinod deutscher Heimaterde, aus größerer Nähe zu betrachten, und wir umkreisen alsbald den waldbedeckten Berg. Da liegt die Residenz der thü-



Bilder aus aller Welt.

Der Begründer des Deutschen Photographenvereins Karl Schwier in Weimar beging kürzlich seinen 70. Geburtstag.

Eine Autorität im Bilanzwesen, der Direktor der Wiener Handelsakademie Regierungsrat A. Keibel, wurde 60 Jahre. Der Jubilar wirkt seit 31 Jahren an der genannten Lehranstalt.

In die stille Welt der afrikanischen Savannen, Steppen und Urwälder und das Leben der dort wild lebenden Tiere führen uns die „Novellen aus der afrikanischen Tierwelt" von Fritz Bronsart von Schellendorff. Wir entnehmen dem interessanten Buch zwei Bilder. Der Verfasser schildert auf Grund



Karl Schwier, Weimar,
Gründer des Deutschen Photographenvereins, wurde 70 Jahre.



Regierungsrat A. Keibel, Wien,
Direktor der Handelsakademie, wurde 60 Jahre.



Ein junger Giraffenbulle.



Massai mit Frau.

Aus dem Buch Bronsart v. Schellendorffs: Novellen aus der afrikanischen Tierwelt.



Elsa Gregory, Berlin,
erfolgreiche Lautensängerin.

In manchen Gegenden Bayerns mangelt es an Industrie, die vor allem den Frauen und Kindern lohnende Beschäftigung böte. Die bayrische Staatsregierung hat nun den Versuch gemacht, in dieser Beziehung Wandel zu schaffen, und zwar zunächst durch Gründung einer Spitzenklöppelschule in Tiefenbach. Diese neuerrichtete Fachschule erfreut sich eines ungemein regen Besuches.



Schülerinnen bei der Arbeit.

Die staatliche Spitzenklöppelschule in

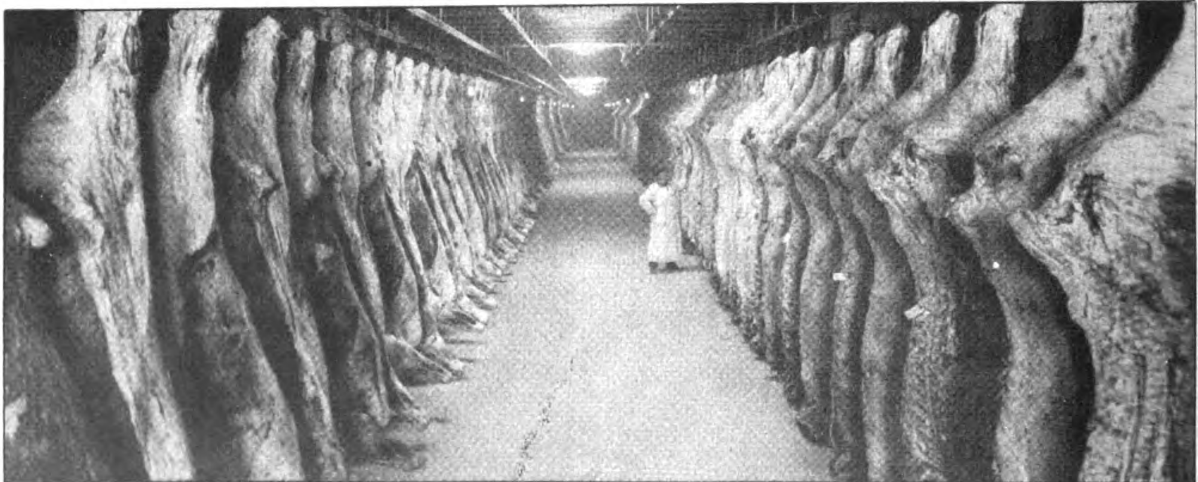


Das Schulgebäude.

Tiefenbach in Bayern.

einer fast zwanzigjährigen Beobachtung im Land selbst die Eigenart aller Tag- und Nachttiere.

Eine liebenswürdige und erfolgreiche Künstlerin ist Fräulein Elsa Gregory. Neben dem Liedergesang pflegt sie das Lautenspiel **und weiß beides, wie kürzlich in einem Konzert in Berlin, zu anmutiger und künstlerischer Geltung zu bringen.**



Zum Artikel: Gefrierfleisch. (Geschlachtete Rinder im Kühlraum.)

Näheres in der anliegenden Nummer der „Export-Woche". Das Heft ist der Auslandsausgabe der „Woche" beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von ihr trennen. — **Aus dem Inhalt von Nummer 47 der „Export-Woche":** Wirtschaft und Kapital. — Gefrierfleisch. — Deutschtum im Ausland. — Die bergisch-märkische Kleineisenindustrie. — Technisch-industrielle Konjunktur. — Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieurwissenschaft.

Schluß des redaktionellen Teils.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberseeische Zahlstellen für die „Export-Woche": Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche" unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 47. BERLIN 23. November 1912.

Wirtschaft und Kapital.

Von Leo Jolles.

Daß die Politik nicht aus dem Bereich der geschäftlichen Erwägungen verschwindet, ist die unerfreuliche, aber natürliche Folge der Unsicherheit über die Grenzen der kriegerischen Verwicklungen Die Gewißheit, daß der Brand nicht über den Balkan hinaus reichen wird, ist nicht so leicht zu gewinnen. Selbst wenn die Balkanstaaten Frieden mit der Türkei schließen, bleibt noch die Frage zu lösen, ob die europäischen Großmächte mit der Verteilung der Kriegsbeute einverstanden sind. Die Ansprüche der verbündeten Balkanländer sind mit dem Umfange ihrer Siege gewachsen und machen nicht mehr vor den Schranken halt, die ursprünglich von den Mächten aufgerichtet worden waren. Am deutlichsten prägt sich die Ungewißheit in dem Verhalten der Börse aus. Jedes Gerücht wird verarbeitet und bringt je nach seiner Tendenz große Schwankungen in den Kursen hervor. Obwohl Zahl und Größe der Effektenengagements sich verringert hat, ist die Widerstandsfähigkeit der Kurse noch keine sehr große. Die Ursache dieses scheinbaren Widerspruches liegt darin, daß infolge der allgemeinen Nervosität auch geringe Verkäufe unverhältnismäßig stark auf die Kurse einwirken. Die Oktoberliquidation ist aber trotz der großen Verluste, die bei einem Vergleich mit den Septemberkursen zu erkennen waren, ohne einen beträchtlichen Unfall verlaufen. Die „Arbeitsmarktkorrespondenz" berechnet den Kurswert sämtlicher an der Berliner Börse gehandelten Dividendenpapiere auf 24.424 Millionen Mark. Das bedeutet gegen Ende September

einen Verlust von 1268 Millionen.

Die Differenzen, die Ende Oktober gezahlt werden mußten, sollen nach einer zuverlässigen Schätzung das Zehnfache der sonst üblichen Beträge ausgemacht haben. Daß die bedeutende Summe ohne Stocken bezahlt wurde, ist ein Beweis für die Leistungsfähigkeit des deutschen Kapitals. Im übrigen ist natürlich der Kursverlust nur so weit in die Erscheinung getreten, wie die Papiere verkauft werden mußten.

Wer seinen Besitz behalten kann, darf mit der Möglichkeit eines späteren Ausgleichs rechnen. Dieser wird eintreten, wenn die politischen Beklemmungen geschwunden sind. Daß die Besitzer der Balkanpapiere keinen zwingenden Anlaß zur Sorge haben, ist wiederholt festgestellt worden. Am wichtigsten ist die Frage nach dem Schicksal der türkischen Staatspapiere; denn die Türkei hat, ihrer Bedeutung entsprechend, das fremde Kapital in besonders großem Umfange in Anspruch genommen. Frankreich steht mit einer Summe von zwei Milliarden Frank an der Spitze der Gläubiger des Osmanenreiches, Deutschland ist mit rund einer Milliarde beteiligt. Der größte Teil der türkischen Anleihen wird durch die Dette Publique Ottomane verwaltet, die einen großen Teil der Staatseinnahmen für den Zinsendienst erhält. Da diese Erträge an dem Territorium der Türkei haften, so würden sie bei einer Aufteilung des Gebietes aus dem türkischen Machtbereich verschwinden und der Staatsschuldenverwaltung entzogen sein, wenn sich die Übernahme oder Ablösung durch die siegreichen Mächte nicht von selbst verstände. Es ist ausgeschlossen, daß sich in dieser Beziehung dauernde Schwierigkeiten ergeben. Die Balkanstaaten sind auf die finanzielle Hilfe Europas angewiesen und vertreten nur ihr eigenes Interesse, wenn sie jede Brüskierung vermeiden. Die Gesamtsumme der türkischen Staatsanleihen beträgt ungefähr 134 Millionen türk. Pfd., das sind etwa 2400 Millionen Mark. Davon gehören 850 Millionen Mark nicht zu den mit Spezialpfändern versehenen Anleihen, die unter der Kontrolle der Dette Publique Ottomane stehen. Die Bewertung der türkischen Staatsfonds an der Börse deutet auch nicht darauf hin, daß irgendwelche Besorgnisse wegen der Integrität dieser Papiere bestehen. Es kommt nur darauf an, daß die Auseinandersetzung über die künftigen Garantien möglichst rasch und ohne neue Erschütterung des Marktes vor sich geht. Wie die Türkei sich aus ihrer neuen Geldklemme heraushelfen wird, ist noch nicht zu sehen. Der Staatsschatz ist fast bis auf den Boden geleert, so daß kaum noch von der Möglichkeit eines Auskommens ohne neue Geldquellen gesprochen werden kann. Ein Versuch, in Amerika Geld aufzunehmen, ist nicht geglückt. Die übrigen Balkanstaaten erklären, daß sie keine Befürchtungen wegen der wirtschaftlichen Folgen des Krieges hegen. In der günstigsten Lage unter diesen Ländern befindet sich Rumänien, dessen Staatsfinanzen mit steigenden Überschüssen abschließen. Den Hauptschaden verursacht das Daniederliegen der Exporttätigkeit. In den rumänischen Häfen lagern große Mengen von Getreide, die totes Kapital darstellen. In gewöhnlichen Jahren war bis Ende Oktober für 200 Millionen Frank Getreide exportiert, während dieses Mal kaum der fünfte Teil der Summe herauskommen wird.

Unbeeinflußt vom Kriege werden

die Grenzen des deutschen Weltverkehrs

immer weiter hinausverlegt. Die großen Schiffahrtsgesellschaften rüsten sich für die Aufnahme der Konkurrenz durch den Panamakanal. Die Amerikaner sind von großen Erwartungen für den Erfolg ihrer neuen Wasserstraße erfüllt und glauben mehr denn je an die Zukunft einer Herrschaft über die ganze westliche Halbkugel. Die Präsidentenwahl ist vorüber, und mit ihr ist ein Moment der Unsicherheit geschwunden, das die Entwicklung des amerikanischen Geschäftslebens beeinträchtigte. Was man von der Herrschaft der Demokraten zu erwarten hat, ist noch nicht sicher. Aber man rechnet damit, daß dem soliden Kapital keine Schwierigkeiten entstehen werden. Von einer Ermäßigung der hohen Schutzzölle würde der amerikanische Konsument Vorteil haben, da die Truste ihre Macht nur unter dem Schutz hoher Zollmauern ausbauen konnten. Der neue Präsident Woodrow Wilson hat die Absicht, mit besonderer Schärfe gegen ungesetzliche Monopole vorzugehen, aber er betonte zugleich, daß jede Schädigung des soliden Handels vermieden werden soll. Der Erfolg der neuen Politik ruht in der Zukunft.

Gefrierfleisch.

Von Dipl.-Ing. M. Waag.

Die Fleischteuerung hat in den letzten Jahren in Deutschland immer ernstere Formen angenommen, so daß heute geradezu von einer Fleisch n o t gesprochen werden muß.

Im engsten Zusammenhang mit der Erhöhung der Fleischpreise steht die Verminderung des Fleischkonsums, besonders der wenig bemittelten Teile der Bevölkerung. Hält das Reichsgesundheitsamt einen Verbrauch von 55 kg pro Kopf und Jahr zu einer rationellen Ernährung für erforderlich, so muß es zu schweren Bedenken Anlaß geben, wenn die Statistik zeigt, daß

1908 nur 38.20 kg,
1909 „ 38.12 „
1910 „ 37.76 „

und 1911 und 1912 sicherlich noch weniger pro Kopf und Jahr verzehrt worden sind. Insbesondere wenn man bedenkt, daß eine dünne Oberschicht sehr viel mehr als das Minimum an Fleisch verbraucht, so daß der Konsum der andern die Zahlen der Statistik nicht erreicht.

Zur Abhilfe der Fleischnot sind nun eine Reihe von Vorschlägen gemacht worden: wie Einfuhr von ausländischem lebenden Vieh, von frischem Fleisch und von überseeischem gefrorenen Fleisch. Die Einfuhr von lebendem Vieh ist deshalb ungeeignet, weil unsere Nachbarländer keinen großen Viehüberschuß besitzen — Oesterreich und die Schweiz leiden selbst unter Fleischnot — und weil immerhin die Möglichkeit vorliegt, daß zu den vorhandenen Seuchenherden neue durch das fremde Vieh geschaffen werden. Die Einfuhr lebenden Viehs aus Argentinien ist in der Schweiz versucht worden, doch muß der Versuch als mißlungen bezeichnet werden. Die Einfuhr von frischem, gekühltem Fleisch kann keine durchgreifende Abhilfe schaffen, weil unsere Nachbarländer keinen großen Ueberschuß an Fleisch haben und der Transport gekühlten Fleisches aus überseeischen Ländern sehr kostspielig ist. Ueberdies kann bei gekühltem Fleisch aus Überseeländern der weiter unten erwähnte § 12 des Fleischbeschaugesetzes unter keinen Umständen erfüllt werden. Bleibt die Einführung von Fleisch in gefrorenem Zustande. Diese gibt freilich die Möglichkeit, beliebige Fleischmengen guter Qualität zu billigen Preisen einzuführen. Allerdings ist dabei die Voraussetzung, daß der hohe Eingangszoll für Fleisch beträchtlich ermäßigt wird, und daß der § 12 des deutschen Fleischbeschaugesetzes außer Kraft gesetzt wird. Dieser vielumstrittene Paragraph schreibt unter anderem vor, daß die Einfuhr nur in halben Tierkörpern erfolgen dürfe, an denen sich noch die inneren Organe, wie Herz, Lunge, Leber, Nieren, bei Kühen auch das Euter in natürlichem Zusammenhange befinden. Die Anforderung ist bei Hammeln schwer, bei Rindvieh gar nicht zu erfüllen. Zwar ist vor einigen Jahren in der Berliner Landwirtschaftlichen Hochschule ein Rind durch und durch gefroren worden, derart, daß nach dem Zersägen alle inneren Organe in ihrer natürlichen Lage verblieben und von den Studierenden in dieser betrachtet werden konnten. Doch beweist dieser Versuch nicht etwa, daß dem § 12 entsprochen werden kann. Für den Export von Fleisch in großem Maßstabe sind eben die Bedingungen ganz andere wie bei einem derartigen wissenschaftlichen Versuche.

Die Länder, die so reich mit Viehbeständen gesegnet sind, daß sie mit ihrem Ueberfluß die fleischarmen Länder versorgen können, sind Australien, insbesondere Neuseeland, und die südamerikanischen Staaten Argentinien und Uruguay.

Folgende Zahlen mögen ein Bild des außerordentlichen Viehreichtums der Länder geben. Der Viehbestand beträgt in

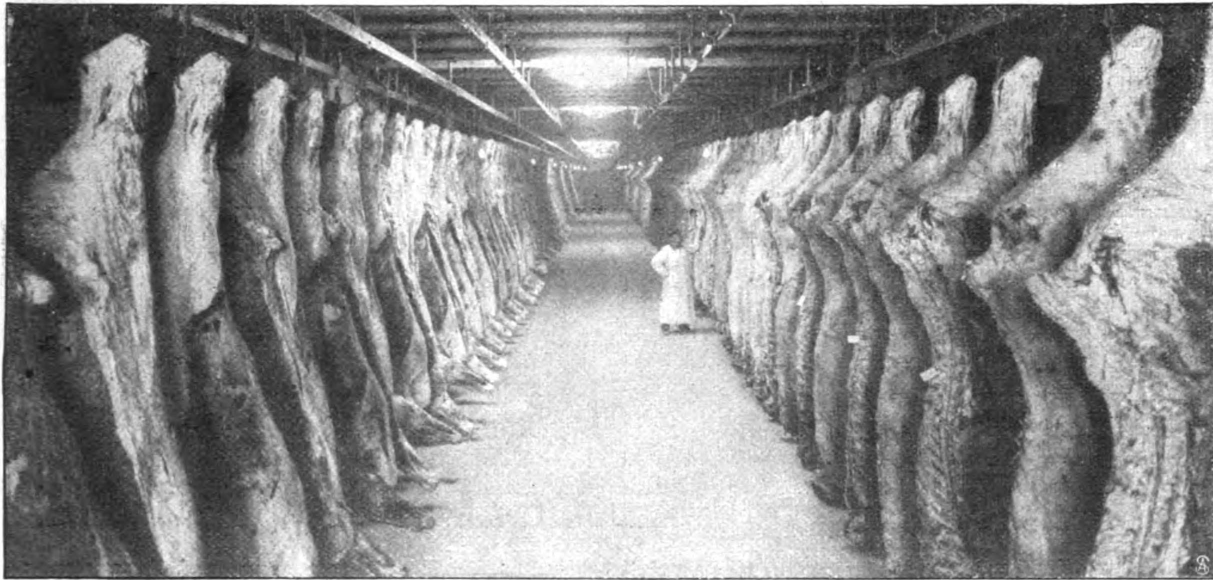
	Rinder	Hammel
Argentinien etwa	34,000,000	70,000,000
Uruguay etwa	10,000,000	20,000,000
Australien und Neuseeland	14,000,000	116,000,000

Für den Export von Rindern kommt also in erster Reihe Argentinien, für denjenigen von Hammeln in erster Reihe Australien in Betracht. Die Einführung des Gefrierverfahrens ist für die Entwicklung des Exports von einschneidender Bedeutung geworden, weil erst dadurch die Möglichkeit gegeben war, in einfacher und durchaus sicherer Weise das Fleisch für einen sehr langen Seetransport geeignet zu machen. Welchen Aufschwung die Fleischausfuhr genommen hat, geht daraus hervor, daß 1891 aus Argentinien 9660 Rinderviertel, 1910 aber 1,593,000 ausgeführt wurden, wozu noch etwa 2,800,000 Schafe kommen. Eine ähnliche Entwicklung hat Australien genommen, das mit Neuseeland zusammen für etwa 200 Millionen Mark exportiert. Man wird sich von vornherein sagen müssen, daß bei einem Exportgeschäft derartigen Umfangs die Organisation eine vorzügliche, die Qualität der Ware über jeden Zweifel erhaben sein muß. Und in der Tat basiert die Ernährung des englischen Volkes zum großen Teil auf der Verwendung überseeischen Gefrierfleisches, das in einem Gesamtwert von 992,000,000 Mark nach Großbritannien eingeführt wird.

Bei der großen Bedeutung der Fleischausfuhr für das Nationalvermögen der exportierenden Länder ist es sehr leicht be-

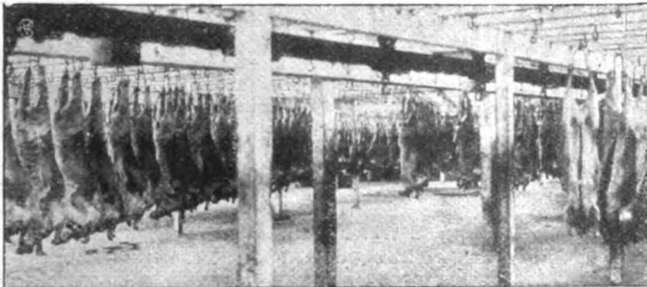


Großschlächterei in Argentinien.



Aus einem großen Schlachthause: Geschlachtete Rinder im Kühlraum.

greiflich, daß von seiten der dortigen Regierungen und auch der Bevölkerung strengstens darauf geachtet wird, daß das Vieh in entsprechender Weise aufgezogen, vor Krankheiten und Seuchen geschützt wird, daß ungeeignetes Fleisch vom Export ausgeschlossen wird. Bei dem milden Klima und den weiten zur Verfügung stehenden Weideflächen werden die Tiere während des ganzen Jahres unter freiem Himmel gehalten. Sind sie schlachtreif, so werden sie den Schlachthöfen zugeführt. Unmittelbar nach dem Eintritt werden sie



Untersuchungsraum in Argentinien.

tierärztlich untersucht. Bei Feststellung irgendwelcher Seuchen werden sofort strengste Isolierungsmaßregeln getroffen. Nach der Untersuchung wird den Tieren Zeit zum Ausruhen gegeben, da die Qualität des Fleisches durch starke Ermüdung des Tieres vor dem Schlachten sehr ungünstig beeinflußt wird. Während der Ruhepause baden die Tiere, bzw. werden sie durch reichliches Abspritzen mittels eines Schlauches gereinigt. Der Eintritt der Schlachttiere in die Halle erfolgt durch einen schmalen Gang, der ebenfalls mit einer Regenvorrichtung versehen ist, und der immer nur ein Tier nach dem andern durchläßt. Die einzeln in den Schlachtraum tretenden Tiere werden schnell, meist mit Maske und Patrone, getötet, dann werden die Eingeweide herausgenommen, mit einer die Zugehörigkeit zum Tierkörper kennzeichnenden Nummer versehen und vom Tierarzt einer genauen, auch mikroskopischen Untersuchung unterzogen. Mittlerweile wird bei den Rindern nach Abschlagen des Kopfes und der Klauen, Abziehen der Haut usw. der Rumpf in zwei Teile gespalten, die gereinigt und in besonderen Hallen aufgehängt werden, in denen sie ihre Blutwärme verlieren und oberflächlich trocknen. Die Hammel werden nicht gespalten, sonst aber genau so behandelt. Inzwischen ist die Untersuchung der Eingeweide beendigt; alle auch nur im mindesten kranken Tiere werden entfernt und, soweit sie zum Genuß tauglich sind, dem lokalen Verbrauch überwiesen. — Das auf Lufttemperatur gekühlte Fleisch wird in einen sogenannten Vorkühlraum gebracht, in dem es etwa zwölf Stunden verbleibt. An der Decke dieses Raumes befinden sich Luftkanäle, die nach einem Luftkühlapparat führen. Dieser besteht gewöhnlich aus einem großen Behälter, der von Rohrschlangensystemen erfüllt ist, in denen ein verflüssigtes Gas — Ammoniak, Kohlensäure oder Schwefelsäure — verdampft. Bei diesem Verdampfen nimmt das Kältemedium große Wärmemengen aus seiner Umgebung, d. h. aus der Luft, die den Luftkühler erfüllt, auf, kühlt diese Luft also stark ab. Das Gas wird durch einen Kompressor angesaugt und wieder verwendet. Große

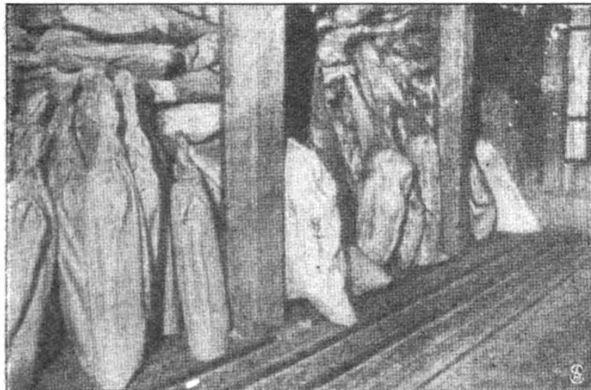


Gefrorenes Fleisch von Australien: Ausladen vom Schiff.
Phot. Record Press.

Ventilatoren, die zwischen Luftkühler und Luftkanälen angeordnet sind, saugen ständig Luft aus dem Kühlraum an und drücken sie durch den Kühler hindurch nach dem Kühlraum zurück. Dort umspült die kalte Luft die Tierkörper von allen Seiten, erwärmt sich dabei, indem sie das Fleisch kühlt, wird wieder von dem Ventilator angesaugt, wieder gekühlt in den Raum gedrückt und so fort. Haben die Körper eine Temperatur von etwa 0 Grad C. angenommen, was nach etwa zwölf Stunden der Fall ist, dann werden sie in den eigentlichen Gefrierraum übergeführt. Auch hier werden die Tiere so aufgehängt, daß sie von der Luft allseitig umspült werden; aber die Luft hat hier eine Temperatur von etwa —12 Grad C., und das Fleisch wird innerhalb zweier bis dreier Tage so stark abgekühlt, daß es durch und durch steinhart gefriert. Im übrigen ist die Anordnung der Luftkühler, der Luftkanäle und der Ventilatoren die gleiche wie im Vorkühlraum. Die durchgefrorenen Rinderhälften werden in Viertel zersägt, in Kattun und darüber in Jutestoff eingehüllt und dann im Lagerraum aufgestapelt. Hammel bleiben unzerlegt und werden in Kattunsäcke gesteckt. Auf den beifolgenden Figuren ist deutlich die saubere Art der



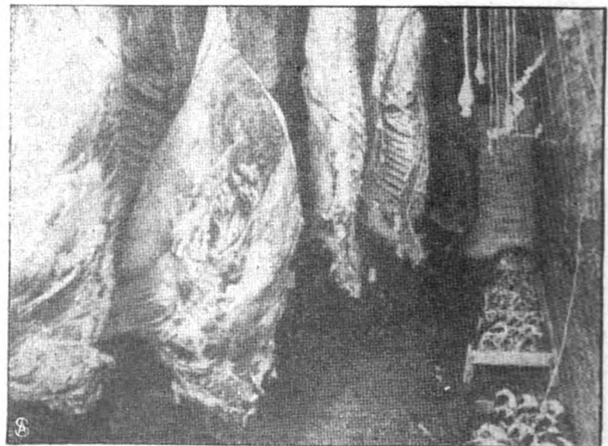
Hammel im Lagerraum des Schiffes. — Phot. Record Press.



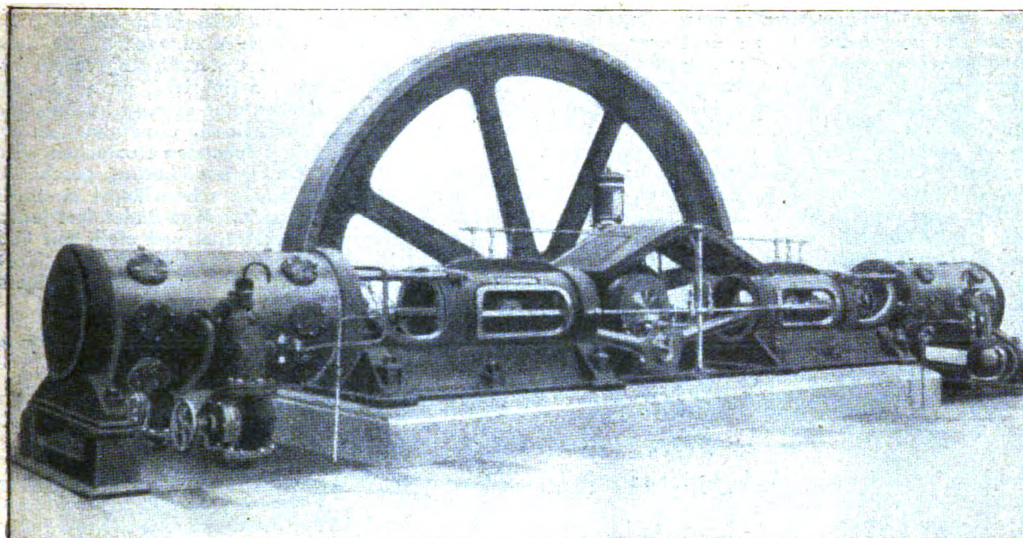
Gefrorene Rinder.

Verpackung zu erkennen. Die Lagerung der durchfrorenen Tiere ist sehr einfach. Sie werden in besonderen Räumen wie Holzklötze aufeinander gestapelt, so daß man auf kleiner Grundfläche sehr viel Fleisch unterbringen kann. Die Lagerräume werden auf —6 bis —8 Grad C. gehalten, und zwar entweder dadurch, daß kalte Luft in ihnen zirkuliert, oder daß Kühlschlangen an Decke und Wänden angebracht sind, die die von außen eindringende Wärme aufnehmen. Das erstere Verfahren ist wohl häufiger, und zwar sind die Kanäle als falsche Decke ausgebildet, die Oeffnungen enthält, aus denen die Luft aus- bzw. eintritt. Aus dem Lagerraum wird das Fleisch nach Bedarf entnommen und in Schiffe verladen, die natürlich auch mit Kältemaschinen und Kühlräumen ausgestattet sein müssen. Hier erfolgt die Kühlung allgemein durch Schlangen, die an Decke und Wänden angebracht sind. Ist das Schiff an seinem Bestimmungsort angelangt, so ist das Fleisch sofort in Kühlhäusern unterzubringen, in deren Räumen die Temperatur von —6 bis —8 Grad C. herrschen muß. Auch die Eisenbahnwagen, die den Transport in das Binnenland besorgen, müssen auf —6 Grad C. gehalten werden. Denn die Haltbarkeit des Fleisches ist in hohem Maße von der Gleichmäßigkeit der Temperatur abhängig. Vor allem darf die Temperatur nie so hoch steigen, daß ein Auftauen des Fleisches eintritt. Die erweichten Stellen gehen leicht in Fäulnis über, und es nützt nichts, wenn das Fleisch nachher wieder hartgefroren wird. Es ist ungenießbar. Die heutige Kältetechnik ist aber so weit, daß ein Versagen der Maschinen fast ausgeschlossen ist, und es müssen schon grobe Versehen vorliegen, wenn eine Kältemaschine zu einer längeren Betriebspause gezwungen wird und eine Reservemaschine nicht vorhanden ist. Die Kältemaschinen, die in den Gefrierhäusern verwandt werden, sind von bedeutender Leistung und repräsentieren ein großes Kapital. Der wesentlichste Bestandteil, gewissermaßen das Herz der ganzen Anlage, ist der gewöhnlich von einer Dampfmaschine angetriebene Kompressor. Abb. S. 7 zeigt einen von der Firma A. Borsig in Tegel für ähnliche Zwecke gelieferten Ammoniak-Doppelkompressor. Die Kältemaschinen auf den Schiffen sind kleineren Umfangs, da sie ja nur die von außen eindringende Wärme wegzuschaffen, aber kein Fleisch einzugefrieren haben. Abb. S. 7 zeigt einen Kohlensäurekompressor derselben Firma für Schiffszwecke. Der Kasten, auf dem der Kompressor liegt, ist ein Kondensator, in dem die vom Kompressor kommenden verdichteten Kohlensäuredämpfe unter dem Einfluß von Kühlwasser verflüssigt werden. Für die Eisenbahnwaggons kommen nur ganz kleine Kältemaschinen zur Anwendung. Häufig verwendet man hier auch Eiskühlung. Um jedoch die Temperatur von —6 Grad C. zu erhalten, ist es notwendig, das Eis mit Salz zu mischen, wodurch eine Salzlauge von etwa —10 Grad C. entsteht. Die Salzlösung wird von einer Pumpe durch Röhrensysteme gedrückt, die auch hier an Decke und Wänden angebracht sind.

Wenn das Fleisch glücklich an den Verbrauchsort gelangt ist, wenn es dort richtig behandelt und nach dem Auftauen bald zubereitet wird, so stellt es ein wohl-



Gefrierraum auf dem Schiff.



Ammoniak-Doppelkompressor von A. Borsig, Berlin-Tegel.

schmeckendes und bekömmliches Nahrungsmittel dar. Es sind von wissenschaftlicher Seite Untersuchungen über den Nährwert, über die Verdaulichkeit usw. gemacht worden, und alle haben das Resultat ergeben, daß Gefrierfleisch bei

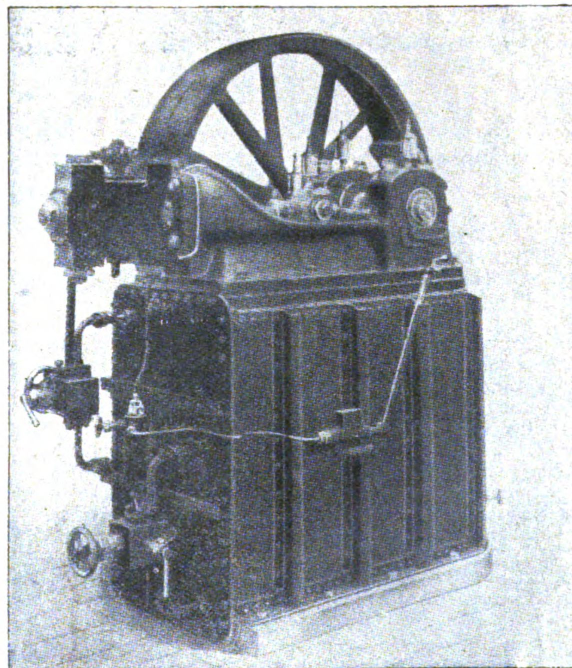


Aus dem Gefrierraum in den Docks.
Phot. Record Press.

sachgemäßer Behandlung einen ausgezeichneten Ersatz des frischen Fleisches bietet. Besser aber als alle Versuche wird diese Tatsache durch den ungeheuren Konsum Englands und den Umstand bewiesen, daß die großen Ozeandampfer, deren Küche als vorzüglich bekannt ist, fast ausschließlich Gefrierfleisch verwenden.

Deutschtum im Auslande.

Vom Deutschtum in Guatemala. Mit Recht ist vielfach darauf hingewiesen worden, daß infolge des Interesses, das die großen Staatengebilde Nord- und Südamerika beanspruchen, den kleineren Republiken so gut wie keine Beachtung geschenkt wird. Und doch sind gerade diese typische Beispiele dafür, mit welcher Ausdauer und Energie das Deutschtum in Amerika vordringt und deutsche Kultur im Auslande verbreitet ist. Unter den mittelamerikanischen Republiken ist unstreitig Guatemala die wichtigste in dieser Beziehung. Eine Reihe großer Handelshäuser in Gemeinschaft mit vielen kleinen Firmen, die über das ganze Land hin verstreut sind, organisiert und beherrscht den Handel und hilft dieses noch primitive Land in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung heben. Hunderte von Millionen deutschen Kapitals sind im Grundbesitz angelegt. Eine blühende deutsche Plantage reiht sich an die andere, und bewundernswert ist der Fleiß, mit dem in kurzer Zeit dichte Urwälder in nutzbringende Kaffeepflanzungen umgewandelt wurden. Die deutsche Kolonie ist die erste und angesehenste im Lande. In einigen größeren Ortschaften haben sich die meisten unserer Landsleute zu einem „Deutschen Verein" zusammengeschlossen, der es sich namentlich zur Aufgabe macht, die Geselligkeit zu pflegen und den jüngeren Leuten ein Heim hier in der Fremde zu bieten. In der Hauptstadt Guatemala besitzt der „Deutsche Verein" im Zentrum der Stadt ein eigenes, elegant eingerichtetes Klubgebäude, und ich möchte es mir nicht versagen, den Leser auf einige Augenblicke hierher einzuladen. Wir gelangen zuerst in einen großen Saal, in dem von Zeit zu Zeit kleine Bälle und Konzerte, wie an Kaisers Geburtstag oder andern Nationalfesttagen, abgehalten werden. An diesen Hauptraum schließen sich zwei gemütlich eingerichtete Salons, vornehmlich dem Aufenthalt der Damen gewidmet und gleichzeitig als Musikzimmer dienend. In dem folgenden Raume pflegen sich die Liebhaber des Billard- und Schachspiels zu vereinen. Auch eine reichhaltige Bibliothek bietet mancherlei Unterhaltung, und noch



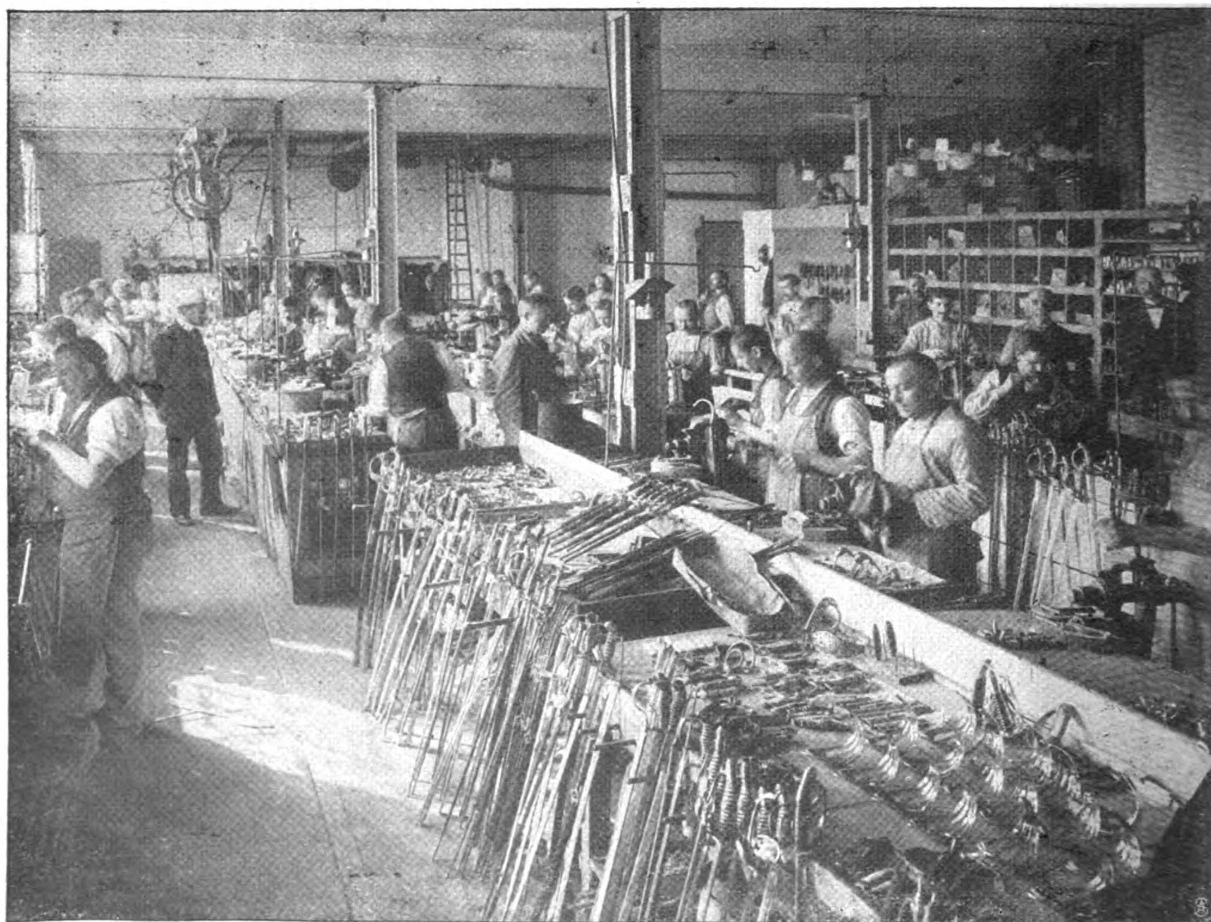
Kohlensäure-Schiffskältemaschine
von A. Borsig, Berlin-Tegel. (Siehe obigen Artikel „Gefrierfleisch".)

besonders lange müssen wir in dem Lesezimmer verweilen, in dem eine große Anzahl der bekanntesten deutschen Tageszeitungen und Zeitschriften ausliegen. Im Anschluß an den deutschen Klub besteht ein Männergesangverein, der es sich angelegen sein läßt, das deutsche Lied hier fern von der Heimat zu pflegen, und der bei Festlichkeiten stets durch seine gern gehörten Vorträge erfreut. Ein großes Verdienst um die Pflege und Verbreitung des Deutschtums muß der hiesigen deutschen Schule zugesprochen werden. Sie steht auf der Stufe einer Bürgerschule und ist nicht nur deutschen, sondern auch den Kindern der hiesigen besseren Stände offen. Sie erfreut sich der besonderen Vorsorge der hiesigen deutschen Gesandtschaft und wird von Männern geleitet, die sich dessen bewußt sind, daß es eine der kulturellen Hauptaufgaben ist, der Jugend deutsches Wesen zu eigen zu machen. Schließlich sei auch noch der deutsche Unterstützungsverein erwähnt, der seine edle Aufgabe darin sieht, unverschuldet ins Elend gekommenen Deutschen eine erträgliche Existenz zu schaffen oder ihnen die Rückreise in die Heimat zu ermöglichen. Die Anzahl der hier lebenden Deutschen wird auf zirka ein Prozent der Gesamtbevölkerung geschätzt; viele von diesen haben Guatemala schon längst zu ihrer zweiten Heimat für immer gemacht. Man findet fast jeden Beruf durch einen Deutschen vertreten und stellt mit Genugtuung fest, daß lt. Mitteilungen der Zeitschrift d. Vereins f. d. Deutschtum i. Auslande jeder Deutsche in seinem Fach ungeteilte Achtung und Anerkennung genießt.

Die bergisch-märkische Kleineisenindustrie.

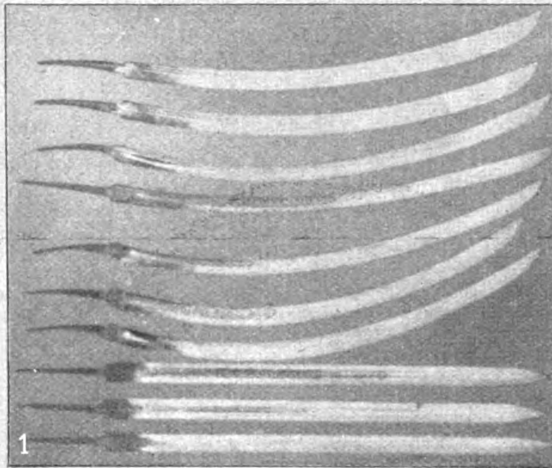
Von Fritz Preiß, Solingen.

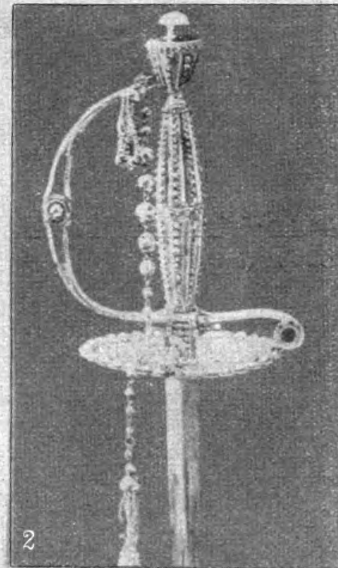
Auf der Fahrt von Köln nach Düsseldorf sieht man rechtsrheinisch, ungefähr 1—2 Stunden von dem Bahngleise entfernt, bewaldete Berge aufsteigen. Es ist dies das bergisch-märkische Land, das heute im deutschen Export eine große Rolle spielt, denn Remscheider Werkzeuge, Solinger Waffen und Messer, Velberter Schlösser sind überall auf der Welt bekannt. Uralt ist die Industrie dieser Gegend, und mancher der Hauptplätze der bergisch-märkischen Industrie bestand schon vor 1000 Jahren. So wird z. B. Solingen bereits 965 unter dem Namen Solagon erwähnt, Remscheid unter dem Namen Remisceid um 1270 herum. Ruhmreich ist auch die Geschichte dieses Landes, und nicht mit Unrecht nannte man dieses schöne Fleckchen Erde das Land der „Roomrike Berge". So lautete der Wahlspruch, den in der männermordenden Schlacht bei Worringen am 5. Juni 1288 die Söhne des bergischen Landes auf ihre fliegenden Banner schrieben, und die Söldlinge der Kölner Erzbischöfe mußten schon damals erfahren, daß, wo die Solinger Schwerter hinkommen, „kein Gras mehr wächst". Auch landschaftlich ist diese Gegend hervorragend. Man braucht nur die Riesenbrücke bei Müngsten, Schloß Burg an der Wupper oder den Dom zu Altenberg zu nennen, ganz abgesehen von den zahllosen idyllisch gelegenen Talsperren, und man wird es verstehen, daß die Bewohner dieses Landes ihre Heimat über alles lieben, und nicht zuletzt dadurch ist es zu begreifen, daß die verschie-

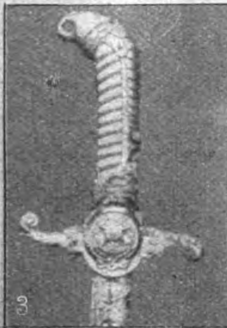


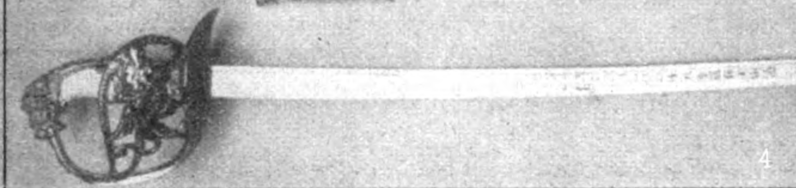
Die Schwertfegerei der weltbekannten Solinger Waffenfabrik Weyersberg, Kirschbaum & Cie.

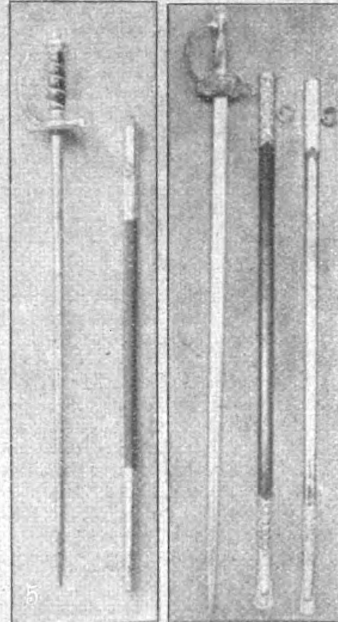
1. Abessinische Klingen. 2. Englischer Hofdegen. 3. Brasilianischer Generalsäbel. 4. Chinesisch. Kaisersäbel. 5. Siamesischer Kronprinzendegen, links. Ehrendegen für den Gouverneur v. Java, General van Daalen, rechts, sämtl. von Weyersberg, Kirschbaum & Cie., Solingen. 6. Südamerikanische Aexte und Hauer, von Solinger Axt- und Hauerfabrik, Ohligs. 7. Marokkanische Dolche v. Weyersberg, Kirschbaum & Cie., Solingen.

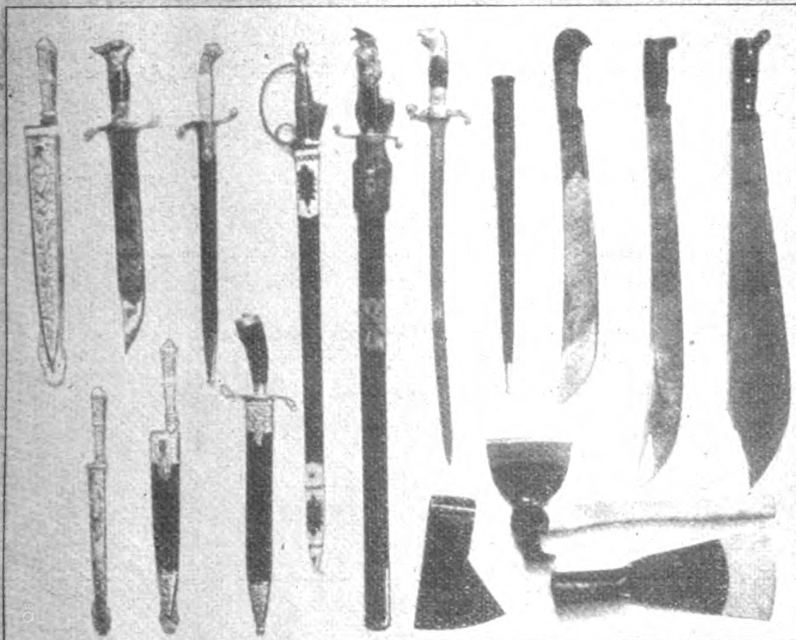


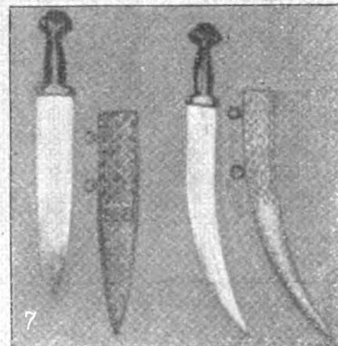












denen Industriezweige jener Gegend bis auf den heutigen Tag ihre Lebenskraft behalten haben.

Von all den bergisch-märkischen Industrieplätzen ist Solingen an erster Stelle zu erwähnen. Seine Waffen, seine Messer usw. sind in der ganzen Welt bekannt, und es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß der Kris, jenes scheußliche Mordwerkzeug, das der Malaie schwingt, ein Solinger Markenzeichen trägt, oder daß in Brasiliens Kaffeeplantagen oder den Tabakfeldern Virginiens Solinger Messer gebraucht werden.

Der Hauptzweig der Solinger Industrie war früher die Waffenfabrikation, die heute allerdings gegen die Messer- und Scheren-Industrie etwas zurücktritt, da die Waffen, welche in früheren Jahrhunderten die Solinger Waffenschmiede anfertigten, heute zum großen Teil von den einzelnen Staaten in eigenen Arsenalen angefertigt werden. Was jedoch die Luxus- und Phantasiewaffen anbelangt, so ist Solingen hierin noch heute erster Lieferant, und weder Suhl noch Steyr oder die italienischen Waffenplätze können sich mit dieser bergischen Stadt messen. Mehr oder weniger hat sich die ganze Waffenfabrikation zu Großbetrieben entwickelt, die heute in alle Welt liefern, sei es nun an die Chilenen oder Argentinier, Tscherkessen, Chinesen oder Mamelucken. Oft genug haben Forscher aus dem Herzen Afrikas, vom Kongo und Niger, mächtige Schlachtschwerter heimgebracht, die durch ihre Inschriften und Zeichen beweisen, daß Solinger Klingen als hochangesehene Tauschobjekte bis in die entlegensten Winkel unseres Erdballes dringen. Es gibt heute in Solingen nahezu 2- bis 300 Waffenzeichen, die teilweise schon Jahrhunderte alt sind. So z. B. das Königskopfzeichen mit dem Helmkopf, das die weltbekannte Firma Weyersberg, Kirschbaum & Cie. auf ihren Waffen anbringt. Dieses Königskopfzeichen dürfte wohl das älteste und berühmteste der Solinger Klingenzeichen darstellen, denn es wurde bereits im Jahre 1584 in die damalige Zeichenrolle eingetragen.

(Ein zweiter Artikel folgt).

Technisch-industrielle Konjunktur.

Während im Vorjahre Argentinien der oberschlesischen Zinkindustrie namhafte Bestellungen auf Zinkbleche gegeben hatte, erhielten in diesen Tagen oberschlesische Zinkhütten außergewöhnlich große Bestellungen auf Zinkbleche seitens Japans.

Die Chemische Fabrik Griesheim-Elektron, welche vor drei Jahren ihr fünfzigjähriges Bestehen feierte, eine unserer großen deutschen Millionen-Unternehmungen, die im Inlande wie im Auslande eine Achtung gebietende Stellung hat (in ihrem Zentral-Kontor in Frankfurt und Griesheim mehr als 600 Beamte beschäftigt) hat sich nun auch in Bremen angesiedelt, indem sie dort am Industriehafen eine Sauerstoff - Fabrik in Betrieb setzt, welcher in aller Kürze eine Wasserstoffabrik nach einem neuen patentierten Verfahren angegliedert werden wird. Bremer Firmen, Schacht & Co., Carl Francke, v. Ameln, Wegener & Co. u. a., erbauten das Werk. Die Atlas-Werke haben der Firma eine Barkasse gebaut, die als größte Transportbarkasse auf der Weser das neue Werk mit seinen zahlreichen großen Abnehmern an der Unter- und Oberweser verbinden soll.

Die Firma Wayß & Freitag A.-G. in Neustadt (Haardt) wurde von der argentinischen Regierung mit der Ausführung der Kanalisation in Buenos Aires beauftragt. Der Wert des Auftrages ist 6,500,000 Mark, die Ausführungszeit zweieinhalb Jahre.

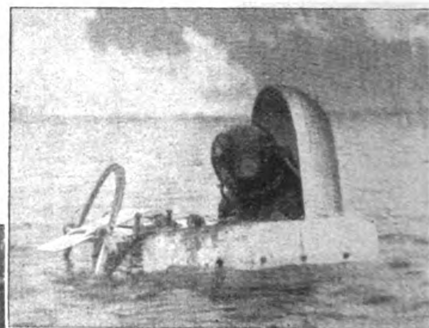
Die Hamburg—Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft wird noch vier große Frachtdampfer von 8000 bis 9000 t Tragfähigkeit für die Laplatafahrt in Auftrag geben.

Russischen Blättermeldungen zufolge hat die Duma der Stadt Odessa dieser Tage den Beschluß gefaßt, der deutschen Continentalen Gasgesellschaft, Dessau, die Gasbeleuchtung zu übertragen. Die Konzession soll sich auf 40 Jahre belaufen. Die Kosten dieser Konzession betrugen etwa 300,000 M. Für die Dessauer Gasgesellschaft wird die Verwertung der Konzession Kapitalbedarf hervorrufen. Odessa ist der wichtigste Handelspunkt Südrußlands, und die bedeutendsten verkehrstechnischen Verbesserungen durch Bahn- und Hafenbauten garantieren dieser Handelsmetropole eine aufwärtsstrebende Entwicklung. Die Dessauer Gasgesellschaft hat auch in Rußland bzw. in Russisch-Polen bedeutende Engagements. In den Warschauer Gasanstalten arbeiten etwa 20 Mill. Mark. Ihre Bemühungen um die Konzession der Petersburger Gasanstalt waren ohne Erfolg.

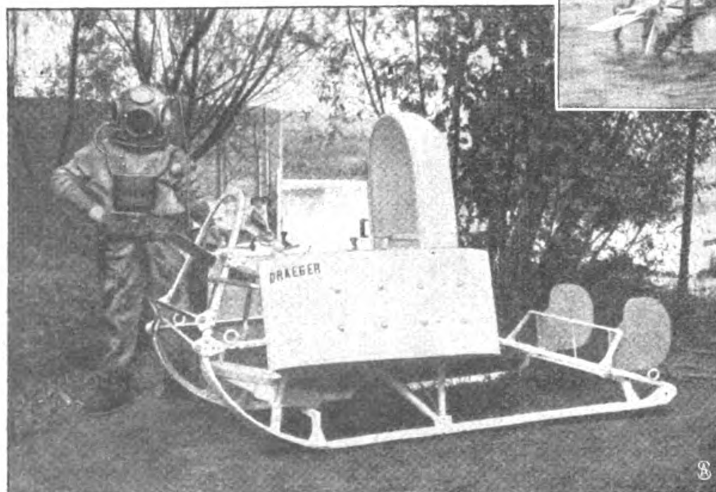
Der Norddeutsche Lloyd bestellte beim Bremer Vulkan vier Frachtdampfer von je 11,000 t Tragfähigkeit. — Die Norddeutsche Automobil- und Motoren-Aktiengesellschaft verzeichnet gegenwärtig außerordentlich gute Erfolge, besonders im Exportgeschäft. Dies ist der Anlaß zu einer Erweiterung der Anlagen, welche die Erhöhung des Vorzugsaktienkapitals notwendig macht.

Nachdem die beiden großen See- und Felsbagger mit Dreifach-Verbundmaschinen von 400 Pferdestärken, welche von der Kaiserlichen Werft Wilhelmshaven der Mannheimer Schiffs- und Maschinenbau-Aktiengesellschaft zur Ausführung gegeben wurden, die zur Baggerung in dem bei Helgoland im Bau befindlichen Kriegshafen in dem bekannten roten, mit harten weißen Adern durchzogenen Gestein und bis zu 14 Meter Baggertiefe, ebenso in dem härteren grauen, festgelagerten Tongestein erprobt wurden — diese Probeförderung ergab eine durchschnittliche Leistung von 150 Kubikmeter rotes Gestein in der Stunde — wurde derselben Werft der Bau eines für Tiefenmessung in den Außengewässern der Jade bestimmten Dampfbootes mit Verbund-Dampfmaschinen in Auftrag gegeben.

Bei den Solinger Waffenfabriken wurden Aufträge zur Lieferung von Degen, Dolchen etc. für die serbische, türkische und bulgarische Armee erteilt.



Der Unterseeschlitten stellt für das heutige Taucherwesen eine wichtige Erfindung dar. Er ist für Draegertaucher konstruiert, die den schlauchlosen Tauchapparat mit eingeschlossener Lufterneuerung tragen und infolgedessen eine große Bewegungsfreiheit besitzen. Der Schlitten ist gewissermaßen ein Automobil auf dem Meeresgrunde, und mit seiner Hilfe kann in Zukunft das Aufsuchen von Wracks, von verlorenen Torpedos und das Feststellen und Sichern von Unterseeminen viel schneller vor sich gehen, als es bisher möglich war. Die Tiefe, bis zu der er tauchen kann, beträgt 40 Meter. Diese Schlitten baut das Draegerwerk in Lübeck.

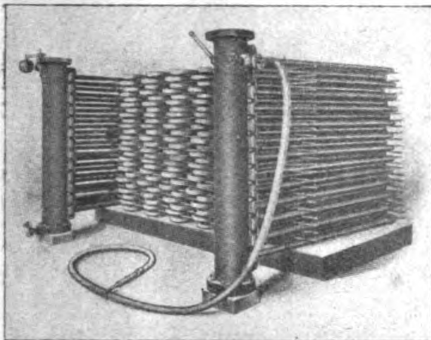


Unterseeschlitten für Draegertaucher (Seitenansicht).
Draegerwerk Lübeck.

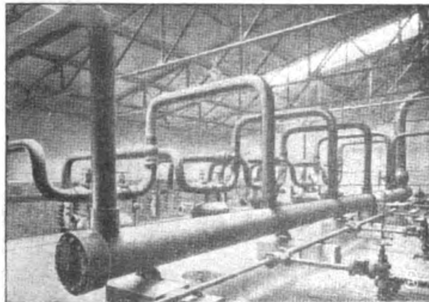
TECHNISCHE WOCHE

Kraftanlagen.

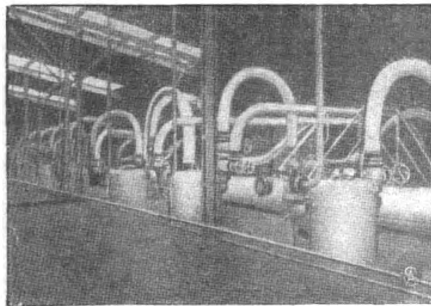
Dampfüberhitzer und Rohrleitungen. Die Erkenntnis, daß die Überhitzung des Dampfes für den Antrieb von Dampfmaschinen ganz wesentliche Ersparnisse an Kohle zeitigt und auch sonst eine Reihe von Vorteilen bietet, sofern es sich nicht um ganz kleine Anlagen handelt, hat sich bei den in Frage kommenden Kreisen überall durchgerungen. Hatte man zu Anfang noch vielfach direkt beheizte Überhitzer benutzt, bei welchen der Apparat für sich aufgestellt und eingemauert wird und eine besondere Feuerungsanlage bildet, so erkannte man doch sehr bald, daß die indirekte Beheizung, bei der der Apparat in die ersten Züge der Kessel eingebaut wird, weitaus vorzuziehen ist. Einen solchen Dampfüberhitzer, der durch besonders geschickte Konstruktion sich auszeichnet und von der Firma J. A. Topf & Söhne in Erfurt gebaut wird, zeigt die obige Abbildung. Es sind mehrere übereinandergelegte Rohrschlangen aus nahtlosen, starkwandigen Stahlröhren, die außen durch Sammelstutzen mittels Flansches und Dichtung miteinander verbunden sind. Hierdurch wird es ermöglicht, was bei eingewalzten oder eingeschweißten Heizschlangen nicht der Fall ist, während des Betriebes ohne Ausschaltung des Überhitzers einer Undichtigkeit leicht abzuhelfen, indem man einfach die Schrauben der Dichtung etwas nachzieht. Die Höhe der Dampfüberhitzung wird durch in die Züge eingebaute Klappen reguliert, welche so montiert sind, daß je nach ihrer Einstellung, die von außen erfolgt, entweder der gesamte Gasstrom oder nur ein Teil der Gase die Flächen des Überhitzers bestreicht. Der obengenannten Firma ist auch noch eine Ausführung von Dampfüberhitzern patentiert, bei welcher von mehreren Dampfkesseln nur einer mit einem Überhitzer ausgerüstet wird, welcher auch den Dampf der übrigen Kessel überhitzt; hierdurch verringert sich die Höhe der Gesamtüberhitzerheizfläche, und an den Anlagekosten wird wesentlich gespart. Zwei der Abbildungen zeigen Überhitzeranlagen der oberen Kesselpartie, welche nebenbei noch demonstrieren, in wie erfreulicher Weise von der Firma bei der Anordnung und Ausführung der zugehörigen Dampfrohrleitungen von und zum Dom auf Exaktheit Wert gelegt wurde. Dr. H.



Dampfüberhitzer von J. A. Topf & Söhne, Erfurt.

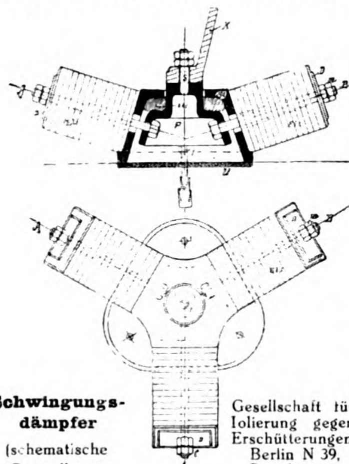


Überhitzeranlage
nebst entsprechender Rohrleitung für 46 Kessel
von J. A. Topf & Söhne, Erfurt.

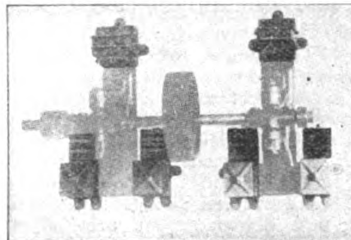


Überhitzeranlage (obere Kesselpartie)
nebst entsprechender Rohrleitung für 6 Kessel
von J. A. Topf & Söhne, Erfurt

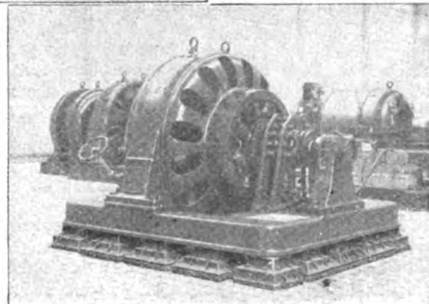
Die Dämpfung des Schalles und der Erschütterungen, die durch Maschinen erzeugt werden, ist infolge der in letzter Zeit sich häufenden Gerichtsentscheidungen, die die Fabrikbesitzer verurteilten und ihnen schwer und kostspielig auszuführende nachträgliche Änderungen der Aufstellung ihrer Maschinen auferlegten, in den Vordergrund gerückt. Zur Aufnahme der Schwingungen, die die Geräusche erzeugen, benutzt man elastisches Material, wie Naturkork und imprägnierten Filz. Die Hauptsache ist aber, wie man diese Stoffe anordnet. Es dürfen nämlich die Maschinen keinerlei starre Verbindung, etwa durch Bolzen, Schrauben, Anker od. dergl., direkt oder indirekt mit dem Erdboden haben, weil sonst alle Isolierung umsonst ist. Bei Maschinen, die besondere schwere Fundamente benötigen, wie Dampfmaschinen, Gasmotoren usw., baut man diese Fundamente einfach auf einer Plattenschicht des Isoliermaterials. Anders aber bei allen den Maschinen und Maschinenteilen, die kein Fundament haben; für sie kannte man eine einwandfreie Methode nicht. Eine solche ist nunmehr gewährleistet durch die „Schwingungsdämpfer" der Gesellschaft für Isolierung gegen Erschütterungen und Geräusche, Berlin N 39, Gerichtstraße 2. Die Wirkungs-



Schwingungsdämpfer (schematische Darstellung). Gesellschaft für Iolierung gegen Erschütterungen, Berlin N 39, Gerichtstr. 2.



Transmissionslager mit Schwingungsdämpfer von der Gesellschaft für Isolierung gegen Erschütterungen, Berlin N 39, Gerichtstraße 2.

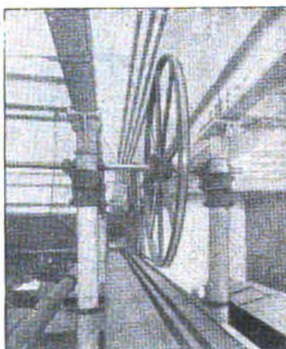


Elektromotor auf Schwingungsdämpfern
von der Gesellschaft für Isolierung gegen Erschütterungen
Berlin N 39, Gerichtstraße 2.

weise dieses Apparates geht aus den vorstehenden schematischen Abbildungen hervor. Der Fuß der zu dämpfenden Maschine K wird mit der Schwingplatte P des Stoßdämpfers fest verbunden; letztere hängt an drei Zugstangen A, B und C, deren Spannungen so einreguliert werden, daß sie dem Gewicht der schwingenden Maschine das Gleichgewicht halten. Diese Spannungen werden auf eine Anzahl elastischer Platten El und von diesen auf die Stützkörper St übertragen, die mit dem Fundament oder der Decke mittels der Schrauben F fest verbunden sind. Diese patentierte Konstruktion stellt also eine elastische Aufhängung dar, die die Stoßschwingungen aufnimmt und in sich verzehrt. Bei der praktischen Anwendung läßt sich natürlich nicht schematisch verfahren, und so sind für die jeweiligen verschiedenen Zwecke auch entsprechende Sonderkonstruktionen geschaffen. Die Abbildungen zeigen solche für einen großen Elektromotor und eine Wellenlagerung. Dr. H.

Kraftübertragung durch Transmissionen. Bei der Einführung von Stahlband-Antrieben für Haupt-Übertragungen ist Wert auf hohen Wirkungsgrad und größte Gleichmäßigkeit der Umlaufgeschwindigkeit zu legen. Auf dem ihm ur-



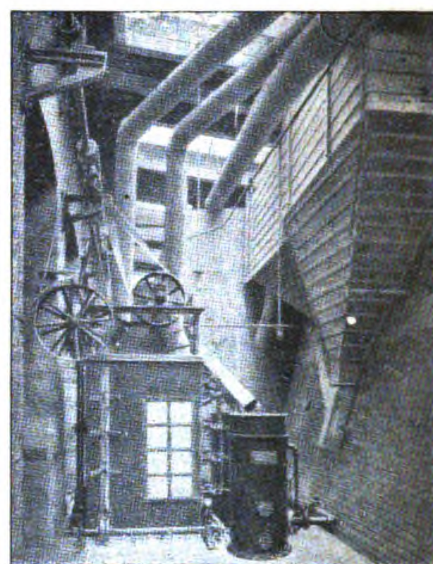


sprünglich zugeschriebenen Gebiete, wie raschlaufende Elektromotoren, Zentrifugalpumpen u. dgl., hat sich der Antrieb durch Stahlbänder nicht einzuführen vermocht, vielmehr dem Spannrollen-Riemenbetriebe das Feld räumen müssen. Bessere Erfolge sind mit der Anwendung von Stahlbändern an solchen Antrieben erzielt worden, welche größere Leistungen bei mittleren oder niedrigen Tourenzahlen, etwa zwischen 800 und 50 pro Minute, zu übertragen haben und hinreichend große Durchmesser der Antriebsscheiben aufweisen. Hier gestattet das Stahlband, bei Einhaltung der als zulässig erkannten Beanspruchungen bedeutende Kräfte auf oft ungewöhnlich kurze oder lange Entfernungen mit einem so hohen Wirkungsgrade zu übertragen, wie er auf andere Art bisher nicht zu erreichen war. Bemerkenswert ist, daß die Güte und Gleichförmigkeit der Übertragung auch bei stark wechselndem Kraftbedarf nicht beeinträchtigt wird, weil das Stahlband mit viel geringeren Dehnungen und Schwingungen arbeitet als Zugmittel aus organischen Stoffen. Da auch die Breite des Stahlbandantriebes nicht unwesentlich geringer ist als diejenige von Seil- und Riemenantrieben, ferner der sehr reinliche Betrieb angenehm auffällt, hat die neue Antriebsart der Eloesser-Gesellschaft, Charlottenburg, vielfach Anklang gefunden. Mks.

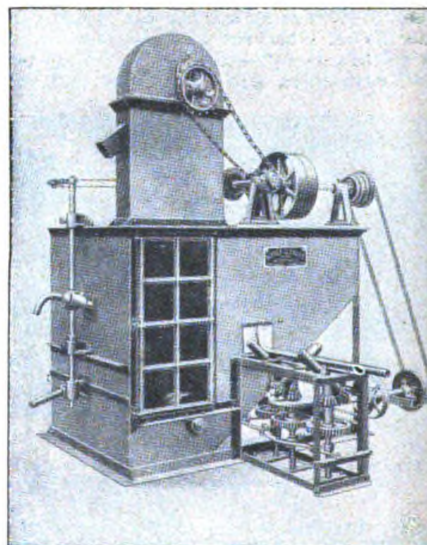


Fabrikbetrieb.

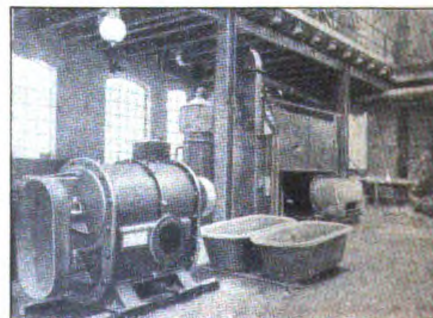
Entzunderungsmaschinen. Im nachfolgenden soll auf einige interessante Dekapierungsanlagen hingewiesen werden, bei welchen der Sandstrahl das wirksame Agens ist. Bei Blechdekapierungsanlagen werden die zu entzundernden Blechtafeln stehend auf besonders konstruierten Rollen durch ein Blasgehäuse geführt. Die Düsen, von welchen je nach Bedarf zwei und mehr an der Zahl angewendet werden, sind schwingend angeordnet und den verschiedenen Blechbreiten entsprechend verstellbar. Die Entzunderung erfolgt ein- oder beiderseitig. Der Sandstrahl übt auf die Oberfläche der Bleche eine streckende Wirkung aus, wodurch sich die Tafeln leicht biegen und im Blasgehäuse festsetzen; werden sie aber von beiden Seiten gleichzeitig bestrahlt, so bleibt diese Streckung ohne jeden schädlichen Einfluß auf die Form der Bleche. Eine vollständige Anlage besteht aus dem Gebläsekasten mit Sandelevator und Drucksandstrahlgebläse, Kompressor, Windkessel und Exhaustor. Wesentlich anders ist die Rohr- und Rundeisen-Entzunderungsmaschine angeordnet. Hier werden die Rohre durch eine eigenartige Bewegungsvorrichtung, welche im Vordergrund der nebenstehenden Abbildung sichtbar ist, mit beliebig veränderlicher Geschwindigkeit vorwärts bewegt und gleichzeitig gedreht, so daß das Rohr allseitig vom Sandstrahl getroffen werden muß. Die Maschine hat eine selbsttätige Sandaufgabe und arbeitet völlig staubfrei. Die zwei Arbeiter, welche die Bedienung bilden, haben lediglich die Rohre aufzugeben und abzunehmen. — Schließlich sei hier auch noch eine Badewannen-Entzunde-



Blech-Entzunderungsmaschine
in Betrieb bei der Breslauer Akt.-Ges. für Eisenbahn-Wagenbau, Breslau,
von Alfred Gutmann A.-G., Ottensen-Hamburg.



Rohr- u. Rundeisen-Entzunderungsmaschine
von Alfred Gutmann A.-G., Ottensen-Hamburg.



Badewannen-Dekapieranlage
auf der Versuchsstation
von Alfred Gutmann A.-G., Ottensen-Hamburg.

WINTERSPORT IN MALOJA

(1811 m über dem Meere) Sonnigster Wintersportplatz im Engadin 45 Minuten von St. Moritz



Gänzlich renoviert 1912 Das bekannte „Palace Hotel" mit seinem Eislaufplatz Modernster Komfort
400 Zimmer u. Salons — 60 Privatbäder Deutsche Direktion: Hugo Schlagenhauff

Maloja, auch Maloggia genannt, breitet sich am Endpunkt jenes wildromantischen Gebirgspasses aus, über welchen die von Italien kommende Poststraße in das Engadin, das weltberühmte Tal Graubündens, führt. — Es ist wegen seiner Naturschönheiten und der außerordentlich reinen und kräftigen Luft nicht nur ein sehr begehrter Kuraufenthalt, sondern ein ganz idealer Platz für den Wintersport. — Infolge des frühzeitigen und ausgiebigen Schneefalls ist Maloja ein beliebter Sammelplatz für Skiläufer, Schlittel- und Rodel-Fahrer, auch Eislaufen, Hockey und Curling sowie Skikjöring werden dort eifrigst betrieben. Für Skikjöring ist die Straße St. Moritz—Maloja die schönste im ganzen Engadin. Durch seine außergewöhnlich günstige Lage ist die Sonnenbestrahlung in Maloja von viel längerer Dauer als an allen übrigen Kurorten des Landes. Auch Rodel- und Bobsleighrennen, Skirennen sowie Kunsteislaufen finden hier statt, und gelangen für die Gewinner kostbare Preise zur Verteilung. Die Beteiligung an diesen Rennen ist nur Hotelgästen gestattet. Professionelle jeder Art sind ausgeschlossen. — Im Sommer bietet Maloja die besten Golf- und Tennisplätze des Engadins, ferner Gelegenheit zum Ruder- und Angelsport, zu den schönsten alpinen Touren wie auch zu prächtigen, abwechslungsreichen Spaziergängen. Auf dem höchsten Punkt des einzig schönen und romantischen Gebirgspasses steht das berühmte, weltbekannte Hotel „Maloja Palace", dem die Natur keinen besseren und schöneren Platz hätte bestimmen können. Dieses herrliche Etablissement, das nun unter der Direktion des Herrn Hugo Schlagenhauff, früh. Direktors des Hotels Meurice in Paris und des Palace Hotels Riva am Gardasee, steht, wurde im Laufe des Jahres 1912 bedeutend vergrößert und gänzlich renoviert und enthält 400 auf das komfortabelste eingerichtete Fremdenzimmer und Salons, 60 Privatbadezimmer, luxuriöse Empfangs-, Speise- und Ballsäle und bietet jeden erdenklichen und modernsten Komfort. Die Halle des Palace Hotels ist das Rendezvous der eleganten Welt im Sommer und im Winter, die sich im Engadin aufhält. Speziell bei Five-o'clock entwickelt sich bei den Klängen eines erstklassigen Hotel-Orchesters ein überaus buntes und lebhaftes Treiben, das von einem der fashionabelsten Kurorte übertroffen wird. Große Vorbereitungen sind für den kommenden Winter getroffen worden, so daß die zum Wintersport oder zur Erholung nach dem einzig schönen Maloja kommenden Gäste vollauf auf ihre Rechnung kommen werden.



Wintersportsfreuden in Maloja



Schloß Maloja im Winter

ERÖFFNUNG DES PALACE HOTELS ANFANG DEZEMBER.

rungsanlage vorgeführt. Vor dem Emaillieren muß die Badewanne vom anhaftenden Sand und Zunder befreit werden. Sie wird (in der Abbildung hinten sichtbar) auf einem Wagen in den Apparat gefahren und hier vor drei selbsttätig kreisenden, schlauchlosen Düsen derart bewegt, daß eine vollständige und gleichmäßige Entzunderung im Innern stattfindet; mit einer vierten, für Freistrahl ausgebildeten Düse bestrahlt der Arbeiter durch die Öffnung der Schiebetür die Wanne gleichzeitig von außen; ein Exhaustor sorgt für Entstaubung. Die Anlagen sind sämtlich ausgeführt von Alfred Gutmann A.-G. in Ottensen-Hamburg. Dr. H.

Chemisches Verfahren.

Hornersatz. Es existieren zurzeit eine ganze Reihe von Hornersatzmiteln, die auf sehr verschiedener Grundlage beruhen; es seien genannt die Kasein-Kompositionen, z. B. Galalith, die Kondensationsprodukte aus Phenolen und Formaldehyd, z. B. Resinit und Bakelit, ferner die Zelluloidkompositionen u. a. mehr. Neuartig ist das durch D. R. P. 244,566 geschützte Verfahren (Inh. C. Hartmann, Berlin), das auf einer Kombination von Leder und Zelluloid beruht. Das Verfahren, Leder durch Imprägnieren mit Zelluloid wasserdicht zu machen, ist schon sei einiger Zeit in Anwendung. Andererseits kann man Rohhaut durch Einwirkung wasserentziehender Mittel, z. B. Glyzerin, darauf folgende Tränkung mit Öl und schließliche Behandlung mit Kautschuklösung wasserdicht machen. Nach dem neuen Verfahren behandelt man die von der Fleischfaser und Haar befreite Blöße mit Amylacetat und Aceton, wodurch eine Härtung erzielt wird; dann überstreicht man sie mit einer Lösung von Zelluloid in Amylacetat und Aceton und legt sie nach dem Verdunsten der Lösungsmittel 24 Stunden lang in ein aus alkoholischer Schellacklösung bestehendes Bad. Die so präparierte Haut hat das Aussehen von Horn sowie seine Elastizität und Festigkeit. Es ist vorzüglich geeignet für die Herstellung von Koffern, Booten und Militärgebrauchsgegenständen. Infolge seiner guten elektrischen Isolierfähigkeit findet es auch Anwendung in der Elektrotechnik. Dr. Kd.

Flugtechnik.

Fortschritt im Flugwesen. Der Dresdener Ingenieur Otto Baumgärtel hat nach dem Schraubenflieger-System einen flugfähigen Apparat konstruiert, der die Flugtechnik ein



gutes Stück vorwärtsbringen kann. Der Baumgärtelsche Schraubenflieger besteht aus zwei gleichachsig übereinander angeordneten mehrflügeligen Riesenluftschrauben, die sowohl den senkrechten Aufstieg als auch — bei schräger Lage der Schraubenachse — die wagerechte Vorwärtsbewegung bewirken. Die Schrauben tragen unter sich ein Dreifußgestell mit Motor und Führer. Kurs- und Höhen-

steueıung sowie Regulierung der Fahrgeschwindigkeit erfolgen sämtlich durch eine Lenkstange, die für gewöhnlich festgestellt und losgelassen werden kann. Aus dieser Konstruktion ergeben sich eine Reihe von Vorzügen gegenüber dem Aeroplan: der Schraubenflieger kann ohne Anlauf hochsteigen und ohne Auslauf landen. Der Schraubenflieger kann aber auch in der Luft unbeweglich stehen, auf der Stelle sich umdrehen und sofort jede beliebige gewünschte Richtung einschlagen.

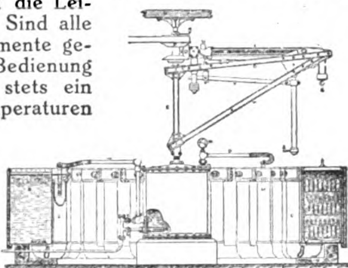
Geschäftliche Notizen.

— Elektrische Weckvorrichtung mit Beleuchtung. Die Firma Oskar Böttcher, Fabriken und Lager elektrotechnischer Bedarfsartikel, Berlin W 57, Bülowstraße 56, bringt eine Neuheit auf den Markt, die Intersese verdient. Es handelt sich um elektrische Weck-Einrichtungen mit Beleuchtung „Stehauf", die der Firma durch D. R. G. M. geschützt ist. „Stehauf" ist das Problem einer sicheren Weckvorrichtung. Mittels sinnreichen Kontaktes, der unter den Aufziehschlüssel des Hausweckers gesteckt wird, läutet die elektrische Glocke zu der am Hauswecker eingestellten Zeit ununterbrochen fort, bis der Schläfer aufsteht und ausschaltet. Der zweite Schalter dient zum Einschalten der Beleuchtung für die Zeit des Ankleidens. Die elektrische Weck-Einrichtung mit Beleuchtung „Stehauf" besteht aus einem eleganten Holzkasten mit Dosenwecker, einem Schalter zum Ein- und Ausschalten des Dosenweckers, einem Schalter zum Ein- und Ausschalten der Beleuchtung, einer Fassung mit Prima-Metallfadenlampe und leicht auswechselbarer Kasten-Trockenbatterie 4.5 Volt in normaler Größe sowie Schnur und Kontaktgriff D. R. G. M. „Stehauf" paßt für jeden vorhandenen Hauswecker und ist ohne Montage sofort verwendbar. Der „Stehauf" ist deshalb als praktischer Gegenstand ein bedeutender Verkaufsartikel, dessen Preis niedrig bemessen ist. Der neue Katalog XII der „Abteilung Momentbeleuchtung" zeigt für die Saison 1912/13 ausführlich beschriebene Neuheiten: elektrische Taschenlampen mit neuem gesetzlich geschütztem Sicherheitskontakt (dieser neue Kontakt ist so sinnreich ausgearbeitet, daß ein Ausbrennen der Taschenlampe in der Tasche nicht mehr vorkommen kann, da Kurzschluß ausgeschlossen ist.) Eine neue Batterie „Diabolo" usw. Die „Diabolo"-Batterie brennt bei Verwendung einer Metallfadenlampe von 0.3 Ampère Stromverbrauch ununterbrochen etwa 6 Stunden, eine Leistung, die bisher noch von keiner Taschenlampen-Batterie erreicht worden ist. Neue Taschenlampen in Uhrform, in Browningform und Taschenlampen kombiniert mit einem guten Streichfeuerzeug zählen zu begehrenswerten Artikeln. Unter der Auswahl in Leuchtern und Uhrständern sind neue Modelle zu finden. Uhrständer und Wandbeleuchtungen mit praktischen Birnentastern für Moment- und Dauerbeleuchtung sowie Fahrradlaternen, Wächter-Tragelampen und Klavierlampen mit hundertstündiger Brenndauer sind ebenfalls Neuheiten. Die Firma Oskar Böttcher gibt gleichzeitig eine Preisliste in französischer und englischer Sprache heraus, die einen Nachtrag zu dem französischen Exportkatalog II bildet und ebenfalls die obenerwähnten Neuheiten enthält. Im übrigen sind in dieser Nachtragsliste speziell solche Typen angeführt, die sich für das Exportgeschäft eignen und die auch dementsprechend ausgestattet sind.

— Pasteurisier-Apparat System „Gasquet". Dieser Apparat ist so außerordentlich gut durchdacht, daß sich ein Vertiefen in das System lohnt. Ursprünglich ist dieser Pasteurisier-Apparat konstruiert worden, um Bier in Flaschen zu pasteurisieren. In der Praxis wurde allmählich seine Anwendung erweitert, so daß man heute mit dem Apparat auch Bier in Fässern und andere Flüssigkeiten in Flaschen damit behandelt. Er hat sich sehr bald in jenen Industrien Eingang verschafft, wo eine Flüssigkeit oder eine Substanz auf eine gewisse Temperatur zu erwärmen ist und wieder abgekühlt wird. Was den Apparat auszeichnet, ist die ökonomische Arbeitsweise und Ausnutzung der Wärme.

Ist der Apparat mit Wasser gefüllt und in Betrieb, dann kann er mit diesem Wasser, welches stets dasselbe bleibt und nicht erneuert zu werden braucht, die zu pasteurisierenden Flaschen langsam erwärmen, dann auf der Höchsttemperatur halten und dann wieder abkühlen. Das Wasser erwärmt sich an den warmen Flaschen, um sie abzukühlen und kühlt sich wieder an den kalten Flaschen ab, um diese anzuwärmen. Es findet also ein beständiger Wärmeaustausch zwischen kaltem Wasser und warmen Flaschen und dann umgekehrt zwischen warmem Wasser und kalten Flaschen statt. Nur durch dieses Prinzip läßt es sich erklären, daß die in den Apparat eingesetzten kalten Flaschen pasteurisiert und wieder abgekühlt werden und dann wieder so kalt den Apparat verlassen, wie sie eingesetzt worden sind, ohne daß kaltes Wasser zugesetzt oder das Wasser erneuert wird. Die Abbildung zeigt die Konstruktion und Arbeitsweise ohne weiteres. 24 Zellen sind kreisförmig um einen in der Mitte stehenden Kessel angeordnet. Die 24 Zellen sind durch Rohre gleichmäßig verbunden, so daß ein Niveauunterschied in der einen Zelle sich sofort in der anderen durch Zirkulation des Wassers bemerkbar macht. Der Kessel in der Mitte hat ein Saugrohr und ein Druckrohr. Diese beiden stehen mit den äußeren Zellen in Verbindung und sind beweglich angeordnet, um nach jeder Zelle verlegt werden zu können. Soll der Apparat benutzt werden, so werden zunächst die 24 Zellen mit Wasser gefüllt und in das Wasser die zu pasteurisierenden Flaschen eingesetzt. Dann wird die nach dem Kessel in der Mitte führende Dampfleitung geöffnet, wodurch das Wasser im Kessel angewärmt wird. Durch denselben Dampf wird gleichzeitig ein Injektor betätigt, der durch das Saugrohr aus den äußeren Zellen das Wasser ansaugt, in den Kessel in der Mitte drückt, es anwärmt und durch das Druckrohr wieder in die Zellen treibt. Durch periodisches Verlegen

von Saug- und Druckrohr ergeben sich alle gewünschten Temperatur-Veränderungen und eine kontinuierliche, periodische Leistung. Da die Apparate in jeder Dimension gebaut werden, läßt sich die Leistung beliebig erhöhen. Sind alle erforderlichen Hilfsinstrumente geliefert, so reicht zur Bedienung des größten Quantums stets ein Mann. Da sich die Temperaturen von selbst regeln, so hat er nur die Flaschen ein- und auszusetzen und das Saug- und Druckrohr zu verlegen. Dadurch findet ein reguläres und kontinuierliches Arbeiten statt, welches einer stoßweisen Arbeitsweise in jeder Beziehung vorzuziehen ist. Die Firma L. Anker in Hamburg hat den Generalvertrieb dieser Apparate für Deutschland und den Export.



— Hugo Socken, Velbert, Rhld., fertigt als Spezialität Vorhangschlösser und Rollschuhe. Die Fabrik ist mit den neuesten Maschinen ausgestattet und als besonders leistungsfähig in ihren Spezialfabrikaten bekannt. Die Firma beschäftigt 150—200 Personen, exportiert nach allen Ländern der Erde und ist als Lieferantin von nur garantiert erstklassigen Waren bekannt.

— Die Polizeihund-Dressur hat in den letzten Jahren, namentlich bei uns in Deutschland, erfreulicherweise einen riesigen Aufschwung genommen. Große Verbände, denen sich in größeren und kleineren Städten ein Zweigverein um den anderen angliedern, haben sich zur Aufgabe gemacht, die Zucht der Polizeihundrassen zu fördern und die brauchbaren Tiere für den Polizei- und Sicherheitsdienst heranzubilden. Fast tagtäglich findet man auch in den Tagesblättern Notizen über die manchmal geradezu ver-

blüffenden Leistungen dieser klugen Tiere. Wie viele Diebstähle, Verbrechen, ja selbst Mordtaten sind durch diese vierfüßigen Gehilfen im öffentlichen Sicherheitsdienst schon aufgedeckt und die Schuldigen zur Rechenschaft gezogen worden, die ohne die Hilfe der von der Natur mit einem erstaunlichen Geruchssinn ausgestatteten Polizeihunde vielleicht nie ans Tageslicht gekommen wären. Sehr rasch hat die Polizeihunddressurbewegung das allgemeine Interesse auf sich gezogen, empfindet man doch die stetig zunehmende Zahl brauchbarer Polizeihunde in allen Gauen unseres Vaterlandes als ein Gefühl der eigenen Sicherheit; denn es steht fest, daß in dem Maße, wie die Zahl dieser Hunde zunimmt, Diebstähle und Verbrechen abnehmen. Mit Hilfe des soeben in dritter Auflage erschienenen Werkes „Leitfaden für die Abrichtung des Polizei- und Schutzhundes", einer neuen, psychologisch vertieften, die Abrichtung verblüffend vereinfachenden Methode, das den bekannten Kynologen und Polizeihundmann, Polizeileutnant K. Most in Berlin, den Leiter der offiziellen preußischen Dressurlehrkurse, zum Verfasser hat, ist es jedem Hundebesitzer ermöglicht, sein Tier selbst zum Polizeihund und zu seiner eigenen Sicherheit auszubilden. Das Buch sowie alle zur Dressur erforderlichen Geräte sind bei dem bekannten Spezialgeschäft G. L. Batz, Mannheim 91 W, erhältlich (siehe Inserat), woselbst auch ein diesbezüglicher Spezialkatalog mit vielen interessanten Abbildungen bei Bezug auf unsere Zeitschrift gratis zu haben ist.

— Engadiner Iva-Liköre (der Firma Emil Hubacher, Samaden (Schweiz) und Hamburg) werden als sehr geschmackvoll hochgeschätzt. Die durch europäische Exporthäuser erhältlichen Liköre sind aus der Iva-Pflanze (Wildfräuleinkraut — Achillea moschata) hergestellt, welche hauptsächlich im Engadin und den angrenzenden Tälern vorkommt und ausschließlich nur in der Nähe der Gletscher und hoher Bergflächen wächst, meist in den Regionen des ewigen Schnees, 2000 m ü. M. Die heilkräftige Wirkung der Iva-Pflanze ist schon lange bekannt und steht gegen Magen- und Darmkrankheiten, wie Krämpfe, Verdauungsbeschwerden, Diarrhöe, Appetitlosigkeit sowie bei Nervenschwäche und Blasenleiden, in hohem Ansehen. Apotheker S. Bernhard in Samaden war es vorbehalten, im Jahre 1860 die Pflanze richtig auszunützen, d. h., ihre medizinischen Eigenschaften mit den wohlschmeckenden vorteilhaft zu verbinden und so Präparate darzustellen, die sowohl für den Gaumen wie für den Organismus unübertrefflich sind. Die sanitäre Bedeutung der Iva-Liköre ist von medizinischen und chemischen Autoritäten in vorzüglichen Attesten anerkannt. Detaillierte Prospekte werden auf Wunsch franko versendet. Die Iva-Liköre zerfallen in folgende vier Sorten: Fleur d'Iva, mittelsüß, und Crème d'Iva, süß, hervorragende Tafelliköre, die von Kennern den besten französischen und holländischen Marken hinsichtlich ihrer Feinheit gleichgestellt werden, in gesundheitlicher Beziehung dürften sie letztere noch übertreffen. Iva-Bitter und Iva-Wein sind zwei vorzügliche, Appetit anregende und stärkende Getränke, welche bei Störung der Verdauungsorgane, Schwächezuständen usw. trefflich wirken. Der Bitter bildet ein schätzbares Schutzmittel gegen Erkältungen. Der Wein dürfte als Aperitif- und Stärkungsmittel sowohl vor wie nach den Mahlzeiten an Stelle von allen möglichen Dessertweinen sehr zu empfehlen sein. Iva-Präparate leisten bei Fußtouren, Jagdausflügen, Sport usw. wegen ihrer erfrischenden und stärkenden Eigenschaften große Dienste. Die Engadiner Iva-Liköre sind nur echt, wenn Kapsel und

Stopfen die eingetragene Schutzmarke tragen und die Halsetikette mit dem Namenszug S. Bernhard versehen ist. Nach einer größeren Anzahl von Urteilen erster Kapazitäten sind die mit vielen ersten Auszeichnungen gekrönten Iva-Liköre in allen Ländern als heilkräftige Diätmittel geschätzt. Es empfiehlt sich, die sich hierüber äußernden Urteile einzufordern.

— Werckmeisters Kunstverlag, Berlin W 8, Kronenstraße 58, läßt soeben einen neuen Katalog erscheinen, der in über 200 Abbildungen die neuen künstlerischen Publikationen des Verlages enthält, darunter Originalradierungen (Wolfsfeld, Olbricht, Paeschke u. a.), farbige Radierungen nach alten Meistern, farbige Faksimilegravüren, Porträts, alte und neue Silhouetten, Wandsprüche. Der Katalog wird gegen 80 Pfennig in Marken zugesandt, die bei Einkauf danach in jeder besseren Kunsthandlung zurückvergütet werden.

— Wie wir erfahren, hat die Firma Heinrich Ernemann A.-G., Photo-Kino-Werk, Optische Anstalt, Dresden, auch auf der „Internationalen Kino-Ausstellung in Wien" — vom 18. bis 24. Oktober — für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete des Kinematographen-Baues wieder die höchste Auszeichnung: die Große Goldene Medaille, erhalten.

— Die Mannheimer Isolierwerke und Korksteinfabrik G. m. b. H. in Rheinau hat ein an ihr Fabrikterrain anstoßendes, etwa 10,000 qm großes Gelände erworben und beabsichtigt, ihren Fabrikbetrieb wesentlich zu vergrößern. Sie hat ihr Stammkapital auf 150,000 Mark erhöht.

C. LEINS & Cie.
STUTTGART
1856 GEGRÜNDET 1856

Fabrik für Rolladen
aus Holz u. Stahlwellblech.
FENSTERLADEN
· Wellblech-Bauten ·
· Eisenhoch- u. ·
· Brückenbau ·
Kataloge, Zeichnungen u. Muster zu Diensten.

Kegelbuch ges. geschützt. Für jeden Klub unentbehrlich.
Preis franko 2,50 M. Alleiniger Fabrikant
H. C. Gast, Köln E.

Ehemalig. schwerer **Stotterer** gibt umsonst Auskunft, wie man sich selbst vom **Stottern** befreien kann.
L. Warnecke, Hannover, Friesenstr. 33.

Endlich Ersatz für Elektrisch!
Ein Druck- Es brennt!
Gasfernzünder „Pneuma"
Ges. gesch.
Betätigt durch Luft
Metallwaren Verwertungs Gesellschaft m.b.H. Charlottenburg

Feuerzeuge u. Reklameartikel. W. Stern, Cöln 13, Lübeckerstraße 23.

Bürstenfabrik Freiburg.
Nelson & Comp.
Großh. Bad. Hoflieferant., **Freiburg** i. Bg.
Vorteilhafteste und billigste Bezugsquelle in allen Sorten Haushaltungs- und Toilette-
BÜRSTENWAREN.
Arbeiterzahl 300.

Gasolin-Lampen, Benzin-Lampen, Hängeglühlicht,
überall anwendbar. — Lichtstärke jeder Flamme ca. 100 Kerzen. Schöne, geschmackvolle Muster.
Preislist. in Deutsch, Franz., Engl., Holl., Span. portofr. Wiederverkäuf. gesucht.
Gebrüder A. & O. Huff, Berlin SW 61. EW.
Hoflieferanten Sr. Maj. d. Kais. u. Königs.

Angel-Geräte
Prachtkatalog m. Anleitg., 2000 Abb., geg. M. 1,— i. Briefmark. all. Länder.
H. Stork, Residenzstr. 15, **München XV.**

Löwenbräu München
Größte Brauerei Bayerns.
Hochfeines, tropensicheres
Qualitätsbier
in der Brauerei auf Flaschen gefüllt.
Allein. Vertreter für den übersee. Export:
Ebert & Weiszflog, Hamburg.
Ordres durch europ. Exporthäuser erbeten.

EIER-KONSERVIERUNGS-MITTEL Garantol

TAUSENDFACH VON AUTORITÄTEN EMPFOHLEN!

In Odessa und in St. Petersburg 1907 mit **Goldenen Medaillen**, in Antwerpen 1908 mit **Ehrendiplom**, der **höchsten Anerkennungen** prämiert.

In GARANTOL bleiben die **Eier ein Jahr** und länger **frisch.** Weder von außen noch beim Öffnen ist den Eiern anzusehen, daß sie nicht direkt von der Henne kommen. **Geschmack** und **Geruch** sind **vorzüglich;** das Weiße trennt sich leicht vom Dotter und läßt sich schnell zu festem Schnee schlagen.

Garantol-Eier
werden allen anders konservierten Eiern vorgezogen und sind für alle Zwecke verwendbar.

PREISE:

Paket A für 120 Eier	25 Pf.	Paket F für 2400 Eier	M. 2.—
„ B „ 300	„ 40 „	„ G „ 4500	„ 2.50
„ C „ 400	„ 50 „	„ H „ 6500	„ 3.25
„ D „ 600	„ 75 „	„ J „ 10000	„ 4.—
„ E „ 1200	„ 125 „	ab Dresden	

Garantol ist auch in den **Tropen** bereits bestens erprobt, wie die regelmässigen Nachbestellungen von dort beweisen. **Garantol** ist ein guter Export-Artikel nach dort, wo die Eierpreise Schwankungen unterworfen sind.
Garantol-Gesellschaft m.b.H., Dresden-19. EWo
Vertreter überall gesucht.

Suchen Sie Fabrikanten
von Artikeln Deutscher **Eisen-Metallwaren u. Maschinenindustrie?** Das praktischste, bis ins kleinste gegliederte Nachschlagebuch dies. Branche v. J. Bencker & Schmidt 1912, 812 Seit. stark, in deutsch., englisch. u. französisch. Sprache, also ein **Weltbuch,** kostet nur M. 12.—.
Prospekte durch Otto Hammerschmidt, Verlag, Hagen i. Westf.

Wir haben uns zur gemeinsamen Ausübung der Rechtsanwaltschaft vereinigt
Dr. iur. et rer. pol. Hans Pohl, Fritz Helfft
Rechtsanwälte
Berlin W., Wilhelmstraße 45.

Spezialität: **Werkzeugmaschinen**
J. Hillel, Berlin SO 16 w.

Verlangen Sie kostenlos interessante Bücherverzeichnisse vom **Weltverlag Esslingen a/N. 1.**

Pianos Flügel
m. gold. Medaill. vielfach prämiiert. — Tropenfest. Jahresverkauf über 1000 Instrumente. Katalog F gratis.
Roth & Junius
Hof-Piano- u. Flügel-Fabrik
Hagen i. W. 275.
(Älteste und größte Pianofabrik des westfälischen Industriebezirks.)
2. Fabrik: **Berlin S. 42 e.**

Die besten
Feuerzeuge
zu den billigsten Preisen fabriziert die
Deutsche Feuerzeug G. m. b. H.
BUREAU:
BERLIN W, Behrenstraße 47.
FABRIK:
SO, Wusterhausenerstr. 15-16.
Holen Sie Offerte ein.

Die besten Marken
für **Lötapparate, Motorzünde-** u. **Heizlampen** etc.
sowie für **Petroleumgaskocher.**

MAX SIEVERT STOCKHOLM
VAPOURIA
für Lampen

TRADE MARK Sievert
SVEA
für Kocher

SVEA

Weltbekanntes, erstklassiges Fabrikat

Export-Agenten:
London: Seelisch, Meyer & Co., E. C., 3. Queen Victoria Street.
Hamburg: Otto Nissen, Catharinenbrücke 1/part.
Paris: I. Munnich, 63. Rue de Dunkerque.
Wien: Rob. Frey, III/2. Bechardgasse 16.
Amsterdam: M. Joosten & Co., Prins Hendrikkade 124.

Uhr Herren-Remontoir- richtig gehend, vernick. u. grav., mit Charnier Mk. 1,20, Herren-Remontoir-Uhr mit Championwerk, stark echt versilbert m. Goldr. p. Stck. M. 1.80. Starke vergold. od. vernick. Herren-Panzer-Uhrkett., 26 cm lang, Dtz. M. 0.90, Damen-Colliers, gut vergold., m. Herz- u. Stein-Anhäng., jed. Stck. a. Karte Dtz. M. 0.85. Kasse voraus. **P. Holfter,** Breslau 160 (Dtschld.).

Taschen
für Damen, Kinder, Konfekt u. Reklame
in allen Ausführungen
Oscar Liedstrand
Halensee-Berlin
Johann-Georgstr. 5.

Farbige Umschlag- und Karton- Papiere
vom Lager und bei Anfertigungen.
Radeberger Papierfbr. Max Mohn
Radeberg i. Sachsen.

Schöne Rhein- u. Mosel-Weine u. Schaumweine tropenfest, liefert **Weingutsbesitzer Neus,**
Rüdesheim a. Rh. Export n. allen Weltteilen.

Cigarren.
Erstklassiges Hamburger Fabrikat in allen Preislagen. **Direkter Versand nach allen Weltteilen,** auch an Private, jedes Quantum, per Postpaket gegen Nachnahme oder Vorhereinsendung des Betrages.
A. Wilhelm Funke,
Hamburg, Gr. Bleichen 36.

Schweißungspulver
zum Schweißen von Gußeisen, Schmiedeeisen, Blech, leicht fließend, jede Oxydschicht verhindernd.
Schweißpulver, Lötpulver
für Kupfer, Rotguß u. Messing
sowie Stahlveredelungspulver, Stahlhärtepulver zum Verstählen von Eisen und Härten von Stahl liefern in vorzüglicher Qualität.
E. Hupertz & Co.
Rodenkirchen b. Köln.

DIE·WOCHE

Nummer 48. | Berlin, den 30. November 1912. | 14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 48.



Die sieben Tage der Woche.

20. November.

Der Kaiser kehrt von Kiel nach Potsdam zurück.

Das englische Unterhaus nimmt mit 318 gegen 206 Stimmen eine neue Finanzresolution zum Home-Rule-Gesetz für Irland an, durch die der frühere Beschluß, der gegen den Willen der Regierung gefaßt wurde, aufgehoben wird.

Die bulgarischen Truppen erhalten den Befehl, die Feindseligkeiten gegen die Türken einstweilen einzustellen.

21. November.

Zum italienischen Botschafter in Berlin wird der Generalsekretär des italienischen Auswärtigen Amts Riccardo Bollati ernannt (Portr. S. 2018).

Der Professor der Nationalökonomie an der Technischen Hochschule zu Charlottenburg Dr. Heinrich Herkner nimmt einen Ruf an die Universität Berlin als Nachfolger Gustav von Schmollers an (Portr. S. 2018).

Die türkische Regierung lehnt die von den Balkanstaaten gestellten Bedingungen für den Waffenstillstand ab. — Die Bulgaren unternehmen einen neuen Angriff auf die Tschataldschalinie, der von den Türken abgeschlagen wird.

22. November.

Der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand kommt zum Besuch des Kaisers nach Berlin und begibt sich in dessen Begleitung zur Hofjagd nach Springe (Abb. S. 2013).

Der österreichische Generalstabschef Feldmarschalleutnant von Schemua trifft in Berlin ein, wo er eine Besprechung mit dem deutschen Generalstabschef Grafen Moltke hat.

23. November.

Der österreichische Thronfolger kehrt mit dem Kaiser von Springe nach Potsdam zurück und setzt von dort über Berlin die Rückreise nach Wien fort.

Vom Balkan wird gemeldet, daß zwischen der Türkei und Bulgarien weiter Verhandlungen über einen Waffenstillstand gepflogen werden.

Die erste österreichisch-ungarische Donauflottille geht von Budapest nach Semlin ab.

24. November.

Bei Tschataldscha treffen Bevollmächtigte der Türkei und Bulgariens zusammen, um über den Waffenstillstand zu beraten.

In Budapest kommt es nach einer Protestversammlung gegen den Krieg zu Zusammenstößen zwischen Polizei und Demonstranten.

25. November.

Der Kaiser begibt sich nach Donaueschingen, um an den Feierlichkeiten anläßlich der Vermählung der Prinzessin Leontine zu Fürstenberg teilzunehmen.

26. November.

Der Reichstag nimmt seine Arbeiten wieder auf.

27. November.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß der türkische Generalissimus Nasim-Pascha der Pforte und der bulgarischen Regierung mitgeteilt habe, er werde keinen Waffenstillstand annehmen, wenn sich die Bulgaren nicht auf Kirk-Kilisse zurückziehen.



Die Schrecken des Krieges.

Von Otto v. Gottberg.

Der Krieg kann wunderschön, ja fröhlich und fast lustig sein. Aber im Balkankrieg ließ nicht nur das Herbsten der Natur, sondern auch der Fall von welken Blättern unter schweren, grauen, windgepeitschten Regenwolken gute Laune kaum aufkommen. Dort unten tobt der Krieg noch mit dem Grimm entschwundener Tage. Mit rauhem, rohem Griff reißt seine Eigenfaust die Zeiger an der Uhr der Zeit zurück und von des Menschen Schultern den Mantel der Kultur, mag dort der elektrische Scheinwerfer mit blinkendem Silberbesen über die nächtlich dunkle Landschaft fegen und das Maschinengewehr knattern. Mit des 20. Jahrhunderts jüngstem Mordgerät kämpft doch wie einst im Urforst der ersten Ahnen nackte, primitive Wildheit, und den Zuschauer überkommt ein Grausen. Hat er darum ein Recht, Völker oder Heere anzuklagen? Nein! Die Überlieferung der Balkanvölker kennt nur Kampf aufs Messer. Krieg hieß dort unten immer Sengen, Morden, Plündern und über Asche, über Leichen, nicht nur zum Sieg, nein, auch Zu-Beute-Gehen. Erinnerung daran lebt fort und macht den Krieg gar grauenvoll. Mehr Opfer als Maschinen- und Magazingewehr heischt blinder Unverstand, die bleiche Furcht vor Gegnern, die den Besiegten einst zum Sklaven machten oder — in gnädiger Laune — köpften.

So floh vor den Bulgaren jedes Lebewesen, das den Fes des Türken oder den Schleier seiner Frau trug. Krüppel, zitternde Greise, blinde, alte Weiber, Väter und Mütter ließen sich nicht Zeit, das Nötigste zusammenzuraffen. Nur Kinder und allenfalls einen Laib Brot trugen die bald müden Arme. Es lief vor den Bulgaren von ihrer Grenze bis zur Tschataldschalinie ein ganzes, armes Volk. Kopflos, verstört, dürstend, hungernd, frierend, oft fiebernd und immer halb wahnsinnig vor Angst, gab es Heim und Habe den Siegern preis. Es rannte auf allen Wegen und starb auf allen

Stegen. Leichen waren nicht die Meilen-, nein, die Metersteine längs des langen Unheilpfades, den die namenlosen Gräber der Wehrlosesten und Unschuldigsten, der Frauen und Kinder, säumen. Einerlei, wieviel der Krieg der Türkei an zertrümmerten Bataillonen und verlorenem Nationalgut kostet! Unberechenbarer, unheimlicher wird ihr Verlust durch die Zerstörung preisgegebenen Eigentums und das Sterben am Wege sein. Das war das große Blätterfallen!

Nichts von der preisgegebenen Habe blieb unversehrt. Alles, alles wurde geraubt und vernichtet. Leichtfertig wäre es, die Bulgaren oder ihr Heer des Plünderns zu bezichtigen. Ihr Heer ist tapfer, also über Lob wie Tadel gleichsam erhaben. Die nackte Tatsache der Zertrümmerung aller Werte mit Ausnahme der vier Grundmauern von Häusern sei konstatiert und bemerkt, daß es im Fall türkischer Siege den Bulgaren nicht besser gegangen wäre. Auch ihre Grenzbewohner waren beim Ausbruch des Krieges bereit, mit Habe und Hammeln zu flüchten. So will es das Gesetz, die Überlieferung von Balkankriegen, und so kam es, daß in dem von den bulgarischen Truppen besetzten Mustafa-Pascha kein Türke mehr zu finden war. Jedes türkische Haus gähnte leer und ausgeraubt bis zur nackten Erde unter dem Fußboden. Das Holz des Haremsgatters vor den Scheiben war sogar gestohlen, und kein Ofen, kein Brett an der Wand, kaum der Riegel an der Tür, nicht Stumpf noch Stiel geblieben. Weiter östlich bis Adrianopel und darüber hinaus deckten Rauch, Qualm, Schutt und Asche die Feuergräber von Dörfern. Nicht der Türke, nicht der Bulgare wollte sie in Brand gesteckt haben. Die Furie eines Balkankrieges hatte alter Überlieferung getreu die Fackel an Strohdächer gelegt. Die Nacht muß hell und der Himmel rot wie die blutfeuchte Landstraße sein, wenn dort unten eines neuen Führers Sterne strahlen. Wen trifft die Schuld an Sengen oder Stehlen? Du lieber Gott . . . den alten Mörder Balkankrieg! Die Bulgaren mögen mit Recht behaupten, daß Mustafa-Pascha in der einen Stunde zwischen Flucht der Türken und Einmarsch der Eroberer so gründlich geplündert wurde. Dort unten versteht man sich darauf, und im Ort zurückgeblieben waren immerhin zweihundert Juden und — Christen. Balkanchristen!!

Es hatte nicht einmal Zweck, nach dem Verüber der Untaten zu suchen. Dort unten schilt einer den andern Dieb, und niemand weiß, wer den Hammel gestohlen hat. Am ärgsten und wildesten sollen die Serben gehaust haben. Im Feld schienen sie ordentliche Leute. Mit 500 Kilometer im Leib kam gegen zehn Uhr abends ein Regiment durch Mustafa und in der Hauptstraße zum Stehen. Von Offizieren waren nur noch wenige da. Sie sollen unter dem Gras vor Kumanowo schlafen. Aber die Gewehre waren blank und die hellgrauen Uniformen der Leute nur bis zu den Knien vom Schlamm beschmutzt. Gut gefüttert und gut ausgestattet sahen sie aus. Keiner trat aus dem Glied, bis ein Gefreiter den Postkasten vor dem alten türkischen Postgebäude sah. Da holte er die Erlaubnis seines Leutnants ein, legte eine Postkarte auf den Kasten und schrieb in stürmischer Regennacht beim kärglichen Licht der Lampen hinter den Fenstern der Post einen Gruß in die Heimat. Ihm folgte der Leutnant und ein halbes Dutzend von Kameraden an den seltsamen Schreibtisch. Gute Pferde führten die Serben namentlich bei der Artillerie, und mit Liebe verstanden sie ihre Tiere zu pflegen. Der Bulgare hat des Orientalen Gleichgültigkeit gegen tierische Leiden und behandelt sein Pferd schlecht, wie er es reitet. Sein Offizier steht uns Menschen vom Abendland ferner als der gesprächige und gern lachende Serbe, der den Fremden mit „habe die Ähre“ begrüßt, um Unterhaltung und Gesellschaft zu finden. Brav sich zu schlagen und freudig ihr Leben einzusetzen, verstanden beide. Wir haben vielleicht die serbische Armee unterschätzt und dürfen sie der bulgarischen gleichwertig erachten. Die serbische war für den Krieg am besten und schnellsten gerüstet. Sie konnte von ihrem Überfluß eine neuformierte bulgarische Division bewaffnen. Dem großen Hauptquartier in Stara Zagora war ein serbischer Oberst beigegeben, den mancher der Fremden nach einem Gespräch als hervorragenden Typ eines weltmännischen, soldatisch klugen und chevaleresken Offiziers rühmte.

Eins der von den Türken verlassenen, später ausgeraubten Dörfer an der Straße von Mustafa nach Adrianopel ist Kadikoij.

Aus einem Truppenverbandplatz war hier ein Lazarett geworden. Die Krankenzelte standen auf meterhohem, verjauchtem Mist. Aus den Straßen stank Pesthauch zum Himmel, und anderwärts sah man gleich zwecklos das Leben Gesunder und Leidender gefährdet. Das ewig schmutzige Mustafa war bald ein Seuchenherd. Die Bulgaren wiesen mit Fingern auf den Schlammbrei in der Straße und den Dreck in allen Winkeln: „Seht, wie unreinlich die Türken sind!“ Aber keinem Etappenkommandanten fiel ein, die für den Nachschub gebrauchte Straße mit fünfzig Schaufeln und Sandeimern gangbar und den Ort bewohnbar zu machen. Typhus und Ruhr brachen aus und forderten Opfer, die zu vermeiden waren. Balkankrieg!

Bulgarien hat dreihundert Ärzte. Der Augen- und Ohrenspezialist mußte wie jeder Mediziner an die Front. Daheim fand kein Sterbenskranker den Doktor. Im Feld stand der mit Chirurgie nicht vertraute Kinderarzt oder Spezialist hilflos vor Wunden. Er tamponierte den kleinen Schußkanal des Infanteriegeschosses, statt mit Jod zu pinseln. Wenn der nutzlos Gequälte im Lazarett ankam, hatten Brand und Eiter aus einer leichten die Todeswunde gemacht. Balkankrieg heißt Menschenvergeudung! Um Geld wären Ärzte aus allen Kulturlanden zu haben gewesen. Manche kamen. Viele — hoffentlich — aus Menschen- oder Nächstenliebe, andere, um nationale oder eigene Geschäfte zu machen. Wie jeder Krieg der Neuzeit zeitigt auch der auf dem Balkan perverse Begleiterscheinungen. Da war wie immer hinter der Front streitender Armeen die Oberin, die ein Hilfskorps fremder Krankenschwestern heranführen wollte und sich zur Königin führen ließ. Die hohe Frau, die unermüdlich als wahrhaft großherzige Landesmutter an Schmerzensbetten steht, will an der Front nur Männer als Pfleger oder Träger sehen. Weil die Oberin nur auf den vordersten Verbandplätzen wirken wollte, wurde sie zu einem zugereisten Arzt ihrer eigenen Nation geschickt, der wie die Königin nur Männer in der ersten Linie des Gesundheitsdienstes duldet. Drei Stunden saß im Hotel von Sofia die Oberin vor dem Arzt, der nur allzugern die Schwestern in Lazaretten beschäftigt hätte: „Wir kommen gern, Herr Doktor, aber nur, wenn man uns an die Front schickt!“ In jedem Krieg wird mit gleicher Hartnäckigkeit der gleiche Wunsch verfochten. Kommen die Helferinnen aus Schaulust oder Mitgefühl?

-o-

Der Balkankrieg und die freiwillige Hilfstätigkeit.

Von Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Hermann Küttner in Breslau.

Ein furchtbarer Feind ist mit der verheerenden Seuche in die Reihen der kämpfenden Balkanvölker eingebrochen und wird diesen männermordenden Krieg vielleicht schneller beenden, als alle Siege und Niederlagen und alle diplomatische Kunst es je vermocht hätten. Die Zeiten sind endgültig vorüber, in denen der Bürger sagen konnte:

„Nichts Bessers weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten, weit, in der Türkei,
Die Völker aufeinander schlagen."

Heute wird unser ganzer Erdteil durch diesen Krieg „hinten, weit, in der Türkei" politisch und wirtschaftlich aufs schwerste in Mitleidenschaft gezogen, und in der explosionsartig entstandenen, auf dem vorbereiteten Boden mit rasender Schnelligkeit um sich greifenden Cholera erwächst ihm eine neue Gefahr. Es hat den Anschein, als ob hier vor den Augen des zivilisierten Europa und innerhalb seiner Grenzen eine der gewaltigsten Völkerkatastrophen sich abspielt, wie frühere barbarische Zeitalter sie grausamer nicht gesehen haben, und schaudernd werden, wenn erst der Schleier von den Ereignissen auf dem Balkan fortgerissen sein wird, die führenden Nationen sich bewußt werden, in welch trauriger Machtlosigkeit sie so blutigen Hohn auf alle Kultur haben dulden müssen.

Nur ein Lichtstrahl fällt in das düstere Bild: mit Macht regt sich überall das Mitleid, mit vollen Händen wird gegeben, um dem Elend zu steuern, von allen Seiten strömen hilfsbereite Menschen herbei und stellen ihre Kunst, ihre Kraft und Gesundheit selbstlos in den Dienst der Nächstenliebe. Konnten Schrecken und Not des Krieges nicht verhindert werden, so soll wenigstens alles geschehen, um sie nach Möglichkeit zu lindern. Wohl noch niemals hat die freiwillige Hilfe in einem Kriege fremder Völker mit solcher Energie eingesetzt wie in diesem Balkanfeldzuge. Und wenn auch keine Macht der Erde imstande sein wird, der ganzen Fülle des Jammers wirksam zu begegnen, wenn alles, was geschieht, nicht viel mehr sein wird als der Tropfen auf den heißen Stein, so liegt dies nicht an mangelnder Opferfreudigkeit, nicht an fehlendem guten Willen, sondern einzig daran, daß die weite Ausdehnung und Unwirtlichkeit des Kriegsschauplatzes, die durch die Brutalität der Kriegsführung verursachte Panik der Bevölkerung, die unzureichende Fürsorge bei einzelnen der kämpfenden Nationen und nicht zuletzt strategische Rücksichten eine durchgreifende Hilfe an allen Punkten zugleich verhindern.

Mit freudigem Stolze können wir feststellen, daß Deutschlands freiwillige Hilfstätigkeit in erster Linie steht. Das Beispiel unseres Herrscherpaares hat bewirkt, daß reiche Geldmittel mit der nötigen Schnelligkeit zuströmten, und so war das Zentralkomitee der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz, dank seiner stetigen Bereitschaft und glänzenden Organisation, in der Lage, unmittelbar nach Ausbruch des Krieges eine weitgehende Hilfsaktion in die Wege zu leiten. Schon am 25. und 26. Oktober verließen drei nach Bulgarien, Griechenland und der Türkei bestimmte Expeditionen Deutschland, zwei weitere Abordnungen nach Serbien und der Türkei folgten am 2. November, eine sechste Expedition unter der Leitung Prof. Hildebrandts und eine siebente, nach Skutari bei Konstantinopel designierte Abordnung, die dem Marineoberstabsarzt a. D. Prof. Reich untersteht, haben die Ausreise angetreten. Der sechsten Expedition ist die wichtige Aufgabe zugefallen, durch die bulgarische Umgürtung nach Adrianopel vorzudringen, um der belagerten Stadt die vom türkischen Roten Halbmond dringend erbetenen großen Vorräte an Verbandmaterial und Arzneimitteln zu überbringen. 16 Ärzte, unter ihnen Chirurgen von anerkanntem Rufe, wie Coenen, Dreyer, Hildebrandt, Kirschner, Liebert, Luxemburg, Mühsam und andere, gehören diesen sieben Abordnungen an, zahlreiche Schwestern aus dem Clementinenhause zu Hannover, dem Karl-Olga-Krankenhause zu Stuttgart, dem Anscharhause zu Kiel, den Roten-Kreuz-Krankenhäusern zu Kassel und Wiesbaden, dem Krankenhaus des Verbandes Brandenburg der Vaterländischen Frauenvereine in Eberswalde, ferner eine große Zahl freiwilliger Krankenpfleger vom Roten Kreuz aus allen Berufsständen bilden das Personal der Expeditionen, welche reiche Bestände an Medikamenten und Verbandstoffen, Instrumenten und Lazaretteinrichtungen mit sich führen. Durch seine ausgiebige Betätigung in allen Feldzügen der letzten Dezennien verfügt das Deutsche Rote Kreuz über eine Erfahrung in der Ausrüstung von Kriegsexpeditionen, welche fast unerreicht dasteht, und ist somit in der Lage, seine Abordnungen in mustergültiger, modernster Weise auszustatten.

Wie das Deutsche Rote Kreuz haben auch die gleichen Verbände der übrigen neutralen Staaten vieles getan, um ihre Schwestergesellschaften in den kriegführenden Ländern zu unterstützen*). So entsandte das Österreichische Rote Kreuz je eine Feldambulanz nach Podgoritza und Bulgarien, ein Feldspital nach Cetinje und überwies reichliches Verbandmaterial dem Ottomanischen Roten Halbmond. Das Russische Rote Kreuz schickte zwei Feldlazarette nach Montenegro und stellte zwei stehende und sieben fliegende Lazarette den übrigen Balkanstaaten zur Verfügung. Die Britische Gesellschaft vom Roten Kreuz errichtete ein Hospital von 60 Betten in Konstantinopel, Italien spendete große Vorräte von Sanitätsmaterial, Schweden ordnete eine Ambulanz nach Griechenland ab, und das Holländische Rote Kreuz beschloß die Entsendung einer Expedition nach Konstantinopel. So wirken wenigstens die Gesellschaften vom Roten Kreuz aus aller Herren Ländern in voller Einmütigkeit, wo der politischen Solidarität der Mächte so viele Hindernisse im Wege stehen.

Eine besonders erfreuliche Erscheinung ist es, daß die deutsche Ärzteschaft sich mit größter Bereitwilligkeit in den Dienst der internationalen Hilfe gestellt hat. Dem Zentralkomitee der Deutschen Vereine vom Roten Kreuz gingen Meldungen jüngerer und älterer Ärzte in solcher Fülle zu, daß die oben erwähnte Auswahl bester Kräfte getroffen werden konnte. Überaus zahlreiche Ärzte folgten ferner dem Serbischen und dem Bulgarischen Roten Kreuze, welche Aufrufe in den deutschen medizinischen Wochenschriften erlassen hatten, und wurden in den Sanitätsdienst dieser Staaten eingereiht. Aus

*) Vgl. „Das Rote Kreuz". 1912. Nr. 23.

Breslau allein sind fünf Ärzte auf dem Kriegsschauplatz tätig. Besonders ehrenvoll für unsere Ärzteschaft und für das Ansehen der deutschen Chirurgie im Auslande aber ist es, daß von den kriegführenden Staaten selbst eine Anzahl deutscher Chirurgen in leitende Stellungen bei den betreffenden Sanitätsformationen berufen worden ist. In solchen Positionen wirken in Serbien der aus dem Feldzuge in der Mandschurei rühmlichst bekannte Charlottenburger Chirurg v. Oettingen und der Kölner Arzt Dr. Göbel, auf bulgarischer Seite der Direktor des Koburger Krankenhauses Professor Colmers, in der Türkei der frühere Leibarzt des Sultans Abd ul Hamid Professor Bier aus Berlin und Professor Wieting-Pascha, der Leiter des Lehrkrankenhauses Gülhane in Konstantinopel, der seit Jahren dem militärärztlichen Bildungswesen in der Türkei vorsteht.

Alle diese deutschen Ärzte werden überreiche Gelegenheit zur Betätigung ihres Wissens und Könnens finden. Auch heute hat Homers Wort an Wahrheit nicht verloren:

„Denn ein heilender Mann ist wert wie viele zu achten,
Der ausschneidet den Pfeil und mit lindernder Salbe verbindet!"
(Voß.)

Ihr Wirken ist nicht nur vom humanitären Gesichtspunkte höchst wertvoll, es kommt ihm auch eine große **nationale Bedeutung** zu. Der unter so erschwerten Umständen im fremden Lande tätige deutsche Arzt ist ein wichtiger Repräsentant des Deutschtums und wird mit Argusaugen beobachtet. Ich habe während dreier Feldzüge, die ich in der Türkei, in Südafrika und Ostasien im Dienste des Deutschen Roten Kreuzes mitgemacht habe, häufig Gelegenheit gehabt, festzustellen, daß tüchtige Ärzte fremder Nationen dem Ansehen ihres Vaterlandes in hohem Maße zu nützen vermochten, daß umgekehrt mangelhafte Leistungen nicht auf das Konto der untüchtigen Persönlichkeit, sondern auf das des betreffenden Staates gesetzt wurden.

Die Anforderungen, welche an die im fremden Lande unter Menschen fremder Zunge und fremder Sitten tätigen Ärzte, Schwestern und Krankenpfleger gestellt werden, sind stets außerordentlich hohe, namentlich dann, wenn ihre Tätigkeit sich nicht unter den einigermaßen geordneten Verhältnissen der rückwärtigen Lazarette abspielt. Allerdings können auch hier, wie im jetzigen Balkankriege die Zustände in Saloniki und Konstantinopel lehren, durch den Ausbruch von Epidemien und das Rückfluten geschlagener Truppenmassen die größten Schwierigkeiten erwachsen, wenn sie auch hinter den in der vorderen Linie sich ergebenden zurückzubleiben pflegen. Sind schon für Männer die Entbehrungen und Strapazen unter solchen Umständen schwer erträglich, so wachsen sie für Frauen ins Ungemessene. Man macht sich keine rechte Vorstellung, was eine Dame auf sich nimmt, wenn sie als Kriegsschwester in fremde Länder zieht. Ungünstige klimatische Verhältnisse, schlechte Ernährung, Mangel jeden Komforts wirken auf den Körper, Jammer und Elend des Kriegs auf das Gemüt. Und doch habe ich stets bei diesen Frauen eine bewundernswerte Energie und Tatkraft gefunden, die ihnen über alles Widerwärtige und Schwere hinweggeholfen hat. Kranken- und Verwundetenpflege, das ist ein Gebiet, auf dem die Frau infolge ihrer natürlichen Veranlagung Unerreichtes leistet, und auf dem der Mann nicht mit ihr konkurrieren kann. Auf der anderen Seite aber ist auch männliches Pflegepersonal im Kriege gar nicht zu entbehren, denn für viele höchst wichtige Dienstleistungen sind wiederum Frauen weniger geeignet, ich nenne die Transporte, von denen das Heil der Verwundeten und Kranken im Felde oft in erster Linie abhängt, die Tätigkeit auf dem Schlachtfelde und bei der Errichtung von Lazaretten, den Verwaltungs- und Sicherheitsdienst.

Erfordert somit die ärztliche Kriegstätigkeit auch eine Fülle von Aufopferung und Selbstverleugnung, so bringt sie auf der andern Seite ungewöhnliche Befriedigung. Denn durch die Errungenschaften der modernen medizinischen Wissenschaft ist die Kriegschirurgie, welche jahrhundertelang dem Vorurteil, dem Aberglauben und der rohen Empirie preisgegeben war, zu einem der dankbarsten Gebiete der Heilkunde geworden. Man bedenke, daß noch im Deutsch-Französischen Kriege die Mehrzahl der Oberschenkelschußbrüche mit dem Tode oder doch dem Verluste der Extremitäten geendet hat, und daß heute Todesfälle oder Amputationen bei Schußbrüchen durch Infanteriegeschosse Seltenheiten geworden sind. Auch dadurch gewinnt die Hilfstätigkeit im Felde an Reiz, daß die persönliche Erfindungsgabe in hervorragender Weise zur Geltung kommt, denn nirgends kann durch geschickte Improvisationen so viel geleistet werden wie gerade hier.

Alle die deutschen Ärzte, Schwestern und freiwilligen Krankenpfleger, die ohne Rücksicht auf die eigene Gefahr in diesen blutigen Krieg fremder Völker hinauszogen, begleiten wir mit unseren treuesten Wünschen. Mögen sie, vor Schaden bewahrt, ihrem selbstlosen Werke mit aller Kraft dienen können, möge ihnen allen eine glückliche Heimkehr beschieden sein!



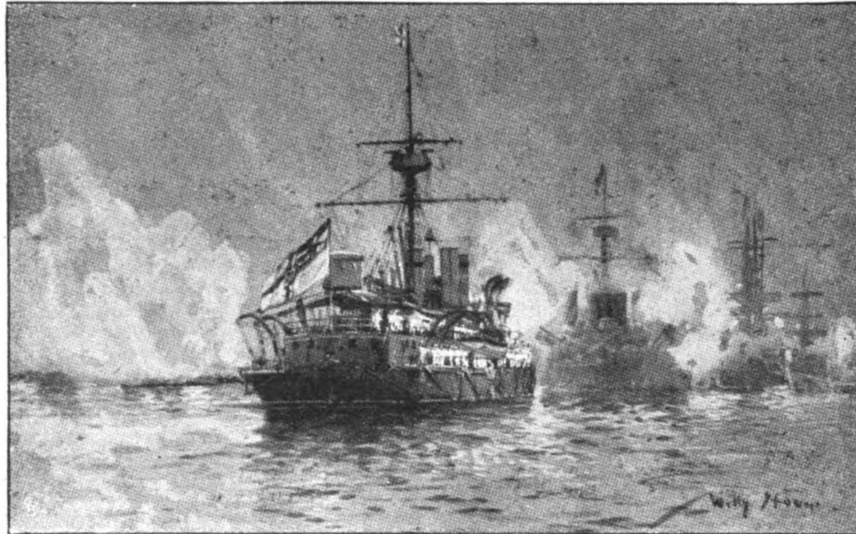
Kaiser Wilhelm II.
und die Marine.

(Hierzu 2 Abbildungen.)

Wenn die Geschichtsforschung dereinst bemüht sein wird, das Lebenswerk Kaiser Wilhelms II. mit objektiver Klarheit zu zergliedern, dann wird man erst so recht erkennen, wie unsere deutsche Kriegsmarine im Kaiser ihren stärksten Förderer hatte und schwerlich das geworden wäre, was sie heute ist, wenn ihr oberster Herr nicht immer wieder als beredter Mahner und unermüdlicher Propagandist für ihre kraftvolle Entwicklung eingetreten wäre. Es galt da Widerstände zu überwinden, denen eine weniger zäh an ihren Idealen festhaltende Persönlichkeit nicht gewachsen gewesen wäre: hier die Gleichgültigkeit, kurzsichtige Philisterei, dort die einseitigste Interessenwirtschaft und völlige Verkennung zwingender Bedürfnisse. Von Jugend auf fürs Salzwasser begeistert, dabei ein Realpolitiker von weitschauendem Blick, hat Wilhelm II. vom Augenblick der Thronbesteigung an sein ganzes starkes Temperament in die Wagschale geworfen, um unserer Landmacht eine würdige, achtunggebietende Kriegsflotte beizugesellen. Den großartigen Entwicklungsgang der deutschen Marine und den Anteil des Kaisers daran in Wort und Bild vor Augen zu führen, ist der Zweck eines prächtigen Werkes, das soeben unter dem Titel „**Kaiser Wilhelm II. und die Marine**" im Verlag von August Scherl G. m. b. H. in Berlin erschien*), und dessen

*) Preis 5 Mark, Bezug durch alle Buchhandlungen, eine Bestellkarte liegt heute der „Woche" bei.

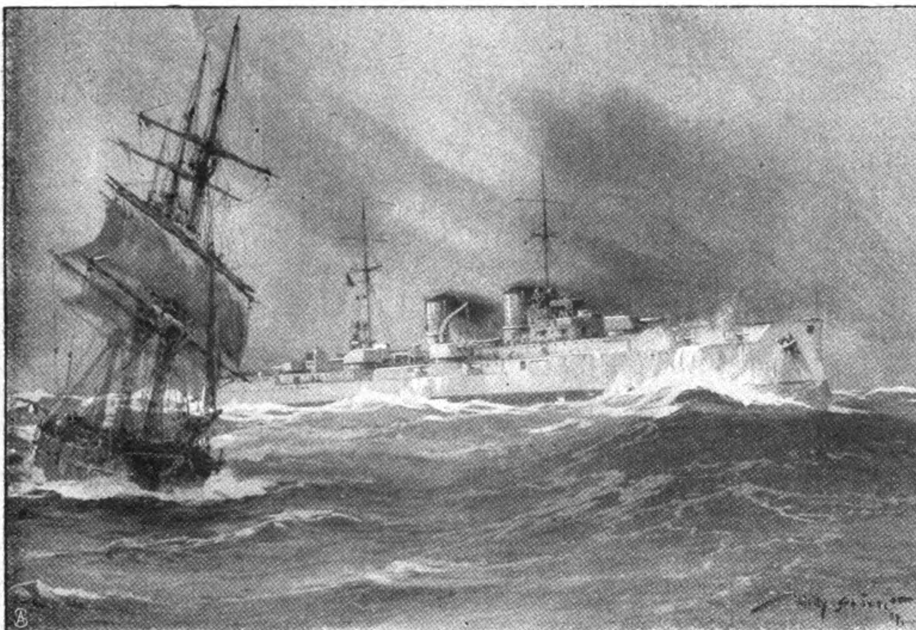
Widmung der Monarch entgegengenommen hat. Die außerordentlich lebendigen Zeichnungen und Aquarelle, die den stattlichen Band in großer Anzahl schmücken – wir geben zwei Probebilder wieder – stammen von Prof. Willy Stöwer, dem geschätzten Marinemaler, während den Text in sehr fesselnder Weise sein nicht minder berufener Mitarbeiter Admiralitätsrat Georg Wislicenus schrieb.



Der erste Salut für Kaiser Wilhelm II.

Die Darstellung beginnt mit den Versuchen des Großen Kurfürsten, sich mit einer brandenburgischen Flotte Seegewalt zu verschaffen — ein Versuch, der trotz mancher schönen Erfolge schließlich doch an der Unzulänglichkeit der Mittel und der maritimen Uebermacht der Holländer scheitern mußte. Auch Friedrich der Große besaß den richtigen Blick für die Vorteile der Seegewalt, aber in weiser Beschränkung hütete er sich vor einer Zersplitterung seiner Kräfte. Der Traum von einer deutschen Marine, wie er später in den Köpfen einer großdeutsch denkenden Minderheit schlummerte, schien nicht in Erfüllung gehen zu wollen; ein unglaublicher Krähwinkelgeist und unendlicher Hader erstickten jeden Versuch, den Weg aus der Enge über das große Wasser zu finden, im Keim. Auch der von Brommy 1849 organisierten „Reichsflotte" in Gestalt einiger ganz untauglicher Fahrzeuge war schnell ein trauriges Ende beschieden. Erst in den fünfziger Jahren ging es etwas rüstiger vorwärts, es begann sich eine preußische Flotte zu entwickeln, und unsere blauen Jungen erhielten im Kampf mit marokkanischen Seeräubern bei Tres Forcas die Feuertaufe. Aber wie bescheiden waren diese Anfänge, wie sehr litten sie unter der allgemeinen Verständnislosigkeit! Kein Wunder demnach, daß im großen Ringen von 1870/71 die deutschen Kriegsschiffe nur eine nebensächliche Rolle spielten, und daß nach glücklich errungenem Siege den meisten Deutschen eine starke Marine jetzt erst recht überflüssig erschien.

Es blieb Kaiser Wilhelm II. vorbehalten, in richtiger Würdigung der inzwischen so völlig anders orientierten Weltpolitik und ihrer Machtmittel die Schaffung einer wirklich leistungsfähigen Kriegsflotte als unabweisbares Bedürfnis zu empfinden und sich dafür mit der hinreißenden Wucht seines starken Willens einzusetzen. Er fand bei seinem Regierungsantritt eine Seemacht vor, die zwar recht ansehnlich war, aber doch bei weitem nicht dem entsprach, was man erreichen konnte und erreichen mußte. Wie die Initiative des Kaisers dazu verhalf, daß alle „alten Kasten" und verunglückten Konstruktionen von modernen Schlachtschiffen verdrängt wurden, das mag man sich von Stöwer und Wislicenus in Bild und Wort erzählen lassen. Und wie hat es Wilhelm II. verstanden, für seine Ideen zu wirken und auch die anfänglich Widerstrebenden, die ironisch von „Flottenschwärmern" sprachen, für die Notwendigkeit und den Nutzen einer angemessenen Seegeltung zu gewinnen! Ja, gerade hierin liegt sein Hauptverdienst um die deutsche Flotte, in dieser nie erlahmenden Werbearbeit und in dem vorzüglichen Geist, den der Kaiser, selbst ein Seemann mit Leib und Seele, im Offizierkorps und bei den Mannschaften unserer Marine zu fördern wußte.



Panzerkreuzer „Blücher".

Daß er dabei auch noch Zeit fand, der Handelsschiffahrt, dem Schiffsbau und dem Jachtsport sein tatkräftiges Interesse zuzuwenden, das ist nur ein neuer Beweis für die erstaunliche Vielseitigkeit und Lebhaftigkeit des Monarchen. B. D.

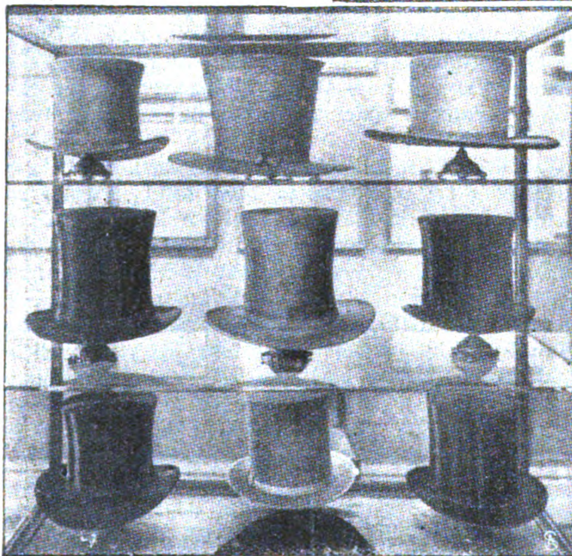
Der Dandy von Anno dazumal.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Das vornehme Paris ist im Augenblick nicht nur um eine Ausstellung reicher, sondern auch um ein neues Wort: „L'exposition du Dandysme" — die Bezeichnung eines Kulturtraums der Männerwelt, einer Epoche gesellschaftlicher Erfolge von Elegants, deren Lebenszweck im Erdenken kunstvoller Ueberröcke und im Modellieren berückender Westen bestand. Bestand! Denn die große Zeit fiel in die Regierung Louis Philipps, war von England importiert und verkörperte sich in dem Namen des Beau Brummel, zu dem Könige staunend aufblickten.



Der Salon eines Dandys aus dem Jahr 1830.



Zylinderhüte aus der Zeit Louis Philipps.

Eine kleine Elite führender Geister auf dem Gebiet der schönen Künste ist nun an der Arbeit, die große Vergangenheit des todschicken Flaneurs wieder zu erwecken, der farblosen, unschönen und „taktlosen" Männerkleidung von heute den Garaus zu machen und an einzelnen Auserwählten zu zeigen, wie ein Mann aussehen soll, der eigenartig, nicht allzu auffallend, aber doch geschmackvoll, tadellos und „mit Seele" gekleidet ist.

Die Männermodenausstellung bei Devambez ist also eine Anregung zu neuen Ausdrucksmitteln des äußeren Menschen und reich beschickt mit Toilettenstücken von Leuten, die einst die Welt bedeuteten. Wenigstens die Welt der Boulevards und der schöngeistigen Salons, in der eine eng um die Lackschuhe geknöpfte Hose einen Freudentaumel hervorrief und die gerade oder gebogene Krempe eines Zylinders und des Materials dieser wasserköpfigen Hutformen Gegenstand erregter Debatten war.

Die Tage von 1830! Bis an oder über die Ohrläppchen reichende Vatermörder und die dreimalgeschlungene Krawatte, der kurze Streifenbart, der von den Schläfen etwas schräg nach der Backe hinlief, der Redingote mit enger Taille und weiten Schößen — werden oder möchten wir das alles wieder erleben? Könnten sich die Geistesritter der Gegenwart wirklich dauernd in den Kostümen gefallen, die in den Schlendrian der guten, alten Zeit so herrlich hineinpaßten, heute aber, da die Eleganz der Kleidung mit ihrer Zweckmäßigkeit wetteifert, wie eine Maskerade wirken? Nützt es etwas, darauf hinzuweisen, daß Alfred de Musset der erste Elegant von Paris gewesen, und daß Gaspard de Grimaud, ein nicht unbegabter Bildhauer, in London einen „Succès fou" mit seinen exklusiven und exquisiten Toiletten errang? Soll man des Grafen d'Orsay gedenken, der einem triefnaß dastehenden Matrosen zehn Guineen bot für Ueberlassung seines groben, wollenen Habits, nach dem er dann eine Weste schuf, von der noch Kinder und Kindeskinder mit Tränen der Glückseligkeit zu erzählen wußten! Wird die Spitzenmanschette und das gebauschte Jabot auch jetzt noch so faszinierend wirken wie damals, als im Café de Paris die Literaturgrößen Frankreichs ihre unsterblichen Werke zitierten?!



Ein Dandy aus dem Jahre 1839.
Bronzefigur von P. J. Mene

Wir wissen es nicht, wissen nicht einmal, ob wir es wünschen sollen. Und damit ist der „scharmanten Idee" schon der Boden entzogen, auf dem Optimisten ein neues Wunderbild männlicher Schönheit erstehen sahen. Rita.

Unsere Bilder

Die Hofjagd in Springe (Abb. S. 2013 u. 2014). Der österreichisch-ungarische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand hat einige Tage als Gast des Deutschen Kaisers am Berliner Hof geweilt und an der alljährlich in Springe stattfindenden Hofjagd teilgenommen. Bereits am Tage vor der Jagd war der Monarch mit dem Erzherzog und den übrigen Teilnehmern im Jagdschloß Saupark eingetroffen, wo nach dem Diner ein Bierabend in zwangloser Weise die kaiserlichen Gäste vereinte. Am Tag darauf wurden die Jagdteilnehmer in Automobilen ins Revier gebracht; der Erzherzog erlegte im ganzen 93 Stück Wild, während die Strecke für den Kaiser 48 Stück auswies. Es ist selbstverständlich, daß beide Fürsten die Gelegenheit benutzt haben, um über die politische Lage im allgemeinen und die Stellung der Donaumonarchie zu Serbiens Forderungen im besonderen in lebhaften Gedankenaustausch zu treten.

Die kriegerischen Ereignisse am Balkan (Abb. nebenst. u. 2015—2017) sind in den letzten Tagen in den Hintergrund des Interesses getreten, denn die Spannung zwischen Oesterreich und Serbien bildet augenblicklich das Tagesgespräch. Den Anlaß zu diesem Konflikt bot nicht allein Serbiens Forderung eines Hafens an der Adria, sondern noch mehr das Verschwinden des österreichisch-ungarischen Konsuls Prochaska in Prizrend, von dem seit vier Wochen keine Nachricht eingetroffen war. Die Annahme, der Konsul sei ermordet worden, hat sich glücklicherweise nicht bestätigt, denn nach den letzten eingelaufenen Nachrichten ist der mit der Aufsuchung des Vermißten beauftragte Konsul Theodor Edl mit Prochaska in Ueskür zusammengetroffen. Vom Kriegschauplatz selbst laufen die Meldungen nur sehr spärlich ein und widersprechen sich oft vollständig, je nach der Quelle, aus der sie stammen. Unsere Bilder zeigen u. a. den Einzug des Königs Georg von Griechenland und des Kronprinzen Konstantin in Saloniki, ferner die Mannschaft des Kreuzers „Goeben" als Wache in dem deutschen Botschaftsgebäude in Konstantinopel. Besonderes Interesse verdienen wieder zwei Zeichnungen unserer Spezialzeichner: auf dem einen von Prof. Vesin gezeichneten Bild begrüßt Zar Ferdinand türkische Gefangene, während das andere Bild von unserem bei der türkischen Armee weilenden Spezialzeichner Paget herrührt. — An der Tschataldschalinie ist es in den letzten Tagen ziemlich ruhig geblieben, da die zunächst fehlgeschlagenen Verhandlungen wegen eines Waffenstillstands von neuem aufgenommen worden sind. Eine Uebersichtskarte zeigt uns aus der Vogelperspektive dieses letzte Bollwerk vor Konstantinopel mit dem Schußfeld, das die türkische Flotte im Marmara-Meer aus ihren Geschützen bedecken kann. Inzwischen ist eine neue Expedition des deutschen Roten Kreuzes unter dem Chirurgen Professor August Hildebrandt mit dem freiwilligen Krankenpfleger Fabrikbesitzer Korth aus Bromberg von Berlin nach Sofia abgegangen, um von da aus Adrianopel zu erreichen.



Prof. A. Hildebrandt. Prof. Dr. Kimmle. Freiw. Krankenpfleger Korth.

Abreise einer neuen Expedition vom Roten Kreuz nach Adrianopel.

Ein Wohltätigkeitsbasar in Koburg (Abb. S. 2019) hat kürzlich unter dem Protektorat der Herzogin Marie von Sachsen-Koburg stattgefunden. Eine große Anzahl fürstlicher Damen hatte sich in den Dienst der guten Sache gestellt, so daß der erzielte Erfolg außerordentlich günstig zu nennen war. U. a. fand ein lebendes Bild „Die Liebe" den ungeteilten Beifall der zahlreichen Besucher.

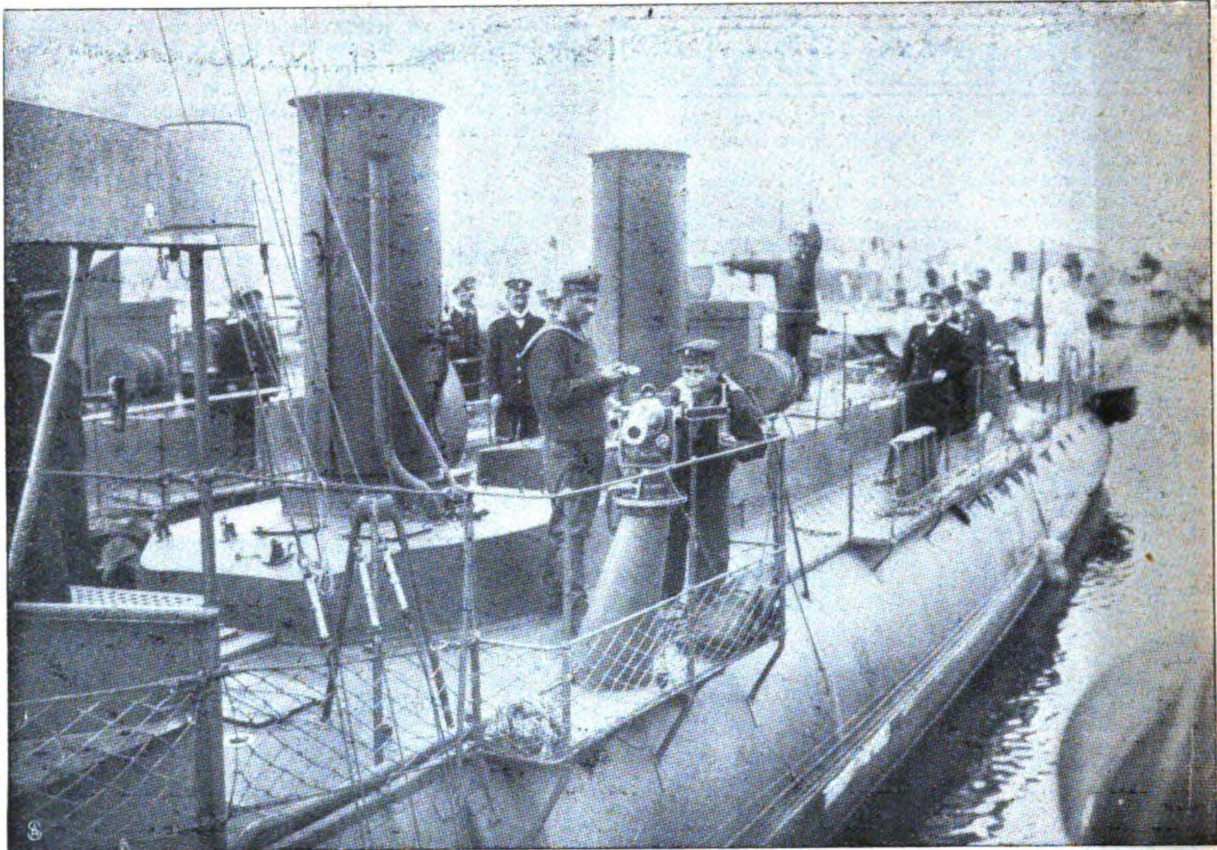
Die Hochzeitsfeier von Fräulein Mercedes Staudt (Abb. S. 2019) mit dem Großindustriellen Paul te Loosen in Düsseldorf hat mit großem Gepränge in Berlin stattgefunden. Die junge Frau ist die zweite Tochter der Frau Konsul Staudt, deren älteste Tochter Viktoria mit dem Rittmeister v. Kummer verheiratet ist. Unser Bild zeigt einen anmutigen „Elfenreigen", den einige Damen der Gesellschaft den Neuvermählten zu Ehren aufführten.

Die Meisterschaft der Deutschen Herrenreiter (Abb. S. 2014) für das Jahr 1912 haben zwei Offiziere auf sich vereinigt, die jeder im ganzen 61 Siege im Laufe der Saison erringen konnten. Es sind dies Leutnant v. Egan-Krieger vom 1. Leibhusarenregiment und Leutnant Frhr. v. Berchem vom 3. Gardeulanenregiment. Bis zum letzten Renntag in Strausberg hatte jeder der beiden Herrenreiter 60 Siege zu verzeichnen gehabt; so rief der hartnäckige Kampf zwischen den beiden um das Championat der deutschen Herrenreiter das lebhafteste Interesse hervor. Da das heiße Finish in „totem Rennen" endete, können beide Offiziere sich in die Siegespalme der Saison teilen.

Drei Nobelpreisträger (Portr. S. 2020). Die schwedische Akademie der Wissenschaften in Stockholm hat den diesjährigen Nobelpreis für Chemie zwischen dem Professor W. Grignard in Nancy und dem Professor Paul Sabatier in Toulouse geteilt, während der Preis für Physik dem Oberingenieur Gustav Dalén zuerkannt wurde. Prof. Grignard ist in der chemischen Welt durch die nach ihm benannte Reaktion bekannt geworden, während Professor Sabatier, der im Alter von 58 Jahren steht, zahlreiche Untersuchungen über Vorgänge im elektrischen Lichtbogen mit Erfolg durchgeführt hat. Oberingenieur Dalén, der bisher in der wissenschaftlichen Welt nur wenig bekannt war, steht im 43. Lebensjahr und erhielt den Preis wegen seiner Erfindungen von selbsttätigen Regulatoren für Beleuchtung von Leuchttürmen und Bojen in Verbindung mit Gasakkumulatoren.

Die neue Universitätsbibliothek in Tübingen (Abb. S. 2018) ist vor kurzem in Gegenwart der Königin von Württemberg, der Minister und des Rektors feierlich eingeweiht worden. Der König war durch eine leichte Erkrankung am Erscheinen verhindert. An die Feier schloß sich ein Rundgang durch das neue Gebäude.

Das Passagierluftschiff „Hansa" (Abb. S. 2020), das bisher in Gotha stationiert war, ist vor einigen Tagen in Potsdam eingetroffen, um als erster Zeppelinkreuzer den kürzlich vollendeten Luftschiffhafen in der Nähe von Berlin zu beziehen.



Phot. E. Chusseau-Flaviens.

Ein Erfolg der bulgarischen Marine: Bulgarische Torpedoboote, die den türkischen Kreuzer „Hamidieh" außer Gefecht setzten.

Personalien (Portr. S. 2018 u. 2020). Zum italienischen Botschafter in Berlin ist an Stelle des verabschiedeten Botschafters Pansa der bisherige Generalsekretär im Außenministerium Riccardo Bollati ernannt worden. Der neue Botschafter ist im Jahr 1858 geboren, steht also im 54. Lebensjahr. Er ist als Freund Deutschlands und überzeugter Anhänger der Dreibundtradition bekannt. — Als Nachfolger des im nächsten Jahr von seinem Lehramt zurücktretenden berühmten Berliner Nationalökonomen Wirkl. Geh. Rat v. Schmoller ist von der philosophischen Fakultät der Universität Prof. Dr. Heinrich Herkner berufen worden. Prof. Herkner, der im Alter von 49 Jahren steht, ist Professor der Nationalökonomie an der Techn. Hochschule in Charlottenburg. — Kapellmeister Bruno Walter ist als Nachfolger für Mottl nach München berufen worden. Der neue Hofkapellmeister, der wie Mottl den Titel Generalmusikdirektor führen wird, ist ein gebürtiger Berliner. Er ist seit 1901 an der Wiener Hofoper tätig. — Den Höhenweltrekord für Damen, der bisher mit 820 Meter von Fräulein Melli Beese gehalten wurde, hat vor einigen Tagen auf dem Flugplatz in Johannisthal die russische Fliegerin Fräulein Galanschikoff fast um das Dreifache geschlagen. Die mutige Pilotin unternahm einen Flug auf ihrem stabilen Fokker-Eindecker und erreichte eine Höhe von 2200 Meter. — Ein auch weiteren Kreisen sehr bekannter Offizier der deutschen Marine, Kapitän z. S. Funcke, ist unter Ernennung zum dritten Admiral der Aufklärungschiffe zum Konteradmiral befördert worden. — Zum Nachfolger des in den Ruhestand tretenden englischen Botschafters in Washington, Sir James Bryce, ist Sir C. Spring-Rice ernannt worden. Der neue Botschafter war bisher englischer Gesandter in Stockholm.

Todesfälle (Portr. S. 2018). Maria Gräfin von Flandern, die Mutter des Königs der Belgier, ist nach kurzem Krankenlager in Brüssel gestorben; sie war eine geborene Prinzessin von Hohenzollern und stand im Alter von 67 Jahren. — In Berlin starb der Schöpfer des Berliner Lessingdenkmals, Professor Otto Lessing, im 66. Lebensjahr. Die Reichshauptstadt verdankt ihm eine Fülle von schmuckreichen Schöpfungen.

Die Toten der Woche

Legationsrat Dr. Bumiller, ein bekannter Ostafrikaner, † in St. Stefano bei Konstantinopel am 26. November.

Frau Lina Crispi, die Gemahlin des früheren bekannten Staatsmannes, † in Neapel am 25. November (Portr. untenst.).



Vizeadmiral z. D. Siegel †



Frau Lina Crispi †

Maria von Belgien, Gräfin von Flandern, † in Brüssel am 25. November im Alter von 67 Jahren (Portr. S. 2018).

Professor Otto Lessing, der Schöpfer des Berliner Lessingdenkmals, † in Berlin am 23. November (Portr. S. 2018).

Hans Leonard Ottomayer, ehem. bekannter Schauspieler, † in Berlin am 20. November im Alter von 72 Jahren.

Vizeadmiral z. D. Siegel, ehem. Marineattaché in Paris, † in Traunfeld am 25. November (Portr. obenst.).

Oberregisseur Karl Tetzlaff † in Berlin am 18. November im Alter von 70 Jahren.

Nummer 48.

DIE WOCHE
Bilder vom Tage

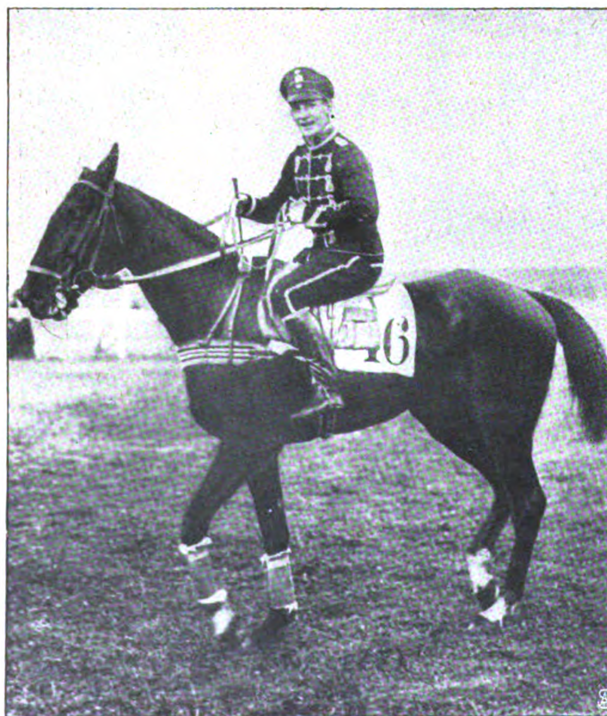
Seite 2013.



Der Kaiser und der Erzherzog-Thronfolger Franz Ferdinand von Österreich-Este.
Von der Hofjagd in Springe. — Spezialaufnahme der „Woche".



Der Kaiser gibt den Fang.
Von der Hofjagd in Springe. — Spezialaufnahme der „Woche“.



Ill. Photo-Verl.

Leutnant von Egan-Krieger.



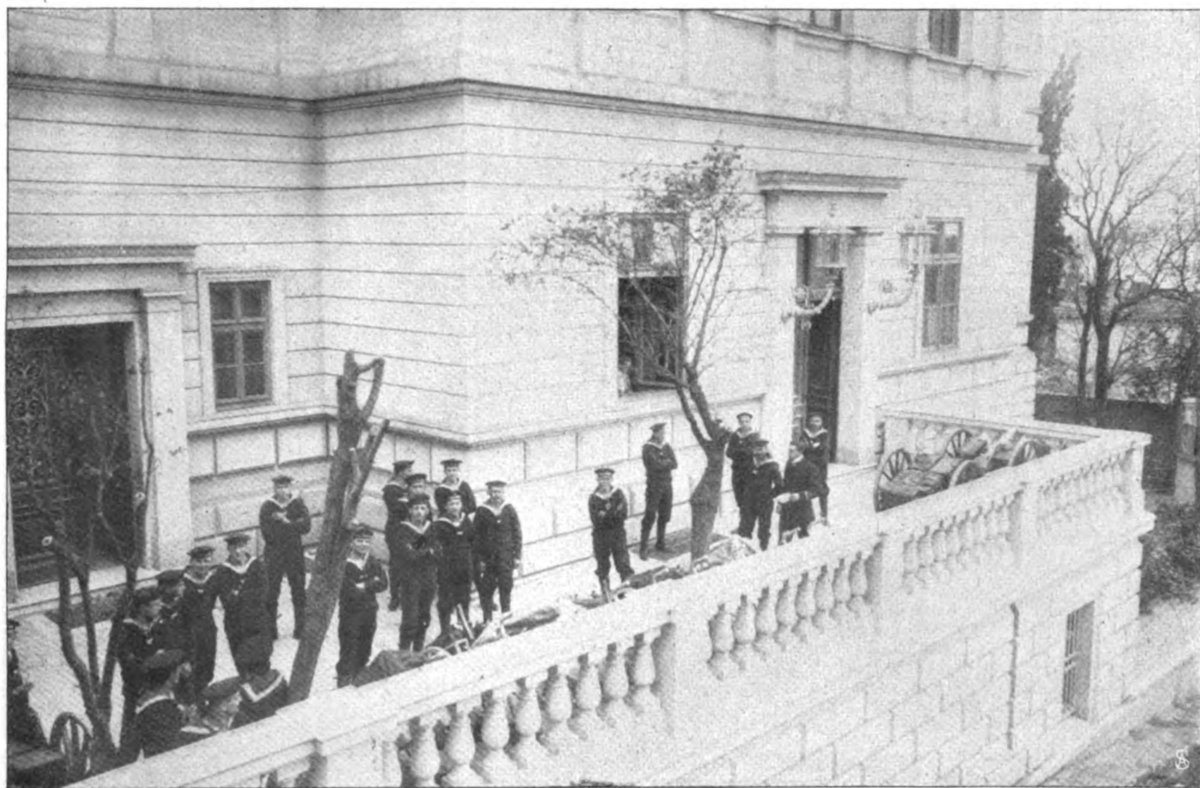
Leutnant Frhr. v. Berchem.

Die beiden Sieger in der Meisterschaft der Deutschen Herrenreiter 1912.



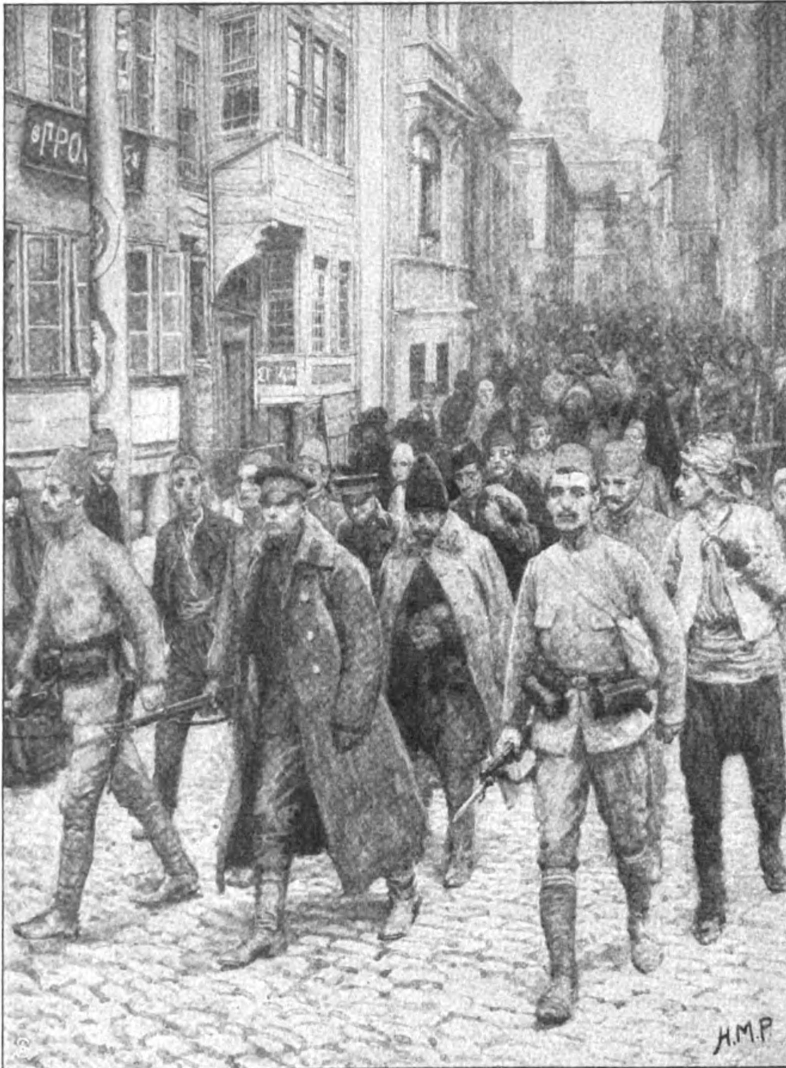
König Georg. Kronprinz Constantin.

Der Einzug des Königs Georg von Griechenland in Saloniki.



Mannschaften des Kreuzers „Goeben" als Wache im deutschen Botschaftsgebäude in Konstantinopel.

Momentbilder vom Balkankrieg.



Ein seltener Anblick in Konstantinopel:
Gefangene Bulgaren auf dem Marsch durch die Straßen der Hauptstadt.
Originalzeichnung unseres Spezialzeichners H. M. Paget.



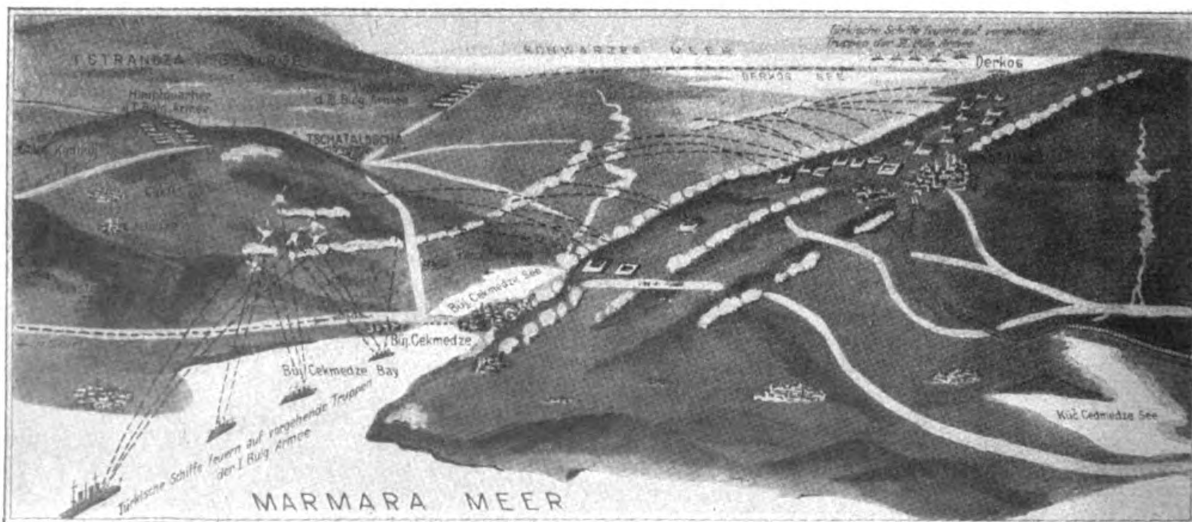
Phot. Kosiat.

Konsul Prochaska,
österr.-ung. Vertreter, verschwand aus Prizrend.



Phot. J. Harkanyi.

Konsul Theodor Edl,
wurde mit der Aufsuchung Prochaskas betraut.
Zu dem österreichisch-serbischen Zwischenfall.



Die Tschataldschalinie mit ihren Forts und das Schußfeld der türkischen Flotte.
Zu den Kämpfen um das letzte Bollwerk vor Konstantinopel.



König Ferdinand von Bulgarien begrüßt türkische Gefangene.
Originalzeichnung unseres Spezialzeichners Prof. Vesin.



Newspaper Ill.

Der deutsche und der französische Militärattaché
begeben sich zur Front.



Türkische Schützen erwarten einen bulgarischen Vorstoß
in den Schützengräben bei Hademköi.

Von den Kämpfen um die Tschataldschalinie.



R. Bollati,
der neuernannte ital. Botschafter in Berlin.



Prof. Dr. H. Herkner,
Nachfolger Schmollers an der Berliner Universität.



Maria von Belgien †
Gräfin von Flandern.



Phot. Elliot & Fry.

Sir C. A. Spring-Rice,
der neue engl. Botschafter in Washington.



Phot. Berl. Sting.

Die neue Königliche Universitätsbibliothek in Tübingen,
die vor kurzem eingeweiht wurde.



Phot. Fechner.

Professor Otto Lessing †
bekannter Berliner Bildhauer.



Von links: Frl. v. Perbrandt, Frl. Schmidt, Frl. v. d. Hagen, Frl. C. Benzinger, Frl. Ch. L. Staudt, Frl. J. Glinicke, Frl. M. Benzinger.

Von der Hochzeit von Frl. Mercedes Staudt, Berlin, mit Herrn Paul te Loosen, Düsseldorf: Festaufführung „Elfenreigen".



Hofphot. Uhlenhuth.

Obere Reihe: Frl. Kanter, Prinzessin Marie von Hohenlohe, Prinzessin Alexandra von Hohenlohe.
Mittlere Reihe: —, Erbprinzessin Alexandra von Hohenlohe-Langenburg, Prinzessin Irma von Hohenlohe.
Untere Reihe: Prinzessin Marie Kyrillowna, Frl. Fichtner, Frl. Holhoff v. Faßmann, Frl. von Goerschen.

Lebendes Bild: „Die Liebe".

Wohltätigkeitsbasar in Koburg unter dem Protektorat der Herzogin Maria.

Drei diesjährige Nobelpreisträger.







Prof. Paul Sabatier, Toulouse.
Chemie.
Prof. Grignard, Nancy. Ing. G. Dalén, Stockholm.
Chemie. Technik.
Phot. Chusseau Flaviens.



Phot. Sandau.

Kapellmeister B. Walter,
der Nachfolger Mottls in München.

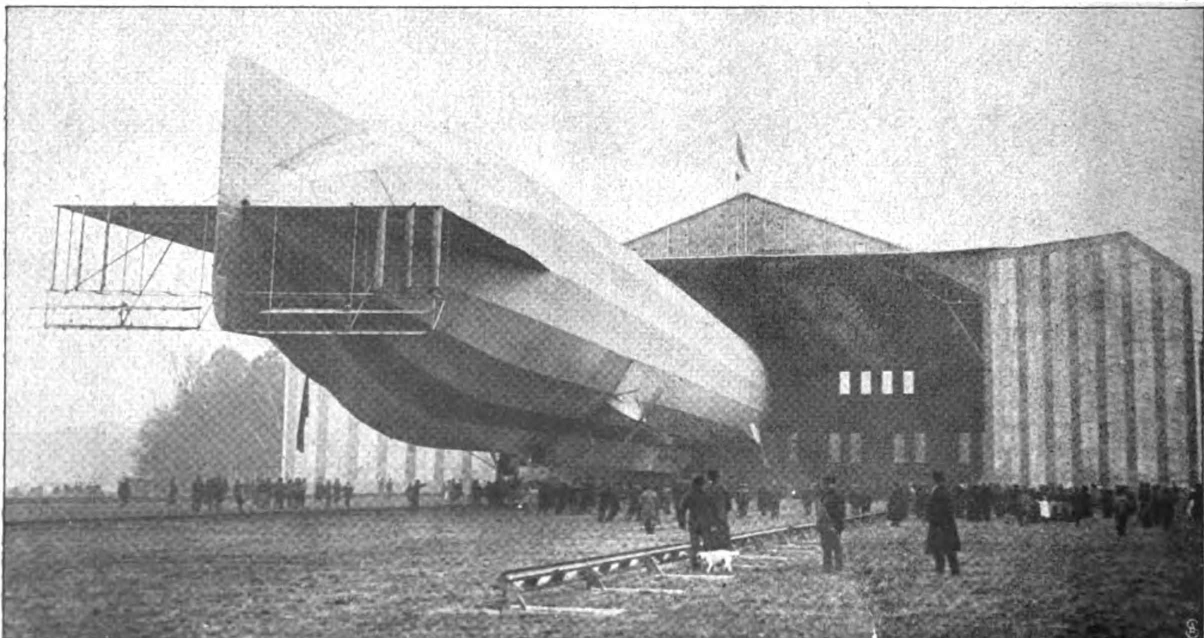


Frl. L. Galanschikoff auf Fokker-Eindecker,
stellte in Johannisthal einen neuen Höhenweltrekord für Damen auf.



Hofphot. Hinz.

Kpt. z. S. Funcke,
wurde zum Konteradmiral befördert.



Das Luftschiff wird in die Halle gebracht. Phot. Benninghoven.

Das im Potsdamer Luftschiffhafen stationierte Passagierluftschiff „Hansa“.

Stark wie die Mark.

Roman von

Rudolph Stratz.

5. Fortsetzung.

Er, Achim von Bornim, mußte hierbleiben. Gereizt. Voll Ärger. In einer Ungeduld .. Kam sie denn noch nicht? Eine Wärme. Eine Stimmung zwischen Tod und Leben ... der große greise Kaiser ... so ein armes kleines Mädchen ... sie und er, Achim von Bornim, so winzig klein in dem, was hier geschah ... Stürmende Dämmerung über den Dächern ... Fegende Regenschauer über die breite Siegesstraße der Hohenzollern ... Ein angehaltener Atem ...

Da war Ilse. Im einfachen dunkeln Mäntelchen. Atemlos. Die Fahrscheine in der Hand. Sie hatte alles besorgt. War etwas enttäuscht. Es war alles am Schnürchen gegangen. So, wie wenn man eine Elle Band kaufte. Gar keine Spur von Gefahr. Kein Grund zum Graulichwerden. Der Herr am Schalter hatte kaum aufgesehen. Aber das nächste Schiff ging erst in drei Tagen. So lange mußte der Schächer in der Haferkiste noch ausharren. Sie war jetzt auch ernst, wo alles um sie ernst war. Die Angst der Tausende spiegelte sich auf ihrem schmalen, bräunlichen Gesicht. Es war, wie wenn der Wind über eine Wasserfläche glitt. Sie schwieg und wartete, was Achim jetzt mit ihr anfangen würde. Er hatte das Gefühl eines Unrechts, hier, in dieser Stunde mit einem Frauenzimmer herumzulaufen ... Etwas vom Offizier kämpfte in ihm dagegen ... grade weil sie ihm so gefiel ...

„Ich dank dir schön, Ilse!" sagte er. „Am besten ist's, du fährst jetzt heim und gibst Lüdecke Bescheid! Er muß also die paar Tage noch in der Verborgenheit blühen. Ich komme dann, wenn's so weit ist, heran und bring ihn an die Bahn!"

Ilse Zültz nickte. In einem eifrigen Gehorsam. Ehe sie in die von ihm herangewinkte Droschke kletterte, nestelte sie sich ihren heißen Schleier weg. Sie sah hübsch aus, wie sie da im Laternenschein stand: „Auf Wiedersehen, Achim!"

Eine helle Stimme. Eine Hand streckte sich aus dem Klapperkasten zweiter Güte. Er drückte die kalten, kleinen Finger.

„Auf Wiedersehen!" sagte er und schaute gedankenlos der Droschke nach. „Komisches Mädel! ... Schad um sie. ... Was aus der wohl mal wurde?" ... Er rappelte sich ärgerlich zusammen. Nun war er frei. Er schritt die Linden hinauf. Und seltsam: Vorhin war er ungeduldig gewesen, das Mädchen loszuwerden. Jetzt hätte er sie sich am liebsten wieder an seine Seite gewünscht, ... nur damit man nicht so allein war. Diese Stimmung ... diese Stunde war zu groß für einen einzelnen Menschen. ...

Ein Meer von naßglitzernden Schirmen vor den hellen und dunkeln Fenstern des Palais. Regen von oben. Nacht am Himmel. Undeutlich hoch im Dämmern riesig Mann und Roß und Dreispitz auf ragendem Sockel. Da reitet erzgegossen der alte Fritz. Und drüben, auf naher Brücke, der Große Kurfürst. Heute kommt er zu ihnen, der ihr Werk vollendet, vom Rhein bis an den Rhyn und von der Maas bis an die Memel. Und immer mehr Menschen, bis hin zum Kastanienwäldchen, zur Valerie, deren Erzrachen vor Paris in das erste Hoch auf den deutschen Kaiser hineingebrüllt, bis zum Zeughaus, wo die zerschlissenen Fahnen hängen, zum alten Hohenzollernschloß drüben an der Spree. Hier reden die Steine, der Boden spricht, hier schlägt das Herz von Preußen. ...

... Und schlägt bald nicht mehr. ...

Eine Bewegung vorn, ein Rauschen durch die Menge, ein Flüstern, ein Weinen von Damen, ein alter General vor Achim drehte sich schluchzend um, das Tuch vor den

Augen . . . Auf einmal wußte es jeder . . . ahnte es . . . Wilhelm der Siegreiche war nicht mehr. . . . Niemand hatte es eigentlich gesagt . . . es war wie ein Wehen in der Nachtluft . . . das Gefühl von Hunderten und Tausenden zugleich: Es ist geschehen. . . . Die Zeit hat sich erfüllt. . . .

Der Leutnant von Bornim ging davon. Benommen. Nur mit einem Gefühl: Ich muß hin und es dem Vater melden. Der saß in der Weinstube des „Kaiserhof" an seinem Stammtisch mit anderen Granden des Reichstags. Seine Augen waren diesen Morgen trocken geblieben, als er den Sohn verstieß. Jetzt faltete der alte Mann die Hände und weinte und schämte sich der Tränen nicht. Nie in seinem Leben hatte Achim seinen Vater weinen sehen. Er hätte nie geglaubt, daß das möglich war. Jetzt erst, bei diesem Anblick, kam ihm die ganze Größe dessen zum Bewußtsein, was geschehen. Und ein leiser Schauer lief ihm den Rücken hinunter.

Dann hob Exzellenz von Bornim den kleinen, vertrockneten Kopf mit dem schlohweiß gesträubten Haar.

„Nun gehen wir Alten!" sagte er sonderbar ruhig zu den anderen verwitterten Grauschädeln um ihn. „Unser alter Herr ist uns voraus und macht Quartier. Wir kommen bald nach."

Daß der Kaiser doch noch diese Nacht durch bis in die neunte Morgenstunde hinein geatmet hatte, das erfuhr man erst am nächsten Mittag. Ein Trauerflor senkte sich über Berlin.

Achim von Bornim aber sah vom Fenster seiner Kasernenwohnung die langen Schleier der Schwarz gekleideten Damen in dem naßkalten Märzwind wehen, das stumpfe Schwarz über dem Zylinder der Herren, in Schwarz ausgeschlagenen Schaufenstern die Büsten Wilhelms des Siegreichen, in vielen Knopflöchern die geknickte Kornblume. In der Kaserne war es still. Es war, als hielte die Armee den Atem an. Noch war der sieche neue Kriegsherr nicht über die Alpen. Und in dieser feierlichen Leere und Weite nach dem Tod, die jeden, selbst den jüngsten Dachs im Kasino, zum ernsthaften Menschen machte, mußte er, Achim von Bornim, noch einmal des Abends hinüber in die Luft der Zültzschen Stallung, in der der Pferdegeruch noch weitaus der reinlichste war. Ilse kam ihm schon auf der Treppe der Schieberhöhle entgegen.

„Er ist nicht mehr da!" meldete sie mit ihrer hellen Stimme. „Er ist in der Ritterstraße, Achim!"

„Warum denn, zum Kuckuck?"

„Erst wurde es ihm in der Haferkiste zu eng. Die Spazierhölzer schliefen ihm ein, sagt er! Da kam er oben in den Kleiderschrank. Da paßte ihm das viele Stehen im Dunkeln auch nicht. Da kroch er auf den Heuboden. Da kriegte er Heufisselchen in die Nase und mußte immer niesen. Da stieg er wieder runter und sagte, hier sei kein Milieu für Kavaliere. Da ist er jetzt, wie's dunkel wurde, zu Herrn von Flissak!"

„Dem Heiratsvermittler?"

„Ja. Er erwartet dich dort!"

Achim von Bornim unterdrückte einen Fluch und wandte sich zum Gehen. Die Kleine legte eilig und eifrig Hut und Mäntelchen an.

„Ich muß mit. In Zivil weiß Herr von Flissak ja nicht, wer du bist! Da nimmt er gar nicht die Sperrkette von der Tür. Der kennt auch seine Pappenheimer" . . .

Eine eiskalte gute Stube mit Paneel und Sofaumbau. Staubige Makartsträuße. Goldfische im Glas wie ein glückbringendes Vorzeichen für die Heiratskandidaten. Herr von Flissak spielte gegen den Leutnant den kordialen älteren Kameraden.

„Unser alter Herr! . . . Ja . . . Herr von Bornim . . . da blutet jedes Preußenherz. . . . Man hat doch gedient. . . . Man hat doch nicht umsonst soundso viel Jahre seinen Krötenspieß an der Seite getragen. . . . Können Sie mir nachfühlen . . . was? . . . Zigarre gefällig? . . . Dürfen Sie unter Brüdern rauchen . . . sind ja zwei Brüder . . . haha" . . .

Und von der anderen Seite drängte seine Frau, eine Schöneberger Bauerntochter, die ganz in die Breite gequollen war und kein Korsett unter dem Hauskleid trug: „Setzen Sie sich doch gefälligst, Herr Baron! Nehmen Sie uns doch nich die Ruhe aus dem Haus!"

Der junge Gardeleutnant sah über das Ehepaar mit frostigem Hochmut hinweg. Er suchte Lüdecke. Da kam der Kerl endlich. Verschwiemelt . . . die frühere Bordeauxröte des Gesichts in das Schlappgraue übergegangen. Heu im Haar! . . . zerdrückter Stehkragen . . . dabei immer noch herablassende Würde . . .

„Gib mir die Billette! Wie heiß ich? . . . Friedrich . . . gut! . . . Wilhelm! . . . auch gut . . . Müller . . . gräßlich . . . nee, Kinder . . . nicht Müller . . . den Namen hab ich schon mal wo gehört . . . na meinetwegen . . . Wink des Schicksals. . . . Drüben nenn ich mich gleich Mr. Miller . . . damit imponiere ich den Grünhörnern von vornherein . . . was?" . . .

Es war nicht mehr die alte, ungekünstelte Frechheit. Seine Stimme hatte einen falschen Nebenklang wie von einem Sprung in der Kehle. Ach was! Haltung! Haltung! . . . rin ins Vergnügen! Er kniff sich das Monokel ins Auge und trällerte den Gassenhauer aus dem American-Theater:

„Ich stell euch hier Marianne vor,
ein Mädchen, das ich lieb . . ."

Trällerte . . . und der Kaiser war noch nicht unter der Erde. . . . Achim und Ilse tauschten einen Blick. Er war ihnen unendlich widerwärtig in dieser Sekunde. Sie fühlten es jeder vom andern. Fühlten sich darin einander nah. . . .

„Auf dem Lehrter Bahnhof? . . . Nicht zu machen!" sagte Lüdecke. „Dort stehen die Häscher. . . . Ich rutsche mit der Stadtbahn ab, ein schlichter Bürger unter anderen . . . von Charlottenburg Achse nach Spandau und da erst in den Hamburger Zug. . . . Adieu . . . Kinder! . . . Habt euch lieb . . . morgen können sich die Leute hier meine Wechsel sauer kochen lassen. . . . Adieu . . . Adieu."

Sie brachten ihn auf den Bahnhof Börse. Er saß da großartig in seinem überfüllten Abteil am Fenster. Als der Zug sich in Bewegung setzte, streckte er den Kopf noch einmal hinaus und schrie: „Schickt mir eure Verlobungsanzeige, wenn es so weit ist!"

Achim und Ilse wußten nicht, was sie zu dieser letzten Dummheit sagen sollten. Darum lachten sie beide. Dann

fiel ihnen ein, daß jetzt doch kein Mensch in Berlin lachte. Das machte sie wieder verlegen. Auf Ilses Wangen erschien ein leises Rot. Er merkte das, und zugleich wurde auch er rot. Und sie sah das bei ihm.

Als sie vom Bahnsteig herunterkamen, blieb Achim von Bornim stehen.

„Sieh nur . . . dies tolle Wetter." . . .

Ein Schneesturm heulte über Berlin. Die Flocken strichen schräg wie fliegende Schleier. Dächer und Straßen schimmerten weiß. Es war wie im tiefsten Winter statt kurz vor der Tag- und Nachtgleiche. Schneidender Nordost pfiff um die Häuserecken. Keine Droschke in Sicht. Sie kämpften gegen den Sturm, der Ilse den Atem benahm, daß sie sich unwillkürlich an ihren Begleiter schmiegte. Er hielt sie fest an sich gedrückt. So kamen sie an dem Hohenzollernschloß vorbei, das als ungeheure dunkle Masse in dem Stöhnen und Brausen der Nacht stand. Gegenüber, als ebensolche mächtige Kuppelwölbung, der alte Dom mit hellen Fenstern. Nur sie beide auf der finsteren Fläche, die die Laternen im Schneegewirbel kaum erleuchteten, Menschen, immer mehr Menschen . . . Offiziere . . . Damen in Kopftüchern . . . jetzt in der tobenden Geisterstunde . . . Schutzleute . . . .

Und von drüben, von den Linden her, schwankte es heran wie eine Vision der Nacht. Riesenhaft über den Köpfen der Menge der schwarze Katafalk mit der flockenumstiebten Kaiserkrone, blutiger Fackelglanz in jähen Lichtern, die grauen Mäntel und flatternden Haarbüsche der Garde . . . blankes Degengeglitzer . . . Generalsfedern im Sturm. . . . Langsam, mit der Wut des Wetters ringend, zog der mitternächtige Zug mit der Leiche des Kaisers zur Aufbahrung nach dem Dom. Der Schnee fiel ringsum auf entblößte Häupter. Irgend jemand rief durch das Heulen des Windes: „Der Kaiser ist vor einer Stunde auf dem Bahnhof des Westens angekommen." . . .

Der Kaiser? . . . Da trugen sie ja drüben das, was sterblich an ihm war, auf den Schultern seiner Getreuen die Stufen hinauf in das Portal. . . . Nein . . . der Kaiser ist tot. . . . Es lebe der Kaiser . . . ja . . . wenn er nur lebte . . . der duldende, krank aus dem Süden kommende Mann. . .

Weiterhin, am Kupfergraben, nach der Museumsinsel zu, war es auf einmal menschenleer und öde. Unheimlich öde, zwischen Häusern und Fluß in der schwarzen Nacht, dem leichentuchfarbenen Weiß. Nur der Sturm stöhnte ohne Unterlaß. Achim und Ilse wateten einsam durch den Schnee. Vor ihren Augen stand noch das Bild des Leichenzugs. Ihre Nerven bebten. Auf einmal machte Ilse halt und brach in wildes Weinen aus.

„Um Gottes willen — was hast du denn?"

„Ach Gott . . . ich bin so allein auf der Welt" . . .

„Was?"

„Niemand will mich . . . Niemand braucht mich . . . Niemand hat mich ein bißchen lieb. . . . Meine Mutter ist tot . . . mein Vater" . . .

„Aber Ilse!" . . .

„Was wird denn nur aus mir? Manchmal fürchte ich mich so . . . hilf mir, Achim . . . bitte . . . bitte . . . ich hab sonst niemand." . . .

„Wie soll ich dir denn helfen, Ilse . . . sag doch nur?"

Er schaute ihr fragend in das von Sturm und Winterfrost blasse Gesicht mit den nassen Augen und den kalten, roten Lippen. Plötzlich schlang sie die Arme um ihn und küßte ihn durstig auf den Mund. Er erwiderte den Kuß. Und sie den seinen. Sie küßten sich hastig, heiß, wohl ein dutzendmal. Dann sagte sie: „Ich hab dich so lieb." . . .

Und wieder nach einem Kuß von ihm: . . „so lieb, Achim" . . .

Und dann — und ihre Stimme klang schon getröstet: „Wenn ich nur dich hab" . . .

„Ilse . . . liebe Ilse" . . .

Er küßte sie wieder. Sie hielt glücklich still. Dann bat sie leise, immer noch mit geschlossenen Lidern: „Ach . . . jetzt ist's gut! . . . Jetzt bring mich nach Hause! Bitte, nach Hause." . . .

Sie gingen Arm in Arm durch die Menschen der Friedrichstraße bis zum Oranienburger Tor. Sie redeten fast nichts mehr, bis sie im Hof standen und läuteten und Kaspar von der Zültz persönlich mit Licht und Schlüssel die Treppe hinabgestiegen kam und seine Tochter in Empfang nahm. Bei seinem Anblick verabschiedete sich Achim von Bornim rasch. Er ging in die Nacht hinaus. Er fühlte sich wie im Traum. Er blieb es die folgenden Tage. Er war es noch, als er mit gezogenem Degen im Trauerspalier Unter den Linden stand. . . Ganz Berlin in Trauer. Ein ganzes Volk. Ein ganzes Reich. Die Linden in den Preußenfarben: schwarzen Fahnen und weißem Schnee, der, in mauerhohen Hügeln zusammengeschaufelt, die Bordschwelle einrahmte. Es war schneidend kalt. Zehn Grad und mehr. Schwerer, grauer Himmel. Blutrot flammten die offenen Pechpfannen, fahlgelb leuchtete das Gas in den umflorten Kandelabern durch die trübe Tagesluft. Vom Dom herab reihten sich bis zum Tiergarten die Truppen . . . und die Veteranen . . . die Studenten . . . Zum letztenmal senkten sich die Banner vor Wilhelm dem Siegreichen auf seinem langen, langsamen, von Trauermärschen durchschütterten Leichenzug nach dem Brandenburger Tor! „Vale, senex imperator!" stand dort oben in riesigen Goldlettern. „Fahr wohl, du greiser Kaiser!" . . . Und mitten in dieser Ergriffenheit, dieser feierlichen Nacht und Nähe des Todes war plötzlich in dem Leutnant von Bornim wieder der Ruf des Lebens: . . . Sie ist so jung . . . sie hat mich so lieb . .

* * *

Es war auf einmal alles anders — in diesen Wochen — diesen Monaten — im Sommer dieses Jahres, das drei deutsche Kaiser sah. Anders in Achim von Bornim. Er lebte so hin, machte es sich nicht klar, fühlte es doch: die Welt verschob sich in ihren Angeln. Verschob sich, weil ein kleines Mädchen daran rückte. Das hieß Ilse. Ilse und ich . . . ich und die Ilse . . . das war wie eine langgezogene Melodie . . . wie das Rauschen eines Flusses . . . verlor sich ins Ferne, Hand in Hand Träumende, Arm in Arm Baumelnde, stumm Küssende. . . . Und es war Frühling. Die Bäume grün. Die Vögel sangen.

Und man war in Berlin und war es doch nicht und war Gott weiß wo. Es war auch nicht das alte Berlin. Hoftrauer. Keine Festlichkeiten. Keine bunten Kleider

auf dem Rennplatz. Armeetrauer. Keine Musik, kein Lärm und kein Leben im Kasino. Volkstrauer. Und in ihr nicht nur der Nachhall der Märztage. Schon stand eine neue schwarze Wolke am Himmel. Drüben in Charlottenburg rang der zweite Deutsche Kaiser mit dem Tod.

Man wußte manchmal wirklich nicht, was man mit seinen Freistunden anfangen sollte, wenn man nicht Freude am Skatdreschen und Flaschenbrechen hatte. Der Leutnant von Bornim schlenderte oft die Linden entlang und sah da die Zeichen der Zeit. Er sah die eiserne Brigade vom Exerzieren auf dem Tempelhofer Feld zurückkommen und ihren Kommandeur, den Kronprinzen Wilhelm, wie er an Kranzlers Ecke hoch zu Pferd den Vorbeimarsch abnahm. Immer standen da Hunderte von Menschen, in dieser fiebernden Luft der neunundneunzig Tage, und schwenkten die Hüte und riefen Hurra. Der Kronprinz schaute nicht hin, wandte nicht einmal den Kopf vom Dienst, als neben ihm das Pferd eines Offiziers vor dem Lärm scheute und Mann und Roß auf dem Asphalt der Linden niederschlugen.

Oder man sah Moltke, wie er einsam, hager, vornübergebeugt, zu Fuß von der Wilhelmstraße zum Brandenburger Tor schritt. Alles wich zur Seite und grüßte. Unablässig legte er den rechten Zeigefinger und Mittelfinger an den Mützenrand, unter dem die Perücke den hart gemeißelten, greisen Römerkopf deckte. Oder Bismarck sah man, im Tiergarten, rasch trabend auf riesigem Braunen. Eine riesige Hornbrille vor den weißüberbuschten Augen. Er selbst riesig. Beinah furchtbar. Schon Zeit und Menschen entrückt. Das Schwefelgelb der Halberstädter Kürassiere weithin leuchtend an Kragen und Mütze. — Dann die Stahlhelme der Stabsordonnanzen . . . ein leiser Schauer der Weltgeschichte hinterher. . . .

Ach was, Weltgeschichte! . . . Man war vierundzwanzig. Da lag das Sonntagsbummelzivil. Mit pochendem Herzen fuhr man, nach Kirchgang und Appell, in die nach der Schwere der Uniform so sonderbar dünnen, leichten Kleider. Nicht nach Sommerwerk hinaus. Dort war es stumpfsinnig. Es gab, am Georgsplatz, dicht neben dem Kanal, einen eisernen Treppenaufgang zum Bahnhof Friedrichstraße. An dem wartete ein für allemal die Ilse. Von da hatten sie es bequem zur Stadtbahn empor, nach Osten hinaus, wo einen niemand kannte, wo am Eierhäuschen Kommis und Ladenmädchen im Boot schaukelten und man in Treptow grünen Aal mit Gurkensalat aß, wo der kleine Mann zu Mutter Grün zog und Köchin und Grenadier und weiße Segel über dem blauen Müggelsee kreuzten, mitten in den Sonntagnachmittag und unter das Volk, mit Menschengedränge und Menschengeruch, mit Staub und „ick“ und „det“ und Kindergeschrei und kühlen Weißen und Kaffeekochen, ein Pärchen unter tausend wie drüben der Friseurgehilfe und die Putzmacherin, der schwindsüchtige Schneider aus dem Hinterhaus mit seiner Liebsten.

Sechs Tage sollst du arbeiten und am siebenten ruhen. . . . Und wenn es auch nur auf dem mageren Sandboden des Grunewalds ist und dürftige Föhrenstämme kaum dem Sonnenbrand wehren und tausendfach Stullenpapier und Eierschalen umher. Was macht's. Man hat sein Mädchen bei sich. Man liegt und schaut ins Blaue hinauf, wo weiße Wölkchen an dem Sonnenhimmel ziehen. . . Und ebenso blau leuchtet fern zwischen dem Rotbraun der Bäume die Havel. Die Luft ist schwül und dick. Die Chaussee drüben vor weißem Staub kaum mehr zu erkennen. Schattenhaft rollt in ihm Wagen hinter Wagen, die Schlächterfuhrwerke, die buntgeputzten Kremser. . . Unten schaukelt im Trab das Bierfaß — die Mädchen innen singen mit ihren dünnen, scharfen Fabrikstimmen im Chor:

„O lieb, so lang du lieben kannst
Am märkschen Sand und See . . .“

Und er und die Ilse müssen lachen und schauen sich in die Augen. Hier kann man sich schon küssen, auch wenn's mal einer sieht. Hier ist man nicht so etepetete! Höchstens, daß der dicke hemdärmelige Herr, der, unversehens Röllchen und Kragen auf den Stock geschultert, vorbeikommt, in tiefem Bierbaß und wohlwollend: „Na proste Mahlzeit!“ ruft. Da fahren sie auseinander. Die Ilse wird rot. Sie trägt ein weißes Kleidchen und einen Strohhut. Sie sieht reizend aus. Sie träumen beide Hand in Hand. Ein Käfer summt. Dann sagt sie schläfrig: „Ach . . . ich hab dich so lieb . . .“

„Ich dich auch . . .“

Sie hat die Augen geschlossen, wie wenn sie schlummerte. Er tut's auch . Rotes Dämmern vor den Lidern, warme Luft um die Wangen . . . im Ohr ein Summen und Klingen:

„O lieb, so lang du lieben kannst
Am grünen Strand der Spree.“ . . .

Dann springt sie auf einmal auf, mit einem kleinen Schrei: „Herrgott. . . Ameisen! . . . Na, das wäre! . . Zum Glück nur eine einzige!“ Das Ungetüm wird beseitigt. Aber nun ist man einmal auf den Beinen. Man geht weiter. Gleichviel wohin. Hier braucht man nicht zu fürchten, am Sonntagnachmittag die Hofgesellschaft zu treffen. Höchstens mal durch Zufall einen Kameraden vom Regiment. Aber der ist auch nicht allein. . .

Die Ilse merkt das gar nicht. Die hat überhaupt noch wenig Schimmer. Immer noch das harmlose kleine Pensionsschaf. Sie kennt ja auch keinen Menschen außer ihm, Achim von Bornim. Und dem alten Zültz scheint es ganz gleich zu sein, wo seine Tochter tagsüber herumläuft. Ein sonderbares Gefühl, solch eine junge Mädchenseele zu erziehen. Auf sie einzuwirken, bloß dadurch, daß man da ist und mit ihr zusammen ist. Sie zu bilden nach dem eigenen Selbst. Die Ilse nimmt durstig auf, was man ihr sagt. Die glaubt alles. Die hat andächtige dunkle Kinderaugen. Ist sanft und gut. Ist gehorsam. Ist weiches Wachs und unbeschriebenes Blatt und ein famoser kleiner Kamerad. Und vor einem der lange, heiße, blaue Sommer. . .

Am Abend dieses Junisonntages gingen sie zusammen die Havel entlang nach Spandau und hinüber nach Charlottenburg. Es war schon dunkel, als sie vor dem Schloß dort ankamen. In der Nacht drängten sich da die Menschen und lasen bei Gasgeflacker die neusten, am Tor angeschlagenen Bulletins über Kaiser Friedrichs Krankheit. Und jeder wußte: die Stunden des Helden von Weißenburg und Wörth waren gezählt.

Und wieder läuteten am Tag von Fehrbellin und

Waterloo die Totenglocken und riefen einen neuen Herrn über deutsche Lande. Kaiser Friedrich war nicht mehr. Wieder war Trauer, umflorten sich Schärpen und Portepees, gingen die Damen in langen schwarzen Schleiern. Jetzt erst begann die neue Zeit. Mit einem Schlag, ein ganzes Geschlecht überspringend, traten an die Stelle der Greise die Männer von Dreißig, die als Knaben daheim die Mützen geschwenkt hatten bei der Kunde von Sedan. Im Kasino sprach man jetzt freier als in den neunundneunzig Tagen, wo man unter „Meier" und „Müller" manchmal ganz andere Namen verstanden hatte. Vom Tagebuch war jetzt die Rede. Von Geffcken. . . Achim von Bornim hörte halb zu, lächelte vor sich hin. War verliebt. Einfach stumpfsinnig, wie es die Kameraden nannten. Bummelte mit der Ilse. Alles andere . . . lieber Gott . . . das Leben war noch lang. Das hatte seine Zeit. . .

Aber die Zeit hatte auch ihr Maß. Es zogen sich Wölkchen zusammen, die ersten Menetekel, noch mitten in Sonnenglut und Hundstageschlaf Berlins, als der Asphalt unter der Sonne weich wurde und auf dem Stettiner Bahnhof sich die Gepäckdroschken der Ostseeflüchtlinge zu Tausenden stauten.

In diesen Wochen hatte Hans-Christoph von Bornim, der Diplomat, seine Versetzung nach Südamerika empfangen. Er schwieg dazu. Er schwieg immer. Moltke hätte daran seine Freude gehabt. Ob auch sonst an ihm? Er mußte eben verbraucht werden, wie er war. An sich ein guter, anständiger Kerl. Er saß mit Achim an einem der kleinen Tischchen in dem niederen Oberraum des Grill-Rooms über der Passage. Diese eiserne Wendeltreppe hinauf durfte nur das Highlife. Die Buchmacher, die Roulettespieler, die Hypothekenschieber bevölkerten das Erdgeschoß. Er sah hinaus in das bestaubte Grün der Linden und meinte nach langer Stille: „Du . . . Achim . . . willst du denn die Ilse Zültz heiraten?"

„Wie kommst du darauf?" . . .

„Ach . . . ich frage nur so! . . . Kellner! . . . Ein Prinz Wales!"

Und nach einer Weile: „Ich tät mich nicht so verplempern an deiner Stelle! Ist ja schade um dich!"

Bald nachdem er glücklich abgedampft war, gab es ein neues Aergernis: Am Aufgang zur Stadtbahn, als sich Achim und Ilse trafen. Da ging ein großer, junger, etwas beleibter Herr mit ein paar roten Schmissen im Antlitz und in einem grauen Anzug vorbei und lüftete, sowie er den Leutnant von Bornim zu Gesicht bekam, etwas verlegen lächelnd, den Panama von seinem gelockten blonden Haar und machte, daß er weiter kam.

„Du, Achim . . . . wer ist denn das?"

„Ein gewisser Lauckardt . . . von den Kürassieren, reicher Kerl. . . . Ich hab ihn vor Jahren mal auf der Kriegsschule vermöbelt!"

„Also denke nur: der war schon zweimal hier, wie ich auf dich gewartet hab! Immer so dicht an mir vorbei. . . . Ich glaubte weiß Gott schon, er redet mich an." . . .

Achim von Bornim war wütend. Was dachte sich denn der Mensch? Ein Fräulein von der Zültz war doch kein Freiwild. Der wußte doch genau, wer Ilse war. Er hatte sie ja damals bei ihrem Vater zu Gesicht bekommen. . . . Das war es eben: der Alte! Immer der Alte . . . dieser Dunst von Hinterhaus und Roßäpfeln und Plötzensee und faulen Wechseln da draußen am Oranienburger Tor. . . . Aber immerhin: Otto Lauckardt wurde nicht mehr gesehen, seitdem er selber Achim von Bornim mit Ilse gesehen hatte.

Eines Sonnabends saßen viele Herren des Regiments bei der Pfirsichbowle. Man besprach, was man am Sonntag anstellen würde. Auf Achim rechnete man gar nicht. Jeder Junker wußte nachgerade: der war in festen Händen. Aber ein Reserveleutnant, der früher im Regiment aktiv gewesen war und jetzt eine Premierleutnantsübung machte, fragte lachend: „Na . . . Bornim . . . wohin krauchen denn Sie mit Ihrer Kleinen?"

Achim von Bornim bekam einen roten Kopf. Bei der ersten Gelegenheit bat er den anderen in eine Ecke.

„Hören Sie mal: haben Sie vorhin Fräulein von der Zültz gemeint?"

„Na ja . . . warum sind Sie denn so aufgeregt?"

„. . . weil . . . es ist ja toll . . . Ihre Kleine . . . das können Sie den anderen Herren sagen . . . die haben welche. . . . Aber das ist doch eine Dame der Gesellschaft . . . eine Zültz!"

„Na . . . hören Sie mal . . . den Namen Zültz in Ehren . . . aber der Vater ist doch ein höchst fragwürdiges Gewächs!"

Der Leutnant von Bornim schwieg und biß sich auf die Lippen. Der andere lachte. Er nahm die Geschichte nicht ernst.

„Im übrigen . . . ich möchte Sie um Gottes willen nicht in Ihren heiligsten Empfindungen kränken! Ich bitte also feierlichst um Entschuldigung." . . .

„Danke sehr!"

Achim von Bornims Gesicht war verdüstert, als er sich mit Ilse wieder traf. Auch sie kam ihm besorgt entgegen.

„Weißt du's Neueste, Achim? Dein Vater hat an mich geschrieben: Er müsse einmal mit mir sprechen, da Papa den Weg zu ihm nicht fände. Ich solle übermorgen zu ihm nach Sommerwerk hinaus!"

Zwei verdutzte junge Gesichter. Ein Unbehagen. Eine Furcht. Eine Hoffnung bei ihr. . . Ein sonderbares Gefühl der Verantwortung in ihm: Jetzt wird's ernst.

„Ich fürchte mich so vor deinem Vater, Achim! Er ist so streng!"

„Ich gehe mit dir, Ilse!" . . .

Sie schlug dankbar die Hände zusammen. Er besann sich. Schränkte die erste Regung ein.

„Ganz hin natürlich nicht. Aber ich bringe dich nahe ans Haus. Ich warte auf dich am Entenluch!"

„Du bist so gut" . . . sagte Ilse. Ein Lächeln lief über ihr Gesicht, in dem die großen Augen tief wie zwei Bergseen dunkelten, und verklärte die zartbräunliche Haut gleich Sonnenschein. Sie war reizend. Weiß stand ihr so gut. . . . Jetzt, mit dem Sommerfähnchen, ging's! Aber was sie im Winter machen sollte, um sich auch da ein bißchen nett anzuziehen? Ohne Geld? . . . Er ärgerte sich, daß er sich auf solchen Gedanken ertappte . . . gerade jetzt. . . . Und tat das Einfachste, um diesem

Anflug von schlechtem Gewissen zu entgehen: Er zog sie an sich und küßte sie. . . .

Sie nahmen den Weg nach Sommerwerk hinaus über Wendisch-Wiesche. Ilse hatte sich schon lange gewünscht, einmal ihre alte Heimat wiederzusehen. Aber nun war ihr bei dem Anblick das Herz schwer. Sie traute ihren Augen nicht. Da, wo sie als halbwüchsiges Balg der Mademoiselle Roger entwischt und mit flatterndem Zopf und wirbelndem Röckchen in die Tiefen des Kiefernwaldes geflohen war, da stand jetzt reihenweise, tausendfach Baumstumpf neben Baumstumpf im schneeweißen Dünensand. Der Park . . . ach Gott, der Park war gar nicht mehr da. All die Baumriesen gefällt. Dahinter der Hof. Still und leer wie nach der Pest. . . . Wo die Düngerhaufen gewesen, dürre, sonnengetrocknete Vierecke aus Stein. Durch die Stalldächer lugte von oben der Himmel. Verrostete Kuhketten an der Wand, verfaulte Kummete — ein paar pfeifende Ratten. Die Felder waren an Bauern verpachtet. Und da . . . guter Gott . . . wie sah das Herrenhaus aus! In Ilses Mädchenstübchen oben flogen Schwalben durch die offenen Fenster aus und ein, nebenan, wo die Roger mit ihrem Weihwasserkesselchen und ihren bunten Heiligenbildchen an der Tapete gewohnt, hing das Dach mit Sparren und Ziegeln sturzbereit in der Luft. Niemand war da. Niemand sorgte sich um den verwunschenen Besitz. Der war nicht mehr Hof und Flur und Holzung. Der war nur noch ein Klang. Ein Wort: Rittergut. Der hatte in Berlin, auf dem Heiratsmarkt, seinen Wert. Weiter nichts!

Still und bedrückt wanderten sie dahin. Die Vergänglichkeit des Irdischen hatte zu Ilse gesprochen. Auf einmal blieb sie stehen und seufzte tief auf und breitete die noch kindlich mageren Arme aus: „Ach . . . wenn ich dich nicht hätt, Achim!“

Sie umarmten sich. Er küßte sie. Auf den Mund. Auf beide Backen. Auf die Stirn. Wieder auf den Mund. Sie war ganz bedeckt mit Küssen. Sie faltete die Hände ineinander.

„Nicht wahr. . . . Du bleibst immer bei mir?“

„Immer.“ . . .

„Gott sei Dank!“ sagte sie, wieder ganz beruhigt, und marschierte rüstig mit ihm vorwärts bis zum Entenkrug, von wo er sie allein weitergehen ließ. Es war schon nachmittags, als sie in Sommerwerk anlangte. Der alte Bornim saß mit seiner Frau auf der Schloßterrasse im Parkschatten beim Kaffee. Sie stritten miteinander wie immer zum Zeitvertreib

„Ich sage dir, Malwinchen . . . die Klingelbahn geht jetzt um vier Uhr zehn!“

„Nein, Mann; um vier Uhr vierzig!“

„Aber wenn ich es doch positiv weiß“ . . .

„Wilkchen. . . . Du bist manchmal wirklich komisch!“

„Da muß ich aber doch sehr bitten, Malwinchen!“

Wilke von Bornim schlug entrüstet mit der flachen Hand auf den Tisch. Philipp, der greise Diener, stand gleichmütig in der Ecke. Er räusperte sich.

„Ich kann ja mal nachsehen, Exzellenz! Draußen hängt ja der Fahrplan!“

„Esel!“ sagte der alte Herr und stand auf. Fahrplan. Das wußt er allein. . . . Aber wo blieb denn dann der Spaß? . . . Uebrigens: Etwas mußte der Mensch doch reden! Die Runzeln seines Gesichts erhellten sich. Die Tür hatte sich geöffnet.

„Tag, Ilse . . . Kind . . . kommen Sie endlich? . . . Na . . . lassen Sie sich mal anschauen: . . . hübsch sind Sie geworden! . . . Donnerwetter, ja . . . das muß Ihnen der Neid lassen! . . Nun, kommen Sie mal mit!“

Da war das große, niedrige, durchqualmte Arbeitzimmer, das sie aus ihren Kinderjahren kannte. Die Stöße von Akten und Drucksachen. . . Der lederne Armstuhl, in dem Wilke von Bornim Platz nahm. Sie ihm gegenüber. Zu Tode beklommen. Den Blick am Boden. Sie dachte sich: Wenn er mich jetzt nach Achim fragt — ich bring kein Wort heraus. . . .

„Also ohne viel Brimborium, Kind: Was soll aus Ihnen werden? Aus der Pension, in der wir Sie untergebracht hatten, sind Sie desertiert . . . nee . . . bitte, ausreden lassen! . . . Das ist nun mal geschehen. . . . Seitdem sitzen Sie bei Ihrem Vater. Kümmert er sich denn überhaupt um Sie?“

„Nicht viel, Exzellenz!“

„Was machen Sie denn da den ganzen Tag?“

„Nichts, Exzellenz. . . .

Herr von Bornim schnalzte verdrießlich mit der Zunge.

„Da haben wir's. Nichts! . . . Ich dacht es mir! Kind: da muß der Mensch ja schließlich auf dumme Gedanken kommen.“ . . .

Ilse von der Zültz wurde langsam blaß. Jetzt ging es an die Entscheidung. Jetzt folgte die Frage: Was ist denn das mit Ihnen und dem Achim? Jetzt hatte sie wieder Mut. Verzweifelten Mut. . . . Ich spring auf . . . ich fang an zu reden . . . ich find schon Worte . . . ich muß!

Auf einmal war ihr das Weinen nahe. Sie bezwang sich. Sie erinnerte sich: Exzellenz von Bornim konnte es nicht leiden, wenn man gleich am Wasser baute. Er hatte oft seine eigenen Töchter deswegen angewettert. Er fuhr fort: „Nu mal Hand aufs Herz, . . . Sie sind jung, Ilse! Wie hübsch Sie sind, das sagt Ihnen Ihr Spiegel! . . . Sie sind unerfahren. . . . Wer wohl so alles bei Ihrem Vater aus und ein geht, darüber wollen wir den Schleier der christlichen Liebe decken. Ich bin ein alter Christ. Ich sag Ihnen ehrlich: Sie nehmen da noch mal Schaden an Leib und Seele, Kind!‘

Er kramte umständlich ein Blatt Papier hervor und hielt es vor die weitsichtigen Augen

„Sie müssen da heraus! Lieber heute als morgen. Es ist da nichts mit Ihnen und wird nichts mit Ihnen. Sie müssen auch ein bißchen an Ihre Zukunft denken.“

„Jawohl . . . Exzellenz“ . . .

„Ich habe hier eine Adresse in Berlin. . . Schellingstraße 80 . . . der Regierungsrat von Nippold . . . das Haus gehört ihm. . . . Es ist ein streng christliches Haus. Was machen Sie denn für Augen, Kind?“. . . .

„Nichts . . . Exzellenz“ . . .

Und in Ilse Zültz ein ungläubiges Staunen: Er weiß gar nichts von Achim und mir . . . der alte Mann . . .

„Herr und Frau von Nippold haben nur eine Tochter. Ungefähr in Ihrem Alter. Das Mädchen ist eine hoch-

gradig religiöse Natur ... man könnte fast von Schwärmerei sprechen ... und in der Einsamkeit steigert sich solch ein junges Wesen immer mehr in seine Gefühle hinein. Es braucht Gesellschaft. Ein anderes junges Mädchen, das lustig und natürlich ist und sie ablenkt. Sie sind ein rechtes Weltkind, Ilse ... Mich täuschen Sie nicht, wenn Sie jetzt auch noch so still dasitzen und die Augen niederschlagen. Es wird für Sie ein Segen sein, wenn Sie einmal von den Schranken eines geordneten Familienlebens umschlossen sind. Das haben Sie ja eigentlich nie gekannt, armes Kind" ...

„Nein ... Exzellenz" ...

„Sie und diese sonderbare kleine Heilige werden gegenseitig wohltätig aufeinander einwirken . . . Mehr verlangt man bei Nippolds nicht von Ihnen! Sie sind da wie das Kind im Hause. Famos ... nicht wahr?"

„Ja, Exzellenz" ...

„Na ... Sie sind vernünftiger, als ich dachte, Ilse ... Also gehen Sie mal morgen gleich hin und stellen Sie sich vor. Damit sind wir also fertig! . . . Mutter . . . haste noch Kaffee für die Ilse?"

„Eine ganze Kanne voll, Wilkchen!"

Und Ilse von der Zültz saß scheu und schweigsam zwischen den beiden alten Leuten und hielt ein Stück Napfkuchen in der Hand und biß hinein, statt daß die Rede auf Achim kam, und dachte sich: Ach, wenn ihr ahntet, wer im Entenkrug sitzt ...

(Fortsetzung folgt.)

Die Organisation von Polarexpeditionen.

Von Oscar Iden-Zeller.

In jeder Wintersaison bietet sich uns Gelegenheit, Forschungsreisende zu hören, die in Form von populärwissenschaftlichen Vorträgen und unter Benutzung von kinematographischen Aufnahmen, zumindest aber doch Lichtbildern, über den Verlauf ihrer Expedition referieren.

Da sitzt man denn im Frack, Smoking oder Gehrock und läßt sich von dem Redner in ferne Welten führen, in Gebiete, deren Namen man kaum je gehört. Nicht selten kommt es dann vor, daß nach dem Vortrag irgendein Herr X oder Y mit vielsagendem Lächeln an den Redner herantritt und, indem er dem Herrn „Doktor" unzählige Komplimente widmet, gleichzeitig andeutet, daß er nicht abgeneigt wäre, an der nächsten Expedition mitteilzunehmen. Natürlich unter Berufung auf seinen wohlgefüllten Geldsack und — weil er einmal Abwechslung in das ewige Einerlei der Tage bringen möchte.

Nun spielt das Geld allerdings eine wichtige Rolle bei der Organisation von Expeditionen; aber die Mitnahme von Personen, die sich gewissermaßen als Vergnügungsreisende melden, könnte aus verschiedenen Gründen das ganze Unternehmen in Frage stellen.

Jeder Beruf will eben erlernt sein, und für den Polarforscher insonderheit ist neben der wissenschaftlichen Ausbildung, die ihn befähigt, eine Expedition nutzbringend durchzuführen, eine eisenfeste Gesundheit das Haupterfordernis. Ein Mensch, dem die Lösung irgendwelcher Fragen auf arktischem oder antarktischem Gebiet anvertraut wird, darf nicht angekränkelt sein. Er muß auch gesund in seinem Denken und Fühlen sein, denn er kommt nicht als „Gentleman" in die Wildnis, sondern er bricht sich als Prospektor für die Wissenschaft Bahn; berührt dabei auch Gebiete, die ihm eine völlig fremde Kultur entgegenstellen. Und er muß die Gabe besitzen, sich unmittelbar in allen Verhältnissen zurechtzufinden. Die Auswahl der Begleiter von Expeditionen hängt also nicht nur von der Prüfung ihrer wissenschaftlichen Qualifikation ab. Wenn Menschen längere Zeit hindurch sich auf exponiertem Posten befinden und noch dazu unter primitivsten Verhältnissen zusammenzuleben gezwungen sind, muß der Charakter jedes einzelnen von jedweder Schlacke befreit sein. Es sollen „Männer" sein in des Wortes wahrster Bedeutung.

Die norwegische Südpolarexpedition unter Roald Amundsen hat erst jüngst wieder gezeigt, daß bei gewissenhaftester Auswahl der Begleiter auch die größten Strapazen und Schwierigkeiten überwunden werden können. Aber wehe dem Führer einer Expedition, der sich auf seine Kameraden und seine Mannschaft nicht verlassen kann! Das schauerliche Ende der Lady-Franklin-Bai-Expedition, die unter dem Leutnant der Vereinigten Staaten-Armee Adolph W. Greely in den Jahren 1881—1884 Grinnell-Land erforschte, gibt dafür beredtes Zeugnis. Wahnsinn und Hungertod waren die Ergebnisse einer unvollkommenen Organisation und früh gebrochenen Disziplin.

Wie entstehen nun Expeditionen, wie werden sie ausgeführt?

Die Antwort auf diese Fragen ist nicht so ganz leicht gegeben, denn Anfang, Zweck und Ziel von Forschungsreisen wechseln bekanntlich von Fall zu Fall. Es gibt wie in andern Berufen so auch in der geographischen Wissenschaft und ihren verwandten Disziplinen Spezialisten, die sich auf ganz bestimmte Arbeitsgebiete beschränken. Wir finden sie vereinigt bei großen Expeditionen, die mit einem eigenen Schiff dem Ziel entgegenstreben. So hat die deutsche antarktische Expedition unter Oberleutnant Filchner, die im Sommer vorigen Jahres mit der „Deutschland" nach der Antarktis aufbrach, einen Stab von Spezialisten mit sich genommen; naturgemäß hat diese Expedition mannigfaltige Aufgaben zu lösen, und dementsprechend ist auch der wissenschaftliche Apparat ausgestaltet.

Für den Ethnographen, der sich allein in fremde Landgebiete begibt, gestaltet sich die Sache wesentlich einfacher, wenngleich er oft weit größere Strapazen zu ertragen hat als die Mitglieder von großen Expeditionen, die sich, bedingt durch die Mitnahme eines Schiffes, mit einem gewissen Komfort zu umgeben vermögen.

Auch meine Ende Mai n. J. beginnende Forschungsreise, die „Deutsche Taimyr-Land-Expedition", trägt vorzugsweise ethnographischen Charakter, obwohl auch meteorologische sowie Eisbeobachtungen und wirtschaftliche Studien in das Programm aufgenommen sind.

Der Gedanke, der diese Expedition ins Leben rief, kam mir schon, als ich vor einigen Jahren durch die gewaltigen Einöden und die verschneiten Gebirge Nordostsibiriens zog. Da trat ich in Verbindung mit Menschen, denen das Wort „Zivilisation" ein leerer Begriff ist. Ich sah ihr Leben und ihr Streben, wußte bald, daß da kleine, flackernde Flämmchen am Erlöschen waren, und wollte

von aussterbender fremder Kultur für die Wissenschaft noch retten, was zu retten war. So gab die eine Expedition die Anregung zur folgenden. Und es darf nicht überraschen, daß ich nun das zweite Jahr am Plan für diese Reise arbeite.

Manch einer wird denken, warum das? Man läßt sich halt seinen Kreditbrief schreiben, fährt dann zu irgendeiner Firma, die sich mit der Ausrüstung von Expeditionen beschäftigt, kauft dort alles ein und fährt los.

Wir Forschungsreisende sind aber entweder recht altväterische oder doch zumindest recht umständliche Menschen. Bereiten uns für eine solche Reise wie für eine Staatsprüfung vor.

Da sitzt man denn zuerst Monate hindurch vor verstaubten, oft recht dickleibigen Folianten in einer Bibliothek und sucht an Literatur über die zu bereisenden Gebiete zusammen, was nur irgendwie aufzutreiben ist. Dann rennt man von Pontius zu Pilatus und sucht sich offizielle Aufträge für diese Fahrt. Für den Ethnographen kommen vorzugsweise die Museen für Völkerkunde in Frage, die allerdings fast alle aus der Staats- oder Kommunalkasse nur recht bescheidene Zuschüsse erhalten, und die demgemäß auch mit feststehenden Jahresetats arbeiten, die dem Forschungsreisenden gebieten, von vornherein recht mäßig in seinen Ansprüchen zu sein. Oft genug sind die Budgets schon für Jahre hinaus vergeben. Da hat ein Kollege etliche tausend Märker mit in die Südsee genommen, ein anderer ist bereits zu den Wakambas unterwegs, und ein dritter legt ethnographische Sammlungen bei den Grönlandeskimos an. Jeder braucht Geld, und wer zuerst kommt, mahlt zuerst.

Da treffen dann zuerst Schreiben mit großen Siegeln ein, die sehr höflich gehalten sind, die aber recht deutlich abwinken.

Frithjof Nansen sagt in dem Vorwort für das Buch: „Die Eroberung des Südpols", daß die größten Schwierigkeiten daheim überwunden werden müssen, ehe die Expedition aufbricht. Und er hat recht; er spricht aus eigener Erfahrung.

Hat man aber wirklich Glück, sind einige Aufträge gesichert, dann ist noch längst nicht alles getan. Im Gegenteil, das Spießrutenlaufen beginnt erst. Da sollen private Kreise, „Gönner" für das Unternehmen gewonnen werden, die dann à fonds perdu größere Summen vorstrecken. Komitees werden womöglich gebildet, Männer mit klangvollen Namen und im Rang von Ministern an ihrer Spitze.

Inzwischen häufen sich in der stillen Studierstube des Reisenden die von den einzelnen Firmen vorgelegten Proben für den mitzunehmenden Proviant. Die Lebensmittel müssen, um dem Skorbut vorzubeugen, mit der größten Umsicht ausgewählt und aufs sorgfältigste verpackt werden. Die Amundsen-Expedition zum Südpol beispielsweise hatte all ihre Kolonialwaren in Blechdosen verlötet und diese dann in feste Holzkisten gelegt. Bei Polarreisen spielt Pemmikan als Nahrungsmittel eine gewichtige Rolle. Während er früher nur aus gemahlenem Fleisch und Fett hergestellt wurde, hat man neuerdings auch versucht, ihn durch Zusatz von Gemüse und Hafergrütze wohlschmeckender zu bereiten. Amundsen hatte zwei Arten von Pemmikan mit auf die Reise genommen — einen aus Fisch und einen aus Fleisch hergestellten. Beide Sorten enthielten außer getrocknetem Fisch oder Fleisch und Fett auch noch einige Prozent Milchpulver und Abfallmehl.

Alle Nahrungsmittel sollen den größten Nährwert haben, müssen aber auch innerhalb kürzester Frist zubereitet sein, denn mit dem Feuerungsmaterial, mag es nun Petroleum, Spiritus oder Holz sein, muß äußerst sparsam umgegangen werden.

Auch die Bekleidungsfrage spielt bei Polarexpeditionen eine gewichtige Rolle. Seidenpyjamas und Hausjoppen sind natürlich unnütze Dinge; dafür hat man aber im Renntierfell ein nicht zu unterschätzendes Verarbeitungsmaterial, das sich ebensogut zu Jacken, Hosen wie auch zu Stiefeln verwenden läßt. Der Forschungsreisende muß unterwegs oft genug auch sein eigener Schneider und Schuhmacher sein. Er darf sich nicht lange besinnen, wenn es gilt, dem Stiefel eine neue Walroßledersohle aufzunähen und mit der gleichen Geschicklichkeit muß er es auch verstehen, einen neuen Hosenboden kunstgerecht einzufügen; ebenso wie er sich auch mit der Fabrikation von Strümpfen aus dem Fell von Polarhasen beschäftigen muß. Während die meisten Expeditionen sich schon in der Heimat mit Zelten und Schlafsäcken ausrüsteten, habe ich gelegentlich meiner letzten Durchquerung von Nordostsibirien eine neue Methode versucht. Ich nahm nämlich weder Zelt noch Schlafsack mit und beschaffte mir das Dach über dem Kopf erst bei den Eingeborenen. Und ich habe damit gute Erfahrungen gemacht. Die Zelte der Eingeborenen sind erstens praktischer und zweitens wärmer. Besonders das bei den Tschuktschen übliche Innenzelt, ein würfelförmiger Fellkasten, leistet dem Reisenden unschätzbare Dienste. Schlafsäcke werden bei seiner Benutzung illusorisch, auch ein Ofen ist unnötig, da die Eigentemperatur der Zeltinsassen schon eine genügende Wärmequelle abgibt. Überhaupt vertrete ich den Standpunkt, daß man sich bei Reisen, die ins Gebiet der Polarvölker führen, möglichst die Erfahrungen der Ureinwohner zunutze machen soll. Es wäre also auch durchaus verkehrt, sich schon in der Zivilisation mit allen möglichen Kisten und Kasten zu versehen; denn abgesehen von den hohen Transportkosten liefern uns die „Wilden" auch weit brauchbareres Material, und die Säcke aus Seehundsfell, die bei den nordostasiatischen Nomaden benutzt werden, sind als Behältnisse für Kleider, Proviant usw. nicht zu übertreffen.

In der Heimat hat man sich also nur mit den für die Expedition in Frage kommenden wissenschaftlichen Apparaten sowie Waffen, Munition, der photographischen Ausrüstung und Proviant zu versehen. Aller andere europäische Tand ist überflüssig und erschwert nur die Reise.

Dagegen darf nicht verabsäumt werden, die Regierung des betreffenden Landes, das durchquert werden soll, rechtzeitig von Ziel und Zweck der Expedition zu benachrichtigen. In Rußland ist beispielsweise die Einführung von Waffen, selbst wenn sie für die Expedition bestimmt sind, nur auf Grund besonderer Pässe gestattet. Auch hat das Handelsministerium des zu passierenden Staates seine Einwilligung zu geben, falls das Gepäck der Expedition zollfrei über die Grenze kommen soll. Und dann noch eins: Empfehlungsbriefe. Wer sich damit in der Heimat zur Genüge ausrüstet, der hat die Schlacht schon halb gewonnen. Denn von Etappe zu Etappe bringt ihn der persönliche Einfluß von Freunden, und jenseit der Zivilisation hat der Forschungsreisende selbst zu zeigen, was er für Wissenschaft, Handel und Industrie zu leisten vermag.

Da gilt ein offener Kopf mehr als die glänzendste Doktordissertation.

Bei einem Altmeister der Entomologie.

Von Dr. Heinrich Kuntzen. — Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Wohl hat ein jeder schon von einem Alexander v. Humboldt und einem Charles Darwin gehört und von so vielen anderen geistesgewaltigen Erforschern der Natur, die mit Hilfe ihres scharfen Verstandes und einer glänzenden Beobachtungsgabe mächtige Gesetze erschlossen haben, die Lebendes und Totes auf Erden beherrschen. Wenig aber wissen wir Deutschen von einem Mann, der übers Jahr sein neunzigstes Lebensjahr vollendet und zurzeit als feinster Beobachter der Lebensweise der Insekten und ihnen verwandter Tiere vielleicht gelten kann: von Jean Henri Fabre.

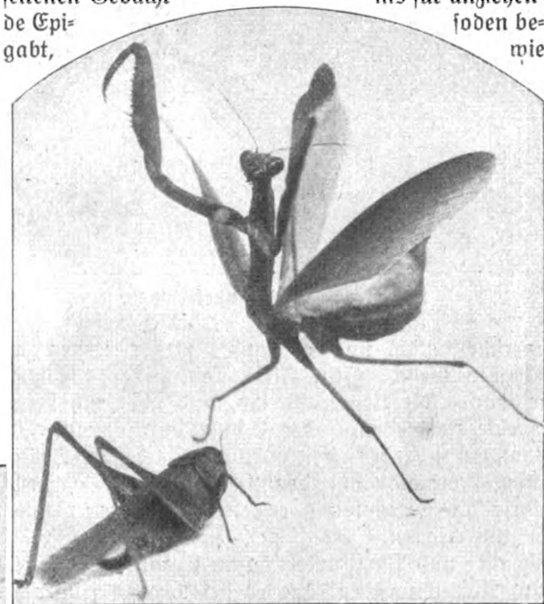
Wie es leider so oft mit bedeutenden Menschen geht, die ihre besonderen Wege einschlagen, ihre besonderen Methoden anwenden, sie werden zunächst übersehen, verkannt, auch befehdet, abgetan und genießen in hohem Alter erst das Glück, sich gefeiert und besucht zu sehen. Fabre ist es allerdings nicht ganz so schlimm ergangen; eine kleine Gemeinde, die seine Werke las, war da, manchen Jünger der Natur hat er für die Insektenkunde gewonnen, und schließlich wurden ihm nach sechzigjähriger Beschäftigung mit den Insekten die hohen Ehren zuerkannt, die in Frankreich einem Vertreter der Wissenschaft erwiesen werden.



Groß. Ill.-Verl.

Fabre beim Beobachten lebender Insekten.

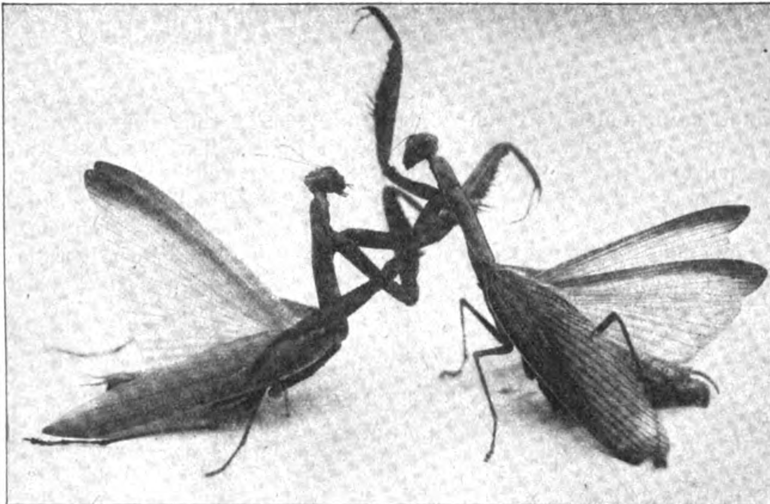
Am 23. Dezember 1823 erblickte er in Saint-Léons, einem kleinen französischen Dorf, als Kind einfacher, armer Bauersleute das Licht der Welt. Reizend weiß er es selbst zu schildern, mit einem seltenen Gedächtnis für anziehende Episoden begabt, wie



Groß. Ill.-Verl.

Eine Gottesanbeterin überfällt eine Heuschrecke.

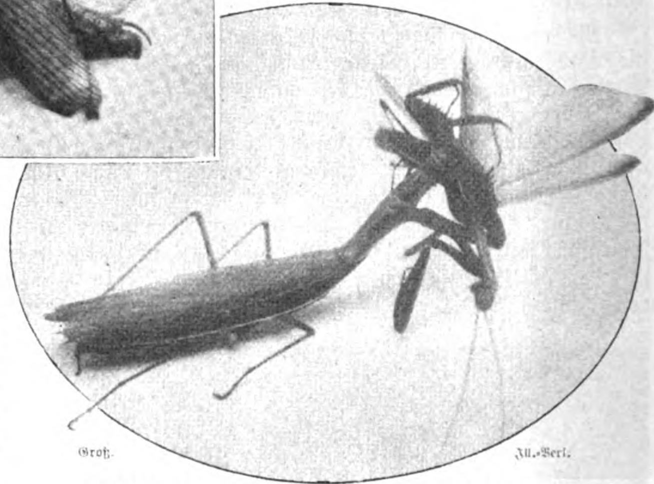
er als kleiner Junge, barfuß, in ärmlichem Kittelchen auf den Feldern umherstreifte, wie er sich lebhaft interessierte für alles, was ihn umgab. In dem Kind wies sich schon leise die Tiefe der Empfindung, wie sie später in seinen Werken zum Ausdruck kam, wenn es entzückt dem farbenglänzenden, in die Ferne verschwindenden Schmetterling nachschaute, oder wenn es Hummeln und Bienen von Blume zu Blume huschen sah, oder wenn Ameisen, unermüdlich, einander grüßend und schwer bepackt mit Lasten größer als sie selbst, auf gebahnten Pfaden vor seinem nachdenklichen, jugendlichen Forscherblick vorüberzogen, oder wenn er einen in der Sonne funkelnden Käfer dahinhasten sah. Nur wenige Monate nahm den heranwachsenden Knaben das Collège zu Rodez auf zu strenger Arbeit. Seinen Eltern war sein Aufenthalt dort


Groß. Jll.-Bert.

Kämpfende Gottesanbeterinnen.

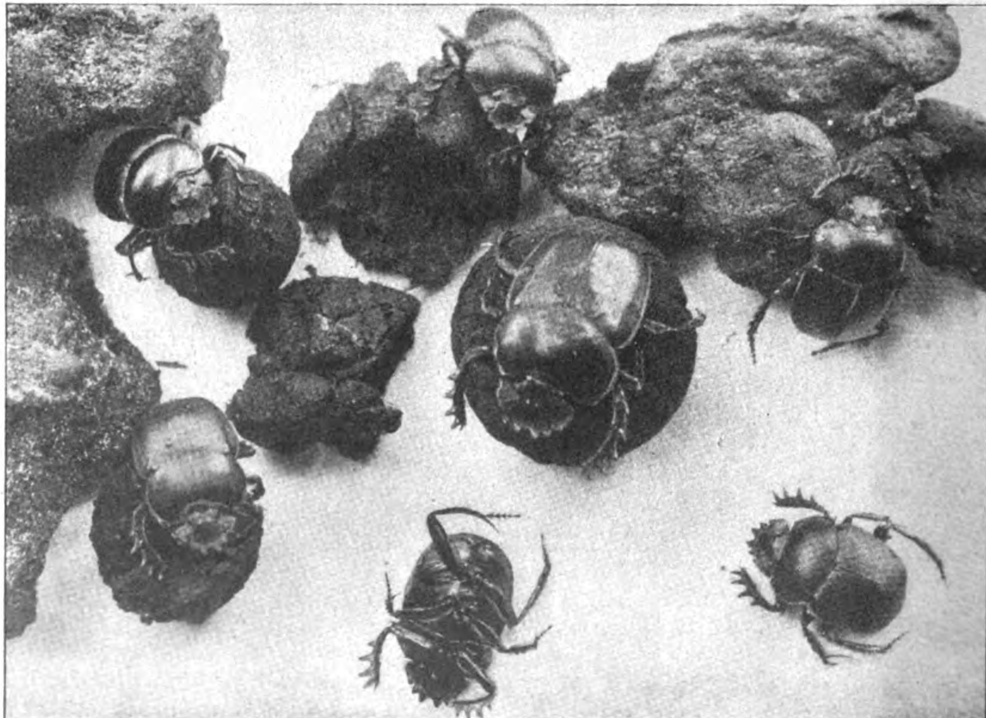
unerschwinglich, und er mußte weiter lernen auf billigere Weise. Sein Fleiß und seine Intelligenz gewannen die Lehrer für ihn, und schließlich bekam er eine Freistelle an der Schule in Avignon. Die Ausnutzung jedes freien Augenblicks zur Weiterbildung brachte ihm den Erfolg, daß er achtzehnjährig die Berechtigung erhielt, an höheren Schulen zu unterrichten. Ewig fleißig für sich, mußte er Chemie- und Physikunterricht in Carpentras, Ajaccio und Avignon geben, das er bereits von früher her kannte. Da fiel ihm eines Tages ein Werk in die Hand, das Léon Dufour, einen eifrigen Insektenbeobachter, zum Verfasser hatte und ihn mit dazu veranlaßte, sich mit der Lebensweise der Insekten zu beschäftigen, die er schon von Jugend auf liebte. Nach einem kurzen Aufenthalt in Orange siedelte Fabre nach dem Dörfchen Serignan über, das von jetzt an der Sitz unermüdlicher Forscherarbeit wurde. Ein Häuschen, von Bäumen und Gärten umkränzt, gleich vor dem Eingang zum Dorf, war des Einsiedlers von Serignan und seiner ihm helfend zur Seite stehenden Angehörigen Wohnsitz und ist es heute noch. Hier entstanden seine „Souvenirs Entomologiques", zehn Bände, die zwischen 350 und 400 Seiten stark sind und uns das Leben vieler Insekten vorführen in einer Darstellung, die ihresgleichen sucht.

Vieles, was Fabre schildert, ist überhaupt von duftiger Poesie. Seine ganze Persönlichkeit ist hineingewebt in jede Schilderung, und man kann sich an der Reinheit und Wahrheit des für seine Sache begeisterten Autors erfrischen. Bezeichnend sind die Worte des flämischen Dichterphilosophen Maeterlinck über Fabre, die er vor zwei Jahren im Figaro veröffentlichte:

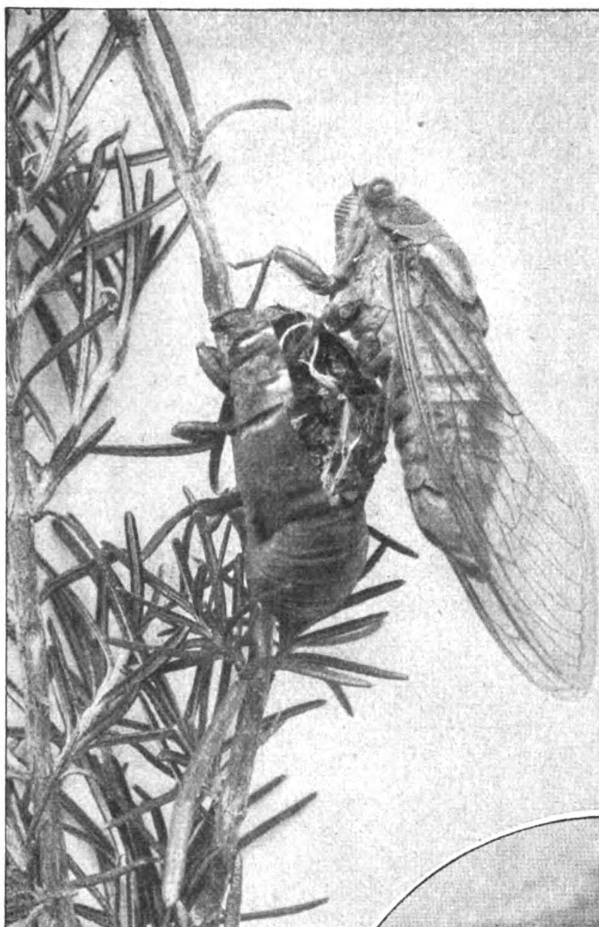

Groß. Jll.-Bert.

Gottesanbeterin beim Verzehren ihrer Gegnerin.

„J. H. Fabre ist der Entschleierer einer neuen Welt, denn — so befremdlich das klingen mag in einer Epoche, in der wir alles zu kennen glauben, was uns um-

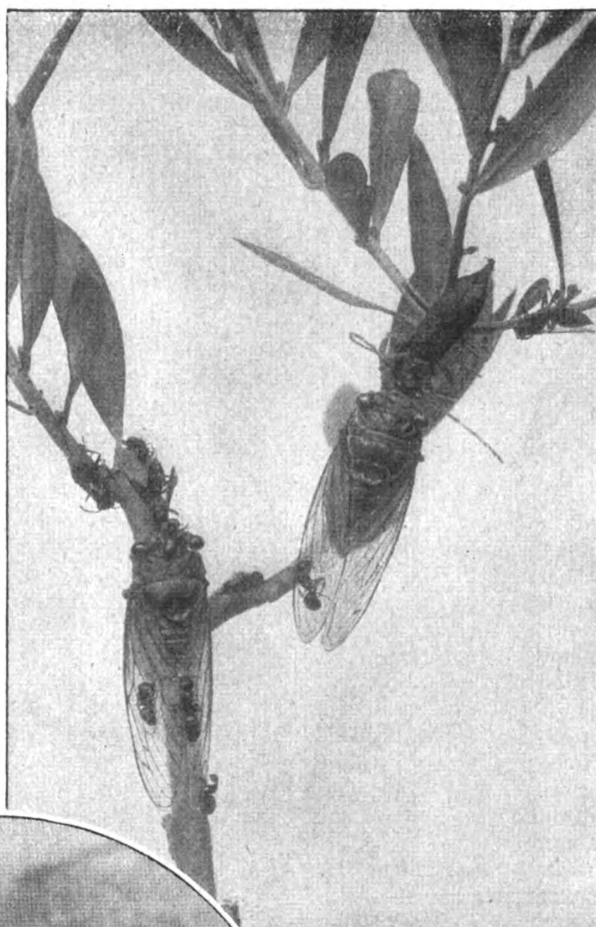

Groß. Jll.-Bert.

Arbeitende Pillendreher.



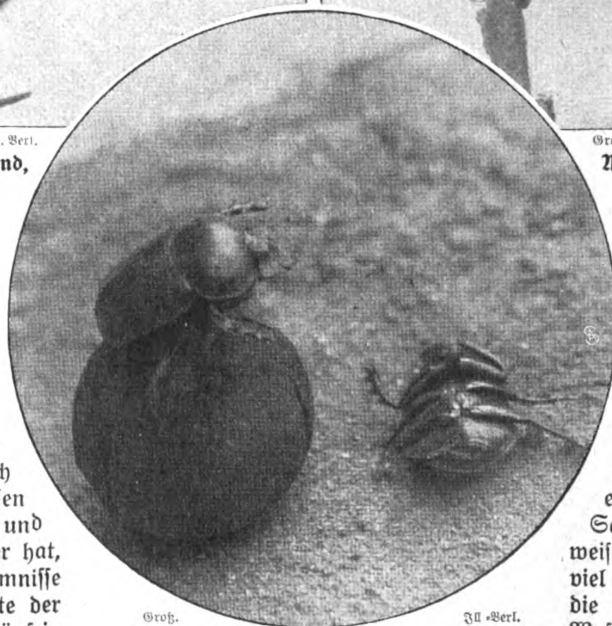
Groß. Ill.-Verl.

Zikade, auf ihrer Larvenhaut sitzend, aus der sie eben geschlüpft ist. (Vergrößert.)



Groß Ill.-Verl.

Mannazikaden, besucht von Ameisen und einem Bockkäfer, die sich an ihrer süßen Ausscheidung laben.



Groß. Ill.-Verl.

Erfolg eines Zweikampfes zwischen Pillendrehern.

gibt — die Mehrzahl jener in den Nomenklaturen so peinlich genau beschriebenen, so gelehrt klassifizierten und oft so barbarisch getauften Kerfe hat man vor ihm fast niemals hinlänglich als lebende Wesen beobachtet, noch sie gründlich genug befragt in allen Phasen ihres vorübergehenden und kurzen Erscheinens. Er aber hat, um ihnen ihre kleinen Geheimnisse abzulocken, die die Kehrseite der größten Geheimnisse sind, fünfzig Jahre eines einsamen, verkannten, ärmlichen Daseins geopfert, das oft genug an das Elend grenzte, aber köstlich durchleuchtet war von der Freude, die die Erkenntnis einer Wahrheit begleitet, die recht eigentlich die menschliche Freude ausmacht. Es sind aber doch recht kleine Wahrheiten, die uns die Lebensgewohnheiten einer Spinne oder Heuschrecke lehren können. Allein es gibt keine kleinen Wahrheiten, sondern nur eine einzige, deren Spiegel für unsere unzuverlässigen Augen zerbrochen scheint, von dem indes jedes Bruchstück, mag es die Bewegung eines Gestirns zurückstrahlen oder den Flug einer Biene, das oberste Gesetz einschließt."

Alle Insektengruppen, Tausendfüße, Skorpione und Spinnen haben Fabre beschäftigt. Viele von ihnen hat er gezüchtet, abgesehen von den Schmetterlingen, deren Lebensweise ja auch tatsächlich nicht so viel Verschiedenartiges bietet wie die der mannigfaltig lebenden Wespen- und Bienenformen oder der Ameisen. Reizend liest sich z. B. die Darstellung der Gewohnheiten der heiligen Pillendreher, der heiligen Skarabäen der alten Aegypter. Dann wieder schildert er in den lebhaftesten Farben das Liebesleben der Grillen und Heuschrecken und das Leben jenes merkwürdigen Insekts, das wegen seiner Fangarmstellung den Namen Gottesanbeterin bekommen hat. Genügend nah an ihr Opfer herangekommen, das oft viel größer als sie selbst ist, nimmt sie jene Schreckstellung ein (Abb. S. 2029), die die unglückliche Heuschrecke so fasziniert, daß sie

regungslos sitzenbleibt, um sich plötzlich von den blitzartig vorschnellenden Fangarmen ergreifen und verzehren zu lassen. Auch ihre eigenen Angehörigen verschont sie nicht in der Gefangenschaft. Ganz unglaublich aber erscheint es, wenn man erfährt, daß sogar das Männchen vor seiner allerdings oft erheblich voluminöseren Frau Gemahlin nicht sicher ist. Es wird oft von der Kannibalin verspeist, ob aus übergroßer Liebe, oder ob als besonders guter Leckerbissen oder aus andern Gründen, das weiß man nicht recht.

Erst vor zwei Jahren, als Fabre das sechzigjährige Jubiläum seiner Tätigkeit im Gebiet der Insektenkunde beging, wurden ihm von der gesamten Intelligenz Frankreichs öffentliche Anerkennung und Ehrungen zuteil, die etwas wärmere Strahlen in seinen Lebensabend hineinwarfen. Auch das Ausland kargte nicht. So hat denn Fabre wenigstens noch für die letzten Jahre seines ergebnisreichen und kampfvollen Lebens das schöne Gefühl der hohen Befriedigung, voll und ganz in der Wissenschaft gewürdigt zu werden.

Die letzte Heerschau.

Von Arthur G. Abrecht, Neuyork. — Mit 8 Bildern nach photogr. Aufnahmen Dr. J. Kossuth Dixons'.

Die Tragödie einer stolzen Rasse geht ihrem letzten Akt entgegen. Der amerikanische Indianer wandelt unaufhaltsam dem Untergang zu. Nicht, als ob ihm in absehbarer Zeit totale Austilgung drohte, hat doch in den letzten dreißig Jahren unter der Fürsorge der Bundesregierung seine Zahl um annähernd 20 Prozent zugenommen und ist seit 1880 von 256127 bis heute auf 307913 gestiegen; aber als Rasse ist er dem Untergang geweiht. Mehr und mehr schwindet das Typische, das Charakteristische.

In dreihundertjährigem Kampf gegen habgierige, aggressive, rücksichtslose und ihnen weit überlegene Völker sind die Indianer allmählich unterlegen. Daß sie nicht ganz aufgerieben wurden, haben sie der Tatsache zu verdanken, daß ihr weißer Bruder doch schließlich sich des an ihnen begangenen Unrechts bewußt wurde, daß er ihnen gnädigst von dem unermeßlichen Gebiet, von dem er sie vertrieben, ein Stück zuwies, wo sie nach ihrer Fasson leben und sterben konnten. Rückwärts! Rückwärts! war ihre Losung seit dem ersten Tag, an dem ein Bleichgesicht seinen Fuß auf ihre Erde setzte, ihre robuste Energie mit seinem Feuerwasser und seinen Krankheiten untergrub, mit seinen Giften ihre Gesundheit brach.

Wer nicht unter ihnen gewohnt und geweilt hat, der kann sich von dem Leben, den Sitten und Bräuchen, der Betätigung zu Zeiten des Friedens wie der Fehde des Indianervolkes keinen Begriff machen. Heute hat uns modernes Erfindergenie, vereint mit moderner Technik, Mittel an die Hand gegeben, jedes historische Ereignis im Wort, wie es gesprochen, im Bild, wie es sich entrollt, festzuhalten — durch den Phonographen und den Kinematographen. Und um der Nachwelt ein getreues „lebendes“ Bild zu geben von dieser schwindenden Rasse, kam Rodman Wanamaker, ein Sohn des deutschem Stamm entsprossenen „Fürsten der amerikanischen Kaufmannschaft“ und selbst Herausgeber einer der angesehensten amerikanischen Zeitungen, auf die Idee, eine Expedition auszurüsten und hinauszusenden ins Herz des Indianerlandes, eine alle Zeiten überdauernde Urkunde, eine Chronik zu schaffen des roten Mannes.



Cop. 1912 by R. Wanamaker.

Häuptling vom Stamme der Crows.

Dr. J. Kossuth Dixon, ein Mann, der seit 15 Jahren sich mit dem Studium des Indianers befaßt hatte, wurde zum Leiter der Expedition berufen. Von einer Reservation zur andern, von einem Stamm zum andern zog er. Ueberall war er willkommen. Sie kannten ihn. Sie gingen bereitwillig auf seine Anregungen ein; er brachte von seiner ersten Fahrt in die Wildnis, auf der er achttausend Meilen zurückgelegt hatte, eintausendsechshundert prächtig gelungene photographische Platten mit und über sechzehntausend Fuß Film für den Wandelbilderapparat, die so ziemlich eine jede



Heimkehr der Häuptlinge bei Sonnenuntergang.

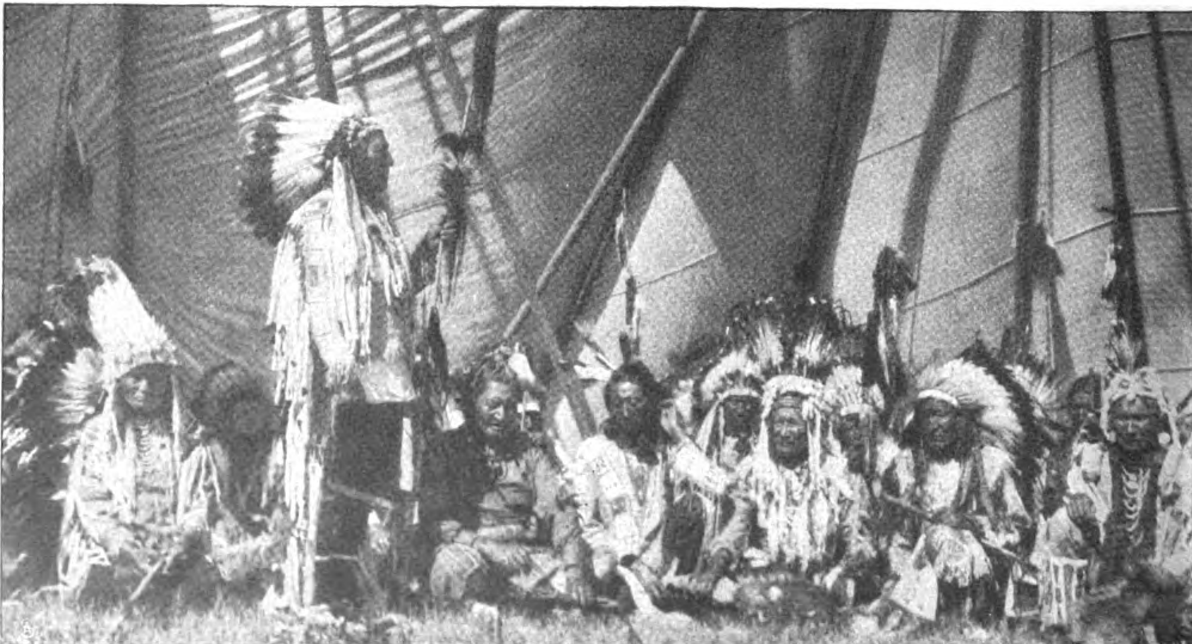

Cop. 1912 by R. Wanamaker.
Junges Indianermädchen am Wasser.

Phase des Lebens des Indianers anschaulich illustrieren.

Nur eine nicht. Es pflegten vor Jahren die Häuptlinge der verschiedenen einander benachbarten oder miteinander verwandten Stämme zu gewissen Zeiten zu einer großen Beratung zusammenzukommen, in der das Wohl und Wehe der Rasse erwogen und erörtert wurde. Solche „Pau-Waus“ fanden nicht nur dann statt, wenn es galt, über einen neuen Kampf gegen den rastlos vorwärts drängenden Weißen oder gegen einen anderen Stamm zu entscheiden; auch wenn der Nachbar mit dem Nachbar in Frieden lebte, gab es mancherlei zu regeln und zu besprechen.

Das letzte große Friedenskonzil der Indianerstämme hatte im Jahr 1867 stattgefunden. Grund zu einer solchen Zusammenkunft war nicht mehr vorhanden. Es gab keine Differenzen mehr zu schlichten, keine die Existenz der Völker berührenden Fragen mehr zu erledigen. Die Mehrzahl lebte ein sorgloses Leben des Nichtstuns; der Verkauf ihrer Ländereien hatte ihnen einen gewissen Wohlstand gebracht. Ein solches Konzil im Bild festzuhalten, war die Aufgabe einer zweiten, von Rodman Wanamaker ausgesandten Expedition.

Das Tal des Little-Big-Horn-Flusses in Montana, eine Stelle zwei Meilen unterhalb jenes blutgetränkten Schlachtfeldes, wo am 25. Juni 1876 General Custer und die Schar seiner Getreuen von den Sioux auf so entsetzliche Weise hingemordet wurden, wurde zum Ort

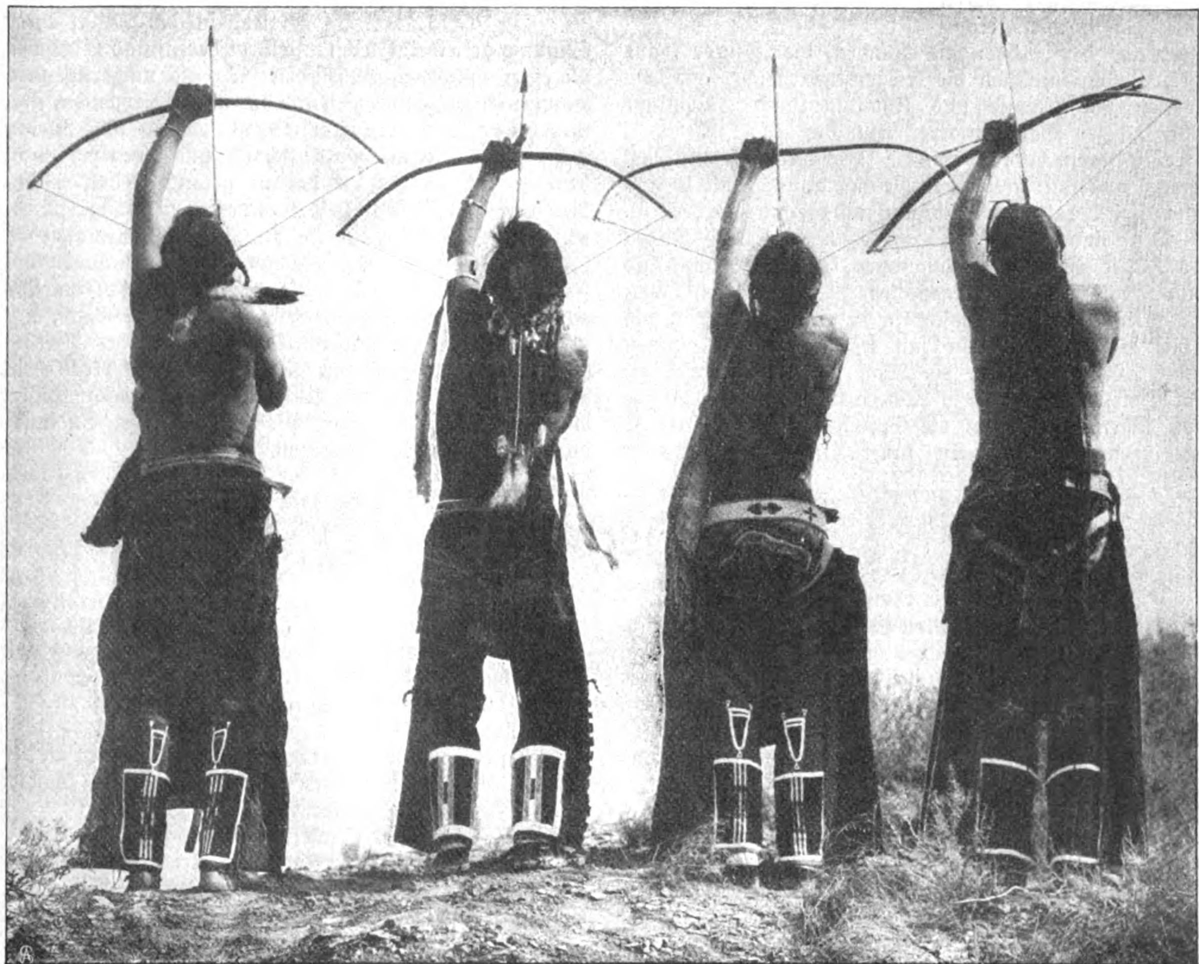

Cop. 1912 by R. Wanamaker
Im Beratungzelt: Häuptling „Plenty Coups“, der Vielseitige von den Crows, spricht.



Häuptling „Nethla“ von den Apachen.



Häuptling „Timbo“ von den Comanchen.



Der Sang der Pfeile.

dieser Zusammenkunft ausersehen. Hier sollte die letzte große Heerschau der Häuptlinge stattfinden.

Sie kamen, angetan mit ihrem prächtigen Kriegsschmuck. Ihre Pferde brachten sie mit, ihre Gewehre, Pfeile und Bogen, Tamtams, Kriegshemden und Kriegshauben. Die Expedition kampierte in ihrer Mitte.

Mehr als einhundert Häuptlinge waren an jenem Sommermorgen versammelt und lagen in den Zelten, als eine sich von einer Anhöhe erhebende Rauchsäule ihnen das Signal zur Zusammenkunft gab, sie nach dem Beratungzelt rief, als Chief Plenty Coups, der Führer der Crow-Nation, sie durch Boten zum Konzil lud. Die Schwarzfüße waren aus dem Norden gekommen, aus dem Süden die Apachen, die „Feinde", aus ihren Zelten im Osten die kriegerischen Sioux, aus dem Westen die Cayuse und Umatillas und Häuptlinge einer ganzen Schar anderer Stämme.


Cop. 1912 by R. Wanamaker.
Eine Squaw der Schwarzfußindianer beim Kochen.

Mit ihrem bunten, reichen, farbenprächtigen Kriegsschmuck angetan, schwangen sie sich auf ihre Pferde und ritten zum Beratungzelt. Bergauf und bergab ging der Ritt.

Jetzt sind sie am Ziel vor dem Zelt. Sie binden die Zügel ihrer Tiere zusammen, ein jeder bückt sich und kriecht, den mit Glasperlen, die von seinen Taten berichten, besetzten Coupstick in der Hand, ins Zelt, wo Chief Plenty Coups sie mit Händedruck willkommen heißt. Es wird kaum ein Wort gesprochen. Sie gehören vielen verschiedenen Stämmen an, und nur wenige von ihnen beherrschen die Sprache eines andern als des eigenen Volkes. Sie kauern im Kreis auf dem Boden. Chief Plenty Coups spricht zu ihnen in der allen verständlichen Zeichensprache. Er erklärt ihnen den Zweck der Zusammenkunft. Es soll ein Bild geschaffen werden vom letzten großen Indianerkonzil, der letzten großen Heerschau, ein Bild, das ihren Kindern und Kindeskindern die Tradition erhalten soll. Jeder, der etwas zu sagen hat, gibt Chief Plenty Coups, der den Vorsitz in der Versammlung führt, ein Zeichen, erhebt sich und spricht. Der eine nur in der Zeichensprache, der andere seine Gebärden mit dem Wort begleitend.

Auf hölzernen Schüsseln bringen die Frau des Blackfoot-Indianers Wolf Plume und zwei Mädchen vom Stamm der Cheyennes, in die Tracht ihrer Stämme gekleidet, Fleisch und Brot herein und reichen es an einer hölzernen Gabel den im Kreis umhersitzenden Häuptlingen. Stumm hockt die ganze Sippe da und verzehrt das Brot der Freundschaft. Dann füllt Plenty Coups zwei Pfeifen, zündet sie an und reicht sie, nachdem er ein paar Züge daraus getan, weiter, rechts die eine, die andere links. Unterdessen erklärt der „Vielseitige" ihnen, daß von nun an für alle Zeiten Frieden herrschen soll zwischen den Stämmen untereinander und Frieden mit dem weißen Mann. Sie nehmen wortlos voneinander Abschied, mit festem Druck der Hand, mit tiefem Blick in die Augen. Sie besteigen ihre Pferde; hierhin, dorthin zieht ein Troß, zu langer Reise dem heimatlichen Wigwam zu. Auf dem vom Büffel schon längst verlassenen Pfad reitet der Indianer dahin, der Ewigkeit entgegen.

Herbst.

Skizze von Lucie Fer.

Ein Goldkranz von welken Blättern lag um den Teich. Liselotte ging an dem stillen braunen Wasser entlang, und das Spiegelbild ihres lila Kleides begleitete sie über die Bronzeplatte des Sees. Sie schritt mit gesenktem Kopf.

Vom Hof her hörte sie ihren Mann noch einen kurzen Befehl rufen — über das Räderrollen hinweg. Christians Stimme schnitt scharf durch die dünne Luft — das Bellen der beiden Rüden verfolgte das laute Herrenwort bis in die Felder hinein. — Jetzt verstummte das Rollen. — Der Jagdwagen ging dort drüben wie auf Samt.

Liselotte blieb stehen und legte die Hand vor die Augen. Nichts sehen, dachte sie — und sah doch durch die gespreizten Finger hindurch an der Pferdekoppel den Wagen halten. Sah ihren Mann herunterspringen und die Arme ausbreiten nach — Maria.

Maria zögerte eine Weile, ehe sie herabsprang. Die feine Mädchengestalt im dunklen Reisemantel hob sich gertenschlank in das Blaßblau des Himmels. — Dann flog sie leicht herunter und lag an Christians Brust.

Zu lange, dachte Liselotte — zu lange. —

Als sie die Hände herabließ, standen die beiden an der Hürde. Die Pferde trabten über die Wiese und schoben die Köpfe über die Zäune.

Maria strich ihnen allen über die schmalen Nasen, doch zuletzt legte sie dem einen die Arme um den Hals und schmiegte ihr Gesicht an den schwarzen Spiegelsamt des Fells. Das Tier hielt still. Christian stand abgewandt.

Maria bog den Kopf zu ihm herum und sprach etwas — irgend etwas. — Liselotte glaubte die schöne Metallstimme klingen zu hören. Dann ließ sie das Pferd und

schritt — den Kopf im Nacken — steil und schlank zu dem Wagen zurück.

Christian trat hinter ihrem Rücken zu dem schwarzen Pferd heran und suchte die Stelle, an der ihre Wange geruht. — Der Gaul stand noch unbeweglich und äugte dem Mädchen nach. — Doch als er ihn berührte, wieherte er laut auf und trabte schräg in die Weide zurück.

Alle — alle — nur für dich — Maria, dachte Liselotte.

Christian rückte sich die Mütze aus der Stirn und ging Maria nach. Er hob sie auf den Sitz und sprang mit einem wilden Satz neben sie. Die Peitsche sauste. Die Stute bäumte sich auf unter seinem herrischen Zügelgriff. Die Hunde bellten und sprangen — und das Gefährt schien die Anhöhe hinauf in das Abendgold hineinzufliegen. — — Liselotte wandte sich in die Tiefe des Parkes. — Marienfäden flogen ihr nach. Sie strich sich mit der Hand über die Stirn — und als sie sie wieder senkte — sah sie das weiche graue Gespinst an ihren Fingern.

Sie lächelte traurig — „Altweibersommer"?

* * *

Auf den Feldern knieten die Frauen in langen Reihen. Sie hielten die Köpfe in den bunten Tüchern gesenkt, als beteten sie die harte braune Erde an. Große Kartoffelsäcke standen grau und plump zwischen ihnen. Aber die Kette schob sich nur langsam vorwärts. Der Boden war hart. Frühfrost hatte die letzte Nacht überrascht.

Christian ritt die Obstallee hinunter und sah zerstreut über die Äcker. Der Wind stieß in kurzen harten Stößen heftig in das Blattwerk. Aus den Apfelbäumen fielen große grüne Früchte und schlugen hart auf die Erde. Die Schattenseite des Weggrabens war noch mit leichtem Reif bepudert. —

Der Gutsherr ritt im Trab — vornübergebeugt — mit losen Zügeln. Die beiden Hunde ließen die Ohren hängen und schlichen verdrossen dem bleichen Schatten des Pferdes nach.

Christian streifte die knienden Frauen mit leeren Blicken — — unter denen sie sich noch tiefer über den Boden bückten. Der Inspektor schritt quer über den Acker auf ihn zu und nahm die Mütze ab. Christian hob lässig die Hand. Er hörte nicht, was der andere sprach. Ungeduldig schlug er die Weidengerte an die Schaftstiefel und ließ den Mann neben sich hergehen.

Als er aber drüben am Parkrand ein lila Frauenkleid sah, riß er heftig den Gaul herum und ritt die Anhöhe zurück. „Liselotte — jetzt? — Nein — nein." — Und er lenkte hinüber nach den Kätnerhäusern. Dort spielten Stüpmanns elende Kinder um den verschleimten Teich, und der Alte stand mit großen blöden Augen am Zaun und warf verrückte Worte auf den Weg. — — „Ganz gleich! — Nur fort — — fort —"

* * *

Alfred Tornow war von Fredenhagen herübergekommen — im Jagddreß. Sein Wagen stand am Parkgitter. Er hatte den grünen Filz abgenommen und ließ das braune Haar dem Wind und dem Goldregen der fallenden Blätter.

Er traf Liselotte unter der großen Blutbuche. Sie sah ihn nicht. Ihr Gesicht erschien ihm schmaler und blasser als im Sommer — und der Mund — ach, so müde. Er hatte sie eine Woche lang nicht gesehen — und zum erstenmal empfand er ihr Alter.

Als er über den leise raschelnden Blätterteppich näher kam — ging eine zarte Röte über ihre Wangen und machte sie wieder jung. „Alfred — Sie?" —

Er bückte sich über ihre Hand. „Ich komme, um Abschied zu nehmen."

Die Röte wich aus ihrem Gesicht. „Auch Sie?"

„Auch ich", sagte er hart und ließ ihre Hand los.

Sie schwiegen beide und gingen nebeneinander weiter.

„Der Winter wird einsam sein — für uns", begann sie leise.

„Dafür war der Sommer lang", gab er dagegen.

„Ja — — sehr — — lang."

Er streifte heimlich ihr feines Profil.

Sie sah starr geradeaus.

„Wann reiste Maria?" fragte er, ohne den Kopf von ihr zu wenden.

„Gestern abend."

„Und Christian?"

Sie hielt seinem Blick stand. „Ich habe ihn noch nicht gesehen. Er war die ganze Nacht draußen — mit seinen Hunden."

„Ich traf ihn am Weidendamm."

„Es war Marias Lieblingsweg."

„Ich ging an ihm vorbei — — er sah mich nicht."

„Der Frost in der Nacht — — die Kartoffeln — und Rüben — — vielleicht hatte er — —"

Alfred ergriff ihre Hand — „Nicht doch" — und zwang sie zum Stillstehen. — Sie sah an ihm vorbei — ihre braunen Augen klagten an. — Sie sagte kein Wort.

Der Wind wehte ein gelbes Blatt auf ihr Haar. Sie lächelte — „Es ist Herbst!"

Er nahm es behutsam ab und steckte es in die Brusttasche.

Da sah sie ihm voll in das junge braune Gesicht. „Sie gehen zu Maria?"

Seine Züge wurden scharf und abwehrend. „Nein — nein!"

Und als sie den Blick nicht von ihm ließ, rückte er den Kopf hart zur Seite. „Ich gehe — — wie Maria ging — — um Ihretwillen — Liselotte."

„Ihr — —" — sie wurde noch blasser — sie sah die dicke Falte über seiner Nasenwurzel — und die Worte wollten nicht weiter — — „und — um mich — —" Sie richtete sich steil auf.

„Verzeihung!" Seine Stimme zitterte, während sein Gesicht schon wieder ruhig war. „Verzeihung —" — Sie sah seinen braunen Scheitel über ihrer Hand. — —

* * *

Der Wind lachte um das Herrenhaus. Tag um Tag. Und aus dem Lachen wurde ein wildes Heulen — und das Heulen ging unter in einem stillen Weinen.

Die schwarzen Gerippe der kahlen Bäume stießen in den grauen Wolkenhimmel, welkes Sommerlaub lag tot zu ihren Füßen. Die letzten Blumen erfroren in den Nächten, und auf dem Teich lag es morgens wie feines Glas. —

Christian saß müßig vor dem Kamin — die losen Hände zwischen den Knien. Die beiden Rüden wachten ihm zu Füßen.

Er hatte die dicke Flausjoppe an, die er auf dem Hof trug, und starrte in die Glut. Aber er schüttelte sich von Zeit zu Zeit — wie wenn er fröre. — Und die Hunde schüttelten sich mit, daß die Halsbänder klirrten.

Liselotte saß mit einer Handarbeit im Schoß. Das offene Feuer lockte Goldfunken aus ihrem kupferbraunen

Haar. Sie saß schweigend mit verschlungenen Fingern und sah auf ihren Mann. Das Ticken der alten Standuhr ging wie ein müder Herzschlag zwischen ihnen — hin und her.

Christian zuckte plötzlich zusammen. „Jetzt singt Maria in Berlin!" Und seine Hände zitterten. „Sie singt — — und vielleicht dasselbe Lied — — wie — —"

Der Wind stieß eine Flamme in das Zimmer. — Es wurde hell. — Die Hunde knurrten.

Liselotte sah Christians gebeugten Kopf in den bebenden Händen. Sah seine Schläfen — leicht angegraut. —

Sie stand unhörbar auf und trat hinter seinen Sessel. Sacht bog sie seinen Kopf an ihr Herz und strich ihm leise über das Haar.

„Christel", sagte sie und küßte ihn behutsam auf die geschlossenen Augen. „Christel — du hast ja graues Haar!"

Und sie lachte weich und zuversichtlich — wandte sacht seine Schläfen in ihren Händen und küßte ihm das graue Haar.

Eine ganze Weile stand sie so — über ihn gebeugt.

Da nahm er heftig ihre Hände und drückte sie auf seine Augen. „Lisilo — — m e i n e Lisilo!"

Und sie fühlte es feucht werden unter ihren Fingern.

Die weiße Mode.

Von Ola Alsen. Mit 7 photograph. Aufnahmen von Schneider.

Noch vor wenigen Jahren wäre es den meisten Menschen paradox erschienen, im Winter von einer weißen Mode zu sprechen. Aber die launische Herrin hat in erster Linie die Schönheit und dann erst die Zweckmäßigkeit im Auge. Prevost, der große Frauenkenner, charakterisiert mit geistvollen Worten die Mode: „Dient etwa ein Damenhut dazu, das Haupt seiner Trägerin zu bedecken, ein Schirm, sie vor den Sonnenstrahlen zu schützen? Ist eine Damenuhr dazu da, die Zeit anzugeben, oder sind Damenschuhe jemals zum Gehen gemacht?"



Hermelinschärpe, schwarze Samtkappe mit Polarfuchs.

Warum will man nun plötzlich verlangen, daß die Farbe der Kleidung nach Zweckmäßigkeitsrücksichten gewählt werden soll. Weiß ist duftig, schön und kleidsam und hat deshalb seine Daseinsberechtigung zu allen Zeiten und in höherem Grad als manches andere, das diese Anforderungen nicht im gleichen Maß zu erfüllen imstande ist.

Früher galt die weiße Farbe als Zeichen des Sommers, wenigstens in bezug auf die Jahreszeit — und als Zeichen des Frühlings in bezug auf das Alter. Diese Zeiten sind vorüber. Die Mode bestimmt, Kinder in schwarze Seide zu kleiden, und Großmütter hüllt sie in weiße Gewänder. Vielleicht reizt der innere Widerspruch, wahrscheinlich jedoch mehr die Tatsache, daß weiß neutral und für die meisten Gesichter vorteilhaft ist. Hat man mit dem alten Vorurteil gebrochen, weiß könne zu jugendlich sein, findet man leicht den Reiz, der von dieser Farbe ausgeht. Die verschiedenen zarten Abschattierungen vom grellen Kreideweiß bis zu dem nachgedunkelten Ton alten Elfenbeins sind endlos. In dieser Skala die feinen Unterschiede zu erkennen, die dem Teint am dienlichsten sind, ist bei der Wahl Bedingung. Jedes Gewebe hat einen andern Schein, und der leuchtende Schimmer, der besonders den Stoffen anhaftet, die für den Salon bestimmt sind, verleiht ihnen den begehrenswerten Zauber. — Aus duftigem Chiffon ist die lose drapierte Bluse mit den angeschnittenen Aermeln gearbeitet. Hauchzarte Spitzen umschmiegen den Ausschnitt und sind vorn wie zu einer großblättrigen Rose arrangiert, die von einem zierlichen Kranz dunkler Seidenblättchen umgeben ist. Der Rock ist eng



Abgerundeter Hermelinschal,
Herme.inkappe,
schwarzweiße Pierrotrüsche.



Weißes Gesellschaftskleid.



Hermelinmantel, Hermelinhut
mit Phantasiegesteck.



Weiße Dinertoilette

plissiert. Darüber liegt wiederum, von Spitze überrieselt, in graziösen Bogen endend, ein weißes Chiffongewand. Von der Taille ausgehend, ist eine Seidentunika über den Rock gelegt, die seitlich geknotet ist und aus den mit langen Fransen beschwerten Enden herabhängt.

Aus weichem fließendem Charmeuse ist die elegante Dinertoilette kombiniert. Von besonderem Reiz ist die eigenartige Rocklinie, deren Teile sich seitlich zusammenfinden und von einem Kranz zartfarbiger Rosen gehalten werden. Duftiger Chiffon mit Stickereien aus Silberperlen verhüllt einen Teil des Rockes. Den breiten Seidengürtel umziehen kleine Bogen aus Silberperlen, die auch den Abschluß des Aermels bilden.

Aber nicht nur für den Abend finden wir vielfach

Toiletten in weißer Farbe. Sehr interessant ist ein weißes Tuchkleid für den Nachmittag, dessen drapierter Rock durch eine apart arrangierte Tunika gedeckt wird. Um den Hals sehen wir einen kleinen Stehkragen aus Hermelin mit herabhängenden Schweifen. Selbst für die Straße hat sich die weiße Farbe einzuführen verstanden. Der weiße Tuchrock, aus dessen Vorderbahnen seitliche Falten entspringen, wird durch eine eigenartig geschnittene Schoßjacke aus weißer broschierter Seide ergänzt. Um die Aermel spannt sich zweimal Maulwurf. Bei der mit Posamenten verzierten Jacke sehen wir zwei Pelzstreifen und einen breiten Pelzkragen.

Recht interessant ist der Ersatz für Abendmäntel, den wir in der dreiviertellangen weiten Samtjacke kennen lernen. Diese reizvolle Neuheit entspricht hauptsächlich der Vorliebe für die weiße Farbe, denn weiße



Weiße Samtjacke mit maulwurffarbenem Pelz.



Weißes Tuchkleid für den Nachmittag.

Mäntel, die den Boden berühren, sind, abgesehen von Hermelinmänteln, das denkbar unpraktischste.

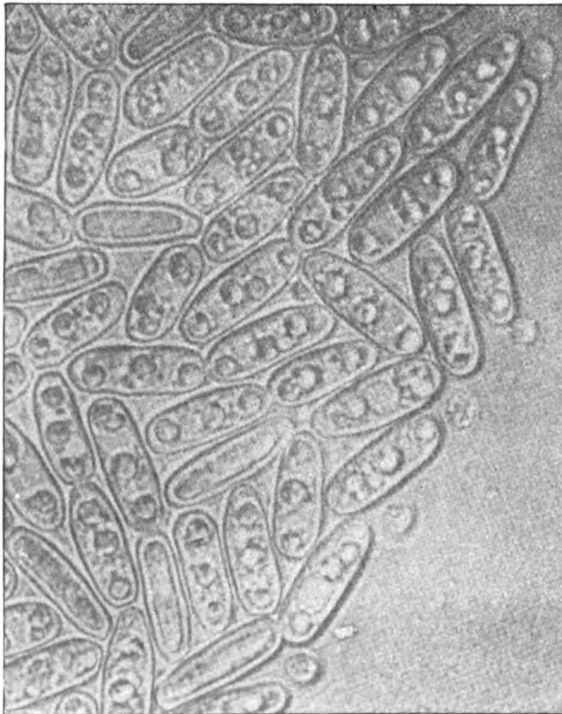
Da kein Material zu kostbar ist, um nicht von dem Wandel der Mode berührt zu werden, erstreckt sich die Vorliebe für Weiß naturgemäß auch auf die Pelze. Dem weißen Hermelin mit seinem schneeigen Schimmer gehört nach wie vor die enthusiastische Begeisterung der Damen. Um einige Abwechslung zu schaffen, vereint man Hermelin hier und da gern mit weißem Polarfuchs, der bei weitem nicht so kostbar, jedoch durch sein dichtes rauhes Fell an Kleidsamkeit vielleicht den glatten Hermelin übertrifft. Sehr effektvoll hebt sich der breite, weiße Pelzrand von dem schwarzen Samtkäppchen ab. Lange, weiße Paradiesreiher berühren den Hermelinschal. Um den Hals ist nochmals ein weißer Fuchs gelegt, und auch die Hände verschwinden in einem großen Muff, in dem wir einen ganzen Polarfuchs erkennen. Das Verführerischste, Vornehmste und Kostbarste auf dem unbegrenzten Gebiet der Luxusmäntel ist zweifellos der lange Hermelinmantel. Die großen Flächen sind vollkommen weiß gehalten, nur dem Rand sind kleine Schweifchen eingefügt, die sich auch in regelmäßigen Abständen auf dem Revers, dem viereckigen Kragen und den Aermelaufschlägen finden. Das weitbauschige Hermelinkäppchen, das über der Stirn durch eine breite, buntgestickte Borte zusammengehalten wird, ist äußerst kleidsam. Recht originell wirkt die schwarzweiße Pierrotrüsche, die nochmal über den Hermelinschal getragen wird und sich in ihrer Zusammenstellung geschmackvoll dem schwarzweißen Bild einfügt. Gerade dieser Kontrast ist Ursache an der großen Wirkung des Gesamtbildes.

Hefen und Hefe.

Eine biologisch-volkswirtschaftliche Skizze von Dr. J. Paechtner-Berlin. — Hierzu 11 Abbildungen.

Was sind Hefen? Was ist Hefe? —

Hefen nennt man eine fast unendliche Zahl mannigfaltiger verwandter, mehr oder weniger untereinander verschiedener Arten, Rassen, Familien und Gattungen

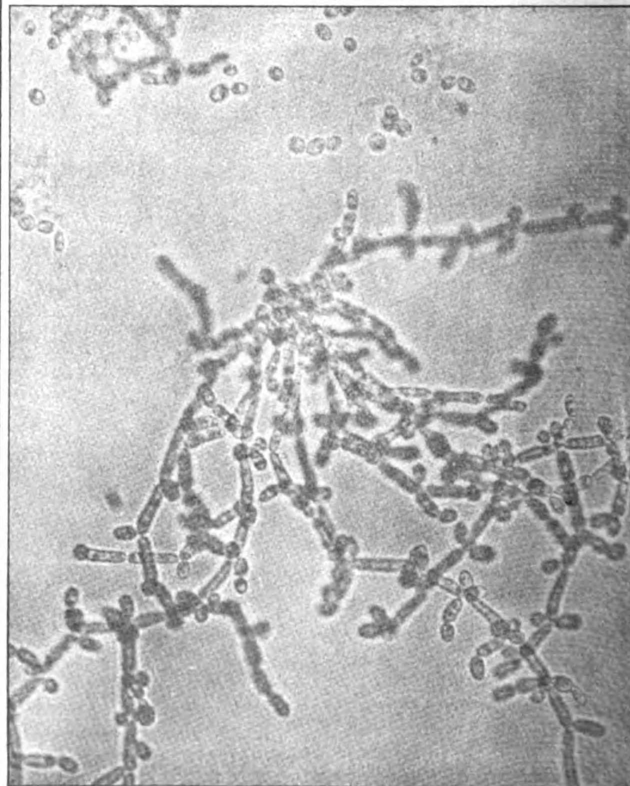


Hefe aus den Nektarien einer Salbeiblüte.
1200 fache Vergrößerung.

kleinster Wesen, die man dem Pflanzenreich zuzählt und zumeist in die botanische Klasse der Sporenpilze eingereiht hat.

Alle Hefen sind einzellige Organismen, gehören also der untersten Stufe der Lebewesen an, alle sind sie mikroskopisch klein; die Größe des Individuums übersteigt selten ein Hundertstel Millimeter in der Länge und $1/2$ Hundertstel Millimeter in der größten Dicke des rundlichen Querschnitts. Ihre Körperform ist meist eiförmig oder kugelig, bei einzelnen Arten auch „wurstförmig" langgestreckt. — Trotz ihrer absoluten Kleinheit sind die Hefezellen Organismen von größter Lebensenergie mit starken, höchst charakteristischen Eigenschaften, zudem begabt mit einem gewaltigen Fortpflanzungsvermögen.

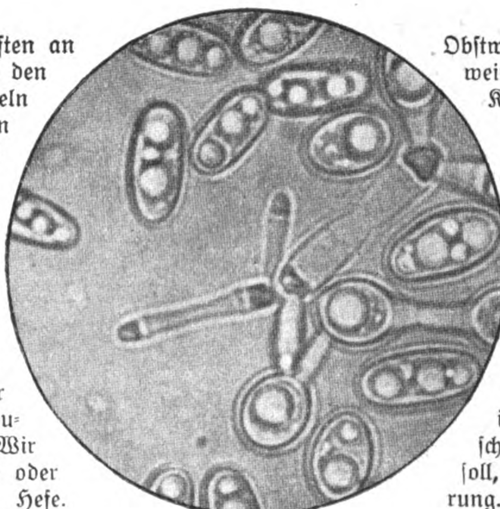
Die Gesamtheit der ursprünglichen Hefen nennt man „wilde" Hefen. Solche finden sich fast überall massen-



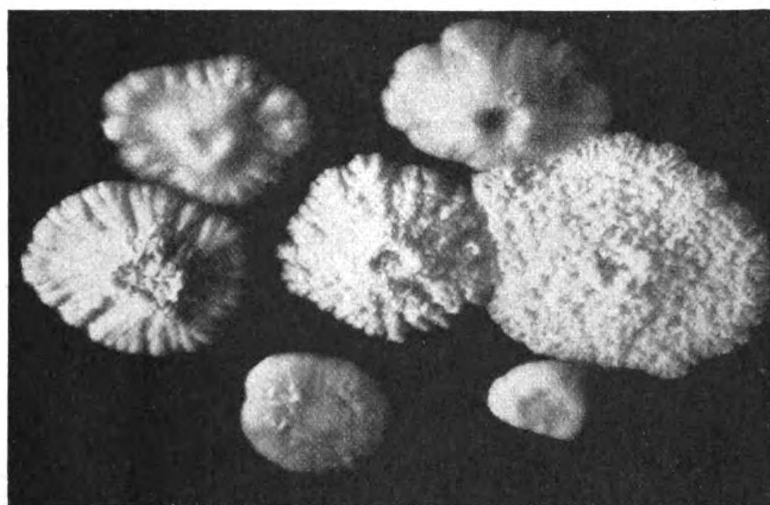
Hefenflora aus brasilianischem Apfelsinenwein.
400 fache Vergrößerung.

haft in der freien Natur. Sie haften an den Schalen der Früchte und an den Blättern der Pflanzen, sie wirbeln im Staub und wuchern in allen zuckerhaltigen Säften, in Wald und Feld wohnen sie, in Küche und Keller, ja selbst in unseren Eingeweiden hausen sie als ungebetene Gäste. — Auch der Mensch hat sich seit den ältesten Kulturzeiten Hefen zum Hausgenossen erkoren und sich durch Auswahl und Züchtung aus wilden Hefen eine Anzahl Spielarten für besondere Zwecke zugerichtet, sozusagen gezähmt und gezüchtet. Wir nennen diese Hefen Kulturhefen oder im Kollektivbegriff kurzweg Hefe.

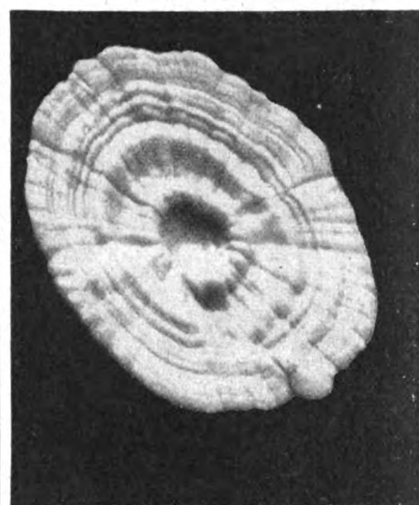
Wofür gebraucht man Hefe? Für alles, was durch Gärung bereitet wird, Obstweinbereitung jeder Art, die Branntweinerzeugung bedürfen der gärenden Kräfte der Hefe, um aus ihren zuckerhaltigen Würzen und Maischen den Alkohol zu bereiten und neben ihm die mancherlei Würz- und Geschmackstoffe, die neben und vor dem Alkohol den unnachahmlichen Wert natürlicher Alkoholika bedingen. Wenn es auch bisher nicht gelungen ist, das Wesen dieser Hefe und ihre Bildung mit Sicherheit zuergründen, so steht doch das eine fest, daß bei ihrer Erzeugung die Hefe eine ausschlaggebende Rolle spielt. Was klären soll, muß gären — edle Hefe, edle Gärung. Auch die Bäckerei braucht die Gärkraft der Hefe; den Teig zum „Gehen“ bringen, heißt mittels Hefe



Eigenartige Hefe
aus dem Nektar der gelben Löwenmaulblüte.

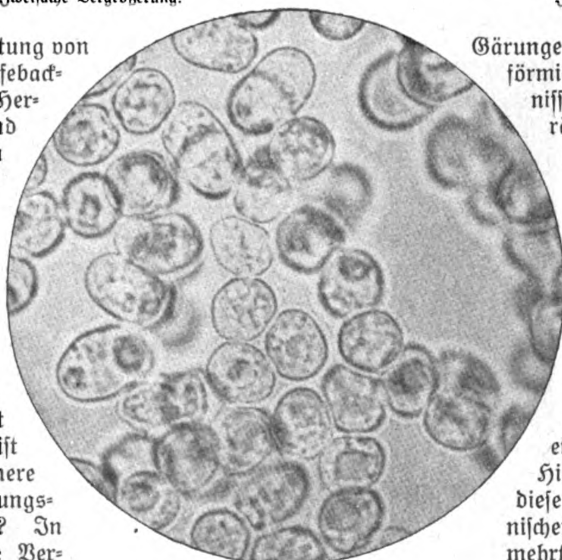


Verschiedene Hefen aus Kißley-Tschi, Kwaß und Kefir.
Zweifache Vergrößerung.



Riesenkolonie wilder Hefe auf Würzegelatine.
Zweifache Vergrößerung.

also vornehmlich für die Bereitung von Wein, Bier, Spiritus und Hefebackwerk; ferner u. a. auch für die Herstellung vergorener Milch und anderer in manchen Ländern gangbarer Gärungserzeugnisse (Kefir, Kumys, Kwaß, Kißley-Tschi u. a.). Ohne Hefe kein Wein, kein Bier, kein Brot. Ein Kulturleben ohne Hefe ist schlechterdings undenkbar. Anderseits ist jede Verbesserung und Veredlung der Hefe und ihrer Erzeugnisse als ein Kulturfortschritt zu bezeichnen. — Welches ist nun aber die unlösliche innere Beziehung der Hefe zu den Gärungsgewerben und der Bäckerei? In beiden Fällen das ihr eigene Vermögen, Gärungen zu bewirken. Die Bierbrauerei, die Weinkelterei, die

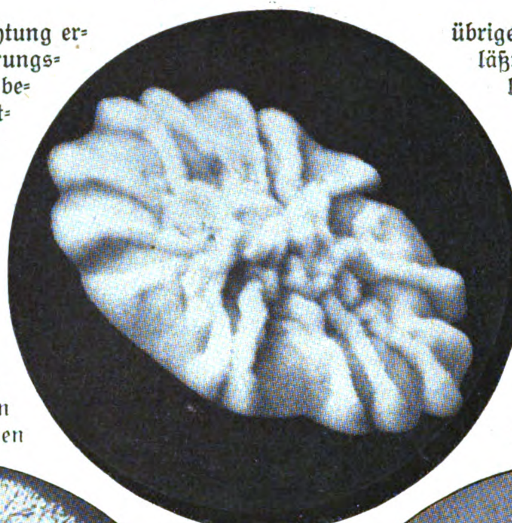


Schizosaccharomyces octosporus,
Eine Hefe der Korinthen-Rosinen.

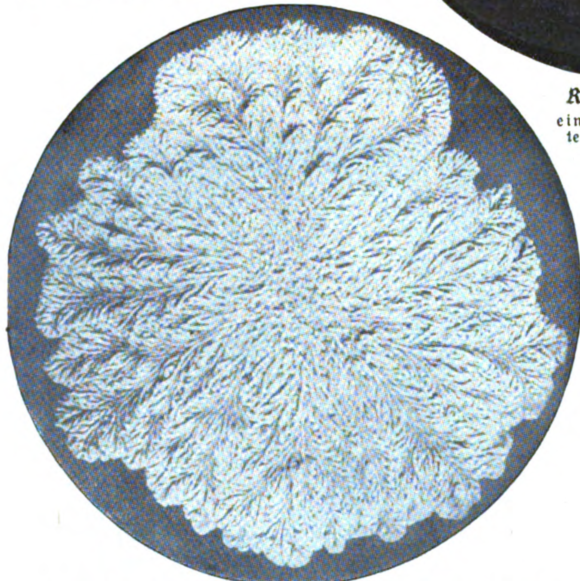
Gärungen in ihm bewirken, deren gasförmige und dampfförmige Erzeugnisse das Gebäck mit luftigen Hohlräumen durchsetzen, es porös, schmackhaft und bekömmlich machen. — Um welche Mengen von Hefen es sich dabei handelt, mag aus der Zahl von 40000000 kg hervorgehen, die in den deutschen Preßhefefabriken jährlich allein für Backzwecke hergestellt werden; die z. B. zur Biererzeugung benötigte Menge Aussaathefe mag gleichfalls etwa 30000000 kg betragen. Hierbei ist zu bedenken, daß sich diese Masse während ihrer technischen Verwendung bedeutend vermehrt und auf das etwa vierfache, bei der Spiritusbereitung wohl sogar auf das 25fache ihrer ursprünglichen

Menge anwächst. Diese Betrachtung ergibt, daß im Betrieb der Gärungsgewerbe und der Bäckerei ohne besonderes Zutun viel mehr Hefe entsteht, als für neue Aussaat gebraucht wird. Was geschieht mit dem Ueberschuß? Für die Bäckerei z. B. löst sich die Frage von selbst: sie wird mitgegessen und bildet jedenfalls einen wertvolleren Bestandteil des schmackhaften Brotes, als man gemeinhin bedenkt; es handelt sich auch um ganz respektable Mengen. Nehmen wir an, daß sich die vorhin für den deutschen Jahreskonsum genannte Zahl von 40 000 000 kg Backhefeaussaat im gehenden Teig verdreifacht, so verspeisen wir also mit unsern Brötchen und Kuchen jährlich 120 000 000 kg Hefe — wer möchte das denken! Auch die Spiritusfabrikation verwertet ihre Hefen; sie werden in den Schlempen verfüttert und so unbewußt als treffliches Kraftfutter verwertet. Anders liegen die Dinge bei der Bierbrauerei und der Weinbereitung. Hier scheidet sich die Hefe im Lauf der Gärung von ihren Erzeugnissen und liegt schließlich als unscheinbarer bräunlicher Bodensatz im Gärfaß, nachdem sie ihre Schuldigkeit getan, und erwartet ein ruhmloses Ende. Man nimmt von ihr noch bestenfalls, was man zur nächsten Aussaat braucht, und die übrigen drei Viertel der ganzen Masse läßt man größtenteils in die Gosse laufen. Wozu der Lärm — wird mancher Leser fragen — was liegt an einem bißchen verbrauchter Hefe!? Wir wollen einmal nur am Beispiel der Bierhefe sehen und rechnen, denn Zahlen beweisen. — Die deutschen Brauereien erzeugen zurzeit jährlich ca. 70 000 000 hl Bier; pro Hektoliter Bier bedarf es zirka $1 \frac{1}{2}$ kg Hefe (abgepreßt) mit ca. 25 Prozent Trockensubstanz. Dies ist aber in einem Jahr $1{,}5 \cdot 70\,000\,000 = 105\,000\,000$ kg abgepreßte Bierhefe mit ca. 25 % Trockensubstanz. Angenommen, daß ca. ein Viertel dieser Menge für neue Aussaat verwendet wird, so bleiben rund 75 000 000 kg unverwertet. Was bedeutet diese Zahl?

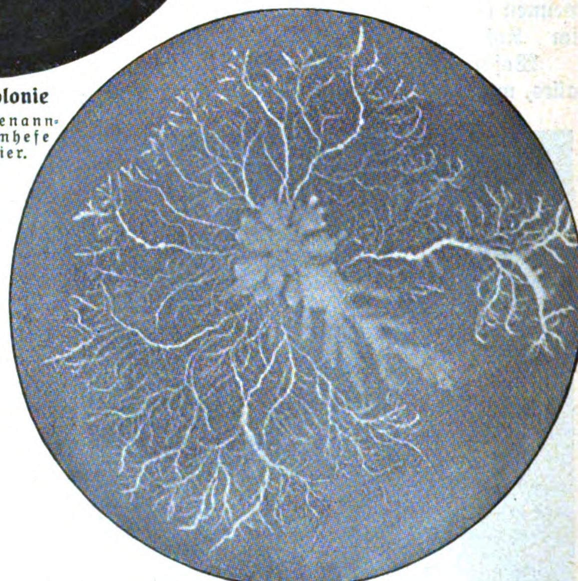
Ein Kilogramm solcher Hefe enthält 250 g Trockensubstanz, diese wiederum 18 g und 232 g organische Substanz; die organische Substanz der Hefe besteht aus 145 g Eiweiß, 8 g Fett, 4 g Rohfaser und ca. 75 g Extraktstoffen; sie besitzen einen Brennwert von 1100 Kalorien. 1 kg frisches Fleisch (mageres Ochsenfleisch) enthält gleichfalls 250 g Trockensubstanz, bestehend aus 12 g Asche und 238 g organischer Substanz; letztere ist aus etwa 210 g Eiweiß und 28 g Fett zusammengesetzt; ihr Brennwert ist 1010 Kalorien. Ein Vergleich



Riesenkolonie einer sogenannten Rahmhefe aus Bier.



Riesenkolonie einer Rahmhefe aus Bäckerhefe isoliert.



Kolonie eines der Hefe verwandten Pilzes, des Endomyces Magnusii.



Aus armenischem „Mazun" reingezüchtete Hefenarten.

dieser Zahlen ergibt leicht folgende Ueberlegung: 1 kg Preßhefe und 1 kg mageres Ochsenfleisch liefern annähernd gleich viel Trockensubstanz und gleich viel Brennwert; angenommen, der Nährwert der Hefetrockensubstanz wäre gleich dem Nährwert der Fleischtrockensubstanz, so wäre 1 kg solcher Hefe im Nährwert gleich 1 kg des verglichenen Ochsenfleisches. Mit andern Worten: unsere 75000000 Kilogramm überschüssige Brauereihefe könnten als Nährstoffe ebenso viele Millionen Kilogramm Ochsenfleisch ersetzen. 75000000 kg Fleisch, das bedeutet eine Herde von rund 165000 Stück respektabler Ochsen (à 15 Ctr. lebend) oder einen Geldwert von 120000000 M., das Kilo Ochsenfleisch niedrig zu 1,60 M. gerechnet.



Die wichtigsten Hefen des deutschen Brennereigewerbes.

Das wäre freilich schön und gut, wird mancher erwidern, aber Hefe ist doch kein Ochsenfleisch. Soll's auch nicht sein, aber ein mindestens gleichwertiger Ersatz dafür; daraufhin wollen wir die Hefe einmal genauer ins Auge fassen.

Wenn wir noch einmal die Zusammensetzung von Fleisch und Hefe vergleichend betrachten, so fällt uns gleich der einseitige Eiweißreichtum des Fleisches auf; auch die Hefe ist sehr eiweißreich, aber sie zeigt doch ein viel ausgeglicheneres Verhältnis zwischen Eiweiß und Extraktstoffen. Wir wissen, daß eine einseitige Eiweißnahrung auf die Dauer nicht bekömmlich ist; folglich spricht die mehr ausgeglichene Zusammensetzung der Hefe a priori zu ihren Gunsten als selbständiges Kraftnährmittel. Noch mehr tut dies ihre feinere chemische Zusammensetzung, speziell z. B. ihr reicher Gehalt an Lecithinen, jener begehrten Nervennahrung unserer Tage. Der Raum gestattet nicht, hierauf einzugehen.

Wie könnte man nun die großen Hefeüberschüsse unserer Brauereien als solches Kraftnährmittel zur Verwertung bringen, d. h., sie in eine Form überführen, die als preiswerte, dauerhafte, versandfähige Handelsware gleichzeitig ein Nahrungs- und Genußmittel für weite Kreise der Bevölkerung böte?

M. Delbrück, der vielseitige Organisator und Berater unserer Gärungsgewerbe, hat die Initiative zu einer großzügigen Lösung dieser Frage gegeben: Trokkenhefe. Ihre Durchführbarkeit hat sich in mehrjährigen Versuchen glänzend erwiesen. Die Prüfung geschah umfassend und mit größter Sorgfalt; sie hat sowohl die Technik der Trocknung als den Nähr- und Genußwert des Trockenproduktes eingehend untersucht. Gegenstand der Untersuchungen war getrocknete Bierhefe, die zumeist nach den für diesen Zweck besonders ausgearbeiteten Verfahren der Trocknung auf dampfgeheizten rotierenden Walzen hergestellt wurde.

Sie wird zur Entfernung der anhaftenden Hopfenbitterstoffe zunächst gewaschen und alsdann in der genannten Weise getrocknet, aus welchem Prozeß sie in Form einer feinblättrigen, schwach gelblichen Masse hervorgeht. Diese Masse ergibt gemahlen ein fast weißes, feines Pulver von angenehm aromatischem Geruch und einem schwachen, an Nußkern erinnernden Geschmack. Auf Grund dieser Erfahrungen wurde das Präparat unter der Bezeichnung Nährhefe weiteren Kreisen zugänglich gemacht und hat inzwischen binnen kurzer Zeit zunehmend Anhänger und Verbreiter gefunden, besonders in der Aerztewelt.

Somit hat die aus dem Hefeüberschuß der Brauereien stammende Nährhefe des Instituts für Gärungsgewerbe in Berlin den Beweis ihrer Existenzberechtigung glänzend erbracht. Die bestehende Anlage ist freilich nur ein Versuch, der den Boden für die Verwirklichung einer volkswirtschaftlich bedeutsamen Idee vorbereitet.

Bilder aus aller Welt.



Phot. A. Wertheim.

Kgl. Musikdir. B. Irrgang, Berlin, gab sein 600. Orgelkonzert.

Der Königliche Musikdirektor Bernhard Irrgang in Berlin gab vor wenigen Tagen sein 600. Orgelkonzert im Dom. Irrgang hat sich mit diesen populären Orgelkonzerten, die er seit Jahren gibt, ein großes Verdienst um das Musikleben der Hauptstadt erworben.

Zum Nachfolger des kürzlich verstorbenen hochbegabten Reichsbankarchitekten Habicht wurde der Wilmersdorfer Magistratsbaurat Nitze gewählt. Der Gewählte erfreut sich eines besonders guten Rufes als Architekt.

Im Sitzungsaal der Westdeutschen Binnenschiffahrts-Berufsgenossenschaft in Duisburg wurde ein Triptychon des Kaisers enthüllt, dessen Schöpfer der Düsseldorfer Maler L. Heinrich Heyne ist. Das Bild wurde von Kommerzienrat Dr. med. h. c. Küchen aus Mülheim a. d. Ruhr gestiftet. Es wird wohl das erstemal sein, daß der Kaiser in einem dreiteiligen Bild, dem sogenannten Triptychon, dargestellt worden ist. Diese Form hat es ermöglicht, den Kaiser ohne Anwendung allegorischen Beiwerks in das Berufsgebiet der



Philipp Nitze, Berlin, der neue Reichsbankarchitekt.

Kreise — hier einer Binnenschiffahrts-Berufsgenossenschaft — hineinzustellen, für die das Bild bestimmt ist, und für die es etwas bedeuten soll. Die beiden Seitenflügel zeigen die Schiffahrt in der Arbeit, nicht etwa im malerischen Bild einer romantischen Rheinlandschaft mit weißblendenden Vergnügungsdampfern. Im rechten Seitenflügel bewegt sich ein Schleppzug auf die mächtige Ruhrorter Rheinbrücke zu, den linken Seitenflügel bildet ein Ausschnitt aus dem Duisburger Hafen mit seinen zahlreichen Lagerhäusern, Elevatoren und Schiffen. Auf diese Weise soll der ernste Beruf der Schiffahrt in unserem Wirtschaftsleben, in dem die Gefahren des Berufes mit den Aufgaben der Berufsgenossenschaft sich stets berühren, zum Ausdruck kommen.



Das Kaiserbild im Sitzungsaal der Westdeutschen Binnenschiffahrts-Berufsgenossenschaft in Duisburg
gemalt von H. Heyne in Düsseldorf.



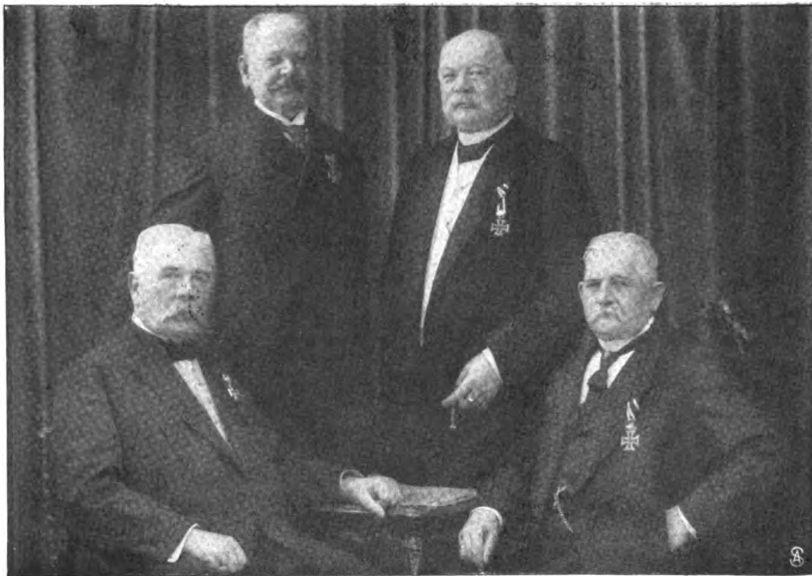
Hofphot. Hornung.

Von der Uhlandfeier in Tübingen.
Die Huldigung vor dem Denkmal.



Phot. G. Gerlach & Co. A. G.

Die berühmte Wagnersängerin Johanna Gadski als Brünhilde.



Hofphot. Noack.

Vier Brüder von dem Knesebeck als Träger des Eisernen Kreuzes.



Anne-Lise von Normann,
wurde als Altistin an die Dresdner Hofoper engagiert.

Die in Ungarn lebenden zahlreichen deutschen Lehrerinnen und Erzieherinnen waren bisher auf sich selbst angewiesen. Jetzt ist ein Heim in Budapest gegründet worden, das sechzehn Zimmer umfaßt und das seit seiner Eröffnung ständig besetzt ist. Damit ist bewiesen, wie sehr diese Gründung einem Bedürfnis entsprach. Neben den Wohnzimmern enthält das Haus ein Empfangzimmer, Sitzungsaal, Wintergarten, Bäder und Küche. Außerdem besitzt das Heim einen schönen Garten. Die Leiterin ist Frl. Nietsche.



Das deutsche Heim
für Erzieherinnen und Lehrerinnen in Budapest.

Gelegentlich der Uhlandfeier in Tübingen veranstaltete die Burschenschaft Germania, die Besitzerin des Uhlandhauses, eine Uhlandausstellung, die sich aus dem reichen Besitz der Burschenschaft und aus Reliquien zusammensetzte, die von den Besitzern bereitwilligst zur Verfügung gestellt wurden. Am Denkmal fand eine Huldigungsfeier statt.



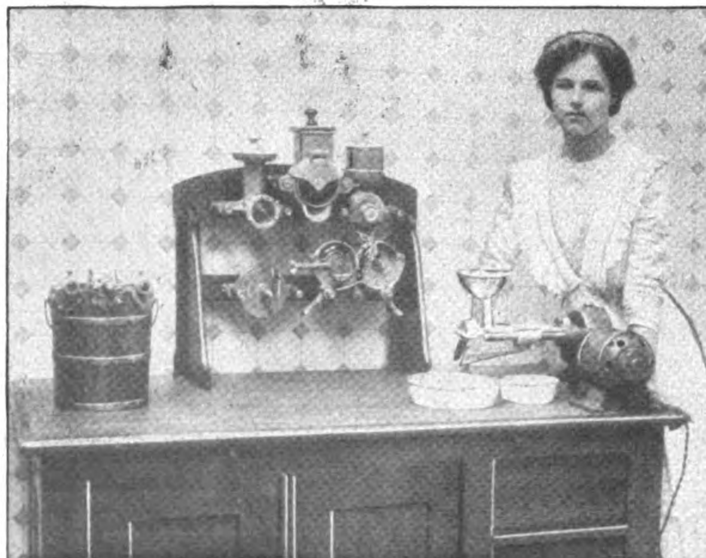
Marinemaler Paul Schreckhase †
Berlin.

Eine der erfolgreichsten Wagnersängerinnen ist Frau Johanna Gadski, ein Mitglied des Chikagoer Auditorium-Theaters. Unser Bild zeigt die Künstlerin als Brünhilde.

Es ist wohl selten, daß vier Brüder Inhaber des Eisernen Kreuzes sind. Unser Bild zeigt die vier Brüder von dem Knesebeck mit dieser seltenen Auszeichnung. Der älteste, Lothar, ist Generalleutnant z. D., der zweite, **Wilhelm von dem Knesebeck, ist Generalmajor, der dritte Bruder Oberst Friedemann von dem Knesebeck, alle in Berlin lebend, während der vierte Bruder Matthias als Oberstleutnant z. D. in Naumburg a. S. lebt.**

Anne-Lise von Normann, eine sehr erfolgreiche Altistin, wurde an die Dresdner Hofoper engagiert.

Der bekannte und beliebte Marinemaler Paul Schreckhase ist in Berlin verstorben. Schreckhase pflegte mit besonderem Erfolg die illustrative Technik in Federzeichnung und Guasch. In noch jugendlichem Alter hat ihn der Tod dahingerafft. Seine Arbeit war namentlich dem Leben der Schiffer und des deutschen Fischervolkes gewidmet.



Moderner Haushaltmotor mit Küchenmaschinen.

Zum Artikel: Bergisch-märkische Kleineisenindustrie.

Näheres in der anliegenden Nummer der „Export-Woche“. Das Heft ist der Auslandsausgabe der „Woche“ beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von ihr trennen.

Aus dem Inhalt der „Export-Woche“ Nr. 48.

Wirtschaftlich-finanzielle Rundschau: „Balkanwerte“. — Die deutsche Kamm- und Haarschmuckindustrie. — Ausstellungswesen. — Bergisch-märkische Kleineisenindustrie (Schluß). — Koloniales. — Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieurwissenschaft.

Schluß des redaktionellen Teils.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberseeische Zahlstellen für die „Export-Woche“: Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche“ unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 48. **BERLIN** **30. November 1912.**

Balkanwerte.

Von Leo Jolles.

Frankreich hat der Türkei zwei Milliarden geliehen, während das Interesse des deutschen Kapitals durch etwa eine Milliarde repräsentiert wird. Die ausgedehnten finanziellen Beziehungen, die ja nicht nur die Staatsanleihen, sondern auch Bahnen und andere Unternehmungen umfassen, rechtfertigen die Frage nach dem künftigen Schicksal aller dieser Beteiligungen. Besonders wichtig ist die Entscheidung für die türkischen Papiere, die ja ganz veränderte politische Machtverhältnisse antreffen werden. Daß die Türkei in den Tagen des stärksten Verkaufsandranges ihren in Deutschland befindlichen Werten eine Absatzgelegenheit bot, ist als günstiges Sympton vermerkt worden. Es ergänzt die Tatsache, daß unter den kriegführenden Balkanländern die Türkei der einzige Staat ist, der kein Zahlungsmoratorium beansprucht hat.

Von den siegreichen Staaten nimmt man ohne weiteres an, daß sie die Grundlagen ihrer Auslandsanleihen nicht nur unverändert halten, sondern sogar verstärken werden. Der territoriale Zuwachs ist gleichzeitig eine wirtschaftliche Bereicherung, deren Maß von der Fähigkeit, die neue Chance auszunutzen, abhängt Die Balkankönigreiche brauchen also eine Minderung ihres Kredits nicht zu befürchten. Sie werden bei den europäischen Großmächten, vorausgesetzt, daß diese selbst sich nicht in die Haare geraten, genügende finanzielle Förderung finden. Nicht so einfach ist die Situation des Osmanenreiches. Ob von der Türkei in Europa überhaupt noch etwas übrigbleibt, kann man nicht sagen. Der asiatische Besitz des Kalifats ist gewiß ansehnlich genug, um ihm eine wirtschaftliche Qualität zu geben. Aber die Organisation der türkischen Staatsschulden läßt sich nicht einfach in den neuen Rahmen einfügen. Es wird schwieriger Verhandlungen bedürfen, um die Sicherheitsgarantien mit der neuen Machtverteilung und dem geänderten Landbesitz in Übereinstimmung zu bringen. Die Ungleichheit des Risikos kommt in der Größe der Kursveränderungen bei den verschiedenen Balkanrenten zum Ausdruck.

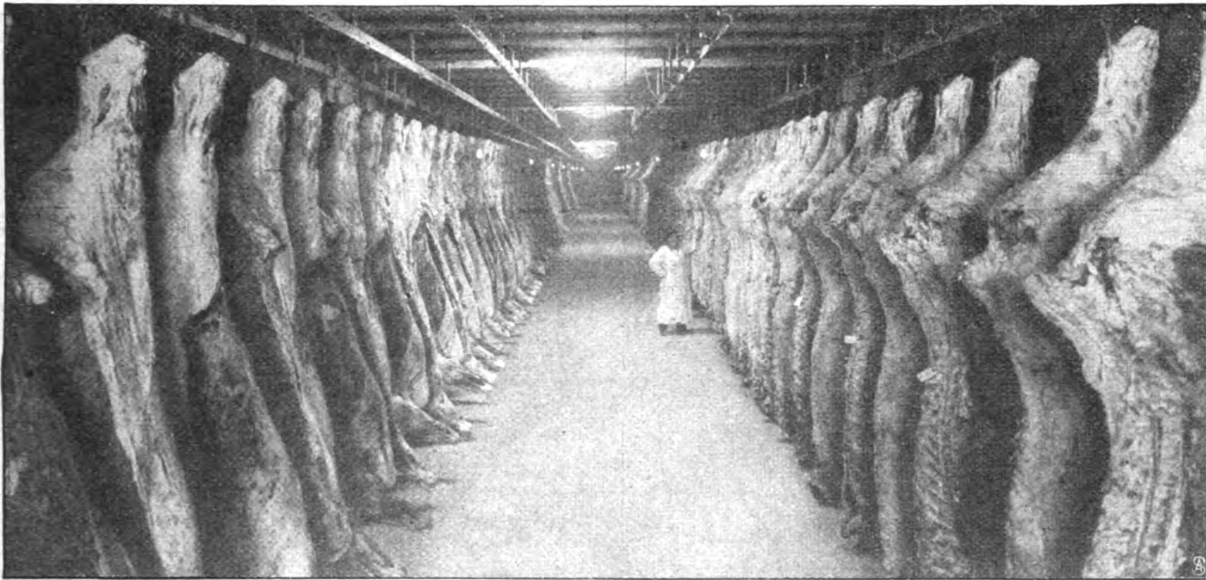
Den stärksten Rückhalt für die Gläubiger bietet, wie bekannt, die Dette Publique Ottomane, die auf Grund des Muharremdekrets eingesetzte internationale Schuldenverwaltung. Von der gesamten Staatsschuld des Osmanenreiches wird jedoch nur ein Teil von der Dette Publique verwaltet. Nimmt man die Gesamtsumme der türkischen Staatsanleihen mit 134 Millionen türkischer Pfund gleich 2508 Millionen Mark an, so gehören zum Kontrollbereich der Dette Publique rund 76 Millionen Pfund oder 1417 Millionen Mark. Die Jungtürken haben in ihrem damals sehr entwickelten Selbstbewußtsein die Abhängigkeit von einer europäischen Schuldenverwaltung als eine Herabwürdigung empfunden und sich mit ihren neuen Anleihen auf eigene Füße gestellt. Die bekannte 4prozentige Zollanleihe von 1911 wurde ohne Beteiligung der Dette Publique abgeschlossen. Wie bekannt, hatte ein deutsch-österreichisch-schweizerisches Konsortium die Anleihe übernommen, die zunächst 7 Millionen türkischer Pfund betrug. Eine weitere Summe von 4 Millionen nahm die Bankengruppe in Option; sie hat darauf einen Vorschuß von 3 Millionen Pfund gezahlt. Der Kurs dieser Emission ist mit 76 Prozent um 5½ Prozent niedriger als der Optionspreis. Die Banken würden also ein schlechtes Geschäft machen, wenn sie unter den heutigen Verhältnissen die Bedingungen für diesen Teil des Geschäftes festsetzen müßten. Die Zollanleihe gehört zu den Staatspapieren, deren Sicherheit aus den wirtschaftlichen Quellen der europäischen Türkei schöpft. Verpfändet sind ihr die Zolleinnahmen der Provinz Konstantinopel. Daß diese Erträge durch den Krieg beeinträchtigt werden, liegt auf der Hand; Bedenken wegen der Deckung der Kupons werden aber, wie von dem beteiligten Finanzkonsortium ausdrücklich erklärt worden ist, nicht gehegt. Das stärkste Aktivum der Dette Publique ist die diplomatische Macht, auf die sie sich stützen kann. Der Einfluß der Großmächte wird in allen Fällen ausreichen, um eine Verkürzung der Gläubigerrechte zu verhüten. Wenn die vier Balkankönige sich auch im Überschwange ihrer Siegergefühle gegen jede Bevormundung durch die Zentralstaaten erklären, so werden sie — nach der Erfahrung, daß in Geldsachen die Gemütlichkeit aufhört — nicht wagen, ihre eigene, durch den Krieg geschwächte Finanzkraft der Probe einer

Isolierung auszusetzen. Die Einkünfte des Staates (aus Monopolen, Steuern, Zöllen), die von der Dette Publique verwaltet werden, stammen zum größeren Teil (zu zwei Dritteln) aus den asiatischen Provinzen. Die Wilajets Smyrna und Beirut brachten im letzten Berichtsjahr der Dette zusammen etwa den gleichen Betrag, den Konstantinopel zuführte. Da, wie gesagt, nicht sicher ist, wie weit Stadt und Provinz Konstantinopel von der neuen Besitzverteilung betroffen werden, — es wird angenommen, daß Konstantinopel der Türkei verbleibt — so weiß man nicht, ob für die Einnahmen aus diesem Gebiet irgendein Risiko besteht. Die Überschüsse der Dette sind zu drei Vierteln der türkischen Regierung überlassen worden, während der dem Dienst der Schuldenverwaltung verbleibende Rest zu außerordentlichen Tilgungen verwendet wurde. Da die Besitzer der unifizierten Türken und der Türkenlose einen durch Vertrag begründeten Anspruch auf die Überschüsse haben, so könnten sie gegen eine Verkürzung der besonderen Tilgungen Einspruch erheben. Die Königreiche, die sich später in das eroberte Land teilen, werden vielleicht der Versuchung unterliegen, die nicht zum Zinsendienst verwendeten Einnahmen der Dette Publique zur Kräftigung ihrer eigenen Finanzen zu verwenden. Gegen einen solchen Versuch müssen die europäischen Gläubigersyndikate, besonders das mit großem politischen Einfluß ausgestattete Council of Foreign Bondholders in London, Front machen. Für alle türkischen Anleihen sind besondere Pfänder bestellt, deren Respektierung unbedingt durchgesetzt werden muß. Ohne Unterstützung der europäischen Finanz werden die Königreiche sich mit der türkischen Staatsschuldenverwaltung nicht auseinandersetzen können; aber sie dürfen auf diese Hilfe rechnen, da Frankreich, England und Deutschland ein sehr begreifliches Interesse haben, ihren beträchtlichen Besitz an türkischen Staatspapieren auch in der Zukunft ungefährdet zu sehen. Es ist deshalb anzunehmen, daß die Regelung der künftigen Garantien leichter sein wird als die Erledigung der politischen Machtfragen.

Selbstverständlich hat auch die Türkei allen Grund, das europäische Kapital nicht zu brüskieren; denn für die wirtschaftliche Förderung ihres asiatischen Besitzstandes ist sie auf die Hilfe der europäischen Finanz angewiesen. Das Osmanenreich wird auch in seiner neuen Gestalt Anleihen im Ausland aufnehmen müssen. Die Pforte bietet also durch ihre künftigen Bedürfnisse eine sichere Garantie für die türkischen Staatsgläubiger.

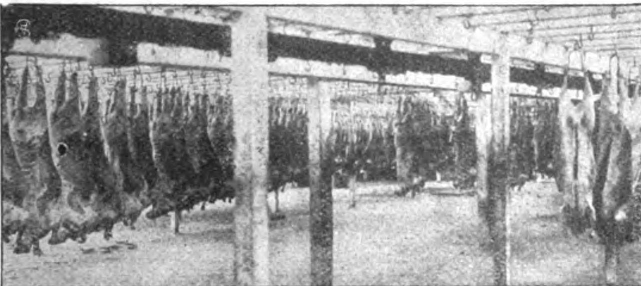
Die mit deutschem Kapital betriebenen Eisenbahnen — Orientbahngesellschaft, Anatolische Eisenbahn, Bagdadbahn, Saloniki-Monastirbahn — werden sich für den Schaden, den ihnen der Krieg gebracht hat, mit der Türkei oder deren Nachfolgern auseinanderzusetzen haben. Alle diese Gesellschaften haben Aktien und Schuldverschreibungen ausgegeben. Die Gesamtsumme des in den Bahnen angelegten Kapitals beträgt ungefähr 500 Millionen Frank. Die Entwickelung der Unternehmen war eine günstige. Die Gesamteinnahmen des Jahres 1911 hatten 37½ Millionen Frank betragen gegen 33.4 Millionen im Jahr vorher und 26.64 Millionen im Jahr 1909. Der regelmäßige Betrieb ist natürlich durch den Krieg unterbrochen worden. In erster Linie sind die Betriebsgesellschaft der Orientalischen Eisenbahnen und die Anatolische Bahn in Mitleidenschaft gezogen. Statt des Güter- und Personenverkehrs wickeln sich Militärtransporte auf den Gleisen ab; und die Kontrolle über diesen Betrieb ist aus den Händen der Direktion in die Macht der siegreichen Staaten gelangt. Die Auseinandersetzung über die Entschädigung und über die künftigen Konzessionen wird nicht so einfach sein wie die Erledigung der Angelegenheiten der Dette Publique. Jedenfalls liegt aber auch für diese Interessen eine gute Sicherheit in den künftigen Finanzgeschäften der Balkanstaaten. Die Großmächte werden ihre Kapitalisten nicht ohne Schutz lassen (neben Deutschland sind Frankreich und England als Eisenbahnunternehmer in der Türkei interessiert), und der Balkan wird sich hüten, seinen Kredit vor Europa auf das Spiel zu setzen.

Nicht so kompliziert wie das Schicksal der Eisenbahnen ist die Zukunft der Türkischen Tabakregie-Gesellschaft. Das Unternehmen besteht seit 1884. Damals wurde ihm eine Konzession auf 30 Jahre erteilt, die also 1914 abläuft. Gründer der Gesellschaft sind die Kaiserliche Ottomanbank in Konstantinopel, die Österreichische Kreditanstalt in Wien und die Firma S. Bleichröder in Berlin. Das Aktienkapital hatte ursprünglich 100 Millionen Frank betragen und wurde später auf 40 Millionen reduziert. Die Gesellschaft hat das ausschließliche Recht auf Ankauf, Bearbeitung und Verkauf des im türkischen Reich produzierten Tabaks. Für dieses Monopol hat sie an die Dette Publique Ottomane eine Jahrespacht von 750,000 türkischen Pfund zu bezahlen. Die türkische Staatskasse und die Schuldenverwaltung sind außerdem am Reingewinn beteiligt, nachdem eine Dividende von 8 Prozent ausgeschüttet worden ist. Da die Gesellschaft seit ihrer Reorganisation mit steigenden Dividenden gearbeitet hat, so sind ihre Einnahmen für die Staatsschuldenverwaltung und für die Regierung ein sehr annehmbarer Zuschuß. Das Schicksal der Tabakregie-Gesellschaft, deren Aktien in Berlin, Wien und Paris gehandelt werden, ist nicht nur durch den Ablauf der Konzession, sondern auch durch das Verschwinden der Türkei aus Europa besiegelt. Ihr Monopol beruht zum großen Teil auf dem Tabakbau in den europäischen Provinzen der Türkei. Die gegenwärtige Konzession wäre also in dem bestehenden Umfange nicht aufrechtzuerhalten, da die künftigen Beherrscher der türkischen Landesteile wohl kein türkisches Monopol übernehmen würden. Schon der italienische Krieg hat die Einnahmen der Tabakregie beeinträchtigt. Jedenfalls war die Verwaltung vorsichtig genug, ihre Finanzpolitik auf das herannahende Ende einzustellen und bedeutende Reserven anzusammeln. Der Liquidationswert der Aktien wird durch die Beeinträchtigung des Geschäftes ungünstig beeinflußt, findet dagegen in der hohen Rücklage einen guten Fonds. Wie sich das Tabakmonopol in der Zukunft gestalten wird, läßt sich nicht sagen. Vielleicht ist es möglich, daß die bestehende Gesellschaft eine neue Konzession bekommt; sicher aber ist, daß eine Änderung ohne die Zustimmung der Dette Publique nicht erfolgen darf. Damit hat das europäische Kapital also auch hier eine gewichtige Stütze in der für die Verwaltung der Staatsschulden eingesetzten Korporation. Der Gesamteindruck ist also kein ungünstiger.



Aus einem großen Schlachthause: Geschlachtete Rinder im Kühlraum.

greiflich, daß von seiten der dortigen Regierungen und auch der Bevölkerung strengstens darauf geachtet wird, daß das Vieh in entsprechender Weise aufgezogen, vor Krankheiten und Seuchen geschützt wird, daß ungeeignetes Fleisch vom Export ausgeschlossen wird. Bei dem milden Klima und den weiten zur Verfügung stehenden Weideflächen werden die Tiere während des ganzen Jahres unter freiem Himmel gehalten. Sind sie schlachtreif, so werden sie den Schlachthöfen zugeführt. Unmittelbar nach dem Eintritt werden sie



Untersuchungsraum in Argentinien.

tierärztlich untersucht. Bei Feststellung irgendwelcher Seuchen werden sofort strengste Isolierungsmaßregeln getroffen. Nach der Untersuchung wird den Tieren Zeit zum Ausruhen gegeben, da die Qualität des Fleisches durch starke Ermüdung des Tieres vor dem Schlachten sehr ungünstig beeinflußt wird. Während der Ruhepause baden die Tiere, bzw. werden sie durch reichliches Abspritzen mittels eines Schlauches gereinigt. Der Eintritt der Schlachttiere in die Halle erfolgt durch einen schmalen Gang, der ebenfalls mit einer Regenvorrichtung versehen ist, und der immer nur ein Tier nach dem andern durchläßt. Die einzeln in den Schlachtraum tretenden Tiere werden schnell, meist mit Maske und Patrone, getötet, dann werden die Eingeweide herausgenommen, mit einer die Zugehörigkeit zum Tierkörper kennzeichnenden Nummer versehen und vom Tierarzt einer genauen, auch mikroskopischen Untersuchung unterzogen. Mittlerweile wird bei den Rindern nach Abschlagen des Kopfes und der Klauen, Abziehen der Haut usw. der Rumpf in zwei Teile gespalten, die gereinigt und in besonderen Hallen aufgehängt werden, in denen sie ihre Blutwärme verlieren und oberflächlich trocknen. Die Hammel werden nicht gespalten, sonst aber genau so behandelt. Inzwischen ist die Untersuchung der Eingeweide beendigt; alle auch nur im mindesten kranken Tiere werden entfernt und, soweit sie zum Genuß tauglich sind, dem lokalen Verbrauch überwiesen. — Das auf Lufttemperatur gekühlte Fleisch wird in einen sogenannten Vorkühlraum gebracht, in dem es etwa zwölf Stunden verbleibt. An der Decke dieses Raumes befinden sich Luftkanäle, die nach einem Luftkühlapparat führen. Dieser besteht gewöhnlich aus einem großen Behälter, der von Rohrschlangensystemen erfüllt ist, in denen ein verflüssigtes Gas — Ammoniak, Kohlensäure oder Schwefelsäure — verdampft. Bei diesem Verdampfen nimmt das Kältemedium große Wärmemengen aus seiner Umgebung, d. h. aus der Luft, die den Luftkühler erfüllt, auf, kühlt diese Luft also stark ab. Das Gas wird durch einen Kompressor angesaugt und wieder verwendet. Große

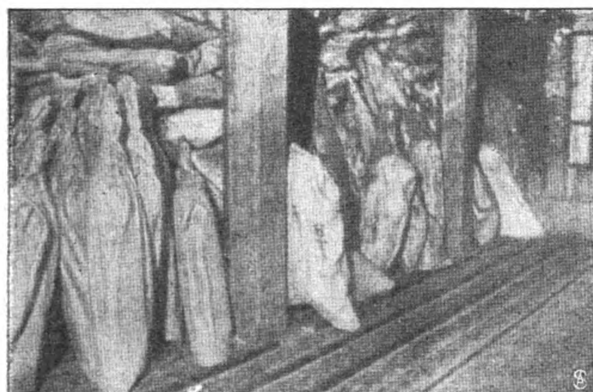


Gefrorenes Fleisch von Australien: Ausladen vom Schiff.
Phot. Record Press.

Ventilatoren, die zwischen Luftkühler und Luftkanälen angeordnet sind, saugen ständig Luft aus dem Kühlraum an und drücken sie durch den Kühler hindurch nach dem Kühlraum zurück. Dort umspült die kalte Luft die Tierkörper von allen Seiten, erwärmt sich dabei, indem sie das Fleisch kühlt, wird wieder von dem Ventilator angesaugt, wieder gekühlt in den Raum gedrückt und so fort. Haben die Körper eine Temperatur von etwa 0 Grad C. angenommen, was nach etwa zwölf Stunden der Fall ist, dann werden sie in den eigentlichen Gefrierraum übergeführt. Auch hier werden die Tiere so aufgehängt, daß sie von der Luft allseitig umspült werden; aber die Luft hat hier eine Temperatur von etwa —12 Grad C., und das Fleisch wird innerhalb zweier bis dreier Tage so stark abgekühlt, daß es durch und durch steinhart gefriert. Im übrigen ist die Anordnung der Luftkühler, der Luftkanäle und der Ventilatoren die gleiche wie im Vorkühlraum. Die durchgefrorenen Rinderhälften werden in Viertel zersägt, in Kattun und darüber in Jutestoff eingehüllt und dann im Lagerraum aufgestapelt. Hammel bleiben unzerlegt und werden in Kattunsäcke gesteckt. Auf den beifolgenden Figuren ist deutlich die saubere Art der



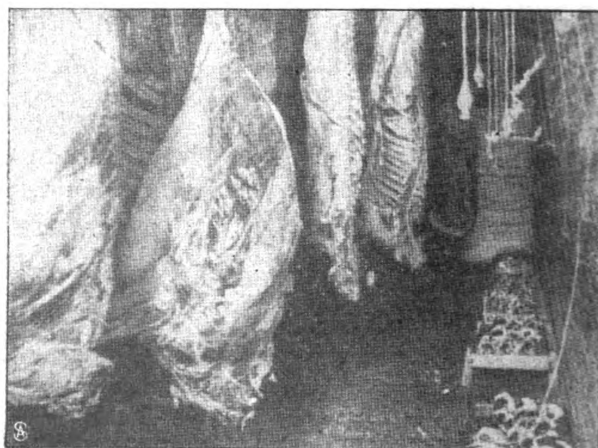
Hammel im Lagerraum des Schiffes. — Phot. Record Press.



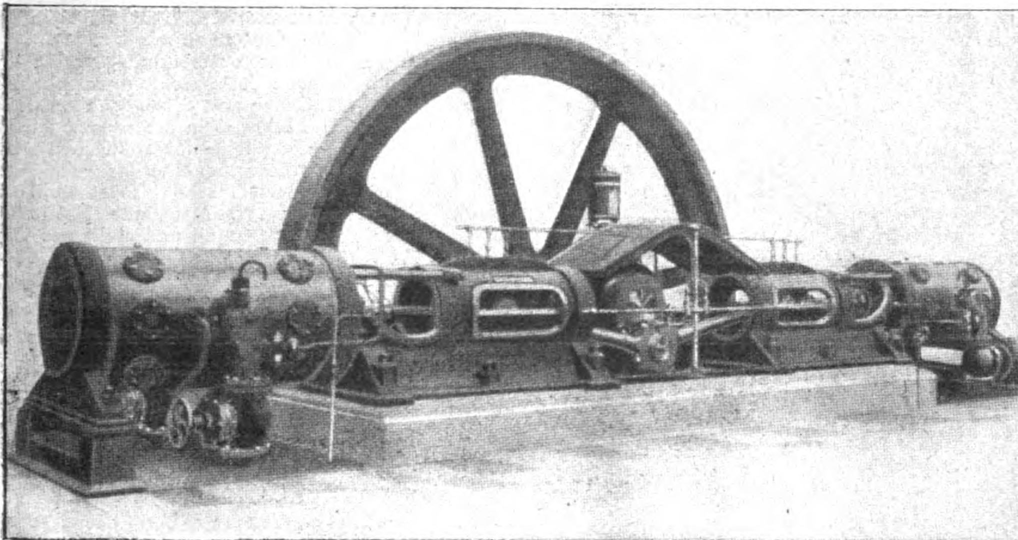
Gefrorene Rinder.

Verpackung zu erkennen. Die Lagerung der durchfrorenen Tiere ist sehr einfach. Sie werden in besonderen Räumen wie Holzklötze aufeinander gestapelt, so daß man auf kleiner Grundfläche sehr viel Fleisch unterbringen kann. Die Lagerräume werden auf —6 bis —8 Grad C. gehalten, und zwar entweder dadurch, daß kalte Luft in ihnen zirkuliert, oder daß Kühlschlangen an Decke und Wänden angebracht sind, die die von außen eindringende Wärme aufnehmen. Das erstere Verfahren ist wohl häufiger, und zwar sind die Kanäle als falsche Decke ausgebildet, die Oeffnungen enthält, aus denen die Luft aus- bzw. eintritt. Aus dem Lagerraum wird das Fleisch nach Bedarf entnommen und in Schiffe verladen, die natürlich auch mit Kältemaschinen und Kühlräumen ausgestattet sein müssen. Hier erfolgt die Kühlung allgemein durch Schlangen, die an Decke und Wänden angebracht sind. Ist das Schiff an seinem Bestimmungsort angelangt, so ist das Fleisch sofort in Kühlhäusern unterzubringen, in deren Räumen die Temperatur von —6 bis —8 Grad C. herrschen muß. Auch die Eisenbahnwagen, die den Transport in das Binnenland besorgen, müssen auf —6 Grad C. gehalten werden. Denn die Haltbarkeit des Fleisches ist in hohem Maße von der Gleichmäßigkeit der Temperatur abhängig. Vor allem darf die Temperatur nie so hoch steigen, daß ein Auftauen des Fleisches eintritt. Die erweichten Stellen gehen leicht in Fäulnis über, und es nützt nichts, wenn das Fleisch nachher wieder hartgefroren wird. Es ist ungenießbar. Die heutige Kältetechnik ist aber so weit, daß ein Versagen der Maschinen fast ausgeschlossen, ist, und es müssen schon grobe Versehen vorliegen, wenn eine Kältemaschine zu einer längeren Betriebspause gezwungen wird und eine Reservemaschine nicht vorhanden ist. Die Kältemaschinen, die in den Gefrierhäusern verwandt werden, sind von bedeutender Leistung und repräsentieren ein großes Kapital. Der wesentlichste Bestandteil, gewissermaßen das Herz der ganzen Anlage, ist der gewöhnlich von einer Dampfmaschine angetriebene Kompressor. Abb. S. 7 zeigt einen von der Firma A. Borsig in Tegel für ähnliche Zwecke gelieferten Ammoniak-Doppelkompressor. Die Kältemaschinen auf den Schiffen sind kleineren Umfangs, da sie ja nur die von außen eindringende Wärme wegzuschaffen, aber kein Fleisch einzugefrieren haben. Abb. S. 7 zeigt einen Kohlensäurekompressor derselben Firma für Schiffszwecke. Der Kasten, auf dem der Kompressor liegt, ist ein Kondensator, in dem die vom Kompressor kommenden verdichteten Kohlensäuredämpfe unter dem Einfluß von Kühlwasser verflüssigt werden. Für die Eisenbahnwaggons kommen nur ganz kleine Kältemaschinen zur Anwendung. Häufig verwendet man hier auch Eiskühlung. Um jedoch die Temperatur von —6 Grad C. zu erhalten, ist es notwendig, das Eis mit Salz zu mischen, wodurch eine Salzlauge von etwa —10 Grad C. entsteht. Die Salzlösung wird von einer Pumpe durch Röhrensysteme gedrückt, die auch hier an Decke und Wänden angebracht sind.

Wenn das Fleisch glücklich an den Verbrauchsort gelangt ist, wenn es dort richtig behandelt und nach dem Auftauen bald zubereitet wird, so stellt es ein wohl-

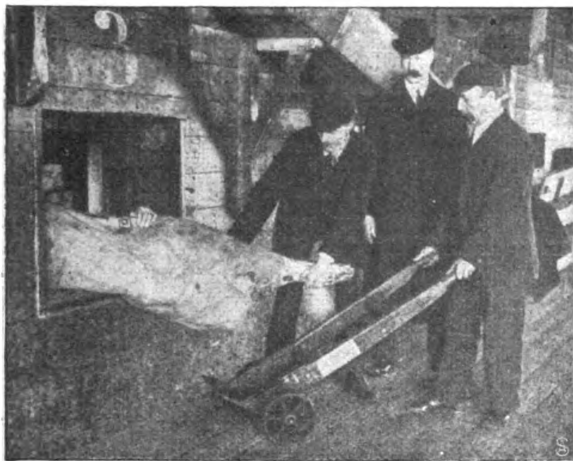


Gefrierraum auf dem Schiff.



Ammoniak-Doppelkompressor von A. Borsig, Berlin-Tegel.

schmeckendes und bekömmliches Nahrungsmittel dar. Es sind von wissenschaftlicher Seite Untersuchungen über den Nährwert, über die Verdaulichkeit usw. gemacht worden, und alle haben das Resultat ergeben, daß Gefrierfleisch bei

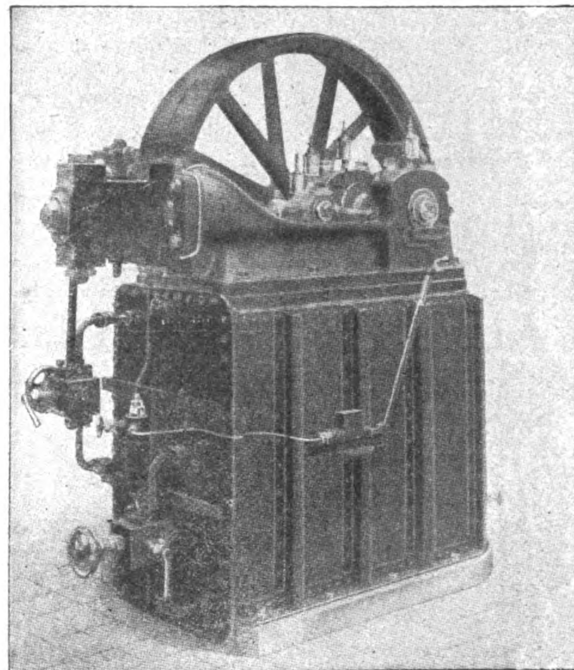


Aus dem Gefrierraum in den Docks.
Phot. Record Press.

sachgemäßer Behandlung einen ausgezeichneten Ersatz des frischen Fleisches bietet. Besser aber als alle Versuche wird diese Tatsache durch den ungeheuren Konsum Englands und den Umstand bewiesen, daß die großen Ozeandampfer, deren Küche als vorzüglich bekannt ist, fast ausschließlich Gefrierfleisch verwenden.

Deutschtum im Auslande.

Vom Deutschtum in Guatemala. Mit Recht ist vielfach darauf hingewiesen worden, daß infolge des Interesses, das die großen Staatengebilde Nord- und Südamerika beanspruchen, den kleineren Republiken so gut wie keine Beachtung geschenkt wird. Und doch sind gerade diese typische Beispiele dafür, mit welcher Ausdauer und Energie das Deutschtum in Amerika vordringt und deutsche Kultur im Auslande verbreitet ist. Unter den mittelamerikanischen Republiken ist unstreitig Guatemala die wichtigste in dieser Beziehung. Eine Reihe großer Handelshäuser in Gemeinschaft mit vielen kleinen Firmen, die über das ganze Land hin verstreut sind, organisiert und beherrscht den Handel und hilft dieses noch primitive Land in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung heben. Hunderte von Millionen deutschen Kapitals sind im Grundbesitz angelegt. Eine blühende deutsche Plantage reiht sich an die andere, und bewundernswert ist der Fleiß, mit dem in kurzer Zeit dichte Urwälder in nutzbringende Kaffeepflanzungen umgewandelt wurden. Die deutsche Kolonie ist die erste und angesehenste im Lande. In einigen größeren Ortschaften haben sich die meisten unserer Landsleute zu einem „Deutschen Verein" zusammengeschlossen, der es sich namentlich zur Aufgabe macht, die Geselligkeit zu pflegen und den jüngeren Leuten ein Heim hier in der Fremde zu bieten. In der Hauptstadt Guatemala besitzt der „Deutsche Verein" im Zentrum der Stadt ein eigenes, elegant eingerichtetes Klubgebäude, und ich möchte es mir nicht versagen, den Leser auf einige Augenblicke hierher einzuladen. Wir gelangen zuerst in einen großen Saal, in dem von Zeit zu Zeit kleine Bälle und Konzerte, wie an Kaisers Geburtstag oder andern Nationalfesttagen, abgehalten werden. An diesen Hauptraum schließen sich zwei gemütlich eingerichtete Salons, vornehmlich dem Aufenthalt der Damen gewidmet und gleichzeitig als Musikzimmer dienend. In dem folgenden Raume pflegen sich die Liebhaber des Billard- und Schachspiels zu vereinen. Auch eine reichhaltige Bibliothek bietet mancherlei Unterhaltung, und noch



Kohlensäure-Schiffskältemaschine
von A. Borsig, Berlin-Tegel. (Siehe obigen Artikel „Gefrierfleisch".)

besonders lange müssen wir in dem Lesezimmer verweilen, in dem eine große Anzahl der bekanntesten deutschen Tageszeitungen und Zeitschriften ausliegen. Im Anschluß an den deutschen Klub besteht ein Männergesangverein, der es sich angelegen sein läßt, das deutsche Lied hier fern von der Heimat zu pflegen, und der bei Festlichkeiten stets durch seine gern gehörten Vorträge erfreut. Ein großes Verdienst um die Pflege und Verbreitung des Deutschtums muß der hiesigen deutschen Schule zugesprochen werden. Sie steht auf der Stufe einer Bürgerschule und ist nicht nur deutschen, sondern auch den Kindern der hiesigen besseren Stände offen. Sie erfreut sich der besonderen Vorsorge der hiesigen deutschen Gesandtschaft und wird von Männern geleitet, die sich dessen bewußt sind, daß es eine der kulturellen Hauptaufgaben ist, der Jugend deutsches Wesen zu eigen zu machen. Schließlich sei auch noch der deutsche Unterstützungsverein erwähnt, der seine edle Aufgabe darin sieht, unverschuldet ins Elend gekommenen Deutschen eine erträgliche Existenz zu schaffen oder ihnen die Rückreise in die Heimat zu ermöglichen. Die Anzahl der hier lebenden Deutschen wird auf zirka ein Prozent der Gesamtbevölkerung geschätzt; viele von diesen haben Guatemala schon längst zu ihrer zweiten Heimat für immer gemacht. Man findet fast jeden Beruf durch einen Deutschen vertreten und stellt mit Genugtuung fest, daß lt. Mitteilungen der Zeitschrift d. Vereins f. d. Deutschtum i. Auslande jeder Deutsche in seinem Fach ungeteilte Achtung und Anerkennung genießt.

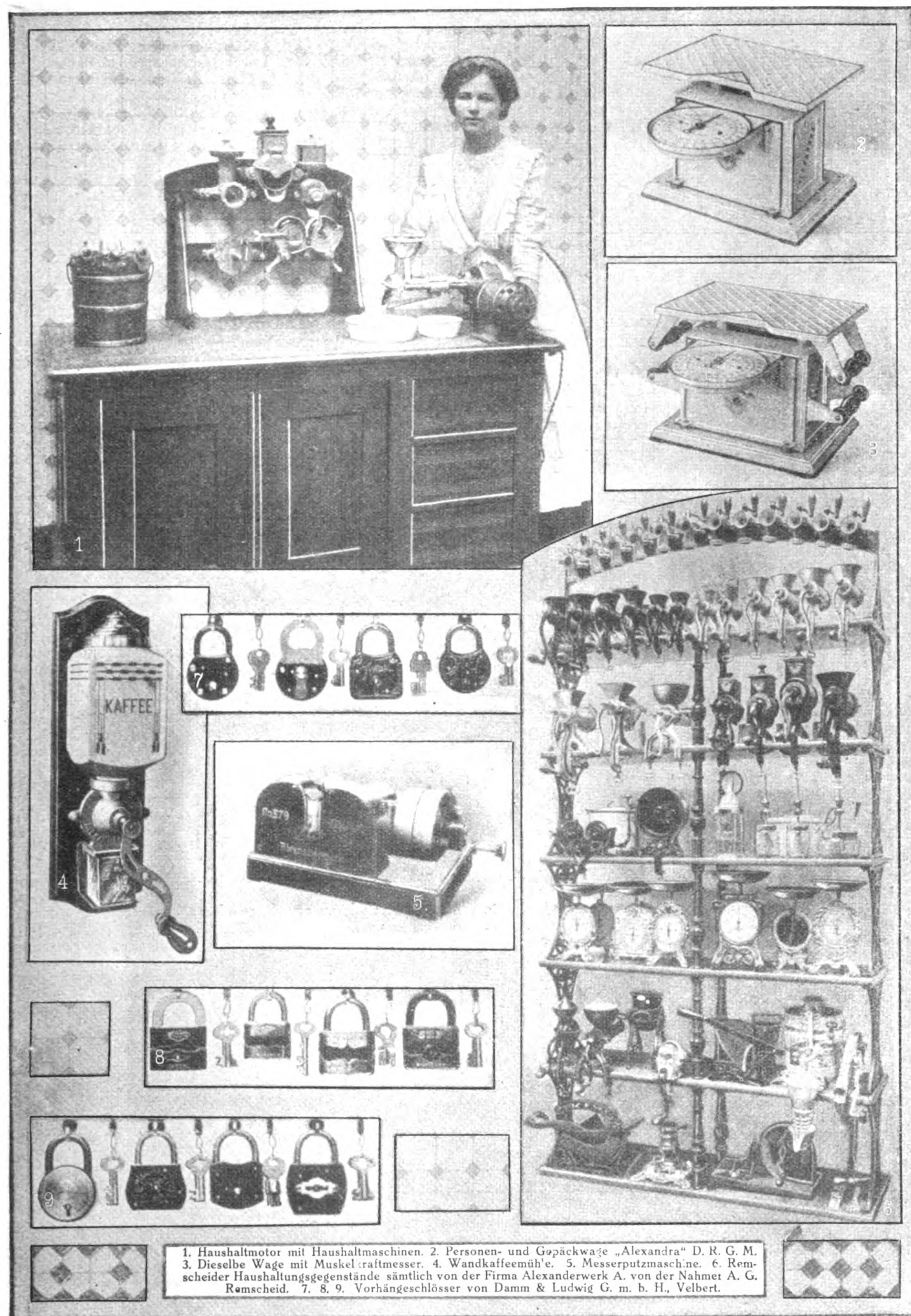
Die bergisch-märkische Kleineisenindustrie.

Von Fritz Preiß, Solingen.

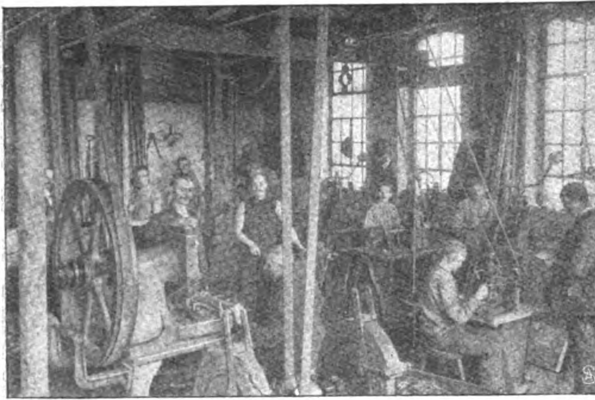
Auf der Fahrt von Köln nach Düsseldorf sieht man rechtsrheinisch, ungefähr 1—2 Stunden von dem Bahngleise entfernt, bewaldete Berge aufsteigen. Es ist dies das bergisch-märkische Land, das heute im deutschen Export eine große Rolle spielt, denn Remscheider Werkzeuge, Solinger Waffen und Messer, Velberter Schlösser sind überall auf der Welt bekannt. Uralt ist die Industrie dieser Gegend, und mancher der Hauptplätze der bergisch-märkischen Industrie bestand schon vor 1000 Jahren. So wird z. B. Solingen bereits 965 unter dem Namen Solagon erwähnt, Remscheid unter dem Namen Remisceid um 1270 herum. Ruhmreich ist auch die Geschichte dieses Landes, und nicht mit Unrecht nannte man dieses schöne Fleckchen Erde das Land der „Roomrike Berge". So lautete der Wahlspruch, den in der männermordenden Schlacht bei Worringen am 5. Juni 1288 die Söhne des bergischen Landes auf ihre fliegenden Banner schrieben, und die Söldlinge der Kölner Erzbischöfe mußten schon damals erfahren, daß, wo die Solinger Schwerter hinkommen, „kein Gras mehr wächst". Auch landschaftlich ist diese Gegend hervorragend. Man braucht nur die Riesenbrücke bei Müngsten, Schloß Burg an der Wupper oder den Dom zu Altenberg zu nennen, ganz abgesehen von den zahllosen idyllisch gelegenen Talsperren, und man wird es verstehen, daß die Bewohner dieses Landes ihre Heimat über alles lieben, und nicht zuletzt dadurch ist es zu begreifen, daß die verschie-



Die Schwertfegerei der weltbekannten Solinger Waffenfabrik Weyersberg, Kirschbaum & Cie.

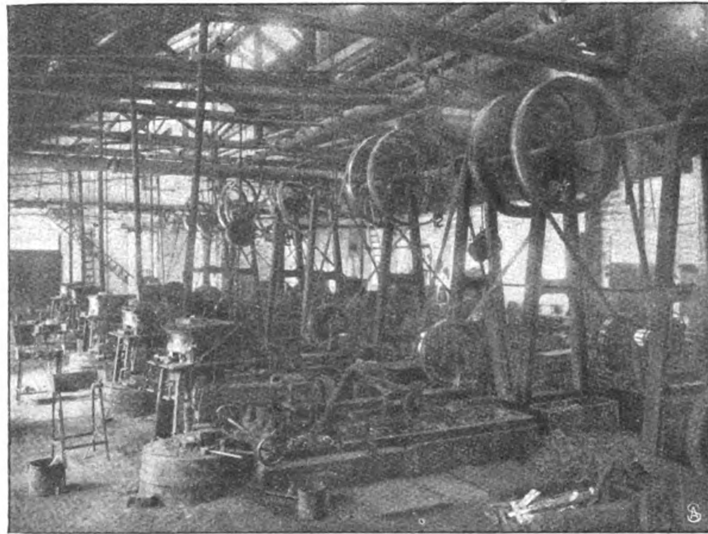


1. Haushaltmotor mit Haushaltmaschinen. 2. Personen- und Gepäckwage „Alexandra" D. R. G. M. 3. Dieselbe Wage mit Muskelkraftmesser. 4. Wandkaffeemühle. 5. Messerputzmaschine. 6. Remscheider Haushaltungsgegenstände sämtlich von der Firma Alexanderwerk A. von der Nahmer A. G. Remscheid. 7. 8. 9. Vorhängeschlösser von Damm & Ludwig G. m. b. H., Velbert.



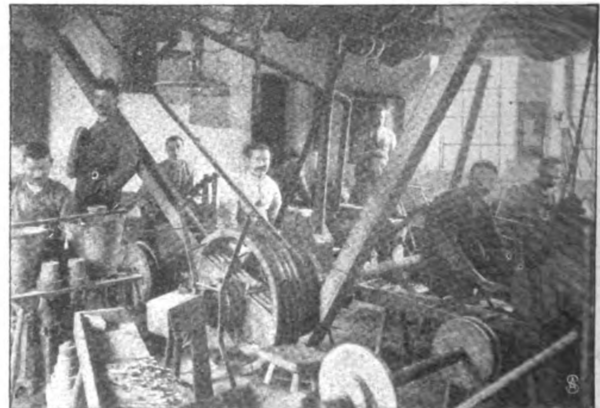
Aus dem Betriebe der Firma Hugo Köller,
Stahlwarenfabrik und Hohlschleiferei, Solingen.

Nach den Taschenmessern sind weiter die Tischmesser zu erwähnen, die in allen möglichen Formen und Ausführungen hergestellt werden. Einfachere Sorten werden mit schwarz oder braun gebeizter Schale geliefert, bessere mit Horn- oder Stahlheften, die oft mit vornehmen Ziselierungen versehen werden. Außer diesen gibt es dann solche, bei denen die Klingen in das Holz eingesteckt werden, ohne Balance oder mit echter Balance. Ein wesentlicher Artikel dieser Gruppe sind die Tranchiermesser, deren Ausstattung gleich den vorerwähnten eine sehr mannigfaltige ist. Desgleichen gehören hierher: die Butter- und Käsemesser. Neben diesen Tisch-„Werkzeugen" kennt man noch Austernmesser, Krebsmesser, Apfelmesser, Apfelsinenmesser, Mixed-Pickles-Messer, Obstmesser, Konfektmesser sowie noch die Kindermesser. Auch die Gemüsemesser sind heute zu den bestgehenden Solinger Messern zu rechnen. Für das Gasthofs- und sonstige Gewerbe werden zahlreiche Spezialmesser fabriziert, wie Brotmesser, Schlachtmesser, Stechmesser, Schinkenmesser, Kochmesser, Spickmesser, Fischschabemesser, Spargelschälmesser, Bohnenmesser, Kohlschneidemesser, Knochenhauer, Kuchenmesser, Bäckermesser. Hierzu kommen die verschiedenen Messer für einzelne Gewerbe, wie Buchbindermesser, Zigarrenmesser, Korbmachermesser, Glaserkittmesser, Glaserhaumesser, Malerspachteln, Schustermesser, Formiermesser, Winzermesser, Hufmesser, Töpfermesser, Kürschnermesser, Kerbschnittmesser, Radiermesser, Brieföffner, Bisturiemesser, Sattlermesser, Fleischbeschaumesser usw. Die Tischmesser werden meistenteils mit Gabeln geliefert. Für die Ausstattung derselben gilt das gleiche wie für die Tischmesser. Auch sie werden in verschiedenen Formen und zu verschiedenen Zwecken geliefert. Allbekannt sind die Solinger Rasiermesser, die nach dem vorerwähnten Ausspruch von engl. Seite ebensogut, ja noch besser als die Sheffielder Fabrikate sind. Die Rasiermesser werden hauptsächlich in Wald bei Solingen fabriziert. Das bedeutendste Werk dieser Branche ist hier C. Friedr. Ern. Aus der Rasiermesser-Industrie ist noch eine Nebenindustrie hervorgegangen, die der Rasierapparate, die sich von Jahr zu Jahr immer mehr entwickelt und auf dem besten Wege ist, die amerikanischen Fabrikate zu verdrängen, da die Solinger Sicherheitsapparate bei weitaus billigerem Preise ebensogut sind wie etwa die sogenannten Gilette-Apparate. Durch die Rasiermesserfabrikation hat auch die Herstellung von Streichriemen, Rasierpinseln und Abziehsteinen in Solingen festen Fuß gefaßt.



Federhämmer z. Klingenschmieden v. Zwillingswerk Henckels, Solingen.

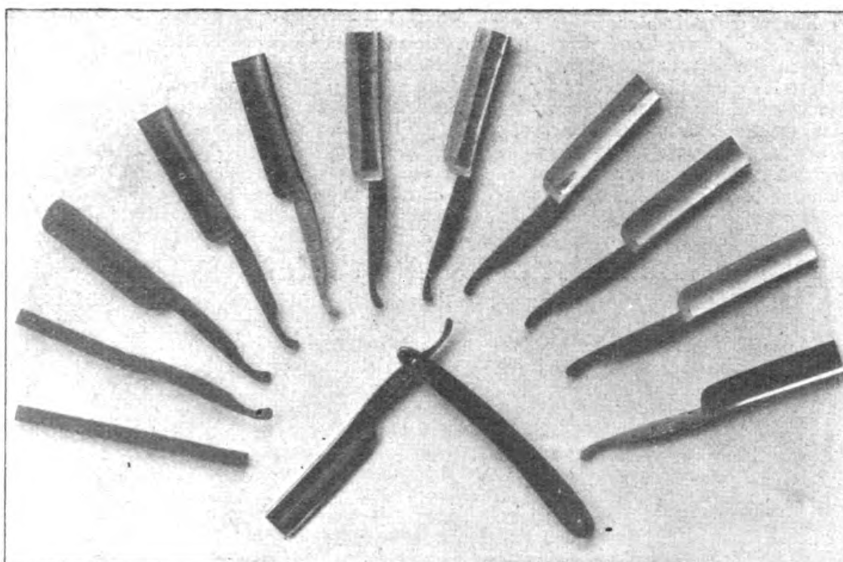
Auch die Scheren haben den Ruf Solingens begründen helfen; es dürfte wohl kein Haus in Deutschland sein, wo sich nicht eine Solinger Schere befindet. Die Scheren werden entweder geschlagen oder gegossen. Mittels Matrize geschlagene Scheren sind meist bessere Sorten, während ordinäre Handelsware nur gegossen wird. Die besten Scheren, wie große Schneiderscheren, werden zum Teil auch geschmiedet. Von den Scheren sind zunächst die gewöhnlichen Haushaltungsscheren zu erwähnen, die in allen Dimensionen, man rechnet hier nach engl. Zoll, geliefert werden. Weiter sind noch zu erwähnen die Stickscheren, Knopflochscheren, die Taschenscheren, letztere mit einem Zigarrenabschneider, die Weberschere, die Nadelschere, die Papierschere, letztere mit langem Halm, die Schneiderschere, Wundarztschere, Lampenschere, Geflügelschere, Viehzeichenschere, Pferdeschere, Blechschere usw. In der Form etwas plumper, jedoch aus ebenso haltbarem Material sind die Garten- oder Rebenscheren hergestellt, von denen man auch einzelne Abarten, wie Traubenscheren, Raupenscheren, Heckenscheren, kennt. Auch die Haarschneidemaschinen-Fabrikation hat in Solingen einen erheblichen Umfang angenommen. Außer der Firma Weyersberg, Kirschbaum & Cie. in Solingen, die die bekannten Marken Norma, Mars und Heim fabriziert, ist noch zu erwähnen die Firma Franz Voos Söhne. Verwandt hiermit ist die Herstellung von Pferdescheren und Viehscheren. In den letzten Jahren hat sich in Solingen eine neue Industrie entwickelt, und zwar ist dies die Herstellung der Manikure-Artikel, die sich immer mehr ausdehnt und bereits heute einen großen Export zur Folge hat. Von den Solinger Firmen, die sich mit der Herstellung all dieser Sachen befassen, ist in erster Linie das weltbekannte Zwillingswerk J. A. Henckels zu erwähnen, das schon seit Jahrhunderten besteht, und dessen Zwillingszeichen, bereits 1731 eingetragen, fast jedem Kulturmenschen bekannt ist. Auch die



Aus dem Betriebe der Firma Hugo Köller,
Stahlwarenfabrik und Hohlschleiferei, Solingen.

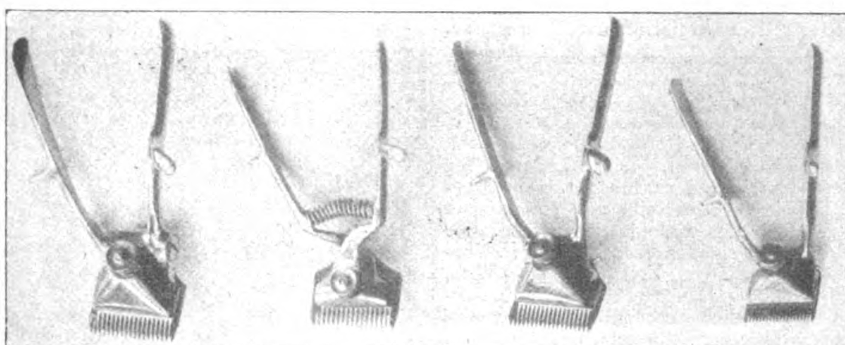
Firma Joh. Dan. Schwarte zählt zu den ersten Exportfirmen Solingens. Weiter muß man erwähnen die Firma Richard Herder Abr. Sohn, dann das Hoffnungswerk Ernst Dirlam, Daniel Peres, W. Schmolz & Co., Hch. Kaufmann & Söhne, Aug. Ferd. Hammesfahr, Ant. Wingen jr., C. Rob. Schaaf & Co., sämtlich in Solingen, C. Frdr. Kratz & Co., Wald, und Emil Hermes, Merscheid.

In Ohligs, dem Nachbarorte von Solingen, werden in erster Linie außer Solinger Artikeln Schirmfurnituren, Äxte und Hauer gemacht. In letzteren ist die Solinger Axt- und Hauerfabrik eines der bedeutendsten Werke, das besonders Hauerwerkzeuge und Jagdmesser für die Tropen anfertigt, Plantagenmesser, die für die Zucker-, Tabak- oder Baumwollenfelder verwendet werden, und Äxte, die zum Roden des Urwaldes dienen. Alles in allem Artikel, die in der Hauptsache auf den Export zugeschnitten und den Kolonisten und Farmern unentbehrlich sind. Auch die Schirmfurnituren-Industrie ist eine Kleinindustrie; nahezu 4000 Personen finden hier ihr Brot. Die bedeutendsten Werke auf diesem Gebiete sind Bremshey & Co., Ohligs, Kortenbach & Rauh, Weyer bei Ohligs, und Gebr. Dültgen in Dültgensthal bei Wald.

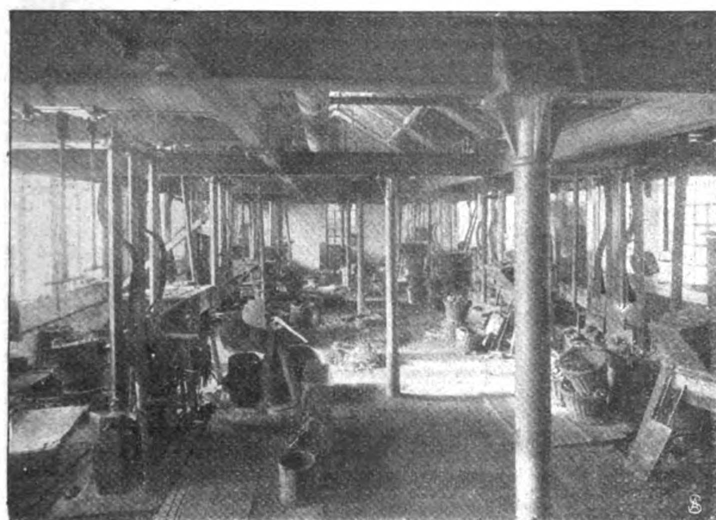


Der Werdegang eines Rasiermessers (Fa. C. F. Ern in Wald bei Solingen).

Durch das tiefe Wuppertal getrennt, in der Luftlinie nur fünf Kilometer entfernt, und um etwa 100 Meter höher liegt Remscheid, das eine ganz andere Industrie als Solingen hat. Hier ist vor allen Dingen die Werkzeug-Fabrikation zu Hause. Sägen, Feilen, Bohrer, Hämmer und verwandte Handwerkszeuge werden in Remscheid verfertigt. Von Zangen sind besonders zu nennen: die Kraftzangen, schwarz und auch blank, sowie Hufzangen, Hornzangen, Hufprüfzangen, Draht- und Kettenzangen, Lochzangen, Gaszangen, Brennerzangen, Rohrzangen. Von Feilen werden angefertigt: Schropp-, Schlicht- oder Nachfeilen, Hand- und Armfeilen, Schwertfeilen, Messerfeilen, Vogelzungen, Raumfeilen, Sägefeilen, Hufraspeln und dergleichen mehr, ferner Schraubenschlüssel, Schraubstöcke, alle Sorten Sägen usw. Von den Werken, die diese Artikel fabrizieren, sind in erster Linie zu nennen: die Vereinigten Beckerschen Werkzeug-Fabriken, Remscheid-Vieringhausen, deren Fabrikate auf der ganzen Welt bekannt sind, ferner die Firmen J. D. Dominicus Söhne, Ad. Corts, Hilger & Söhne, Goedicke & Cie. u. a. m. Auch das bei Remscheid gelegene Ronsdorf hat eine hochentwickelte Werkzeugindustrie; Ed. Platte Söhne ist hier an erster Stelle zu nennen. Ein sehr bedeutender Industriezweig Remscheids ist ferner die Fabrikation von Haushaltungsgeräten, die in der Hauptsache durch das Alexander-Werk A. von der Nahmer vertreten ist. Hier wird alles, was die Hausfrauen an Maschinen benötigen, fabriziert: Fleischhackmaschinen, Kaffeemühlen, Waschmaschinen, Küchenwagen, Personenwagen, Ablaufbretter u. dergl. mehr. Ebenfalls in Remscheid werden Schlittschuhe hergestellt, und zwar für alle Klassen des Schlittschuhsports, wie Kunstlaufen, Schnellaufen und Eissegeln. In der Hauptsache wird für das Ausland fabriziert, und namentlich durch den großen Bedarf der nordischen Länder ist die Remscheider Fabrikation außerordentlich leistungsfähig geworden. Eine der bedeutendsten Firmen dieser Art ist das Werk von Joh. Pet. Becker jr.; auch die Firmen F. W. Henz und Ed. Engels zählen zu den größeren und bekannteren in dieser Branche.



Solinger Haarschneidemaschinen von Weyersberg, Kirschbaum & Cie., Solingen.



Das Fallwerk zum Gesenkschmieden
vom Zwillingswerk Henckels in Solingen.

Schon mehr in der tiefgelegenen Rheinebene liegend, doch ebenfalls zur bergisch-märkischen Kleinindustrie zählend, muß Velbert mit seiner großartig entwickelten Schloßindustrie genannt werden. Alle möglichen Schlösser, Möbel- und Baubeschläge werden hier fabriziert. In der Hauptsache Vorhangschlösser, die in allen Dessins ihren Weg in die weite Welt nehmen. Die Vorhangschlösser werden auf Kartons aufgeschnürt und dadurch für den Händler leichter verkäuflich gemacht. In der Hauptsache sind dies sogenannte Handschlösser, bunt oder schwarz lackiert. Auch die Chubbschlösser, die heute jedem Schlosser bekannt sind, werden in Velbert fabriziert, desgleichen die Zimmertürschlösser mit zwei oder drei Riegeln. Hand in Hand geht damit die Fabrikation der Schlüssel und der Türschilder, die lackiert oder aus Messing geprägt geliefert werden. Auch die verschiedenen Sorten Geheimschlösser werden in Velbert vielfach fabriziert: kombinierte Geheimhangschlösser mit Zifferscheiben oder Verstellrollen, automatische Vorhangschlösser, dann die zweitürigen Zuhaltungsschlösser, weiter die automatischen Vorhangschlösser mit Kette, Fahrradhangschlösser und dergl. mehr. Ferner sind noch zu erwähnen: diebessichere Überfallen, automatische Riegel mit Drehknopf und Schlaufe, Tapetentürschlösser, Klosettriegel oder automatische Grendelriegel usw. Eines der ältesten und bedeutendsten Werke dieser Art ist die Firma Damm & Ladwig; weiter verdienen genannt zu werden die Firmen: Alb. Küppersbusch, Vereinigte Riegel- & Schloßfabriken A.-G. Joh. Frdr. Müller.

Vieles Erwähnenswerte hat in diesen Zeilen nicht Raum finden können. Immerhin dürfte die Skizze eine ungefähre Vorstellung geben von der großartigen und hoch entwickelten Kleineisenindustrie in dem bergisch-märkischen Lande.

Koloniales.

Vorlesungen über Kolonialwesen. Die Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu Frankfurt am Main veranstaltet im Wintersemester eine Reihe von Vorlesungen und Übungen zum Studium des Kolonialwesens und der Kolonialpolitik. Außer verschiedenen allgemeinen Vorlesungen aus dem Gebiete der Volkswirtschaftslehre, Rechtswissenschaft, Geschichte, Geographie und der Naturwissenschaften und zahlreichen sprachlichen Übungen (Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch, Rumänisch, Holländisch, Russisch, Türkisch, Arabisch) dienen diesem Zwecke besonders die Vorlesung von Professor Deckert über Deutschlands Kolonien, die von Professor Arndt veranstaltete Besprechung wichtiger Fragen der äußeren Wirtschafts- und Machtpolitik, insbesondere der Kolonialpolitik, die Vorträge von Professor Franz über den modernen Imperialismus und die neuzeitlichen Weltreiche, sowie über die pazifische Welt; ferner Vorlesungen von Professor Kraus, Hofrat Hagen, Dr. Bruck, Prof. Becker und Dr. Linke.

„Die deutschen Kolonien". Das in Essen bei G. D. Baedeker erschienene Jahrbuch, herausgegeben von Dr. Karl Schneider, das eine wertvolle Bereicherung unserer deutschen Kolonialliteratur bildet, enthält wieder eine Reihe sehr interessanter Aufsätze, darunter vor allem eine Abhandlung von Dr. Waltz über „Die Pflanzungen der Europäer in unseren Kolonien", ferner einen Aufsatz des früheren Gouverneurs Grafen v. Zech über „Togo" und des Gouverneurs Dr. Hahl über „Die Entwicklung von Neu-Guinea". Ferner sind erwähnenswert die Aufsätze von Dr. Golf, der eine Biographie des Direktors der Kolonialakademie in Halle, Geheimrats Wohltmann, veröffentlicht. Professor Meinhof behandelt „Das Seelenleben der Eingeborenen". Die Missionsfrage wird von Professor Westermann und Friedrich Schwager behandelt. Als Nachschlagewerk für die Entwicklung der Kolonialpolitik und unserer Kolonialwirtschaft bieten die Jahrbücher ein sehr geeignetes Material, die sich dank der ausgezeichneten Mitarbeiter einer wachsenden Beliebtheit erfreuen.

Die weiße Bevölkerung von Deutsch-Südwestafrika. Nach der amtlichen Zählung vom 1. Januar 1912 hat laut Hamburger Nachrichten die weiße Bevölkerung von Deutsch-Südwestafrika gegenüber dem Vorjahr eine Zunahme von 854 Seelen erfahren. Sie ist von 13,962 auf 14,816 gestiegen. Die Zahl der Geburten betrug 484, während im Vorjahre nur 434 gezählt wurden. Der Überschuß der Geburten über die Todesfälle betrug 329 gegen 288 im Vorjahre. Besonders erfreulich ist die starke Zunahme des deutschen Elementes in der Kolonie, dem gegenüber die Ausländer mehr und mehr ins Hintertreffen geraten. Von rund 15,000 weißen Bewohnern sind heute nur mehr etwa 3000 Nichtdeutsche, was gegenüber den früheren Zuständen eine erhebliche Verbesserung des Prozentsatzes zugunsten des Deutschtums bedeutet. Ein deutliches Zeichen für das wirtschaftliche Erstarken der Kolonie ist die Zunahme des selbständigen Farmerstandes. Die Zahl der Ansiedler und Farmer ist nämlich im letzten Jahre von 1390 auf 1629 gestiegen.

Von der Industrie in Daressalam berichtet die Deutsch-Ostafrikanische Zeitung. Was persönliche Tatkraft und Tüchtigkeit in der Kolonie zu leisten vermögen, beweist schlagend ein Gang durch die neuen umfangreichen Fabrikanlagen von Alois Rothbletz. In der Fabrik arbeiten zwei Europäer, vier farbige Aufseher, 60 Banjanentischler, neun Suaheli-Maschinenarbeiter und 27 andere Suaheli-Arbeiter. Durch das Rothbletzsche Unternehmen (Tischlereien größter Art) ist der Beweis geliefert, daß gutes deutsches Handwerk und in seiner Steigerung der Gewerbebetrieb auch im tropischen Afrika sich seinen Platz an der Sonne zu erringen vermag.

Mit der Legung eines neuen Kabels nach Togo in Kamerun hat die deutsch-südafrikanische Telegraphengesellschaft begonnen. Monrovia, an der Westküste Afrikas, ist der Ausgangspunkt des neuen Kabels, das zunächst bis Togo, dann weiter bis Kamerun und später nach Südwestafrika verlängert werden soll. Alle drei Kolonien waren bisher hauptsächlich auf englische Kabellinien angewiesen. Togo erhält den Kabelanschluß in Lome und Kamerun in Duala spätestens am 1. Februar 1913. Südwestafrika soll bis zum 1. April 1919 an das deutsche Kabel angeschlossen sein. Die Kosten der Kabellegung bis Kamerun sind auf 6,350,000 Mark veranschlagt.

Dem deutschen Staatssekretär Dr. Solf fiel bei dem Besuche des deutschen Viktoriasee-Gebietes auf, welche Fülle von Landesprodukten an der Küste des Viktoriasees zur Verschiffung und Weiterbeförderung über die Ugandabahn gebracht wurde, und daß diese Landeserzeugnisse aus Eingeborenenpflanzungen stammen. Der Staatssekretär hat mit seiner freudigen Anerkennung dieser fortschreitenden Entwicklung nicht zurückgehalten und bedauert, daß die Verschiffungseinrichtungen der Ernte nicht genügen.

„Telefunken" in Ecuador. Der Telefunken-Gesellschaft ist der Auftrag erteilt worden, eine radiotelegraphische Station zwischen Guayaquil und Puno zu errichten und ebenso eine Station im Osten der Republik, deren genaue Stelle noch nicht bestimmt worden ist. Auch der Torpedojäger Libertador Bolivar soll eine Einrichtung für drahtlose Telegraphie von der genannten Gesellschaft erhalten.

Petroleum in Santa Elena. Die Regierung von Ecuador bemüht sich, die Kapitalisten auf die Petroleumlager von Santa Elena aufmerksam zu machen. Es wäre sehr zu wünschen, daß die deutsche Industrie dies in Frage stehende Gebiet einer genauen Untersuchung unterziehen würde, namentlich jetzt, angesichts der Bestrebungen für die Gründung eines Petroleum-Monopols.

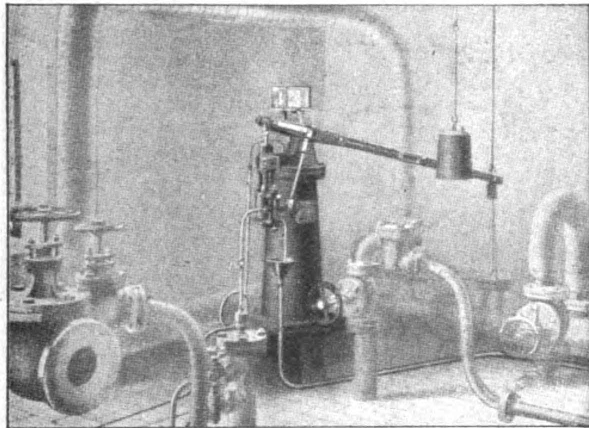
Drahtlose Telegraphie in Bolivien. Während man in verschiedenen Staaten Amerikas bei Einführung drahtloser Telegraphie Abschlüsse mit der deutschen Telefunken-Gesellschaft getätigt hat, ist dem Hause Marconi der Auftrag für Bolivien zuerteilt worden. Bolivien will über die Marconi-Stationen Puerto-Veltro und Manaor in Brasilien mit Europa in direkte Verbindung treten. Marconi hat seine Offerten in zwei Teile zerlegt. Die erste Sektion umfaßt die Städte oder Ortschaften La-Paz, Riberalta, Kurrenabaque, Cobija und Trinidad; die zweite Cochabamba, Suaref, Santa Cruz, Sucre und Yacuiba. Der Gesamtbetrag des in fünf Raten zahlbaren Kontraktes beläuft sich auf 67,000 Pfd. St.

Die Eisenbahn von Araguara nach Rio Petro im Staate Sao Paulo ist offiziell eröffnet worden. Die Länge der Strecke beträgt 230 Kilometer.

TECHNISCHE WOCHE

Kraftanlagen.

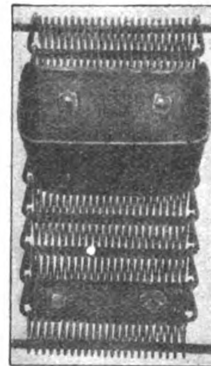
Automatische Rauchschieber-Steuerung nach Prof. Hey. Von den vielen zurzeit im Gebrauch befindlichen automatischen Rauchschiebersteuerungen scheint die Heysche, deren Ausführung die Berlin-Anhaltische Maschinenfabrik A. G. in Dessau übernommen hat, besondere Beachtung zu verdienen. Die Heysche Steuerung besteht im wesentlichen aus einem sehr empfindlichen, durch Aneinanderreihung von mehreren Plattenfedern gebildeten Manometer, das in einem gußeisernen Gehäuse eingebaut und dem jeweiligen Kesseldruck durch eine Rohrverbindung mit dem Dampfdom des Kessels ausgesetzt ist. Die durch den Druck hervorgerufene Zusammendrückung des Manometers wird durch eine Zugstange auf einen Steuerschieber übertragen. Dieser ist ähnlich wie der Steuerantrieb der Servo-Motoren von Wasser und Dampfturbinen ausgebildet und verteilt abwechselnd Druckwasser auf die zwei Seiten eines Kolbens, der den eigentlichen Servo-Motor bildet und



Automatische Rauchschieber-Steuerung
nach Prof. Hey, von Berlin-Anhaltische Maschinenfabrik A.-G., Dessau.

mittels Drahtseile die Rauchklappen oder Rauchschieber betätigt. Der Manometerhub wird außerdem noch in anologer Weise wie beim Registriermanometer als Funktion der Zeit aufgetragen. Vielfach kombiniert man mit der Heyschen Steuerung noch den sog. Walter-Regler, der die fast vollständige Schließung der Rauchschieber beim Öffnen der Feuertüren betätigt. Beim Öffnen der Feuertüre kommt die Wirkung eines Gegengewichtes zur Geltung, das genügend bemessen ist, um unabhängig vom Druckregler die Druckwassersteuerung zu betätigen. Die Hey-Steuerung wirkt dann gerade, als ob er einem genügenden Druck unterstellt wäre, um die Schließung der Rauchschieber hervorzurufen. Die Anlage ist einer eingehenden Prüfung seitens des Elsässischen Vereins von Dampfkesselbesitzern unterzogen worden; die Versuche fielen außerordentlich günstig aus. Es drückt sich dies auch in den folgenden dem Prüfungsbefunde entnommenen Satze aus: Die erzielte Ersparnis ist ohne Zweifel zurückzuführen auf eine augenblickliche Anpassung der Zugstärke an die durch die Dampfentnahme verlangte Rostbeanspruchung und die dem Heizer so nützliche Angabe des Zeitpunktes, wann er den Rost zu beschicken hat. Man kann nicht behaupten, daß der Heysche Regler von seiten des Heizers weniger Sorgfalt erheischt; im Gegenteil erfordert er eine ständige Aufmerksamkeit, aber er erspart ihm andererseits die oft anstrengende und aus diesem Grunde oft auch vernachlässigte Betätigung der Rauchschieber. Dr. Kd.

Draht-Transportbänder als Elevatorgurte. In der Elevator-Transport-Technik beginnt der „Drahtflachgliederriemen" stetig an Ausdehnung zu gewinnen. Denn während man diese Drahtgurte anfangs nur für horizontale oder schräge Förderung verwendete, sind neuerdings auch Anlagen mit vertikalem Lauf befriedigend ausgerüstet worden. Zum Unterschied gegen frühere Systeme sind bei der neueren Konstruktion die sogenannten Flachglieder in abwechselnder Richtung hergestellt. Die Querstäbe sind bei diesen Erzeugnissen von A. W. Kaniss in Wurzen i. S. von entsprechender Stärke. Die mathematisch genaue Ausführung des Bandes ermöglicht geraden, gleichmäßigen Lauf. Die hohe Gelenkigkeit des Gurtes gestattet die Verwendung kleiner Scheiben. Ebenso ist das Verbinden der Enden, das Öffnen, Verlängern oder Kürzen ziemlich einfach. Das Einfügen einer genau passenden Gliederreihe erübrigt die Verwendung eines Schlosses oder derartiger Verbindungsteile. Zur Verhinderung des Durchfallens klarer Materialien werden Stahldrahtbänder mit entsprechenden Einlagen haltbar abgedichtet. Mks.

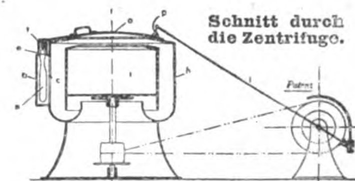


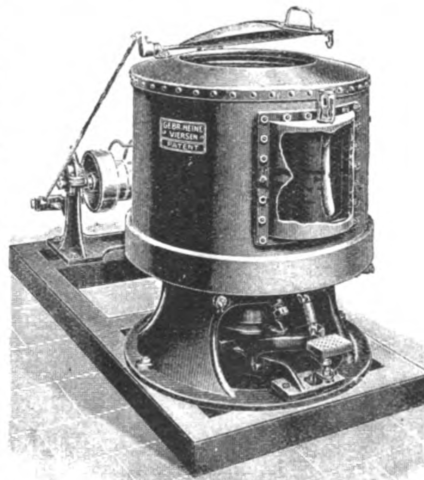
Drahtflachgliederriemen
von A. W. Kaniß, Wurzen i. Sa.

Fabrikbetrieb.

Ein selbsttätiger Kesselverschluß mit Benutzung des kreisenden Luftstromes ist der Firma Gebr. Heine, Zentrifugenfabrik, Viersen, Rhld., patentiert worden. In der mit dem Gehäuse fest verbundenen Kapsel b ist ein Pendel a aufgehängt. Dreht sich die Trommel J, so wirkt der dabei erzeugte kreisende Luftstrom drückend auf den unteren Teil des Pendels ein und bringt es derart zum Ausschwingen, daß sein ösenförmiger Teil über eine mit dem Deckel o verbundene Sperrnase f greift und diese so lange festhält, bis die Trommel J zum Stillstand gelangt. Dann erst kehrt das Pendel von selbst in seine senkrechte Lage zurück und gibt den Deckel frei. Die Schutzvorrichtung arbeitet hiernach wie folgt: 1. Soll die Zentrifuge in Betrieb gesetzt werden, so kann das erst nach Schließen des Deckels a erfolgen. 2. Gleich nach Inbetriebsetzung wird die Scheibe g durch die Berührung mit dem Riemen h in Umdrehung versetzt und Pendel k derart zum Ausschwingen gebracht, daß sein oberer Teil sich unter das untere Ende der Stange f

Schnitt durch die Zentrifuge.





Zentrifuge von Gebr. Heine, Viersen.

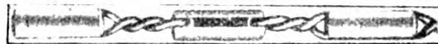
legt und dieser den Durchtritt nach unten versperrt. 3. Erst nach vollständigem Stillstehen der Zentrifuge fällt das Pendel k in die punktiert angedeutete senkrechte Ruhelage zurück und läßt ein Öffnen des Deckels a zu. Mks.

Eine neue Schutzvorrichtung für Transmissionsleitern. Eine sehr große Anzahl speziell der schweren oder tödlichen Verletzungen in Fabrikbetrieben ist auf Rechnung der Bedienung von Transmissionen zu schreiben. Die Größe der Gefahr, die hiermit verbunden ist, spiegelt sich in den zahlreichen gesetzlichen Sicherheitsvorschriften und den verschiedensten Vorkehrungen, die zum Schutze der Arbeiter geschaffen sind, wider. Eine von der Firma Friedrich & Müller, Stuttgart, nach den Ideen des Ingenieurs Schirmer (München) gebaute Vorrichtung zum Anlegen von Leitern an Transmissionswellen bedeutet einen weiteren Fortschritt in der Sicherung der Arbeiter gegen derartige Unfälle. Die üblichen Transmissionsleitern besitzen am oberen Ende der Holmen umgebogene eiserne Haken, die die Leiter vor dem Abrutschen schützen. Bei der neuen Konstruktion sind diese Haken Teile einer leichten Eisenkonstruktion, die in jeder beliebigen Höhe an den Sprossen der Leiter befestigt werden kann. Diese Haken greifen etwa 20 cm weit über die Leiter hinaus, so daß letztere niemals mit der Welle in Berührung kommen kann und der auf der Leiter Stehende davor geschützt ist, daß seine Kleidungstücke von der Welle gefaßt werden. Mit dieser gewiß praktischen Schutzvorrichtung ist ein Netz verbunden, in das die Werkzeuge gelegt werden können. Der Arbeiter hat es also nicht nötig, diese in der Hand zu halten, sondern kann sich mit letzterer an der Leiter festhalten. Dr. Kd.



Eine neue **Schutzvorrichtung** für Transmissionsleitern.

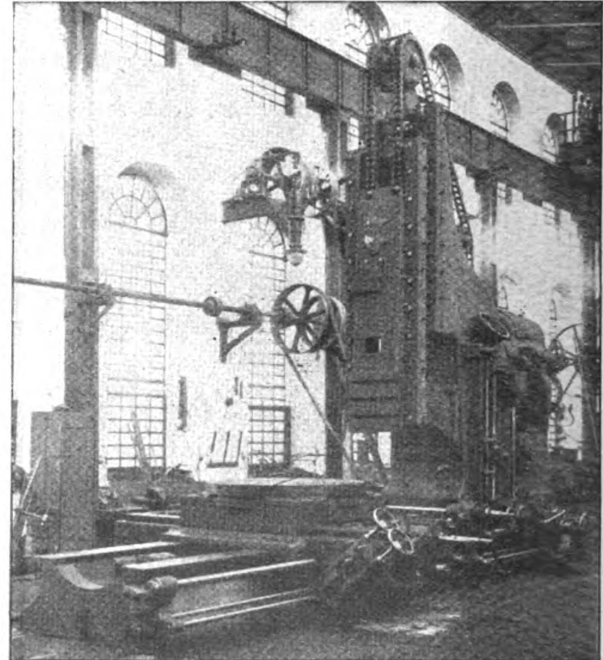
Biegsame Welle. Eine neuartige Ausbildung zeigt die nebenstehend abgebildete biegsame Welle der Firma Peerboom & Schürmann, Düsseldorf, Hopfeldstr. 88. Wie die Abbildung zeigt, besteht die Welle abwechselnd aus gelochten stabförmigen Gliedern und solchen aus gebogenem Draht. Die stabförmigen Glieder besitzen über den Löchern, durch welche die drahtförmigen Glieder hindurchgeführt sind, beiderseitig Längsrillen, deren seitliche Wandungen die Ösen der Zwischenglieder derartig stützen, daß die Welle wohl eine weitgehende volle Biegsamkeit, daneben jedoch äußerst geringes Seitenspiel besitzt. Die sichtbaren Drahtschlaufen werden geschweißt und alsdann um 90° verdreht. Anstatt schweißbaren Drahtes läßt sich auch Stahldraht verwenden, der in geeigneter Weise umgebordelt werden muß. Für die stabförmigen Glieder wird blankgezogenes Fassonmaterial verwandt, wodurch sich die Herstellungskosten außerordentlich niedrig stellen. Die Welle wird in verschiedenen Ausführungsformen und Abmessungen hergestellt und dient als Ersatz der teuren Drahtspiralen und sonstigen Gelenkwellen. Vorzugsweise wird sie zum Antrieb von Geschwindigkeitsmessern benutzt. Dr. Kd.



Biegsame Welle.

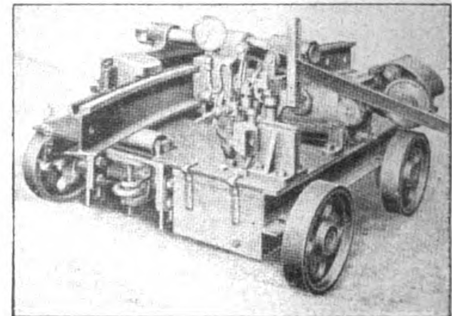
Werkzeugmaschinen.

Stoßmaschine. Die durch ihre Abmessungen wie ihre Konstruktion interessante Stoßmaschine wird von der Wagner & Co. Werkzeugmaschinen-Fabrik m. b. H., Dortmund, gebaut. Die Abmessungen sind folgende: Hub 1450 mm, Ausladung 1300 mm, Tischdurchmesser 1500 mm, Schnittgeschwindigkeit 80, 120 und 150 mm/sek. Der beschleunigte Rücklauf ist vierfach veränderlich und beträgt bis 350 mm/sek. Der Antrieb erfolgt durch einen in den Ständer der Maschine eingebauten Elektromotor mittels Räderübersetzungen auf die Schraubspindel. Die Umsteuerung geschieht durch elektromagnetische Kupplung. Von Konstruktionseinzelheiten seien folgende erwähnt: Der Stößel führt sich in langen, flachen, nachstellbaren Bahnen. Die am Stößel befestigte, sehr lange Mutter aus Phosphorbronze ist zweiteilig und kann bei eingetretener Abnutzung nachgezogen werden. Die Stößelführung ist verstellbar, um bei schweren Stoßarbeiten ein weiteres Heraustreten des Stößels aus der Führung zu verhindern. Die Verstellung erfolgt durch Ratsche, Schnecke, Schneckenrad und Spindel. Durch bequem angebrachte Anschläge ist ein sehr rasches Einstellen des Stößelhubs auch während des Ganges der Maschine möglich. Der Tisch besitzt selbsttätige Längs-, Quer- und Rundbewegung vorwärts und rückwärts, sowie schnelle maschinelle Verstellung, die vom Standpunkte des Arbeiters aus zu bedienen ist. Die Vorschubschaltung erfolgt selbst bei schwersten Werkstücken durchaus zuverlässig durch Ratsche. Die Größe des Vorschubes wird durch eine einstellbare Hubscheibe reguliert; das Umstellen der Bewegungen geschieht durch Wendegetriebe. Sämtliche Räder bestehen aus Schmiedestahl, Stahlguß oder Stahlbronze und besitzen gefräste bzw. gehobelte gerade Zähne. Die Schneckenräder und der Zahnkranz für die Rundbewegung des Tisches werden aus Phosphorbronze hergestellt. Die Maschine wird auch in kleineren Abmessungen geliefert, die Kulissen - Antrieb besitzen. Dr. Kd.



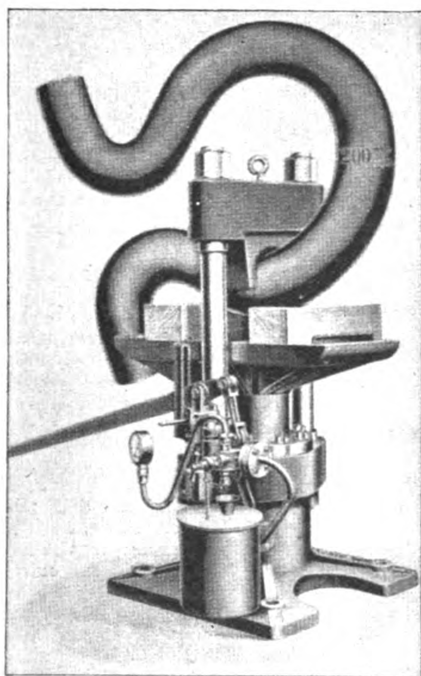
Stoßmaschine
von Wagner & Co., Werkzeugmaschinenfabrik m. b. H., Dortmund.

Hydraulische Rohrbiegemaschine. Das Biegen von Rohren ist, wie häufige Anfragen aus der Praxis zeigen, eine Arbeit, die oft mit Schwierigkeiten verknüpft ist. Namentlich ist dies der Fall bei Rohren von größerem Durchmesser und verhältnismäßig dünner Wandung, denn trotz Füllung und vorsichtiger Behandlung entstehen zu leicht Falten und Druckstellen, die durch Nachhämmern nicht genügend beseitigt werden können und der Arbeit ein schlechtes Aussehen geben. Unter den



Hydraul. Schienen- u. Profileisenbiegemaschine
von Paul Homann, Dessau.

Vorrichtungen, die zum Biegen solcher Rohre konstruiert und auf den Markt gebracht sind, verdient die hydraulisch betriebene Maschine der Firma Paul Homann, Dessau, eingehende Beachtung, da sie sich dem praktischen Gebrauch in weiten Grenzen anpaßt und von einfacher und kräftiger Bauart ist. Ein mittels Druckpumpe betätigter Preßkolben, welcher als Tisch mit zwei Holzauflagen ausgebildet ist, drückt das zu biegende Rohr in eine entsprechend seinem Durchmesser gewählte Matrize, die leicht auswechselbar in den Holm gesetzt werden kann. Besonders zu bemerken ist, daß man mit dieser Maschine auch starke Kupferrohre sehr scharf biegen kann, wo man sonst in den meisten Fällen aus zwei Teilen gelötete Knierohr verwenden mußte. So zeigt die eine ein Federrohr von 200 mm l. W. und 5 mm Wandstärke, es werden aber auch Kupferrohre bis zu 350 Millimeter l. W., Eisenrohre bis zu 250 mm l. W. und Stahlrohre bis zu 200 mm l. W. mit dieser Maschine gebogen. Diese können sowohl auf festem Fundament als auch fahrbar ausgeführt werden; die erste Abbildung zeigt eine Erweiterung dieser Bauart in einer ebenfalls hydraulisch angetriebenen Schienen- und Profileisenbiegemaschine, die besonders für Montage von Schienen und Brücken geeignet sein dürfte. Mllr.



Hydraulische Rohrbiegemaschine
von Paul Homann, Dessau.

Beleuchtung.

Weißes Metalldampflicht. Die letzten Jahre haben eine außerordentliche Fülle neuer elektrischer Lampen und Lampentypen gebracht, die alle das Bestreben deutlich erkennen lassen, die Kosten für die elektrische Beleuchtung möglichst niedrig zu gestalten, sei es durch geringen Stromverbrauch oder Herabsetzung der Kosten für die Anschaffung, Unterhaltung und Wartung der Lampen. Den geringsten Stromverbrauch weisen wohl die Quecksilberdampflampen auf; diesem Vorteil steht aber der Nachteil des eigenartig bläulichen Lichtes, das die Anwendung für Hausbeleuchtung bisher verhindert hat, entgegen. Nun ist es Dr. Wolfke und Dr. Ritzmann gelungen, durch Verwendung einer Kadmium-Quecksilberlegierung ein rein weißes Licht zu erzeugen, ohne den Stromverbrauch, der nur 0,2 Watt pro Kerze beträgt, zu erhöhen. Dr. Kd.

Heiztechnik.

Zenith-Heizkörper. Die Eingliederung der Heizungseinrichtungen in unsere Wohnräume ist eine gewichtige Frage. Ein feines Verständnis für Raumkunst bei voller Wahrung technischer Zweckmäßigkeit wird die Lösung

dieser Aufgabe am besten zuwege bringen. Die Zenithwerke G. m. b. H., Dresden, bringen jetzt Heizkörper auf den Markt, die sich den jeweiligen Raumverhältnissen gut anpassen lassen und allen hygienischen Anforderungen entsprechen. Diese Zenith-Heizkörper bestehen aus einer einzelnen oder mehreren hintereinander stehenden hohlen Platten, deren Wandungen aus 2½—3½ mm starkem ge-

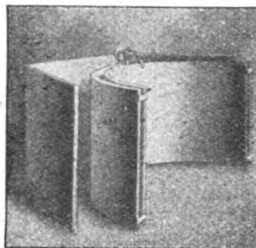


Abb. 1. Rund bzw. winklig gebogener **Zenith-Heizkörper** für Ecken und Erker von Fa. Zenithwerke G. m. b. H., Dresden.

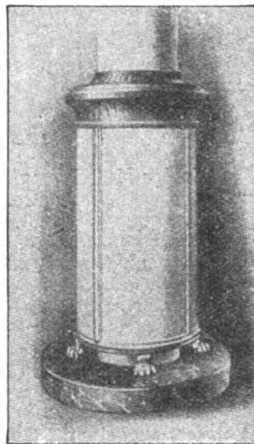


Abb. 2. **Zenith-Heizkörper** als Säulen-Umkleidung.

walztem Gußeisenblech bestehen. Alle Nähte, Verbindungsstege und Anschlußstellen sind autogen geschweißt, ein Undichtwerden ist somit ausgeschlossen. Das sich pro Quadrameter Heizfläche ergebende Gewicht dieser Heizkörper gegenüber den gußeisernen Gliederheizkörpern ist geringer, und die Wärmeabgabe ist höher. Im Innern der Platten kann sich nirgends Kondenswasser ansammeln, und die Gefahr des Rostens ist dadurch beseitigt. Abb. 1 zeigt einen rund bzw. winklig gebogenen Zenith-Heizkörper für Ecken und Erker, während Abb. 2 einen solchen als Säulen-Umkleidung darstellt. E. Heyl.

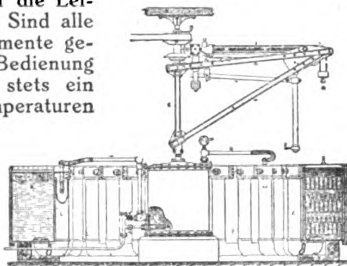
Briefkasten.

Deutschösterreicher, 26 Jahre alt, wünscht Auskunft über die Verhältnisse in Südamerika (bes. Brasilien, Argentinien und Chile) zu erhalten und würde gern mit dortigen Deutschen durch Brief-, Karten-, Zeitungs- und Zeitschriftenaustausch in Verkehr treten. Gefällige Anträge unter „R. H. in L." an die „Export-Woche".

Geschäftliche Notizen.

— Das bewegliche Verkehrsmittel in den Kolonien ist die den Motorwagen leicht überlegene Zyklonette, die im Sande keine Hindernisse findet. Nachdem im Juni d. J. ein Leser dieser Zeitschrift durch die Hamburger Exportfirma F. Rosenstern & Co. einen Zweizylinder-Zyklonett-Wagen mit Dienersitz bezog und etwa sechs Monate fast täglich in Gebrauch hatte, sprach er seine volle Zufriedenheit mit demselben aus und schrieb u. a.: „Als ich mich zur Anschaffung des Wagens entschloß, hatte ich einige Bedenken, daß er auf den miserablen Wegen in unserer Kolonie versagen würde, auch befürchtete ich, daß die Vakuumkühlung bei der tropischen Hitze unter dem Äquator sich nicht als ausreichend erweisen würde, welche Erfahrung ich hier bereits mit Motorrädern mit einfacher Luftkühlung gemacht hatte. Zu meiner Freude waren die Bedenken indessen vollkommen grundlos, der Wagen bewältigt die unglaublichsten Wege und Steigungen ohne Anstrengung, die Vakuumkühlung erwies sich auch während der Mittagsstunden im heißesten Sonnenbrand als absolut genügend. Das Dreiradsystem halte ich für afrikanische Wegeverhältnisse für geradezu ideal; ich bin überzeugt, daß vierrädrige Wagen absolut versagen würden. Bei größeren Touren habe ich das geringe Gewicht des Wagens sehr angenehm empfunden, welche das Überwinden von natürlichen Hindernissen, wie Flußläufen, steile

von Saug- und Druckrohr ergeben sich alle gewünschten Temperatur-Veränderungen und eine kontinuierliche, periodische Leistung. Da die Apparate in jeder Dimension gebaut werden, läßt sich die Leistung beliebig erhöhen. Sind alle erforderlichen Hilfsinstrumente geliefert, so reicht zur Bedienung des größten Quantums stets ein Mann. Da sich die Temperaturen von selbst regeln, so hat er nur die Flaschen ein- und auszusetzen und das Saug- und Druckrohr zu verlegen. Dadurch findet ein reguläres und kontinuierliches Arbeiten statt, welches einer stoßweisen Arbeitsweise in jeder Beziehung vorzuziehen ist. Die Firma L. Anker in Hamburg hat den Generalvertrieb dieser Apparate für Deutschland und den Export.



— Hugo Socken, Velbert, Rhld., fertigt als Spezialität Vorhangschlösser und Rollschuhe. Die Fabrik ist mit den neuesten Maschinen ausgestattet und als besonders leistungsfähig in ihren Spezialfabrikaten bekannt. Die Firma beschäftigt 150—200 Personen, exportiert nach allen Ländern der Erde und ist als Lieferantin von nur garantiert erstklassigen Waren bekannt.

— Die Polizeihund-Dressur hat in den letzten Jahren, namentlich bei uns in Deutschland, erfreulicherweise einen riesigen Aufschwung genommen. Große Verbände, denen sich in größeren und kleineren Städten ein Zweigverein um den anderen angliedern, haben sich zur Aufgabe gemacht, die Zucht der Polizeihundrassen zu fördern und die brauchbaren Tiere für den Polizei- und Sicherheitsdienst heranzubilden. Fast tagtäglich findet man auch in den Tagesblättern Notizen über die manchmal geradezu ver-

blüffenden Leistungen dieser klugen Tiere. Wie viele Diebstähle, Verbrechen, ja selbst Mordtaten sind durch diese vierfüßigen Gehilfen im öffentlichen Sicherheitsdienst schon aufgedeckt und die Schuldigen zur Rechenschaft gezogen worden, die ohne die Hilfe der von der Natur mit einem erstaunlichen Geruchssinn ausgestatteten Polizeihunde vielleicht nie ans Tageslicht gekommen wären. Sehr rasch hat die Polizeihunddressurbewegung das allgemeine Interesse auf sich gezogen, empfindet man doch die stetig zunehmende Zahl brauchbarer Polizeihunde in allen Gauen unseres Vaterlandes als ein Gefühl der eigenen Sicherheit; denn es steht fest, daß in dem Maße, wie die Zahl dieser Hunde zunimmt, Diebstähle und Verbrechen abnehmen. Mit Hilfe des soeben in dritter Auflage erschienenen Werkes „Leitfaden für die Abrichtung des Polizei- und Schutzhundes", einer neuen, psychologisch vertieften, die Abrichtung verblüffend vereinfachenden Methode, das den bekannten Kynologen und Polizeihundmann, Polizeileutnant K. Most in Berlin, den Leiter der offiziellen preußischen Dressurlehrkurse, zum Verfasser hat, ist es jedem Hundebesitzer ermöglicht, sein Tier selbst zum Polizeihund und zu seiner eigenen Sicherheit auszubilden. Das Buch sowie alle zur Dressur erforderlichen Geräte sind bei dem bekannten Spezialgeschäft G. L. Batz, Mannheim 91 W, erhältlich (siehe Inserat), woselbst auch ein diesbezüglicher Spezialkatalog mit vielen interessanten Abbildungen bei Bezug auf unsere Zeitschrift gratis zu haben ist.

— Engadiner Iva-Liköre (der Firma Emil Hubacher, Samaden (Schweiz) und Hamburg) werden als sehr geschmackvoll hochgeschätzt. Die durch europäische Exporthäuser erhältlichen Liköre sind aus der Iva-Pflanze (Wildfräuleinkraut — Achillea moschata) hergestellt, welche hauptsächlich im Engadin und den angrenzenden Tälern vorkommt und ausschließlich nur in der Nähe der Gletscher und hoher Bergflächen wächst, meist in den Regionen des ewigen Schnees, 2000 m ü. M. Die heilkräftige Wirkung der Iva-Pflanze ist schon lange bekannt und steht gegen Magen- und Darmkrankheiten, wie Krämpfe, Verdauungsbeschwerden, Diarrhöe, Appetitlosigkeit sowie bei Nervenschwäche und Blasenleiden, in hohem Ansehen. Apotheker S. Bernhard in Samaden war es vorbehalten, im Jahre 1860 die Pflanze richtig auszunützen, d. h., ihre medizinischen Eigenschaften mit den wohlschmeckenden vorteilhaft zu verbinden und so Präparate darzustellen, die sowohl für den Gaumen wie für den Organismus unübertrefflich sind. Die sanitäre Bedeutung der Iva-Liköre ist von medizinischen und chemischen Autoritäten in vorzüglichen Attesten anerkannt. Detaillierte Prospekte werden auf Wunsch franko versendet. Die Iva-Liköre zerfallen in folgende vier Sorten: Fleur d'Iva, mittelsüß, und Crème d'Iva, süß, hervorragende Tafelliköre, die von Kennern den besten französischen und holländischen Marken hinsichtlich ihrer Feinheit gleichgestellt werden, in gesundheitlicher Beziehung dürften sie letztere noch übertreffen. Iva-Bitter und Iva-Wein sind zwei vorzügliche, Appetit anregende und stärkende Getränke, welche bei Störung der Verdauungsorgane, Schwächezuständen usw. trefflich wirken. Der Bitter bildet ein schätzbares Schutzmittel gegen Erkältungen. Der Wein dürfte als Aperitif- und Stärkungsmittel sowohl vor wie nach den Mahlzeiten an Stelle von allen möglichen Dessertweinen sehr zu empfehlen sein. Iva-Präparate leisten bei Fußtouren, Jagdausflügen, Sport usw. wegen ihrer erfrischenden und stärkenden Eigenschaften große Dienste. Die Engadiner Iva-Liköre sind nur echt, wenn Kapsel und

Stopfen die eingetragene Schutzmarke tragen und die Halsetikette mit dem Namenszug S. Bernhard versehen ist. Nach einer größeren Anzahl von Urteilen erster Kapazitäten sind die mit vielen ersten Auszeichnungen gekrönten Iva-Liköre in allen Ländern als heilkräftige Diätmittel geschätzt. Es empfiehlt sich, die sich hierüber äußernden Urteile einzufordern.

— Werckmeisters Kunstverlag, Berlin W 8, Kronenstraße 58, läßt soeben einen neuen Katalog erscheinen, der in über 200 Abbildungen die neuen künstlerischen Publikationen des Verlages enthält, darunter Originalradierungen (Wolfsfeld, Olbricht, Paeschke u. a.), farbige Radierungen nach alten Meistern, farbige Faksimile-gravüren, Porträts, alte und neue Silhouetten, Wandsprüche. Der Katalog wird gegen 80 Pfennig in Marken zugesandt, die bei Einkauf danach in jeder besseren Kunsthandlung zurückvergütet werden.

— Wie wir erfahren, hat die Firma Heinrich Ernemann A.-G., Photo-Kino-Werk, Optische Anstalt, Dresden, auch auf der „Internationalen Kino-Ausstellung in Wien" — vom 18. bis 24. Oktober — für hervorragende Leistungen auf dem Gebiete des Kinematographen-Baues wieder die höchste Auszeichnung: die Große Goldene Medaille, erhalten.

— Die Mannheimer Isolierwerke und Korksteinfabrik G. m. b. H. in Rheinau hat ein an ihr Fabrikterrain anstoßendes, etwa 10,000 qm großes Gelände erworben und beabsichtigt, ihren Fabrikbetrieb wesentlich zu vergrößern. Sie hat ihr Stammkapital auf 150,000 Mark erhöht.

CLEINS & Cie.
STUTTGART
1856 GEGRÜNDET 1856

Fabrik für Rolladen
aus Holz u. Stahlwellblech.
FENSTERLADEN
·Wellblech-Bauten·
·Eisenhoch- u.·
·Brückenbau·

Kataloge, Zeichnungen u. Muster zu Diensten.

Kegelbuch ges. geschützt. Für jeden Klub **unentbehrlich.**
Preis franko 2.50 M. Alleiniger Fabrikant
H. C. Gast, Köln E.

Ehemalig. schwerer **Stotterer** gibt umsonst Auskunft, wie man sich selbst vom **Stottern** befreien kann. **L. Warnecke,** Hannover, Friesenstr. 33.

Endlich Ersatz für Elektrisch!
Ein Druck Es brennt!
Gasfernzünder „Pneuma"
Ges. gesch.
Betätigt durch Luft
Metallwaren-Verwertungs-Gesellschaft m. b. H. Charlottenburg ... Tel. Wilhelm. 1367

Feuerzeuge u. Reklameartikel. W. Stern, Cöln 13, Lübeckerstraße 23.

Bürstenfabrik Freiburg.
Nelson & Comp.
Großh. Bad. Hoflieferant., **Freiburg** i. Bg.
Vorteilhafteste und billigste Bezugsquelle in allen Sorten Haushaltungs- und Toilette-
BÜRSTENWAREN.
Arbeiterzahl 300.

Gasolin-Lampen, Benzin-Lampen, Hängeglühlicht,
überall anwendbar. — Lichtstärke jeder Flamme ca. 100 Kerzen. Schöne, geschmackvolle Muster.
Preislist. in Deutsch, Franz., Engl., Holl., Span. portofr. Wiederverkäuf. gesucht.
Gebrüder A. & O. Huff, Berlin SW 61. EW.
Hoflieferanten Sr. Maj. d. Kais. u. Königs.

Angel-Geräte
Prachtkatalog m. Anleitg. 2000 Abb., geg. M. 1,— i. Briefmark. all. Länder.
H. Stork, Residenzstr. 15, **München XV.**

Löwenbräu München
Größte Brauerei Bayerns.
Hochfeines, tropensicheres
Qualitätsbier
in der Brauerei auf Flaschen gefüllt.
Allein. Vertreter für den übersee. Export:
Ebert & Weiszflog, Hamburg.
Ordres durch europ. Exporthäuser erbeten.

EIER-KONSERVIERUNGS-MITTEL Garantol

TAUSENDFACH VON AUTORITÄTEN EMPFOHLEN!

In Odessa und in St. Petersburg 1907 mit **Goldenen Medaillen,** in Antwerpen 1908 mit **Ehrendiplom,** den höchsten Anerkennungen prämiiert.

In GARANTOL bleiben die **Eier ein Jahr** und länger **frisch.** Weder von außen noch beim Öffnen ist den Eiern anzusehen, daß sie nicht direkt von der Henne kommen. **Geschmack** und **Geruch** sind **vorzüglich;** das Weiße trennt sich leicht vom Dotter und läßt sich schnell zu festem Schnee schlagen.

Garantol-Eier
werden allen anders konservierten Eiern vorgezogen und sind für alle Zwecke verwendbar.

PREISE:

Paket A für 120 Eier 25 Pf.		Paket F für 2400 Eier M. 2.—
„ B „ 300 „ 40 „		„ G „ 4500 „ „ 2.50
„ C „ 400 „ 50 „		„ H „ 6500 „ „ 3.25
„ D „ 600 „ 75 „		„ J „ 10000 „ „ 4.—
„ E „ 1200 „ 125 „		ab Dresden

Garantol ist auch in den **Tropen** bereits bestens erprobt, wie die regelmässigen Nachbestellungen von dort beweisen. **Garantol** ist ein guter Export-Artikel nach dort, wo die Eierpreise Schwankungen unterworfen sind.
Garantol-Gesellschaft m.b.H., Dresden-19. EWo
Vertreter überall gesucht.

Suchen Sie Fabrikanten
von Artikeln Deutscher **Eisen-Metallwaren u. Maschinenindustrie?** Das praktischste, bis ins kleinste gegliederte Nachschlagebuch dies. Branche v. J. Bencker & Schmidt 1912, 812 Seit. stark, in deutsch., englisch. u. französisch. Sprache, also ein Weltbuch, kostet nur M. 12.—. Prospekte durch Otto Hammerschmidt, Verlag, Hagen i. Westf.

Wir haben uns zur gemeinsamen Ausübung der Rechtsanwaltschaft vereinigt
Dr. iur. et rer. pol. Hans Pohl, Fritz Helfft
Rechtsanwälte
Berlin W., Wilhelmstraße 45.

Spezialität:
Werkzeugmaschinen
J. Hillel, Berlin SO 16 w.

Verlangen Sie kostenlos interessante Bücherverzeichnisse vom **Weltverlag Esslingen a/N. 1.**

Pianos Flügel
m. gold. Medaill. vielfach prämiiert. — Tropenfest. Jahresverkauf über 1000 Instrumente. Katalog F gratis.
Roth & Junius
Hof-Piano- u. Flügel-Fabrik
Hagen i. W. 275.
(Älteste und größte Pianofabrik des westfälischen Industriebezirks.)
2. Fabrik: **Berlin S. 42e.**

Die besten
Feuerzeuge
zu den billigsten Preisen fabriziert die
Deutsche Feuerzeug G. m. b. H.
BUREAU:
BERLIN W, Behrenstraße 47.
FABRIK:
SO, Wusterhausenerstr. 15-16.
Holen Sie Offerte ein.

Die besten Marken
für **Lötapparate, Motorzünde-** u. **Heizlampen** etc. sowie für **Petroleumgaskocher.**

MAX SIEVERT STOCKHOLM
VAPOURIA
für Lampen

TRADE MARK Sievert
SVEA
für Kocher

Weltbekanntes, erstklassiges Fabrikat

Export-Agenten:
London: Seelisch, Meyer & Co., E. C., 3. Queen Victoria Street.
Hamburg: Otto Nissen, Catharinenbrücke 1/part.
Paris: I. Munnich, 63. Rue de Dunkerque.
Wien: Rob. Frey, III/2, Bechardgasse 16.
Amsterdam: M. Joosten & Co., Prins Hendrikkade 124.

Herren-Remontoir-Uhr richtig gehend, vernick. u. grav., mit Charnier Mk. 1,20, Herren-Remontoir-Uhr mit Championwerk, stark echt versilbert m. Goldr. p. Stck. M. 1.80. Starke vergold. od. vernick. Herren-Panzer-Uhrkett., 26 cm lang, Dtz. M. 0.90, Damen-Colliers, gut vergold., m. Herz- u. Stein-Anhäng., jed. Stck. a. Karte Dtz. M. 0.85. Kasse voraus. **P. Holfter,** Breslau 168 (Dtschld.).

Schöne Rhein- u. Mosel-Weine u. Schaumweine tropenfest, liefert Weingutsbesitzer **Neus,** Rüdesheim a. Rh. Export n. allen Weltteilen.

Taschen
für Damen, Kinder, Konfekt u. Reklame
in allen Ausführungen
Oscar Liedstrand
Halensee-Berlin
Johann-Georgstr. 5.

Cigarren.
Erstklassiges Hamburger Fabrikat in allen Preislagen. **Direkter Versand nach allen Weltteilen,** auch an Private, jedes Quantum, per Postpaket gegen Nachnahme oder Vorhereinsendung des Betrages.
A. Wilhelm Funke,
Hamburg, Gr. Bleichen 36.

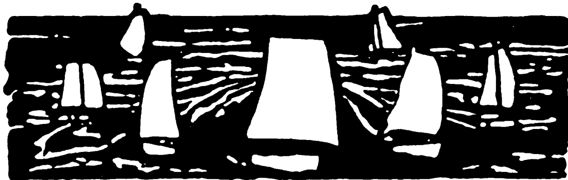
Farbige Umschlag- und Karton- Papiere
vom Lager und bei Anfertigungen.
Radeberger Papierfbr. Max Mohn
Radeberg i. Sachsen.

Schweißungspulver
zum Schweißen von Gußeisen, Schmiedeeisen, Blech, leicht fließend, jede Oxydschicht verhindernd.
Schweißpulver, Lötpulver
für Kupfer, Rotguß u. Messing
sowie Stahlveredelungspulver, Stahlhärtepulver zum Verstählen von Eisen und Härten von Stahl liefern in vorzüglicher Qualität.
E. Hupertz & Co.
Rodenkirchen b. Köln.

DIE·WOCHE

Nummer 49. Berlin, den 7. Dezember 1912. 14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 49.



Die sieben Tage der Woche.

28. November.

Der Bundesrat legt das Jesuitengesetz dahin aus, daß religiöse Vorträge und Konferenzen sowie Hilfsseelsorge für Pfarrämter nicht zu der den Jesuiten gestatteten Ordenstätigkeit gehören.

In Berlin stirbt, 56 Jahre alt, der Direktor des Lessingtheaters Dr. Otto Brahm (Portr. S. 2062).

Der englische Minister des Aeußern Sir Edward Grey unterbreitet den Großmächten den Vorschlag einer Botschafterkonferenz zur Lösung einiger wichtiger Fragen des Balkanproblems.

Die vierte russische Reichsduma wird durch den Vizepräsidenten des Reichsrats Golubow eröffnet und wählt mit 251 gegen 150 Stimmen den Oktobristen Rodsjanko zum Präsidenten (Abb. u. Portr. S. 2060).

Aus Madrid wird gemeldet, daß daselbst der spanisch-französische Marokkovertrag unterzeichnet wurde (Abb. S. 2058).

29. November.

Der Kronprinz trifft in Brüssel ein, um als Vertreter des Kaisers an der Beisetzung der Gräfin von Flandern teilzunehmen (Abb. S. 2058).

Bei den Nachwahlen zum württembergischen Landtag gewinnen die Konservativen fünf und die Sozialdemokraten ein Mandat; die Nationalliberalen verlieren zwei, die Volkspartei vier.

Der österreichisch-ungarische Armeeinspekteur Freiherr Conrad von Hoetzendorf (Portr. S. 2061) überbringt dem König Carol von Rumänien in Bukarest ein Handschreiben des Kaisers Franz Joseph.

Aus Rom wird gemeldet, daß in Vallona eine albanische Nationalversammlung die Unabhängigkeit Albaniens ausgesprochen und eine vorläufige Regierung mit Ismael Kemal-Bei als Präsidenten eingesetzt hat (Portr. S. 2061).

30. November.

Der Reichstag lehnt einen von den Sozialdemokraten zu ihrer Interpellation über die Fleischteuerung gestellten Antrag, zu erklären, daß die Behandlung der Frage durch den Reichskanzler den Anschauungen des Reichstags nicht entspreche, mit 174 gegen 140 Stimmen ab.

1. Dezember.

Der japanische Kriegsminister gibt seine Entlassung, weil das Kabinett die von ihm geforderte Verstärkung der Besatzung Koreas um zwei Divisionen abgelehnt hat.

Der deutsche Botschafter in London Fürst Lichnowsky erklärt in einer Rede, daß die deutsch-englischen Beziehungen nie vertraulicher und aufrichtiger gewesen seien als gegenwärtig.

2. Dezember.

Der Reichskanzler Dr. von Bethmann Hollweg spricht im Reichstag über die auswärtige Politik und erklärt, daß Deutschland, wenn seine Bundesgenossen bei Geltendmachung ihrer Interessen auf dem Balkan wider alles Erwarten von dritter Seite angegriffen und damit in ihrer Existenz bedroht werden sollten, fest und entschieden an ihre Seite treten würde.

Der Kaiser begibt sich von Donaueschingen nach Baden-Baden, wo er mit der Kaiserin zusammentrifft.

Prinz Heinrich von Preußen trifft zu einem privaten Besuch in London ein.

3. Dezember.

Das Kaiserpaar kehrt von Baden-Baden nach Potsdam zurück.

Aus Vallona wird gemeldet, daß die Stadt zum Protest gegen die Unabhängigkeitserklärung der Albanier von einem griechischen Kanonenboot beschossen wurde.

Der rumänische Thronfolger trifft in Berlin ein.

4. Dezember.

Aus Konstantinopel wird gemeldet, daß der Waffenstillstand mit unbeschränkter Dauer zwischen der Türkei, den Bulgaren, Serben und Montenegrinern abgeschlossen wurde, hingegen eine Einigung mit Griechenland nicht zustande gekommen ist.



Zur Organisation der Fleischversorgung.

Von Professor Dr. H. Dade,
Generalsekretär des Deutschen Landwirtschaftsrats.

Als ich im September die Henkelsche Fabrik bei Düsseldorf besuchte, wurde mir eine segensreiche Einrichtung gezeigt. Seit März d. J. hat Herr Kommerzienrat Henkel, der in vorbildlicher Weise für seine Arbeiter und Angestellten sorgt, eine Haushaltungsschule für Arbeiterinnen errichtet. An dem Kursus beteiligen sich 24 Arbeiterinnen im Alter von 18 bis 22 Jahren, die in Familien zu je vier Personen geteilt sind. Jede Familie kocht für sich. Der Unterricht erstreckt sich auf den Einkauf der Lebensmittel nach ihrem Geld- und Nährwert und auf die Zubereitung derselben, ferner auf Bügeln, Nähen und Waschen. Den Unterricht erteilt eine geprüfte Lehrerin, die nicht nur die technische Seite völlig beherrscht, sondern auch die Gabe besitzt, bei den jungen Mädchen Interesse und Verständnis für die Führung einer Haushaltung zu erwecken und sie damit auf ihren künftigen Beruf vorzubereiten. Jede Teilnehmerin erhält am Schluß des Kursus das „Volkskochbuch" von Rudolph und Riemschneider. Der große Erfolg hat die Firma veranlaßt, auch eine Flickschule, ver-

bunden mit Anweisung zum Kochen und Haushalten, für die Frauen der Arbeiter einzurichten.

Warum erzähle ich dies? Um auf einen der größten sozialen Mißstände, wenn nicht den größten, hinzuweisen, auf die mangelhafte hauswirtschaftliche Ausbildung der jungen Mädchen. Es ist wirklich kein Wunder, daß nicht nur in vielen Arbeiterfamilien, sondern ebenso in den mittleren und höheren Schichten die Hausfrau oft in die größte Verlegenheit gerät, sobald der Mann die zarte Andeutung auf eine größere Abwechslung im Speisezettel sowie auf eine etwas schonende Behandlung des Wirtschaftsgeldes macht. Bei steigenden Lebensmittelpreisen wie insbesondere bei hohen Fleischpreisen können solche Fälle sogar ernstlich den Frieden des Hauses stören. Während eine wirtschaftlich erzogene Frau, die die Kochkunst nicht nur in einem Kursus gelernt, sondern sie auch außerhalb desselben gründlich geübt hat, imstande ist, auch bei hohen Preisen aus billigeren Fleischstücken oder anderen preiswerten Lebensmitteln ein schmackhaftes Essen herzustellen, sieht sich die andere Frau, die dieser Seite des Lebens bisher eine geringe oder gar keine Aufmerksamkeit geschenkt hat, gezwungen, die teure Karbonade oder das noch teurere Filet in die Pfanne zu werfen. Letzteres erfordert nämlich die geringste Kochkunst, was mir jeder Student bestätigen kann.

Wenn ich diese Betrachtung an die Spitze stelle, so geschieht es, weil sie bei den bisherigen Erörterungen über Maßnahmen zur Abhilfe der Fleischteurung fast gar nicht erörtert ist. Und doch bildet sie mit den Schwerpunkt in der Ernährung eines Volkes. Jede Hausfrau und jede Mutter hat deshalb gegenüber ihren Töchtern und gegen das Vaterland die schwerste soziale Verantwortung. Ihr ist das kostbarste Gut anvertraut. Auch wer heute auf goldener Höhe weilt, sei eingedenk, daß der Tochter schon morgen ein hartes Los beschieden sein kann.

Aber weder der freundliche Leser und wohl noch weniger die liebenswürdige Leserin werden geneigt sein, in der Kochkunst eine Lösung der Fleischversorgung zu erblicken. Es bleibt mir deshalb nichts weiter übrig, als das Problem auch von der anderen Seite anzupacken.

Wer sich nach dem Muster verschiedener Stadtverwaltungen auf den Standpunkt stellt, daß die Einfuhr von argentinischem und australischem Gefrierfleisch am sichersten und schnellsten billige Fleischpreise verschaffen würde, ist auch verpflichtet, die Tragweite einer solchen Maßnahme zu erwägen. Führt sie dazu, den einheimischen Fleischbedarf völlig von der überseeischen Einfuhr abhängig zu machen, so würde dies im militärisch-strategischen Interesse auf das schwerste zu beklagen sein. Hat sie zur Folge, daß mit der steigenden Einfuhr von Gefrierfleisch die inländische Fleischproduktion in entsprechender Weise abnehmen wird, so würde sie nicht nur eine unheilvolle strategische Lage für den Kriegsfall, sondern auch den Niedergang der einheimischen Landwirtschaft hervorrufen.

Gewiß, es sei zugegeben, daß durch die Preisgabe des § 12 des Fleischbeschaugesetzes, d. h. also der sanitären Kontrolle des Importfleisches, die deutsche Bevölkerung etwas billigeres Fleisch als jetzt haben würde. Aber diese Tatsache, durch die sich weite Kreise fangen lassen, beweist ebensowenig die Richtigkeit einer solchen unabsehbaren Maßnahme wie die gegenwärtige Fleischverbilligung durch die dänische und russische Einfuhr. Wer so denkt, übersieht völlig, daß es nicht allein darauf ankommt, ob die deutsche Bevölkerung durch die vermehrte Einfuhr für den Augenblick etwas billigeres Fleisch genießt, sondern darauf, ob auf diese Weise dauernd auch in Zukunft wesentlich billigeres Fleisch eingeführt werden könnte, als es die eigene Landwirtschaft liefern kann. In diesem Punkt versagen fast alle Kritiker oder sie umgehen ihn, wie die Katze den heißen Brei. Die Frage der Fleischversorgung ist nicht nur eine nationalvolkswirtschaftliche, sondern auch eine weltwirtschaftliche. Die Vorstellung, daß Deutschland in der Brot- und Fleischversorgung in demselben Grade wie Großbritannien vom Ausland abhängig wäre, muß jeden, der den internationalen Getreide- und Fleischmarkt einigermaßen überblickt, in die größte Verlegenheit setzen, da auf der ganzen Erde das in diesem Fall nötige Brotkorn und Fleisch für Deutschland nicht aufgetrieben werden könnte. Die Menschheit wird sich überhaupt daran gewöhnen müssen, daß die Fleischdecke der Erde etwas kürzer wird, und daß es deshalb im wohlverstandenen Interesse eines jeden Landes liegt, die Ergiebigkeit der eigenen Scholle mit allen Mitteln der Technik weiter zu steigern. Es wäre dringend zu wünschen, daß die vom Reichsamt des Innern eingesetzte Kommission auch die weltwirtschaftliche Seite der Fleischversorgung etwas unter die Lupe nähme.

Es wird deshalb Deutschland nichts übrigbleiben, als seinen von Natur dürftigen Kulturboden zu noch immer höherem Ertrage zu bringen. Bis nicht jeder Fetzen Land in unserer Heimat, sei es Heide oder Moor, in fruchtbares Ackerland, in ertragreiche Wiesen oder Weiden oder gar in blühende Gärten umgewandelt ist, sollte kein Deutscher nach dem Ausland schielen, um von dort seinen Bedarf an den elementarsten Nahrungsmitteln wie an Brotkorn, Schlachtvieh, Milch und Kartoffeln zu decken. Wenn das Deutsche Reich für seine auswärtigen Kolonien, die für die Ernährung des Volkes im Kriegsfall so gut wie gar nicht in Betracht kommen, Hunderte von Millionen und gar Milliarden Mark ausgegeben hat, so wäre es unverantwortlich, für die Aufschließung und Neubesiedlung der immer noch der Kultur harrenden Gebiete im Mutterland nicht auch einige hundert Millionen Mark übrigzuhaben. Für die deutsche Agrarpolitik ist deshalb eine Neuorientierung geboten. In der von mir bearbeiteten 14. Auflage von Roschers Nationalökonomie des Ackerbaues, die in den nächsten Tagen erscheint, habe ich den wissenschaftlichen Versuch gemacht, die Agrarpolitik auf dieses neue Gleis zu stellen.

Da indes das Teurungsproblem nicht nur eine Frage der Produktion, sondern auch eine Frage des Absatzes und der Preisbildung ist, sind auch diese Seiten des Problems noch näher zu betrachten. Die zu lösende Aufgabe besteht darin, das Schlachtvieh vom Produzenten auf dem billigsten Weg in die Hände des Konsumenten gelangen zu lassen. Wenn es eine Organisation gäbe, die diese Vermittlung billiger besorgt, als es durch die heutigen Zwischenglieder geschieht, so würde es eine der wichtigsten Aufgaben sein, dieselbe konsequent durchzuführen. Die Hauptmasse des Schlachtviehs gelangt bisher in der Weise an die Konsumenten, daß das Schlachtvieh durch den Viehhändler entweder direkt aus dem Stall des Produzenten oder auf den kleineren Viehmärkten gekauft, auf der Eisenbahn verladen und dann lebend auf weite Entfernungen vielfach auf Hunderten von Kilometer nach den Viehhöfen der größeren Städte transportiert wird. Diese Versendung erfolgt im Auftrage der großen Viehkom-

missionsfirmen, die ihrerseits das Vieh auf den Viehhöfen an bestimmten Markttagen an die Großschlächter verkaufen. Diese lassen das Vieh auf dem Schlachthof schlachten und verhandeln es dann wieder an die Ladenschlächter, die es schließlich im Kleinhandel an die Konsumenten verkaufen. Die Abhängigkeit der Produzenten vom Viehhandel, der unter sich häufig die Produktionsgebiete monopolartig verteilt, hat auf seiten der Produzenten zur Bildung von Viehabsatzgenossenschaften und Viehverkaufsstellen geführt, die unter Umgehung des Viehhandels das Schlachtvieh direkt an den großen Schlachtviehmärkten verkaufen. Diese Genossenschaften und Verkaufsstellen sind also im Interesse der Produzenten errichtet. Auf der anderen Seite haben die steigenden Fleischpreise dazu geführt, für die Konsumenten Einrichtungen zu treffen, durch die das Schlachtvieh direkt vom Großschlächter gekauft und unter Umgehung der Ladenschlächter zum Selbstkostenpreis an die Konsumenten abgegeben wird. Hierhin gehören z. B. die Konsumvereine oder Konsumanstalten, die auch alle übrigen Lebensbedürfnisse zu Engrospreisen aufkaufen oder selbst herstellen und an ihre Mitglieder abgeben.

Diese Bewegung auf seiten der Produzenten und Konsumenten befindet sich erst im Anfang ihrer Entwicklung. Ihre Beurteilung und Rechtfertigung gehört mit Rücksicht auf die Erhaltung des selbständigen Mittelstandes zu den schwierigsten Problemen der Volkswirtschaft. So wenig man indes den Produzenten die Bildung von ländlichen Genossenschaften, sei es zum Zweck des Personalkredits, des Ankaufs von einwandfreien Düngemitteln, Futtermitteln und Sämereien oder sei es zum Zweck des Absatzes ihrer eigenen Erzeugnisse verdenken kann, so wenig wird man es auch den Konsumenten verargen können, wenn sie sich infolge hoher Kleinhandelspreise gleichfalls zu genossenschaftlichen Gebilden, wie den Konsumvereinen, zusammenschließen.

Es gibt 26,000 ländliche Genossenschaften, davon 17,000 Spar- und Darlehnskassen, 3500 Molkereigenossenschaften, aber erst gegen 200 Viehverwertungsgenossenschaften mit 45,000 Mitgliedern. Dazu kommen die Verkaufsstellen an den Schlachtviehmärkten. So verkaufte die Geschäftstelle der Landwirtschaftskammer für Schleswig-Holstein am Hamburger Schlachtviehmarkt im letzten Jahre: 4000 Rinder, 6700 Kälber, 3400 Schafe und 88,000 Schweine mit einem Erlös von 10⅓ Millionen Mark.

Zu Anfang 1912 waren bereits zwei Millionen Personen in Konsumvereinen zusammengeschlossen, die einen Jahresumsatz von über eine halbe Milliarde Mark hatten. Dem Zentralverband deutscher Konsumvereine in Hamburg waren Ende 1911 angeschlossen: 1183 Konsumvereine mit 1,342,732 Mitgliedern und 3928 Verkaufstellen. Die Konsumvereine sind schon zur Eigenproduktion übergegangen. Es sind bisher 194 Konsumbäckereien, aber erst 30 Fleischereien errichtet.

Für die Konsumenten ist indes außer der Bildung von Konsumvereinen, die für die Fleischversorgung bisher nur eine geringe Rolle spielen, in neuerer Zeit noch eine anderweitige Organisation ins Leben gerufen. Die hohen Fleischpreise im letzten Jahrzehnt haben die Stadtverwaltungen im Interesse der Konsumenten mehrfach dazu geführt, das Schlachtvieh im Großhandel anzukaufen und es zum Selbstkostenpreis an die Konsumenten wieder abzugeben. Der Ankauf des Schlachtviehes ist bisher hauptsächlich aus dem Ausland erfolgt, weil man glaubte, auf diesem Weg billigeres Schlachtvieh zu erhalten, und weil man anderseits hierdurch wohl zu erkennen geben wollte, daß die Stadtverwaltungen den Schlächtern auf dem Inlandmarkt keine Konkurrenz machen wollen.

Als das wichtigste Ereignis ist nun hinzustellen, daß verschiedene Stadtverwaltungen auch den Handel mit inländischem Fleisch in die Hand genommen und, wie z. B. Neu-Ulm, Lieferungsverträge mit genossenschaftlichen Mästereien abgeschlossen haben. Hierbei ist zu berücksichtigen, daß die Maßnahmen der Stadtverwaltungen nicht den Zweck haben können und sollen, das Fleischergewerbe auszuschalten, sie sollen vielmehr nur ein Korrektiv gegen allzu hohe Fleischpreise bilden. Zu diesem Zweck genügt es, einen nur kleinen Teil des inländischen Fleischbedarfs durch den städtischen Verkauf zu decken. So beträgt die jährliche Schweinelieferung für die Stadt Neu-Ulm etwa 10 Prozent des jährlichen Schweinefleischbedarfs und das Angebot der pommerschen Viehverwertungsgenossenschaft an die Stadt Berlin, jährlich 60,000 Schweine zu liefern, beträgt bei einem jährlichen Bedarf der Stadt Berlin von zwei Millionen Schweinen nur 3 Prozent des Bedarfs.

Es gibt aber auch noch eine andere Organisation der Fleischversorgung, die gleichfalls geeignet ist, das Problem zu lösen. Wie die politische Einheit der Konsumenten in der Gemeinde- oder Stadtverwaltung zusammengeschlossen ist, so bildet die Spitze ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit häufig ein großindustrieller oder Bergwerksbetrieb. Diese beschäftigen vielfach Tausende von Arbeitern. Es gehört demgemäß zu den interessantesten Erscheinungen, daß derartige Großbetriebe in neuester Zeit sich gleichfalls an landwirtschaftliche Verbände mit der Anfrage gewandt haben, ob sie ihnen für ihre Arbeiterschaft eine größere Menge Schweine, oft mehrere tausend Stück, jährlich liefern könnten. Das großartigste Beispiel einer solchen Fürsorge für die Arbeiter bietet wohl die Kruppsche Konsumanstalt in Essen, die bereits seit 1875 frisches Fleisch verkauft.

Zu allem diesem kommt nun neuerdings noch eine Gegenbewegung der Fleischer, die sich gleichfalls zusammenschließen wollen, um unter Vermeidung des Viehhandels das Schlachtvieh direkt von den Produzenten oder deren Verbänden zu kaufen.

Die Möglichkeit endlich, das Problem auch dadurch zu lösen, daß das Schlachtvieh nicht lebend, sondern geschlachtet, wie das Auslandsfleisch, von den Produktionsgebieten nach den 500 bis 1000 Kilometer entfernten Konsumzentren geliefert wird und es dadurch auch an dem billigen Fleischtarif teilhat, ist überhaupt noch nicht erörtert worden.

Man möge hieraus ersehen, daß die Organisation der gesamten Fleischversorgung allmählich in neue Wege gelenkt wird. Die Entwicklung ist zurzeit noch nicht abzusehen. Aber ein jeder, der dieser Bewegung unbefangen gegenübersteht, wird erkennen, daß sie geeignet ist, Produzenten und Konsumenten sowie Stadt und Land wieder näher zu bringen und damit auch das Verständnis und das Interesse für das gegenseitige Wohlergehen sowohl der Produzenten als auch der Konsumenten zu erleichtern. Wenn dies das Ergebnis der diesjährigen Fleischteurung sein sollte, so hätte sie neben den Schattenseiten auch eine Lichtseite aufzuweisen, die einen besseren Blick in die Zukunft gewährt.

Von Krieg und Kriegsgeschrei.

Von O. v. Gottberg.

Des Restaurants kleine Tische stehen eng beisammen, aber die Musik spielt laut. Also müssen die Gäste zur lebhaften Unterhaltung die Stimmen heben, und wenn in Pausen das Gefiedel verklingt, schwirren uns dreien abgerissene Sätze oder Worte in die Ohren. Wir hören und verstehen, weil wir in Erwartung von Bekannten mit dem Gespräche unterdrückenden ruhelosen Gefühl, daß unser Abend noch nicht begonnen hat, über Zeitungen sitzen.

„Was haben die Bulgaren nun von ihrem Sieg?" Eine Dame in Schwarz fragt und forscht weiter: „Wie können sie ihre Eroberungen verwalten, da ihre gesamte Intelligenz auf Schlachtfeldern liegen soll?"

Vermutlich hat sie die Zeitung in meiner Hand gelesen. Ein Bericht erzählt, daß die aus den Söhnen von Sofia rekrutierten Regimenter 1 und 6 bei Kirk-Kilisse durch Fehler ihres Generals bis fast auf den letzten Mann vernichtet wurden. Die Juristen, Lehrer, Künstler, Schriftsteller, Architekten der Hauptstadt waren unter den Toten. Indessen an Beamten wird es Bulgarien nicht fehlen. In der Mehrheit blieben sie auf ihren Posten, da die Räder der Staatsmaschinerie nicht rasten durften. Andere traten in die mobile Feldarmee bei Halbsold als Intendanten, Zahlmeister, Auditeure. Ihre Familien litten mehr als die von Offizieren. — Übrigens ist ein Aderlaß der überall ihren ökonomischen Wert unendlich überschätzenden Intelligenz vom Staatskörper zu verschmerzen. Der Rechtsanwalt kann leichter als der Metalldreher für zwei arbeiten. Auch führt Bulgarien Kopfarbeiter — Aerzte, Architekten, Gelehrte — aus der Fremde ein. In der Mehrheit sind seine Soldaten und Gefallenen Bauern, deren Frauen und Kinder das Feld zu bestellen, den Hammel zu füttern verstehen. Die großen Verluste werden nicht nur Schmerzen bringen, weil ein glücklicher Krieg gerade Völker von rückständiger Kultur bereichert. Für Japans Handel war der Feldzug seiner Heere eine grandiose Reklame. Den Bulgaren wurde schon nach der Schlacht bei Lüle Burgas versichert, sie könnten die vor Ausbruch der Kampagne von den Franzosen verweigerte Anleihe erheben. Nach dem Frieden mögen sie fünf- oder sechshundert Millionen, vielleicht eine Milliarde borgen.

* * *

Der Walzer verklingt. Der Tischgefährte der wißbegierigen Dame beendet die langatmige Antwort: „Von den Verlusten an Menschenleben erfährt jedermann, aber wer zählt die Werte und Existenzen, die ein Krieg hinter der Front zertrümmert? In meiner Fabrik arbeiten Österreicher. Gestern erhielten sie den Stellungsbefehl, sitzen heute auf der Bahn und finden sich, wenn sie einmal nach Berlin zurückkehren, brotlos, ihre Plätze gefüllt! Jammervoll!"

Auch der Kapellmeister muß Zeitungen lesen. Er hebt den Taktstock: „Prinz Eugen, der edle Ritter" . . .

Ja, einmal werden sie schließlich doch mit Stück und Wagen über die Donau müssen, und heute reisen sie mit dem vom Staat — auf Wunsch — geschickten Fahrgeld bis zur Grenze. Dort gibt es den Passierschein zum Bestimmungsort. Aber wie unsere Zeit den Menschen Ideale raubt! Freilich, nur die Zuschauer, nicht die Mitkämpfer eines Krieges fühlen klein und platt genug, um zu fragen, wer den zu den Fahnen Gerufenen verlorenen Mammon ersetzt oder ihre Familien versorgt. Die rückständigen Bulgaren taten es nicht, als sie in Reih und Glied traten — jubelnd und doch mit dem Bewußtsein, daß die Gattin in ihrer nahen schweren Stunde weder einen Arzt noch satt zu essen finden würde. Um so besser, daß auch sie des Vaterlandes Größe Opfer bringen durfte! Und wer in Wien neulich das jauchzende „Hoch Österreich!" über die rauschenden Klänge des Sturmliedes vom hinkenden Prinzen hallen hörte oder im Budapester Restaurant Mädels auf die Füße springen sah: „Wir wollen auch mit!" zweifelte nicht, daß auch die Herzen der einberufenen Reservisten im Bruderland hoch über kleinlichen Sorgen des Alltags schlagen. In des Menschen Seele wurzelt der Wunsch, mit mehr oder minder bescheidener Kraft einmal in die Speichen des Rades der Weltgeschichte zu greifen. Er tut es, wenn der Staat ihn zum Schlagen oder auch nur zum Drohen mit dem Schwert unter die Fahne ruft. Mit dem Drohen allein hat Österreich-Ungarn schon vor vier Jahren ein Kapitel großer Geschichte geschrieben. Der Staat, der einer irrenden Welt dem Zerfall nahe galt, steht seither vor ihr gemehrt, kraftvoll und lebensfähig. Erinnerung, dazu mit Opfern geholfen zu haben, ist Lohn genug, denn im ärmsten wie reichsten Leben sind die köstlichsten Schätze jene, die das Erinnern an große oder frohe Stunden hebt.

* * *

Wenn der Vater mit dem Sohn auf den Bummel geht, fiedeln die Geigen, und unwillkürlich suchen die Augen den Alten am Nebentisch. Grundherr aus Westpreußen scheint er nach der Sprache und dürfte im Reichstag oder unserer Ersten Kammer sitzen. Der Söhne hat er zwei mitgebracht. Sie tragen Zivil, aber mit hellen Streifen Stirnhaut über dunklen Gesichtern auch die Zeichen ihres Berufs. Der Zwanziger schmunzelt vergnügt über sein Glas Mosel hinweg: „Zurück kommt freilich keiner von uns Offizieren, wenn's losgeht, denn bei der heutigen Artilleriewirkung" . . .

„Red keinen Unsinn, Junge. Ärgert mich schon lange, daß ihr jungen Leutnants von heute sogar vor Damen, vor Mutter und Schwestern, das große Sterben prophezeit, denn neben dem begreiflichen Wunsch, ein bißchen mehr Ansehen und Achtung zu schinden, steckt doch auch Renommieren und Wichtigtun darin. Jedenfalls klingt's übel und für meine Ohren — zu modern. Wir sagten dazumal:" — der Weißhaarige blickt mit noch klaren blauen Augen in große Tage zurück und sucht mit den Fingern unwillkürlich im Knopfloch nach einem schwarz-weißen Bändchen, das dort wohl an Festtagen sitzt — „eine jede Kugel trifft ja nicht! Aber freut euch, daß ihr jung seid, denn losgehen wird es wohl einmal und um nichts und wieder nichts, denn ein „Amok" gelaufener französischer Gendarmeriewachtmeister hätte beinah die Welt in Brand gesteckt. Hat mir viel Spaß und Freude gemacht und zeigt wieder, wie ihnen das Letzte und Nötigste zum Soldatenspiel, die Ordnung und Zuverlässigkeit, fehlt, obwohl sie tapfere Leute sind und euch zu schaffen machen werden. Auch die hastigen Probemobilmachungen in kritischen Stunden sprechen nicht für gute soldatische Nerven, und es war hübsch, daß wir mit Gewehr bei Fuß lächelnd über den Rummel hinwegsahen."

* * *

Der Kapellmeister muß Wiener Kind sein. „An der schönen blauen Donau" spielt er jetzt, und der Herr, der sich vorher als Zahnarzt verriet, schimpft: „Nichts als Österreichisches! Dabei bringen die Bundesgenossen mich an den Bettelstab. Sogar Bankiersfrauen wollen die Rechnungen gestundet haben. Die Börse ist vor dem Krach, weil das Geld sich in Sparstrümpfe verkriecht!"

Also wären wir wieder so weit! Wir vergessen, daß das Vaterland wehrlos machen hilft, wer in oder vor Kriegsgefahr einen Groschen dem nötigen Rollen entzieht. Ehrlos der Mann, der wie den Leib nicht auch die Habe dort ein- und aufs Spiel setzt, wo Mammon oder Kadaver im Kampf dem Gemeinwohl den größten Nutzen bringen. Die deutsche Frau sollte den Gatten, der deutsche Knabe den Vater verachten, der heute Geld aus der Bank in Sicherheit bringt. Unsere Väter holten das Silber aus ihren Truhen, und wenn wir ihrer nicht mehr wert sind, wollen wir vom Himmel ein zweites Jena erflehen, damit schwere Not uns statt Memmen wieder Männer gebiert!

* * *

Doch die Bekannten treten ein, legen ab und sitzen nieder. Die Dame unter grauen Haaren, Gattin eines alten, Tochter eines toten und Mutter eines künftigen Offiziers, wirft einen trüben Blick auf die schnell gefalteten Zeitungen und seufzt:

„Also gibt es vielleicht Krieg. Der liebe Gott soll's verhüten!"

Daß die sogar klönen muß — die Zeiten, die Zeiten! Aber sie spricht mit brennenden Augen weiter: „Mein Mann krank außer Dienst, und der Junge noch zu klein! So gar niemand vorn und dabei zu haben ... das wäre schrecklich, furchtbar, gar nicht auszudenken!"

„Kellner, bringen Sie Sekt, und sagen Sie dem Kapellmeister, er soll das Lied von den Preußen spielen!"

(Es muß noch welche geben, wenn so die Mütter reden.)

Ihr Wohl, gnädige Frau, und daß auch die dritte Generation der Armee einen General geben möge, brauchen wir Ihnen nicht erst von Herzen zu wünschen!



Otto Brahm †

Von Julius Hart. — Hierzu das Porträt auf S. 2062.

In der Geschichte des deutschen Theaters wird der Name Otto Brahms als einer der stärksten fortleben. Man wird ihn in einem Atemzug nennen mit denen der ganz großen Führer: Schröder, Iffland, Immermann, Laube. Als ein Hamburger Kind hat er auch als treuester und zähester Vorkämpfer den ganz besonderen Hamburger Stil immer nur pflegen können, im höchsten Maß durchdrungen vom Geist und von den Tugenden einer Kunst, die in den Tagen Lessings und Schröders von unserer alten Hansastadt ihren Ausgang nahm und dann später vor allem durch die Namen Iffland, Laube gekennzeichnet wird. Eine Theaterkunst von ganz bestimmt norddeutschem, preußischem Gepräge — strengster Zucht und Disziplin, immer durchdrungen vom Schröderschen „Respekt vor dem Ganzen" und als schärfste Gegnerin jeden Virtuosentums die Individualitäten in Reih und Glied festhaltend.

Ein Charakter von völlig klarer und scharfer Ausprägung ist auch der Tote immer gewesen, und wie ein völlig Fertiger und Reifer stand er von Anfang an vor uns. Und in einer Zeit, die wie die unsrige das Widerspruchsvolle, Gegensätzliche, Relative, Bewegte in der Kunst als stärkste Note hervorbrachte, hat dieser ganz nur kluge, klare, kühle, leidenschafts- und temperamentlose Verstandeskopf sich die besondere Position gerade schaffen können durch seine höchst starre und zähe Prinzipientreue, durch das Festhalten an dem einmal als richtig erkannten Programm der modern-naturalistischen Kunst. Eine in sich geschlossene Natur, ging Otto Brahm wahrhaft unentwegt seine Bahn, mit einem leisen ironischen Lächeln nur. Und gerade seine Vorsicht, seine Rechenkraft — nicht ein Wagemut, ein begeisterter, stürmisch-künstlerischer Erneuerungswille — seine gewiß unrevolutionäre Natur machten ihn in den Kampf- und Umsturzjahren der „Freien Bühne" zum allergeschicktesten Taktiker, der alle Erfolge so behutsam vorzubereiten wußte, daß sie nicht mehr wie ein Experiment wirkten.

Für das Bankfach ursprünglich bestimmt — und auch da hätte er gewiß, wie der Bankdirektorkopf Otto Brahms glauben macht, seinen Weg gefunden — dann auf der Universität Schüler Grimms, Scherers, Schmidts, gewann er sich bald einen angesehenen Namen als Theaterkritiker und als Literarhistoriker durch seine (unvollendete) Schiller- und seine Kleistbiographie. So gab es doch selbst für ihn eine Zeit, wo es ihn über seine Natur hinausdrängte, daß er gerade sein Studium zwei ihm so wenig geistesverwandten Dichtern zukehrte. Und wenn ihm da vor allem auch die paradoxe Phantasiedichtung eines Kleist verschlossen blieb, um so mehr bewährte er die Kompromißfähigkeit seines Wesens und die Besonnenheit seiner Kritik. Ein durch und durch doktrinärer Geist und zugleich der beste Kunstpolitiker, war er der geeignetste Mann, in dem Kampf zwischen den Alten und Jungen, der in den achtziger Jahren entbrannte, dem neuen Prinzip das Feld zu erobern und unter dem Banner der schon fertigen und vollendeten Ibsenkunst die werdende Jugend zu vereinigen. So wurde er Theaterleiter und erreichte damit sein Bestes und Höchstes.

An der Spitze der neugegründeten „freien Bühne" hat er in den Jahren 1889—94 seine ruhm- und erfolgreichsten Taten vollbracht, indem er diese zur Hochschule und Pflanzstätte der neuen naturalistischen Schauspielkunst machte. Und keinem Besseren konnte L'Arronge dann die Führung des „Deutschen Theaters" anvertrauen.

In den zehn Jahren des Brahmschen Wirkens am „Deutschen Theater" erlangte der neue Stil seine höchste Reife. Wohl erwies sich auch diesmal der alte bühnengeschichtliche Gegensatz zwischen Hamburg und Weimar, und Brahm, klug die Grenzen seines Könnens einsehend, verzichtete nach wenigen verunglückten Versuchen ein- für allemal auf alle Klassikervorstellungen, um seine ganze Kraft dem modernen Gesellschaftsdrama zu widmen, das unübertreffliche Verkörperung bei ihm fand. Mit den Namen Ibsen und Hauptmann wird sein Name am unlöslichsten verknüpft bleiben. Und in den acht Jahren seiner Führung des „Lessing-Theaters" traten wohl auch immer deutlicher die Spuren des Niederganges hervor, je hartnäckiger und ablehnender er sich auf sein Prinzip versteifte.

Einen Fertigen und Vollendeten, der uns sein alles gegeben hat, nahm der Tod hinweg. Doch schmerzlich bedauert man, daß er, von der Theaterleitung zurückgetreten, sich nicht selber sein literarisches Denkmal setzen durfte und den Schatz seiner Erfahrungen schriftstellerisch der Nachwelt darbot.

Parlamentarischer Golf-Match.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen. — Record Press copyr

Wäre es wirklich wahr, daß Politik den Charakter verdirbt, dann müßten die Wandelgänge der Parlamentsgebäude von grundschlechten Menschen wimmeln, und es ließe sich ein angenehmerer Verkehr als der mit den erlauchten, ehrenwerten oder sehr geehrten Herren der verschiedenen hohen Häuser denken. Aber die irrtümlicherweise dem Altreichskanzler zugeschriebene Behauptung — Bismarck hat das Wort nicht geprägt, sondern es nur einmal in unverkennbar ironischem Tonfall zitiert — trifft daneben, wie so viele Schlag-



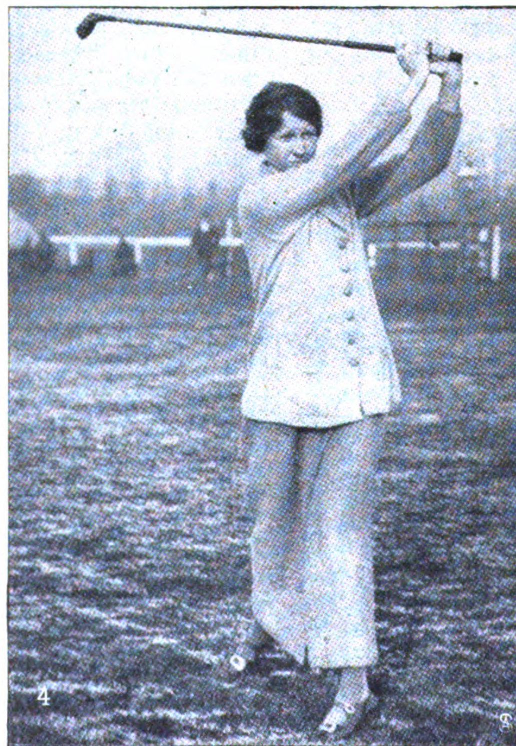
wörter, die, im schönen Brustton der Ueberzeugung vorgebracht, großartig klingen und im Grund doch nichts anderes als rhetorische Phrasen sind. Nein, gar so verwildernd wirkt die Politik nun nicht, sie ruft im Gegenteil gerade bei denen, die unter ihren unvermeidlichen Reibungen am meisten zu leiden haben, eine kräftige Reaktion hervor, den lebhaften Wunsch, sich das kollegiale Zusammenarbeiten nicht saurer zu machen, als unbedingt nötig ist. Und wenn drinnen im Saal vor der Rednertribüne die Meinungen aufeinanderplatzen, wenn die „Hört, hört!" durch die Luft schwirren, die „Unruhe links" immer lauter wird und der Präsident die Hand an die Glocke legt, dann hegt selbst der hitzigste Rufer im Streit nicht den Wunsch, den politischen Hader über die Schwelle des Sitzungssaales in den Privatverkehr hinauszutragen.



Ein interessanter Golf=Match in England.

Die Damen des Unterhauses im Kampf mit den Damen des Oberhauses.

1. Die „captains" der beiden Parteien: Mrs. Ellis Griffiths (Unterhaus) (×) und Lady Eva Cholmondeley (Oberhaus). — 2. Gräfin von Wemyß (Oberhaus) — 3. Mrs. C. Williams (Unterhaus). — 4 Mrs. McKenna (Unterhaus), die Gattin des bekannten Ministers.



Deshalb ist es auch fast überall im Parlamentsleben zum liebenswürdigen Brauch geworden, die Beziehungen zwischen den gegnerischen Parteien sowie zwischen den Parlamentariern und den Regierungsvertretern durch friedliche Zusammenkünfte freundlicher zu gestalten und



dabei zu vergessen, was im politischen Kampf trennt. Bismarcks feine Menschenkenntnis schuf zu diesem Zweck die „parlamentarischen Abende" in Form gemütlicher Symposien, wie der Deutsche sie liebt, und seine Nachfolger haben diese Versöhnungstaktik durch Gartenfeste und andere Veranstaltungen noch weiter ausgedehnt.

Es wäre merkwürdig, wenn nicht auch im klassischen Land des Parlamentarismus, in England, die vernünftige Tendenz einer außerparlamentarischen Annäherung günstigen Boden gefunden hätte. Denn bei den „sehr ehrenwerten" Herren an der Themse geht es keineswegs immer sänftiglich zu, und erst neuerdings hat sich dort wieder gezeigt, in welcher explosiven Weise die Leidenschaft sich Luft machen kann. Aber der gesunde Menschenverstand des Briten sucht ebenso gut und ebenso erfolgreich wie der des Deutschen nach einem Mittel, um den Aufruhr der Gefühle außerhalb des hohen Hauses zu dämpfen. Da ist es nun reizend, wie sich die nationalen Eigentümlich-



Miß L. Pease
(Unterhaus.)



Gräfin v. Wilton (Oberhaus) **u. Mrs. T. Gilbey** (Unterhaus).



Gräfin von Drogheda
(Oberhaus)

keiten auch hierin äußern: der deutsche Parlamentarier beruhigt sich bei einem guten Trunk und einer Importe, sein englischer Kollege beim Golfspiel, und die Frage, wie Balfour den Ball getrieben und wie Lloyd-George beim Finish abgeschnitten hat, interessiert das englische Publikum oft lebhafter als das Schicksal von Homerule.

Kürzlich sind nun auch die Damen der sehr ehrenwerten „M. P." (Member of Parliament) zu der durchaus richtigen Ansicht gelangt, daß es für den guten Ton im Verkehr ihrer Gatten entschieden von Vorteil wäre, wenn sie, die Damen, in die außerparlamentarischen Zusammenkünfte einen zeitgemäßen feministischen Einschlag brächten. In welcher Form aber? In Gegenden mit kontinentalem Klima wäre man vielleicht auf ein gigantisches Kaffeekränzchen als das nächstliegende verfallen, im Land der Stimmrechtlerinnen jedoch liebt man eine mehr männliche, energische Geste. Kein Wunder also, daß die Ladys die gleichen friedlichen Waffen wählten wie ihre Gatten und sich für den sportlichen Wettkampf entschieden. Der erste parlamentarische Golfmatch unter Damen war das Ergebnis, und unsere Aufnahmen führen einige Szenen daraus vor. Wir sehen da die Damen des „House of Lords" mit denen des „House of Commons" auf dem grünen Rasen von Bishop's Stortford vereinigt, um mit dem „Club" in der zarten Hand für gute parlamentarische Sitten einzutreten. Leider hatte das Unterhaus Pech, das Oberhaus siegte mit fünf Matchs gegen zwei des Unterhauses, und die „Kapitänin" seines Teams, Lady Eva Cholmondeley, triumphierte über Mrs. Ellis Griffiths, die „Kapitänin" der gegnerischen Partei. Es besteht die Absicht, den Golfmatch der Parlamentsladys alle Jahre zu wiederholen.

„Driver."

Unsere Bilder.

Die Vermählung der Prinzessin Leontine Fürstenberg (Abb. S. 2062 u. 2063) mit dem Prinzen Vincenz Windisch-Graetz hat am 26. November im Schloß von Donaueschingen stattgefunden. Der Kaiser, dessen herzliche Beziehungen zum Hause Fürstenberg bekannt sind, war an der Spitze vieler fürstlichen Ehrengäste und zahlreicher Mitglieder des deutschen und österreichischen Hochadels erschienen. Die Ziviltrauung fand im engsten Kreis statt, dagegen gestaltete sich die Trauung in der Stadtkirche zu einem überaus prunkvollen und festlichen Akt. Nach der Trauung fand im Schloß eine Gratulationscour und eine Galatafel statt. Am Nachmittag huldigten die Einwohner der Stadt und die Bauern der Schwarzwald- und Hegauorte in ihren Volkstrachten dem Kaiser, dem Brautpaar und der Hochzeitsgesellschaft, die vom Balkon des Schlosses aus die Begrüßung entgegennahmen.

Die vierte Reichsduma (Abb. S. 2060) ist nach den Wahlen zusammengetreten und hat ihre Verhandlungen begonnen. Das russische Parlament dürfte, wie sich wohl im Verlauf der Session endgültig herausstellen wird, eine geschlossene Mehrheit der Linken enthalten. In der Eröffnungsitzung fand die Präsidentenwahl statt. Der letzte Präsident der dritten Duma, der Rechts-Oktobrist Kammerherr Rodsjanko, wurde mit 251 gegen 150 Stimmen zum Präsidenten gewählt. In seiner Ansprache betonte der neue Präsident seine monarchistische und konstitutionelle Gesinnung. Auch die große Masse der Abgeordneten nahm begeistert an den patriotischen Kundgebungen teil, mit denen die neue Duma ihre erste Sitzung eröffnete.

Hofjagden (Abb. S. 2059 u. 2061) haben in den letzten Tagen in verschiedenen fürstlichen Jagdrevieren stattgefunden. Der bayerische Hof hielt in den prächtigen Bergwäldern des Spessarts große Wildschweinjagden ab. Der greise Prinzregent, der in diesem Revier alljährlich zu jagen pflegte, konnte diesmal an der Hofjagd nicht teilnehmen, dagegen erschien Prinz Ludwig von Bayern, der ein ebenso begeisterter Weidmann ist wie sein Vater. Der Prinz und seine Jagdgäste konnten mit ihrer Strecke zufrieden sein, und so herrschte während der einfachen Mahlzeiten im wundervollen Wald die fröhlichste Stimmung. — Der Kronprinz und die Kronprinzessin haben im Thronlehen Oels in Schlesien einige Jagden abgehalten und waren ebenfalls vom Weidmannsglück ungemein begünstigt. Sowohl der Kronprinz als seine hohe Gemahlin sind bekanntlich ganz ausgezeichnete Schützen, und sie fanden in den Oelser Wäldern reichlich Gelegenheit, ihre Fertigkeit zu bestätigen.

Die Gräfin von Flandern (Abb. S. 2058), die Mutter des Königs Albert von Belgien, ist in Brüssel mit den gebührenden Ehren bestattet worden. Alle Staatsoberhäupter



Phot. Bont.

1. Oesterr.-ung. Botschafter Prinz zu Fürstenberg. 2. Frhr. Conrad v. Hoetzendorf. 3. Der Adjutant d. Königs von Rumänien.

Begrüßung des österr.-ungar. Armeeinspektors Conrad v. Hoetzendorf in Bukarest.

der benachbarten und befreundeten Länder hatten Vertreter entsandt. Der Deutsche Kaiser war durch seinen Sohn, den Kronprinzen, vertreten. Der Trauerzug, in dem man die Uniformen aller Herren Länder sehen konnte, bewegte sich unter dem Donner der Kanonen und dem Geläut der Glocken durch die im Trauerschmuck prangenden Straßen der Hauptstadt.

Der Balkankrieg (Abb. S. 2057 u. 2061) ist aus seinem militärischen Stadium in ein diplomatisches eingetreten. Während die Kanonen fast auf dem ganzen weiten Kriegschauplatz schweigen, wird offiziell und offiziös verhandelt. Die allgemeine Aufmerksamkeit wendet sich den Serben zu. König Peter ist mit seinem Premierminister Paschitsch nach Belgrad zurückgekehrt, um die errungenen Siege zu feiern. Bei dieser Feier fielen leider sehr unangenehme Worte gegen Oesterreich, dem Serbien unnachgiebig gegenübersteht. Unterdessen haben die Albanier aus eigener Kraft einen Schritt zur Lösung dieser Frage getan und unter der Führung Ismael Kemal-Beis ihre Unabhängigkeit proklamiert. Kemal hat sein Leben lang der Türkei die Treue gehalten, hat unter Abd ul Hamid für seine konstitutionelle Gesinnung im Exil gebüßt und nachher als Führer der liberalen Oppositon der unheilvollen Politik der Jungtürken zu steuern versucht, jetzt aber handelt er nur noch als albanischer Patriot. Ihm ist es zu verdanken, daß die albanischen Notabeln in Valona die Unabhängigkeit ihres Landes proklamiert haben, und er steht jetzt an der Spitze der provisorischen Regierung, die im engen Anschluß an Oesterreich und Italien die serbischen Annexionsgelüste zurückzudrängen sucht. Freilich stehen die Serben längst in Durazzo, und die Albanier dürften zu schwach sein, um sie ohne Hilfe aus dem Land zu werfen. Europa hofft, daß durch die Bemühungen der Diplomatie der ganze Streit friedlich gelöst werden kann, doch unterdessen rüsten die beteiligten Mächte, darunter auch Rumänien. Der österreichische Armeeinspektor Conrad v. Hoetzendorf ist nach Bukarest gereist und hat bedeutsame Besprechungen mit den rumänischen Armeebehörden abgehalten. Obenstehendes Bild zeigt seine Ankunft in Rumäniens Hauptstadt, wo er vom Adjutanten des Königs Carol empfangen wurde. — Unterdessen haben die im Felde stehenden Truppen schwer zu leiden. Unter den Opfern der an der Tschataldschalinie wütenden Cholera befindet sich leider auch ein Deutscher, Legationsrat Dr. Bumiller, ein als Gefährte Wissmanns bewährter Forschungsreisender. Er ist den Gefahren erlegen, die der Krieg auch für den Unbeteiligten birgt.

Der französisch-spanische Marokkovertrag (Abb. S. 2058) ist in Madrid vom spanischen Minister des Aeußern Garcia Prieto und dem französischen Botschafter Geoffray unterzeichnet worden. Damit hat der langwierige Marokkostreit hoffentlich sein Ende gefunden, und die zeitweilig sehr gespannten Beziehungen zwischen Frankreich und Spanien werden sich wieder bessern.

Otto Brahm (Abb. S. 2062), der um unsere deutsche Bühnenkunst hochverdiente Leiter des Berliner Lessingtheaters, ist im Alter von kaum 57 Jahren verschieden. Brahm war der große Vorkämpfer Ibsens, Hauptmanns und Schnitzlers. Er hat das Lessingtheater zur klassischen Stätte des ernsten, modernen Dramas gemacht. Als Schriftsteller und Dramaturg, als Regisseur und Erzieher hat er unserer Schaubühne unvergängliche Dienste geleistet.

Ein gelungener „Wohlfahrtstee" (Abb. S. 2064) wurde vom Verein für verschämte Arme in den neuen Festsälen des Berliner Zoologischen Gartens veranstaltet. Die ersten Kreise der Berliner Gesellschaft bildeten die Festgesellschaft. Die Kronprinzessin, Prinz August Wilhelm, die Gemahlin des Reichskanzlers, der Minister des Innern und zahlreiche andere Persönlichkeiten waren erschienen und erfreuten sich an den künstlerischen Darbietungen des Festprogramms, in dessen Dienst Herren und Damen der Gesellschaft prächtige Talente zu bewähren wußten. So brachte das Fest seinen Veranstaltern einen vollen Erfolg und den verschämten Armen einen reichen Ertrag.

Personalien. (Abb. S. 2062) Am 7. Dezember feiert Dr. Otto Ammon, der berühmte Karlsruher Anthropologe, seinen 70. Geburtstag. Ammon ist von Hause aus Ingenieur, hat aber seit den achtziger Jahren in den Kreisen der deutschen anthropologischen Wissenschaft eine wichtige Rolle gespielt und sich besonders um die anthropologische Erforschung seines Badener Heimatlandes verdient gemacht. Auch als Journalist hat Ammon verdienstlich gewirkt. — Der Preis von zehntausend Kronen, den die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien anläßlich ihrer Hundertjahrfeier für die beste kompositorische Leistung ausgeschrieben hat, ist dem Professor an der k. k. Akademie für Musik und darstellende Kunst Karl Prochaska für sein Werk „Frühlingsfeier", eine Vertonung der Klopstockschen Ode, zuerteilt worden. — Der Aachener Kapellmeister Otto Heß, ein gebürtiger Münchner, ist zum Hofkapellmeister am Münchner Hoftheater ernannt worden, nachdem er dort mit großem Erfolg die „Aida" dirigiert hatte. — Eine der angesehensten Persönlichkeiten Bremens, Notar August Tebelmann, feiert seinen 70. Geburtstag. Tebelmann steht seit langen Jahren im öffentlichen Leben der Hansestadt und gehört der Bürgerschaft als Vizepräsident an.

Die Toten der Woche

Dr. Otto Brahm, Direktor des Berliner Lessingtheaters, † in Berlin am 28. November im Alter von 56 Jahren (Portr. S. 2062).

Prof. Dr. Lionel von Donop, Kustos bei der Nationalgalerie, † in Berlin im Alter von 68 Jahren.

Stadtverordneter Baurat A. Herzberg, † in Norderney am 27. November im 71. Lebensjahr.

Generalleutnant z. D. Friedrich Wilhelm v. Holleben, † in Berlin am 27. November im 72. Lebensjahr.

Professor August Reinhard, der bekannte Altmeister der Harmoniumkunst, † in Ballenstedt a. Harz am 27. November im Alter von 81 Jahren.

Wirkl. Geh. Oberfinanzrat Karl v. Schmidt, Präsident der Oberzolldirektion für Berlin, † in Berlin am 1. Dezember im Alter von 68 Jahren.

Professor Richard Siegfried, bekannter Statistiker, † in Königsberg i. Pr. am 2. Dezember im Alter von 67 Jahren.

DIE WOCHE Bilder vom Tage



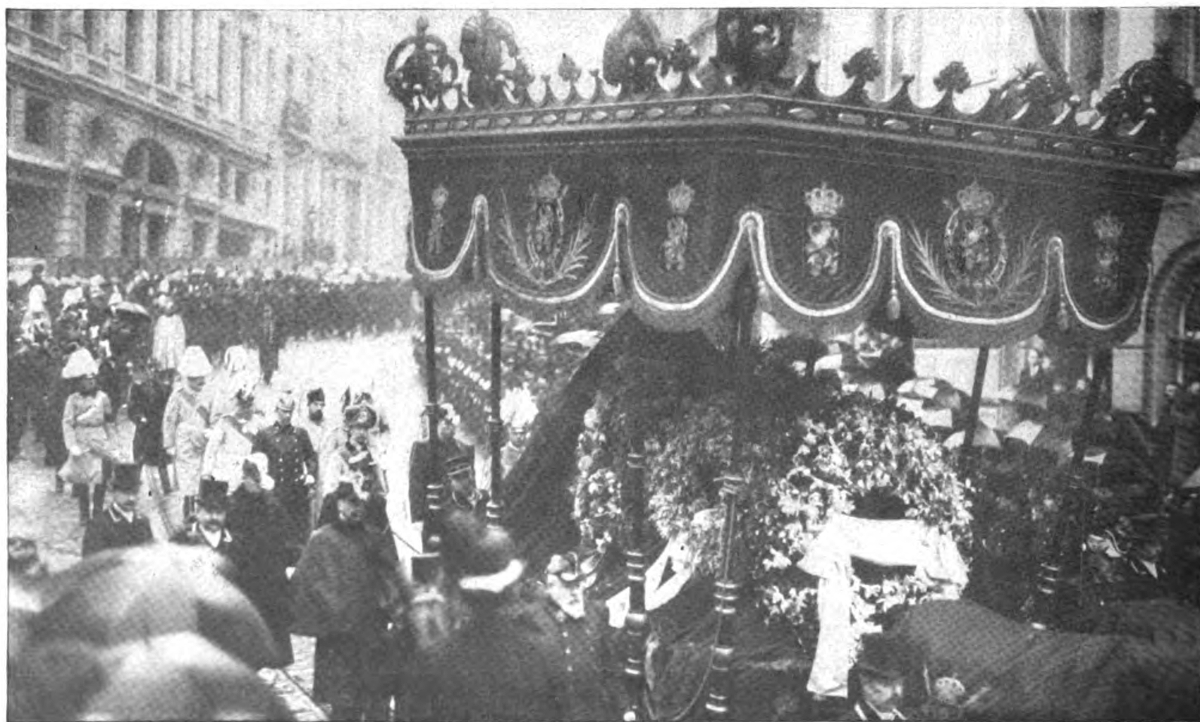
König Peter von Serbien verläßt mit dem Premierminister Paschitsch den Dankgottesdienst.
Aus den Siegestagen in Belgrad.



Von links (stehend): González Hontoria, Heredia, Vieuguet, Geoffray (sitzend) Prieto. Phot. Chusseau-Flaviens.

Der spanische Minister des Aeußern Garcia Prieto unterschreibt.

Die Unterzeichnung des französisch-spanischen Marokkovertrages.



Hinter dem Wagen: König Albert I. und der Deutsche Kronprinz. Phot. Hennebert.

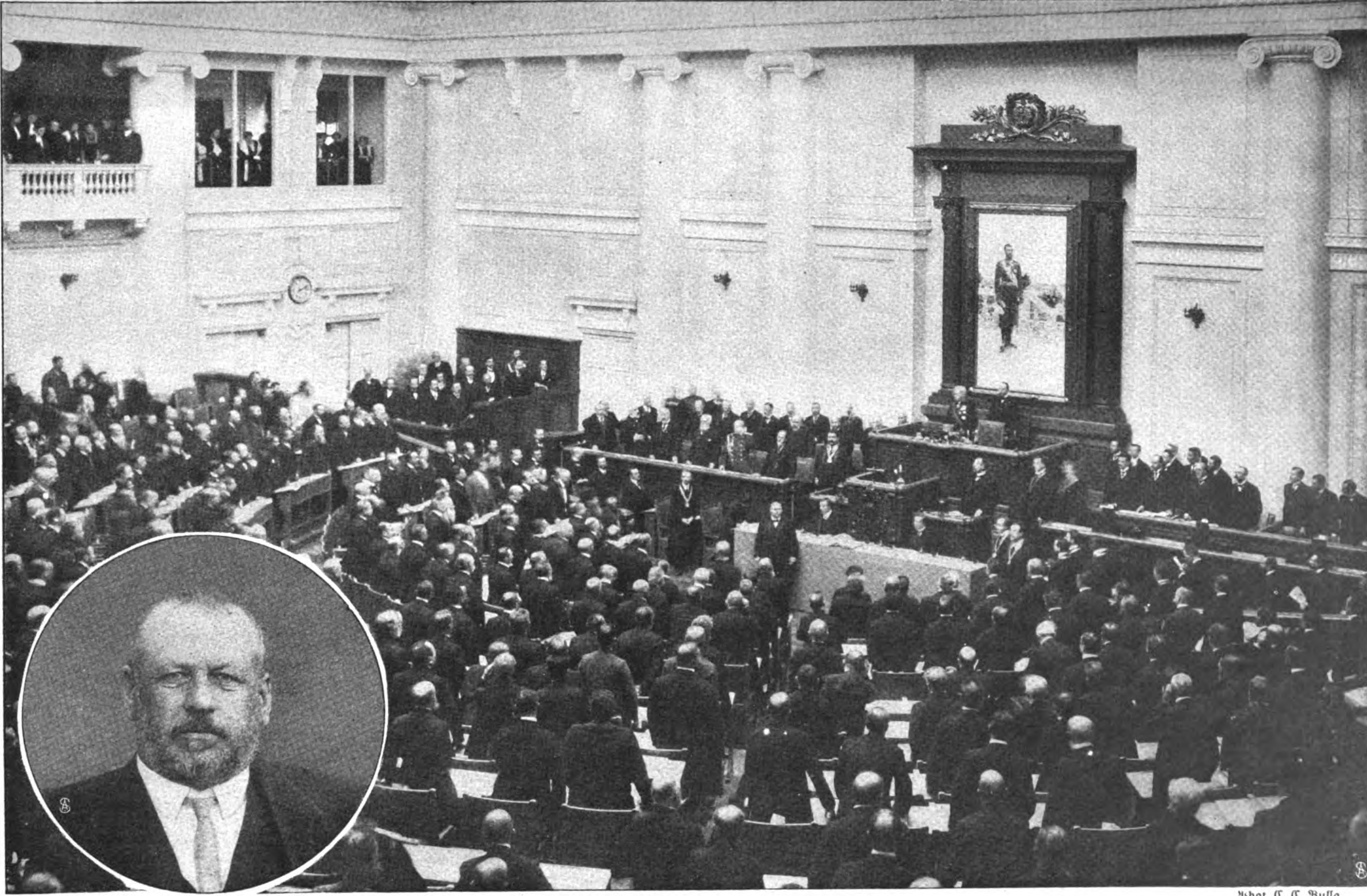
Die Beisetzung der Gräfin von Flandern in Brüssel: Der Leichenzug.



1. Das „Saubrennen". 2. Prinz Ludwig von Bayern auf der Kanzel. 3. Das Frühstück.

Von den Wildschweinjagden im Spessart 1912.

Phot. Michael Dietrich.



Phot. C. T. Bulla.

Präsident Michael Rodsjanko.

Die Eröffnung der IV. russischen Duma.

Die Deputierten singen stehend die Nationalhymne.



Phot. Trampus.

Ismael Kemal-Bei,
Präsident der vorläufigen Regierung Albaniens.



Phot. Schäfer.

Frhr. Conrad v. Hoetzendorf,
brachte ein Handschreiben Kaiser Franz Josephs an König Karol von Rumänien.



Legationsrat Dr. Bumiller,
ein Opfer der an der Tschataldschalinie wütenden Cholera.

Phot. Lennecke.

Der Kronprinz und die Kronprinzessin im Revier.
Von der Hofjagd in Oels.



Notar August Tebelmann,
Bremen, wird 70 Jahre.



Phot. d'Ora.

Direktor Dr. Otto Brahm †
Leiter des Berliner Lessing-Theaters.



Phot. Luger.

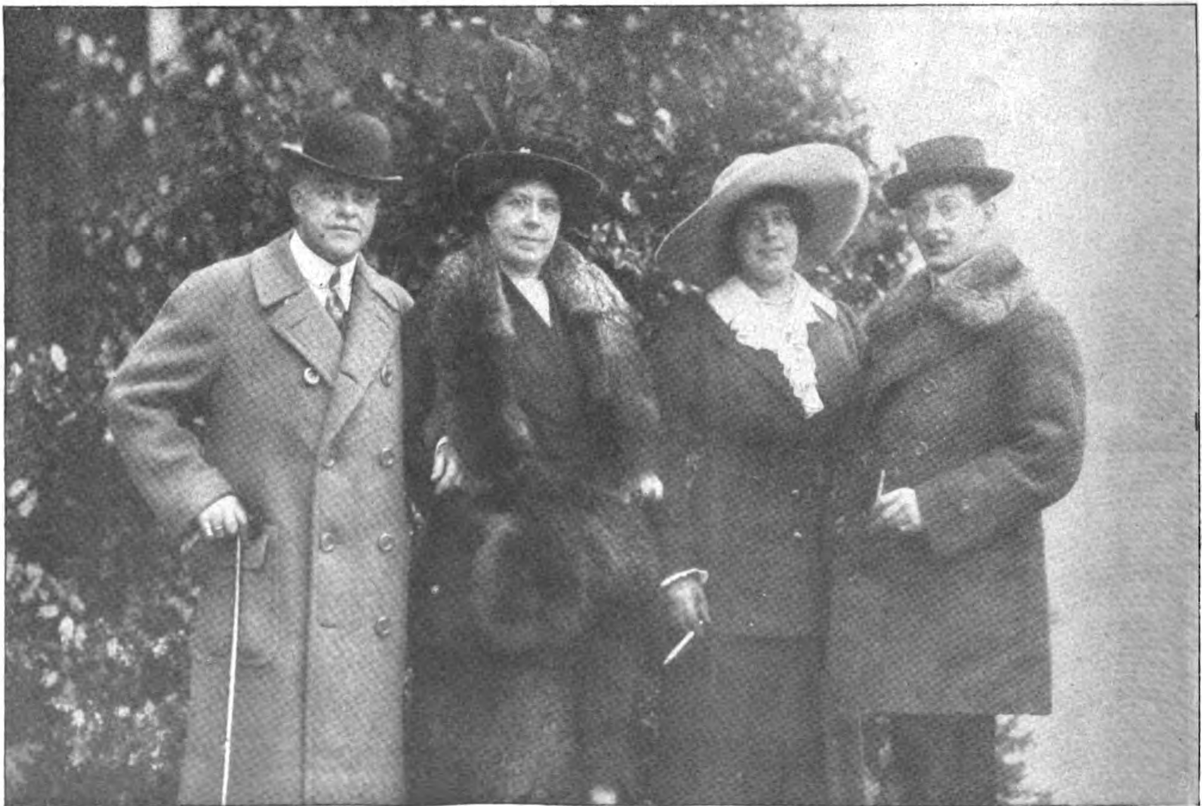
Dr. Otto Ammon, Karlsruhe,
bekannter Anthropologe, wird 70 Jahre.



Prof. Karl Prochaska, Wien,
gewann den 10000-Kr.-Preis der Gesellschaft für Musikfreunde.



Otto Heß, Aachen,
wurde zum Hofkapellmeister in München ernannt.



Hofphot. E. Bieber.

Von links: Fürst Egon zu Fürstenberg, Fürstin Irma zu Fürstenberg, Prinzessin Leontine zu Fürstenberg, Prinz Hugo Vincenz von Windisch-Graetz.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten in Donaueschingen.

Hofphot. E. Bieder.

In der Mittelgruppe von links: Fürstin zu Fürstenberg; Prinz zu Windisch-Graetz, der Bräutigam; Prinzessin Leontine zu Fürstenberg, die Braut; der Kaiser; Fürst Egon zu Fürstenberg

Auf dem Balkon des Schlosses.



Hofphot. E. Kugler.

Die Staatskarosse mit dem Brautpaar.

Die Hochzeitsfeierlichkeiten in Donaueschingen.



Oben: Szene a. d. Lustspiel „Die Eine oder die Andere“. Von links: Frhr. von Maltzahn, Vikt. Gräfin Baudissin, Frau Magda v. Killisch-Horn. Unteres Bild: Blick in den Festsaal. Unten links: Szene a. d. Lustspiel „Nach der Tanzstunde“. Von links: Frl. von Lieven, Frhr. v. Maltzahn.

Wohlfahrtstee des Vereins für verschämte Arme in Berlin.

Stark wie die Mark.

Roman von

Rudolph Stratz.

6. Fortsetzung.

Am Eulenkrug war es voll von Berliner Ausflüglern. Achim von Bornim war lieber hinüber in das Schilf gegangen. Sein Schilf, das er als weinfroher Fähnrich einst dem groben Tübecke abgekauft. Den alten Saufbold hatten sie inzwischen auch begraben . . . na ja . . . gewiß . . . der Mensch lebt nicht ewig . . . komische Gedanken . . . wenn man so einsam durch das raschelnde Röhricht schritt. Das hatte die Sonne jetzt auf weite Strecken hin ausgedörrt. Man konnte trocknen Fußes gehen, wo sonst die Feuerunke zwischen gelben Mummeln tutete und das flinke Bläßhuhn steißlings in die Tiefe fuhr. Da lag etwas Merkwürdiges: ein uralter, längst versunkener Kahn nun wieder frei in der Luft. Der Leutnant von Bornim setzte sich auf das morsche Holz. Um ihn rauschte das Ried. Quak, quak der Frösche . . . Stille . . . Er hörte sein Herz pochen . . . jetzt war es drüben in Sommerwerk so weit . . . Jetzt redete Papa in den höchsten Tönen . . . Aber was? . . Vielleicht einfach die Gewissensfrage: Wollt ihr euch heiraten? Du und der Achim? Aber warum stellte er diese Frage nicht zuerst ihm, dem Sohn?

Quak . . . quak . . . die Frösche . . . Eine lange graue Schlange wand sich lautlos durch die dickköpfigen Binsen, die bleichen Halbmonde der Ringelnatter hinter dem Kopf . . . Der Leutnant von Bornim folgte ihr zerstreut mit den Blicken . . eine sonderbare Stimmung . . heiraten . . . plötzliches Muß . . . Da kam man nun so hinein . . . reizend war die Ilse ja . . . reizend . . . ein lieber, kleiner Kerl . . . na ja . . .

. . . Heiraten! . . . Aber woher das Geld nehmen und nicht stehlen?

Im Westen, zwischen dem Röhricht, war der märkische Abendhimmel schon glühend rot vom Sonnenuntergang. Man hätte denken können, der verfallene Entenkaten drüben stände in Flammen. Ein Zug Wildenten hob sich flügelknatternd aus dem Schilf . . kreiste nach dem offenen Wasser . . . schade . . . die hätte man schießen können, wenn man ein Gewehr mithatte . . . Man konnte überhaupt viel, wenn man frei war . . . Herrgott ja . . . heiraten . . . Mit vierundzwanzig Jahren . . .

Quak . . . quak . . . die Frösche . . . das ewige Geknarr machte ihn schon ganz gereizt . . . unruhig . . . immer aufgeregter . . . wenn man sich vorstellte: Die Tochter eines Pferdehändlers aus Plötzensee unter den Damen des Regiments . . . na . . . die kriegten ja Krämpfe . . . eher stürzte der Himmel ein . . . da hieß es also: die Uniform aus . . .

Ein Schrecken durchrieselte Achim von Bornim. Er stand auf. Es war sonderbar licht um ihn im Abenddämmern. Er griff sich an den Kopf: Ja warum hab ich mich denn das nicht früher gefragt, mich und die Ilse? . . . Warum hab ich überhaupt damit angefangen? . . . Man lebt eben dahin, ich und die Ilse . . . man hat sich so lieb . . .

Auf der Landstraße rollte ein Wagen heran. Exzellenz von Bornim hatte anspannen lassen, um Ilse an die Bahn zu bringen. Da durfte er, der Sohn, sich nicht zeigen, wenn er nicht von dem alten Kutscher erkannt werden wollte. Er mußte sich wie ein Verbrecher im Schilf ducken, während drüben die Ilse mit gesenktem Kopf vorüberfuhr, in diesem Schilf, wo es zu Quitzowzeiten der Sage nach noch häufige mitternächtige Auseinandersetzungen zwischen Kaufleuten und großen Unbekannten mit geschwärzten Gesichtern gegeben hatte, die rasselnd aus ihrem Versteck vorbrachen. Ob wirklich Bornims darunter gewesen? Wer konnte das jetzt noch wissen? Aber jedenfalls kam er, Achim, sich jetzt hier im Schilf beinah wie ein Strauchritter vor, als einer, der etwas nehmen wollte oder genommen hatte, was ihm nicht gehörte. Es war ein gewisses Unbehagen . . .

Drüben in Sommerwerk sagte um die gleiche Zeit Herr von Bornim behaglich zu seiner Frau. „Na, Malwinchen, wie findest du sie denn?"

„Langweilig, Wilkchen! Ich hätte nie gedacht, daß aus ihr so ein stilles Mädchen werden würde."

Ihr Gatte brannte sich eine neue Zigarre an.

„Das Zündholz da ist auch still!" sprach er. „Aber wenn ich's anreibe ... krach! ... siehste woll ... da geht's in die Lüfte!"

„Ach, so ist sie wohl nicht!"

„Nee, laß mal gut sein, Malwinchen ... der Apfel fällt nicht weit vom Stamm! Die hat den Deubel im Leib, so gut wie der Alte ... jetzt kann man ihn noch totschlagen ... den Deubel mein ich, solange er noch klein ist, nicht den Alten — obwohl's um den auch nicht schad wär. ... Ich bin froh, daß sie nun besorgt und aufgehoben ist" ...

Achim und Ilse hatten sich auf der Station getroffen. Sie konnte ihm gerade noch vor dem Hinaufklettern in den menschenüberfüllten Zug sagen: „Du ... ich soll in ein christliches Haus ... morgen schon!" ...

„Papa ist wohl nicht bei Trost?"

„Doch. Ich muß!"

Sie fuhren dahin. Ilse Zülß zeigte keinen Trotz. Nicht einmal Traurigkeit. Sie machte ein dumpfes Gesicht. Sie sprach kaum eine Silbe. Er war selbst wie vor den Kopf geschlagen. Redete ihr beim Abschied in Berlin gut zu. Voll eigener Unsicherheit. „Nur nicht sich drängen lassen. Morgen ist ja auch noch ein Tag; da reden wir darüber. Wir treffen uns wie gewöhnlich!" —

Am nächsten Nachmittag stand er, immer noch unzufrieden mit sich, in einer unbehaglichen Aschermittwochstimmung an der Weidendammer Brücke. Heißer Sommerwind pflügte unten die grau schleichenden Fluten der Spree, trieb schwimmende Orangeschalen, Holzstücke, Zeitungsfetzen gegen die Bordwand der plumpen Zillen, die die Schiffer schwitzend aufwärts stakten, die Luft war voll Staub, der blaue Himmel verschleiert ... ihm war das Herz schwer ... da ... endlich ... unter den gleichgültigen Leuten ein weißes Kleid ... ein dunkler Kopf ... sie lachte schon von weitem ... sie winkte ... nahm seinen Arm ... sie bogen um die Ecke nach dem Schiffbauerdamm ein, wo es still war. ..

„Na ... Maus, so fidel" ...

Sie nickte vergnügt. Er erschrak.

„Du warst doch nicht etwa schon dort ... bei dem Fräulein von Nippold?"

„Ach nein" ...

„Und gehst auch nicht hin, ohne daß wir erst miteinander" ...

„Ich geh überhaupt nicht hin!"

Ilse Zülß blieb stehen und schaute ihn triumphierend an, um die Wirkung ihrer Worte abzuwarten.

„Ich will doch deinen Vater nicht blamieren! Nicht wahr? Wie lange hielt ich's denn aus in so 'nem alten frommen Haus? ... Nach drei Tagen bin ich doch wieder heidi!"

Sie lachte seelenvergnügt. In dem Augenblick erschien sie ihm wirklich wie eine kleine Zigeunerin. Und doch fiel ihm ein Stein vom Herzen. So gut wie ihr. Dabei hatte er das Gefühl, daß er so viel Unbesonnenheit nicht unterstützen dürfe. Er zog sie im Gehen an sich.

„Weißt du, was du bist?" sagte er zärtlich. „Eine leichtsinnige kleine Fliege bist du!"

„Pah!"

Sie zuckte lässig die schmalen Schultern. Die dumme Geschichte war abgetan. An diese Halleluja-Familie wollte man lieber gar nicht mehr denken. Sie schlenderte mit ihm weiter. Ihr hübsches, schmales Gesicht wurde von innen heraus träumerisch durchleuchtet, in die Augen kam ein sehnsüchtiger Glanz.

„Es ist ja nur deinetwegen! Meinst du, die hätten mich des Nachmittags so rumbummeln lassen? Die denken nicht daran! Da wäre ich ja ohne dich gewesen! Das kann ich nicht!"

Es klang einfach und weich. Es rührte ihn. Es hob ihn vor sich, seine Macht über sie, dies pochende kleine Herz barg sich wie ein gescheuchtes Vögelchen in seiner hohlen Hand. War sein. Die Sonne schien. Der Tiergarten grünte. Es würde schon werden. Herrgott. ... Wozu ewig über alles nachdenken? ... Sie lachten sich beide verliebt an und gingen sorglos weiter. ..

Aber in der nächsten Zeit merkte er doch, daß mit Ilse eine Verwandlung vorging. Sie gewann etwas Selbständiges in ihrem Wesen. Es war, als hätte sie neulich einen Sieg errungen — einen Sieg über ihn ... oder als hätte er etwas nicht getan, was er hätte tun sollen. Sie machte sich von seinem Willen frei, machte Rechte geltend ... wollte nicht mehr immer mit ihm hinaus vor die Tore, unter das Volk. „Nächstens wirst du mich noch nach der Hasenheide schleppen!" sagte sie. „Wo die Dienstmädchen tanzen! ... Du solltest stolz auf mich sein! ... Ich will doch auch mal unter Menschen und nette Leute sehen" ...

Sie setzte es durch, daß sie einmal des Abends im Nassen Dreieck im Weinrestaurant saßen, ganz vorn an der Wölbung, wo sie jeder von unten sah. Die Musik der Franzer spielte den „Feuerzauber". Ilse summte leise mit, vor sich ein Glas Wein und ein bißchen was Kaltes zu essen, eine kleine Dame, mit sich und der Welt zufrieden, froh, einmal ein Zipfelchen Berlin erwischt zu haben. Er aber bemerkte inzwischen etwas anderes: Zwei Premierleutnants seines Regiments mit ihren Gattinnen, die die Treppe heraufkamen, zu ihm hin- und gleich wieder wegsahen und, als sie auf der anderen Seite Platz genommen, ihren Begleiterinnen etwas erzählten. Die beiden jungen Offiziersfrauen lachten. Die amüsierte das. .. Wie ein Blick ins verbotene Land. ..

Und Achim von Bornim dachte sich mit einem plötzlichen Schrecken: Ja — wohin treiben wir — die Ilse und ich? ...

Nun saßen schon da draußen die Schwalben auf den Telegraphendrähten und rüsteten sich zum Winterflug. Im Grün des Laubwaldes, der die Ufer des Wannsees umrahmte, war da und dort eine erste gelbliche Färbung. Der Wind pfiff kühler als bisher. Er trieb das Boot über die weite stille Wasserfläche. Achim hatte die Ruder eingezogen. Ilse lag ihm gegenüber auf dem Boden des Kahns, die Hände unter dem Kopf, die Füße unbekümmert auf ein Sitzbrett gelegt. Sie schaute gerade vor sich hinauf in das Blau. Dann griff sie mit der Rechten nach etwas, was im Wehen der Brise vorüberflog.

„Herbstfäden" . . . sagte sie.

Und nach einer Weile wieder: „Herbstfäden" . . .

Es war still zwischen ihnen. Das Wasser gluckste unter dem Kiel. Dann schwankte der Nachen. Ilse hatte sich plötzlich emporgerichtet und saß aufrecht da.

„Paß doch auf, Ilse! Du wirfst noch das Boot um!"

„Gott . . . dann ertrinkt man eben" . . .

„Red doch nicht so dummes Zeug" . . .

„Na . . . was mich betrifft . . . die Lücke in der Welt ist nicht groß!" sagte sie. Sie lachte plötzlich, schaute ihn an und fing wirklich an, zu schaukeln, hin und her, immer wilder. . . Wasser spritzte in das Boot. . .

„Bist du denn verrückt?" . . .

„Laß doch! . . . Das ist so nett" . . .

„. . . daß wir umkippen?"

„Ei . . . so kippen wir" . . .

Sie lachte wie eine kleine Wilde. Ihre Augen waren heiß. Er bekam einen wirklichen Schrecken. Er warf sich als geübter Turner immer auf die entgegengesetzte Seite des Boots, hob so ihre schwächere Körperbewegung auf . . . allmählich kam der Kahn wieder ins Gleichgewicht. Ueberall triefte Wasser. . . Mit raschen Ruderschlägen trieb Achim von Bornim das Fahrzeug dem Ufer zu. Er war förmlich blaß geworden. . . Das ging doch über den Spaß. . . Und so aus heiler Haut. . . Jetzt saß die Ilse wieder da, als könnte sie kein Wässerchen trüben. Nur mit einem sonderbaren, schmerzlichen Zucken um die Mundwinkel. Er war zornig: „Du . . . solche Witze verbitt ich mir! . . . Um ein Haar hätt's ein Unglück gegeben! . . . Wenn du solche Dummheiten machst, dann geh ich nicht mehr mit dir hier heraus" . . .

„Ach . . . im Winter geht man ohnedies nicht hier heraus! . . . Da hast du mehr zu tun. . . Da ist die Hoftrauer zu Ende . . . Da gehst du auf die Hofbälle und gehst in Gesellschaften und bist bei den Ministern und bei den Botschaftern . . . und ich bin das Aschenbrödel . . . immer im Leben . . . immer" . . .

Sie sprach es langsam und traurig, ohne Tränen. Sie trat ruhig an seiner Hand auf den Landungssteg. Sie tat ihm leid. Sie atmete schwer auf.

„Ach. . . Es ist ja noch Sommer. Du bist noch frei. Bis in den Herbst". . .

„Gerade jetzt bin ich nicht frei, Ilse. . . Da täuschest du dich". . .

Sie machte fragende große Augen. Er kämpfte mit sich. Einmal mußt es doch heraus. Es lag ja nicht an ihm. . .

„. . . weil wir morgen früh auf vier Wochen ins Manöver rücken, Ilse". . .

Ilse von der Zültz war ganz still. Sie war durch ihre Pensionzeit und jetzt durch den Aufenthalt am Oranienburger Tor so den Kreisen ihrer Herkunft entrückt, daß sie an den alljährlichen Herbstausmarsch der Garden in die Mark gar nicht gedacht hatte. Ihr tiefbekümmertes, trostloses Schweigen tat ihm weh. . . Es war ihm immerhin noch lieber als vorhin der Koller im Boot . . . da hätte man wirklich Angst vor ihr haben können. . . Er legte den Arm um sie . . . sprach ihr zu . . . komisch, die Worte wollten nicht recht über die Lippen: „In vier Wochen bin ich wieder da" . . .

„Ja. . . In vier Wochen". . .

Vor Tag und Tau kroch am nächsten Morgen das Regiment als buntglitzernder, pickelhaubenstarrender Heerwurm aus dem schwarzen Schlund des Kasernentores. Es nahm kaum ein Ende. Es füllte die ganze lange Straße. Die Musik schmetterte und weckte die Schläfer in den Häusern:

„Muß i denn, muß i denn zum Städtle hinaus,
Und du, mein Schatz, bleibst hier" . . .

Ja. . . Du, mein Schatz, bleibst hier. . . Und draußen, vor den Toren, in der vom Frühnebel dampfenden Mark, saßen die Spatzen am Weg und pfiffen: „Vier Wochen . . . vier Wochen ist eine lange Zeit" . . .

• • •

Die ganze Berliner Droschke war voll von den blonden Fräulein von Bornim. Daniela und Berta, beide schon über die Dreißig, beide etwas altjüngferlich spitz, auf dem Rücksitz, ihnen gegenüber Eva Marie, die ewige Braut ihres blauen Husaren und Rennreiters. Sie sah aufgeregt um sich. Die vielen Wagen! Die vielen Menschen! Eine Völkerwanderung in dem goldenen Oktobersonnenschein aus Berlin auf die Höhen von Westend: ihm zu Ehren, der heute den Großen Preis mitbestritt.

Hinter Charlottenburg standen die Leute vor den Häusern und in den Fenstern und sahen sich den Korso an. Dahinter ging es steil hinauf im Schritt. Man überschaute die ganze lange Chaussee, die auf beiden Seiten schwarz von Fußgängern war, dazwischen in vier Reihen die Hunderte und Hunderte von Equipagen, Droschken, Kremsern . . . der Hornstoß eines Viererzuges. Dahinter — Eva Marie fuhr auf und winkte — dahinter ein Einspänner. In dem saß er. In blauem Attila. Den Burschen auf dem Bock, vor sich das Köfferchen mit dem papierdünnen Renndreß. Er lachte herüber und nickte: „All right!" . . . Dann verloren sie ihn aus den Augen.

Der Jüngsten pochte das Herz: „Ach, wenn doch der ‚Vielleicht' einen guten Tag hätte. . . . Er ist so unberechenbar! Mal läuft er wie ein junger Gott, mal mag er nicht! Gustav sagt, es kommt darauf an, mit welchem Vorderbein er zuerst aufgestanden ist" . . .

„Sie nennen ihn statt ‚Vielleicht' ‚Zu leicht'!" meinte Berta, die ein bißchen neidisch war.

„Ja. . . . 's ist 'ne Katze! . . . Aber gottlob hat's heut nacht gegossen. Das weiche Geläuf hilft ihm mächtig. Gustav hat gestern spät abends noch telephoniert: Er hat gut gefressen und verdaut". . .

„Wer . . . Gustav?"

„Ach, laß doch die Witze! . . . Gustav und vor dem Großen Preis was essen! Er fastet schon seit drei Tagen. Gestern hat er sich auf dreiundsiebzig Kilo runtergeschwitzt und dann für die Nacht auf alle Fälle noch eingenommen!"

Eva Marie sprach unbefangen von so natürlichen Dingen, wie es Bittersalz war. Seit vier Jahren war sie nur zu sehr mit Leid und Freud der Rennbahn vertraut.

„Dreißigtausend Mark!" sagte sie, beinah in Andacht vor der Summe. „Davon zwanzigtausend dem

Ersten! . . . Wenn wir die gewinnen. . . Dreiunddreißigtausend haben wir schon auf der Bank. Die hat sich Gustav in den letzten Jahren zusammengeritten. Die siebentausend, die dann noch zum Kommißvermögen fehlen, die reißen sich Gustavs Vater und Papa gemeinsam von der Seele . . . das haben sie fest versprochen."

„Da könntet ihr noch diesen Herbst heiraten!"

„Ja!" Das Fräulein von Bornim faltete die nicht gerade kleinen Hände krampfhaft über den Knien. „Und dann reitet mir Gustav nicht mehr so oft! . . . Dafür sorg ich!"

Der Leutnant von Sillein, ihr Verlobter, stand inzwischen schon auf dem Sattelplatz und musterte ärgerlich einen kleinen Herrn im Khakipaletot.

„Herrgott! Herr Balcke . . . machen Sie heute wirklich wieder mit?"

„Warum denn nicht?"

„Weil Sie eine ständige Gefahr fürs ganze Feld sind! Aber das sag ich Ihnen: Wenn Sie heute wieder schief springen, dann Gnade Ihnen Gott! . . . Ueberhaupt, Herrschaften: Heut bin ich geladen! Heut sollt ihr mal was an 'ner Pace erleben!"

„Ich zahl nachher Reugeld!" sagte trocken Graf Sethen, sein gefährlichster Nebenbuhler im Rennen.

Herr Balcke ging schweigend beiseite. Der Husar schaute ihm nach. „Natürlich: ans Sektbüfett! Und dann beschwiemelt in den Sattel! . . . Den hat unser Herrgott auch in seinem Zorn aufs Pferd gesetzt. Kinder . . . ich hab 'nen Durst . . . ich könnte die Spree aussaufen" . . .

Drei Pfund weggeschwitzt . . . seit achtundvierzig Stunden kaum einen Bissen im Leib . . . seinen zähen Nerven machte das nichts. Er lachte und rief über den Platz zu einem manöververbrannten, lang aufgeschossenen jungen Gardeinfanterieleutnant: „Achim! . . . Achim!"

Achim von Bornim kam auf ihn zu. Die beiden künftigen Schwäger gaben sich die Hand. Der Rennreiter fragte: „Na — wie geht's denn Papa?"

„Gott sei Dank besser! . . . Aber es war eine ganz gehörige Rippenfellentzündung."

„Kommst du aus Sommerwerk?"

„Diesen Augenblick! Ich war seit dem Manöverschluß mehr dort als in Berlin. Papa soll sich noch schonen. Ja, heute früh saß er schon wieder und büffelte für die Generalsynode oder so was. Und wenn nun gar erst das Gequatsche im Reichstag losgeht" . . .

Der blaue Husar hatte nur noch halb zugehört.

„Na, endlich!" sagte er. „Da kommt die Eva Marie!"

Achim von Bornim stand allein. Vor ihm der Rennplatz. Das alte, bunte, sonnenbeschienene, menschenwimmelnde, musiküberrauschte Bild. Das erste große Ereignis der Berliner Gesellschaft bei Beginn des Winters. Alles wieder da. Die Offiziere aus dem Manöver, die vornehme Stadtwelt von der Nordsee und aus der Schweiz, der Landadel nach eingebrachter Ernte von seinen Gütern. Ein Lachen und Händedrücken und Grüßen. Alles kannte einander. Wirrte und schwirrte wie ein farbiger Mückenschwarm unter blauem Himmel. Uniformen, helle Damenkleider . . . jeder zweite Mensch ein Offizier, die Kavalleriegarnisonen von halb Deutschland vertreten . . . all die altberühmten Rennregimenter . . . die Zietenhusaren, die Königsulanen, die Leibgardehusaren, die ganze Garde — die vielen hübschen Frauen, die jungen Mädchen. . . Der Walzer, den die Militärkapelle drüben spielte, war schon wie eine Einleitung zur Ballzeit . . . man schwamm wieder im Strom . . . machte mit, was gut und teuer war, freute sich seines Daseins und schaute, daß man dabei vorwärts kam.

Ein großer, blonder, junger Herr in Zivil lüftete seinen Hut. Achim von Bornim dankte sehr kühl. Schon wieder dieser Lauckardt! . . . Warum der ewig in Berlin stak, statt bei seinen Kürassieren in der Wasserpolackei? Bloß, um sich hier unnütz aufzuführen? . . . Die Ilse diesen Sommer im Vorübergehen dumm anzugrinsen? Dabei kam der Kerl ganz unbefangen heran mit seinem unausstehlichen, gönnerhaften Lächeln. . .

„Tag, Herr von Bornim! Na . . . wie geht's?"

„Danke!"

Otto Lauckardt stand, auf seinen Stock gestützt, in großkariertem Ulster mit umgehängtem Krimstecher als englischer Sportsmann frisiert. „Ja, Sie leben. Sie genießen. Sie stehen in Berlin, Herr von Bornim! Aber wir elenden Provinzler. Wissen Sie: Ich hab Schicht gemacht."

„So?"

„Ich bin jetzt eben, nach dem Manöver, zur Reserve übergetreten. . . Was ich nun weiter tun werde, weiß ich noch nicht. . . Hab inzwischen in unserem ollen Berlin meine Zelte aufgeschlagen. . . . Na, auf Wiedersehen!" sagte er mit einer stillen, die Gleichberechtigung markierenden Klubvertraulichkeit und zog weiter.

(Fortsetzung folgt.

Die Bedeutung von Krankheiten und Seuchen für kriegführende Armeen.

Von Dr. W. Kolle, o. Professor der Hygiene und Bakteriologie an der Universität Bern.

Das tragische Schicksal des einst so mächtigen osmanischen Reiches erfüllt sich in einem letzten blutigen Ringen zwischen der Türkei und den Balkanstaaten jetzt vor unseren Augen. Der unerwartete Verlauf des Krieges gibt den Strategen, Staatsmännern und Diplomaten Anlaß und Anregung zur Arbeit und zu wichtigen Beobachtungen und lenkt zugleich, wenn auch vorläufig genauere Nachrichten noch fehlen, die Aufmerksamkeit des Arztes und Hygienikers auf die Bedeutung der Krankheiten und Seuchen im Kriege. Trotz der kurzen Dauer des Feldzuges sind der Typhus und die Ruhr in Adrianopel und die durch Truppen aus Kleinasien eingeschleppte Cholera in der Tschataldschaarmee der Türken aufgetreten. Auch die Pocken haben in der osmanischen Armee um sich gegriffen. Ungenügende Sanitätseinrichtungen bei den hungernden türkischen Truppen, denen es am Notwendigsten für die Verpflegung, Kleidung, Körperpflege usw. fehlte, haben zweifellos neben den militärischen, strate-

gischen und politischen Mißständen mit zu dem Zusammenbruch und Versagen der früher so gefürchteten Osmanli-Armee geführt.

Auch dem Laien ist bekannt, daß neben den Verlusten auf dem Schlachtfelde die Seuchen und Krankheiten in den kriegführenden Heeren von großer Bedeutung für den Ausgang eines Feldzuges sind. In den meisten Kriegen sind die durch Krankheiten bedingten Verluste viel größer gewesen als die durch Waffen direkt oder indirekt herbeigeführten. Wie wir sehen werden, hat es im Laufe der Geschichte Kriege gegeben, in denen nicht die feindlichen Waffen, sondern die Krankheiten entscheidend für den Erfolg gewesen waren. Die Vernachlässigung der Verpflegung und der Fürsorge für die Gesunden und Kranken und die Mißstände im Sanitätswesen rächten sich oft bitter. Wenn die Heeresleitung nach dem Grundsatze verfuhr, daß der Krieg den Krieg ernähren sollte, so war die Folge häufig genug Hungersnot und Skorbut, sobald die Soldaten keine Nahrungsmittel mehr fanden. Dadurch wurde der Ausbruch von Seuchen begünstigt. Es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß selbst Napoleon, einer der größten Strategen aller Zeiten, in armen und verseuchten Ländern, wie Rußland, Spanien und Ägypten, durch große Verluste in der Armee infolge von Hunger, Krankheiten und Seuchen schwere Niederlagen erfuhr.

Man darf bei den folgenden Betrachtungen über die Bedeutung der Seuchen in früheren Kriegzügen nicht vergessen, daß die hygienischen Zustände im Altertum und bis in die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts fast in ganz Europa schlecht und ungenügend waren. Das war durch den Tiefstand der Kultur und noch mehr den der Medizin bedingt. Überall waren Krankheiten und Seuchen weiter verbreitet als in unseren Zeiten. Es fehlte an Mitteln und Methoden, sie zu bekämpfen. Und noch heute spiegeln die Krankheiten kriegführender Heere den Stand der hygienischen Kultur der kriegführenden Nationen und der Länder, in denen der Feldzug stattfindet, wider.

Einige Beispiele aus der Geschichte mögen diese Ausführungen erläutern.

Schon Xerxes mußte die Eroberung Griechenlands infolge des Ausbruchs von Seuchen in seinem Heer aufgeben. Er zog mit 1½ Millionen Kriegern in Thessalien ein, verlor fast die Hälfte davon durch Krankheiten, wohl meistens Dysenterie, und kehrte nur mit 500,000 Mann unverrichtetersache nach Persien zurück.

Im Kriege zwischen Sparta und Athen um die Vorherrschaft bedingte der Ausbruch einer ansteckenden Krankheit („die Pest des Thukydides") in Athen den Übergang der Hegemonie von den Athenern auf die Spartaner.

Besonders lehrreich sind die sieben Kreuzzüge. Nicht die Waffen der Ungläubigen, sondern die Seuchen und der Hunger dezimierten die Kreuzfahrer und zwangen sie mehr als einmal, auf halbem Wege umzukehren. Von 300 000 Mann, die als erste Kreuzfahrer 1098 auszogen, um Jerusalem zu erobern, waren nur 20 000 am Leben, als über Jerusalem 1099 das Kreuz aufgerichtet wurde. Die andern waren an verschiedenen Krankheiten innerhalb zweier Jahre gestorben.

Noch schlimmer war es in den späteren Kriegen. Das Heer Ludwigs VII. von Frankreich, 500 000 kriegerische Pilger umfassend, ging fast ganz durch Hunger und Seuchen zugrunde.

Pest, Ruhr, Typhus, Skorbut, Vergiftung mit Brot, das durch den Mutterkornpilz verdorben war (Ergotismus), und Hungersnot führten das Scheitern der großen Kreuzfahrerbewegung herbei, und Millionen von tapferen Kriegern, unter ihnen viele Fürsten, Ritter und Mächtige der Erde, verloren dabei Leben und Gesundheit. Und zu alledem brachten die wenigen, die dem Tod entgingen, Krankheiten und Seuchen in die Heimat zurück. Die Pest, die Pocken und der Aussatz, diese gefürchteten Infektionskrankheiten des Mittelalters, wurden so über ganz Europa vom Morgenland aus verbreitet und forderten Hunderttausende von Opfern.

Auch die Römerzüge der deutschen Kaiser sind durch Kriegseuchen, wie Skorbut, Pest, Typhus und namentlich Malaria, diese böse Geißel der Campagna Romana, zu unrühmlichem Ende gekommen. Ganz besondere Bedeutung für ganz Europa erlangte der Zug des Königs Karl VIII. von Frankreich, der sich zum König von Neapel krönen lassen wollte. Die Söldner seines Heeres, darunter auch viele Deutsche sowie Schweizer Eidgenossen, steckten sich mit Syphilis an und brachten dann die damals nach Europa von Amerika eingeschleppte Lustseuche in die Heimat zurück. So wurde diese für das Menschengeschlecht so verderbliche Geschlechtskrankheit zuerst als Kriegseuche über Europa mit rasender Schnelligkeit verbreitet.

Der berüchtigte „englische Schweiß", auch „das große Sterben" genannt, wurde von 1486 an durch die Bürgerkriege für ganz England und zum Teil auch für Frankreich und Deutschland verhängnisvoll. Diese schreckliche, in wenigen Stunden unter Ausbruch eines übelriechenden Schweißes zum Tod führende Krankheit ist seit dem Jahr 1551, wo sie zum letztenmal England entvölkerte, d. h. mit dem Abschluß der Bürgerkriege, allerdings von der Erdoberfläche verschwunden. Sie steht in dieser Beziehung einzig unter allen Infektionskrankheiten da. Denn wir kennen außer ihr bis jetzt keine große Seuche, die wieder spurlos verschwunden wäre.

In den Kriegen des 15., 16. und 17. Jahrhunderts, namentlich im Dreißigjährigen Kriege, spielten neben dem Skorbut, der höchstwahrscheinlich durch falsche oder schlechte Ernährung mitbedingt wird, Flecktyphus und Ruhr eine große Rolle. Durch diese Krankheiten gezwungen, mußten Gustav Adolf und Wallenstein die Belagerung von Nürnberg aufgeben. Viele stark befestigte Städte sind nicht durch die Belagerer, sondern infolge der mit ihnen durch Ratten eingeschleppten Beulenpest zur Übergabe gezwungen worden.

Von Napoleons Feldzügen ist namentlich der ägyptische Kriegzug durch die Pest und die ägyptische Augenkrankheit, der spanische durch Flecktyphus und Ruhr, der russische durch verschiedene Seuchen so unglücklich verlaufen. Denn die dezimierten oder durchseuchten Heere konnten nicht mehr den physischen Strapazen des Krieges Widerstand leisten und erlagen, auch moralisch geschwächt, dem an Zahl geringeren Feind.

Die große Armee Napoleons zählte, als sie im Juli 1812 den Niemen überschritt, beinah 370 000 Mann und wurde durch Nachschübe innerhalb kurzer Zeit beinah auf eine halbe Million gebracht. Das Hauptheer fand beim Vorrücken in der Richtung von Smolensk fast keinen Widerstand und verlor doch bis zur ersten großen Schlacht von der Gesamtstärke fast ein Drittel, d. h. etwa 150 000 Mann, durch Krankheiten und Seuchen. Auch bei den wenigen Schlachten, die in dieser Zeit geführt

wurden, so bei Borodino, waren die Verluste relativ gering. Die noch übriggeblieben waren von der gewaltigen Truppenmacht, gingen bei dem Rückzug, den Napoleon am 18. Oktober 1812 aus dem brennenden Moskau, verfolgt von der russischen Armee, antrat, zum großen Teil an Krankheiten zugrunde. Während bei dem Rückzug der französischen Armee nach den Untersuchungen der Historiker zweifellos Hunger und Kälte eine wesentliche Ursache für die zahlreichen Todesfälle abgaben, rafften beim Zug von der russischen Grenze bis Moskau hauptsächlich die Seuchen die stolze Heeresmacht dahin.

Die großen Volksseuchen sind auch mit Vorliebe Kriegseuchen. Typhus, Ruhr, Flecktyphus und Rückfallfieber sowie Pocken fanden übrigens fast stets auch in anderen Feldzügen in dem napoleonischen Heere weiteste Verbreitung und wüteten entsetzlich unter den Truppen. Der Ansteckungstoff wurde zum Teil von den aus aller Herren Ländern zusammenströmenden Soldaten mitgebracht, zum großen Teil aber ging die Infektion von der von Krankheiten heimgesuchten und notleidenden Bevölkerung aus. Die Hospitäler wurden, da alle Bekämpfungsmaßregeln noch unbekannt oder undurchführbar waren, nicht nur die Brutstätten der Seuchen und todbringend für alle, die hineinkamen, sondern bildeten auch gefährliche Seuchenherde für das ganze Land. Die Beschreibungen, die wir Larrey und Lémazurier, den stets hilfreich tätigen, ausgezeichneten Feldärzten des großen Korsen, verdanken, enthüllen einen unglaublichen Tiefstand des Lazarettwesens der damaligen Zeit. Fast alle, die in Lazarette kamen, gingen zugrunde. Waren es Verwundete, so erlagen sie meistens den Wundinfektionskrankheiten, und handelte es sich um andere Erkrankungen, so starben die Patienten, weil es an den notwendigsten Hilfsmitteln und an sachgemäßer Pflege fehlte.

Die Cholera asiatica ist während des vorigen Jahrhunderts verschiedene Male als Heeresseuche aufgetreten und wird besonders von den Heerführern deshalb gefürchtet, weil sie sich meistens mit großer Schnelligkeit ausbreitet. Die im Gangesdelta heimische, bis zum Jahr 1816 außerhalb Indiens unbekannte Cholera ist seither in sechs großen Flutwellen zu fast allen Teilen der bewohnten Erde durch den menschlichen Verkehr verschleppt worden. Ihre Ausbreitung wird durch große Menschenansammlungen schon im Frieden besonders begünstigt, noch mehr im Kriege. 1849 verloren die Russen von 160,000 Mann 43,000 an Cholera, 1854 trat die Seuche im Krimkriege verheerend auf. Bei den Engländern, Franzosen, Italienern und Türken erkrankten zusammen 33,000 Mann an Cholera, 16,000 davon starben. Während dieses Feldzuges waren die sanitären Einrichtungen besonders unzulänglich. Denn auch die anderen großen Kriegsgeißeln hausten furchtbar. Es kamen damals 170,000 Menschen ums Leben, und hierbei verhielten sich die Todesfälle durch Wunden zu den durch Krankheiten und Seuchen verursachten wie 1 : 2.5. Zweieinhalbmal so viel Menschen kamen um im Krimkriege durch Krankheit wie durch feindliche Geschosse! Die Cholera ergriff während des amerikanischen Sezessionskrieges 58.3 pro Mille der Kopfstärke der Unionsarmee. Zum letztenmal sehen wir, wenn wir von ihrem Auftreten bei den Türken und Bulgaren in dem jetzt begonnenen Balkankrieg absehen, die Cholera als Heeresseuche in Europa während des Deutsch-Österreichischen Krieges 1866 in Böhmen und Mähren wüten, wo sie seit 1685 noch nicht erloschen war. In der preußischen Armee in Böhmen starben 4529 gleich 87 Prozent der Erkrankten (5219) an Cholera gleich 13.9 pro Mille der gesamten Kopfstärke, d. h. ebenso viele, wie im Gefecht und an Wunden zusammen (14.3 pro Mille) erlagen.

Der erste große Krieg, bei dem die Zahl der Todesfälle durch Krankheit hinter der durch Verwundungen verursachten zurückstand, war der Deutsch-Französische Feldzug vom Jahre 1870-1871. Auf 29,000 Todesfälle durch Waffen in der zirka eine Million Soldaten umfassenden mobilen deutschen Armee zählte man nur 13,000 an Krankheiten Verstorbene. Neben den äußeren Umständen, wie sie in der Wohlhabenheit und der hohen Kultur des Kriegslands Frankreichs, sowie in der ausgezeichneten Verpflegung der Truppen zu suchen sind, hat hier sicher die Organisation des deutschen Militärsanitätswesens eine große Rolle gespielt. Ähnlich waren die Verhältnisse bei dem englisch-südafrikanischen Kolonialkriege.

Es ist unberechtigt, wenn die Geschichtschreiber solchen Tatsachen, wie sie hier aufgeführt sind, keine genügende Beachtung schenken, vielmehr die Krankheiten und Seuchen kriegführender Heere nur nebenbei erwähnen und einzig der Strategie der Führer und der militärischen Leistungsfähigkeit der Truppen allen Erfolg zuschreiben wollen. Die Geschichte lehrt das Gegenteil. Bei Heeren, die durch Seuchen geschwächt oder dezimiert werden und dadurch ihrer offensiven Stoßkraft beraubt sind, nützt alle Strategie nichts. Truppen, die schlecht verpflegt werden, oder deren Gesundheitzustand unbefriedigend ist, können nicht so viel leisten wie gut und rationell ernährte und gesunde Mannschaften.

Seitdem man sich über die militärische Bedeutung der Seuchen im Kriege völlig klar geworden war, mußten sich notwendigerweise viele Wandlungen im Sanitäts- und Verpflegungswesen der Armeen vollziehen. Der große Stratege Moltke wußte die Bedeutung dieser Zweige der Heresverwaltung wohl zu schätzen und hat den Grund für ihren weiteren Ausbau im deutschen Heere, das darin vorbildlich wurde, gelegt.

Im deutschen Heere und in vielen anderen Armeen sind die Sanitätseinrichtungen während der letzten Jahrzehnte zu größter Vollkommenheit gelangt. Die Verpflegung der Armeen ist besser geworden, namentlich durch die großzügige Organisation des Trainwesens. So wird die Empfänglichkeit für Krankheiten bei den in großen Massen vereinigten Truppen nicht mehr durch Mangel an Nahrungsmitteln und durch unzweckmäßige Ernährung vermehrt. Die Verwundeten erhalten frühzeitig Verbände und Pflege in hygienisch einwandfreien Lazaretten und werden rasch in die Krankenanstalt der Heimat transportiert, soweit sie fähig dazu befunden werden.

Durch die großen Entdeckungen von Josef Lister, Louis Pasteur und Robert Koch besitzen wir ferner sichere Methoden, um eine Ausbreitung der Wundinfektionskrankheiten zu verhindern. Zwar lassen sich Wundinfektionen nicht ganz vermeiden. Viele Verwundete empfangen zugleich mit der Verletzung häufig auch die todbringenden Infektionskeime, vielen helfen aber dann noch nachträglich ein richtiger Verband und gute Reinigung der Wunden. Durch die antiseptischen Verfahren ist die Hand des Chirurgen, soweit sie operierend zur Erhaltung des Lebens des Verletzten eingreifen muß, un-

gefährlich geworden. Während früher durch infizierte Hände, Verbandstoffe und Instrumente der Hospitalbrand, die Wundrose, die eiterige Wundentzündung und der Starrkrampf sich ausbreiteten und ständige Gäste in den Militärlazaretten waren und fast jeden Verletzten aufsuchten, gehören sie heutzutage zu den Seltenheiten. Ein besonders lehrreiches Beispiel bietet der Starrkrampf. Die moderne Wissenschaft hat uns hier ein spezifisches Vorbeugungsmittel gegeben. Nachdem es Robert Koch, Nikolaier und Kitasato gelungen war, den Tetanusbazillus zu züchten und die Ursachen des Starrkrampfes nachzuweisen, fand Behring unter Kochs Führung den neuen Weg, Tiere mit den Giften des Starrkrampferregers zu immunisieren. Behring entdeckte gemeinsam mit Kitasato, daß das Serum der so immunisierten Tiere ein Heilmittel und noch mehr ein sicheres Schutzmittel darstellte. Während früher nach vielen Schußverletzungen, bei denen Kleiderfetzen zusammen mit den an ihnen haftenden Tetanusbazillen in den Körper eingedrungen waren, sich der tödliche Starrkrampf mit Sicherheit einstellte, verleiht die Einspritzung von Tetanusserum einen so gut wie sicheren Schutz. Besonders beweisend ist in dieser Richtung die in der preußischen Armee bei Soldaten, die durch Platzpatronenschüsse aus allernächster Nähe verletzt waren, durchgeführte Behandlung mit Tetanusserum. In den Propfen der Platzpatronen befinden sich sehr häufig Tetanusbazillen. Bei derartigen Verletzungen ist, wenn sofort Tetanusserum angewendet wird, der früher häufig beobachtete Starrkrampf fast nie mehr gesehen worden.

Die Feldlazarette, die Etappenlazarette und alle größeren Anstalten, die Verwundete im Kriegsfall aufnehmen, sind in den kultivierten Staaten Europas heutzutage mit allen notwendigen Einrichtungen, mit eigenen Desinfektionsapparaten, Desinfektionsmitteln und keimfreien Verbandstoffen versehen, so daß die Wundinfektionskrankheiten in ihnen nicht mehr Fuß fassen können und ihre Schrecken verloren haben.

Werden schon durch die hier kurz geschilderten Maßnahmen die Erkrankung- und Sterblichkeitziffern kriegführender Armeen in gutorganisierten Staatswesen wesentlich herabgesetzt, so ist das Bekämpfungsystem der Kriegseuchen in neuerer Zeit in ungeahnter Weise vervollkommnet worden. Die Errungenschaften der hygienischen Wissenschaft während der letzten Periode, die wir als die Zeit der experimentellen Hygiene bezeichnen können, haben in weitestem Umfang in fast allen Armeen Europas Eingang gefunden.

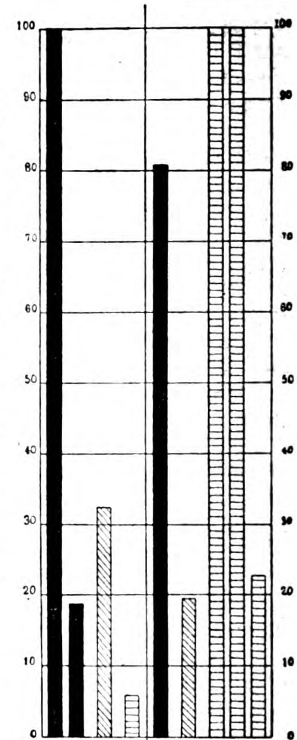
In bezug auf die Ernährung und die Körperpflege, die Kleidung und das Lazarettwesen sind die hygienischen Forderungen, wie sie zuerst von Pettenkofer, von Voit, Zuntz, Rubner und Flügge begründet wurden, in die Armee eingeführt. Die Lazarette sind nicht mehr „die großen Gräber, deren Gegenwart sich schon von fern durch einen bestialischen Gestank sowie durch allerlei Unrat, durch Kloaken usw. kennzeichnet“, wie sie die Ärzte Napoleons, Bourgeois und Lémazurier, geschildert haben, sie sind auch nicht mehr die Brutstätten der Seuchen, sondern sie sind wirkliche Heilstätten geworden, ausgestattet mit allen Errungenschaften der modernen Hygiene, und dienen der Seuchenbekämpfung. Wir finden darin Apparate zur Herstellung von einwandfreiem Trinkwasser bei den Feldarmeen und Feldlazaretten für Gesunde und Kranke. Es fehlt nicht an Desinfektionsmitteln und Desinfektionsanlagen; die Abfallstoffe werden in richtig konstruierten Latrinen beseitigt. Sogar Heizungs- und Ventilationsanlagen sind bei den größeren Feldlazaretten, z. B. den transportablen Döckerschen Baracken, vorhanden.

Von ganz besonderer Bedeutung für die Seuchenbekämpfung im Krieg war aber der Einfluß von Robert Koch. Die von R. Koch inaugurierte Periode der spezifisch-vorbeugenden Hygiene ist Gemeingut der modernen Staaten bei der Seuchenbekämpfung und namentlich auch der Kriegssanitätsverwaltungen geworden. Der Kernpunkt dieser Bestrebungen liegt in der Zerstörung und Fernhaltung der spezifischen Infektionserreger. Als Beispiel für die Durchführung dieses Bekämpfungsystems können die Pocken und die Cholera gelten. Der Pockeninfektionstoff kann sich in den Armeen nicht mehr ausbreiten, sobald die Mannschaften nach dem Jennerschen Verfahren der Schutzpockenimpfung unterzogen sind. In einer gut durchgeimpften Armee sind deshalb besondere Desinfektionsmaßnahmen beim Auftreten von Blattern gar nicht mehr nötig. Denn alle geimpften Soldaten sind unempfänglich für die Ansteckung, sie sind immun. Den besten Beleg liefern dafür einige Tabellen, wie sie hier wiedergegeben sind, und die die Erkrankung- und Sterblichkeitziffern an Pocken in der deutschen und französischen Armee während des letzten Jahrhunderts sowie während des Krieges von 1870/71 darlegen. In der deutschen Armee war die Wiederimpfung beim Eintritt in das Heer für jeden Soldaten seit 1834 obligatorisch und hat schon in der Militärbevölkerung seit dieser Zeit ein fast völliges Verschwinden dieser so gefürchteten und in der Zivilbevölkerung bis zur Einführung des Impfgesetzes von 1874 noch weit verbreiteten Seuche zur Folge gehabt. Seit 1874 sind die Pocken dank der obligatorischen Impfung aller Kinder mit dem ersten Lebensjahr und der Wiederimpfung im elften bzw. zwölften Lebensjahr aus Deutschland überhaupt bis auf wenige eingeschleppte Fälle verschwunden. Das Heer nimmt natürlich auch teil an den Segnungen der vorbeugenden Hygiene, die der Staat der Zivilbevölkerung angedeihen läßt. Beim Ausbruch eines Krieges zeigt sich der Erfolg dieser Maßregel. Als schlagendes Beispiel dafür dient die Tabelle über die Pockensterblichkeit im französischen und deutschen Heer 1870-71.

Leider besitzen wir nicht für alle Infektionskrankheiten ein derartiges spezifisches Vorbeugungsmittel, wie sie die Schutzpockenimpfung darstellt. Deshalb war Kochs Bestreben darauf gerichtet, direkt durch systematisches Aufsuchen und Vernichten der spezifischen Infektionserreger die Seuchen auszurotten. Das klassische Beispiel hierfür bietet die Bekämpfung der Cholera asiatica. Die Grundzüge dieses Bekämpfungsystems können als bekannt vorausgesetzt werden, da die Maßnahmen schon seit vielen Jahren nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa durchgeführt und erprobt sind. Die Grundlage des Systems bildet die bakteriologische Choleradiagnose. Für ihre Durchführung sind fliegende Laboratorien sowie eine größere Anzahl mit allen Methoden der Untersuchungstechnik vertrauter Sanitätsoffiziere notwendig. Da jeder Cholerafall und jede choleraverdächtige Erkrankung meldepflichtig ist, so wird es niemals zu größeren Epidemien kommen können, ohne daß sofort alle Maßregeln, wie die Absonderung der Erkrankten und Krankheitsverdächtigen und

die Desinfektion usw., angewandt werden. Das gleiche Prinzip kann nun auch, wie Koch gezeigt hat, auf zwei andere Kriegseuchen ausgedehnt werden, auf Typhus und Ruhr. Auch hier ist die Friedensarbeit von größter Bedeutung. Je weniger ein Land von diesen Krankheiten im Frieden durchseucht ist, desto geringer wird auch im Kriegsfall die Gefahr ihrer Ausbreitung bei der mobilen Feldarmee. Die Aufmarschgebiete der Armeen an der Grenze müssen vor allem typhus- und ruhrfrei sein. Es ist deshalb beispielsweise im Deutschen Reich die Typhusbekämpfung nach dem Vorgang von Koch, nicht zum wenigsten aus diesen wichtigen Gründen, namentlich in den Grenzgebieten schon während des Friedens streng durchgeführt. Besondere Anstalten sind für die Durchführung der hygienischen Maßnahmen der Typhusbekämpfung gegründet. In diesen Instituten werden praktische Untersuchungen ausgeführt und die Ärzte ausgebildet, welche die Typhusbekämpfung zu leiten sowie die nötigen Anordnungen in betreff der Desinfektionen usw. anzuordnen haben. Die Kochschen Ideen, die Infektionsstoffe in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen und dieses Vorgehen durch allgemeine Assanierung zu unterstützen, sind heutzutage für jedes Land, das Kriegsbereitschaft in weitestem Sinn durchführen will, eine unabweisbare Pflicht geworden.

Die moderne Wissenschaft hat aber nicht ohne Erfolg den Versuch gemacht, die Kochsche Bekämpfung von Typhus, Cholera und Ruhr durch Schutzimpfungsverfahren zu vervollkommnen. Es sind damit schon sehr bemerkenswerte Resultate erzielt worden. So wurde während des Russisch-Japanischen Krieges die Schutzimpfung gegen Typhus und Cholera nach einem von R. Pfeiffer und mir ausgearbeiteten Verfahren in den japanischen Armeen in besonders gefährdeten Truppenteilen sowie bei den Belagerungsarmeen und endlich unter den Krankenpflegern mit gutem Erfolg angewandt. Auch in dem Deutsch-Südwestafrikanischen Feldzug 1904-1905 wurde mittels des Typhusschutzimpfungs-Verfahrens die Erkrankungziffer wie die Sterblichkeit der Truppen an Typhus wesentlich herabgemindert. Wenn



In der preußischen Armee vom Juli 1870 bis Juni 1871. Während 12 Monat. | In der französ. Garnison Langres vom September 1870 bis März 1871. Während 7 Monat.

Todesfälle durch Typhus (schwarz), **Dysenterie** (schräg schraffiert) u. **Pocken** (gerade schraffiert) **auf 10 000 Seelen im Krieg 1870-71.**

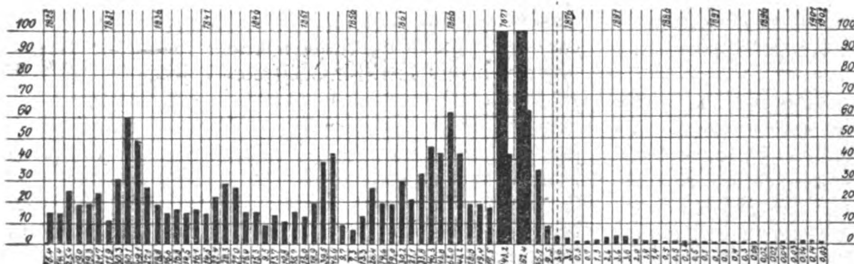
auch diese Verfahren in großen Kriegen der Zukunft, vielleicht aus äußeren Gründen, nicht allgemein durchgeführt werden können, so sind sie doch unter besonderen Verhältnissen nicht zu entbehren.

Die Organisation des Militär- und Sanitätswesens und die Einführung wissenschaftlich-medizinischer Methoden in die militärische Hygiene haben also zweifellos schon jetzt große Erfolge gezeitigt, und sie werden in Zukunft die Bedeutung der Seuchen und Krankheiten während der Feldzüge mehr und mehr zurückdrängen. Dank den Erfolgen der modernen Chirurgie können die Verwundeten vor den Wundinfektionen geschützt und die gesunden Soldaten durch die Tätigkeit der Militärärzte vor den Seuchen bewahrt werden. Bei den Ärzten hat es allerdings an bestem Willen auch früher nicht gefehlt, selbst in Napoleons Heeren nicht, in denen so wenig für Kranke und Verwundete vorbereitet war. Von dem ausgezeichneten Militärarzt Larrey, der sogar für die sanitären Organisationen in Feldzügen oft trotz Mangel an Zeit und Material das Möglichste zu tun sich bemühte, sagte Napoleon (zitiert nach Ebstein) selbst: „Larrey ist der red-

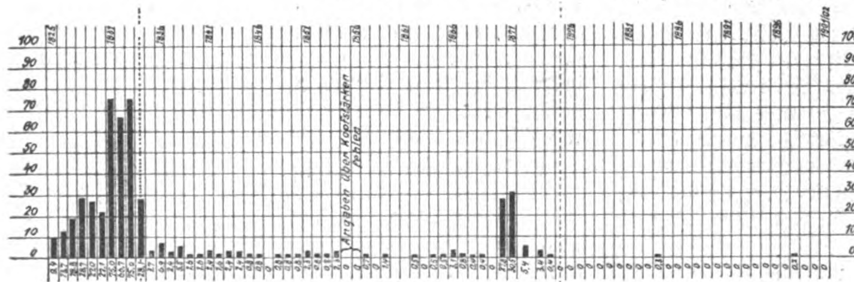
Pockensterblichkeit der Zivil- und Militärbevölkerung in Preußen.

Von je 100 000 starben an den Pocken:

Zivilbevölkerung.



Militärbevölkerung. Nach Erlaß des Impfgesetzes.



1834 Impfung bzw. Wiederimpfung aller Neueingestellten obligatorisch. 1. April 1875 Inkrafttreten d. deutschen Reichsimpfgesetzes.

(Nach Karte V d. im Kaiserl. Gesundheitsamt bearbeiteten Denkschrift „Blattern u. Schutzpockenimpfung". Verlag Springer.)

lichste Mann und der größte Freund der Soldaten, den ich je gekannt habe. Wachsam und unermüdlich in der Pflege der Verwundeten, sah man ihn auf dem Schlachtfelde nach einer Aktion, von einem Train junger Chirurgen begleitet, sorgfältig nachforschen, ob in den Körpern noch ein Lebenzeichen zu entdecken sei. In der rauhesten Witterung, in der Nacht wie am Tage, wurde er so unter den Verwundeten gesehen. Selten erlaubte er seinen Gehilfen, einen Augenblick auszuruhen. Er plagte die Generale und störte sie nachts in ihren Betten auf, wenn irgendeine Anordnung oder Hilfe für die Verwundeten oder Kranken nötig war. Sie fürchteten ihn alle, denn sie wußten, daß er jeden Augenblick bereit war, zu mir zu gehen und mir die Klagen vorzulegen."

Will eine Nation ein Heer von größter Leistungsfähigkeit besitzen, so muß sie sich eine disziplinierte Armee schaffen, in der nicht nur alle, vom Führer bis zum letzten Mann, freudig bereit sind, wenn es sein muß, den schönen Tod fürs Vaterland zu sterben, sondern in der auch strategische, militärisch-technische und organisatorische Vollkommenheit erzielt ist. Einen nicht kleinen Teil trägt hierzu ein gutes Militärsanitätswesen bei, an dessen Spitze nach allen Richtungen ausgebildete Sanitätsoffiziere stehen. Die Kriege, Schlachten und Belagerungen, in denen, wie von Linstow sagt, „nicht die feindlichen Waffen, sondern die Krankheiten und Seuchen das entscheidende Moment waren", werden in Armeen mit gutem Sanitätswesen zu den Seltenheiten gehören oder überhaupt nicht mehr möglich sein. In Heeren, in denen die Pflege des Gesundheits- und Lazarettwesens auf der Höhe der Zeit steht, wird, wo immer pflichtbewußte Sanitätsoffiziere wirken, dann auch das Wort Homers stets Geltung finden: „Fürwahr, ein hilfreicher Arzt ist mehr wert als viele andere Männer."

Eine Armee aber wird ihre höchsten Eigenschaften nur dann entfalten können, wenn nicht durch die Seuchen und Krankheiten die im Kriege so schwer wiegenden moralischen Kräfte der Truppen lahmgelegt werden: Manneszucht, Gehorsam und Mut, verbunden mit dem festen, von den Führern getragenen Willen zum Siege.

Eine amerikanische Operette.

Hierzu 7 Aufn. Copyright Willinger.

Es ist kein Wunder, wenn die ernste dramatische Kunst jenseit des großen Wassers bis heute nicht allzu zahlreiche Pflegestätten gefunden hat. Eine klassische Kunst setzt auch eine alte Kultur voraus, in der die Lebensanschauungen eines Volkes sich zu einer gewissen Einheit entwickelt haben. „Kein Meister fällt vom Himmel", ist ein altes Wort, das auch für das geistige und künstlerische Leben Gültigkeit hat, und wie mit dem einzelnen ist es mit der Gesamtheit, mit einem ganzen Volk. Von heute auf morgen ist es nicht getan, denn die Kunst läßt sich nicht „machen".

Auch in der Musik ist die Alte Welt noch tonangebend geblieben. Italienische, französische und deutsche Opern beherrschen den Spielplan der großen Bühnen in den Hauptstädten der Vereinigten Staaten, und der amerikanische Dollar lockt alljährlich die besten europäischen Sänger und Sängerinnen ins Land der unbegrenzten Möglichkeiten, wird dort jeder Ton doch sozusagen mit Gold aufgewogen.

Auch die moderne Operette, die wieder ein Liebling des europäischen Theaterpublikums geworden ist, hat ihren Triumphzug durch die Neue Welt angetreten, und jüngere amerikanische Komponisten sind nicht ohne Erfolg bemüht, mit ihren berühmten Kollegen, wie Franz Lehár, Leo Fall, Oskar Straus, Viktor Hollaender, Paul Linke usw., in Wettbewerb zu treten. So hat vor kurzer Zeit der Operettenkomponist Ivan Caryll mit seinem neusten Werk „Oh, Oh, Delphine" in Philadelphia und dann in Neuyork einen nachhaltigen Erfolg erzielt.



Aus dem zweiten Akt der Operette „Oh, Oh, Delphine".
Grace Edmond als Delphine und George Beane als Noel Jolibeau.



Scott Welsh als Jolibeau und Oktavia Broske als Bimboula.



Aus der Operette „Oh, Oh, Delphine!“: Die sechs Modelle.

Die modernen Operettentextdichter lieben die Aktualität, und sie folgen den Errungenschaften der Neuzeit mit der Geschmeidigkeit von Ansichtspostkarten- und Spielzeug-Fabrikanten. Jede neue Erfindung auf dem Gebiet der Technik und des Verkehrs wird sehr rasch auf ihre komische Verwendbarkeit geprüft, und es gibt nichts, was ein Humorist von heute — für seine eigene Person wenigstens — nicht komisch fände. Gelegentlich aber werden auch Seitenwege eingeschlagen, die an vergangene Zeiten erinnern.

Der neuste Schlager der Neuyorker Operettensaison zeigt zwar einen etwas zurückliegenden Stoff, der aber deshalb nicht weniger erheiternd wirkt. Ein junger Maler will für die nächste Ausstellung ein Venusbild liefern, das in der Gestalt der Liebesgöttin ein durchaus vollkommenes Schönheitsideal darstellen soll. Und da die Vollkommenheit unter Menschenkindern nicht gerade häufig anzutreffen ist, kann er sich nicht mit einem Modell begnügen. Für Kopf und Arm, Gestalt und Fuß holt er sich mühsam von den verschiedensten Damen das nötige Vorbild, und es würde ihm bei allen Anstrengungen auch schließlich gelungen sein, das erträumte Ideal darzustellen, wenn er nicht am Ende auf ein unübersteigliches Hindernis gestoßen wäre: es fehlte ihm noch eine vollendet schöne linke Schulter, und er findet durchaus keine Frau, die seinen sehr hochgespannten Ansprüchen in dieser Beziehung genügen will. Anatomen mögen darüber entscheiden, ob eine schöne linke Schulter wirklich so eine Seltenheit ist, namentlich da, wo sich gegen die rechte nichts hat einwenden lassen — man müßte denn annehmen, daß die meisten Damen mit vollendeter rechter Schulter schief sind. Aber was muß man nicht annehmen, um einem Operettendichter zu glauben. Endlich findet der Maler seine Schulter — und an der Schulter eine Dame, die auch in anderer Beziehung begehrenswert ist; aber an der Dame hängt ein wohlbeleibter und eifersüchtiger Mann, der für den Humor zu sorgen hat. Den Höhepunkt des Ganzen bildet die große Suche nach der linken Schulter — da der Maler zwischen sechs sehr anmutigen Kandidatinnen die Wahl zu treffen hat.

Man wird zugeben müssen, daß dieser Stoff, den C. M. McClellan dem französischen Schwank „Villa Primrose“ von Georges Berr und Marcel Guillemand entnommen hat, sehr operettenmäßig ist — nur aktuell ist er nicht, und wenn es heute noch Maler geben sollte, die sich die Gliedmaßen für ihre Schönheitsideale bei verschiedenen Modellen zusammensuchen, so sind sie ganz gewiß nicht modern zu nennen; freilich, man sieht noch — und namentlich in den großen französischen Kunstausstellungen — **Bilder, welche nichts weiter**



Szene aus dem dritten Akt:
Das Liebespaar Scott Welsh als Jolibeau und Grace Edmond als Delphine.

wollen als die elegante und etwas parfümierte Darstellung der sogenannten weiblichen Schönheit.

Aber wir empfinden es nur zu deutlich; nichts wird leichter unmodern als irgendein Begriff von Schönheit, und selbst wer der neueren Malerei nicht zu folgen gedenkt, weiß: die Zeit ist vorbei, da man sich das Ideal mühsam kombinierte, und man hat in heißem Studium des Wirklichen neue Schönheiten gefunden. Freilich, zum Operettenheldentum ist diese ernste und arbeitsame Moderne nicht so geeignet, und wer in der heutigen Kunst einen lustigen Stoff finden will, wird sich schon an die Allerjüngsten wenden müssen: da blüht freilich dem Humoristen der Weizen; Kubismus und Futurismus sehnen sich längst nach der Operette — mit einem kubistischen Walzer sind Millionen zu verdienen!

Vielleicht greift Ivan Caryll, der Komponist von „Oh, Oh, Delphine“, zu, dessen hübsche Musik einen so großen Erfolg errungen hat. Wie es auch bei Operetten so häufig geschieht, sind hier die einzelnen Gesangsnummern nicht willkürlich der Handlung aufgepfropft, sondern mit Berechtigung und großem Geschick in die Fabel hineingearbeitet. Es ist überflüssig, zu bemerken, daß auf die ganze Inszenierung des gefälligen Werkes, namentlich aber auf die Kostüme alle erdenkliche Sorgfalt und Mühe verwendet worden war. Man weiß, welche große Rolle der Toilettenluxus der Damen auf der modernen amerikanischen Bühne spielt.

Der Komponist von „Oh, Oh, Delphine“ ist übrigens auch in Deutschland kein Unbekannter. Vor zwei Jahren leitete das Leipziger alte Stadttheater die Michaelmesse mit der Erstaufführung der Operette „Die kleine Königin“ von Xanrof und Chancel ein, deren Musik von Ivan Caryll stammt. Dem Stück liegt der bekannte Stoff vom Prinzgemahl zugrunde, dem die junge Königin anfangs aus Staatsrücksichten die Hand reicht, der aber seiner demütigenden Lage bald überdrüssig wird und sich schließlich durch sein festes Auftreten seine Mitwirkung an der Regierung erwirbt. Wenn das Libretto auch keine allzu große Wirkung ausübte, so werden der Musik von Ivan Caryll doch manche reizende Walzer- und Marschmelodien nachgerühmt, die viel Anklang fanden.

Das neue Werk des amerikanischen Komponisten



Eine Gruppe „american girls“.

bedeutet gegen diese „kleine Königin" einen entschiedenen Fortschritt. Im Neuyorker Knickerbocker-Theater wird die lustige Operette „Oh, Oh, Delphine" unter der Direktion von Klaw und Erlanger allabendlich mit großem Erfolg gegeben. Unter den Künstlern und Künstlerinnen, die die Operette voll Laune und Temperament zur Darstellung brachten, sind besonders erwähnenswert: die jugendliche Grace Edmond, die die Hauptrolle der Delphine spielte, und ihr Partner Scott Welsh, der am Schluß des dritten Aktes (Abb. S. 2075) seine Geliebte heimführen darf. In den Nebenrollen taten sich namentlich der übermütige Frank McIntyre als komischer Bouchette, Oktavia Broske als eine Art Potiphar (Abb. S. 2074) und Stella



Der Komiker in der Operette:
Frank McIntyre als Bouchette.



Grace Edmond als Delphine und Stella Hoban als Simone.

Hoban als Simone (Abb. obenst.) hervor. Daß für die sechs Modelle der linken Schulter (Abb. S. 2074) die anmutigsten und hübschesten „american girls" ausgesucht worden waren, braucht wohl nicht besonders betont zu werden.

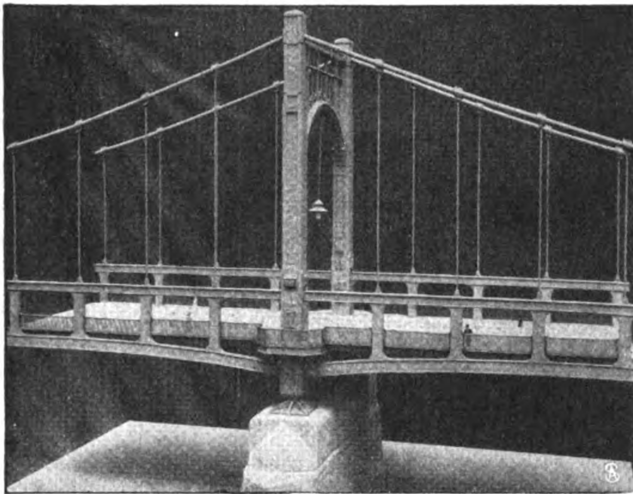
Eiserne Brücken.

Von Hans Dominik. — Hierzu 5 photographische Aufnahmen

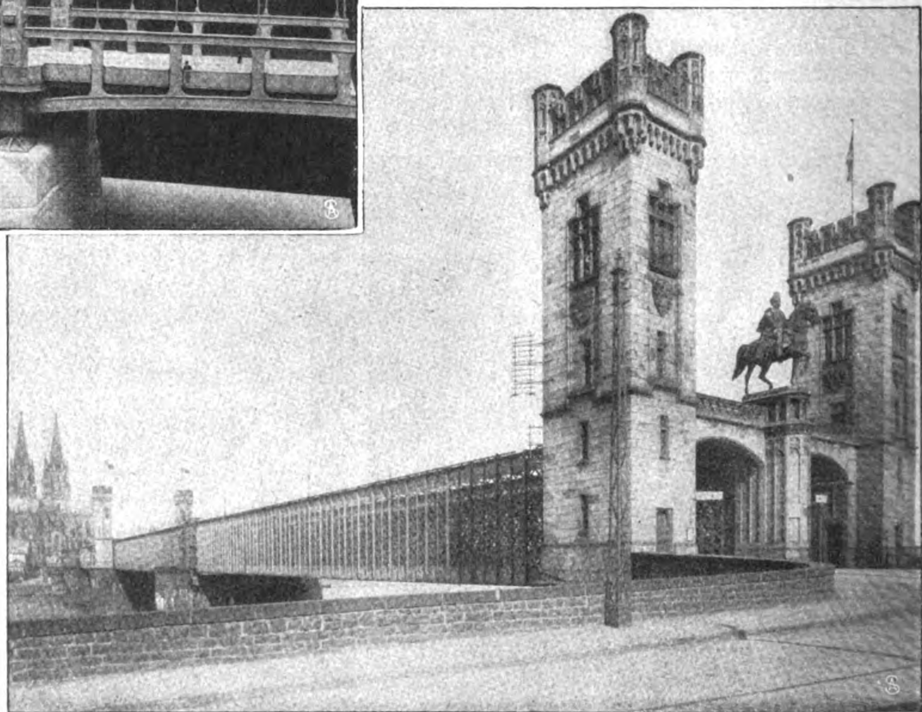
Wir sind heute ohne weiteres geneigt, Stahl und Eisen für die festesten Stoffe zu halten. Dem war jedoch keineswegs immer so. So sagt der geniale englische Ingenier Smeaton in einem Schreiben vom Jahr 1782: „Als ich vor 27 Jahren zum erstenmal Gußeisen für gewisse Zwecke verwendete, da rief alles, wie kann sprödes Gußeisen halten, wenn das stärkste Zimmerholz nicht widersteht? Die betreffenden Gußstücke arbeiten heute noch, und ihr Gebrauch, der zuerst in Nordengland gemacht wurde, ist seit der Zeit ganz allgemein geworden, und ich habe nie von einem Bruch gehört." —

Zu jener Zeit hatte das Eisen also noch das Zimmerholz zum ebenbürtigen Konkurrenten, und die erste Eisenbrücke der Welt, die gußeiserne Bogenbrücke, die im Jahr 1779 bei Broseley über den Severn geschlagen wurde, bedeutete eine technische Großtat ersten Ranges. Und als dann 1797 die erste eiserne Brücke des europäischen Festlandes bei Laasan über das Striegauer Wasser in Schlesien gebaut wurde, da hielt man dies Ereignis für so wichtig, daß eine besondere Denkmünze darauf geschlagen wurde. Dabei hat diese schlesische Brücke, die heute noch in Betrieb ist, nur eine Spannweite von etwa 12 Meter, ist also im Grunde genommen ein recht kleines und unscheinbares Bauwerk.

Aber dann kam das 19. Jahrhundert, das Jahrhundert der Technik und speziell der Technik des Eisens



Beispiel modernsten Brückenbaus:
Hängebrücke
mit Vierendeelträgern.



Verlag der Neuen Photogr. Gesellschaft A.-G., Berlin-Steglitz.

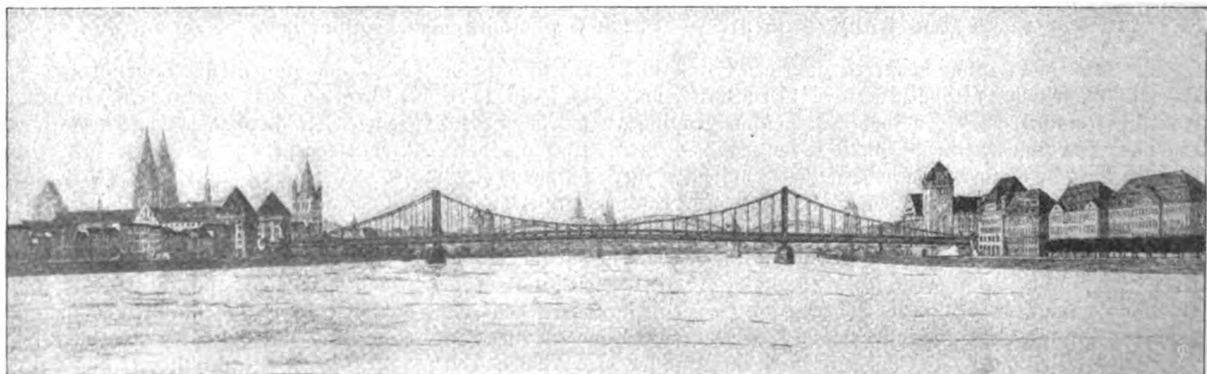
Alte Kölner Rheinbrücke (Beispiel einer unschönen Kastenträgerbrücke).

und des Stahls. Es gelang, Eisen und Stahl zu erzeugen, die sehr viel fester als das alte Gußeisen waren, und im Besitz des neuen verbesserten Baustoffes wagte sich die Technik an immer gewaltigere Aufgaben heran. Heute schwingen sich eiserne oder richtiger gesagt stählerne Brücken über Meeresarme und breite Ströme. In schwindelnden Höhen eilen die Eisenbahnzüge über Schluchten und Flüsse dahin, und es gibt kaum noch eine Kluft, die der modernen Technik zu tief, einen Strom, der ihr zu breit wäre.

Sind nun die Leistungen quantitativ ins Unendliche gestiegen, so interessiert auf der andern Seite nicht weniger die qualitative Lösung, die Art und Weise, auf die die Ueberbrückung einer bestimmten Breite erreicht wird.

Im Anfang des eisernen Brückenbaus war man froh, wenn die Pfeilerabstände und damit die Spannweiten der Brücken nicht zu groß wurden, so daß man bei der Verwendung von Faustformeln bleiben konnte, die oft genug durch die spätere genaue Theorie als völlig falsch erkannt wurden; doch waren bald die Spannweiten größer als bei den bisher üblichen Steinbrücken, so daß, was einen unleugbaren Vorteil hat, die Behinderung der Schiffahrt viel geringer wurde. Dagegen gab man bis in die neuere Zeit hinein verzweifelt wenig auf eine ästhetische Wirkung des Bauwerkes und sorgte sich auch nicht sonderlich darum, ob die Aufgabe mit mehr oder weniger Eisenaufwand gelöst wurde.

Das war jene Zeit, da der Eisenbau noch im Anfang der Entwicklung stand, da es als feststehend galt, daß jeder Eisenbau im Gegensatz zu Stein- und Holzbauten an sich häßlich sei, und da man diese eingebildete Häßlichkeit des Eisens dadurch zu mildern suchte, daß man ihm die Konstruktionsformeln anderer Baustoffe aufdrückte, daß man beispielsweise gußeiserne Maschinengestelle in Form gotischer Chorstühle mit allerlei

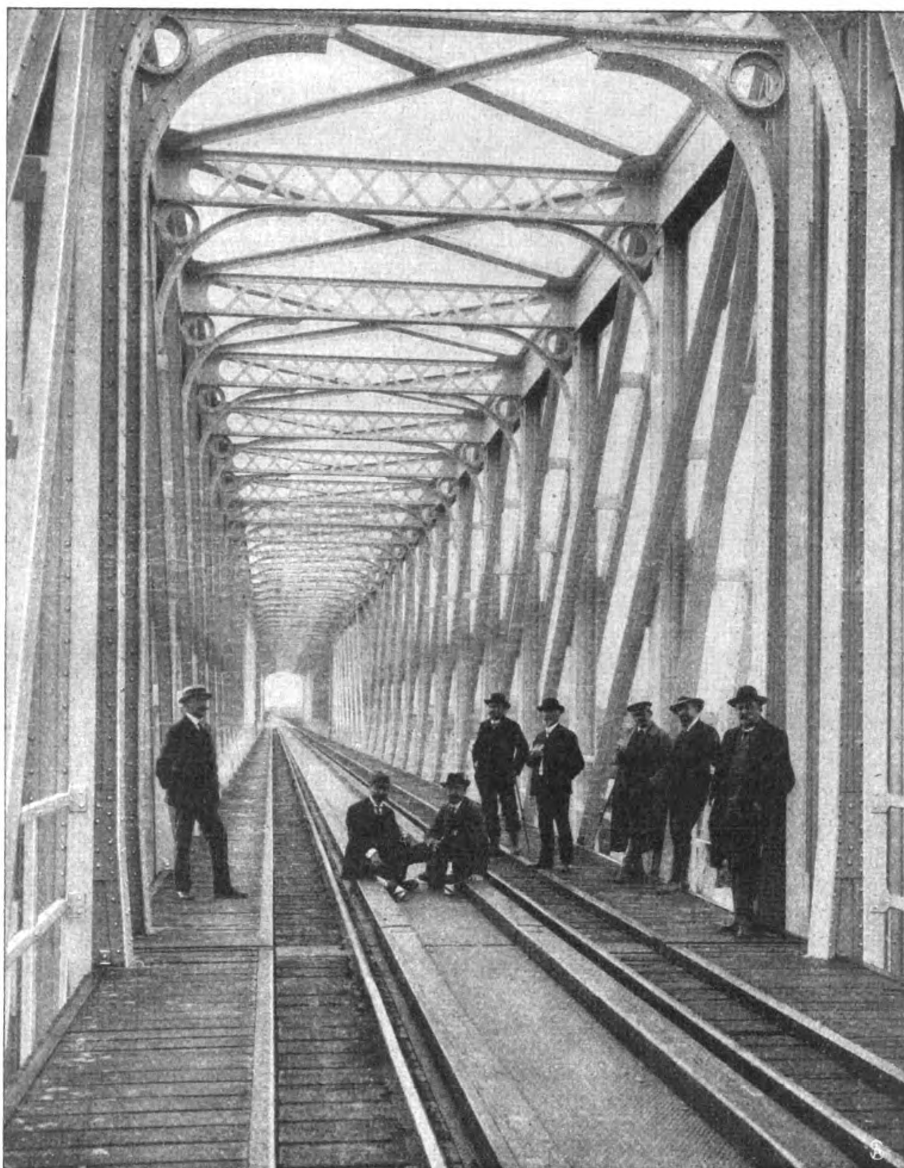


Hängebrücke mit Vierendeelträgern über den Rhein.

Spitzbogen goß oder gar mit Palmetten und Mäandern verzierte.

In der Tat waren auch die eisernen Brücken jener Zeit nicht schön. Man suchte und tastete noch allenthalben. Man hatte noch nicht entdeckt, daß das Einfachste immer das Schönste ist, und daß der Eisenbau am vollkommensten wirken muß, der die Kraftlinien des Eisens ohne Maske unverhüllt zum Ausdruck bringt.

Als ein Beispiel jener alten unentschlossenen Bauweise mag die alte, im Jahr 1859 bei Köln über den Rhein geschlagene Parallelgitterbrücke gelten, die die Abbild. S. 2078 darstellt. Hier fehlen noch vollständig die groß auftretenden Kraftlinien. Dem Auge bietet sich ein Gewirr von Gitterstäben und Stäbchen dar, aus denen kaum die beiden Hauptgurtungen hervortreten. Betrat man die Brücke selber, die inzwischen ja erfreulicherweise verschwunden ist, so glaubte man in einem regulären Käfig zu sein, aus dem es nirgends einen freien Blick auf den Strom gab.



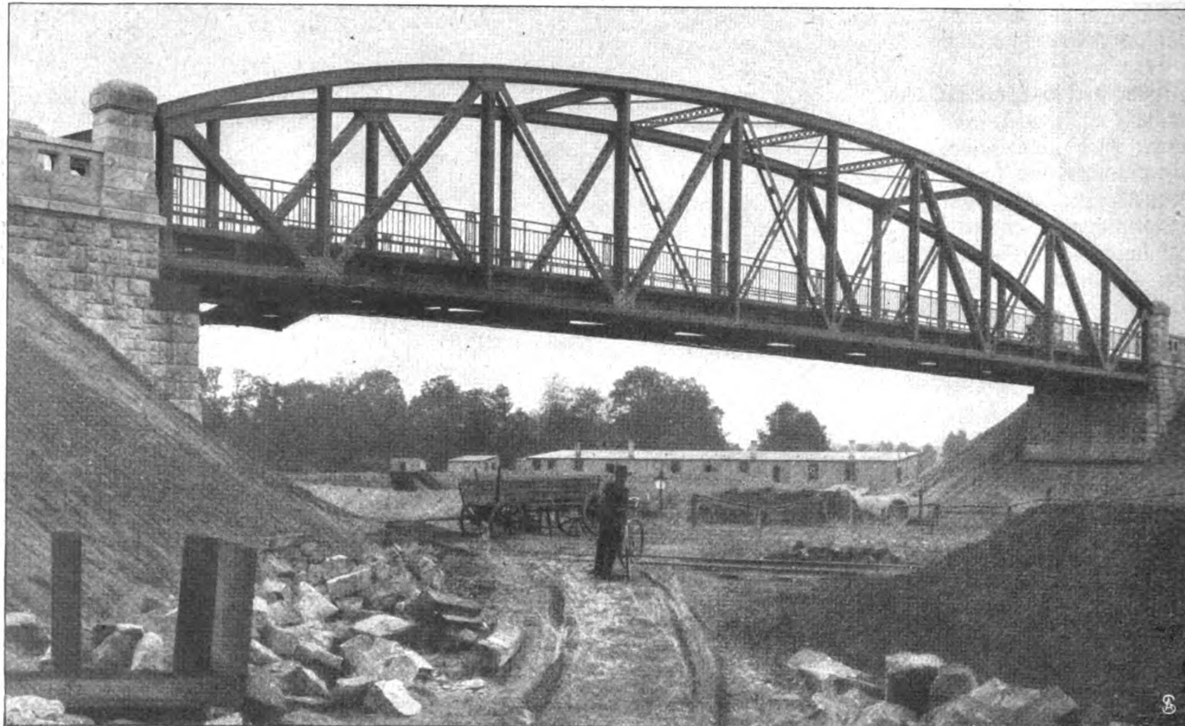
Innenansicht einer Fachwerkbrücke (Telajen, Rumänien).

Aber im Lauf der Zeiten machte die Eisenbautechnik und vor allen Dingen auch die Wissenschaft, die Kunst der genauen Brückenberechnung, Fortschritte. Man lernte es, an die Stelle mehr oder minder vollwandiger Balken- und Gitterbrücken Fachwerksträger zu setzen, in denen jedes einzelne Glied genau bestimmt und berechnet war. Damit begann eine neue Aera des Brückenbaues, die viele auch in ästhetischer Beziehung gutwirkende Brücken hervorgebracht hat.

Eins freilich ist allen diesen Brückenbauten gemeinsam. Mögen es nun Bogenbrücken oder einfache Parallelträger sein, mögen ihre Gurtungen dieser oder jener Form folgen: in jedem Fall war es zum Zweck genauer statischer Berechnung notwendig, das Fachwerk selbst durch vertikale und schräge Querverbindungen in einzelne Dreiecke zu zerlegen. Der Grund liegt in dem Umstand, daß das Dreieck die einzige mathematische Figur ist, die bereits durch die Angabe der drei Seitenlängen fest bestimmt ist, während man beim Viereck auch noch wenigstens einen Winkel braucht. Solange aber die Statik nur mit den einfachen Hauptspannungen rechnerisch fertig werden konnte, war die Annahme von Vierecken, von starren Winkeln ausgeschlossen, und so finden wir diese in Dreiecke zerlegten Fachwerke, wie sie zwei andere unserer Abbildungen veranschaulichen. Sicherlich ein Fortschritt gegen die alten Gitterkasten, aber in ästhetischer Beziehung noch nicht auf der Höhe. So sehen wir auf Abb. S. 2080 bei der Ansicht von außen her, wie sich die Diagonalen der beiden Hauptbrückenträger recht häßlich überschneiden. Wir sehen auf obenst. Abb., daß auch hier das Diagonalenwerk noch bedenklich an einen besseren Käfig erinnert.

Einen weiteren erheblichen Fortschritt hat die Kunst des Eisenbrückenbaus wiederum in den letzten Jahren gemacht. Es gelang vornehmlich dem belgischen Professor Vierendeel, die Berechnung eines Trägers, des heute allgemein nach ihm genannten Vierendeelträgers, durchzuführen, der nicht mehr aus einzelnen Dreiecken, sondern aus Vierecken besteht.

Das bedeutet einmal einen großen wissenschaftlichen



Beispiel einer Brücke mit Diagonalstreben: Straßenbrücke über den Rhein-Herne-Kanal bei Osterkappeln.

Triumph, weil die Nebenspannungen, die bei den Dreieckträgern immer noch eine ziemlich dunke Rolle spielten, hier rechnerisch voll erfaßt wurden, besonders seitdem durch deutsche Wissenschaft die Berechnungsart wesentlich vervollkommnet worden ist. Weiterhin erscheint der Vierendeelträger zweifellos als ein geeignetes Mittel, gute ästhetische Wirkungen zu erzielen und Brücken zu schaffen, die sowohl von außen her einen befriedigenden Anblick gewähren wie auch den Passanten der Brücke eine erfreuliche Aussicht bieten.

Als Beispiel dieser letzten Etappe des Brückenbaus mag der Klönnesche Entwurf einer neuen Straßenbrücke über den Rhein dienen, der durch die beiden Abb. auf S. 2078 veranschaulicht wird. Die obere Abb. zeigt einen Pfeiler der Brücke mit Teilen der Brückenbahn nach beiden Seiten. Man sieht, daß es eine Kabelbrücke ist. Die Brückenbahn aber wird von zwei Vierendeelträgern getragen, die ihrerseits mittels einfacher vertikaler Hängeeisen an dem Kabel aufgehängt sind. Die Abbildung veranschaulicht die Mächtigkeit der Vierendeelträger gegenüber den auf der Brücke dargestellten Personen und zeigt, wie sich hier allenthalben ein freier Ausblick von der Brückenbahn in den Strom bietet. Wären die Personen nicht dargestellt, so würde die Mächtigkeit der Träger kaum zum Bewußtsein gelangen.

Die untere Abb. endlich gibt eine allgemeine Ansicht dieser Brücke über den Rhein und zeigt, wie leicht und graziös das gewaltige Bauwerk die große Strombreite überbrückt. Zweifellos bedeutet diese neuste Phase in der Technik des eisernen Brückenbaus nicht nur in wissenschaftlicher, sondern auch in ästhetischer Beziehung einen gewaltigen Fortschritt, und wir dürfen wohl hoffen, daß auch die eiserne Brücke von Jahr zu Jahr mehr nicht nur ein wertvolles Verkehrsmittel, sondern auch ein vollkommen ästhetisch wirkendes Kunstwerk werden dürfte.

Allein.

Wundersame Stunden,
Traut und still allein,
Wenn schon überwunden
Tageslast und Pein.

Breitet Nacht so sachte
Ihre Flügel aus,
Hol aus tiefstem Schachte
Golderz ich heraus.

Strömen die Gedanken
Rauschend mir dahin,
Blühen Blumenranken
Auf in meinem Sinn.

Wie die Lotosblüte
Bin der Stille Braut,
Was ich stolz behüte,
Nur die Nacht erschaut.

Breitet Nacht so leise
Ihre Flügel aus,
Kehrt von harter Reise
Seele mir nach Haus.

Ruht von heißen Wunden
Aus, von Zorn und Streit,
Kann wohl neu gesunden
Nur in Einsamkeit.

Dora Edle von Gröller.

Gendarm Apfelreis.

Skizze von Georg Busse-Palma.

Peter Meineke, der von seinen Freunden häufig im Scherz Gendarm Apfelreis genannt wurde, saß in der Laube vor dem alten Chausseehaus, das seine Dienstwohnung bildete. Er rauchte seine Stummelpfeife und sah schon ein bißchen müde in die laue Abenddämmerung. Die Luft war voll von dem Geruch der Wiesen und Wälder ringsherum und von den mißtönigen Rufen, die einige Dämmerungsvögel von der Havel herüberschickten.

Zwei Kinder, ein vielleicht siebenjähriges Mädchen und ein noch jüngerer Knabe, kamen, einen Deckelkorb tragend, vom Wald her. Sie gingen geradeswegs auf ihn zu.

„Sieh, sieh! Die Bergerschen Kinder! Und wie furchtlos sie heute sind!“ freute sich der Gendarm. „Ehe ich ihnen den Erlaubnisschein zum Beerensammeln schenkte, schlichen sie immer wie arme Sünder an mir vorbei ...“

„Na, was wollt ihr denn, ihr Kramtsvögel?“ redete er die Kleinen ermunternd an.

Das Mädchen knickste und lüftete schüchtern den Korbdeckel.

„Da“, sagte es. „So schöne Pilze und Beeren haben wir gesammelt. Und ich dachte, ich dachte ...“

Meineke lachte leise in seinen grauen Bart. Der Schelm stieg ihm in den Nacken.

„Die soll ich euch wohl abkaufen?“ fragte er.

„Nicht abkaufen“, antwortete das Mädchen glutrot. „Weil Sie doch so gut zu uns waren ...“

„Ach? Also schenken willst du sie mir! Himmel, Herrgott!“ fuhr er das Kind schmetternd an. „Weißt du nicht, daß das Beamtenbestechung ist? Mein Säbel, wo ist mein Säbel?“

Künstliche Zornfalten auf der Stirn, suchte er aufgeregt an seiner Seite. Die Kinder prallten zurück und dachten nicht anders, als daß sie jetzt hingerichtet werden sollten. Bis der Junge seine Schwester mit einem Mal in den Rücken puffte.

„Der ist ja gar nicht böse!“ sagte er altklug.

Er hatte die feinen Lachfältchen um Meinekes Mund bemerkt, und als sich das Mädchen daraufhin ebenfalls getraute, ihn ordentlich anzusehen, lachte es auch in ihrem Blick lustig auf.

„Ach du!“ rief es fröhlich. „Du tust uns ja doch nichts, Onkel Gendarm!“

Da schmunzelte Meineke, streichelte beiden die strohblonden Köpfe und bedankte sich für das Geschenk. Vergnügt und munter trollten die Kleinen sich weiter, und das Mädel warf ihm noch aus der Ferne eine Kußhand zu, als ob der alte Gendarm sein bester Freund wäre.

Ein alter Collie, der fast reglos neben ihm gelegen hatte, hob mit leisem Winseln den edlen, schmalen Kopf.

„Ja, du! Du bist doch mein Treuster“, sagte Meineke zärtlich und kraute ihm den Behang. Er hatte das Tier vor Jahren mit zerquetschter Pfote herrenlos am Weg aufgegriffen, und es war allmählich sein liebster Kamerad geworden.

„Weil sie früher sozusagen die Beeren immer stehlen mußten, waren die Gören immer scheu und verschüchtert,“ erzählte er dem Hund, „und wie zutraulich sind sie jetzt! Wegen der paar Groschen, Lukki! Sag, ist es nicht wirklich besser, wenn man ein bißchen weich ist?“

„Überhaupt!“ fuhr er in seiner Selbstbetrachtung fort. „Gegen Roheitsverbrecher bin ich doch noch härter als die andern und bin doch selbst bestraft worden, weil ich den Lemke windelweich geschlagen habe, statt ihn einfach anzuzeigen. Sonst aber ... Nee, es tut mir wirklich nicht leid, daß ich manchen laufen ließ und vor Schande bewahrte. Selbst bei Czarlinski reut es mich nicht, obwohl das doch ein Lausejunge erster Klasse ist! Hätt ich damals dem Bauern, dem er die Kaninchen gestohlen, nicht so lange zugeredet, säß er jetzt im Gefängnis. So kann man doch immer noch hoffen, daß er wieder ein anständiger Kerl wird.“

Er trat aus der Laube und ging durch den kleinen Vorgarten um das Haus herum auf den Hof, wo sein Holz und die Stallung für seine Hühner lagen. Das war sein üblicher Revisionsgang.

„Nee, nee!“ schmunzelte er dabei vor sich hin. „Mag der Oberwachtmeister nur ruhig weiter schimpfen, daß ich ein zu weiches Gemüt hätte und sie mich darum Gendarm Apfelreis nennen. Wir bleiben bei der alten Methode, Lukki! Was?“ —

Gegen zwei Stunden mochte er schon geschlafen haben, als er plötzlich auffuhr. Der Collie, der neben seinem Bett lag, hatte angeschlagen, leise und verhalten, wie er es innerhalb der Wohnung immer tat, und stupste jetzt mit der Schnauze nach seiner Hand. Ein Geschrei, das er unschwer als das seiner Hühner erkannte, klang vom Hof her.

Sollte ein Wiesel im Stall sein?

Blitzschnell fuhr er in seine Hose, nahm eine alte Schrotflinte vom Haken und ging vorsichtig zur Haustür, die er geräuschlos aufstieß. Der Hund sprang kläffend voran.

Mit einem Blick überflog er die Situation.

Dicht vor dem Hühnerstall, dessen Tür offenstand, sah er eine dunkle Menschengestalt, die einen schreienden, zappelnden, flügelschlagenden Knäuel in der Hand hielt.

Meine Hühner! dachte Meineke und sprang die Treppe herab.

Der Überraschte floh. Jetzt hing er mit seinem Bündel schon auf dem Zaun. Aber Meineke hatte lange Beine und packte ihn, noch ehe er hinüber war. Am Genick riß er ihn herunter und erkannte das freche Gesicht Czarlinskis, den er schon mal hatte laufen lassen.

„Ach, du bist es! Na warte, mein Junge, diesmal kommst du nicht so weg“, rief er überrascht.

Der Gepackte wand sich unter dem kräftigen Griff, ließ seine Beute fallen und begann zu bitten und zu betteln: „Ach, Herr Gendarm, nur noch das einzige Mal lassen Sie mich laufen. Ich tat es doch nur, weil wir so arm sind. Und Mutter ist krank, und ich dachte, ein Teller Hühnersuppe ... Wirklich und wahrhaftig, Herr Gendarm!“

„So! Und dazu stiehlst du gleich sechs Hennen!“ höhnte Meineke. ... „Und deine arme Mutter kenn ich gottlob besser. Die will gewiß keine gestohlene Fleischbrühe! Nee, du Strolch, du bist mir zu ausgekocht!“

„Bitte, bitte!“ flehte der vielleicht neunzehnjährige Bengel. „Denken Sie doch nur: Schlächtermeister Kunkel will mich beschäftigen, und wenn ich jetzt eingesperrt werde ... Ach Gott, ach Gott, Herr Gendarm!“

Der Kerl will mich nur dumm machen, dachte Meineke. Deswegen empfand er aber doch Mitleid. Weniger mit dem Jungen als mit dessen Mutter, die ein ehrliches, krankes Frauchen war.

„Schön!“ erwiderte er also barsch. „Vor dem Gefängnis will ich dich noch einmal behüten. Aber dein Allerwertester soll es im Gedächtnis behalten, daß du eingebrochen bist.“

Er hob von dem Holzhaufen vor dem Stall eine starke, biegsame Gerte auf, zog den Spitzbuben über das Knie und versetzte ihm einen pfeifenden Hieb.

Czarlinski schrie laut auf: „Nicht doch! Nicht schlagen! Ich werde es auch nie wieder tun.“

Aber Meineke hieb weiter. Wo er es für nötig hielt, hatte er eine gediegene Schlagkraft. Der Bursche heulte und flennte, bis er schließlich wütend schrie: „Lassen Sie mich los! Sie dürfen mich nicht schlagen. Ich will vor den Richter. Anzeigen werde ich Sie. Zu Hilfe — zu Hilfe . . !“

„Sieht dir ähnlich, daß du lieber ins Kittchen willst“, brummte Meineke weiter hauend. „Aber nee! Vielleicht sind die Hiebe doch noch heilsamer!“

Da schwieg Czarlinski. Meineke hörte nur noch, daß er mit den Zähnen knirschte. „So!“ sagte er schließlich. „Für die nächsten Tage hast du einen Teil vom Katechismus da hinten stehn. Du sollst nicht stehlen! nämlich. Und nu pack dich!“

Trotz seiner zerbläuten Glieder stieg Czarlinski hurtig über den Zaun. Dann tönte durch die Latten seine vor Wut mißtönende Stimme: „Das vergeß ich Ihnen nicht, Gendarm! Das bezahlen Sie mir!“

Eine Woche später, als Meineke zufällig eines Nachmittags zu Hause geblieben war, hörte er Räderrollen, das vor seiner Wohnung verstummte. Durch die Gardinen, nach außen hin selber nicht sichtbar, sah er hinaus. Ein Schlächterwagen, auf dessen Bock Czarlinski saß, hielt vor ihm.

„Komm, Lukki, komm!“ rief der Bursche lockend und warf eine Handvoll Knochen und Wurstpellen herab. Der Hund, der vorn in der Laube lag, erhob sich schweifwedelnd und kam und fraß. Auch als Czarlinski vom Wagen stieg, ließ er sich gnädig streicheln.

Der hat das Tier schon öfter gefüttert und will es an sich gewöhnen, dachte Meineke. Aber was bezweckt er damit?

Er bekam den Vorgang nicht aus dem Kopf. Und als er eines Tages durch das Städtchen einer anderen Ortschaft zuschritt, packte ihn ein plötzliches Unbehagen. Er mußte an Czarlinski vorbei, der fahrbereit auf seinem Wagen saß, und fing einen tückischen Blick auf, der ihm zu denken gab.

Heute weiß er also, daß ich nicht zu Hause bin, beunruhigte er sich. Wenn er die Gelegenheit benutzt...

Es sträubte sich etwas in ihm, weiterzugehen. Und als er außer Sicht war, kehrte er jäh um und ging zurück. Aber nicht durch die Stadt. Er ging um sie herum, immer den Waldrand entlang, wo er von der Chaussee aus nicht gesehen werden konnte.

Er war noch eine Strecke von seinem Haus entfernt, als ein schauerliches Geheul an sein Ohr schlug. Ein Heulen, das in einem Mark und Bein erschütternden Schrei seinen Höhepunkt fand und in immer leiser werdendem Gewinsel langsam erstarb.

Das war Lukkis Stimme! schrie es in ihm auf. In sinnloser Angst begann er zu laufen. Ehe er jedoch noch einen freien Ausblick hatte, hörte er einen lauten Peitschenknall und ein Räderrollen, das bis dahin stille gewesen war.

Da fährt das Luder! durchzuckte es ihn. Aber was wird er angerichtet haben?

Auf dem Hof sah er es. An einem Haken in der Hintertür hing sein Collie. Am Halsband und regelrecht geschlachtet. Bei lebendigem Leib hatte der Unmensch ihn aufgeschlitzt, so daß der fuchsige Pelz vorn auseinander klaffte. Der feine Kopf des edlen Tieres hing schon tot herab, während durch die Hinterfüße die letzten Zuckungen des Lebens liefen.

Mit halb irrsinnigen brennenden Augen sah Meineke die Leiche an. Sechs Jahre lang war das Tier ihm Hausgenosse und Freund gewesen. Nun lag es da, hingeschlachtet von der Rachsucht eines Menschen, mit dem er immer Nachsicht gehabt hatte...

„Was tu ich mit dem Kerl?“ fragte er sich und wischte sich mit den großen Händen die Wuttränen ab. „Wenn ich ihn anzeige, und es ist ihm zu beweisen, kriegt er vielleicht zwei Monate. Zwei Monate, weil er bestienhafter war als jede Bestie! Ach Lukki, genügt dir das für dein Leben?“

Er krampfte seine Fäuste so fest zusammen, daß die Nägel ihm tief in die Handfläche schnitten.

„Wie ein Mensch das tun kann!“ stöhnte er auf. Wenn er ihn jetzt hier hätte! Er würde ihn zerreißen in seinem Zorn! Ein Kerl, der derartiges tun konnte, war in seinen Augen fast schlimmer als ein Menschenmörder.

Grübelnd schritt er auf und ab. Dem Wagen konnte er nicht nachlaufen. Was konnte er dem Kerl auch tun, wenn er ihn erwischte? Nur anzeigen durfte er ihn! Und daß er selber damit geliefert war, daß die vielen Fälle von gesetzwidriger Milde, die dabei zur Sprache kommen mußten, ihn um den Dienst bringen würden, das wußte er auch.

Nein! dachte er, außer sich vor Schmerz und Wut. Das soll dir teurer kommen als zwei Monate, die dich doch nur gemeiner machen. Ich war immer ein schlechter Beamter, weil ich stets den Geist suchte und nicht nach dem Buchstaben ging. Muß ich jetzt selber darüber stolpern, will ich noch mal Richter sein nach eigenem Recht.

Mit zusammengekniffenen Lippen und einer fürchterlichen Energie in den sonst so guten Augen, ging er in sein Zimmer; bedächtig untersuchte er sein Gewehr und lud den Revolver. Dann öffnete er das Fenster, zog die Gardinen vor und wartete.

Er weiß nicht, daß ich seinen Wagen noch rollen hörte; er weiß nicht, daß ich ihn als Täter kenne, überlegte er. Er wird wieder vorbeifahren und nach meinem Fenster sehen. Aber dann hat seine Stunde geschlagen — meine auch!

Seine Seele wurde von dem in ihm lodernden Zorn immer härter gebrannt. Es stand in ihm fest, daß Czarlinski nichts Besseres verdiente, als wie ein Raubtier abgeschossen zu werden.

Es war schon in der Dämmerung, als Czarlinski wieder angefahren kam. Im Wagenkasten blökte ein scheckiges Kalb. Der Bursche machte sein gewohntes freches Gesicht, peitschte das Pferd aber doch, um schneller vorbeizukommen.

„Hilft dir nichts!“ sagte Meineke.

Er hob das Gewehr, zielte und drückte ab. Als der Rauch sich verzog, sah er, daß der Bursche vornüber gefallen war. Das erschrockene Pferd riß den Wagen in

rasendem Galopp weiter, und das Kälbchen klagte jämmerlich.

„Kopfschuß!“ sagte Meineke.

Dann setzte er sich, ohne eine Erregung zu zeigen, an den Schreibtisch und verfaßte einen amtlichen Bericht, der mit den Worten schloß:

„Da ich nun eine lange Gefängnisstrafe zu erwarten habe, die mich bei meinen Jahren zu einem gebrochenen, unnützen Mann machen würde, ende ich mein Leben in der gleichen Stunde. Meine Hinterlassenschaft soll der Mutter des von mir Getöteten zufallen.“ —

Dann tat er, wie er geschrieben hatte.

Sein zerschossener Kopf lag dicht neben seinem letzten Schriftstück. Und als der Oberwachtmeister ihn aufgefunden und es gelesen hatte, wollte ihm der alte Spottname „Gendarm Apfelreis“ nicht mehr über die Lippen.

Ein Kapitel vom Hamster.

Von Eberhard Frhr. von Wechmar. — Hierzu 6 Aufnahmen von Graf zu Münster.

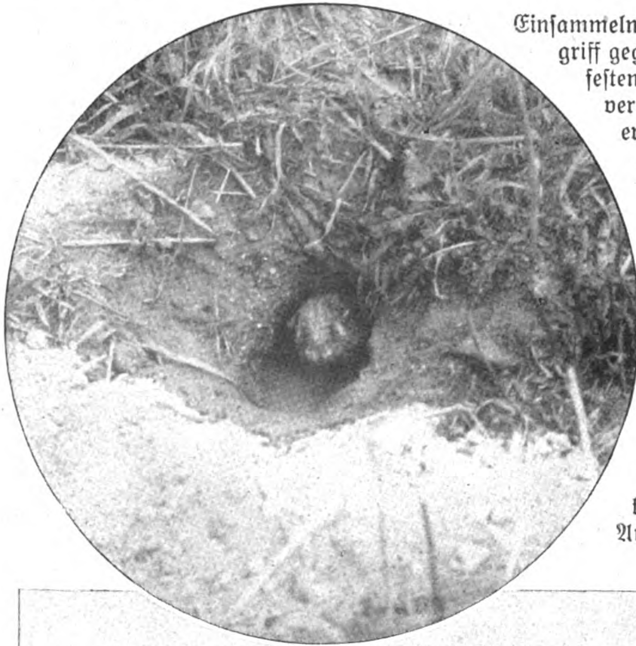
Vielen, denen der Hamster nie lebend vor Augen kam, bezeichnet dieses Wort ein Wesen, das „happig“ veranlagt ist. Tierkundige gebrauchen der Zoologie entnommene Vokabeln dem lieben Nächsten gegenüber wohl nur selten, vielleicht schon deshalb nicht, weil sie wissen, daß derartige Vergleiche meist hinken. Im allgemeinen gilt eine solche Benennung im Sprachgebrauch ja mehr humoristisch als beleidigend, denn circetus frumentarius, der gemeine Hamster, ist für die meisten der Gleichnisredner ein durchaus harmloser Geselle, bekanntermaßen zwar ein Vielfraß, aber doch sonst ganz schätzenswert.

Mir und vielen, denen der Hamster von Jugend auf in seinem Tun bekannt ist, scheint jedoch eine derartige vergleichsweise Bezeichnung geradezu kränkend und selbst dann nicht angebracht, wenn außer der „Happigkeit“ noch andere charakteristische Eigenschaften des homo sapiens mit denen des selbstsüchtigen Nagers unserer heimatlichen Scholle übereinstimmen. Man muß daher bei Anwendung solcher Schmeichelnamen zur Vorsicht mahnen, denn so angenehm ein von Hamsterfellen zusammengestückelter Pelz sein kann — schon aus Selbstachtung sollte man einen Mitmenschen nie, auch nicht im Scherz, mit einem Hamster vergleichen, denn die einzig lobenswerte Eigenschaft an ihm ist eigentlich die Reinlichkeit — unter bevorzugter Anwendung der Trockenwäsche.

Schon frühzeitig machte mich mein „Lehrprinz“, ein alter Fasanenwärter aus Böhmen, auf väterlichem Gut mit dem Wesen des Hamsters vertraut. Alles



Der Hamster verläßt den Bau.



Einsammeln der Körner, scheut er durchaus nicht vor einem Angriff gegen jugendliche Waden zurück, während er vor nahenden festen Männerschritten sogleich flieht. Sein Unterscheidungsvermögen ist überhaupt recht ausgeprägt, instinktiv wittert er die Gefahr, und schon aus dem Verhalten der Vögel auf dem Feld weiß er sich sein Verslein zu reimen. Stürzt sich da eine Lerche aus dem lichten Himmelsblau, plötzlich ihren Gesang unterbrechend, wie ein Stein in die junge Saat, so sind alle Hamster scheinbar vom Erdboden getilgt, und der Raubvogel hat das Nachsehen. Ungemein scheu veranlagt, fristet der Hamster sein Dasein daher fast ausschließlich in der Defensive. Nur die Artgenossen raufen wütend miteinander. — Auch die Anlage des Baus ist für des Hamsters feige Art ein Beweis. So klein die Pfoten dieses kaum 30 Zentimeter langen Erdbewohners sind, so wirbelnd vermag er sie beim Graben seiner Wohnung zu betätigen. Eine schräg zur Wohnkammer gescharrte Röhre dient ihm als Schlupfloch und Ausgang. Dieser Wohnraum, der nur ein einzelnes Exemplar beherbergen kann, ist eiförmig gestaltet, seine Wände geglättet und der Boden mit Stroh gepolstert; von ihm aus führen mehrere Röhren in die unterirdischen Fruchtkammern, die den Wintervorrat bergen. In einem Hamsterbau fanden wir gelegentlich über einen halben Zentner Getreidekörner aufgespeichert! Diesen Raub trägt der Hamster in den beiden Backentaschen herbei. Geschickt weiß er die Aehren mit den Vorderpfoten herabzubiegen; rasch dreht er sie dann im Maul hin und her, und der Körnersegen entleert sich in die Hautfalten seiner Backen.



Das Wasser wird in die Röhren gegossen, um den Hamster aus dem Bau zu treiben.

Der Hund auf dem Bau in Erwartung des Hamsters.

Oberes Bild:

Der ausgegossene Hamster kommt aus dem Bau.

Raubzeug gehörte dem braven Grünrock vertragsgemäß, und wenn auch damals noch der Wert eines Hamsterfelles gegen jetzt gering zu nennen war, so brachte doch der Fang vieler mit der Zeit ein nettes Sümmchen ein, und das verhältnismäßig ohne große Mühe.

Der Herbst und Winter ist für die Hamsterpelzjäger die Erntezeit, weil dann das Pelzwerk vollwertig ist, nur muß man rechtzeitig die Lage der Baue feststellen, in denen diese gefräßigen Tiere ihren Winterschlaf abhalten. Da galt es also fleißig beobachten und die Schlupfwinkel auf den Feldern beizeiten markieren.

Nachdem ich von meinem Lehrmeister „genossen" gemacht worden war, überließ er mir wohlweislich das Bestätigen der Schlupflöcher allein, denn so feige ein Hamster auch ist, im Herbst, beim



Hamster am Bau sichernd.

Aber auch für eine rasche Flucht befindet sich im Hamsterbau ein Eingang, das sogenannte Falloch. Dies liegt etwa zwei Meter vom Schlupfloch entfernt und führt zunächst senkrecht hinab, dann erst senkt es sich schräg weiter, und zuletzt geht der Gang in wagerechte Richtung über.

In einer so sinnreich angelegten Behausung, glaubt man wohl mit Recht, sei auch der Platz für ein inniges Familienleben geradezu geschaffen. Weit gefehlt! Die Geschlechter befehden sich so heftig, als ob die Hamstersippe sich Vernichtung geschworen hätte. Ein beispielloser Futterneid läßt diese auf den flüchtigen Beobachter fast träge wirkenden Geschöpfe nie zur Ruhe kommen.

An einem Feldrain, in einer Weißdornhecke, hatte ich damals als gelehriger Schüler meinen Beobachtungsposten gewählt. Vor mir im Feld war ein Hamsterbau, und noch heute sehe ich im Geist die kleinen hilflosen Wesen vor dem Schlupfloch um Eingang barmen, in dem die vollgehamsterte Alte lauernd lag und knurrend die eigenen Kinder von ihrem angestammten Heim vertrieb.

Der Kleinen Spur verlor sich im nahen Getreide, und die Alte fanden wir am nächsten Tag abgewürgt in einer Furche dicht beim Bau vor, in diesem aber beim Nachgraben ein altes feistes Männchen, dessen Anwesenheit daselbst des Dramas Ende erläuterte.



Hamster am Eingang des Baus.

Aber auch das Weibchen ist als Mutter nur wenig besorgt um die Nachkommen. Der Raummangel im Bau spricht hier wohl mit, mehr aber noch ein uns beim Tier besonders merkwürdig scheinender Egoismus. Zunächst verläßt die Hamstermama bei Gefahr sofort die Kleinen, ohne auch nur den geringsten Versuch zu deren Verteidigung zu machen. Warum aber erweitert die Alte mit zunehmender Größe ihrer Jungen die Höhlung nicht? Nun, sie ist nach wenigen Wochen ihrer überdrüssig und drängt sie ohne Rücksicht aus dem Bau, sobald die zierlichen Geschöpfe nur gelernt haben, die Körner mit den Vorderpfötchen zu halten, und lässig gezeigte Scharrversuche ihr, der Trägen, beweisen, daß sich die Hamsterchen einen Unterschlupf schon zur Not selbst schaffen können.



Hamster beim Einsammeln überrascht.
Beide Backentaschen und das ganze Maul sind mit junger Saat angefüllt.

Das Deutschtum in Palästina.

Von Karl Lorch. — Hierzu 8 Aufnahmen.

Jaffa war in den achtziger Jahren noch eine unbedeutende Stadt mit etwa 3000 Einwohnern und noch heute gefürchteter Reede. In den letzten Jahrzehnten hat sich aber die Einwohnerzahl meist durch Zuzug verdoppelt. Ist bei diesem schnellen Aufschwung auch der von Jahr zu Jahr gesteigerte Fremdenverkehr von Einfluß gewesen, so ist doch der Hauptfaktor unstreitig der gesteigerte Handelsverkehr und die rationeller und dadurch lukrativer betriebene Landwirtschaft geblieben. Darin haben sich besonders die deutschen Ansiedler einen großen Wirkungskreis zu erringen verstanden; denn durch ihren rastlosen Fleiß haben sie gezeigt, daß auch der schlechteste Boden im Lauf der Zeit nutzbar gemacht werden kann. Naturgemäß hat der sichtbar wachsende Erfolg auch bei einheimischen Kreisen gute Nachahmung gefunden. Heute steht der Wein- und Apfelsinenbau an führender Stelle. Die äußerst ungünstigen Wegverhältnisse erschweren zwar sehr den regelmäßigen Transport der Früchte, so daß im Winter oft tage-, ja wochenlang die Ueberführung der Apfelsinen — die an Ort und Stelle in geeignete Kisten zum Versand verpackt werden — verzögert wird und der Vertrieb oft empfindlich geschädigt wird. Der Transport der Kisten geschieht meist durch Kamele (Abb. S. 2087), die durchschnittlich 10 Kisten mit je 130 bis 150 Früchten zu tragen imstande sind. Die Gesamtausfuhr dieser köstlichen Früchte wird auf acht bis zehn Millionen geschätzt.



Jaffa, vom Meer aus gesehen.



Bläserchor „Wilhelma“.

Wie schon angeführt, hat die deutsche Kulturarbeit einen hervorragenden Anteil an der Nutzbarmachung des Landes sich erworben, davon geben die blühenden Kolonien ein beredtes Zeugnis. Doch die Bestrebungen der deutschen Pioniere sind nicht allein auf materiellen Wohlstand bedacht gewesen, auch die geistige Weiterbildung hat gute Fortschritte gemacht. Jede Kolonie besitzt bereits längst eine Volksschule. In den letzten Jahren erhielt Jerusalem sogar eine höhere Schule, deren Absolvie-



Das Krankenhaus in Jaffa.

rung gleichbedeutend ist mit der Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Militärdienst in Deutschland. Da es nun begreiflicherweise minderbemittelten Eltern schwer fällt, ihre Kinder aus den entfernten Kolonien zu einem dreijährigen Kursus nach Jerusalem zu schicken, so suchte die Kolonie Jaffa als meistbesuchte Schule auch diesem Uebelstand abzuhelfen. Es wurde eine Erweiterung der Schule derart geplant, daß künftig mit dem erfolgten Abschluß nur noch ein einjähriger Aufenthalt auf der Zentrale zu Jerusalem erforderlich sein dürfte. Dieser Plan ist, dank dem erhöhten Reichsbeitrag, ausgeführt worden. Nun hat die Tempelgemeinde zu Jaffa außer einer Kleinkinderschule und einer Mädchenarbeitschule (Abb. nebenst.) eine Volksschule, an die sich die Realschule unmittelbar anschließt.

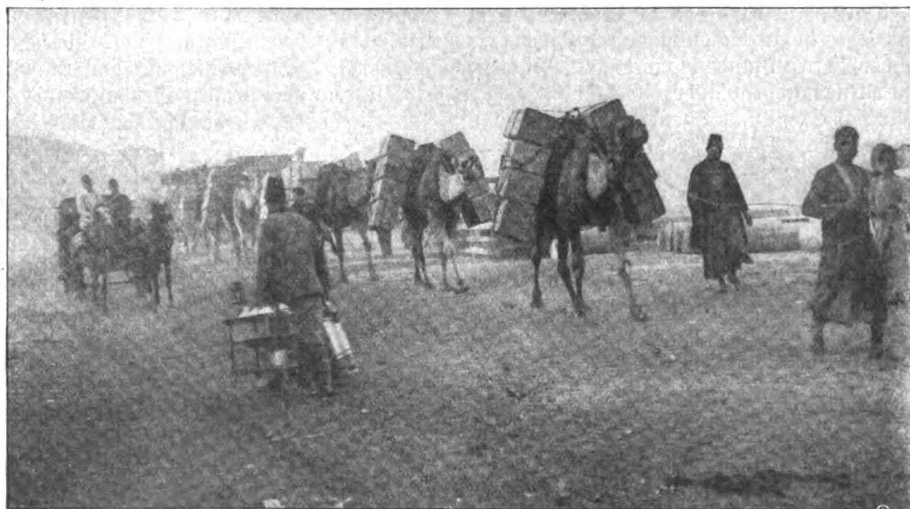
Da nun durch die Zahl der auswärtigen Besucher der Schule die zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten nicht mehr ausreichten, mußte notgedrungen zum Bau eines größeren Schulgebäudes (Abb. S. 2088) geschritten werden. Der Bau ist mit einem Kostenaufwand von 30000 Frank fertiggestellt worden. Gewiß eine sehr große Belastung für eine so kleine deutsche Kolonie wie Jaffa. Es möge noch darauf aufmerksam gemacht werden, daß für unsere Kolonie noch eine kleinere, aber gesondert stehende Schule der evangelischen Kirchengemeinde besteht, deren Unterhaltungskosten durch den Jerusalemer Verein, mit dem Sitz in Berlin, getragen werden. Trotz mancher Versuche ist es bisher nicht gelungen, eine Verschmelzung der



Am Strand von Jaffa.



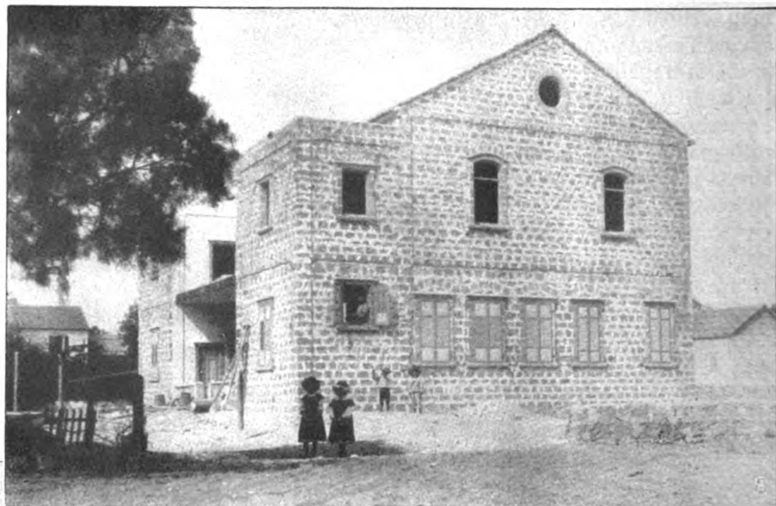
In der Mädchenarbeitschule.



Beförderung von Orangen.

beiden Schulen zustande zu bringen. Eine Vereinigung würde unverkennbare Vorteile für beide Teile in sich bergen. Leider kann sich die Leitung der Kirchenschule noch nicht zur Parität verstehen.

Eine weitere Notwendigkeit für die Deutschen in und um Jaffa ist die Errichtung eines modern eingerichteten Krankenhauses. Hierfür sind die Aussichten sehr günstig, da ein gemeinsames Vorgehen aller Deutschen als Grundlage dient. Zwar besitzt die Tempelgemeinde Jaffa ein Krankenhaus (Abb. S. 2086), dessen Unterhaltungskosten durch Jahresabonnenten notdürftig gedeckt wurden. Doch genügt es bei der mangelhaften Einrichtung nicht mehr den Ansprüchen, auch ist die Lage des alten Bauwerks nicht sehr günstig. Kurz, alle Ansichten sind sich hierin gleich, daß es der Würde des ausgedehnten Deutschtums in Jaffa mehr entspricht, wenn auch auf diesem Gebiet gründlich Wandel geschaffen wird.



Das neue deutsche **Schulhaus in Jaffa.**



Ansicht der deutschen Kolonie.

Der Bau dieses projektierten Krankenhauses soll durch freiwillige Beiträge garantiert werden. Die Leitung und der Betrieb werden dem Kaiserswerther Diakonissenhaus angegliedert werden. Freiwillige Beiträge nimmt die Deutsche Palästina-Bank entgegen. Das Interesse der weitesten Kreise im fernen Heimatland soll durch einen besonderen Aufruf geweckt werden.

Das Vestibül.

Gesellschaftsplauderei von Ola Alsen.

Das Vestibül — das Wahrzeichen des modernen Hotels — ist zur Schaubühne des Lebens geworden. Von früher Morgenstunde bis weit nach Mitternacht jagen sich mit kinematographischer Geschwindigkeit die Bilder, rollt sich Szene auf Szene ab: Alltägliche Bilder des Reiselebens, Bilder mondainer, geselliger Zusammenkünfte, kurze Erlebnisse, die den Beteiligten zum Schicksal werden können.

Meist mit blendendem Prunk aufgeführt, gestattet das Vestibül dem Tageslicht nur, durch bunte Scheiben einzudringen. Den ganzen Tag schicken unzählige elektrische Flammen ihr Licht in die weite Halle. Lautlos huscht der Troß der Dienerschaft über die weichen, farbenfreudigen Teppiche des Orients. Schwellende Polstermöbel, ausladende Klubsessel, zu Gruppen arrangiert, häufig durch blühende Blumen belebt und von weitästigen Palmen überdacht, laden zu müßigem Schauen. Anspruchsvoll und luxuriös wie die äußere Gewandung sind seine Gäste. Das Vestibül der Großstadt ist von besonderer Art. Es beherbergt einen großen Teil seiner Besucher nur für bestimmte Stunden des Tages. Zum Tee belebt sich die Halle, die häufig vom Eingang nur durch Glasvitrinen getrennt ist. In diesen Schaukasten sind von großen Geschäften die seltensten Juwelen, köstliche Hüte, phantastische Mäntel und kostbare Pelze ausgestellt, das Neuste und Verführerischste für die verwöhntesten Frauen. Nur das Exquisiteste kann sie reizen. Der Hoteltee, der fashionable Five o'clock, ist ein markanter Ausschnitt aus dem mondainen Großstadtleben geworden. Er ist eine Sehenswürdigkeit, ein interessantes Bild für die wirklichen Hotelgäste. Er zeigt die Großstädterin in ihrer Straßeneleganz, in einer gewollten Unauffälligkeit. Um diese Stunde dokumentiert sie sich als Meisterin in der Kunst, eine zweckentsprechende Vornehmheit zur Schau zu tragen, nicht bunt, nicht durch Farben wirkend. Der Straßenanzug besteht aus dem eleganten Trotteurkleid, dem Trotteurhut, der einen Grad luxuriöser ist als am Vormittag, und aus dem feschen Pelz. Hinter Palmen verdeckt musiziert diskret eine Kapelle. An kleinen Tischen verteilt sitzen die Be-

sucher. Das weibliche Geschlecht ist weit in der Überzahl. Man plaudert eine kurze Weile, begrüßt einige Bekannte, trinkt seinen Tee und geht nach kurzer Zeit. Ununterbrochene Bewegung erfüllt das Vestibül. Dann wird es für einige Stunden still. Einige Hotelgäste in eleganter Toilette rauschen vorüber. Die Theaterzeit beginnt. Wenn sie vorüber ist, erreicht das Leben im Vestibül seinen Höhepunkt. Nach dem Theater besucht man vorzugsweise vornehme Weinstuben, in denen man in Gesellschaft soupiert, oder man speist in einem ersten Hotel. Alsbald nach dem Souper ergießt sich dann der Strom der Gäste wieder in das Vestibül. Jeder sucht einen möglichst günstigen Platz zu erobern, um zu sehen und gesehen zu werden. Jetzt ist die Stunde der höchsten Eleganz, die Pracht der Großstadt gekommen. In dem flutenden Lichtmeer schimmern und leuchten bis zum höchsten Luxus gesteigerte Toiletten, liegen die kostbarsten pelzverbrämten Brokatmäntel über den Schultern, blitzen Diamanten; Uniformen und Gesellschaftsanzüge beleben das Bild.

Der Habitué der großen Hotels genießt den Reiz des nimmer ruhenden Spiels. Er lächelt über die Unsicherheit junger Eheleute und unterscheidet mit Kennerblick die Scheinexistenzen, die mit irgendeinem Titel allzu Leichtgläubige in ihre Netze locken. Er kennt die Elegants, die stundenlang gelangweilt in den Sesseln liegen, die neusten Kragenformen und die letzten englischen Schlipse tragen, eine Zigarette nach der andern rauchen und ihre Blicke erst von dem spiegelnden Lack ihrer Schuhe losreißen, wenn ein zarter Parfümhauch sie trifft. Das Knistern von Frauenkleidern macht sie lebendig. Sie prüfen, wägen, taxieren. Nur das Exotische reizt sie. Die mit raffiniertem Schick gekleidete Fremde, die unzählige Briefe in Empfang nimmt, in ihren vielen müßigen Stunden die Zigarette in ihren mit Ringen gepanzerten Händen dreht und in allen Sprachen konversiert, ist ihr Typ. Die moderne, gesunde deutsche Frau, die im Sommer leidenschaftlich die Berge besteigt, im Winter den Bobsleigh lenkt oder in die Hauptstadt fährt, um ihren Anteil am Großstadtleben, an künstlerischen Ereignissen zu haben, existiert nicht für sie. Diese Snobs sind überall und immer da. Sie gehören in jedes Vestibül wie der Boy, der die Flügel des Windfangs dreht.

Überall ist auch das junge Mädchen mit den großen Hoffnungen im Herzen, den hochgespannten Erwartungen, dem Hunger nach Erlebnissen. Das junge Mädchen aus wohlhabendem Haus hat nichts mit der ernsten, arbeitenden Frau gemein als den intensiven Lebensdrang. Das junge Mädchen, das uns in den Luxushotels, inmitten der Alpen, in den mondainen Badeorten, meist mit dem Rakett bewaffnet, begegnet, ist fast ausnahmslos Sportdame. Sie kämpft ebenso begeistert um den silbernen Pokal wie um den baldigen Frauentitel. Mit der Technik des Detektivs arbeitet sie und die Mutter. Während sie scheinbar in wichtige Gespräche vertieft sind, schweifen ihre Blicke durch die Halle der Sorglosigkeit und ankern sich an den Gruppen junger Männer fest. Aus Liebe- und Lebenslust und aus Frauenintrigen werden Fäden gesponnen, die feiner und weniger greifbar sind als die schimmernden Fäden des Altweibersommers. So alt diese Mär, so ganz ist sie Wirklichkeit, und als neuen, zeitgemäßen Schauplatz erkor sie sich das Vestibül. Hauptsächlich das Vestibül der Badeorte, in Tirol, der Schweiz oder an der Riviera — man reist jetzt das ganze Jahr, deshalb sind Zeit und Ort Nebensache. Für dieses Spiel bietet das Vestibül den dankbarsten Boden.

Man sitzt in den ersten Tagen teilnahmlos, scheinbar uninteressiert in einer Ecke und betrachtet die verschiedenen Gruppen, sieht unwillkürlich, wie sie sich zusammenfinden, und mit welchem Geschick die Mittel benutzt werden, um Bekanntschaften anzuknüpfen. Man belächelt den Eifer der Unterhaltung. Doch ehe man es sich recht versieht, ist man durch eine Höflichkeit in ein Gespräch verwickelt; man kennt einen und in ganz kurzer Zeit die ganze Gesellschaft, d. h., soweit sich nicht die Klassen scheiden. Denn hier wie dort sucht jeder zu sieben, wird jeder gesiebt, meist mit lächerlichen Resultaten. Verstehen es doch gerade die Wertlosesten, sich auf Reisen in die beste Gesellschaft zu drängen.

Mit wahrhaft gesellschafthungrigen Gesichtern sitzen viele Ehepaare nach dem mit kärglicher Unterhaltung gewürzten Mahl im Vestibül. Die Langweile der Ehepaare, die sich nichts mehr zu sagen haben, macht sich nun, da sie von den Pflichten des Alltagslebens befreit und gänzlich aufeinander angewiesen sind, plötzlich neu und peinigend bemerkbar. Sie sehnen sich nach belebenden Elementen. Sie liegen direkt auf der Lauer nach Bekanntschaften. Was früher die gemeinsame Tafel gab, muß heute das Vestibül ersetzen. Ein Helfer und Retter ist das Spiel. Früher, noch vor wenigen Jahren, sah man nur die reisenden Engländerinnen in der Halle sitzen, bei Sonnenschein und Regen mit gleichem Eifer in die Karten versenkt. Sie brachten das die Geduld zerquälende Puzzle- und das Bridgespiel, das wahrhaft Brücken baut. Jedermann spielt heute Bridge, das vornehme und fesselnde Spiel unserer Zeit, das Spiel der Alten und der Jungen. An trüben Tagen drängt sich alles um die Spieltische des Vestibüls, finden sich alle in diesem Raum der Zwanglosigkeit zusammen. Darum ist das Vestibül auch für manchen ein unentbehrlicher Faktor des Reisens geworden. Man weiß, daß selbst an Tagen, wo es der Himmel nicht gut meint, für den Abend ein kleines Schauspiel vorbereitet ist. Aus dem Zwang, der das Toilettemachen diktiert, erwächst ein reizvolles Gesellschaftsbild, und wer nur zu sehen versteht, wird im Vestibül nicht vergebens nach ergötzlichen Szenen ausschauen.

Bilder aus aller Welt.

Der Marinestabsarzt Dr. Kyritz, Leiter des deutschen Krankenhauses in Chungking, Westchina, starb an Diphtherie. Der treffliche Arzt, bis zum Antritt seiner letzten Stellung auf Kanonenboot „Otter“ im Dienst, wurde ein Opfer seines Berufes.



Hofphot. Urbahns.

Marinestabsarzt Dr. Kyritz †
Leiter des deutschen Krankenhauses in Chungking.



Hofphot. Grainer.

Dr. G. Roth,
Reichenhall, wurde zur Bekämpfung der Cholera nach Sofia berufen.



Aus der Uhlandausstellung der Burschenschaft Germania in Tübingen.
Das Studierzimmer des Dichters.



Phot. A. Dührkoop.
Professor Dr. F. Fischer,
Leiter des Kaiser-Wilhelm-Instituts für Kohlenforschung.

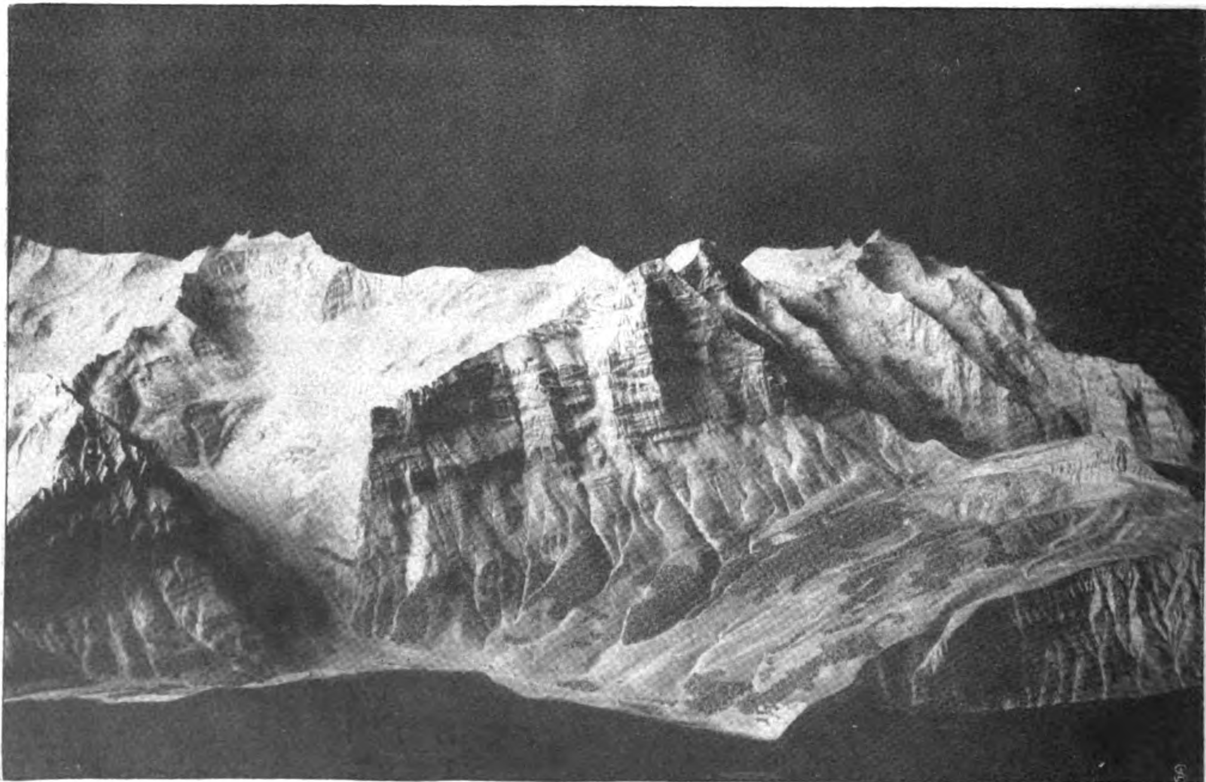


Erzpriester Sergius v. Protopopoff,
amtiert 25 Jahre an der russischen Kapelle in Wiesbaden.

Der bekannte Badearzt Dr. Roth aus Reichenhall wurde vom König Ferdinand von Bulgarien zur Bekämpfung der Cholera nach Sofia berufen.

In Tübingen hat die Burschenschaft Germania, die Besitzerin des Uhlandhauses, zur Feier des 50jährigen Todestages des Dichters eine Uhlandausstellung veranstaltet, die sich teils aus dem reichen Besitz der Burschenschaft, teils aus Reliquien zusammensetzte, die von den Besitzern zur Verfügung gestellt wurden. Wir geben ein Bild aus der Ausstellung, die auch vom Königspaar von Württemberg besucht wurde, es zeigt das Studierzimmer Uhlands.

Zum Leiter des neubegründeten Kaiser-Wilhelm-Instituts für Kohlenforschung wurde der Professor an der Charlotten-



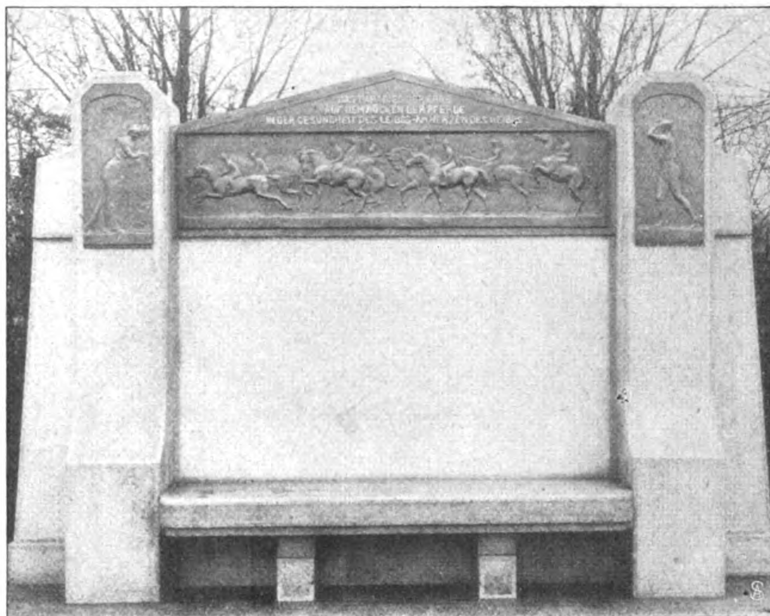
Ein Relief der Jungfraugruppe für den Kaiser.
Phot. Krenn.

burger Technischen Hochschule und Leiter des dortigen elektrotechnischen Laboratoriums, Dr. Franz Fischer berufen.

Der Propst der russischen Kapelle in Wiesbaden, die s. Z. als Mausoleum für die erste Frau des Herzogs Adolf von Nassau erbaut wurde, der Erzpriester Sergius von Protopopoff, beging vor kurzem das Jubiläum seiner 25 jährigen Tätigkeit an dieser Kirche. Ihm ist es in erster Linie zu danken, daß die bis dahin dem Hause Oranien gehörige Kirche nunmehr in den Besitz Rußlands übergegangen ist.

Der Ingenieur Simon in Bern hat in dreißigjähriger Arbeit vom Berner Oberland ein großes Relief, im Maßstab 1:10,000, angefertigt. Als Teilstück dieses Reliefs hat Simon im Auftrag der Jungfraubahn, der Wengernalpbahn und der Berner Oberlandbahnen im genannten Maßstab ein Relief der Jungfraugruppe hergestellt. Das Werk ist von einer wunderbaren Naturtreue. Da Kaiser Wilhelm bei seinem Besuche in der Schweiz Anfang September leider die vorgesehene Tour aufs Jungfraujoch nicht ausführen konnte, haben die genannten Bahnen sich entschlossen, dem Kaiser ein Relief der Jungfraugruppe zu überreichen. Der Kaiser hat sich bereit erklärt, das Geschenk entgegenzunehmen.

Kürzlich wurde im Stadtpark in Breslau



Die im Stadtpark in Breslau aufgestellte Monumentalbank.
Gestiftet vom Stadtrat Prof. E. Fraenkel, entworfen von Fr. J. v. Twardowski.



Ponymarkt in der englischen Stadt Bampton in der Grafschaft Devon. Sport u. Gen.-Ill.-Co.



Phot. Mertens.

Von der Einweihung des neuen Kreisverwaltungsgebäudes in Heinsberg.
Die Festteilnehmer vor dem Wandgemälde von Krahforst „Die Gründung des Gangolphstiftes durch Oda von Heinsberg 1140".

eine Monumentalbank aufgestellt, die von Frau Ilse von Twardowski entworfen ist. Der Breslauer Stadtrat Prof. E. Fraenkel ist der Stifter dieses künstlerisch wirkenden Schmuckstückes

In England wird das Pony viel mehr als Nutz- und Luxuspferd benutzt als in anderen Ländern. Teils dient es dem Sport, Polo, teils verwendet man es als Wagenpferd und sehr viel als Reittier für Kinder. Unser Bild zeigt das charakteristische Treiben in den Straßen einer kleinen Stadt in der Grafschaft Devon während des Ponymarktes.

Im westlichsten Kreise der preußischen Monarchie, in Heinsberg im Rheinland, wurde vor kurzem ein neues Kreisverwaltungsgebäude eingeweiht. Der Verein der Glanzstoff-Fabriken in Oberbruch stiftete für das neue Kreishaus ein von dem Kunstmaler H. Krahforst ausgeführtes Gemälde historischen Inhalts: „Oda von Heinsberg, Gemahlin Goswins I, gründet das Gangolphstift im Jahr 1140". Das neue Kreishaus ist von dem Professor an der Technischen Hochschule zu Aachen, Architekt Buchkremer, erbaut worden. Unser Bild bringt die Hauptteilnehmer der Einweihungsfeierlichkeit im Sitzungsaal des Kreisausschusses. Der Einweihung wohnte u. a. auch der Regierungspräsident von Aachen Dr. Sandt bei. Als Vertreter der Stifter des historischen Gemäldes war der Direktor der Vereinigten Glanzstoffabriken Dr. Jordan anwesend.



H. Georg, Basel,
bekannter Buchhändler, wurde 85 Jahre.

Der Seniorchef der bekannten Buchhandlung Georg & Co. in Basel, Genf und Lyon, Herr H. Georg, beging in erfreulicher Frische und Gesundheit seinen 85. Geburtstag.

Richard Stocker in Waldshut, Scheffels Hegausänger, ein bekannter Oratorien- und Schubertsänger, beging vor wenigen Tagen seinen 80. Geburtstag. Der Jubilar ist Präsident des Scheffelbundes, Abteilung für Deutschland.



Richard Stocker, Waldshut,
Scheffels Hegausänger, wurde 80 Jahre



Das Abfüllen der Sektflaschen in einem deutschen Sektetablissement.

Zum Artikel: Deutscher Sekt.

Näheres in der anliegenden Nummer der „Export-Woche". Das Heft ist der Auslandsausgabe der „Woche" beigeheftet, läßt sich aber durch Lösung der mittleren Klammer leicht von ihr trennen.

Aus dem Inhalt von Nr. 49 der „Export-Woche":

Wirtschaft und Kapital. — Aus Abessinien. — Flugzeuge in den Kolonien. — Deutscher Sekt. — Referate aus der technischen Fachpresse des In- und Auslandes über die verschiedenen Gebiete der Ingenieurwissenschaft.

Schluß des redaktionellen Teils.

EXPORT-WOCHE

Illustrierte Wochenzeitschrift mit wirtschaftlichem und industriellen Inhalt für die Deutschen im Ausland und über See.

Wirtschaftliche Rundschau. — Schilderungen deutscher Exportindustrien und Mitteilungen über technische Fortschritte in Wort und Bild. — Kolonialwirtschaftliches. — Tropenhygiene. — Instruktives für den Kaufmann im Auslande. — Personalien. — Technische Woche. — Auskunftsstelle über Import- und Exportfragen. — Nachweis von Bezugsquellen deutscher Industrie-Erzeugnisse.

Ueberseeische Zahlstellen für die „Export-Woche": Mindestbeträge von Mark 20,— können zugunsten der Direktion der Disconto-Gesellschaft für das Konto der „Woche" unter gleichzeitiger direkter Mitteilung an uns an die maßgebenden Bankfirmen im Auslande eingezahlt werden.

Nummer 49. | **BERLIN** | **7. Dezember 1912.**

Wirtschaft und Kapital.

Von Leo Jolles.

Je länger der Krieg auf dem Balkan dauert, desto unsicherer wird das Urteil über seine wirtschaftlichen Folgen. Man sieht zunächst, daß die Balkanländer und die mit ihnen Handel treibenden Staaten durch die Störung des regelmäßigen Geschäftsverkehrs geschädigt sind. Die Moratorien, die von Bulgarien, Serbien, Montenegro und Griechenland eingesetzt wurden, hindern den fremden Lieferanten, neue Geschäfte einzugehen. Für die Lieferungen aber, die noch nicht an ihr Ziel gelangt waren, mußte man sichere Deckung suchen. Oesterreich-Ungarn, dessen Ausfuhr nach dem Balkan ziemlich bedeutend ist, klagt ständig über die Verluste, die ihm der Krieg bringt. Aber auch der deutsche Fabrikant ist von solchen Schmerzen nicht frei geblieben. So wird aus der sächsisch-thüringischen Textilindustrie über merkbare Folgen des Krieges geklagt. Eine Verschärfung der Lage ist durch die Entwicklung des Zinsfußes eingetreten.

Die Erhöhung der Bankdiskontsätze,

die an allen großen Plätzen erfolgte, gilt als sicheres Symptom für die gespannte Aufmerksamkeit, die der politischen Krisis zugewendet wird. Die Reichsbank hat ihren Wechselzinsfuß auf 6 Proz. erhöht, und es ist nicht sicher, daß sie mit diesem Satz bis ans Jahresende auskommt. Die Sächsische Bank, eine von den vier noch bestehenden Privatnotenbanken, ist mit ihrem Diskontsatz sogar schon bei 6½ Proz. angelangt. Die sächsische Industrie hat mit ihren Wechseln die Notenbank so stark in Anspruch genommen, daß sie einen möglichst hohen Abwehrdamm aufwerfen mußte. Das Königreich Sachsen, eins der industriereichsten Gebiete Deutschlands, stellt an die Mittel der Banken große Ansprüche. Wird schon in normalen Zeiten der Kredit stark in Anspruch genommen, so trifft dies noch viel mehr auf Perioden geschäftlicher Stauungen zu. Da die Sächsische Bank schließlich ihre Wechsel bei der Reichsbank weiter diskontieren muß, so kann die vorsorgliche neue Erhöhung des Diskonts nicht schaden. Die Oesterreichisch-Ungarische Bank hat ihren Wechselzinsfuß gleichfalls auf 6 Proz. gebracht und damit eine Maßregel getroffen, zu der sie nur selten gegriffen hat. Zum letztenmal galt in Oesterreich ein Banksatz von 7 Prozent im Krisenherbst 1907. Der neue Beschluß war so dringlich, daß die Sitzung des Generalrates nicht abgewartet wurde, die Entscheidung vielmehr durch das sogenannte Exekutivkomitee getroffen worden ist. Man kann zur Milderung des Eindruckes der Diskonterhöhungen sagen, daß die Grenzen, die der Kredit für sich beansprucht, durch die Eindämmung der verfügbaren Bankmittel und durch die Politik verengt worden sind. So werden zwar immer noch zahlreiche Notwendigkeiten in ihrer Erledigung gehemmt, aber die Wirkung der Geldverteuerung geht doch nicht so sehr in die Breite, wie es bei voller Entfaltung aller Kräfte der Fall gewesen wäre. Wie weit man noch berechtigt ist, von einer guten Wirtschaftskonjunktur zu sprechen, ist schwer zu sagen. Die Entwicklung des Außenhandels und des Gütertransportes auf den Eisenbahnen läßt noch keine Abschwächung erkennen. Die Einnahmen der deutschen Eisenbahnen aus dem Warenverkehr betrugen im Oktober 189 Millionen. Diese Ziffer stellt einen neuen Rekord dar. Der Ertrag ist um 12 Millionen größer als das Septemberresultat, deutet also nicht auf Kriegsschäden. Aehnliches ist über den deutschen Außenhandel zu sagen. In den verflossenen zehn Monaten des Jahres 1912 betrug sein Gesamtwert

15,721 Millionen Mark.

Gegen das Vorjahr wurde ein Plus von 1218 Millionen erzielt. Diese Zunahme um 8½ Proz. ist größer als der prozentuale Zuwachs, den der englische Außenhandel (einschließlich der Durchfuhr) in der gleichen Jahresperiode erzielt hat: knapp 8 Proz. Von den deutschen Industriezweigen besitzt das Montangewerbe noch immer den stärksten Betätigungsdrang. Die deutsche Roheisenproduktion hat eine Entwicklung genommen, die die Fortschritte der beiden anderen großen Eisenländer, Amerika und England, hinter sich läßt. Es ist anzunehmen, daß die Gesamtsumme der Roheisenerzeugung am Ende des Jahres 1912 auf 17½ Millionen Tonnen gestiegen sein wird. Das bedeutet für die letzte vierjährige Periode eine Steigerung um 40 Proz. Die amerikanische Roheisen-

produktion wird im Jahre 1912 voraussichtlich 29 Millionen Tonnen betragen gegen rund 24 Millionen im Vorjahr. Diese Summe ist aber in früheren Jahren schon überholt worden: 1909-10 war die Gesamtproduktion auf 31 Millionen Tonnen gewachsen. Die Montanindustrie würde in der Ausbeutung aller Chancen ungehindert sein, wenn sie nicht durch eine sehr empfindliche Verkehrsstockung beeinträchtigt wäre.

Der Güterwagenmangel

ist ein bekanntes Klagethema, das jedes Jahr wiederkehrt. Noch niemals zuvor aber ist es mit solcher Heftigkeit aufgetreten, wie in diesem Jahre. Eine ungeheure Erregung hat sich der Zechenbesitzer und Bergleute im Ruhrrevier bemächtigt; und dem preußischen Abgeordnetenhaus ist eine Petition zugegangen, die eingehende Besprechung der Kalamität und sichere Abhilfe fordert. Der Bergbauverein in Essen hat durch Ziffern den enormen Schaden nachgewiesen, den die unzureichende Versorgung der Montanindustrie mit Güterwagen verursacht. Es fehlt nicht nur an Wagen, sondern auch an Personal und geeigneten Bahnhofsanlagen. Ganze Eisenbahnstrecken waren durch Güterzüge verstopft, die nicht vom Fleck gebracht werden konnten, weil keine Lokomotiven zur Verfügung waren. Auf den freien Gleisen aber entwickelte sich der regelmäßige Zugverkehr, der im deutschen Westen besonders lebhaft ist. So wurde es fast unmöglich, für die endlos langen Güterzüge freie Bahn zu schaffen. Die Kohlen blieben auf der Strecke; soweit sie nicht verladen werden konnten, mußten sie auf die Halden gestürzt werden. Feierschichten waren an der Tagesordnung, da es keinen Zweck hat, zu fördern, wenn man die Kohle nicht vom Fleck bringen kann. Die Arbeiter erleiden schwere Lohneinbußen, die vor der Weihnachtszeit besonders schmerzhaft sind. Der Bergbauverein stellte fest, daß in den Monaten August, September, Oktober nicht weniger als 206,000 Wagen gefehlt haben. Da jeder Wagen zehn Tonnen Kohle faßt, so wurden 2.06 Millionen Tonnen weniger befördert, als möglich war. Das bedeutet einen Verlust von mehr als 20 Millionen Mark. Mit dieser Summe sind aber die Schäden für die Produktion nicht gedeckt. Die Arbeiter verloren an Löhnen in den genannten drei Monaten mindestens zehn Millionen. In der zweiten Novemberwoche betrug der Lohnverlust allein 200,000 Mark. Mit der Dauer der Kalamität wächst natürlich die Größe der dem Bergbau und den Arbeitern aufgezwungenen Opfer. Andere Industrien werden durch den Kohlenmangel geschädigt. Ganze Betriebe mußten die Arbeit einstellen und die Hochöfen ausblasen. Das ganze Geschäftsleben wird durch die Verkehrsnot beeinflußt. Durch die Lohnverluste wird die Kaufkraft der Arbeiter vermindert, und die Geschäftsleute haben unberechenbaren Schaden.

Die Weihnachtseinkäufe

spielen im Geschäftsleben eine so wichtige Rolle, daß jede Beeinträchtigung sich doppelt schwer fühlbar macht. Die Eisenbahnverwaltung hat alle Veranlassung, für eine wirksame Reform Sorge zu tragen. Die Rentabilität der preußisch-hessischen Staatsbahnen ist eine so gute, daß die Verpflichtung, dem Betrieb jede Förderung angedeihen zu lassen, sich von selbst versteht. Die Eisenbahnbehörde ist durch die Industrie wiederholt auf die rasch wachsenden Anforderungen im Gütertransport hingewiesen worden. Daß sie durch die Ereignisse überrascht worden sei, kann sie also nicht behaupten. Die Verkehrssteigerung auf den Eisenbahnen ist ein Zeichen der Leistungsfähigkeit des Wirtschaftskörpers. An weiteren Symptomen fehlt es nicht; es bedurfte demnach nur der richtigen Folgerung aus den Prämissen, um einen Notstand zu verhüten. Es wäre bedauerlich, wenn die industrielle Lage durch die Verkehrsbehinderung eine Abschwächung erführe. Ganz so fest, wie sie noch im Sommer des Jahres war, ist sie wohl nicht mehr. Die Unsicherheit der politischen Zukunft hat manche Pläne vernichtet, und die Beschränkung in den Dispositionen kann unter Umständen auf die Konjunktur abfärben. Da bereits solche Möglichkeiten bestehen, so wäre es gut gewesen, wenn andere Störungen vermieden worden wären. Man weiß auch nicht, ob

die Haltung der Börse

der geschäftlichen Konjunktur in der Zukunft noch von Nutzen sein wird. Die Aktienkurse sind vom hohen Postament heruntergestiegen und haben nur mit Mühe wieder ein paar Stufen erklommen. Die Kursermäßigung kommt zwar zunächst der Aktienrente zugute, da sie das Verhältnis zwischen Börsenpreis und Dividende zugunsten der Verzinsung ändert. Aber es fragt sich, ob der Kursrückgang nicht schließlich von Einfluß auf die Dividendenpolitik sein wird, zumal da die herrschende Unsicherheit einen guten Vorwand für zurückhaltende Dividendentaxen bieten würde. Jedenfalls ist der Zusammenhang zwischen den Effektenkursen und der allgemeinen industriellen Entwicklung kein so weiter, daß nicht der Kurs auf die Konjunktur außerhalb der Börse einwirken kann. Im übrigen hielt sich das Publikum etwas besser als in den schlimmsten Tagen, da schließlich doch die Erkenntnis durchdrang, daß die Börse vom Balkankrieg keine neue Erschütterung zu fürchten hätte. Von der Lebhaftigkeit des Besitzwechsels infolge der politischen Sorgen legen die Resultate der Börsensteuer Zeugnis ab. Sie sind aber zugleich ein Zeichen der ständigen Furcht vor neuen Störungen.

Aus Abessinien.

Der kaiserlich deutsche interimistische Geschäftsträger Herr Dr. Zechlin in Addis-Abeba hat einen mehrmonatigen Urlaub dazu benutzt, eine Studienreise durch das zukunftsreiche westliche Abessinien zu machen und deren Resultate in einer Denkschrift niederzulegen, der wir folgendes entnehmen:

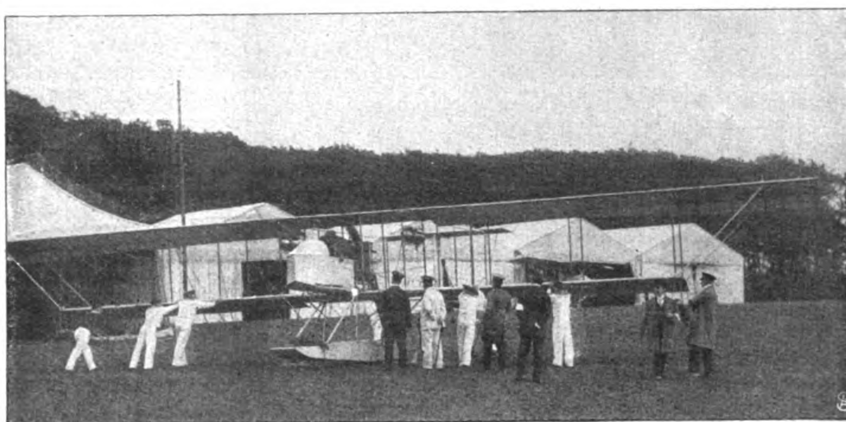
Von dem englischen Eingangstor Abessiniens, Gambela, wo die Reise begann, findet ein lebhafter Schiffsverkehr nach Khartum statt, welches seit einigen Jahren durch eine Bahn mit dem ebenfalls noch ganz jungen englischen Hafen Port-Sudân am Roten Meere verbunden ist. In Djirren, der Hauptstadt des dicht bevölkerten Gebietes südwestlich von der Hauptstadt Addis-Abeba, hat ein Schweizer Handelshaus eine Niederlassung; es exportiert Felle, Häute und Wachs, importiert dagegen Abudjedid, ungebleichten Baumwollstoff, der zum größten Teil aus Amerika kommt. Djirren ist mit Addis-Abeba und südwestlich mit Kaffa durch Telephon verbunden. Sein Donnerstagmarkt wird von mindestens 10,000 Personen frequentiert. Infolge der außerordentlich dichten Bevölkerung, der relativ guten Verwaltung und der guten Verkehrsverbindungen kann man die

Errichtung einer Niederlassung in Erwägung ziehen. Kaffa, die Provinz südwestlich von Djimma, ist dünn bevölkert und wenig kultiviert, aber reich an Kautschuk und Wachs. Als Haupthandelsplatz ist Djaradda, mit Telephonverbindung nach Djirren, zu nennen. Goret ist Hauptsitz des Westens und Mittelpunkt allen Exportes via Gambela, der sich namentlich auf Kaffee, Wachs und Elfenbein erstreckt. Hier sind mehrere Handelshäuser domiziliert, und die Abessinier sind hier außerordentlich europäerfreundlich und entgegenkommend. Die Gegenden um Sayo, nordöstlich von Gambela, sind zwar gut bevölkert und sehr fruchtbar, aber selbst im Hauptplatz Dembi Tullu fehlen größere kaufmännische Niederlassungen. Im nordwestlichen Abessinien liegen Soddo, Gatama und Lakemti. Hier ist besonders die Goldausfuhr ziemlich beträchtlich. Der Häutehandel ist noch wenig entwickelt, obgleich das Land reich an Vieh ist. Lakemti ist eine ausgedehnte Ansiedlung mit großem Marktverkehr, vor allem aber Haupthandelsplatz für Kaffee. Auch aus diesen kurzen Mitteilungen geht hervor, daß Abessinien fruchtbar und reich wie nur wenige Länder Afrikas ist, und wir dürfen hoffen, daß es nicht zu einer Aufteilung des wertvollen Gebietes zwischen England, Frankreich und Italien kommt, sondern daß das Land unabhängig und allen zugänglich bleibt.

Flugzeuge in den Kolonien.

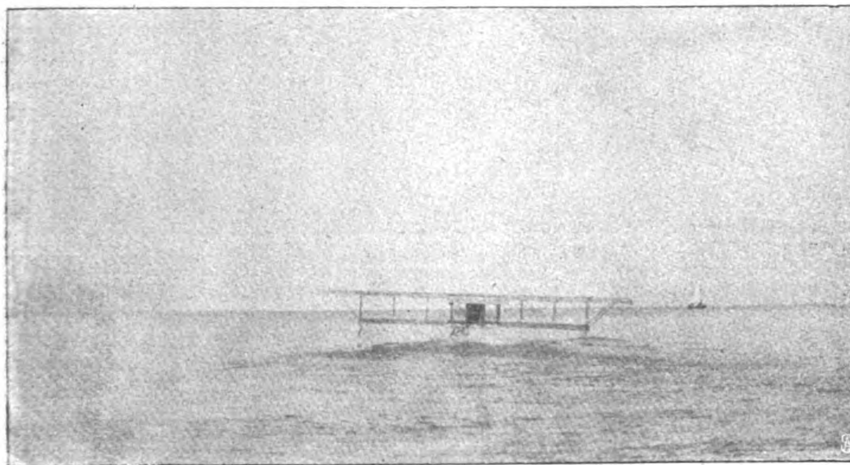
Von Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt.

Die Luftfahrt hat seit der Erfindung der Montgolfiere mehr oder weniger im Zeichen des Sports und der Wissenschaft gestanden. Diese bediente sich der Luftfahrzeuge zur Erforschung der Erscheinungen der Atmosphäre, jener gab den Menschen Gelegenheit, die Erde aus der Vogelperspektive zu betrachten und die Reize einer Freiballonfahrt mit ihren romantischen Erlebnissen nach der Landung zu genießen. Luftschiffe dagegen sind fast gar nicht dem Sport zugänglich gemacht. Lediglich einmal in St. Louis fand im Jahre 1907 ein richtiges Wettrennen von sechs kleinen Luftschiffen statt, die um zwei eine Meile auseinanderstehende Fesselballons ein Schnelligkeitsrennen veranstalteten. Die Passagierfahrten der Zeppelin- und Parseval-Luftschiffe können nicht eigentlich als Sport aufgefaßt werden. Die Flugzeuge hat man dagegen von vornherein fast ausschließlich in den Dienst des Sports gestellt; aber der Sport ist bei ihnen nicht Hauptzweck, sondern die Veranstaltungen sollen Fingerzeige geben, wie am besten die Weiterentwicklung der Flugtechnik zu erfolgen hat. Lediglich der Industrie will man mit den Veranstaltungen dienen, die fast ausschließlich von Interessenten oder noch mehr ehrenamtlich von anderen Personen, lediglich aus Lust und Liebe zur Sache, nach bestem Können organisiert werden.



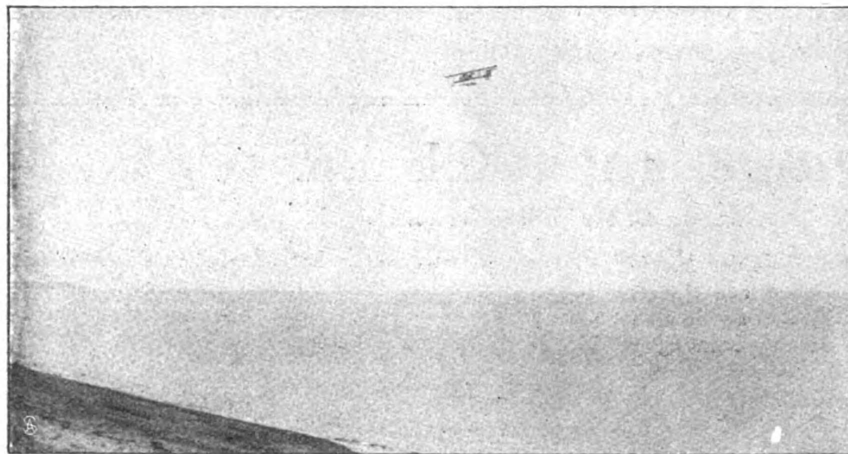
Wasserflugzeug mit einem Schwimmkörper auf Rädern.

Bislang hat die Flugzeugindustrie hauptsächlich nur dem Militär und neuerdings durch Bau von Wasserflugzeugen auch der Marine gedient. Äußerst wichtig ist es aber, auch auf die Verwendung von Drachen in unseren Kolonien hinzuweisen. Dort wird ihre Verwendung zweifellos von großer wirtschaftlicher Bedeutung werden. In Europa lohnt es sich bis auf weiteres kaum, die Flugzeuge als Verkehrsmittel zu benutzen oder sie in den Dienst der Post zu stellen oder endlich Nachrichten mit ihnen zu befördern. Die vorhandenen Verkehrsmittel genügen hierfür nach jeder Richtung hin, so daß man sich des immerhin sehr unsicheren Flugzeuges nicht zu bedienen braucht. In den Kolonien liegt dagegen die Sache ganz anders. Nur wenige Eisenbahnen durchziehen die weiten Strecken, die vorhandenen



Büchner auf Aviatik am Start auf dem Wasser.

Wege sind außerordentlich schlecht, und Wassermangel herrscht in vielen Gegenden. Die schnellen Flugzeuge werden daher in Zukunft ein nicht entbehrbares Verkehrsmittel bilden. Sie brauchen keinerlei gebahnte Straßen; schnell und mit geringen Mitteln vermag man die auf der Erde äußerst schwierig passierbaren Gegenden zu überfliegen. Es ist bekannt, daß häufig Strecken von nur wenigen Meilen Länge erst in mehreren Tagemärschen bewältigt werden können, wobei noch eine große Anzahl von Fahrzeugen und noch mehr Pferde, Ochsen oder Maulesel zur Bespannung nötig sind. Wenn es sich beispielsweise, wie in Mexiko, darum handelt, Borax aus Lagern zu bergen, die in weitem Umkreise keinen Tropfen Wasser mehr aufweisen, und an die man nur durch schwierige Märsche in sechswöchigem Hin- und Rückmarsch gelangen kann, dann fällt der Vorteil eines Flugzeugs, das innerhalb eines einzigen Tages die Arbeit von drei Wochen zu leisten vermag, ganz besonders vorteilhaft ins Auge. Viele Kulturschätze können wir einfach nicht bergen, weil es entweder mit außerordentlich großen Anstrengungen verbunden oder ganz unmöglich ist, an sie heranzukommen. Die Kosten für die Bergung stehen oft in keinerlei Verhältnis zur Ausbeute. Hier wird das Flugzeug Wandel schaffen können.

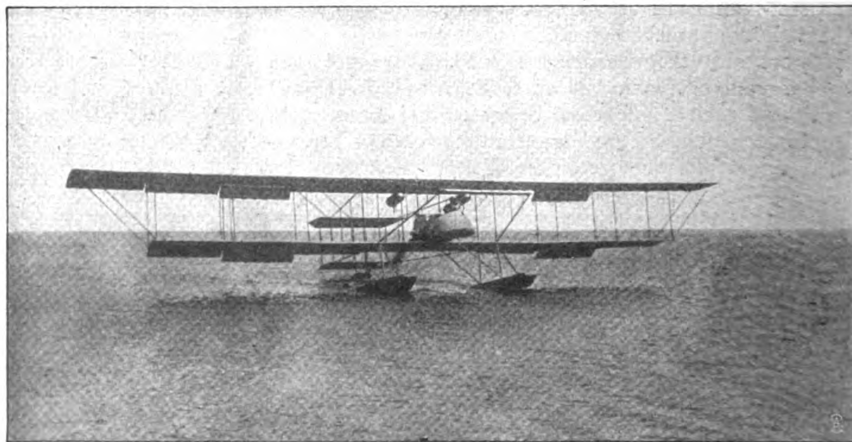


Büchner auf dem Aviatik-Wasserflugdrachen der Allgemeinen Fluggesellschaft.

Weiter denke man daran, daß es gerade in den weiten Gebieten der Kolonien häufig sehr lange Zeit in Anspruch nehmen kann, bis Nachrichten vom Innern an die Küste gelangen, wenn die vorhandenen funkentelegraphischen oder telegraphischen Verbindungen gestört sind. Wie wertvoll ist es alsdann, wenn beispielsweise die Mitteilung von einer in der Bevölkerung entstehenden Gärung durch Flugzeuge schnell befördert werden kann, oder wenn einflußreiche Personen schnell von einem Ort zum anderen fliegen können, um durch ihre Autorität einen in Aussicht stehenden Aufstand im Keime zu ersticken oder aber sich von dem Ernst der Situation durch Augenschein zu überzeugen und die nötigen Anordnungen zur Herbeischaffung von Verstärkungen treffen zu können.

Endlich ist das Flugzeug zweifellos auch dazu geeignet, in den Kolonien Postverkehr zu unterhalten. Der Postverkehr wird da, wo keine Bahn vorhanden ist, mühselig aufrechterhalten durch Träger, die oft einen ganzen Monat brauchen, um von der Küste ins Innere und umgekehrt zu gelangen. Ein Flugzeug kann diese Strecke in nur wenigen Tagen zurücklegen.

In Deutschland hat man leider die Frage der Verwendung von Flugzeugen in den Kolonien lange vernachlässigt. Erst durch eine von einem alten Afrikaner, Hauptmann Dr. Weiß, bekannt auch als Begleiter des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg in Afrika, dem Telegraphenassistenten Lenk und Schreiber dieses verfaßte Denkschrift ist im Januar 1911 auf die Bedeutung hingewiesen, die die Flugzeuge in den Kolonien haben können. Es sind in der Denkschrift beispielsweise für Deutsch-Ostafrika einige Flugrouten ausgearbeitet, die, von vorhandenen Bahnstationen ausgehend, weite Strecken des Landes umfassen. Vor allen Dingen sind auch genaue Berechnungen über die Kosten solcher Routen angestellt worden. Zugrunde gelegt hat man als höchste Entfernung eines Tages 150—200 km. Die Gesamtstrecke einer Flugroute, beispielsweise von Buiko—Moschi—Mbulu—Irangi—Kilimatinde, beträgt für Hin- und Rückfahrt 1450 km. Für diese Route kommen wie auch bei jeder anderen 2 Piloten mit 4 Maschinen und 8 Monteuren in Betracht. Von letzteren sind 2 Europäer, die anderen 6 können in Afrika angelernt werden. Die auf ein Jahr berechneten Kosten einschließlich der für drei Jahre berechneten Amortisation betragen für Führer, auch Hin- und Rückfahrt



Ein für die Kolonien geeignetes Flugzeug: Thelen auf dem Albatros-Wasserdrachen.

nach Deutsch-Ostafrika, Monteure, einen großen Schuppen am Ausgangspunkt, 5 kleine Schuppen in den Etappen, 4 Flugzeuge mit reichlichem Reservematerial, Werkzeug und Arbeitsmaschinen, Benzin, Öl, Materialien, drahtlose Stationen in den Flugzeugen und auf allen Stationen nur 241,600.— Mark. Das sind sicher keine zu hohen Kosten.

Man wird nun einwenden, daß die Sicherheit der Flugzeuge heutzutage noch viel zu gering ist. Wenn dies auch zugegeben werden muß, so darf es doch nicht von jedem Versuch abhalten. Niemand wird behaupten können, daß die Unsicherheit der Flugzeuge stets so groß bleiben wird, wie sie jetzt noch erscheint. Es ist selbstverständlich, daß man Vorsorge treffen muß, einem abgestürzten Flugzeugführer zu Hilfe zu kommen. Unerläßlich wird es sein, daß die Flugzeuge mit drahtloser Telegraphie ausgerüstet werden, daß man ihnen Signalapparate mitgibt, mit denen sie weithin sichtbare Zeichen bei Tage und bei Nacht zu geben vermögen, und anderes mehr.

Die Flugzeuge, die in den Kolonien verwendet werden, müssen nun anders ausschauen als die bisher gebräuchlichen Drachen. Unter allen Umständen müssen sie Schwimmer besitzen. Man muß die Möglichkeit haben, mit ihnen vom festen Boden aus anzurollen und auf ihnen wieder niederzugehen. Man muß ferner in der Lage sein, auf dem Wasser niederzugehen und von seiner Oberfläche wieder aufsteigen zu können. In den Regenzeiten sind in den Kolonien weite Strecken Landes unter Wasser, meist zweimal, in manchen Gebieten Deutsch-Ostafrikas sogar dreimal im Jahr. Dann ist jeder Verkehr unterbunden, was gerade für die Verwendung von Flugzeugen spricht; die Flieger müssen dann aber gefaßt sein, im Wasser herunterzugehen und von seiner Oberfläche aus wieder aufzusteigen. Solche Maschinen, sogenannte Universal-Flugzeuge, sind natürlich nicht leicht zu konstruieren. Sie müssen Räder zum Anrollen und Schwimmkörper zum Schwimmen besitzen. Die Marine hat sich in neuester Zeit eingehend mit Wasserflugzeugen beschäftigt, und verschiedene Wettbewerbe in Frankreich, England, Belgien und Deutschland hatten den Zweck, brauchbare Wasserdrachen zu erlangen. Während man nun in den meisten Staaten sich vorläufig damit begnügt hat, lediglich Flugzeuge zu bauen, die nur vom Wasser aus aufsteigen und auf ihm landen können, ist es unserer Marine zu danken, daß wir in Deutschland sofort an den Bau von Universalmaschinen gegangen sind. Der von manchen Seiten — allerdings fast ausschließlich von solchen, die den Wettbewerb nicht gesehen haben oder keine Fachleute sind — geschmähte Wasserflugzeugwettbewerb in Heiligendamm hat uns äußerst wertvolle Unterlagen gegeben, die zur Hoffnung berechtigen, daß wir in kurzer Zeit auch in unsere Kolonien Flugzeuge schicken werden. In Belgien hat sich die Kolonialverwaltung eingehend mit der Frage beschäftigt und angeordnet, daß noch in diesem Jahre eine größere Anzahl Flugdrachen in den Kongo gesandt werden. Die Versuche, die bereits in den verschiedensten Kolonien gemacht sind, haben erwiesen, daß die Verwendung der Flugzeuge unbedingt nutzbringend und auch erforderlich ist. Bekannt ist, daß Italien in Tripolis Flugzeuge verwendet hat, daß Frankreich in den Kolonien schon seit längerer Zeit andauernd Fliegerstationen unterhält und endlich England in Indien Flugzeuge besitzt.

Daß die Ergebnisse schon jetzt günstig gewesen sind, beweisen die Nachrichten aus Marokko. Dort hat vom 20. bis 26. August Leutnant Do-Hun 900 Kilometer über feindliches Gebiet zurückgelegt. Er überbrachte z. B. einen Befehl des Generals Lyautey an den gegen El-Hiba kämpfenden Obersten Mangin, wobei er 120 Kilometer in 55 Minuten zurücklegte.

Es ist begreiflich, daß man sich auch in unsern Kolonien mit Sehnsucht nach Flugzeugen umschaut. Der Deutsch-Südwestafrikanische Luftfahrerverein hat in der Zeitung Südwest am 19. Juli 1912 einen Aufruf zur Bildung von Ortsgruppen erlassen zwecks Einführung von Flugzeugen. Dieser Aufruf ist unterzeichnet von Rechtsanwalt Dr. Forkel, Schutztruppen-Oberleutnant Berlin und Pfarrer Siebold, sämtlich in Keetmanshop. In Kiautschou ist bereits ein Rumpler-Eindecker in Tätigkeit.

Wer zuerst mahlt, mahlt am besten, sagt ein gutes, altes deutsches Sprichwort. Die Fabriken, die jetzt schnell Flugzeuge in unsere Kolonien entsenden und mit hinreichenden Mitteln dort Versuche machen, werden reichen Lohn erhalten. Eine kulturelle und wirtschaftliche Bedeutung werden die Drachen in den Kolonien haben, und während man im Mutterlande nur auf den Absatz beim Militär und Marine angewiesen ist, wird man sich in den Kolonien ein reicheres Absatzgebiet erobern können.

Deutsche Industrie in englischer Beleuchtung.

Sir Thomas Barclay, das bekannte Mitglied des Instituts für Internationales Recht, der in England wegen seiner gründlichen Kenntnis der wirtschaftlichen Verhältnisse des Auslandes in hohem Ansehen steht, hat in diesen Tagen in Walworth eine Rede gehalten über die letzten Eindrücke, die er eben auf einer Reise durch Deutschland von dessen Industrie gewonnen hat. Er besucht Deutschland seit fast 40 Jahren alljährlich und faßte seine Ansicht diesmal dahin zusammen: England hat weder die deutsche Armee noch die deutsche Flotte zu fürchten; wohl aber die außerordentliche industrielle Tüchtigkeit. Die Deutschen verwenden so wenig Zeit wie möglich auf politische Streitigkeiten, sondern sie widmen ihre ganze Kraft der Ausbildung der industriellen Arbeit. Auf ihr beruht die Zukunft Deutschlands. Es hat auch längst erkannt, daß die Ausdehnung seines Handels von der Fähigkeit seiner Handelsvertreter abhängt. Englands größter Feind war von jeher die englische Gleichgültigkeit in diesen Dingen. „Wir können"—so sagt Thomas Barclay — „von Deutschland lernen, wie es versteht, seine gesamte Bevölkerung der Wohlfahrt des Landes dienstbar zu machen. Die vollkommene Gleichgültigkeit der englischen Eltern gegenüber der industriellen und technischen Erziehung ihrer Kinder ist unser Unglück. Deutschland und die Vereinigten Staaten zeigen uns, was wir hätten tun sollen. Technische und industrielle Schulen wären das Heil unseres Arbeiters, und bei jeder Wahl müßte das Interesse, das der Kandidat an der gewerblichen Ausbildung der Arbeiter hat, der hauptsächlichste Maßstab für die Beurteilung seiner Befähigung zum Vertreter der Arbeiterschaft sein. Wir sind auf dem besten Weg, von den Deutschen auf jedem Gebiet geschlagen zu werden. Sie überflügeln uns nicht nur auf unseren fremden und kolonialen Märkten, sondern im eigenen Lande. Das englische Volk ist keineswegs von Natur beschränkt, und es könnte noch erwachen und erkennen, was ihm wahrhaft not tut.

Deutscher Sekt.

Von Heinz Gorrenz, Wiesbaden. — Bilder von H. Kruszinski, Wiesbaden, u. a.

Sekt! Ist es dem Leser nicht, als ob beim Klange des Wortes die lustigen Geister des jugendfrischen perlenden Weines seine Sinne umgaukelten und mit lachender Laune ihm sorgenfremde Bilder voll überschäumender Freude, voll seligen Frohsinns vor die leuchtenden Augen zauberten? Ist es dem Wissenden nicht, als ob der große Ludwig Devrient mit seinen Zechkumpanen leibhaftig in jener folgereichen Szene vor ihm stände, da er, noch ganz in seiner soeben gespielten Falstaf-Rolle lebend, bei Lutter und Wegener dem diensteifrigen Ganymed zurief: „Sekt! Gib mir ein Glas Sekt, Schurke!" und damit unbewußt diese Bezeichnung eines trockenen, schweren Südweines für den schäumenden Freudenspender in ungeahnt wirkender Weise festlegte?



Die Lese der deutschen Rieslingtrauben für „Kupferberg Riesling".

Und nun deutscher Sekt! Ist es uns allen beim Lesen oder Hören dieser Worte nicht, als verkündete ein Herold einen neuen Ruhm der ruhmreichen deutschen Industrie? Als riefe die Stimme der Vernunft ein kräftiges „Achtung!" jenen noch immer vorhandenen schwachen Zöglingen der Erzieherin Zeit zu, die in ihrer abgeschmackten Ausländerei weit davon entfernt sind, dem Satze „Deutschland und deutsche Arbeit über alles!" zum Siege zu verhelfen?

Deutscher Sekt! Läßt sein Werden und Vertrieb, seine gesteigerte Steuer- und Handelsbedeutung, seine und seiner Erzeugungsstätten Vornehmheit und Größe ihn nicht als einen der eindrucksvollsten Beweise nationaler Leistungsfähigkeit erscheinen? Einer Leistungsfähigkeit, die auf jedem Gebiete menschlichen Schaffens, technischen Könnens, industrieller und geistiger Kräfteäußerung eine sieghafte Meisterschaft erzeugt hat, die ein unbestreitbares Recht auf die Anerkennung und Würdigung der Deutschen und Auslandsdeutschen in herzhaft frischer Weise geltend macht?

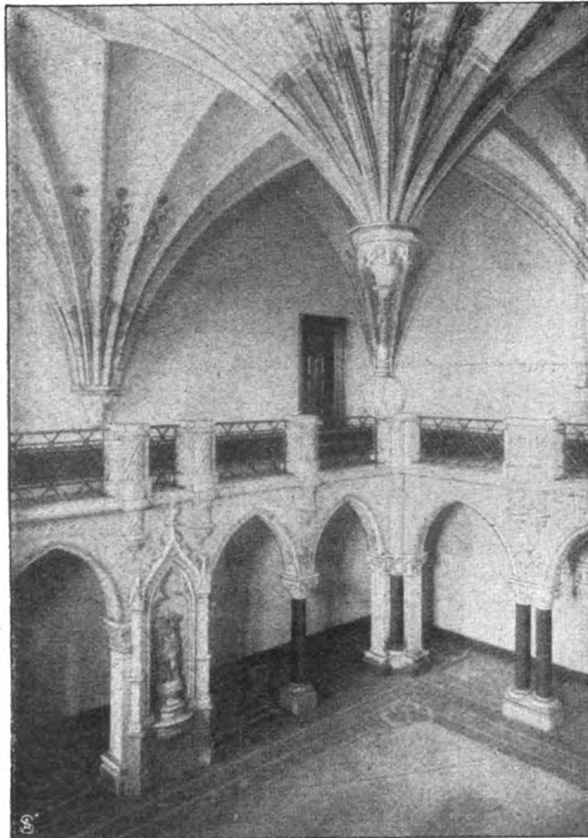
Nicht zuletzt der deutsche Sekt! Der elegante, gesundheit- und kraftstrotzende junge Edelmann, der noch vor wenigen Jahren sich in ein welsches, schillerndes Mäntelchen hüllen mußte, um in der „Gesellschaft" Aufnahme zu finden, tritt heute so selbständig, charaktervoll, eigenrassig und siegessicher zwischen die mehr oder minder bejahrten französischen Modedamen, daß alle Herzen ihm zufliegen, alle Ohren der süßen Musik seiner reinen und von frohsinnigem Zauber erfüllten Stimme lauschen. Und seitdem es offenbar wurde, daß der strahlende Jüngling in glückhaftester Weise die flüchtige, pikante Art der französischen Erzieherin mit der kräftigen, würdigen Vornehmheit des deutschen Erzeugers in sich vereinigt, hat manch stolzer Vater dem Prinzen ein fürstliches Schloß gebaut, in dessen reicher Welt er die Sturmjahre seiner tollen Jugend verbringen kann, bevor er geklärt und gesittet, geschmückt mit allen Zeichen hoher Würde, als Zierde des Landes in die Welt tritt.

Solche Gedanken werden manchem sinnenden und sehenden Sektfreunde kommen, wenn er die Werde-



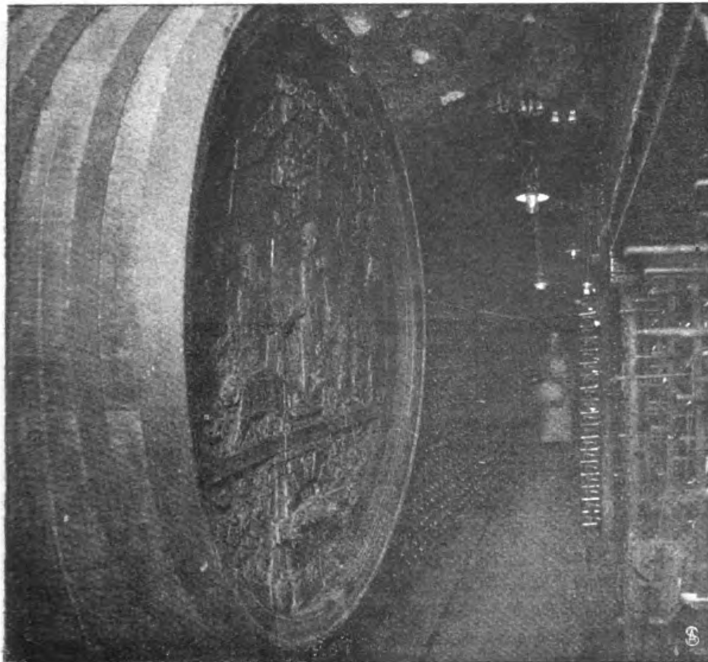
„Kupferberg Gold": Reservebestände.

stätten des deutschen Schaumweines und ihre glänzenden technischen und geschäftlichen Einrichtungen mit ihren welschen Vorbildern vergleicht. Oder wenn er darüber nachdenkt, zu welchen Superlativen die „Grande Nation" sich versteigen würde, wenn sie den Siegeslauf einer Industrie wie den der deutschen Sekterzeugung zu verzeichnen hätte. Wohl hat die erstere äußerst geschickt einen seltsamen Nimbus um „les grands crus de la Champagne" zu weben verstanden, der dem Kenner als ein Beweis der hohen suggestiven Gewalt des Wortes erscheint, der aber das Ansehen und die Achtung, deren sich der deutsche Nebenbuhler erfreut, nur in um so hellerem Lichte erstrahlen läßt. Denn es muß doch mehr als die Bedürfnisfrage sein, die den Export deutschen Schaumweines im Jahre 1911 auf 1,283,771 Flaschen gesteigert hat, denen eine Einfuhr von nur 1,044,925 Flaschen gegenübersteht. Es ist einfach das mit Recht immer stärker gewordene Vertrauen in die hervorragende Güte des Produktes, das diese Zahlen verkünden, das, in das Ästhetische übersetzt, die prächtigen Werdestätten des deutschen Sektes zum Ausdruck bringen. Denn es ist eine nicht mehr bestrittene Tatsiche, daß die technischen Einrichtungen unserer großen Häuser denen ihrer französischen Konkurrenten bei weitem überlegen sind, was bei der Verwendung gleichartiger Grundstoffe an und für sich schon Gewähr für eine größere Güte der Endprodukte leistet. Dazu kommt die höhere geistige Befähigung und Bildungsstufe einer oft durch Generationen bei der gleichen Firma tätigen Arbeiterschaft, so daß bei aller Verehrung für den würdigen Benediktinerpater Dom Pérignon, den französischen Erfinder des „perlenden Teufelsweines", die Behauptung gerechtfertigt ist, daß die deutschen Schüler ihre welschen Lehrmeister heute an Wissen und Erfolgen erreicht, wenn nicht überholt haben. Und was besonders erfreulich ist, alle diese großen deutschen Sektstätten haben eine gewisse Eigenart des Betriebes und seiner Erzeugnisse herausgearbeitet, die einen Gang durch die verschiedenen Kellereien rings um den Rheingau zu einem reizvollen und höchst anregenden Erlebnis werden läßt.

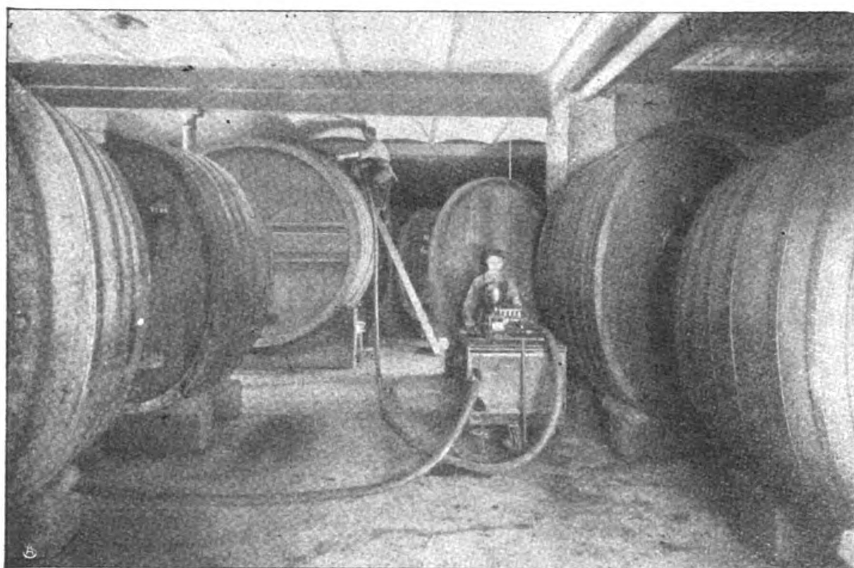


Söhnlein & Cie. in Schierstein: Blick in den Ehrensaal.

So ist es in Mainz, wo in der Walpodenstraße, die im wahrsten Sinne des Wortes eine „Weinstraße" ist, denn eine Weinhandlung reiht sich an die andere, hoch und wuchtig sich die mächtigen Tore der Firma Kupferberg gegen den „Kästrich", das Mainz beherrschende „castrum Romanum", lehnen. Ein lebendiger Hauch alten Patrizierstolzes weht aus den 60 malerisch in sieben Schichten übereinander gelagerten Kellern dem Besucher entgegen, scheint mit leiser Poesie die vielen reichgeschnitzten, vom Schönheitssinn der Besitzer zeugenden Riesenfässer zu umgeben, steigt als echter deutscher Stolz aus dem perlenden deutschen Riesling-Sekt, dem jüngsten Sprossen dieses erfolgreichen Hauses, empor. Trägt doch dieser aus der edelsten Rebe der Welt ohne jeden Zusatz gewonnene, wunderlich feine und bukettreiche Schaumwein den frohen Gedanken in das Land, daß wir gar nicht in dem Maße, wie geglaubt wird, auf die wohl jugendlich frischen



Gebr. Hoehl in Geisenheim:
Prachtexemplar eines geschnitzten Riesenlagerfasses.

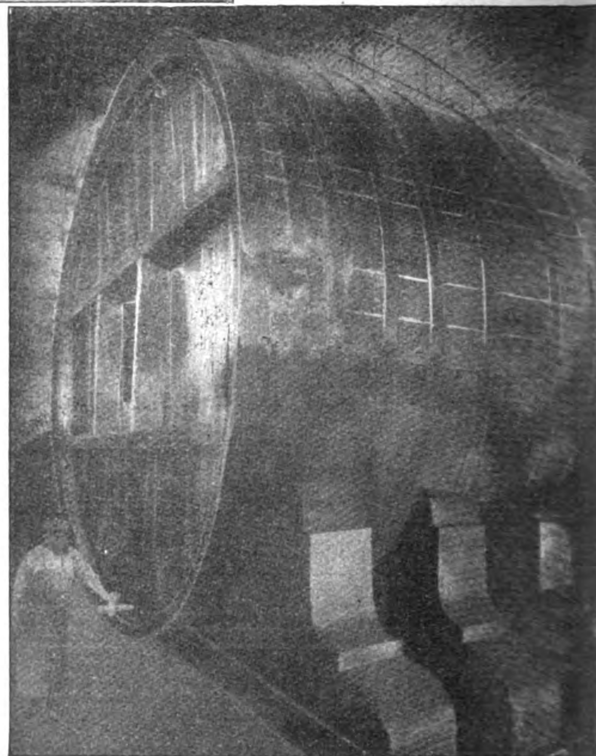


Burgeff & Cie. in Hochheim: Faßkeller „Odin".

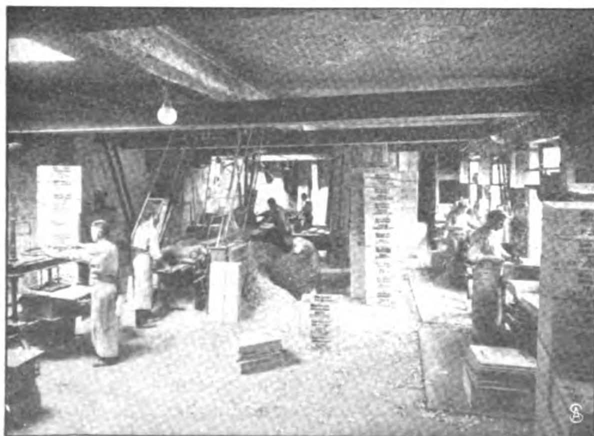
die lustigen Geister zwischen den grünen Rebenhügeln den Berg hinan, wo der Domdechanei köstlicher Trank im hellen Sonnenglanze der Reife naht? Hochheim! Das „Hock" des Briten, das A und O seines deutschen Weinalphabetes! So auch „Sparkling hock" seine Bezeichnung für deutschen Sekt, von dem er uns im Jahre 1911 685,259 Flaschen abgekauft hat. Nicht die wenigsten von der Hochheimer Firma Burgeff, deren unterirdisches Kellerreich sich in gewaltiger Ausdehnung unter den Rebstöcken dahinzieht. Laut und rauschend klingen an dieser Stätte die wuchtigen Akkorde der Arbeit

und kohlensäurereichen, aber an Aroma armen Weine der Kalkberge des Departements Marne usw. angewiesen sind. Eine Tatsache, welche aus volkswirtschaftlichen und sozialen, aus patriotischen und politischen Gründen von außerordentlicher Bedeutung ist und in sich selbst den Lohn für die großen Verdienste trägt, die durch den mühevollen Sieg über alte Vorurteile die für deutsche Arbeit von je vorbildlich tätigen Kupferbergs sich erworben haben. So will es dem Besucher, der beim Verlassen der gastfreundlichen Stätte noch einen Blick auf die eherne Gedenktafel wirft, die der Erinnerung an Bismarcks mehrtägige Wohnstätte Anno 1870 gewidmet ist, wohl scheinen, als wäre eine Spur von seinem reichen Geiste hier haften geblieben.

Beim Weiterschreiten durch die bunten Straßen der „Moguntia aurea", beim Anblick des herrlichen Stromes und seiner gesegneten Hänge ist es ihm fortan, als schritte die Freude und Fröhlichkeit, leicht geschürzt und schäumenden Wein in der Hand, vor ihm her und geleitete ihn durch die vielen bedeutenden Stätten, wo die Quelle ihres Seins sprudelt und festgehalten wird. Tanzen dort nicht winkend und lachend

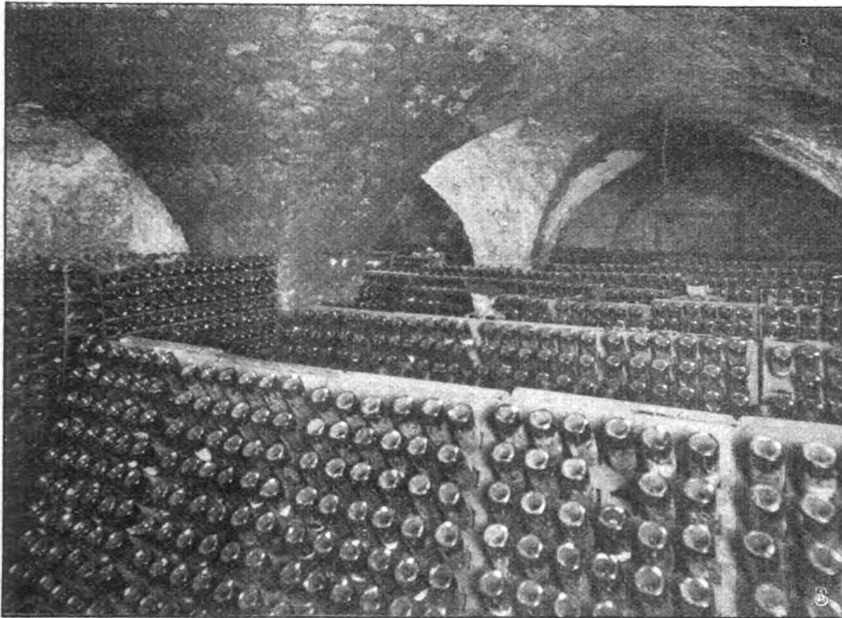


Mattheus Müller in Eltville:
Das größte füllbare Holzfaß der Welt.



Gebr. Hoehl in Geisenheim: Eigene Kistenfabrik.

an die Ohren, groß und gewaltig sind die Hallen und Packräume, die Flaschenkeller und Fässer, glänzend und übersichtlich die Gänge mit ihren riesigen Flaschenstapeln, deren gläserne Mauern einen merkwürdigen Reiz ausstrahlen. Denn ob auch oben der industrielle Großbetrieb mit eisenharter Sprache spricht, in diesen tiefen alten Kellern ist noch die Romantik von einst lebendig und spinnt schillernde Fäden zu unseren sehenden Sinnen. Das schien mir besonders auch im Rheingau der Fall zu sein, wo die Herzen schon ganz erfüllt sind von jener weinfrohen, weltfremden Laune, die des Weingaus Königin als Sonnengabe



Gebr. Hoehl in Geisenheim: Rüttelpulte.

jedem Besucher darbringt. Mich empfing sie schon dicht vor den Toren ihres reichen Besitzes, wo in dem lustigen Schierstein inmitten prächtiger Parkanlagen die Wiege des „Rheingolds" steht, jenes deutschen Schaumweins der Firma Söhnlein, dessen köstliches Naß so manches deutschen Kriegsschiffes Bug beim Verlassen des Stapels begrüßt hat. Und die Wiege dieses Weinkindes ist nicht klein. 240,000 Flaschen faßt die zementierte, mit Glas belegte Halle dieses Riesen seiner Art, der so manche übermütige Schöne der Champagne mit einem rheinischen Edelmann zum fröhlichen Paare vereinigt.

Ähnlich im nahen Eltville, der Rheingauer Stadt der Rosen und Romantik, wo seit 1838 die Firma Mattheus Müller alten Ruf und Ruhm hütet. Ihr dient zur Herstellung des Verstichs, der „Cuvée", das größte füllbare Holzfaß der Welt, das 160,000 Flaschen hält. Riesenhaft wie dieses Faß sind hier die fast endlosen Kellergewölbe, die sich bis ans Herz des Vaters Rhein unter Gärten und Häusern, Straßen und Mauern gleich schwarzen Armen in die Erde strecken, während oben in den würdigen Räumen eines alten Rheingauer Patrizierhauses kaiserliche und königliche Dekrete von dem Ansehen der Firma und ihrer Erzeugnisse Kunde geben.

So ist es auch bei dem Hause Gebrüder Hoehl in dem schönen Geisenheim. Mitten im Grün der Reben und Bäume gelegen, aus denen herrliche Aussichten auf den silbrigen Strom und den langgestreckten Rochusberg, auf all das lachende Leben um den Johannisberg herum sich bieten, ist diese Werdestätte bekannter Sektmarken so recht ein Garten ihrer „Kaiserblume", dieses Ruhmesträgers der Firma. Überraschend schnell erwecken die freundlichen Räume mit ihrer behaglichen, vornehmen Stimmung Freude und frohe Laune, überraschend schnell läßt die Standard-Marke der Firma „Höhl Extra Dry" jede trockene Stimmung, jede Alltagslaune zum höchsten Freudenausbruch umschlagen. Und Freude und Frohsinn bergen auch die unzähligen Fässer, sprudeln aus den würdigen Flaschen, deren Wände aus dem Grunde so dick sind, damit sie nicht von den beiden gesprengt werden, die hier in so reichem Maße gefangen sind, daß die Pariser Weltausstellung mit der Goldenen Medaille die Erzeugnisse dieses deutschen Hauses belohnte, die Freude und Frohsinn nicht weniger würdig wie ihre französischen Nebenbuhler bergen und erwecken.

Und so ist es überall, wo in hallenden Kellern aus süßem Most neuer Wein und aus ihm, dem unfertigen Halbedelmann, durch eine sorgfältige, langwierige Erziehung der König der Freude gewonnen wird. In Rüdesheim, wo die bekannten Häuser C. H. Schultz und Ewald bekannte Marken auf den Markt bringen,

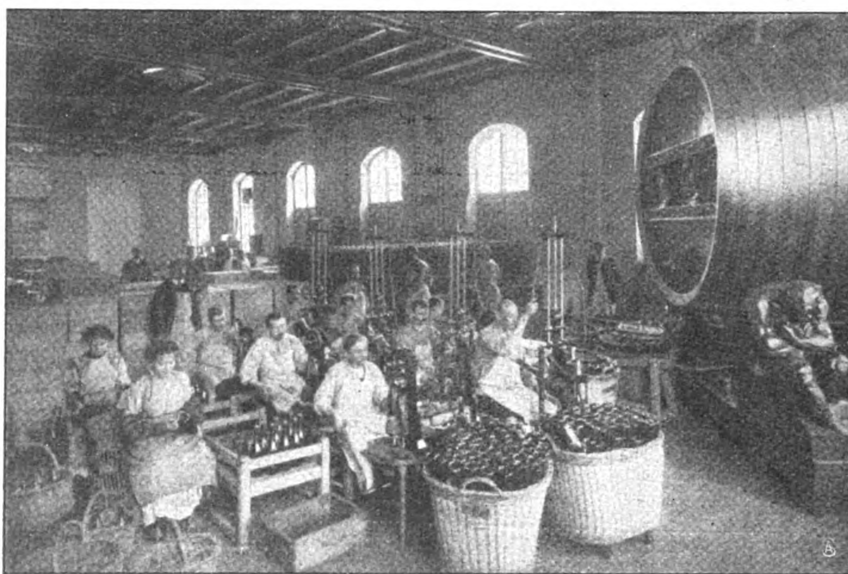


Söhnlein & Cie. in Schierstein: Der große Faßkeller.



Chr. Adt. Kupferberg & Cie. in Mainz: Flaschenlagerkeller.

in Koblenz, wo in gewaltigen, von jedem Rheinfahrer aufgesuchten Kellereien die Firma Deinhardt ihre vieledlen Kabinettstücke liefert, die Fürsten und Fürstinnen zum Lobe des deutschen Schaumweins begeistert haben.



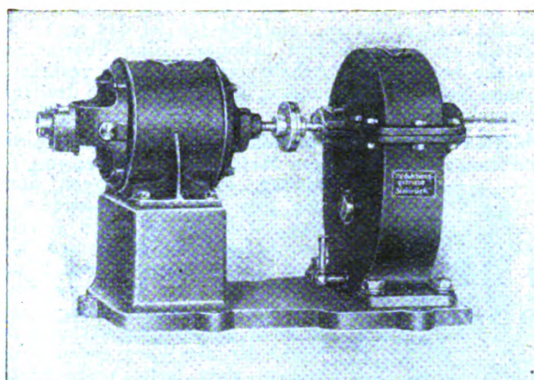
Chr. Adt. Kupferberg & Cie. in Mainz: Die Füllung (12,000 Flaschen täglich).

Es würde an dieser Stelle zu weit führen, dem Werdegang des Sektes eine eingehende Darstellung zu widmen. Ist es doch heute allgemein bekannt, daß von der Kelterung oder Entsaftung der Trauben bis zum Verstich des neuen Weines, von der Flaschengärung bis zu der langwierigen Arbeit an den Rüttelpulten, von der Entfernung der Hefe, der Fertigstellung des reifen Weines bis zu den letzten äußerlichen, für das Auge berechneten Ausschmückungen der Flaschen die deutsche Sektindustrie geradezu vorbildlich nnd musterhaft arbeitet. Sekt ist in jeder Hinsicht ein Kunstwerk des guten Geschmackes. Von der Auswahl der Trauben, ihrer, des Mostes und Weines Behandlung, der „Cuvée", d. h. der Mischung der bestgeeigneten Weine, der „Dosage", d. h. der gut gewählten Ersetzung des durch die Gärung in Alkohol und Kohlensäure gespaltenen Zuckers, der Aufmachung und Ausstattung ist bei diesem wundersamen Gebilde so viel abhängig, daß Geist und Wissen, Geschmack und Können bei ihm wie bei kaum einem anderen menschlich-natürlichen Werke zusammen arbeiten müssen, um es vollkommen zu gestalten. So ist es aber auch nicht verwunderlich, daß, wie überall, wo es um etwas „Ganzes" geht, der Sekt als Kunstwerk des guten Geschmacks gerade in Deutschland zu einer Vollkommenheit gebracht worden ist, die ihn immer mehr zu einem Bannerträger deutscher Arbeit und deutscher Industrie werden läßt. Daß überall in der Welt, wo in feierlichen Stunden des Festes Höhe erreicht ist, wo in fröhlichen Stunden der Freude Wimpel lustig flattern, fortan ein stolzer Edelmann aus dem lachenden Lande des rauschenden Rheins dem Augenblicke die Weihe und Würde geben wird, die man bisher von der koketten, tänzelnden Schönen aus Welschland glaubte empfangen zu müssen.



Mattheus Müller in Eltville: „Fertig zum Versand!"

Reduktionsgetriebe „Steinrück". Viele in der modernen Industrie zur Verwendung kommenden Arbeitsmaschinen bedingen eine erheblich geringere Geschwindigkeit der Umlaufszahlen, als der Antriebsmotor aufweist. Namentlich beim elektromotorischen Antrieb und geringeren Kraftgebrauch wird die Geschwindigkeitsdifferenz größer, und in gleichem Maße steigt der Kraftverlust durch eingeschaltete Vorgelege, deren Anordnung oft einen größeren Raum beansprucht, als er gerade zur Verfügung steht. Eine bemerkenswerte Neuerung für diese Fälle bietet das in der Abbildung dargestellte Reduktionsgetriebe der Firma Friedrich Steinrück, Berlin. Gegenüber andern Getrieben, wie Schneckengetriebe und dergleichen, weist dieses einen hohen Nutzeffekt auf, denn nach amtlicher Feststellung der Königl. Techn. Hochschule Charlottenburg beträgt der Wirkungsgrad dieses Getriebes 97 Prozent. Außer diesem materiellen Nutzen bietet das Getriebe noch den Vorzug leichter Montage, weil die kraftaufnehmende und -abgebende Welle in einer Geraden liegt, und großer Raumersparnis. Das Getriebe selbst ist aus bestem Material hergestellt, die reibenden Teile laufen in Öl und sind in einem Gehäuse



Reduktionsgetriebe „Steinrück",
direkt gekuppelt mit einem Elektromotor, ca. 95 Prozent Wirkungsgrad,
von Fa. Friedrich Steinrück, Berlin S 59, Urbanstr. 116.

staubdicht eingeschlossen, infolgedessen ist der natürliche Verschleiß nach Möglichkeit behoben. Eine Überlastung, wie solche bei mancher Arbeitsmaschine leicht vorkommt, wird ohne Nachteil überwunden, denn es kann die dreifache Beanspruchung ertragen. Mllr.

Tabletten-Komprimier-Maschinen. Die Überführung von pulverförmigen und körnigen Materialien in Form von Tabletten, Pastillen, Kugeln, Stangen usw. usw. hat besonders in den letzten Jahren einen gewaltigen Aufschwung genommen, was eine Erklärung darin findet, daß der Käufer eine handliche Form in einem bestimmten Gewicht und in einer schönen Aufmachung, der Verkäufer die Ware genau abgewogen, stets fertig verkaufsfähig und in einer nur geringen Platz beanspruchenden Form erhält. In der Abbildung bringen wir eine neue automatische Tabletten-Komprimiermaschine „Universal", Doppelpresser (D. R. P.), die die Firma Komprimiermaschinen-Gesellschaft m. b. H., Berlin N 37, Kastanienallee 74, auf den Markt bringt. Die Arbeitsweise der Doppelpresser-Universal-Maschinen ist folgende: Das Material wird in Pulverform den Füllbehältern zugeführt. Die Füllbehälter bewegen sich über Matrizenlöcher vor und zurück, und im Innern des Füllschuhs angebrachte Rührwerke bringen das Material in die offene Form. Jetzt werden von oben die Stempel in die Matrize eingeführt, je nach Höhe der Füllung, und nach diesem wird mittels Exzenters von unten der Hauptdruck auf die Masse erzeugt. Hierauf gehen die Oberstempel hoch, der fertige Preßling wird an die Oberfläche der Matrize gebracht, und der Füllschuh schiebt diesen selbsttätig beim Vorgehen nach vorn. Die Preßlinge verlassen die Maschine, was Aussehen und Gewicht betrifft, in tadelloser Form. Die Härte und das Gewicht der Tabletten ist bei dieser Maschine nach Belieben während des Ganges zu regeln, und durch Auswechseln der Matrizen können auf der gleichen Maschine die verschiedenen Formen und Massen verarbeitet werden. Die Abbildung zeigt eine Universal-Maschine als Zwillingssystem ausgebildet; sie zeichnet sich durch eine hohe Arbeitsleistung aus, die bis zu etwa 500,000 Tabletten pro Tag herstellt. Je nach dem Verwendungszweck werden die Universal-Maschinen in verschiedenen Modellen gebaut. Z. B. ist die kleinste Maschine, Modell Liliput, für Apotheken bestimmt und preßt Tabletten, Pastillen usw. bis 15 mm. Dr. Kd.

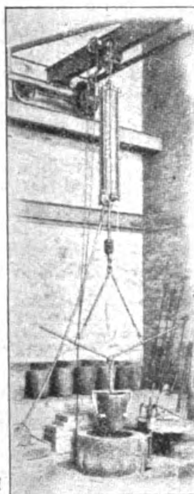
Tabletten-Komprimiermaschine „Universal".

Zylindrische Preßluft-Hebezeuge der Deutschen Niles-Werkzeugmaschinen-Fabrik, Oberschöneweide bei Berlin. Pneumatische Hebezeuge finden heute in jedem mit Preßluft arbeitenden Betriebe Verwendung. Sie eignen sich für Verladeplätze, an Laufkränen ausgehängt, zum Heben beliebiger Lasten bis zu 10,000 Kilogramm und auch für Spezialzwecke in der Gießerei zum Heben der Schmelztiegel und Formkasten, in der Montagehalle zur Beförderung der Arbeitsstücke und zur Bedienung einzelner Werkzeugmaschinen. Die neu konstruierten Preßluft-Hebezeuge arbeiten stoßfrei sowie betriebssicher und können von jedem ungeübten Arbeiter bedient werden. Die Hubgeschwindigkeit ist regulierbar. Bei den früheren Systemen, bei denen die Luft aus der oberen Kolbenseite direkt durch ein Loch ins Freie entweichen konnte, ist es wohl vorgekommen, daß Schmutz, Sand, Staub und alle möglichen Fremdkörper in das Zylinderinnere gelangten. Bei den modernen Hebezeugen ist dies nicht zu befürchten. Will man aber besonders sicher gehen, so braucht man nur den Leitungsschlauch vor der ersten Betätigung des Hebezeuges abzukuppeln und auszublasen. Etwaige im Laufe der Zeit auftretende Undichtigkeiten am Steuerorgan lassen sich mühelos beheben,

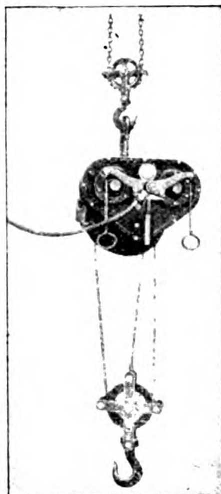
indem man die Kontermuttern am Konushahn wieder fest anzieht. Die gewöhnliche Hubhöhe der pneumatischen Zylinder-Hebezeuge schwankt zwischen 1200 und 1500 Millimeter. Größere Hubhöhen von 2 und 3 Meter sind zulässig. Man hilft sich auch, indem man die Hebezeuge



Preßlufthebezeug für 10,000 kg Tragfähigkeit von Fa. Deutsche Niles-Werkzeugmaschinenfabrik, Oberschöneweide bei Berlin.



Preßlufthebezeug in der Gießerei, 1 m Hebegeschwindigkeit in 4 Sekunden.



Druckluftflaschenzug mit 3000 kg Tragkraft zum Heben und Befördern von Lasten usw.

horizontal anordnet und eine Rollenübersetzung einschaltet. Ebenso ist es möglich, die Zylinder-Hebezeuge nach beiden Seiten wirken zu lassen, das heißt, für Zug und Druck auszubilden, in welchem Falle sie sich für allerlei Spezialzwecke gebrauchen lassen. Für manche Zwecke erweisen sich pneumatische Hebezeuge als besonders wertvoll infolge ihres ruhigen und stoßfreien Arbeitens und ihrer Zuverlässigkeit. Ein Herabstürzen der Last ist ausgeschlossen. Selbst wenn der Zuleitungsschlauch plötzlich reißen oder die Leitung defekt werden sollte, bleibt trotz Unterbrechung der Luftzufuhr der Kolben mit der Last auf der erreichten Höhe stehen, so daß jede Gefahr beim Gebrauch der Hebezeuge vermieden wird. Mcks.

Oxybenz-Lampen. Einen außerordentlich starken Wettbewerb im Beleuchtungswesen können wir namentlich in letzter Zeit konstatieren. Immer werden neue Möglichkeiten in der Art der Beleuchtung ergründet und dem allgemeinen Gebrauch zunutze gemacht; heißt es doch Lichtquellen schaffen, die bei hohem Effekt Billigkeit im Gebrauch und weitgehende Verwendungsmöglichkeit vereinen und in vielen Fällen auch unabhängig von großen Zentral-



Druckbehälter für Benzol, Benzin usw., zum Speisen der Lampen.



Oxybenz-Lampe für Außenbeleuchtung.

Von der Oxybenz-Licht-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW61.

stellen sind. Diese Faktoren finden wir beisammen in den Oxybenz-Lampen, die neuerdings von der Oxybenz-Licht-Gesellschaft m. b. H., Berlin SW 61, in den Handel gebracht werden. Als Betriebsstoff für diese Lampenart wird Benzol verwandt, das aus einem an beliebiger Stelle befindlichen geschlossenen Behälter mittels Druckluft nur im richtigen Verhältnis zum Verbrauch zugeführt wird. Das Licht der mit Glühstrumpf ausgestatteten Lampen entspricht an Helligkeit und Farbe der modernen Preßgasbeleuchtung, nur daß sie noch vollkommen unabhängig von Gaszentralen ist. Die elektrische Beleuchtung würde in bezug auf Billigkeit nur dann gleichwertig sein, wenn die Kilowattstunde 5 Pf. kosten würde, was im allgemeinen wohl nicht zu erreichen sein wird. Nicht nur für Außenbeleuchtung im großen Maßstabe, wie für Bahnhöfe, Fabriken, Straßen, Schaufenster usw. als Starklicht, bis 20 000 Kerzen, sondern auch für Innenbeleuchtung, sogar für Tischlampen von zirka 60 Kerzen ist die gleich gute Gebrauchsmöglichkeit erzielt. In letzterem Falle beträgt z. B. der Benzolverbrauch nur 16 g, also etwa ½ Pf. pro Stunde; es können alle Lampen auch, falls Benzol, das allerdings im Betriebe am wirtschaftlichsten ist, ohne jede Änderung, wenn nötig, mit Benzin oder auch Spiritus gespeist werden.

Mllr.

— Prof. Dr. Soxhlet's Nährzucker und Nährzuckerkakao. Daß die Muttermilch die natürliche Nahrung unserer Säuglinge ist und vollkommen gleichwertig durch künstliche Nährmittel und Milchmischungen nicht ersetzt werden kann, darüber dürfte ein Zweifel kaum bestehen; aber auch darüber kann man sich keiner Täuschung hingeben, daß eine ausreichende Ernährung mit Muttermilch zurzeit wenigstens in sehr vielen Fällen nicht möglich ist, und daß die künstliche Ernährung notgedrungen an ihre Stelle treten muß. Die Grundlage einer jeden künstlichen Ernährung bildet die Tiermilch, bei uns in erster Linie die Kuhmilch, auch Ziegenmilch, dort, wo sie leicht zu beschaffen ist. Kuhmilch in unverdünntem Zustande wird in den ersten Lebensmonaten nur ausnahmsweise von ganz gesunden, besonders kräftigen Säuglingen vertragen. Man ist daher gezwungen, die Milch mit Wasser zu verdünnen. Im allgemeinen empfiehlt es sich, in den ersten Wochen auf

einen Teil Milch zwei Teile Wasser zu nehmen, hierauf einen Teil Milch mit einem Teil Wasser zu mischen, später zu zwei Teilen Milch einen Teil Wasser zu geben, um schließlich gegen Ende des ersten Lebensjahres zur Vollmilch überzugehen. Durch die Verdünnung wird der Nährstoffgehalt der Milch vermindert, und da das Gesamtvolumen der Nahrung eine gewisse Grenze nicht überschreiten darf, muß der Nährwert der verdünnten Milch durch zweckentsprechende Zusätze wieder erhöht werden. Als ein solcher Zusatz hat sich seit Jahren Prof. Dr. Soxhlet's Nährzucker bewährt, der nach Angaben des Geheimen Hofrats Prof. Dr. von Soxhlet von der Nährmittelfabrik München G. m. b. H. in Pasing bei München hergestellt wird. Prof. Dr. Soxhlet's Nährzucker ist ein gelblich-weißes Pulver, das sich im Wasser zu einer gelblich gefärbten, schwach opaleszierenden Flüssigkeit löst, deren angenehmer Geschmack an den des Malzextraktes erinnert. Er wird leicht und vollständig von den Verdauungsorganen selbst der Neugeborenen verarbeitet und ausgenützt, eignet sich daher zur Nahrung für Säuglinge vom ersten Lebenstage an; er befördert den Körperansatz, ohne jedoch einen einseitigen Fettansatz zu begünstigen, wird dauernd gut vertragen, auch während monatelangen Gebrauches bei einem und demselben Kinde gern genommen und beeinflußt das allgemeine Wohlbefinden der Säuglinge in ganz augenscheinlich günstiger Weise. Er entspricht somit allen Anforderungen, die an eine Dauernahrung gestellt werden müssen. Nach Absicht des Herrn Geheimrats von Soxhlet war der Nährzucker ursprünglich nur bestimmt, als Zusatz zur Kuhmilch gesunden Säuglingen zur Nahrung zu dienen. Doch auch in der Ernährung kranker Säuglinge hat er sich vortrefflich bewährt. Er wird von den Aerzten gern empfohlen und in besonderen Fällen geradezu verordnet. Vor einem Fehler muß man sich bei jeder künstlichen Ernährung hüten, vor der hier so leicht gemachten und daher so häufig vorkommenden Überernährung, die bei dem Brustkinde in der Regel ausgeschlossen ist, weil hier die Natur für die Zuteilung der richtigen Nahrungsmenge sorgt. Die Überlastung der Verdauungsorgane führt leicht zu Verdauungsstörungen, und selbst, wenn keine Störungen direkt

auftreten, hält Knochenwachstum und Fleischansatz mit dem allzu raschen Fettzuwachs nicht gleichen Schritt. Gemästete Kinder, so oft der Stolz der Mutter, sind nicht die gesündesten, und eine unzweckmäßige Säuglingsernährung, auch wenn ihre Nachteile nicht sofort bemerkbar werden, rächt sich mit ihren Folgen häufig noch in späteren Lebensjahren. Die günstigen Erfahrungen, die in der Ernährung der Säuglinge mit Prof. Dr. Soxhlet's Nährzucker gewonnen wurden, legten den Gedanken nahe, ihn auch der Ernährung heranwachsender Kinder und solcher Erwachsener dienstbar zu machen, deren Ernährungszustand einer raschen und kräftigen Aufbesserung bedarf. Dank seinem wenig hervortretenden Geschmacke kann er den Speisen der verschiedensten Art (Suppen, Breien, Kompotts) in beträchtlichen Mengen zugesetzt werden, ohne deren Geschmack zu beeinträchtigen; seine Verwendung bei Kranken und Genesenden, Kindern und Erwachsenen führt eine schätzbare Vermehrung des Nährwertes der Speisen ohne Schwierigkeit herbei, ohne daß ungünstige Nebenwirkungen auftreten, vor allem, ohne daß das Sättigungsgefühl gesteigert oder in seiner Dauer verlängert wird. Besonders zweckmäßig in solchen Fällen ist die Verabreichung des Nährzuckers in Form von Nährzucker-Kakao. Prof. Dr. Soxhlet's Nährzucker-Kakao ist ein Gemisch von 5 Teilen Nährzucker mit 1 Teil Kakaopulver bestschmeckender Art. Zwei gehäufte Eßlöffel voll, mit einer Tasse heißer Milch oder Wasser verrührt, ergeben ein Getränk, das wie ein in üblicher Weise zubereiteter guter Milch- oder Wasserkakao schmeckt, während gleichzeitig beträchtliche Mengen Nährzucker mitverzehrt und vollständig ausgenutzt werden, ohne daß mehr Verdauungsarbeit in Anspruch genommen wird oder sich die Anwesenheit dieser Nährzuckermenge bei der Verdauung unangenehm bemerkbar macht. Während in der Regel Nährpräparate gleiche Mengen anderer Nährstoffe in der Tagesration nur vertreten können, gelingt es, mit Nährzucker das Kostmaß wirklich zu vergrößern. Die Präparate sind tropenhaltbar und erfreuen sich auch in den heißen Ländern großer Beliebtheit und einer stetig wachsenden Verbreitung. Auf der Internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden 1911 wurde die Firma Nahrungsmittelfabrik München G. m. b. H. mit der Goldenen Medaille ausgezeichnet. Man beachte auch das Inserat der Firma.

— Ernemann - 10,000 - Mark - Jubiläums-Preisausschreiben 1914. Eine reich und vornehm ausgestattete Broschüre, die in einer Auflage von über 100,000 Exemplaren zur Ausgabe kommt, gibt über das Preisausschreiben in fünf Sprachen (deutsch, französisch, englisch, italienisch und russisch) Auskunft. Der Deckel ist ein künstlerischer Entwurf des Kunstmalers Professor Hans Unger. Vier beigefügte Postkarten, Kupferdruck- (Heliotint-) Verfahren, Bilder aus dem „Ernemann-Preisausschreiben 1911" sind eingefügt. Auch die letzte Kamera-Preisliste No. 225 ist interessant und bespricht als Neuheiten in erster Linie: Stereo-Reflex 45/107, Klapp-Reflex 9/12 mit doppeltem und einfachem Auszug, Bob 0, Bob XV 4½/6 und 9/12, Heag 00 und 0, Heag IIa, sowie weiter die Tropen-Heag X, Heag XV 6½/8, Baby Kamera 4½/6, Tropen-Klapp-Kamera und die Stereo-Klapp 45/107. Besonders die neue zusammenklappbare Spiegel-Reflex-Kamera wird das Interesse der Leser finden.

— Exotische Typen. Von dem Siegeslauf der Schreibmaschine über die ganze Welt zeugt ein uns vorliegendes, sehr interessantes Verzeichnis von Schreibmaschinenschriften der Stahltypenfabrik Alfred Ransmayer, Berlin. Diese Spezialfabrik, welche fast alle auf dem europäischen Kontinent fabrizierten Schreibmaschinensysteme mit Typen versorgt, führt außer zirka 60 Variationen der gewöhnlichen lateinischen und deutschen Schrift und der als regulär geltenden russischen und griechischen Schriftarten u. a. Typen für arabische, armenische, bulgarische, cyrillische, Esperanto, grusinische, Gujerati, hebräische, indische, javanische, lapidarische, litauische, rumänische, serbische, Tamil-, türkische und westindische Schrift. Man kann hieraus ersehen, daß fast für jede Sprache, welche überhaupt eine Buchstabenschrift oder auch eine einfache Bilderschrift besitzt, eine entsprechende

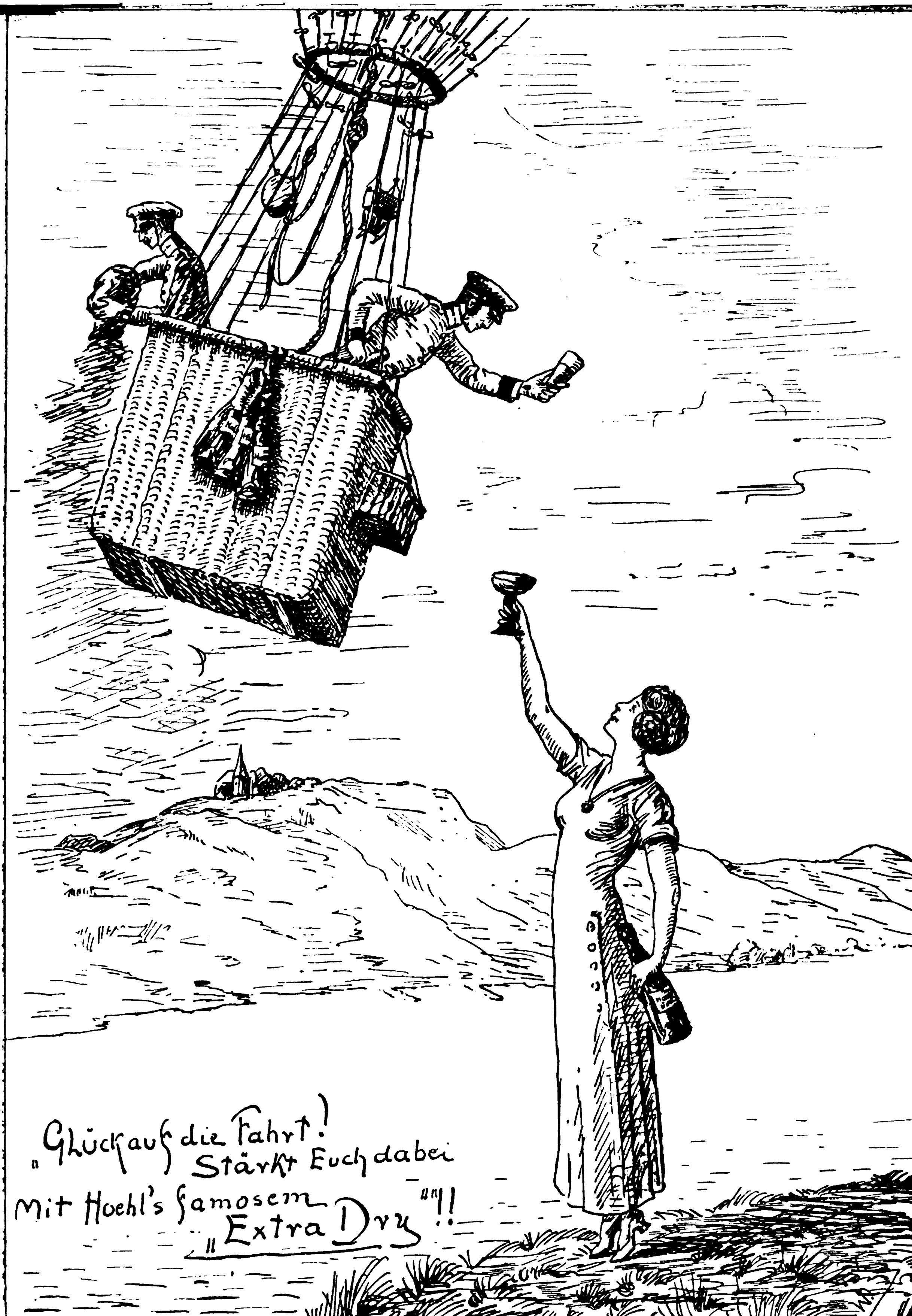
Schreibmaschinenschrift angefertigt werden kann. Dies mag für manchen eine Anregung sein, die Ausarbeitung neuer exotischer Schreibmaschinenschriften in die Hand zu nehmen. Allerdings gehören hierzu gute Sprachkenntnisse sowie eine zeichnerische Fertigkeit, um maßstäblich (etwa im Verhältnis von 10 : 1) vergrößerte Schriftzeichen anzufertigen, da die Fabrik diese als Unterlage benötigt. Zu bemerken ist, daß insgesamt 90 Zeichen in eine Schreibmaschine aufgenommen werden.

— Die Pralo-Metallfliesen. Die Lösung der Wandbekleidungsfrage erheischt in Räumen mit größeren hygienischen Anforderungen, also vor allem in Küchen, Badezimmern und Toiletten, besondere Sorgfalt. Der Belag soll hier neben Dauerhaftigkeit, Unempfindlichkeit gegen Feuchtigkeit und hübschem Aussehen insbesondere die Eigenschaft leichter und hygienischer einwandfreier Reinhaltung aufweisen, Ansprüche, denen die bislang üblichen Belagsarten nicht immer genügen. Mit gutem Erfolge verwendet man für diese Zwecke seit mehreren Jahren die immer mehr zur Einführung gelangenden Emaille-Metall-Wandbekleidungen, seit einiger Zeit von der Firma Prager & Lojda, Berlin SW 47, unter der Bezeichnung Pralo-Metallfliesen-Wand-Bekleidung hergestellt, die auf dem Baumarkt allgemeine beifällige Aufnahme gefunden. Die Pralo-Wandbekleidung besteht aus ganz dünnen, geprägten Metallplatten mit solider emailleartiger Glasur und weist gegenüber der Kachel eine Reihe wichtiger Vorzüge auf, die geeignet erscheinen, ihr in absehbarer Zeit eine dominierende Stellung unter den Wandbelägen zu schaffen. Sie ist — um das wirtschaftliche Moment vorwegzunehmen — ganz beträchtlich, nämlich über 50 Prozent, billiger als jene, ferner unzerbrechlich, acht- bis zehnmal leichter und trägt, weil es sich um eine ganz dünne Metallplatte handelt, erheblich weniger auf. Hygienisch von größter Wichtigkeit ist die außerordentlich leichte Reinigung mittels Abwaschens, in welcher Hinsicht Pralo-Wandbelag jeden Anstrich und jede andere Wandbekleidung übertrifft. Ein weiterer großer Vorteil ist die absolute Widerstandsfähigkeit gegen Frost und Hitze sowie mechanische Einwirkungen, wie Stoß oder Schlag, da Bruch ausgeschlossen ist; hierdurch ist der Metallbelag der Kachel ebenfalls weit überlegen. Die Anbringungsweise ist denkbar einfach. Nachdem die tunlich ebene Wandfläche in Größe von etwa 4—5 Platten mit einem nach Anweisung der Firma leicht herzustellenden geeigneten Kitt mittels des Spachtels dünn und gleichmäßig bestrichen ist, wird die auf der Rückseite ebenfalls mit einer dünnen Kittschicht versehene Platte angepreßt. Die Platten können mit der Papierschere geschnitten werden und lassen sich infolge ihrer Biegsamkeit um jede Kante, Säule oder Wölbung ohne irgendwelche Beschädigung der Glasur verlegen. Das Anbringen geht erheblich schneller vor sich als das der Kacheln, weil jede Platte mit 12 Kacheln auf einmal angelegt wird; es verursacht in dem betreffenden Raume keinerlei Unordnung oder Störung. Auch ist es gleichgültig, aus welchem Material die zu bekleidende Fläche besteht. Die angelegten Platten haften an der Wand so fest wie Tonkacheln. Auch in dekorativer Hinsicht befriedigen die Pralo-Metallfliesen

durchaus; sie werden in verschiedenen Farben und Dessins, kachel- und backsteinartig gemustert hergestellt, so daß für jeden denkbaren Zweck das geeignete Muster vorhanden ist. Das Verwendungsgebiet ist ein unbegrenztes; so z. B. Veranden, ferner Läden aller Art, Krankenhäuser und Toiletten, Baderäume, Küchen, Flure, Treppenhäuser und Operationsräume, Kühlanlagen, Kasernen usw. Überall bilden die Pralo-Fliesen nicht nur eine hygienische einwandfreie Wandbekleidung, sondern einen wirklichen Schmuck des Hauses

— Neue Forschung — alte Wahrheit. Merkwürdig günstige Wirkungen einzelner Nahrungsmittel auf das Gedeihen und Wohlbefinden des menschlichen Körpers sind von den ersten Forschern und Aerzten neuerdings beobachtet worden. Worauf diese erfreulichen Erscheinungen beruhen, weiß man nicht genau; wahrscheinlich handelt es sich um Stoffwirkungen sehr feiner Art, die sich der Beobachtung unserer heutigen wissenschaftlichen Instrumente und Untersuchungsmethoden noch entziehen. Als ein so eigentümliches, wirkungsvolles Nahrungsmittel, dem kein anderes von der Natur gebotenes Produkt gleichkommt, erweist sich der Hafer, der früher auch in Deutschland als Nahrungsmittel von großer Bedeutung war. Von den alten Germanen wissen wir, daß sie ihre erstaunliche Kraft und Widerstandsfähigkeit dem Genuß des Hafers verdankten, wie heute noch die Schotten, die als das kräftigste Menschenmaterial der britischen Armee bekannt sind; Haferbrot, Hafersuppen, ja sogar Haferbier haben bei unseren Vorfahren eine große Rolle gespielt. Außerordentlich reich an Eiweiß, Stärke, Fett und Nährsalzen, besonders den so wertvollen organischen Kalk- und Eisenverbindungen, ist der präparierte Hafer ein wahres Heil- und Nährstoffmagazin und dabei so leicht verdaulich (speziell durch die eigenartige Behandlung, welche die Knorrschen Haferpräparate erfahren haben), daß Haferschleimsuppen selbst dann vom Magen aufgenommen und verdaut werden, wenn jede andere flüssige oder feste Nahrung versagt. In seinem Lehrbuch der Hygiene weist Professor Becquerel hierauf besonders hin. Es darf noch hinzugefügt werden, daß die vorbereitende Behandlung durch Reinigen, Auslesen, Enthülsen und Präparieren, die bei Knorr mit sinnreichen Maschinen seit 40 Iahren ausgeübt wird, von größtem Werte für die Güte des Produktes ist. Daher sind Knorrs Hafermehl und Knorrs Haferflocken als die vorzüglichsten Haferpräparate bekannt und überall erhältlich.





Gebrüder Hoehl G.m b.H., Sektkellerei, Geisenheim a.Rh.

Bei Bestellungen beziehe man sich auf die „Export-Woche".

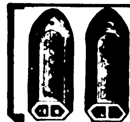
Ein weiteres vorzügliches Kindernahrungsmittel ist Knorrs präpariertes Reismehl. Für empfindliche Kinder bei Durchfall und in der Sommerzeit ist Knorrs Hafermehl manchmal zu kräftig, dann leistet Knorrs Reismehl als eine ganz milde Schleimnahrung zuverlässige Dienste. Reis ist ja als Volksnahrung altbekannt.

— Unter den Telephon-Fabriken Deutschlands nimmt die Aktiengesellschaft Mix & Genest, Berlin, die erste Stelle ein; sie ist nicht nur die größte ihresgleichen, sondern auch die älteste und verfügt u. a. über eine besondere Export-Organisation und reiche Erfahrungen im Spanisch sprechenden Amerika, wo ihr Name einen guten Klang hat. Außer der Einrichtung von Telephon-Zentralen und Lieferung von vielerlei elektrischen Artikeln legt sie auch besonderen Wert auf ständige Neuheiten. So hat sie zum Beispiel ganz kürzlich das Patent auf einen Telephonapparat für weite Entfernungen erhalten, mittels dessen 10 bis 15 weit von einander wohnende Teilnehmer beliebig, ohne Vermittlung einer Zentrale, über eine einzige Leitung verkehren können. Damit kommt sie einem gerade in Übersee bestehenden Bedürfnis entgegen. Besonderes Interesse bietet auch ein von der Firma hergestellter kleiner Telephonapparat, den man in der Tasche tragen kann, um sich jederzeit mit einer bestehenden Telephonleitung zu verbinden. Ihre Exportgeschäfte erledigt die Firma von Hamburg aus, wo sie ein eigenes Geschäftshaus unter der Firma Aktiengesellschaft Mix & Genest, Export-Abteilung, Hamburg 11, hat.

— Aachener Thermalwasser Kaiserbrunnen A.-G. In den Tagen vom 29. August bis 12. September wurde in Aachen eine große internationale Ausstellung für Kochkunst, Hotel- und Gastwirtsfach sowie verwandte Gewerbe abgehalten, auf der auch die weltbekannte Firma „Aachener Thermalwasser" (Kaiserbrunnen) Aktien-Gesellschaft in einer würdigen Weise, jedoch außer Preisbewerb, vertreten war. Das Produkt der Gesellschaft wird in den verschiedensten Aufmachungen nach allen Erdteilen verschickt. Über dem Stande der Firma schwebte ein elektrisch angetriebenes und beleuchtetes Luftschiff nach Zeppelins Bauart, das allgemein die Aufmerksamkeit auf den „Kaiserbrunnen"-Stand zog. Denjenigen, die die Qualität des Kaiserbrunnens noch nicht kennen lernten, war durch Gratisabgabe von Kostproben Gelegenheit geboten, sich von der hervorragenden Güte und dem Wohlgeschmack dieses Tafel- und Gesundheitswassers zu überzeugen. — Interessenten stellt die Firma gern Proben zur Verfügung.

— Bad Kissingen. Auf vielseitiges dringendes Verlangen beginnt im nächsten Jahr die Trink- und Badekur nicht wie sonst am 1. April, sondern schon am 15. März, und wird bis dahin aller Voraussicht nach die Wandelhalle heizbar sein.

— Die Firma Erste Berliner Zopffabrik von Johannes Stabenow, Inh. Hermann Wetzel, Berlin SW 19, Kommandantenstr. 1/2, besteht seit 15 Jahren; der gute Ruf, der über die Grenzen Deutschlands hinausgeht, ist der beste Beweis der Reellität der Ware, die geliefert wird. Eigene Rohhaarpräparation und Werkstatt, daher großes Lager und Abgabe zu Engrospreisen wie bei keiner Konkurrenz. Alle deutschen präparierten Haare aus erster Quelle und garantiert rein. Schnitthaar, Russen, Böhmen, roh und präpariert, in jeder Länge. Spezialität: Zöpfe in allen Farben; auch Bestellungen aller Arten Haararbeiten werden in saubersten Ausführung angefertigt.

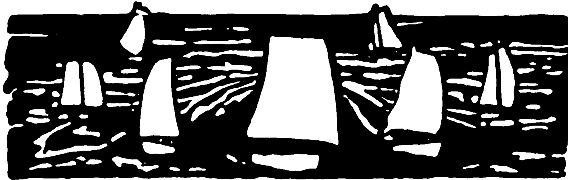




DIE·WOCHE

Nummer 50. | Berlin, den 14. Dezember 1912. | 14. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 50.



Die sieben Tage der Woche.

5. Dezember.

Der Kaiser reist zum Jagdbesuch bei dem Fürsten zu Schaumburg-Lippe nach Bückeburg (Abb. S. 2103).

Der belgischen Kammer geht ein neues Militärgesetz zu, durch das grundsätzlich die allgemeine Wehrpflicht und die Ausnahmestellung der Einjährig-Freiwilligen nach deutschem Muster eingeführt wird.

Die provisorische Regierung von Albanien in Valona bildet ein Kabinett, das sich aus 2 Katholiken, 3 Orthodoxen und 5 Mohammedanern zusammensetzt.

6. Dezember.

Prinz Heinrich von Preußen trifft zum Besuch des englischen Königpaars in Sandringham ein.

In England wird an Stelle des aus Gesundheitsrücksichten zurücktretenden Admirals Bridgeman der Admiral Prinz Louis von Battenberg (Portr. S. 2103) zum Ersten Seelord der Admiralität ernannt.

7. Dezember.

Der Kaiser kehrt von Bückeburg nach Berlin zurück.

Halbamtlich wird bekanntgegeben, daß der zwischen den Souveränen und den Regierungen von Deutschland, Oesterreich-Ungarn und Italien bestehende Bundesvertrag ohne jede Aenderung erneuert worden ist.

Aus Wien wird gemeldet, daß Oesterreich-Ungarn als letzte der eingetretenen Mächte den Vorschlag Sir Edward Greys, eine Botschafterkonferenz zur Beratung der Balkanfragen abzuhalten, angenommen hat.

Der Kommandant von Skutari Hassan Riza lehnt es ab, die Mitteilung Nazim-Paschas über den Abschluß des Waffenstillstandes zu Tschataldscha von dem deutschen Gesandten entgegenzunehmen.

8. Dezember.

Aus Mailand kommt die Nachricht, daß der von Bari mit Mehlladung abgegangene italienische Handelsdampfer „Adriatico“ bei der Einfahrt in den Hafen von Valona von einem griechischen Kanonenboot angehalten und nach Korfu geschleppt wurde.

9. Dezember.

Der Reichstag überweist das Gesetz über den Verkehr mit Leuchtöl einer Kommission zur Beratung.

König Carol eröffnet das rumänische Parlament mit Verlesung einer Thronrede, in der er die traditionelle friedliche Politik betont, die Rumänien gute Beziehungen zu allen Staaten und die Achtung der Mächte eingebracht habe. Rumänien werde als ein wichtiger Faktor des europäischen Konzerts angesehen, und bei der endgültigen Regelung der durch die Balkankrise aufgeworfenen Fragen werde sein Wort Gehör finden.

10. Dezember.

Aus Bukarest wird gemeldet, daß König Carol den Präsidenten der bulgarischen Sobranje Danew, der der Eröffnung des rumänischen Parlaments beiwohnte, in Audienz empfangen hat.

Kaiser Franz Joseph genehmigt die Abschiedsgesuche des Kriegsministers v. Auffenberg und des Generalstabschef von Schemua. Zum Kriegsminister wird Feldzeugmeister von Krobatin ernannt. (Portr. Seite 2102).

11. Dezember.

Aus London wird gemeldet, daß das Schlachtschiff „Centurion“ in der Nähe von Devonport mit einem unbekannten Dampfer zusammenstieß. Der Dampfer sank, die „Centurion“ erlitt Beschädigungen.

Die Gefahr, kriminell zu werden.

Von Geh. Justizrat Prof. Dr. Franz v. Liszt.

Wir sind es gewohnt, die Massenerscheinung der Kriminalität unter dem Gesichtspunkt der Gefahr zu betrachten, die uns friedlichen und gesetzestreuen Staatsbürgern von der mehr und mehr anschwellenden Masse der Verbrecher droht. Es ist das Verdienst Karl Finkelnburgs, des Direktors des Zellengefängnisses Moabit, das Problem der Kriminalität wieder einmal von der andern Seite beleuchtet und auf die Gefahr scharf hingewiesen zu haben, in der wir friedlichen und gesetzestreuen Staatsbürger uns befinden, selbst kriminell zu werden.

In seinem vor wenigen Monaten erschienenen Buch: „Die Bestrafung in Deutschland“ sagt Finkelnburg (S. 33), nachdem er das Ergebnis seiner überaus sorgfältigen und vorsichtigen Untersuchung mitgeteilt hat: „Man wird sich ungläubig von dem Anblick abwenden wollen. Ein statistischer Bluff! Das ist der erste Eindruck. Dem einen oder andern fällt vielleicht das englische Wort ein: Es gibt dreierlei Arten von Lügen: gewöhnliche Lügen, Notlügen und Statistik.“ In der Tat wird wohl jeder, der sich nicht gerade mit dieser Frage näher beschäftigt hat, zunächst einfach verblüfft sein, wenn er erfährt, daß wegen Verbrechen oder Vergehen gegen Reichsgesetze in Deutschland jeder zwölfte Mensch, jedes zweihundertdreizehnte Mädchen, jeder dreiundvierzigste Knabe, jedes fünfundzwanzigste Weib, jeder sechste Mann mindestens einmal bestraft ist; daß man also in Deutschland keine größere oder auch kleinere Gesellschaft besuchen kann, ohne Leuten die Hand schütteln

zu müssen, die bereits mit dem Strafrichter in nähere Berührung gekommen sind. Und die Verblüffung wird sich ins ungemessene steigern, wenn wir weiter hören, daß diese Ziffern viel zu niedrig gegriffen sind, da die Reichskriminalstatistik, die uns die angegebenen Resultate geliefert hat, nur den vierten oder fünften Teil aller strafgerichtlichen Verurteilungen enthält, so daß zum Beispiel in Bayern nach der Justizstatistik von 1910 in einem einzigen Jahr jeder neunzehnte Einwohner strafgerichtlich verurteilt worden ist (Finkelnburg, S. 38). Freilich, wer sich jemals mit Kriminalstatistik zu befassen Gelegenheit gehabt hat, dem konnte das Ergebnis keine Überraschung bereiten. Ich selbst habe schon 1889 auf die Massenhaftigkeit der Kriminalitätziffer aufmerksam gemacht; Boeckh, der frühere Direktor des Berliner Statistischen Amts, hat für die Stadt Berlin, Stadtrat Tschiersky für die Stadt Görlitz schon vor mehreren Jahren Berechnungen angestellt, die ungefähr zu den gleichen Ergebnissen führten, wie sie uns jetzt der Direktor von Moabit vor Augen gestellt hat.

Es ist ohne weiteres klar, daß solche Ziffern nach den verschiedensten Richtungen hin Anlaß zu ernstem Nachdenken geben. Ich möchte den Lesern dieser Zeilen, ganz besonders aber den gesetzgebenden Faktoren im Deutschen Reich und in den deutschen Einzelstaaten den dringenden Rat geben, den Verfasser des Buches auf dem Weg seiner Schlußfolgerungen mit gespannter Aufmerksamkeit zu begleiten. Ich selbst beschränke mich an dieser Stelle darauf, eine einzige Stelle des Problems näher ins Auge zu fassen, auf die der Verfasser (S. 41) mit den Worten hinweist: „Die allerdeutlichste Lehre — mit Flammenschrift an die Stirn der Themis geschrieben — springt aber für die Kriminalpolitik in die Augen. Einen schlagenderen Beweis als diese Untersuchung gibt es wohl nicht, bis zu welcher Strafsucht die herrschende Art und Weise der Verbrechensbekämpfung ausgeartet ist."

Finkelnburg selbst hat es vermieden, die Ziffern der deutschen Kriminalstatistik mit der anderer Länder zu vergleichen. Jeder solche Vergleich ist auch gefährlich, da die Grundlage, auf der die statistischen Ziffern beruhen, in den verschiedenen Ländern wesentlich verschieden ist. Ich kann es mir aber nicht versagen, darauf hinzuweisen, daß die aus diesen Ziffern sich ergebende Kriminalität im Deutschen Reich ungleich größer ist als in der Mehrzahl der außerdeutschen Kulturstaaten. Eine Ziffer statt aller andern möge der freundliche Leser im Auge behalten: Während im Deutschen Reich jährlich etwa 50 000 Jugendliche wegen Verbrechen oder Vergehen gegen die Reichsgesetze verurteilt werden, beträgt die entsprechende Zahl in Frankreich etwas über 6000! Schon diese Gegenüberstellung zwingt zu dem Schluß, daß in der Tat in Deutschland besondere Verhältnisse vorliegen, die uns berechtigen, von einer „Strafsucht" zu sprechen, die zu ernsten Befürchtungen reichlichen Anlaß bietet.

Diese Strafsucht tritt uns zunächst in der Gesetzgebung entgegen. Überall geht der Gesetzgeber — und er folgt damit einer in weitesten Kreisen des Volkes vorhandenen Strömung — von der Ansicht aus, er könne die Befolgung seiner Vorschriften nicht anders sichern, als indem er ihre Übertretung mit Strafe bedroht. Wir finden kaum mehr ein neues Gesetz, sei es im Reich, sei es in den einzelnen Staaten, das nicht an den Schluß seiner Bestimmungen eine Anzahl von Strafdrohungen stellt. Die Zahl dieser Strafdrohungen, die wir in den sogenannten Nebengesetzen finden, kann heute kein einziger von uns Theoretikern oder Praktikern des Strafrechts überblicken. Es ist ganz ausgeschlossen, daß der einzelne Staatsbürger alle diese Vorschriften kennt. So sind wir heute von einem Netz von strafrechtlichen Fußangeln umgeben. Bei jedem Schritt, den wir tun, in der Fabrik und im Handel, im Verkehr von Ort zu Ort und im politischen Leben, als Zeitungsredakteur oder als Leiter einer Schaubühne, überall im täglichen Leben laufen wir Gefahr, in eine dieser uns verborgenen Fußangeln zu geraten und damit die Ziffer der Kriminalstatistik zu vergrößern.

Aber diese Strafsucht des Gesetzgebers kann nicht die allein entscheidende Ursache unserer gewaltigen Kriminalität sein. Das beweist zunächst die Tatsache, daß die Zahl der Verurteilungen aus einem dieser neben dem Strafgesetzbuch existierenden Strafgesetze verhältnismäßig gering ist. Finkelnburg berechnet sie auf acht Prozent der Gesamtzahl. Das beweist aber ferner gerade die oben von mir angeführte Zahl der verurteilten Jugendlichen. Die deutsche Gesetzgebung bezüglich der Jugendlichen ist der französischen nachgebildet. Der angeklagte Jugendliche ist nach französischem Recht freizusprechen, wenn er die Tat ohne „discernement" (Unterscheidungsvermögen) begangen hat; er ist nach Deutschem Recht freizusprechen, wenn er bei Begehung der Tat „die zur Erkenntnis ihrer Strafbarkeit erforderliche Einsicht" nicht besessen hat. Der Maßstab für die Beurteilung der strafrechtlichen Verantwortlichkeit des Jugendlichen ist also in beiden Ländern der gleiche. Und dennoch gelangt der französische Strafrichter in achtundsechzig auf hundert, der deutsche in etwa vier auf hundert Fällen zur Freisprechung. An der Gesetzgebung allein kann es also nicht liegen, wenn die Zahl der Verurteilungen, die gegen Jugendliche ausgesprochen werden, im Deutschen Reich etwa neunmal so groß ist wie in Frankreich.

Nach meiner Überzeugung ist die deutsche „Strafsucht" auf zwei tiefer liegende Ursachen zurückzuführen.

Die erste erblicke ich darin, daß die Überlieferungen des Polizeistaates in uns allen wenigstens unter der Schwelle des Bewußtseins noch heute lebendig ist. Die meisten von uns finden es selbstverständlich, daß die Polizei alle ihre Bewegungen von der Wiege bis zum Grabe schützend begleitet, und daß jeder, der die zu diesem Zweck erlassenen tausendfältigen Verordnungen übertritt, vom Schutzmann aufgeschrieben und von den Organen der Strafgerichtsbarkeit verurteilt wird. Diesen Organen der Staatsgewalt aber können wir es wahrhaftig nicht verargen, wenn sie, von diesem Geist landesväterlicher Bevormundung getragen, in dem Staatsbürger den schutzbedürftigen, unter Umständen aber auch zuchtbedürftigen Unmündigen erblicken, der zu gehorchen hat, weil er sonst Gefahr läuft, sich Schaden zuzufügen. Aus dem Polizeistaat stammt aber auch noch die alte Abneigung des Staatsbürgers gegen den Staat, der nicht als die Organisation der Gesamtheit, sondern als der Gegner des einzelnen betrachtet wird. Eine Unzahl von strafbaren Konflikten aller Art, von der einfachen Beleidigung bis zum Widerstand gegen die Staatsgewalt oder gar bis zu dem Landfriedensbruch, entspringt aus dem Zusammenprall der polizeistaatlichen Fürsorge für den unmündigen Staatsuntertan und dem Widerspruchsgeist des sich mündig fühlenden Staatsbürgers. Daher zahllose Anzeigen und in deren Gefolge zahllose unvermeidliche Verurteilungen, die völlig unmöglich wären, wenn die staatlichen Organe von dem Gedanken der Rücksicht auf den einzelnen Staatsbürger

und der einzelne Staatsbürger von staatlicher Gesinnung erfüllt wäre.

Die andere Ursache liegt in der Überschätzung der Strafe; also der Wirkung, die von Strafandrohung und Strafvollstreckung erwartet werden kann. Es scheint, als hätten wir Gründer der Internationalen Kriminalistischen Vereinigung vergebens seit fünfundzwanzig Jahren den Satz gepredigt: „Die Strafe ist nicht das einzige und lange nicht das wirksamste unter den dem Staat zur Verfügung stehenden Mitteln der Verbrechensbekämpfung." Immer ist noch im Deutschen Reich die Überzeugung herrschend, in den Kreisen der Regierung und der Parlamente wie in weiten Kreisen des Volkes, daß die Strafe das Allheilmittel für alle gesellschaftlichen Gebrechen sei. Nur ganz langsam, Schritt für Schritt, bricht sich die Erkenntnis Bahn, daß die Prävention ungleich wichtiger ist als die Repression, die Verhütung des Verbrechens besser als seine Bestrafung, daß eine wirksame Bekämpfung des Verbrechens an den Wurzeln der Kriminalität einsetzen muß, daß diese aber in den gesellschaftlichen Verhältnissen selbst liegen. Vor langen Jahren habe ich darauf hingewiesen, daß ein folgerichtig angelegtes und durchgeführtes Wohnungsgesetz eine große Masse von schweren Sittlichkeitsdelikten viel wirksamer zu verhindern gewesen wäre als alle die Strafdrohungen, die das geltende Recht bereits enthält oder nach den Vorschlägen der Sittlichkeitsapostel neu aufnehmen sollte. Niemand wird die Behauptung aufzustellen den Mut haben, daß diese Ansicht heute bereits Allgemeingut geworden ist. Im Gegenteil: In keinem andern Kulturstaat ist der Ruf nach dem Strafrichter so laut und so allgemein wie gerade im Deutschen Reich. Und der deutsche Strafrichter selbst steht unter der Herrschaft dieses Aberglaubens an die Segenswirkung der Strafe. Wo das Gesetz eine verschiedene Auslegung und Anwendung, wo es die Verurteilung oder die Freisprechung gestattet, wird er ohne langes Besinnen für die Verurteilung sich entscheiden. Wir werden uns nicht wundern können, wenn der Staatsanwalt erst recht diese Auffassung mit unerschütterlicher Schneidigkeit vertritt. Oder meint wirklich jemand, daß unsere deutsche Jugend zehnmal verwahrloster und verderbter oder verbrecherischer sei als die französischen Altersgenossen?

Wenn aber die hier von mir vertretene Auffassung richtig ist, daß die geradezu erschreckende „Straffucht" im Deutschen Reich auf die beiden eben hervorgehobenen Ursachen zurückgeführt werden muß, dann ist damit zugleich die Hoffnung gerechtfertigt, daß die Zukunft Abhilfe schaffen werde. Die Anschauung wird sich Bahn brechen, daß die Wirkung der Strafe, dieses zweischneidigen Schwertes, ungleich geringer ist, als man heute annimmt. Und von dem Fortschreiten der politischen Ansichten dürfen wir erwarten, daß der heute noch vorhandene scharfe Gegensatz zwischen der Staatsgewalt und den Staatsbürgern durch die wachsende Erkenntnis einer höheren Interessengemeinschaft mehr und mehr überbrückt werden wird. Für die Gegenwart aber handelt es sich darum, die Tatsache klar und unbeirrt ins Auge zu fassen: daß die Gefahr, das Opfer eines Verbrechens zu werden, ungleich geringer ist als die Gefahr, als Opfer der Strafgesetzgebung in die Reihe der Verbrecher zu geraten.

Krieg und Börse.

Von Dr. Walter Conrad, Berlin.

Über den Wert der Börsen für die Volkswirtschaft der Kulturländer ist viel gestritten worden. Wenn auch überwiegend selbstische, rein privatwirtschaftliche Gewinninteressen den Börsen Leben und Bewegung verleihen, so muß man dennoch in dem Endeffekt ihrer Tätigkeit eine gewaltige und unentbehrliche Arbeitsleistung von rein volkswirtschaftlichem Wert sehen. Sie besorgen die Ansammlung und Bereitstellung investitionsfähiger Kapitalien einerseits und die Vermittlung solcher Anlagen anderseits. Diese Tätigkeit der Börsen ist naturgemäß von ganz besonderer Wichtigkeit in Kriegzeiten, wenn der Staat sich plötzlich vor die Notwendigkeit gestellt sieht, auf einen großen Teil der bis dahin der friedlich arbeitenden Volkswirtschaft zur Verfügung stehenden Kapitalien Anspruch zu erheben, um die enormen Ausgaben eines Feldzuges bestreiten zu können. In solchen Zeiten wächst die Börse zu einem Institut von höchster nationaler Bedeutung, weil von dem Maß ihrer Leistungsfähigkeit alles abhängt. Der Staat muß sich die Kriegsgelder durch Anleihen beschaffen. Und wenn er sich auch mit diesem Anleihebegehren nicht direkt an die Börsen, sondern an große Bankgruppen wendet, so sind diese doch nur in der Lage, die nötigen Summen vorzuschießen, wenn sie die Schuldtitel des Staates an einem aufnahmefähigen, kräftigen Markt vertreiben können.

Es ist kein Wunder, daß immer wieder Bedenken laut werden, ob unsere Börsen im Ernstfall den an sie dann herantretenden Anforderungen werden genügen können, und daß diese Bedenken in den politisch bewegten letzten Wochen häufiger geworden sind, namentlich unter dem Eindruck der panikartigen Kursrückgänge im Oktober. So gefährlich im allgemeinen ein allzu sorgloser Optimismus in wirtschaftlichen Dingen ist, so bedenklich ist anderseits eine Schwarzmalerei, wie wir sie in letzter Zeit vielfach erlebt haben. Aus einer solchen kann nicht nur den deutschen Kapitalisten, sondern auch unserer ganzen Nation unter Umständen größerer Schaden erwachsen als aus einer vorübergehenden Entmutigung der Wertpapierbesitzer durch plötzlich auftauchende Wolken am politischen Horizont. Deshalb ist es notwendig, den allzu schwarzseherischen Pessimisten ein paar Worte über die Motive, die Äußerungen und die Folgen von Börsenderouten zu sagen.

Es ist bekannt, daß die Preisbildung an den Börsen nicht ausschließlich von wirtschaftlichen Faktoren bestimmt wird, daß also die Kurse nicht immer den der Rentabilität und der Vermögenslage des Unternehmens entsprechenden Wert der Effekten darstellen. Häufig sind die persönlichen Faktoren der Preisbildung, d. h. die planmäßige Einwirkung einzelner Spekulanten oder Spekulantengruppen, auf die Kursentwicklung weit mächtiger. Derartige persönliche Einflüsse sind aber ganz besonders stark an sogenannten „schwarzen Tagen". Die zahllosen, mit ängstlicher Eile bewerkstelligten Verkäufe, die den Kurszettel oft an einem Börsentag völlig verwüsten, sind der Ausdruck eines allgemeinen fanatischen Willens nach

Rettung und einer Furcht vor Verlusten. Dieses rein subjektive Moment der Angst ist das ausschlaggebende für die Kursbildung. An solchen Tagen reißt der Kursfall eines Papiers ohne objektiven Grund zehn andere mit, ist die Börse völlig außer Kontakt mit dem wirtschaftlichen Leben. Spekulative Engagements auf Grund wirtschaftlicher Kalkulationen und Zukunftsaussichten sind unmöglich, und selbst Papiere, denen man wenige Tage zuvor noch eine glänzende Kurssteigerung auf Grund ihres wahren Wertes prophezeien konnte, sind oft rettungslos zu dem Sturz in die Tiefe verdammt. Angesichts solcher Vorgänge kann man den Satz aufstellen, daß eine Börsenderoute nie ausschließlich als eine physiologische, sondern meist nur als eine psychologische Erscheinung zu bewerten ist. Oft stehen die Veranlassungen zu allgemeinen Kursstürzen in lächerlichem Mißverhältnis zu den enormen Preisrückgängen. Und fast immer ist dies der Fall, wenn der Anstoß nicht von irgendeiner inländischen Komplikation, sondern von politischen Ereignissen außerhalb der Landesgrenzen ausgeht, die nur in ihren letzten Ausstrahlungen den Gang der heimischen Volkswirtschaft möglicherweise beeinflussen können. Daß die kriegerischen Verwicklungen auf dem Balkan, die ja allerdings den Gedanken an die Möglichkeit eines auch unser Vaterland angehenden europäischen Krieges nahelegten, zu den bekannten Vorgängen an den deutschen Börsen keine ausreichende Begründung boten, geht aus der unverkennbaren Klärung der politischen Situation und der offensichtlichen Erholung der meisten Kurse in der letzten Zeit deutlich hervor.

Berechtigter, folgenschwerer und darum ernster zu beurteilen ist ein Zusammenbruch des Kursgebäudes an den Börsen, wenn er durch kriegerische Verwicklungen des eigenen Landes verursacht ist. Dann ist eine gewisse Liquidation der Börse auch bei völlig gesunder Volkswirtschaft notwendig. Ein Krieg bedeutet stets für den Wirtschaftskörper eine Krankheit, unter der naturgemäß auch die Organe dieses Körpers, zu denen die Börse gehört, zu leiden haben. Der Volkswirtschaft eines im Kriegzustand befindlichen Landes bleiben Hemmungen und Opfer nicht erspart, die sich selbstverständlich in den Börsenkursen ausprägen müssen. Mit dem Eintritt des Geldbedarfs des Staates verteuert sich der Kredit. Beispielsweise kosteten zu Beginn des Deutsch-Französischen Krieges den Preußischen Staat die durch die Ausgabe von Schatzanweisungen beschafften Mittel nach Adolph Wagners Berechnung etwa 11 Prozent. Mit der Kredit- und Geldverteuerung geht eine Teurung der gesamten Lebensführung, eine Konsumverringerung und infolgedessen auch eine Einschränkung — in manchen Zweigen sogar eine völlige Lahmlegung — der wirtschaftlichen Produktion Hand in Hand. Solche Vorgänge geben der gesamten Volkswirtschaft eine andere Färbung, dem Kursbild zahlreicher Wertpapiere eine sinkende Richtung und nehmen der Spekulation den Antrieb und die Zuversicht auf Kursgewinne aus wirtschaftlichen Ursachen. Die Anforderungen des Staates an die Börse machen die Abstoßung alter einheimischer Werte mit Kurseinbußen notwendig, soweit der Verkauf früher einmal übernommener ausländischer Werte an den ausländischen Börsen für die Beschaffung der Kriegsgelder nicht ausreicht. So lagert eine begründete Depression über den Börsen, die entweder nur ein Vorbereitungstadium ist für die tiefgreifende wirtschaftliche Depression, die der unglückliche Ausgang des Krieges mit sich bringt, oder aber nach den ersten glücklichen Waffengängen schon neuer hoffender Initiative weicht. Denn die strategischen Erfolge pflegen sofort den bedrohten Kredit des Landes wiederherzustellen und damit die Geldteurung bald zu mildern.

Die Äußerungen von Derouten sind verschieden, je nach dem Stand der Konjunktur und der augenblicklichen Ausdehnung der Spekulation. Bei steigender Konjunktur, die die Spekulation à la hausse zumeist ins Kraut schießen läßt, werden die Verkäufe besonders zahlreich sein, weil man sich leichter zum Verkauf von Papieren entschließt, auf denen schon ein Kursgewinn ruht, als im umgekehrten Fall. Bei absteigender Konjunktur dagegen wird die Panik, an den Kurseinbußen gemessen, vielfach nicht den gleichen Umfang annehmen, weil in der Regel eine Reinigung des Kurszettels und eine Zurückführung der Papiere auf ihren wirklichen Wert vorausgegangen und die Spekulation meist von geringem Umfang ist.

In ihren Folgen freilich ist die Deroute bei absteigender Konjunktur fast immer nachhaltiger, weil die durch eine aussichtsreiche Wirtschaftslage gerechtfertigte frische Initiative fehlt, die die Schäden der Börsenpanik bei aufsteigender Konjunktur bald wieder auszugleichen vermag.

Ist ein Kurssturz durch ernste kriegerische Verwicklungen der Nation veranlaßt, dann muß man sich mit diesen Verlusten abfinden als mit Opfern, die jeder Krieg den Parteien auferlegt. Ist die Panik aber nur durch Befürchtungen veranlaßt, wie bei der Marokkokrisis und neuerdings dem Türkischen Krieg, dann empfindet man ihre schädigenden Wirkungen als einen zwecklosen Schicksalschlag. Ganz nutzlos freilich ist kein derartiges Ereignis; denn stets reinigt es die Börse, die trotz aller Verluste nachher fast immer gesünder, nüchterner und darum leistungsfähiger ist als zuvor.

Gleichwohl ist der Wunsch nach Vermeidung solcher Derouten verständlich. Da aber keine Möglichkeit existiert, die zahllosen Köpfe, aus deren Hoffnungen, Befürchtungen und Plänen sich die Börsenstimmung ergibt, so nachhaltig zu beeinflussen, daß ernstlich nicht begründete Paniken vermieden werden, so bleibt nur übrig, gegebenenfalls der Kopflosigkeit, so gut es geht, zu steuern. Hierfür sind natürlich die berufensten Organe die einflußreichen größeren Banken. Es ist nicht zu verkennen, daß mindestens die Berliner Großbanken sich dieser moralischen Pflicht bewußt sind. Sie nehmen Fühlung zur Diplomatie und warnen ihre Klientel vor Übereilung, so gut sie können. Solange aber ihre politischen Informationen nur oberflächliche sind und das Publikum bei ihnen noch ein Eigeninteresse an der Kursentwicklung zahlreicher Papiere vermutet, ist ihr Einfluß natürlich nur beschränkt. Unsere wirtschaftliche Entwicklung drängt aber auf ein innigeres Handinhandgehen zwischen Hochfinanz und Regierung hin. Anderseits ist deutlich wahrzunehmen, daß mit der Erweiterung des Geschäftsbereichs und der Kapitalkraft die Eigenengagements der großen Banken mehr und mehr zurückgehen. Beide Erscheinungen sprechen für die Entwicklung der großen Kreditinstitute zu wirtschaftlichen Beratern, deren volkswirtschaftliches Gewissen offenkundig gegen frühere Zeiten sensibler geworden ist.

Schwieriger dürfte es sein, die kleineren Banken und Bankiers zu entsprechenden Maßnahmen zu veranlassen. Sie sind es gerade, denen die Gewalt und der Umfang der Börsenpaniken zu einem großen Teil zur Last zu legen sind. Die Gewährung von Spekulationskrediten in großem Maß und an Kapitalschwache bei geringer Deckung macht zahllose Verkäufe schon bei kleinen Kursrückgängen

notwendig. Gerade dieser Teil des Wertpapierverkehrs bedingt, daß die einmal ausgebrochene Panik immer weitere Kreise zieht. Ebenso schwer, ja unmöglich ist es, die selbständigen Spekulanten der Börse zu einem der Allgemeinheit dienlichen Verhalten bei einer Panik zu bewegen. Das Fallen der Kurse ist ihnen vielfach willkommene Veranlassung zur Eingehung von Baisseengagements, die selbstverständlich die Kurse noch weiter herabdrücken. Ob die Gründung eines Komitees, wie es sich unlängst in Rußland unter Führung der Staatsbank und unter Beteiligung der größeren Petersburger Banken gebildet hat, das durch Ankäufe in kritischen Zeiten der Baissespekulation entgegenwirken will, wesentliche Erfolge haben kann, ist zum mindesten zweifelhaft.

Wir sehen also, eine Börsenderoute wird sich kaum jemals auf das durch die Kriegsgefahr tatsächlich berechtigte Maß beschränken lassen. Sie wird immer den Charakter planloser Willkür und unerklärlicher Unvernunft tragen. Gerade daraus aber, daß das Maß der Kursveränderungen von den tatsächlichen Ereignissen gar nicht abhängt, vielmehr der Erfolg rein psychologischer Vorgänge ist, muß man erkennen, daß man aus dem Vorkommen einer Deroute weder auf den Stand der Volkswirtschaft noch auf die Kapitalkraft der Börse oder des Landes überhaupt Rückschlüsse ziehen kann. Die, die in den Oktobervorgängen den Beweis einer unzureichenden finanziellen Rüstung erblicken, gehen daher fehl. Außerdem sind solche öffentlichen Klagen nur dazu geeignet, unsern Kredit und unser Ansehen im Ausland zu schädigen. Eine Übertreibung der Spekulation, die den wirtschaftlichen Aufschwung fast stets begleitet, ist natürlich unerwünscht. Ihr gegenüber sind besonnene Warnungen, wie sie von unsern maßgebenden Stellen seit langem ausgesprochen worden sind, unbedingt am Platz. Schwarzmalerei aber kann schlimme Folgen haben, die um so unerwünschter sind, als wir tatsächlich über die Kraft unserer Börse und unseres Geldmarktes nach den Erfahrungen des letzten Jahres beruhigt sein können. Beide haben anläßlich der Marokkokrisis, als uns enorme Summen ausländischen, besonders französischen Leihgeldes entzogen wurden, bewiesen, daß die deutsche Volkswirtschaft auch in kritischer Zeit auf eigenen Füßen zu stehen vermag.

Ein Land, das dieses Bewußtsein hegen kann und überdies in die Besonnenheit seiner Regierung und die unbedingte Zuverlässigkeit seiner Waffen zu vertrauen berechtigt ist, hat selbst in politisch wechselvollen Zeiten Grund zu Ruhe und Zuversicht. Kommt aber wirklich eine Verwicklung und mit ihr eine Börsenpanik, so hat die Kosten dieser Panik größtenteils die Spekulation zu tragen, nicht aber der ernste Wertpapierbesitzer, der in fast allen Fällen — den Zusammenbruch einer ganzen Volkswirtschaft durch Kriegsunglück ausgenommen — durch Ausharren Verlusten entgehen kann.

Betrachtet man das Resultat der letzten Deroute, so kann man mit Genugtuung konstatieren, daß unsere Börsen eine gründliche Reinigung erfahren haben. Sie können darum allem Kommenden zuversichtlicher entgegensehen als bisher, sofern die augenblickliche Zaghaftigkeit nicht bald wieder in das Gegenteil umschlägt und die Spekulation neue Kartenhäuser baut. Träte diese durchaus unerwünschte Eventualität ein, dann freilich wären die Oktoberverluste zwecklos gewesen.

Der Hamburger „Dom“.

Von Berta Teschlin. — Hierzu 5 Spezialaufnahmen.

Hamburger Wetter. Es tropft und rieselt von den feucht glänzenden Dächern und den schwarzen Aesten der Bäume in Alleen und Anlagen. An den Fensterscheiben fließen feine Wasserstreifen herab, Straßen und Plätze sind mit schlüpfrigem Matsch bedeckt. Die Häuser und Kirchtürme aber ragen wie große graue Silhouetten aus dem Nebel. Unter Regenschirmen hasten die Leute durch die Straßen, mit mürrischen, fahl beleuchteten Gesichtern.

Draußen in St. Pauli aber, auf dem Heiligengeistfeld, erhebt sich seit dem ersten Sonntag des Dezember eine fliegende Stadt, bunt und phantastisch, voll wundersamer Ueberraschungen und jauchzenden Lebens. Es ist der „Dom“, der große Jahrmarkt, der alljährlich für drei Dezemberwochen die Hamburger erfreut. Ehedem spielte er sich zu Füßen des Domes, der alten Michaeliskirche, ab. Dann zog man aus der städtischen Enge hinaus ins Freie, und St. Pauli sieht nun schon seit zwölf Jahren zur Zeit des Doms seine lustigsten Tage.

Es ist früher Nachmittag. Allmählich öffnet eine Bude nach der andern ihre Auslagen. An breiten Straßen liegen die niedrigen Bretterbauten mit den langen, schmalen Verkaufstischen. Verlockende Düfte entströmen den Rheinischen und Hamburger Waffelbäckereien, in denen den ganzen Tag gebacken und gekocht wird. Braunschweiger und Thorner Lebkuchen, Holländer Kientjes und Nürnberger Leckereien sind zu graßen Pyramiden aufgestapelt. Neben dem braunen Honiggebäck aber prangen riesige Herzen mit rotem Zuckerguß und den Aufschriften: „Ewig Dein“ und „Aus Liebe“. Bunt kandierte Zuckerwaren locken in türkische und orientalische Konditoreien. Thüringer Bratwurstglöckl bieten warme Würstchen, die ganz modern in „elektrischen“ Betrieben hergerichtet werden. Harzer Holzspielwaren, Tiere, Wagen und Hampelmänner sowie Spreewälder Fachwerkbauten aus feinen Holzstäbchen, Kirchen, Häuser und Zusammensetzspiele wecken die Kauflust in den Kinderherzen.

Zu Hunderten treiben sich die Kinder auf dem Dom herum. Kleine fünf- bis sechsjährige Mädchen mit bloßen Köpfen, deren blonde Haare feucht sind vom Nebeldunst. Buben mit gestrickten Wollenkappen, die mit gellendem Pfeifen jeden Aufstieg in der Schiffschaukel oder jeden Treffer in der Schießbude begleiten. Regen und Nebel stören sie nicht. Ein echtes Hamburger Kind ist daran gewöhnt....

Gegen Abend hört der Regen auf; nur der Nebel steht noch wie eine dichte Mauer vor den Dingen. Er legt sich wie ein weißlicher Hof um die Hunderttausende elektrischer Flämmchen, die nun an den Schaubuden aufblitzen. Er lagert in schimmernden Wolken über dem Dom. Bläulich, rötlich, grünlich und in silbernem Weiß erstrahlen die Kerzenreihen. Zahllose Lichtwellen fluten durcheinander. Tausenderlei Töne schwirren an mein Ohr.

Alle Vergnügungstätten haben nun ihre Pforten aufgetan. Nicht dem Handel, wie ehedem, sondern dem Vergnügen der Menge dient heute in erster Reihe der altehrwürdige Dom. Hunderte von Zelten und leichten Holzhäusern reihen sich aneinander. Fast jedes hat seine Hauskapelle, seine Drehorgel oder sein Grammophon. Jedes spielt seine eigene Melodie. Die Töne klirren gleichsam aneinander, zerreißen sich gegenseitig, senken sich wie eine gewaltige Tonflut auf die niedrigen Holzdecken der Gebäude herab, so daß es scheint, als wollten diese einstürzen. „Und das haben die Mädchen so gerne“, „Wo steht denn das geschrieben“ und das bekannte Hamburger Couplet „Sauten un Poten“ wechseln mit den andern Operettenweisen der letzten Jahre.

Gellend klingen die Stimmen der Ausrufer durch den Lärm. Manche von ihnen sind grell geschminkt und tragen groteske Trachten. Andere sind mit hohen Zylinderhüten und papiernen Ordensternen geschmückt. Sie laden das Publikum mit keckem Witzwort und stolzer Gebärde ein, für 5—10 Pfennig den Eintritt in die von ihnen bewachten Holzhallen zu erkaufen.

Tausenderlei Lockungen gibt es da. Allein schon die verschiedenen Karusselle, durch elektrischen Betrieb zu noch nicht dagewesener Vollkommenheit ausgestaltet. Außer den uralten

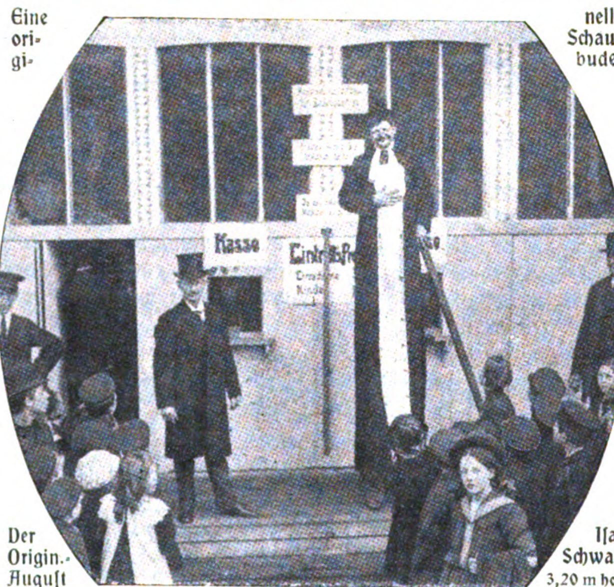
Schaukelpferden und Booten sehen wir Aeroplane, blumengeschmückte Chaisen, mit elektrischen Flämmchen gezierte Autos, Berg- und Tunnelbahnen und eine „schwankende Krinoline“, die sich rastlos im Kreise dreht. Schießstände und Ringelwerfen, Lotterien und „tolle“ oder „unkluge“ Küchen bieten verlockende Preise. In letzteren sitzen zwei Wachspuppen, Koch und Köchin, mit starren Gesichtern am Küchentisch. Hinter ihnen sind auf Wandbrettern die Porzellanteller aufgestellt, die man mit Holzkugeln zu Trümmern wirft. Scherbenberge bedecken den Boden. „Hier is de lustige Köksch, wo man allens entwie smieten kann“, oder „Hein! bie de lustige Köksch kannst dien Wut utlaten!“ lauten die Aufschriften.

Bei manchem Schießstand gibt es nur lebende Preise: Schweine, Gänse, Tauben, die in engen Käfigen ihres Schicksals harren. Besonderer Gunst jedoch erfreuen sich die „Aalverlosungshallen“, in denen die Spickaale, das Lieblingsgericht der Hamburger, in dunkel gänzenden Reihen ausliegen.

Weder fehlen die Berg- und Talbahnen, auf denen man von hohem Turm in wilder Zickzacklinie zu Tal saust, noch die Riesen und Zwerge, weder ein Miniaturzirkus noch Panoramen und Schauertheater, weder der Schaubudensänger noch die kleinsten Pferde der Welt. Hagenbeck hat sogar die „größte Schlange der Welt“ auf den Dom entsandt, eine mächtige Boa constrictor, die in einer Holzkiste hinter purpurnem Vorhang haust; kreischende Papageien sind ihre Herolde.

Den größten Heiterkeitserfolg des heurigen Doms tragen jedoch die amerikanischen „lustigen Fässer“ davon. Das sind zwei mit Teppichen ausgeschlagene, in entgegengesetzter Richtung kreisende Riesentonnen, durch die man hindurchgehen muß, ohne zu fallen. Zaghaft betritt der Neuling den schwankenden Boden, der ihm in jedem Augenblick unter den Füßen fortgleitet. Nur zu bald hat er das Gleichgewicht verloren, fällt hin, überkugelt sich, schlägt unfreiwillige Purzelbäume, bemüht sich krampfhaft, wieder aufzustehen, keucht und stöhnt und wird wie ein Ball hin und her geworfen. Oft fallen mehrere Personen übereinander, und ihre Arme und Beine verschlingen sich in wildem Wirrwarr. Erst der Stillstand der Tonnen bringt Rettung. Hunderte von Zuschauern aber stehen dabei und wissen sich vor Lachen





Eine originelle Schaubude.

Der Origin.-August Isaak Schwarz, 3,20 m hoch.



Das Leben und Treiben der Menge vor dem Afrikaner-Dorf.

Vom Hamburger „Dom“.



Suahelineger.

kaum zu lassen. Denn es gibt nichts Komischeres als die unfreiwilligen Gliederverrenkungen der Tonnenwanderer.

Jung-Hamburg aber — Schüler mit bunten Mützen und kleine Mädel mit blonden Zöpfen und blauen Augen — widmet sich mit Leidenschaft diesem Sport. Zeitweilig sind die Tonnen nur von Kindern bevölkert. Stundenlang sieht man sie unverdrossen in dem rollenden Gehäuse dahinschreiten. Wahre Meistertreter gibt es schon unter ihnen.

Fast ebenso beliebt sind die „Teufelsräder", jene rotierenden Drehscheiben, von denen man mit so wundersamem Schwung hinabgleiten kann. Abwechselnd dürfen Knaben und Mädchen sich daraufsetzen. Scharen rotbäckiger Jüngferchen und übermütig dreinschauender Buben stehen und warten auf den Augenblick, wo sie an die Reihe kommen. Sie sind unermüdlich im Fallen und Wiederaufstehen und locken durch ihre Begeisterung sogar die Erwachsenen auf die schwankende Drehscheibe. In Jung-Hamburg steckt viel Kraft und Lebenslust!

Nebenan aber kreist der Tanzboden, auf dem die Paare unsanft auseinandergerissen und gegen die Balustrade geschleudert werden. Auch hier herrscht ungeheure Heiterkeit. Und weiterhin winken noch andere Ballokale und Schaubühnen . . .

Geheimnisvoll aber ragen aus dem bunten Chaos düstere Spukschlösser und verzauberte Mühlen auf. In ihnen walten böse Kobolde ebenso wie in den Juxhäusern. Da gibt es dunkle Gänge, in denen der Fuß auf wankender Stufe plötzlich ins Bodenlose zu treten scheint, Labyrinthe ohne Ausgang, gleitende Fußböden, kreisende Sessel, zusammenstürzende Bänke und Treppen mit rollenden Stufen, auf denen man überraschend schnell erdwärts befördert wird. Ohne das übliche Aufschreien und Johlen geht es auch dabei nicht ab. Neuerdings hat man sich bestrebt, dem Dom ein künstlerisches Gepräge zu verleihen und die Bauten mit allem Komfort der modernen Technik auszustatten. So ist eine Sonderschau errichtet, in der ein Dom im kleinen geboten wird. Ein schweres Tor mit dunkelgrünen Holzpfeilern führt hinein. Um einen länglichen Platz mit gerilltem Bretterboden aber gruppiert sich eine Anzahl von Musterbauten: ein Liliputanerzirkus, ein Juxhaus, ein Tanzrad, ein Karussell und ein Panorama. Im Schein der hohen Bogenlampen bietet dieser Platz ein Bild von vollendeter künstlerischer Schönheit. Er zeigt uns, wie uralte Sitten, mit modernem Leben erfüllt, zu Trägern neuer Ideen umgewandelt werden können.

Auf dem Platz aber schiebt sich eine vieltausendköpfige Menge durcheinander. Je weiter der Abend vorschreitet, um so mehr wächst sie an. Neben dem Neuen behauptet sich siegreich das Alte und gibt ihm recht Charakter und Farbe.

Hunderte von fliegenden Händlern und Händlerinnen stehen mit „Bauchkasten" an den Straßenrändern. Leuchtend bunten Flitterkram bieten sie feil. Krausen mit flatternden Enden aus grünem und rotem Seidenpapier. Bunte Herzen und Kreise an langen Holzstäben mit der Inschrift: „Gruß vom Hamburger Dom", schwarze Papierröhren, die „Domzylinder", die auf jeden Hut gesetzt werden können, Konfetti und Holzknarren, mit denen man dem Vorübergehenden über Arm oder Rücken fährt, was meist eine lustige Erwiderung zur Folge hat.

Ganz Hamburg beteiligt sich am Dom. Seeleute mit ver-



Luftballons und andere schöne Sachen.

witterten Gesichtern und plumpen Fäusten. Frauen aus dem Volk mit Kindern auf dem Arm. Bürgerfamilien in Reih und Glied. Zahllose Schüler mit bunten Mützen und halbwüchsige Burschen von der Straße, Liebespaare aller Kategorien. Aber auch der Hamburger Patrizier, der sich sonst so streng abzuschließen pflegt. Meist tun sich mehrere Familien zum „Dombummel" zusammen. In großer Gesellschaft werden dann alle Volksbelustigungen durchgekostet. Zum Schluß aber geht es in die Restaurants und Cafés von St. Pauli. Zur Zeit des Doms sind sie der Sammelplatz aller Kreise. Die Rangunterschiede verwischen sich im allgemeinen Festgetriebe.

Unausrottbar liegt in der menschlichen Natur das Bedürfnis nach Freude, nach Schönheit, mag letztere auch nur von den Klängen einer Drehorgel ausgehen. Selbst unter den dichten Nebeln des Nordens erwacht es zuweilen mit unwiderstehlicher Kraft. Einen Beweis für die Lebensenergie der Menschennatur bietet auch der jährlich auflodernde Festjubel des Hamburger Doms.

Unsere Bilder

Eine Verlobung am altenburgischen Hof (Abb. S. 2107) hat allgemeines Interesse erregt. Prinzessin Olga Elisabeth, die 26jährige älteste Tochter des verstorbenen Prinzen Albert von Sachsen-Altenburg und seiner ersten Gemahlin, der Prinzessin Marie von Preußen, hat sich mit Erlaubnis des Herzogs mit dem Grafen Karl Friedrich von Pückler-Burghauß, preußischem Leutnant im Leibkürassierregiment Großer Kurfürst (Schlesisches) Nr. 1, verlobt.

Königin Eleonore von Bulgarien (Abb. S. 2101) hat vor ihrer Vermählung als Prinzessin Reuß-Köstritz den edlen Beruf einer Diakonissin ausgeübt und als solche im Russisch-



Sophie Fedorowa,
Mitglied des Russischen Balletts.

Japanischen Krieg einem Kriegskrankenhaus vorgestanden. So ist es kein Wunder, daß die hohe Frau beim Ausbruch des Balkankrieges von neuem die Ehrentracht der Krankenschwester anlegte und sich der Verwundetenpflege widmete.

Die Hofjagd in Bückeburg (Abbild. S. 2103) ist zu Ehren des Kaisers veranstaltet worden, der dem Hof von Schaumburg-Lippe einen verwandtschaftlichen Besuch abgestattet hat. Prinz Adolf, der Oheim des regierenden Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe, ist bekanntlich mit der Prinzessin Viktoria von Preußen, der zweiten Schwester des Kaisers, vermählt.

Prinz Louis von Battenberg (Abb. S. 2103) ist von Minister Winston Churchill zum Ersten Seelord der Admiralität ernannt worden. Trotz seiner deutschen Herkunft ist der Prinz mit Leib und Seele englischer Seemann.

Ein öffentliches Konsistorium (Abb. S. 2105), in dem einige neue Kardinäle, darunter der Erzbischof von Wien Dr. Nagl, unter den üblichen Feierlichkeiten den Kardinalshut erhielten, hat am 2. Dezember im Vatikan stattgefunden. Die in Rom weilenden Kardinäle und Prälaten, die Diplomaten, und die römische Aristokratie wohnten der Feier bei.

Der Wechsel im österreichischen Kriegsministerium (Abb. S. 2102) hat in Anbetracht der Zeitverhältnisse großes Aufsehen erregt. Der Kriegsminister v. Auffenberg hat das Portefeuille, das er seit dem September 1911 innehatte, mit dem bescheidenen Amt eines Armeeinspektors vertauscht; sein bisheriger erster Mitarbeiter, Sektionschef Feldzeugmeister v. Krobatin, wird als sein Nachfolger genannt.

Der Palast von St. James (Abb. S. 2102) in London ist, wie schon so manchmal, wieder einmal die Stätte wichtiger welthistorischer Ereignisse. In dem Hause der britischen Könige beginnen die diplomatischen Verhandlungen, die zum Frieden zwischen der Türkei und den Balkanstaaten führen sollen.

Eine merkwürdige Aeroplanlandung (Abb. S. 2104) hat die Bewohner eines hübschen Einfamilienhauses im Norden Londons in Schrecken versetzt. Der Flieger Manio war von Frankreich her über den Kanal geflogen und nach London gelangt, fand aber dort den Flugplatz von Hendon nicht und mußte wider Willen auf dem Dach eines Hauses landen.

Literarische Films (Abb. S. 2104), das ist die neueste Neuheit der Kinematographie. Wir sollen Films unserer ersten Autoren zu sehen bekommen. Den Anfang macht Paul Lindau, der sein erfolgreiches Drama „Der Andere“ für die Lichtbildbühne bearbeitet hat. Bei dieser Gelegenheit bekommt unser Publikum die ersten Photographien des trefflichen Schauspielers Bassermann zu sehen, dessen Abscheu vor dem Photographiertwerden allgemein bekannt ist.

Die Theatersaison (Abb. S. 2102 u. 2106—2108) nähert sich ihrem Höhepunkt. In Berlin ist das größte Theaterereignis der durch Brahms Tod verursachte Direktionswechsel im Lessingtheater. Die Schauspieler Rudolf Rittner und Willy Grunwald haben die Leitung übernommen. — Bei Kroll bewundert man das russische Ballett und jubelt insbesondere den unvergleichlichen Tänzen Nijinskys zu; zwei andere hervorragende Mitglieder des Balletts sind die Damen Sophie Fedorowa und Lydia Kyasht, der von London her ein großer Ruf vorausgeht. — In München hat ein Lustspiel zweier bewährter Autoren im Volkstheater viel Erfolg gehabt. Es nennt sich „Der Retter in der Not“; die Verfasser sind Franz von Schoenthan und Rudolf Presber. — Das Karlsruher Hoftheater brachte „Die heimliche Krone“, eine Tragödie des trefflichen schweizerisch-deutschen Lyrikers Emanuel zu Bodmann, zur Uraufführung. Das gedankenvolle Werk errang einen Achtungserfolg. — In Wien gibt es wieder eine neue Operette. Emmerich Kálmán hat die Schicksale des Exkönigs Manuel in Musik gesetzt. Die Aufführungen des Werkes, das „Der kleine König“ heißt, finden im „Theater an der Wien“ statt. — Unsere beliebtesten Opernsterne weilen natürlich nicht bei uns, sondern im Ausland. Maria Labia holt sich in der Mailänder Scala, Emmy Destinn im Metropolitan Opera House rauschende Triumphe.



Lydia Kyasht,
Mitglied des Russischen Balletts.

Geburtstage (Abb. S. 2104 u. 2108). Am 15. Dezember vollendet August Junkermann, der unübertreffliche Reuterinterpret, sein 80. Lebensjahr. Zugleich feiert der prächtige Humorist sein 60jähriges Bühnenjubiläum. — Prof. Dr. Karl Frenzel in Berlin feierte am 6. Dezember seinen 85. Geburtstag. Frenzel war ursprünglich Pädagoge. In den fünfziger Jahren begann er als Mitarbeiter gelesener Zeitschriften hervorzutreten, und seither hat er eine lange Reihe von Dramen und Erzählungen veröffentlicht. — Johann Graf Wilczek, der durch sein gemeinnütziges Wirken und seinen Kunstsinn bekannte österreichische Aristokrat, vollendete am 7. Dezember sein 75. Jahr. Graf Wilczek ist der großherzige Gönner der Wiener Rettungsgesellschaft; alle wissenschaftlichen Institute und künstlerischen Vereinigungen Wiens haben in ihm ihren eifrigsten Förderer. — Der Geh. Regierungsrat Franz Winter, dessen 50. Geburtstag auf den 8. Dezember fiel, hat sich als Verwaltungsdirektor um die Königlichen Theater verdient gemacht. Geheimrat Winter kam im Jahr 1903 von Wiesbaden, wo er bis dahin gewirkt hatte, zugleich mit dem neuen Generalintendanten v. Hülsen nach Berlin. — In Hannover lebt Marie Kaulbach, die Witwe des berühmten Malers Friedrich Kaulbach. Die alte Dame feiert in diesen Tagen ihren 70. Geburtstag.

Todesfälle (Abb. S. 2102). In dem Justizrat Dr. Erich Sello, der im Alter von 60 Jahren verschieden ist, verliert die Berliner Anwaltschaft eines ihrer glänzendsten Mitglieder. In einer Reihe aufsehenerregender Verhandlungen hat sich Sello als hervorragender Redner bewährt. — Der frühere Direktor des Wiener Raimundtheaters und des Berliner Hebbeltheaters (jetzt Theater in der Königgrätzer Straße) Ernst Gettke ist im 72. Lebensjahr gestorben. Gettke war in seiner Jugend ein beliebter Schauspieler.

Die Toten der Woche

Sir George Howard **Darwin**, bekannter Professor der Astronomie, † in London.

Prof. Dr. Karl **Justi**, berühmter Kunsthistoriker, † in Bonn am 10. Dezember im Alter von 80 Jahren.

Justizrat Dr. Erich **Sello**, † in Berlin am 9. Dezember im Alter von 60 Jahren (Portr. S. 2102).



Königin Eleonore von Bulgarien als Schwester vom Roten Kreuz.



General von Auffenberg,
bisher österr.-ungar. Kriegsminister, trat von seinem Amte zurück.



Feldzeugmeister von Krobatin,
wurde zum österr.-ungar. Kriegsminister ausersehen.

Zum Wechsel im österr.-ungar. Kriegsministerium.



Der St.-James-Palast in London,
in dem die Friedensverhandlungen zwischen der Türkei und den Balkanstaaten stattfinden werden.





Phot. R. Perscheid.

Justizrat Dr. Erich Sello †,
Berlin, bekannter Kriminalverteidiger.

Theaterdirektor E. Gettke †
Berlin, bekannter Theaterfachmann.





Phot. Becker & Maaß.

Rudolf Rittner. **Willy Grunwald.**
Die Nachfolger Brahms in der Leitung des Berliner Lessingtheaters.



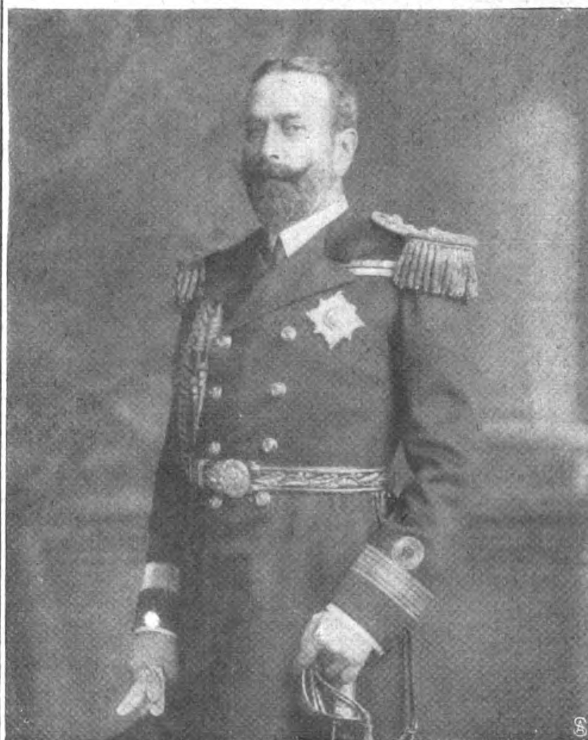
Phot. Sennecke.

Der Kaiser, Prinz Adolf und Fürst Adolf von Schaumburg-Lippe besichtigen die Strecke.



Phot. Sennecke.

Der Kaiser und Fürst Adolf von Schaumburg-Lippe.
Von der Hofjagd in Bückeburg.



Prinz Louis von Battenberg.
Der neue Erste Seelord der englischen Marine.



Phot. E. Brasch.

Albert Bassermann, der Träger der Hauptrolle. Paul Lindau. Max Mack, der Regisseur.
Paul Lindaus Drama „Der Andere" als Filmdichtung.



Phot. Gebr. Haeckel.

Der ital. Aviatiker Manio landete nach einem Kanalflug auf dem Dach eines Hauses in London.
Verunglückte Landung eines Aeroplans.



Frau Marie Kaulbach,
Hannover, Witwe Friedrich Kaulbachs, begeht ihren 70. Geburtstag.



Phot. Cav. G. Felici.

Von der letzten Kardinalskrönung.

Papst Pius X. wird zum öffentlichen Konsistorium getragen.



Maria Labia als Salome in der Mailänder Scala.



Phot. Bain.

Emmy Destinn als Pamina im Metrop. Opera House, Neuyork.

Zwei Lieblinge der deutschen Oper.



Der erste Tänzer Nijinski.

Zum Gastspiel des russischen Balletts in Berlin.



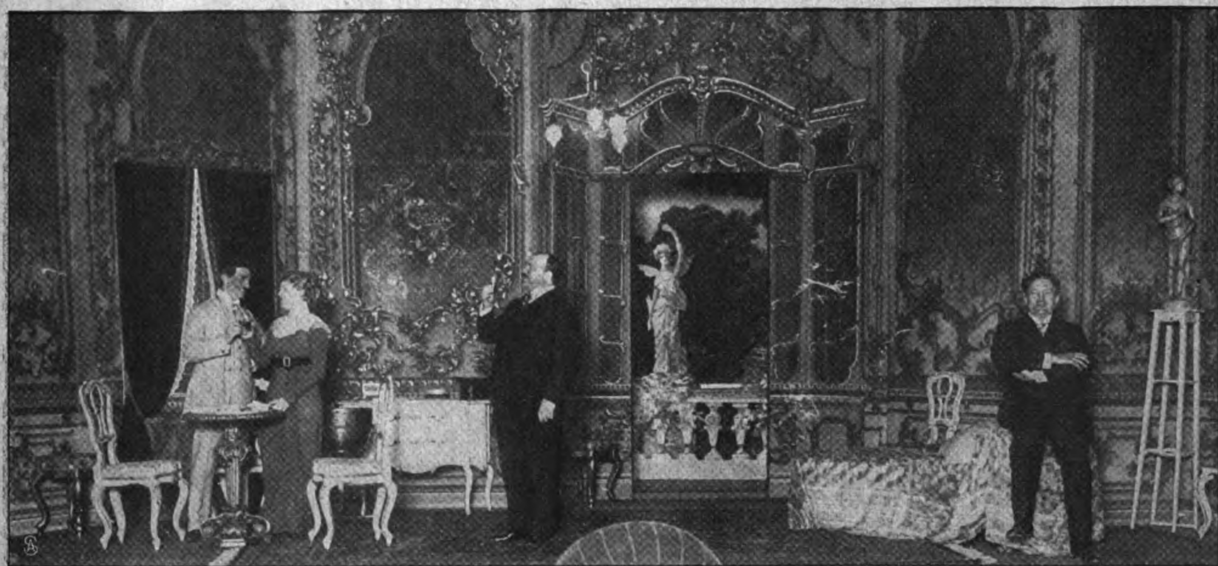
Phot. Gutmann.

Frl. Kartousch und Herr Tautenhayn.

Aus Kálmáns Operette „Der kleine König" im Theater a. d. Wien.

Karl Friedrich Graf von Pückler. Prinzessin Olga Elisabeth v. Sachsen-Altenburg.

Phot. Rumbler. **Eine interessante Verlobung am altenburgischen Hof.** Phot. Boissonnas & Eggler.



Szene aus dem III. Akt: Von links: Hugo Denzel (Maguzi), Elise Aulinger (Baronin Lindenhain), Josef Berger (Erz. von Wallboeck), —. Dir. E. Schrumpf.

Von der Uraufführung von Franz von Schoenthans und Rudolf Presbers Lustspiel „Der Retter in der Not“

im Münchner Volkstheater. — Phot. Jaeger & Goergen.



Phot. Zander & Labisch.

Der Jubilar mit seinen beiden Söhnen in „Onkel Bräsig".
Zum 80. Geburtstag und 60jähr. Bühnenjubiläum von Aug. Junkermann.



Phot. Dührkoop.

Prof. Dr. Karl Frenzel, Berlin,
bekannter Literat, wurde 85 Jahre.





Johann Graf von Wilczek,
Wien, wurde 75 Jahre.



Atel. Rembrandt.

Geh. Reg.-Rat Franz Winter,
Verwaltungsdirektor der Berliner Generalintendantur, beging seinen 50. Geburtstag.



Phot. Gebr. Hirsch.

Szene aus dem I. Akt. Fr. Ermarth (Eva). Oben: **Frhr. v. Bodmann.**
Von der Uraufführung von Emanuel von Bodmanns „Die heimliche Krone" im Karlsruher Hoftheater.

Stark wie die Mark.

Roman von

Rudolph Stratz.

7. Fortsetzung.

Graf Sethen, der Husar neben Achim, lachte und meinte, dem großen Lauckardt nachblickend: „Nu geht er wieder rum und sucht sich mit der Laterne Parrains für den Union-Klub. Aber es gelingt ihm doch vorbei!"

„Was hat er denn da auch verloren?"

„Er muß! 's ist rein krankhaft! . . . Ein Wunder, daß er nicht auch zugleich in die Kasinogesellschaft will!"

„Na, mag er!" sagte der junge Gardeleutnant und schlenderte nach den Tribünen. Dort saßen vorn in einer Loge die drei Schwestern. Ganz nett angezogen. Konnten sich mit ihren Flachsköpfen und frischen Backen sehen lassen. Besonders die Eva Marie in ihrem schicken neuen Hut. Ringsherum viel Eleganz. Rangliste und Gothaer Almanach. Leises Parfüm. . . Sporenklirren. Silberhelles Lachen. Er lehnte sich auf die Brüstung und schwatzte mit dem Kleeblatt und dem Husaren dahinter.

Berta, die immer die spitzeste Zunge von den drei Schwestern hatte, sagte anscheinend ganz harmlos zu ihrem Bruder: „Du . . . das ist aber nicht schön von dir, Achim!"

„Was denn?"

„. . . Daß du deine Flamme so schneidest" . . .

„Was für 'ne Flamme?"

„Dreh dich nur um! . . . Dort drüben steht sie und schaut schon seit einer Viertelstunde zu dir rüber!"

Und Daniela, die Aeltere, setzte nervös hinzu: „Tu mir den einzigen Gefallen und schlepp sie nicht gleich hier ran! . . . Es ist zu peinlich . . . Ich hab nicht die geringste Lust, sie hier vor aller Welt zu bemuttern."

Die Ilse . . . Wahrhaftigen Gott. . . Da stand sie wirklich. . . Wie kam die denn hierher? . . Sie war wohl verrückt. . . . Er war eine Sekunde völlig verwirrt . . . wütend . . . das unglückselige Mädel. . . Das war 'ne nette Bescherung. . . Jetzt hatte sie gesehen, daß er sie gesehen hatte. . . . Nee — verleugnen tat er sie nicht. . . . Wollt er nicht. Er ging zornig auf sie zu.

Als er näher kam, sah er wohl wieder, wie hübsch sie war. Sehr hübsch. Aber auch, wie mäßig angezogen! Billige Konfektion vom Hausvogteiplatz. Nein, das ging nicht. So lief man hier nicht herum, vor den Tribünen, vor halb Berlin und Potsdam. Es fiel zu sehr aus dem Rahmen. Es gab ihm einen Stich ins Herz. Dabei die reizende Figur! Wenn man das Mädel so herauspuhte wie irgendeine Modegans da drüben. . . Er konnte seinen Aerger nicht unterdrücken, während er ihr die Hand gab, zum erstenmal wieder seit langen Wochen. . .

„Sag mal, Ilse . . . bist du denn ganz von Gott verlassen? Was machst denn du hier?"

„Gott. . . Ich seh mir das Rennen an!"

„Ja, das merk ich!"

„Itta Flissak hat zwei Billette geschenkt gekriegt und mir eins gegeben!"

Die kleine blaue Pappscheibe hing an einem Schnürchen im Knopfloch ihres Jacketts. Fräulein von Flissack trug ein ebensolches Abzeichen. Sie stand ein paar Schritte abseits und steckte ihren leidlich hübschen Kopf mit dem eines etwas sonderbaren blonden Jünglings über dem Rennprogramm zusammen.

„Und statt, daß du mich da vorher fragst" . . .

„Wenn ich seit Wochen nichts von dir höre" . . .

Er wurde wieder ärgerlich.

„Ich hab dir oft genug aus dem Manöver geschrieben! . . . Und wenn dann mein Vater schwer krank wird und ich nach Sommerwerk muß. . . Also, was willst du denn eigentlich?"

„Nichts! Ich will mich ja nur ein bißchen amüsieren! Ich hatte ja keine Ahnung, daß du da sein würdest! . . . Ich dachte, du wärst in Sommerwerk!"

Sie ließ ihre dunklen Augen sehnsüchtig über die bunte Menge gleiten.

„Ich habe doch noch nie in meinem Leben ein Ren-

nen gesehen", sagte sie. „Ich hab doch überhaupt noch nie was gesehen! . . . Andere haben immer alles, nur ich nichts!"

Und nach einer Weile ein Stoßseufzer: „Soll ich den schönen Nachmittag wieder zu Hause hocken? Da sieht's aus! . . . Lauter kahle Wände! . . . Sie haben vorgestern gepfändet . . . bei Papa. . . . Vier starke Männer haben die Möbel die Treppe runtergetragen wie beim Umzug und sind damit fort . . . nett! . . . was?"

Er schaute sie kopfschüttelnd an. Was machte er nur mit ihr? Sie fortschicken? Sie tat ihm so leid. Nun kam wieder die Liebe. Und bei ihr zugleich die Weichheit.

„Wenn du willst, dann geh ich", sagte sie mit erstickter Stimme.

„Nein, bleib nur in Gottesnamen, wenn du schon mal da bist!"

„Eben! . . . Jeder Droschkenkutscher kann sich von dort hinten das Rennen ansehen. Nur ich nicht! Was hab ich denn eigentlich immer verbrochen?"

Es klang wieder trotzig. Dann meinte sie: „Komm! Wir wollen zu deinen Schwestern! Ich möchte ihnen guten Tag sagen!"

Er stand ratlos. Was nun? Und dabei ihr unschuldiges Gesicht. Sie ging wirklich immer noch wie eine kleine Nachtwandlerin durchs Leben! . . . Im gleichen Augenblick kam ihre Freundin heran. Er war ihr nie vorgestellt worden. Aber sie wußte natürlich genau, wer er war. Sie rief laut und mit der Unverfrorenheit der Berlinerin: „Ach bitte . . . bitte . . . 'nen kleinen Tipp, Herr von Bornim, wird es Sillein schaffen?"

Dies familiäre „Sillein" allein schon machte ihn wütend. Diese Berliner Pflanze stand doch nicht mit seinem künftigen Schwager auf Du und Du! . . . Er sagte trocken: „Ich weiß nicht, Fräulein!"

Nun war auch deren Begleiter herangetreten. Der hatte einen blonden Schnurrbart und ein ausdrucksloses, übernächtigtes Gesicht. Er verbeugte sich höflich: „Gestatten, daß ich mich vorstelle, Herr Baron! . . . Grünberg!"

Der Leutnant von Bornim sah frostig über ihn hinweg. Eben läutete es zum vierten, dem großen Rennen. Er wandte sich an Ilse: „Na. . . . Es geht los! . . . Auf Wiedersehen nachher!"

Er machte, daß er in dem allgemeinen Menschenstrom nach dem Sattelplatz kam. Dort trat ein älterer Regimentskamerad auf ihn zu und sagte halblaut: „Sie, Bornim. . . . Sie sollten in Uniform nicht so offen mit solchen Winkelbuchmachern verhandeln! Wozu ist denn der Toto da?" . . .

„So? . . . War das ein Buchmacher . . . dieser Fritze eben?" . . .

„. . . und früher Kellner in 'ner Weinstube in der Potsdamer Straße!"

„Verflucht! . . . Ich dank Ihnen!"

„Bitte! Gern geschehen!"

Ja. . . In dieser Gesellschaft trieb sich nun die Ilse hier herum! . . . Gräßlich! Entsetzlich! Nicht zu sagen! Und wenn man es ihr sagte, wunderte sie sich wahrscheinlich auch nicht weiter? Sie war ja so großartig unbefangen in derlei. Sie nahm die Menschen, wie sie fielen. Ihr war jeder recht.

Er war tief bekümmert. So nahe, zum Schwindeln nahe war er noch nie an die Kluft herangetreten, die Ilse von seiner Welt schied. Mochte sie zehnmal eine Zültz sein! Wer da stand, war doch nur Zigeunerin und Zaungast. Ein kleines Mädchen aus Berlin W. Eine Feder im Wind. . .

In langem Gänsemarsch ritten die Herren in die Bahn. . . Dumpfe Galoppsprünge auf dem federnden Rasen beim Aufkentern zum Start. Achim von Bornim erinnerte sich an das Versprechen, das er dem Husaren gegeben. Er ging in die Loge seiner Schwestern und stellte sich hinter Eva Maries Stuhl. Sein scharfes Auge suchte die farbigen Punkte fern am Horizont.

„Ah!" Ein kurzes Stimmenbrausen. Ein Klingelzeichen. Stille.

„Das Biest will nicht recht!" sagte Achim, die Hände auf die Stuhllehne des blonden Landfräuleins vor ihm gestützt. „Aha! Da nimmt ihn Gustav zurück! Läßt sich führen!"

Eva Marie schloß bleich die Augen und preßte die Finger ineinander. Hopp! Hopp! — drüben ging's ganz gut — kam heran — fegte im Wirbel vorüber — weiter — eine plötzliche Lufterschütterung — ein Ruf von tausend Menschen — Das Fräulein von Bornim schrie jäh auf. . . Um sie herum Stimmen . . . „Sethen! . . . Sethen" . . . Die Lippen des Bruders an ihrem Ohr — Er hielt das Fernglas in der Hand. . .

„Graf Sethen liegt! . . . Der Unglücksmensch, der Balcke auch! Der hat ihn angeritten!"

„O Gott . . . Gustav". . .

„Da reitet er ja. Jetzt steigen seine Aktien! Sethen ist aus dem Rennen!"

Der gestürzte Husar humpelte über den Rasen. Den andern trugen Leute mit dem Genfer Kreuz am Oberarm auf einer Bahre. Ein Arzt in kleinem Korbwagen fuhr ihnen entgegen. Das Feld war schon über alle Berge. Wieder ein Aufschrei . . . diesmal war es ein Feldartillerist . . . und wieder einer . . . ein Dragoner . . . an zwei, drei Stellen bewegten sich am Horizont die Scheiben auf langer Stange und riefen nach Hilfe. . .

Eva Marie hatte die Augen wieder zugemacht. Sie betete: „Ach, lieber Gott . . . bitte . . . bitte . . . mach, daß der ‚Vielleicht' nicht am Wassergraben bockt!"

Sie kannte alle Hindernisse und ihre Zahl. Bei jedem Aufschrei um sie wußte sie: Es war wieder eines gesprungen. Und hinter ihr meldete jedesmal die ruhige Stimme des Bruders: „'rüber!"

Sie zählte im Geist mit. Dreizehn . . . vierzehn . . . fünfzehn . . . Jetzt kam das Koppelrick . . .

„'rüber!"

Und jetzt die Steinmauer.

„'rüber!"

Und jetzt der Wassergraben.

„'rüber!"

Gott sei Dank! . . Nun kam schon die letzte Krümmung der Bahn. Sie hörte mechanisch „'rüber! . . . So! . . Nun mach doch die Augen auf. . . Sie sind schon in der Geraden. . . Passieren kann nichts mehr." . . .

Eva Marie von Bornim beugte den Blondkopf vor und starrte die Bahn hinauf. Wie eine farbige Wolke schoß da das gelichtete Rudel heran. Ein paar reiterlose Pferde mit flatternden Bügeln und zurückgelegten Ohren mitten drin. Ganz hinten ein blauer Attila . . ganz hinten. . .

Aber aus der Ferne schrien Stimmen: „Feste, Sillein!"

Es pflanzte sich durch die Menschenketten längs des Einlaufs fort, wuchs, tönte plötzlich aus der ganzen Menge, brüllte tausendfach drüben aus dem schwarzen Gewimmel des dritten Platzes: „Feste, Sillein! . . . Feste, Sillein!"

Der blaue Attila war plötzlich in der Mitte der andern, kam vorwärts, in lichten Raum. . . Der kleine Husar saß krumm wie ein Fiedelbogen, mit gespanntem Gesicht, fast ohne sich zu rühren . . . um ihn herum ein Gepeitsche und Gefuchtel der andern . . . nun nicht mehr . . . er war vorn . . . ganz vorn . . . da war schon der Richterpfahl . . . dahinter aufmerksame Herren auf der Estrade. . . Ein Geschrei. . . .

„Zwei klare Längen." . . .

Eva Marie schaute wie aus einem Traum auf. Überall streckten sich ihr Hände entgegen, waren lachende Gesichter. Sie glaubte es noch nicht. Sie hatte gleich die Angst als Sachverständige. . .

„Protest. . . Es legt gewiß einer Protest ein." . .

Aber alle Reiter waren nun schon lange durch. Sie suchte unwillkürlich nach der Protestflagge. Die war nicht zu sehen. Vor ihr rief jemand: „Herrgott! Die Bookies zahlen ja schon aus." . . .

Im Musiktempelchen griff der Stabshoboist mit wichtiger Miene nach dem Taktstock. Und hinter ihr sagte Achim: „Willst du denn ewig hier sitzenbleiben? . . . Da kommt er ja schon!"

Der Leutnant von Sillein kehrte im Schritt durch das Menschenspalier zum Weg zurück. Sein Bursche führte das Pferd. Roß und Reiter schauten aus wie die Räuber. Die Uniform voll Dreck. Der Gaul struppig von rauchendem Schweiß, die Flanken rot von Blut. Um beide herum wanderte eine blaue Welle von Attilas. Das halbe Regiment war aus Schlesien zu dem Rennen herübergekommen und führte im Triumph den Sieger heim.

„Platz für Fräulein von Bornim!"

Sie lief ihm entgegen. Er wehrte unwillkürlich, lachend ab: „Um Gottes willen, rühr mich nicht an! . . . Ich bin total verferkelt."

Aber das kümmerte sie nicht. Sie küßte ihren künftigen Mann und machte sich die roten Lippen voll Erde der Rennbahn, die ihm noch in Kotspritzern im Gesicht klebte. Dann wandte sie sich dankbar zu dem kleinen, spindeldürren Gaul, der erschöpft und pflichtbewußt danebenstand, und gab ihm einen schallenden Schmatz auf die Schnauze und bekam so nun auch noch weißen Pferdeschaum auf die roten Backen. Die Schwestern wischten ihn ihr lachend ab, die Herren lachten, es war ein Jubel. . . Die Bläschen perlten in den Sektkelchen, ein Photograph steckte seinen Kopf unter das schwarze Tuch und nahm die Gruppe auf, ringsum waren Bekannte, Verwandte, Freunde. . . . Es war wie eine große Familie . . . dahinter lag die Rasenfläche jetzt, in der Pause bis zu dem nächsten Rennen menschenleer. Nur ein einfach angezogenes Mädchen lehnte ganz hinten allein, mutterseelenallein am Geländer der Bahn. Dort drüben sie, die Ilse Zültz. Dann nichts. Dann hier die andern.

Wieder faßte Achim von Bornim ein tiefes Mitleid mit ihr und ihrer Verlassenheit. Es war nicht nur Liebe — die war nicht mehr so stark und blind wie im Mai — es war auch viel schlechtes Gewissen dabei . . . und Anstandsgefühl und vieles durcheinander. Er ließ die fidele Tafelrunde im Stich und ging, unbekümmert, ob die andern ihm nachsahen, zu ihr hinüber und tat so, als sei nichts geschehen.

„Famoses Rennen — nicht?" sagte er. „Nun hat wenigstens die Geschichte ein Ende! . . . Nun kriegen wir die Eva Marie unter die Haube!"

Sie schaute ihn wortlos aus ihren dunklen Augen an. Ihn dünkte es wie eine Frage: „Und wann heiraten **wir**?" . . .

Das machte ihn ganz verworren und kopfscheu. Er stand da wie auf Nadeln und fühlte neugierige Blicke von der Tribüne und hörte im Geist ein Getuschel hinter seinem Rücken. . . . Nee . . . er mußte jetzt wieder weg. Gottlob! Da bot sich ein Anlaß! Da stand schon wieder dieser Lauckardt neben ihm, ein bißchen aufgeregt, verbindlich lächelnd, gratulierte zum Ritt des Schwagers, warf dabei einen höflichen Seitenblick auf Ilse wie ein Herr, der bekanntgemacht zu werden wünscht. . . . Achim von Bornim konnte nicht anders. Er sagte kurz: „Darf ich dir Herrn Lauckardt vorstellen?"

Ilse nickte ganz von oben und hochmütig, ließ den Kürassier a. D. stehen und ging mit Achim noch halbwegs bis zur Tribüne. Plötzlich wandte sie sich um und ohne ein weiteres Wort von ihm weg und seitwärts in die Menge hinein. . . .

Sonderbar: als sie sich in den nächsten Tagen trafen, war sie ganz anders, als er erwartet: Nicht betrübt, sondern berauscht von dem Bild des Rennens. . . . Sie wurde nicht müde, davon zu reden . . . zu fragen, wer die Dame links in der zweiten Loge gewesen, die beiden in Blau mit dem Reiher . . . sie hatte mindestens hundert Toiletten im Kopf behalten und hielt es für bösen Willen, daß er als Mann nicht einmal mehr wußte, was seine eigenen Schwestern getragen. . . Sie sprach ganz atemlos . . . Nun hatte sie Blut geleckt. . . .

„Ach . . . ich möchte so gern im Winter einmal auf den Kavalierball im Kaiserhof", sagte sie.

„Das geht nicht so leicht, wie du glaubst, Ilse!"

„Ach — wenn man sich da hinter irgend jemand steckt. . . . Wenn ich denke, wer da gestern alles auf dem Rennplatz" . . .

„Da kann, wer zahlt, hinein! . . . . Aber dort ist die Hofgesellschaft unter sich."

„Aber ich bin doch eine von der Zültz!" . . .

„Ja, aber dein Vater!"

„Da kann ich doch nichts dafür!"

„Aber die Menschen sind nun einmal so" . . .

„Und da muß ich mein ganzes Leben lang für andere büßen? . . Das ist doch zu ungerecht. . . Zum Beispiel . . wenn mich jemand heiratet . . ein Offizier." . .

„Im Regiment würdest du einen sehr schweren Stand haben . . wegen deines Vaters.“ . .

Und dann zornig. Schroff: „Unmöglich würdest du sein! Da müßt ich die Uniform ausziehen!“

Ilse von der Zültz schwieg eine Weile. Sie war blaß. Dann sagte sie: „Aber da ist doch schließlich Sommerwerk.“ . . .

„Das gehört doch nicht mir!“

„Aber es ist doch viel Platz darin!“ . .

Den bunten Rock an den Nagel, die schöne Karriere zum Teufel, mit vierundzwanzig Jahren zum alten Eisen! . . . Lebenslängliches Gnadenbrot bei Verwandten als unnützer, verbauernder Krautjunker . . . und das verlangte sie so ganz einfach in ihrer Einfalt, ahnte gar nicht, was sie ihm für ein Opfer zumutete . . . Verzicht auf alles . . . daß er sein Leben mutwillig in Scherben schlagen sollte wie einen alten Topf. Er fühlte, wie immer mehr eine wilde Ungeduld in ihm emporflackerte . . . so umstrickt zu sein . . . behindert zu sein . . . nicht vorwärts und nicht rückwärts zu können! . . . Eine gräßliche Lage . . . Am meisten reizte ihn ihr eigensinniges, lächelndes Schweigen. So, als ob sie schon ein Recht auf ihn hätte . . . schließlich seiner doch sicher sei . . . Er brauste plötzlich auf: „Ilse . . . du redest davon wie der Blinde von der Farbe! Der Mensch muß doch einen Beruf haben . . . kann doch nicht so stumpfsinnig dahocken, bis er schwarz wird . . . Was soll ich denn da draußen anfangen, zum Kuckuck! In Schmierstiefeln im Dreck stehen und den andern die Hypothekenzinsen rausschinden als besserer Inspektor? Nee, gutes Kind — so dumm bin ich doch nicht! . . . Und vor allem . . . mein Vater! Der verlangt, daß ich diene! Mit Recht! Der schmeißt mich unbesehen heraus, wenn ich ihm mit dem Abschiednehmen komme!“

Er geriet in einen blinden Selbsterhaltungstrieb . . . . Er redete sich in Rücksichtslosigkeit hinein . . . Neben ihm sagte Ilse: „Du sprichst immer nur von dir! Aber daß ich . . . Eine Dummheit nach der andern hab ich gemacht . . . und alles wegen dir!“

Er blieb stehen und rang die Hände.

„Hab i ch dich geheißen, aus deiner Pension auszukneifen? . . . Hab i ch dich geheißen, gar nicht erst zu den Nippolds, oder wie sie hießen, hinzugehen? . . . Papa ist jetzt noch wütend. Hab i ch dich geheißen, gestern mit all dem Gelichter in Westend zu erscheinen? . . . Bitte Antwort! . . . Ja . . . siehst du . . . da weißt du eben keine . . . und dann machst du m i r Vorwürfe!“ . . .

Ilse von der Zültz schwieg. Er auch. Stumm gingen sie dahin, und als sie sich trennten, verabredeten sie zum erstenmal kein Wiedersehen.

Nach vierzehn Tagen trafen sie sich erst. Dann abermals. Aber immer seltener. Immer flüchtiger. An zugigen Straßenecken, in regnerischem Influenzawetter, in überhitzten, säuerlich nach Buttergebackenem riechenden Konditoreien, in eiskalten Museen. Einmal verlangte die Ilse auch noch — freilich scheu und bitter — er solle doch lieber einmal in den Pferdestall am Oranienburger Tor kommen. Dort sei es wenigstens warm, und kein Mensch sehe sie. Aber das schlug er rund ab.

„Nee — nee! Nicht zu machen! Zu deinem Herrn Papa geh ich nicht über die Schwelle!“

So blieben sie obdachlos. Und wußten keinen Rat. Es war nicht mehr Mai. Die Weihnachtzeit rückte heran. Achim verbrachte sie draußen in Sommerwerk. Winterschlaf auf dem Dominium. Die Höfe leer. Die Sachsengänger heim in ihren östlichen Steppen, Schnee auf dem Schloßdach und den Stallgiebeln, endloser weißer Schnee über dem weiten Flachland, über See und Flur und Luch und Bruch. In der Totenstille draußen nur das Gekrächze der Krähen, das Stöhnen des Windes. Es durchschauerte einen bei dem Gedanken, hier seine Tage zu verbringen, wie sich das die Ilse ausmalte, und wie sie immer wieder selbst durch ihr Schweigen durchschimmern ließ . . .

Nach Neujahr, als Reichstag und Herrenhaus ihre Sitzungen wieder aufnahmen, weilte der alte Bornim fast immer in Berlin. Sein Sohn war viel mit ihm und schaute von rückwärts in das Räderwerk preußischer Geschichte, den ewigen Kampf mit und gegen Bismarck. Er sah den Vater im Gespräch mit dem großen Hofprediger. Sah ihn um die Dämmerstunde im Café Bellevue am Potsdamer Platz mit dem vielgenannten Mann von gegenüber, der sein Namenswappen, den steinernen Hammer, als Busennadel trug, hörte manches in den abendlichen Zusammenkünften am Sonnabend in dem Hinterzimmer am Kemperplatz. Schattenhaft tauchte im Hintergrund etwas auf . . . wie gekreuzte Marschallstäbe auf Generalsepauletten . . . versank wieder im Dämmer . . . Da erkannte man manches. Lernte fürs Leben. Wuchs. Das war doch ein ander Ding, als immer so mit einem kleinen Mädel herumzuziehen. Das konnte jeder . . .

Dabei der Dienst. Auch da Dusel: der neue Regimentskommandeur war ein eifriger Jäger. Ließ sich die Einladung der alten Exzellenz, einmal in dem Sommerwerker Forst tüchtig aufzuräumen, nicht zweimal sagen. Es gab eine famose Strecke. Er war hochbefriedigt.

„Halten Sie nur die Ohren steif, Herr von Bornim!“ sagte er, als er gegen Ende Januar abermals mit Achim, dessen Eltern und Schwestern an der Tafel saß. „Nicht locker lassen . . . die jungen Herren werden im stillen viel mehr beobachtet, als sie denken. Mit Ihnen haben wir allerhand vor . . . Na . . . Ihr Wohl!“

Der Leutnant von Bornim schnellte empor, leerte stehend sein Glas und hielt es in der Richtung gegen seinen Kommandeur. Der meinte, während jener sich wieder setzte, in ernsterem Ton und halblaut zu der alten Exzellenz: „Ihr Sohn dankt Ihnen wohl mehr, als er jetzt schon weiß. Wir sind immer froh, wenn wir unter dem Nachwuchs Herren von weitem Gesichtskreis und allgemeinen Interessen finden! Denen steht die Welt offen!“

Achim von Bornim hatte es wohl gehört, aber er tat nichts dergleichen. Er wußte längst: das erste Geheimnis des Erfolgs war: „Maul halten!“ Und noch einmal: „Maul halten!“ Lächeln. Zuhören können. Das besorgte er den ganzen Abend.

In rosiger Laune, leise vor sich hinpfeifend, betrat er sein Schlafzimmer. Da lagen Briefe, die inzwischen gekommen waren. Der oberste ist Ilses Schrift. Sein Gesicht verdüsterte sich . . . Herrgott . . . War man denn immer an der Kette? . . .

„Lieber Achim!

„Ich weiß mir keinen Rat mehr. So geht das nicht weiter. Seit drei Wochen haben wir uns nicht gesehen. Einmal habe ich Dich an der Schloßfreiheit gesehen. Aber da gingst Du mit Kameraden. Ihr habt gelacht, und Du hast gar nicht zu mir hingeschaut. Du kannst lachen und hast Leute um Dich. Aber ich sitze hier in meinem elenden Stübchen und bin allein. Ich bin so allein, daß ich manchmal ganz verzagen möchte und gar nicht weiß, wozu ich auf der Welt bin. Dann denke ich an Dich. Dann wird mir wieder besser. Außer Dir hab ich nichts. Du bist mir alles. Aber hab ich Dich noch? Ich seh Dich ja nicht mehr. Und wenn wir einmal zusammen sind, dann ist es nicht mehr so wie früher. Dann zanken wir uns, und nachher reden wir keinen Ton, und daheim weine ich dann die halbe Nacht vor Kummer. Ich werde gewiß noch einmal krank vor Kummer. Aber mich tröstet niemand. Ich hab niemand auf der Welt, der es gut mit mir meint. Du auch nicht. Ich weiß es wohl. Du bist anders geworden. Früher hast Du mich liebgehabt. Jetzt bin ich Dir zur Last.

„Ich hab Dir erst den Brief durch den Stalljungen in die Kaserne geschickt. Da hat ihm der Bursche gesagt, Du seist draußen auf dem Gut. Da schick ich Dir nun den Brief dorthin. Denn ich weiß ja gar nicht, wann du wiederkommst, und wann ich Dich wiederseh . . .

„Manchmal lache ich wieder und bilde mir ein, ich bin doch noch immer Deine Ilse, und das sind nur Mißverständnisse! Vielleicht bin ich schuld. Ich will jetzt ganz geduldig sein. Ich fange nicht wieder davon an. Der liebe Gott wird es schon recht machen, mit Dir und mir...

„Nur das eine muß ich wissen, ob du mich noch liebhast! So, wie es jetzt ist, halte ich es nicht mehr aus. Ich hab Dich so lieb. Ich hab Dir zu Neujahr einen kleinen Geldbeutel gehäkelt, und Du hast ihn noch gar nicht gesehen und mich selber auch nicht. Ich weine jetzt bitterlich, während ich Dir das schreibe. Mir tut das Herz so weh, und im Zimmer ist's so kalt. Und am Waschtisch klebt ein blaues Siegel, und Papa hat den Offenbarungseid geleistet, und drunten stampfen die Pferde. Das macht einen ganz dumm im Kopf. Ich muß von hier heraus. Und wenn ich nicht zu Dir kann, dann anderswohin. Denn mit Papa geht's hier nicht mehr lange. Das merke ich wohl. Und was dann wird? Ich schicke Dir heute keine Küsse mehr. Ich warte erst, was Du mir schreibst.

Deine Ilse."

In tiefem Nachdenken, fast mechanisch, öffnete Achim von Bornim den zweiten Brief. Das erste, was herausfiel, war ein langer, schmaler Streifen. Ein Wechselakzept. Hinten quer herüber die Unterschrift: „Kaspar von der Zültz." Dazu ein Begleitschreiben von Ilses Vater in seiner schwungvollen Handschrift:

„Lieber, sehr verehrter Freund und Gönner!

„Eine kleine Gefälligkeit unter Kavalieren! Weiter nichts, Herr von Bornim! Ich bin bei meinen umfangreichen und aussichtsvollen Unternehmungen zurzeit vorübergehend auf Kredit angewiesen. Das Konsortium, mit dem ich mit Vorliebe arbeite, besteht aus Herren der alten Schule, vielleicht allzu bedächtigen Geschäftsleuten von altem Schrot und Korn. Sie verlangen eine doppelte Sicherheit. Bitte, setzen Sie Ihren werten Namen neben den meinigen, Herr von Bornim! Ein Risiko ist für Sie glatt ausgeschlossen. Auf Wunsch könnte ja auch Sicherstellung auf mein erstklassiges Pferdematerial hier im Stall erfolgen. Kauf oder Tausch mit Vergnügen. In allen solchen Dingen werden Sie an mir stets einen treuen und erfahrenen Berater finden.

„Natürlich stehen mir ja auch viele andere Hilfsquellen offen. Daß ich mich vertrauensvoll gerade an Sie wende, mein lieber Herr von Bornim, hat Gründe, die wir beide ja am besten verstehen! Meine liebe Ilse läßt herzlich grüßen. Ich hörte durch Zufall, wie ihr ausgerichtet wurde, Sie seien in Sommerwerk. Darum nahm ich mir die Freiheit, mich an Ihre dortige Adresse zu wenden, und bin mit der Bitte, mich Seiner Exzellenz gehorsamst zu empfehlen und mich den Damen zu Füßen zu legen, Ihr

alter getreuer von der Zültz."

„Nachschrift: Übermorgen, Kaisers Geburtstag, ist kein Geschäftsverkehr. Es müßte also morgen geregelt werden. Bitte umgehend Bescheid oder womöglich mündliche Rücksprache. Nachmittags im Café Kaiserhof, rechts."

„Pfui Teufel!" sagte der Leutnant von Bornim. Ihm war, als hätte ihm jemand einen Kübel kaltes Wasser über den Kopf gegossen. Er zerriß Kaspar von der Zültz' Brief in kleine Fetzen. Dann schob er den Wechselstreifen in einen Umschlag — keine Begleitzeile dazu — verschloß, adressierte — klebte eine Marke darauf — so — das ging morgen früh an den Kerl zurück ... päh ... solches Zeug im Haus ... in der Hand... Er wusch sich...

Eigentlich der reine Erpressungsversuch ... da drüben lag Ilses Brief... Wenn die das ahnte... Gräßlich, solch einen Vater zu haben! ... Seinen, Achim von Bornims Vater, nannte jeder mit Ehrfurcht ... dafür war man ihm viel schuldig. Er konnte verlangen: Junge, halt mir dies Haus rein! ...

Draußen die stille Winternacht. Sterngold am Himmelschwarz. Blauer Mondschein auf weißem Schnee. Bellen der Bauernhunde. Ein paar gelbe Lichtpünktchen drüben aus dem Dorf. Der Leutnant von Bornim stieß das Fenster auf. Eisig strömte es herein wie aus einem geöffneten Wehr. Die Hände in den Hosentaschen, die Zigarre im Mund, schaute er vor sich hin. Gar nicht sentimental... Verbissen... Jeder war sich selbst der Nächste. Die Geschichte benahm ihm den Atem. Brach ihm noch das Genick. Man mußte raus... Koste es, was es wolle...

Er verfaßte einen langen Brief an Ilse... Als er fertig war, krähte draußen, hinter verschlossener Stalltür, schon ein Hahn. Als er nach ein paar Stunden unruhigen Schlafs das Schreiben durchlas, hatte das sich in ein weitschweifiges Gefasel verwandelt ... nicht Fisch und nicht Fleisch... Er zerriß wütend sein Machwerk

und fing ein neues an, ein drittes. Es ging nicht... Dann zum Frühstück. Mit dem Oberst auf die Jagd. Gegen Abend auf die Station, von der aus sein Kommandeur nach Berlin zurückkehrte. Finster brütend, in den Pelz gewickelt, fuhr er durch Schneegestöber nach dem Herrenhaus zurück. Dummes Rabengekrächze von verschneiten Telegraphenstangen, lästiges Schlittengeklingel.. im Hirn ein Läuten der Gedanken durcheinander... Mensch... Du wirst doch noch einen Brief schreiben können...

Er kam an dem Entenluch vorbei und schaute von der Brücke hinunter in das vereiste Schilf. Männer stapften da in Transtiefeln, trugen rotweiße Latten, rechneten, maßen. Man sah sie jetzt öfters längs des Sumpfflusses. Es war die Rede von einem großen Kanal. Oder von Vorarbeiten dazu. Ernst nahm die Geschichte hier niemand. Wenn das Brackwasser der Havel eine Stunde früher in die Spree floß, davon wurden die Kartoffeln im Land auch nicht größer und wuchs kein Halm Windhafer mehr im Sand...

Ilse... Ilse... Ilse... die Glöckchen bimmelten... Ilse!... Fein und silbern. Es ging einem auf die Nerven... Wütend wurde man... wütend auf sich... auf das Mädel... auf Gott und die Welt... lief auf sein Zimmer, riß die Briefmappe heraus... aber diesmal wirklich... und kurz bündig.

„Liebste Ilse!

„Lange hätte ich es ja schon sagen müssen. Es war unrecht von mir, und ich hab allein die Schuld und nehme sie auf mich. Es stehen unüberwindliche Hindernisse zwischen uns. Hätte ich mir das von vornherein klargemacht und danach gehandelt, so bliebe uns jetzt viel Schmerz erspart. Aber wir haben uns nun einmal gefunden, und es war solch ein schöner Sommer, und die Erinnerung an ihn und an Dich und an unsere Liebe wird in mir nie vergehen, auch wenn wir uns jetzt Lebewohl sagen müssen. Um Deinetwillen müssen wir es. Ich bin es Dir schuldig. Ich kann es nicht verantworten, länger Deinen Ruf aufs Spiel zu setzen. Es wird schon zu viel über uns beide geredet..."

Die Feder bockte ihm förmlich in der Hand. Wollte über die faustdicken Lügen nicht hinüber wie ein stätischer Gaul nicht über die Hürden. Er biß die Zähne zusammen, als sei er im Sattel, und schloß:

„Wenn ich Dir irgend helfen kann oder Papa Dir nützlich sein kann, so wirst du stets auf Lebenzeit einen treuen Freund an mir finden. Dessen sei sicher. Habe Dank. Lebe wohl. Behalte nur das in Erinnerung, was so gut und schön war. Es war zu schön, als daß es hätte Bestand haben können. Es mußte einmal ein Ende nehmen. Wir wollen uns das Herz nicht unnütz schwer machen. Möge es Dir so gut im Leben gehen, wie Du verdienst. Mögen sich alle Deine Hoffnungen in reichstem Maß erfüllen. Das wünscht Dir zum Abschied aus vollem Herzen

Dein Achim."

So. Gut. Schluß. Adresse drauf! Marke!... Krach!... Da brach ein kleines Herz entzwei... Nein! Es war nur die wurmstichige Tischplatte, die geknackt hatte... Achim steckte den Brief zu sich, um ihn in Berlin aufzugeben. Hier hätten sie im Haus und auf der Station unnötig die Aufschrift gelesen. Er runzelte die Stirn und begab sich hinunter zum Abendessen. Sonderbar: seine Stimmung war ganz wie gewöhnlich. So als sei gar nichts Besonderes vorgefallen.

Als er am nächsten Tag — Kaisers Geburtstag — gegen zwei Uhr in Helmbusch und Schärpe Unter den Linden stand, hatte er den Brief an Ilse immer noch in der Paletottasche. Es war ein kalter, klarer Wintertag. Blaßblauer Himmel über Fahnenwald und Farbenschimmer. Vor dem Palais standen an der Rampe die Offiziere der Garde, die Herren der Kriegsakademie, die Reserveleutnants, gegenüber blitzten die Adlerhelme und Küraſſe, aus silbernen Trompeten schmetterte der Torgauer Marsch, das Gardedukorps brachte die Kavalleriestandarten aus dem Zimmer des alten Kaisers hinüber in das Schloß zu dem neuen Kriegsherrn, dann holte sich das Zweite Garderegiment die Infanteriefahnen, umbraust vom kriegerischen Jubel des Hohenfriedberger Marsches. Es war wie ein Zug ins Leben, in die neue Zeit, in das kommende Reich hinein. Achim von Bornims Herz schlug höher. Das war der preußische Rausch. Der Geist seiner Vorfahren. Vorwärts und durch... Zukunft und Hoffnung... Er fieberte vor plötzlichem wildem Ehrgeiz... Kraftbewußtsein... Grausamkeit... Äußerlich machte er ein gleichgültiges Gesicht...

Die Feldzeichen waren fort, die Schutzmannsketten von der Menge durchbrochen, die Menschen wogten. Der Leutnant von Bornim drängte sich durch das Gewühl. Er suchte nach einem Briefkasten an der Ecke und blieb stehen und warf das Abschiedsschreiben hinein.

(Fortsetzung folgt.)

In der Nacht.

Wie der Sterne lichte Schar
Sich im blauen Dunkel weitet
Und die Seele wunderbar,
Die so tief in Schmerzen war,
In das Land des Friedens leitet!

Tiefer atmet meine Brust
Deine selig reinen Wellen,
Klare Nacht! Und unbewußt
Füllt mein Herz aus tiefen Quellen
Sich mit neuer Lebenslust.

Ringsum trugen nah und weit
Menschen ihre schweren Lasten.
Leise hast du sie befreit,
Sorge, Leidenschaft und Streit
Ausgelöscht. Sie dürfen rasten.

Ernste Stille, heilige Ruh,
Fürder durch des Lebens Wirre
Leite meine Wege du,
Führe mich durch Kampf und Irre
Den erlösten Brüdern zu.

Hermann Hesse.

Die Erziehung der Großstadtjugend.

Von Direktor Dr. Weimer, Biebrich a. Rh

Auf einem für die Entwicklung der Jugend vielfach so ungünstigen Boden, wie ihn die Großstädte darbieten, ist das Werk einer gedeihlichen Erziehung besonders schwierig. Wer ist für dieses Werk verantwortlich? Die öffentliche Meinung ruft natürlich: „Die Schule in erster Linie!" Aber das heißt die Dinge auf den Kopf stellen. Die ersten verantwortlichen Erzieher sind die Eltern! Wo sie ihren erzieherischen Pflichten nicht nachkommen, da ist nicht nur die Arbeit des Lehrers doppelt schwer, sondern auch ihr Erfolg höchst unsicher. Für den Kenner der Verhältnisse unterliegt es aber gar keinem Zweifel, daß nur allzu viele Behausungen Stätten planloser und damit meist mißratener Erziehungsarbeit darstellen. Von den Ärmsten, die aus Not ihre Kinder dem Zufall und der Straße überlassen müssen, soll hier gar nicht die Rede sein. Ihres Nachwuchses nimmt sich um so bereitwilliger die praktische Nächstenliebe an und sorgt durch die Einrichtung und Unterhaltung von Säuglingsheimen, Kinderbewahranstalten, Volkskindergärten, Jugendhorten, Schulspeisungen, Ferienkolonien usw. für sein leibliches und seelisches Wohl. Aber auch da, wo Vater und Mutter oder doch mindestens die letztere Zeit für die Erziehung ihrer Kinder haben, fehlt in sehr vielen Fällen die erforderliche Erfahrung, Einsicht und Folgerichtigkeit, um diese Erziehung erfolgreich zu machen, erfolgreich besonders auf dem schwierigen Boden der Großstadt.

Welches sind nun die besonderen Aufgaben der häuslichen Erziehung auf diesem Boden? Sie sind zunächst bewahrender Natur. Fernhaltung von ungeeignetem Verkehr, von ungeeignetem Lesestoff und von unkindlichen Vergnügungen sind die notwendigsten Voraussetzungen für einen Erfolg auf diesem Gebiet. Sie schließen natürlich entsprechende positive Maßnahmen, wie die Sorge um passenden Umgang und gesunden Unterhaltung- und Zerstreungstoff, als ebenso unentbehrliche Folgerungen in sich. Wo Geschwister nebeneinander aufwachsen, da hat schon ein gütiges Geschick für die beste Kameradschaft gesorgt, wenigstens solange die Kinder nicht allzusehr aus dem Familienkreis hinausdrängen. Dieses Verlangen regt sich aber erst mit ernst zu nehmender Stärke, mit dem Eintreten der Entwicklungsjahre. Von da ab wird die Frage des geeigneten Verkehrs oft recht schwierig, da der Eigenwille der Söhne und Töchter nun besonders kräftig hervortritt. Ihre Lösung wird am ersten den Eltern gelingen, die es verstanden haben, ihren Kindern selber die besten Freunde zu bleiben.

Wie wertvoll ein rechtes Herzensverhältnis zwischen alt und jung auch sonst sein kann, zeigt ein Blick auf die Frage der häuslichen Lektüre. Der literarische Schund und Schmutz wird der Jugend meist von Schulkameraden zugetragen. Ist nun kein rechter Einklang zwischen Eltern und Kindern vorhanden, so werden sich die letzteren wohl hüten, ihre fesselnde Lektüre den Blicken ihrer Eltern preiszugeben, sie werden sie vielmehr mit um so größerem Behagen heimlich verschlingen. Im übrigen ist heute die Wahl gesunder Lesekost keine schwierige mehr. Eine ähnliche Fülle guter Jugendschriften wie jetzt hat das deutsche Volk noch niemals aufzuweisen gehabt.

Unter den Vergnügungen vermeide man möglichst alles, was die Sinne der Jugend übermäßig reizt. Ihre Nerven werden durch den beständigen Wechsel von immer neuen Sinneseindrücken gerade genug in Anspruch genommen. Kinder gehören darum nicht ins Wirtshaus und nicht ins Tingeltangel, am allerwenigsten zur Nachtzeit; sie gehören auch nicht in diejenigen Kinematographentheater, die ihnen nichts Besseres zu bieten vermögen als plumpe Sensations- und Effekthascherei. Dagegen kann man den Größeren den Besuch guter Konzerte und Theaterstücke in maßvoller Weise wohl gestatten, solange die Pflichten der Schule gegenüber nicht darunter leiden. Die gesündeste Zerstreuung und Unterhaltung bieten der Jugend aber ein Gang durch Gottes Natur und ferner die bunte Fülle der Bewegungspiele. Sie kommen Leib und Seele in gleicher Weise zugute. Aber freilich, sie sind in der Großstadt leichter zu fordern als zu gewähren. Eine Wanderung ins Freie ist bei den gewaltigen Ausmessungen dieser Städte viel schwerer zu ermöglichen als in der Mittel- oder Kleinstadt. Und ebensowenig hängt die Pflege des Jugendspiels allein vom guten Willen der Eltern ab. Dafür müssen vor allen Dingen erst einmal die geeigneten Räume geschaffen werden, eine Aufgabe, die nicht der einzelne, sondern nur die Gesamtheit der Bürger in ausreichender Weise erfüllen kann.

Damit rühren wir an einen der wundesten Punkte des großstädtischen Erziehungswesens, den Mangel an Spielplätzen. Nach den Berechnungen von Fachmännern der Jugendspielfrage sollte auf je 25,000 Einwohner wenigstens ein Spielplatz von etwa vier Hektar Flächeninhalt kommen. Diese Forderung hat bis jetzt noch keine deutsche Großstadt erfüllt, die meisten stehen sogar sehr weit dahinter zurück. Sowohl die Zahl wie die Größe der bis jetzt vorhandenen Spielplätze ist beschämend dürftig, wenn man sie mit englischen und amerikanischen Verhältnissen vergleicht. Eine einzige Gegenüberstellung mag als Beleg genügen. London zählte im Jahr 1892 schon 6700 Plätze für Kricket und 1000 Plätze für Fußballspiel. Berlin hatte dagegen im Jahr 1907 erst 21 Spielplätze mit zusammen 36 Hektar Bodenfläche aufzuweisen. Da bei der dichten Bebauung der Berliner Gemarkung an eine wesentliche Besserung dieser Zustände kaum zu denken ist, so ist es immerhin ein schwacher Trost, zu hören, daß man dort wenigstens die Exerzierplätze und seit 1901 auch die geeigneten Höfe der Gemeindeschulen dem freien Jugendspiel geöffnet hat. Das sollte in größerem Maß — und nicht nur in der Ferienzeit — auch in anderen Großstädten geschehen, soweit die Bürgerschaft nicht die Mittel zur Anlegung genügend vieler und genügend großer Spielplätze aufzubringen vermag.

Übrigens ist mit dem Bau von Schulhäusern und der Anlage von Spielplätzen das erzieherische Soll der Stadtverwaltungen noch lange nicht erschöpft. In erfreulicher Weise profitiert ja die Jugend ebensogut wie das Alter von den meisten gesundheitlichen Einrichtungen der Großstädte, wie den Brause- und Schwimmbädern, den Schrebergärten, der Nahrungs-, der Wohnungskontrolle u. v. a. Aber auch die ganze Stadtanlage ist nicht nur nach den Bedürfnissen der Erwachsenen, sondern ebensowohl im Hinblick auf das Gedeihen und Wohlbefinden der Jugend auszugestalten. So erfordert z. B. das letztere Moment eine viel schärfere Trennung von Wohn- und Verkehrstraßen, als das bis jetzt in Deutschland üblich ist. Daß die modernen Städtebauer sich dieser und ähnlicher Aufgaben wohl bewußt sind und mit Erfolg an ihrer

Lösung arbeiten, das haben die beiden letzten großen Städteausstellungen zu Berlin und zu Düsseldorf durch die Tat erwiesen.

Bisher ist nur von dem die Rede gewesen, was eine Stadtverwaltung für das leibliche Wohl der Kinder tun kann, sie hat indessen auch manche Möglichkeit, Kopf und Herz der jugendlichen Bewohner segensreich zu beeinflussen. Eindrucksvolle Bauten z. B., schöne Denkmäler, architektonisch gute Platz- und Straßenanlagen sind mit die besten Kunsterzieher, die man sich denken kann. Aus dem gleichen Grund gehören die Schaffung und Erhaltung von Gemälde- und anderen Kunstsammlungen zu den pädagogischen Leistungen, die man von einem zahlungskräftigen Gemeinwesen fordern darf. Gute Theater sollten nicht nur den Wohlhabenden offenstehen, sie müßten wenigstens für eine Reihe von Nachmittagen auch der ärmsten Jugend unentgeltlich zugänglich sein. Die Zahl der Kinderlesehallen wächst ja in erfreulicher Weise, und gut ausgestattete Jugendheime, in denen die Schulentlassenen zwischen 14 und 18 Jahren an freien Abenden und verregneten Sonntagen gesunde geistige und gemütliche Erholung finden, werden nicht mehr allein von privater und kirchlicher Opferwilligkeit unterhalten. Mit all solchen Einrichtungen erzieht die Großstadt das heranwachsende Geschlecht nicht nur zu gutem Geschmack und idealerer Lebensauffassung, sie macht sie auch dadurch erst heimisch in ihren Mauern, macht ihnen das Leben lebenswert und erzeugt eine Liebe zum vaterstädtischen Boden, der der Heimatliebe des Kleinstadt- und Dorfbewohners an Stärke und Innigkeit nichts nachzugeben braucht. In der Wertschätzung der Heimat aber hat die Vaterlandsliebe eine ihrer festesten Wurzeln.

Wenn nun von den Erziehungsaufgaben der Großstadtschulen zuletzt die Rede ist, so soll damit nicht gesagt sein, daß diese für die gedeihliche Entwicklung ihrer Zöglinge nichts Wesentliches tun könnten. Es soll aber dadurch noch einmal die Tatsache hervorgehoben werden, daß sie wirklich Ersprießliches nur da zu leisten vermögen, wo das Haus und die bisher erwähnten öffentlichen Organe sie in gehöriger Weise unterstützen. So haben z. B. die Schulverwaltungen und ihre Lehrer wohl die Pflicht, die Gesundheit der Schüler nach Kräften zu fördern; sie müssen aber auch, wenn dies gelingen soll, verlangen können, daß man ihnen geistig und leiblich gesunde Kinder zuführt und für deren Wohlergehen auch außerhalb der Schulmauern sorgt. Und wenn sie diese Kinder in geeigneter Weise fördern sollen, dann ist es auch ein Gesetz der Billigkeit, daß man die Zahl der einem Lehrer zufallenden Schüler nach Möglichkeit beschränkt. Daran hapert es aber in vielen Großstädten noch ebensosehr wie in den meisten kleineren Siedlungen. Geräumige und gesunde Schulgebäude bieten die Großstädte ihren Kindern meistens dar; öfters dagegen fehlen genügend große, schattige und möglichst staubfreie Schulhöfe.

Hier werden und müssen nun, gemäß den besonderen Bedürfnissen der Großstadtjugend, Turnen und Bewegungsspiele eine immer intensivere Pflege finden. Die ganze Entwicklung drängt auf eine reinliche Scheidung von geistiger und körperlicher Erziehungsarbeit hin, und zwar so, daß die erstere dem Vormittag, die letztere dem Nachmittag zufallen wird. Die Einführung des sogenannten „ungeteilten" Unterrichts, der ja schon in einer Reihe von Großstädten Eingang gefunden hat, hat die Schule diesem Ziel wesentlich näher gerückt. Sie wird aber sicherlich den Ruf nach Verringerung der täglichen Lehrstundenzahl zur weiteren Folge haben, da das Zusammenlegen von sechs verschiedenen Lektionen ohne erhebliche Pause, wie es der ungeteilte Unterricht an höheren Schulen notwendig macht, der Forderung einer gesunden Pädagogik widerspricht. Ebenso unvernünftig aber ist das Vielerlei der den Zöglingen höherer Schulen zugemuteten Unterrichtsstoffe. Haben doch die Schüler der Oberklassen eines Realgymnasiums, die am vollen Unterricht teilnehmen, wöchentlich 15 verschiedene Lehrstoffe zu bewältigen! Dabei rufen immer wieder neue Interessengruppen, wie die Stenographen, die Biologen, die Germanisten u. a., nach zwangsmäßiger Einführung oder intensiverer Pflege ihrer Disziplinen im Unterricht. Es scheint fast, als könnte in Deutschland ein Ding nur noch gedeihen, wenn die Schule es unter ihre Fittiche nimmt! Und doch braucht gerade die Großstadtjugend nichts nötiger als ruhige Vertiefung in eine möglichst beschränkte Zahl von Unterrichtstoffen, weil die zerstreuende Fülle der Lebenseindrücke so überaus groß ist. Aus diesem Grund erscheint mir eine noch weiter gehende Ausgestaltung des wahlfreien Unterrichts wenigstens für die Oberklassen der höheren Lehranstalten als ein Gebot der Notwendigkeit und als der einzig gangbare Weg zur Entlastung der Schüler von einem Zuviel an Lehrstoffen sowohl wie an Lehrstunden.

Im übrigen ist es gewiß kein Zufall, daß gerade auf großstädtischem Boden das Verlangen nach Schulreformen lauter und immer lauter wird. Leider überwiegt aber das bloße Fordern noch meist den Nachweis wirklich gangbarer Wege. Nur der Werkunterricht hat sich schon mit ziemlichem Erfolg eingebürgert, und ebenso versprechen alle Versuche, die darauf abzielen, dem Unterricht eine lokale Färbung zu geben und ihn nach Möglichkeit mit dem umgebenden Leben in Beziehung zu setzen, eine aussichtsreiche Entwicklung. Wie sich schon jetzt ohne große Reformen und ohne Aufwendung erheblicher Mittel der Unterricht lebensvoller gestalten läßt, das hat der Artikel „Freiluftunterricht in der Großstadtschule" von O. Seinig seinerzeit den Lesern der „Woche" (in Nr. 41) greifbar vor Augen geführt.

Am wichtigsten aber und dringlichsten erscheint es mir, daß das Herz des Großstadtkindes in der Schule liebevolle Pflege findet. Denn nur allzu leicht kann dieses auf dem harten, nüchternen Boden der modernen Steinwüsten verkümmern und verkommen. Vertiefung des Unterrichts nach der ethischen Seite hin ist daher eine der unerläßlichsten Forderungen der Großstadtpädagogik. Daß sie nicht in öde Moralpaukerei auszuarten braucht, sondern in engster Fühlung mit dem wirklichen Leben bleiben kann, das unterliegt für moderne Pädagogen keinem Zweifel mehr.

Die wichtigste Vorbedingung zum Gelingen einer solchen Arbeit ist aber die Anbahnung starker persönlicher Beziehungen zwischen Lehrer und Schülern. Wo sich beide gleichgültig gegenüberstehen, da lassen sich auch die wertvollsten ethischen Erziehungskeime nicht zu dauerndem Leben bringen. Wo sich aber die Schüler für ihren Lehrer persönlich erwärmen, da braucht für diesen auch die Zucht kein Gegenstand besonderer Sorge zu sein, während der seinen Schülern innerlich fremde oder gar verhaßte Lehrer sich die Herrschaft auf diesem Gebiet immer von neuem erkämpfen muß. Von den Menschen also und nicht von den Einrichtungen hängt auch in der Großstadtschule letzten Endes alles Gelingen ab.

Die neuen Bewohner des Weißen Hauses.

Von Günther Thomas. — Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Als Folge der großen Volksabstimmung vom 5. November dieses Jahres erhält am 4. März das „Weiße Haus" in Washington, die recht bescheidene, so gar nicht prunkvolle Amtswohnung des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, andere Bewohner. Präsident Taft muß Dr. Woodrow Wilson Platz machen.



Phot. Davis & Sanford.
Mrs. Woodrow Wilson,
die Gattin des Präsidenten.

Damit werden fast plötzlich unvermittelt Personen in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gerückt, die sich bisher dieses zweifelhaften Vergnügens nicht erfreuten. Aber die Damen des „Weißen Hauses" spielen nicht nur in der Washingtoner Gesellschaft die Hauptrolle, sondern es kann eine lebenskluge und gewandte Frau auch politisch dem Mann die Ausfüllung seines schweren Amtes als zeitweiligem Oberhaupt der großen amerikanischen Nation sehr wesentlich erleichtern.

Vom neuen Präsidenten weiß man eigentlich in Europa nur, daß er ursprünglich Universitätsprofessor und politisch ein unbeschriebenes Blatt war; von seiner Familie weiß man überhaupt nichts. Und doch trägt der ganze Entwicklungsgang Wilsons schon so eigenartige Züge, daß es sich verlohnt, etwas näher darauf einzugehen. Der neue Präsident und seine Gattin stammen beide aus dem Süden der Vereinigten Staaten, aus den ehemaligen Sezessionstaaten. Zum erstenmal seit dem Bürgerkrieg ist ein Südstaatler zum Präsidenten der Republik gewählt worden, und damit verschwindet der letzte Rest von Bitterkeit aus jenen Tagen des Bruderkampfes und der Selbstzerfleischung. Wer da weiß, wie gewaltig noch vor weniger als zwanzig Jahren vielfach der Haß zwischen dem siegreichen Norden und dem unterlegenen Süden emporloderte, wer sich daran erinnert, daß die erste Erwählung Clevelands, eines nördlichen Demokraten, zum Präsidenten im Jahr 1884 von den Republikanern als gleichbedeutend mit dem Untergang des Landes erachtet wurde, der wird erst den vollen Umfang, die ganze Tiefe der Wandlung zu würdigen wissen, die sich im schnellebigen Amerika vollzogen hat.

Woodrow Wilson stammt von einer alten, ursprünglich aus Schottland nach Amerika ausgewanderten Familie ab. Schon sein Großvater nahm tätigen Anteil an den ersten politischen Kämpfen der jungen Republik und war als Herausgeber und Redakteur der „Aurora", die zu den einflußreichsten Blättern zählte, im Anfang des vorigen Jahrhunderts ein wirksamer Verteidiger der Ansichten und Grundsätze von Thomas Jefferson, des Begründers der demokratischen Partei. Er wurde



Dr. Woodrow Wilson, der neue Präsident der Vereinigten Staaten.



Phot. Davis & Sanford.

Miß Jessie Woodrow Wilson.

wurde. Seit dem 1. August 1892 stand er als Präsident an der Spitze dieser drittältesten amerikanischen Universität, die auch an kultureller Bedeutung den älteren Schwestern Harvard und Yale nur wenig nachsteht.

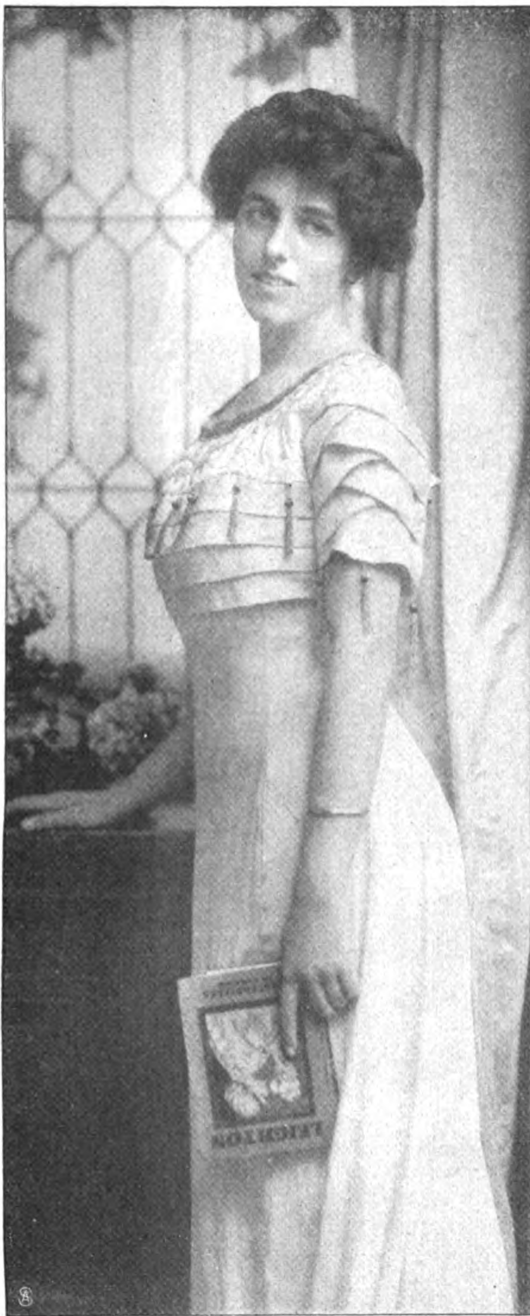
In dieser Eigenschaft als Leiter einer so großen, stetig wachsenden, alle Zweige der Wissenschaft umfassenden Anstalt bewies er ein großes Verwaltungstalent, unzweifelhaft die Hauptbedingung einer erfolgreichen Laufbahn als Präsident der Vereinigten Staaten. Der Präsident einer großen amerikanischen Universität hat eine ganz andere Stellung als der Rektor einer deutschen Universität. Er verbleibt im Amt und wechselt nicht jedes Jahr; er hat eine in gewisser Hinsicht fast autokratische Machtvollkommenheit und muß dabei doch stets Politiker genug sein, um mit dem Verwaltungsrat, der ihn wählt, harmonisch zusammenzuarbeiten. Vor zwei Jahren legte Herr Wilson das Amt nieder, um die politische Arena zu betreten. Er wurde zum Gouverneur von Neujersey gewählt und zog so sehr die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich, daß seine Aufstellung als Präsidentschaftskandidat der demokratischen Partei und sein glänzender Wahlsieg über die beiden Gegner Taft und Roosevelt die Folge war.

Am besten spricht sich der Geist des Mannes in seinen Schriften aus. Schon 1885 erschien: „Kongreßregierung, eine Studie amerikanischer Po-

am 28. Dezember 1858, also wenige Jahre vor der Erwählung Lincolns und dem Beginn des Bürgerkriegs, im Sklavenstaat Virginia, in Staunton, geboren; den Vornamen führt er nach dem Vatersnamen seiner Mutter, einer geborenen Woodrow. Auf südlichen Schulen erzogen, studierte er zunächst kurze Zeit in Princeton, N. J., dem Feld einer späteren Wirksamkeit, und dann Rechtskunde auf der Universität von Virginia, beschäftigte sich jedoch zugleich eifrig mit historischen und philosophischen Studien. Nach Beendigung der Universitätzeit ließ er sich in Atlanta im Staat Georgia als Rechtsanwalt nieder, und dort lernte er auch seine Lebensgefährtin kennen: Ellen Louise Axson, die aus Savannah in Georgia stammt. Er verheiratete sich im Jahr 1885. Die Anwaltspraxis sagte ihm jedoch wenig zu, und bald widmete er sich ganz der Wissenschaft. Wir finden ihn schon 1885, unmittelbar nach seiner Verheiratung, als Dozent der Geschichte und Nationalökonomie an der Frauenuniversität Bryn Mawr, bis zum Jahr 1890, wo er als Professor für Rechtskunde und Politik an die Universität Princeton in Neujersey berufen



Porträtskizze des Präsidenten.



Phot. Davis & Sanford.
Miß Eleanor Randolph Wilson.

litik". Vier Jahre später trat er mit seinem bedeutendsten Werk auf politischem Gebiet hervor: „Der Staat — Elemente historischer und praktischer Politik", in dem seine Auffassung von den Aufgaben und der Wirkungsphäre des modernen Staates klar und erschöpfend dargelegt ist. Nach andern Büchern folgte 1896 die bedeutende und groß angelegte Geschichte George Washingtons, 1902 eine „Geschichte des amerikanischen Volkes". Wenn wir noch erwähnen, daß Dr. Woodrow Wilson akademische Grade einer Reihe amerikanischer Hochschulen besitzt und Mitglied zahlreicher wissenschaftlicher Körperschaften und Gesellschaften ist, dürfte das Bild vollständig sein. — Der nächste Herr des Weißen Hauses führt ein sehr glückliches Familienleben. Seine Gattin schenkte ihm drei Töchter: Margaret, Jessie und Eleanor, die jetzt im Alter von 26, 24 und 22 Jahren stehen. Frau Wilson zeigt den vollendeten Typus der Amerikanerin aus den Südstaaten, eine vornehme, sympathische Erscheinung. Sie



Phot. Davis & Sanford.
Miß Margaret Woodrow Wilson.

ist als Malerin ausgebildet und nimmt gleich dem Gatten großes Interesse an Musik und Literatur. Auch die Töchter, frische, echt amerikanische Mädchenerscheinungen, sind mit Ernst und Eifer für eine bestimmte Berufstätigkeit ausgebildet worden und jederzeit imstande, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu verdienen. Die älteste ist Sängerin, die zweite studierte in Bryn Mawr, die dritte ist Malerin wie die Mutter. Alle pflegen gern heitere, harmlose Geselligkeit und sind für oberflächliches Gesellschaftstreiben wenig eingenommen. Wie weit sie imstande sein werden, sich in der Flut gesellschaftlicher Veranstaltungen in Washington, deren Mittelpunkt zu werden sie bestimmt sind, ihre Eigenart zu bewahren, muß die Zukunft lehren.

Ein Lehrkurs im Skilauf.

Von Carl Diem. — Hierzu 9 photographische Aufnahmen von Kester & Co.

„Rechtes Bein, linkes Bein, alles vertauscht", summte mir in dieser Variante durch den Kopf; dieser brummte noch dazu, ich selbst stak im Schnee, dieser stak mir im Aermel, in Ohr und Nase, und vergeblich versuchte ich mich aus dem Wirrwarr der Beine und Schneeschuhe herauszufinden. Ich hatte nie gewußt, welche unmöglichen Verbiegungen Knie und Fußgelenke machen können, wenn sie so heftig dazu aufgefordert werden wie in dem Augenblick, als der rechte Ski unnötigerweise über den linken rutschte, während ich mit enormer Geschwindigkeit den mit Schnee bedeckten Abhang hinunterrutschte. In die Geheimnisse des Skilaufs wollte ich eindringen und hatte mich leichtsinnigerweise einem Skikurs verdingt. Mit mir auch ein Fähnlein Leidensgenossen beiderlei Geschlechts. Hoch droben im Gebirge.

Da steh ich nun und kann nicht anders. Von Natur hatte ich die leidige Gewohnheit, was man so nett nennt: „über den großen Onkel zu gehen". Mit großer Energie habe ich mir angewöhnt, die Füße normal nach außen zu setzen. Hier war ich verraten und verkauft. Seit ich die langen Hölzer unter den Füßen habe, falle ich nach hinten, wenn ich sie auswärts setze, und nach vorn, wenn ich mich meines Jugendfehlers erinnere. Und Männlein und Weiblein um mich herum, ihnen geht es geradeso. Denn das ist die erste Kunst beim Skilauf, schleunigst zu verlernen, die Beine zu gebrauchen, wie sie gewachsen sind, und sie stattdessen parallel aneinander vorbeizuschieben, die Hölzer müssen nebeneinander glatt in den Schnee schneiden, und wie das sporttechnisch heißt — diese Ausdrücke lernt man am allerersten — eine gute Spur laufen. Sonst nämlich, sonst fällt man. Nun, denkt der harmlose Laie, in dem weichen Schnee, da ist das nicht schlimm, man steht einfach wieder auf. Haben Sie 'ne Ahnung! Das Aufstehen ist eine Uebung für sich; in Massen studiert, bietet sie einen Anblick, der einen tiefsinnig machen kann. Männlein und Weiblein liegen auf Kommando des Skilehrers im Schnee — viel öfters fallen sie sonst ohne Kommando. Plötzlich wälzen sich hundert Menschen wie unser treues Hundetier, wenn ihm so wohl ist, auf dem Rücken, 200 Beine strampeln in der Luft, mit 200 Holzscheiten bewaffnet, und ganz allmählich kommt man so in die richtige Lage, Beine talwärts, Schneeschuhe in wagerechter Richtung in den Hang gegraben, und siehe — mit Ausnahmen natürlich — die Schar erhebt sich. Nun kommt der Bergauflauf. Schiebt man in der eben gelernten Methode parallel zum andern den einen Ski vorwärts und will nun den zweiten nachziehen, so rutscht der erste auf der glatten Spur wieder zurück, und man liegt heimtückisch auf der Nase. Meine Nachbarin macht mir einen solchen Kniefall, und ich lege mich, ohne ihn mißzuverstehen, dazu. Uns fehlte der Trick. Wenn man den einen Fuß vorschiebt, dann gibt man mit der Ferse einen kleinen Druck, das hintere Ende des Skis preßt sich in den Schnee und mit diesem Halt



Das Uebersteigen eines Zauns.



Aufstieg über schlechten Schnee.
Unteres Bild:
Sammeln beim Aufbruch.





„Erhebe dich!“



Uebersteigen eines Baches.

Schnee gestampft, schleudert dann den äußeren Fuß so weg, als wollte man ihn ganz loswerden — man will nämlich wenden — um in der entgegengesetzten Richtung weiter bergauf zu marschieren. Infolgedessen muß die Spitze des Skis am weggestreckten Fuß in der Luft nach hinten geschleudert und der Ski dann wieder parallel zum Hang niedergesetzt werden. Man steht also mit der einen Fußspitze nach vorn, mit der anderen nach hinten, eine Situation, die eigentlich nur für Schlangenmenschen berechnet ist. Dann stützt man sich auf dieses herumgedrehte äußere Bein und holt das andre nach. Bei jeder einzelnen Phase dieser Uebung hat man viele Gelegenheiten zu fallen, die mit den merkwürdigsten Stellungen enden. Lernt kann der andere Fuß vorgeschoben werden und so fort ad infinitum oder — bis man nicht fest genug zutritt, zurückrutscht und wieder im Schnee liegt. Ist der zu erkletternde Abhang gar zu steil, dann klettert man in Serpentinen hoch, und jetzt kommt bereits die „Oberstufe“ der Skikunst, für Anfänger und Zuschauer eine gefährliche Operation. Man steht am schrägen Hang, die Skis fest in den



Vorübung zum Stemmbogenfahren.



Auf der Rast: „Sie nimmt auf!“

man diese Kunst des Wendens auf der Stelle wirklich, dann kommt man auf den Berg hinauf, und die eigentliche Lust des Skilaufs beginnt, die Abfahrt, sagen wir Abrutsch. Das erste, was dazu gehört — neben dem Vertrauen auf die Munifizenz der Unfallversicherung — ist unbedingt etwas Mut. Viel mehr Mut, als in Wirklichkeit aufzuwenden nötig wäre. Denn wenn man so den Abhang hinunterblickt und sich nun ausmalt, mit welcher sich immer vermehrenden Geschwindigkeit man dank dem stattlichen Eigengewicht herabsausen würde, um bei dem Fehlen jeglicher Lenkmöglichkeit gegen den Felsen, den Baum, das Haus, oder was sonst da unten ist, zu schmettern, so vergißt man dabei das eine, daß man gar nicht so weit kommt. Wenn man Mut hat, nicht, und wenn man keinen hat, erst recht nicht.



Bremsen am Hang.

Nach zehn Schritten schon liegt man im Schnee. Und erst lange, lange Uebung braucht man, bis man gelernt hat, auf der schmalen, gleitenden Stütze des Skis den Schwerpunkt des Körpers hübsch in der Senkrechten zu halten und darin auch zu belassen, wenn in der sausenden Fahrt der Boden unterm Fuß Wellen schlägt, wenn aus dem weichen Schnee harter, gerippter Harsch wird, wenn man über eine Mulde fliegt, wenn es einmal senkrecht hinuntergeht und alle die Millionen Veränderungen, vor die einen der Skilauf stellt, instinktiv pariert werden.

Das ist die Abfahrt. Keine Stelle des Körpers, mit der man nicht schon zuerst in den Schnee geflogen wäre, je öfter, desto sicherer lernt man sie.

Nun kommt das Lenken. Während man bisher mit ratlosem Entsetzen sich wie ein totes Gewicht



Zum Aufrichten rollt man sich in eine bequeme Lage.

auf irgendein Hindernis zufliegen sah, ehe der rettende Sturz kam, gewinnt man jetzt die Fähigkeit des Lenkens. Darum vielleicht üben auch die Frauen mit so großem Eifer den Skilauf. Ein Bein streckt man vor — nur beim Skilauf bitte — ein wenig kantet man den Ski, daß der Schnee stäubt, und diesem einseitigen Druck gehorchend, dreht der Körper in die gewünschte Richtung. So fängt die Geschichte an, so entsteht der Stemmbogen. Man kann auch, wenn man statt lenken bremsen will, beide Füße kanten, so daß die Hacken nach auswärts sich drehen und die Spitzen der Skis sich berühren: das nennt man Schneepflug fahren. Aus diesen Uebungen entstehen dann die „Schwünge", der Telemark- und der Christianiaschwung, bei denen man in schärfster Fahrt plötzlich hält oder im rechten Winkel abbiegt; das ist aber nicht mehr Oberstufe des Skilaufs, das ist schon mehr hohe Schule, und die bleibe hier füglich unerörtert. Denn wenn schon mancher gar die Unterstufe nie lernt, zu diesen Schwüngen bringen es die wenigsten, schätzungsweise 30 Prozent von denen, die es von sich behaupten. Auch an das Springen, des Skilaufs höchste Lust, darf ich jetzt nicht denken. So vogelgleich nach rasender Abfahrt über die wagerechte Schlange in den Aether hineinzufliegen, hoch über die steile Sprungbahn hinaus und nach 30 bis 40 Meter wieder aufzukommen, um wie der Blitz in die Tiefe zu rutschen, wer vermag sich diese Seligkeit auszumalen, wenn er sie nicht erlebt hat.

Wir Anfänger hier im Skikurs aber, wir sind stolz, wenn wir nur einmal nach kleinem Herzkrampf die Auffallbahn sturzfrei abgerutscht sind. Wenn wir ohne zu fallen immer bescheidenes Terrain befahren und dabei mal mit der Erkorenen aus der Schar der skilauslernenden Maide ein freundliches Wort reden können, ohne den Mund voll Schnee zu bekommen.

Allmählich lernt man es nämlich doch. Dann kann man schon stolz Arm in Arm abfahren, kann man sich in die Augen gucken . . . pardauz, da liegen sie alle beide.

Gelbe Blumen.

Skizze aus der Südsee von Johannes Wilda.

In meinem Studierzimmer fällt mir ein verstaubtes braunes Papierpaketchen in die Hände.

Verdorbener alter Pflanzensamen?

Ach Gott ja, das „Zaubermittel" aus der Südsee! Ganz vergessen hatte ich es! Aber nun steht plötzlich das Kind Laila wieder vor mir, und während ich so auf das Papier starre, kommt mir eine Fülle von Erinnerungen an die entlegenen Inselfluren, wo das Leben sich so seltsam zwischen Kultur und Wildnis abspielt.

Ach, die schönen Zeiten von Nuru-Nuru, als ich von Korallenklippen unter den in köstlicher Brise rauschenden Kokospalmen auf die zerstäubenden Schleier der anrollenden Südseewogen schaute! — Und — Lai—la! La — ila! — —

Im Geiste sitze ich abermals an meinem primitiven Präpariertisch auf der leidlich kühlen Veranda meiner Strandhütte „Zum Einsiedlerkrebs". Da kommt das junge, schlanke Ding angeschlichen. Nur im langen, weißen, von Hawai-Missionaries propagiertem Hemd — gegen die ehrwürdigen Absichten der Patres ist aber nichts darunter — und barfuß, trotzdem sie eine kleine Lady ist.

Ich drehe mich nicht um, sehe oder fühle vielmehr doch, wie sie mit der ein bißchen bräunlichen Hand kokett über das einfach geknotete blauschwarze Haar fährt; wie ihre dunklen Augen, die noch voll Kinderschelmerei stecken, aufleuchten, und wie sich die Lippen zum Lächeln von den lieblichen Zähnen zurückgezogen haben.

Ich fühle, daß sie ungeduldig ist. Aber nun gerade! Sonst verdirbt mir meine Molluske, und ein so prachtvolles Exemplar fange ich sobald nicht wieder!

Mit einem Mal greift die kleine hellbräunliche Hand vor und nimmt die meinige, die die Pinzette hält. „Oh, Doktor, Sie kommen wieder zu spät zum Essen! Ich muß Sie wieder holen!"

Ich drehe mich um, da berührt ihr helles Nasenspitzchen fast das energische Ende meiner rotbraun verbrannten Nase. In ihren schwarzen Pupillen sehe ich, welchen verwilderten Südseebart ich mir zugelegt habe, und ihre geöffneten Lippen sind so nahe den meinen, daß ich ihren reinen Atem auf der Zunge schmecke. — Ich strecke meine Zunge heraus, natürlich nicht sehr weit, und rette damit die Situation ins Humoristische. Ich hätte das Kind sonst küssen müssen, wie ein Mann, mit dem sein Blut plötzlich durchgeht. Laila fährt zurück und sagt schmollend: „Ich finde es sehr ungentlemanlike, gegen eine Dame die Zunge auszustrecken!"

„Da haben Sie vollkommen recht, Laila! Aber es ist ebensowenig ladylike, Gelehrte bei ihrer Arbeit zu erschrecken und ihnen die Hände festzuhalten!"

„Wenn Gelehrte sich aber schlecht betragen und meine Mama ärgern, dann kann man nicht anders!" erwidert Laila achselzuckend.

Da fällt mir meine Rücksichtslosigkeit schwer aufs Gewissen. „Kommen Sie darüber hinweg, Laila! Ich werde mir schleunigst die Poten waschen!"

Laila schwingt sich auf den Präpariertisch und betrachtet gottergeben ihre spielenden Fußzehen, aber auch verstohlen die Vorgänge und Fortschritte meiner Toilette.

Die hat in Nuru-Nuru nicht viel zu bedeuten. Gearbeitet habe ich nur im Netzhemd. Selbstverständlich mit einem Paar Hosen unterhalb — Khakihosen. Nun folgt noch Waschen, einiges Bürstenstreichen über meinen blonden Lockenschmuck und ein entsprechendes Jackett. Auf Kragen und Manschetten pfeift man. Die weißen Schuhe habe ich auch schon an. Nun den Korkhut aufgestülpt — „en avant, Schatzerl!"

„Gott sei Dank!"

Sie springt elegant und ohne Furcht, sich auf den rissigen Brettern einen Splitter in die nackten Sohlen zu jagen, vom Tisch ab. Übrigens schaut man zwischen den klaffenden Fußbodenfugen in das üppigste Grün des feuchten Erdbodens. Das Palais „Zum Einsiedler" steht nämlich auf Holzpfählen. Über Tal und Hügel zieht sich ringsum der schattige Palmenhain. Hier und da hängt ein gebrochener Wedel an einer der schlanken grauen Säulen herunter, oder im Gras liegt eine herabgefallene Kokosnuß. Die Sonne steht im Zenit; die feuchte Bruthitze treibt den Schweiß aus den Poren. Aber wir kennen das; es geniert uns nicht mehr. Rüstig schreiten wir auf dem glatten roten Lateritpfad dahin. Laila hat sich an meinen Arm gehängt, und ich zeige ihr, wie ein deutscher Krieger Tritt faßt, wenn er ihn verloren hat. Oder wie er mit „Augen links" vor seinem allerhöchsten Kriegsherrn Parademarsch macht. Eine dicke Palme ist unser allerhöchster Kriegsherr. Wir werfen die Beine gewaltig, ungeachtet des langen Hawaihemdes. Laila will den Kaiser bitten, daß er sie mit den schwarzen Jungen der Schutztruppe Parademarsch üben läßt.

Wir steigen nun den steilen Gartenpfad hinan. Da sengt die Sonne ungeheuer. Laila tanzt an meinem Arm wie ein Zicklein. An der Weghecke blühen weiße und bunte Blumen. Ein paar handgroße seidenblaue Schmetterlinge taumeln um uns herum. Laila sagt, es sei ein junger Schmetterlingsherr, der die Lady veranlassen wolle, mit ihm in den Busch zu fliegen. Ich lächle, denn ich weiß, was der landesübliche Ausdruck, in den Busch gehen, für Liebesleutchen zu bedeuten hat. „Doch", sagt Laila, „sie mag ihn nicht. Sie will lieber mit einem andern Herrn in den Busch fliegen." Dabei macht sie eine wichtige Miene. Dann springt sie davon, um mit einer brennend roten Catena di Amor zurückzukommen, die sie mir in Ermangelung einer besseren Befestigungsgelegenheit in die Maschen des Netzhemdes bohrt.

Ich bin doch froh, als wir den Schatten des tiefüberdachten Tropenhauses erreicht haben. Die umlaufende Veranda ist von dichtem Grün und herrlich leuchtenden gelben Blumen umsponnen. Niemand weiß den Namen dieser Rankenblume, die ich so sehr liebe, und nach der ich immer wieder frage. „Ich gebe etwas darum, wenn ich sie nach Deutschland verpflanzen könnte!" sagte ich oft.

Dann treten wir aus der Veranda in das Speisezimmer und bekommen die liebenswürdigste Schelte.

* * *

Sooft ich an Laila gedacht habe, immer habe ich dabei der gelben Blume denken müssen. Wie ich mir eben jene kleine Szene vor dem Mittagessen in Nuru-Nuru vergegenwärtige, schwebt mir im Gedächtnis die gelbe Blütenpracht der Veranda ganz besonders vor. Nun aber spinnt sich ein anderes Bild an das erste.

* * *

Es ist nachmittags. Laila und ich reiten — sie im Damensattel — um die blauschläfrige Innenbucht. Wir schauen nach dem Vulkan drüben, aus dessen geborstener Flanke sich graugelbe Schwefeldämpfe wölken.

Laila erzählt mir viel von Zaubermitteln, die zwei Menschen zwingen, sich zu lieben, sie mögen wollen oder nicht. Laila sagt, in dem Vulkan wohne ein Geist, der so voller Liebe sei, daß es keiner Zaubermittel bei ihm bedürfe. Die Mädchen, die mit ihm in den Busch gingen, müßten verbrennen. Sie täten es aber doch gern. Er hole sich zuweilen die schönsten Mädchen aus den Bergen hinter Nuru-Nuru — einmal habe er sich sogar das schönste eingeborene Mädchen aus Nuru-Nuru selbst geholt. Nachher hätte man im Busch nur noch etwas Asche von ihr gefunden.

„Das ist ja ein ganz schrecklicher Geist, Laila! Haben Sie keine Furcht vor ihm?"

„Er liebt doch keine weißen Mädchen" — Laila hielt sich nämlich ihres englischen Vaters halber für durchaus weiß — „und einmal müssen alle Menschen sterben, nicht?"

„Das gilt für unbestritten. Indessen ist es doch gut, daß Sie weiß sind!"

„Ist Ihre Frau auch weiß?"

„In Deutschland leben nur Weiße."

„Ich möchte nicht nach Deutschland! Aber wissen Sie, was ich möchte?"

„Nun?"

„Daß Sie noch keine Frau hätten!"

„Oho! Warum denn nicht?"

„Dann könnten Sie — doch immer hier Seetiere zerschneiden und auf Glas kleben."

Lächelnd schaue ich nach Laila hinüber. In die bräunliche Helle ist ein tieferes Rot gestiegen, als es der Ritt verursacht hat. Ihr Blick haftet streng an meinem Sattelknopf. „Sie lieben Ihre Frau ja gar nicht!" kommt ein strafender Zusatz aus dem kleinen Mund.